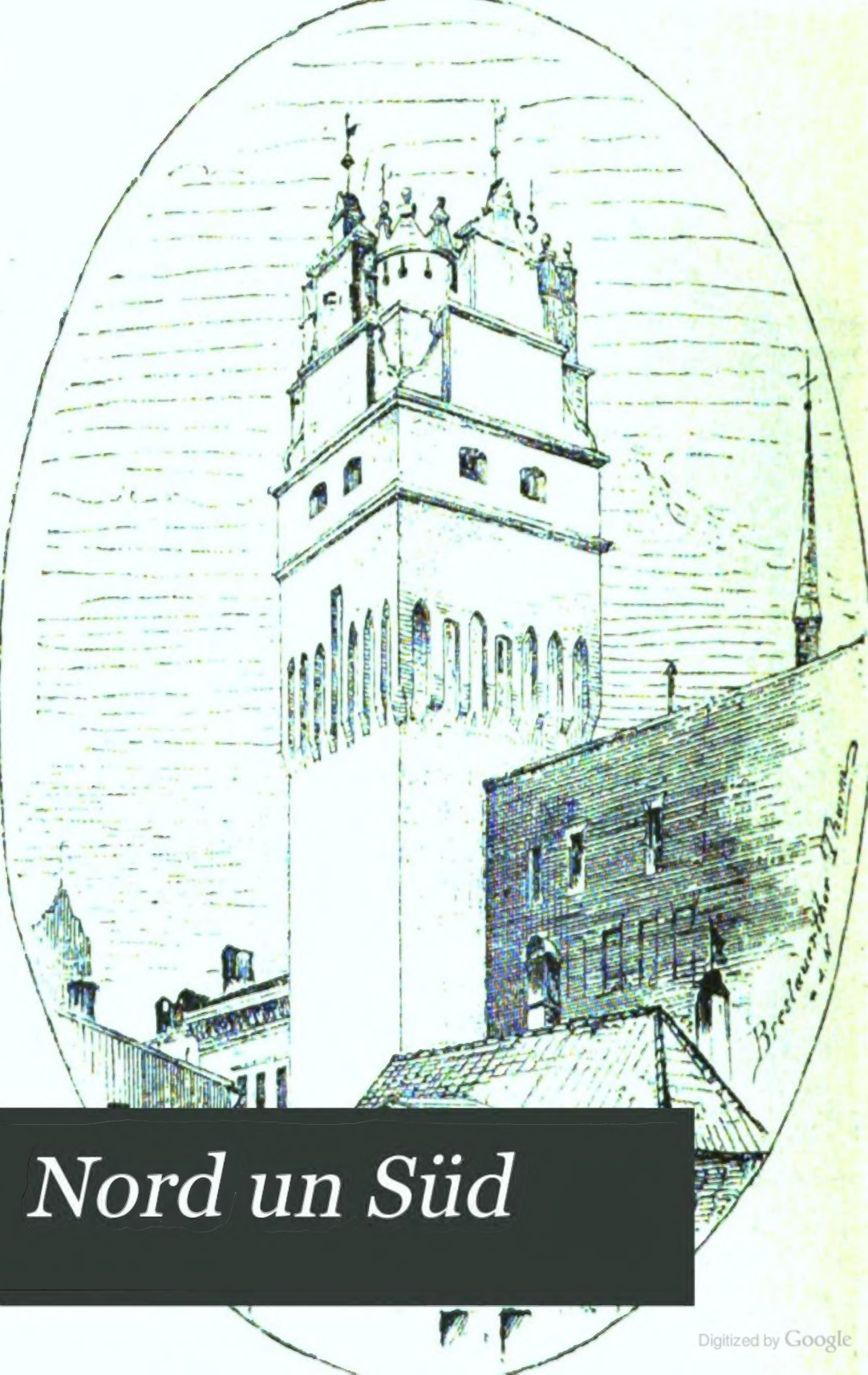
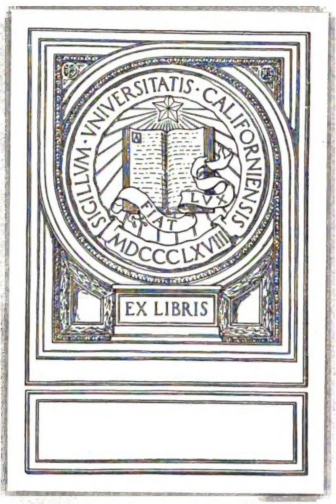
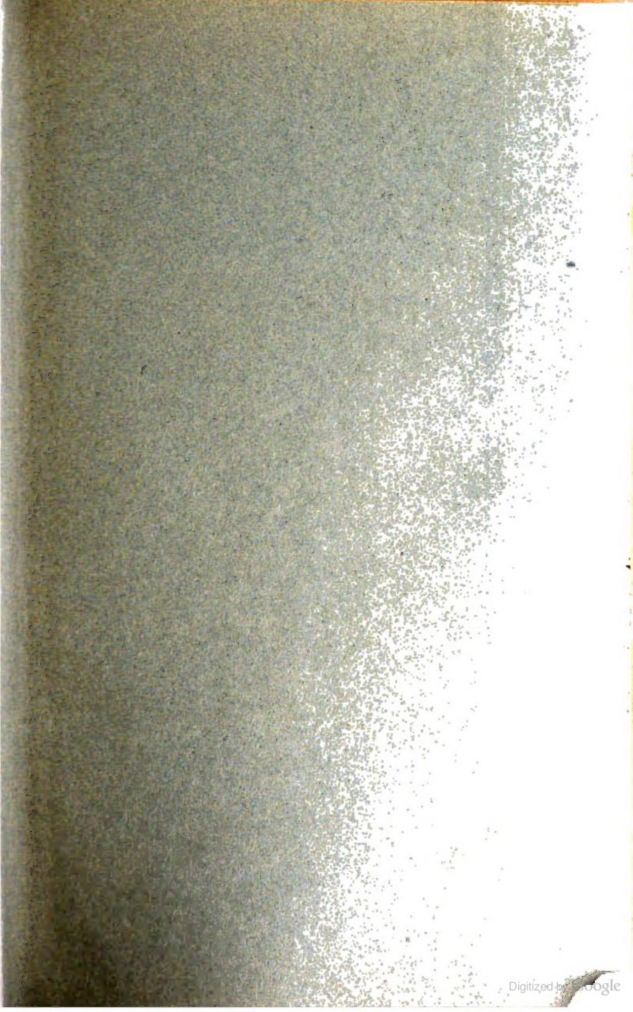


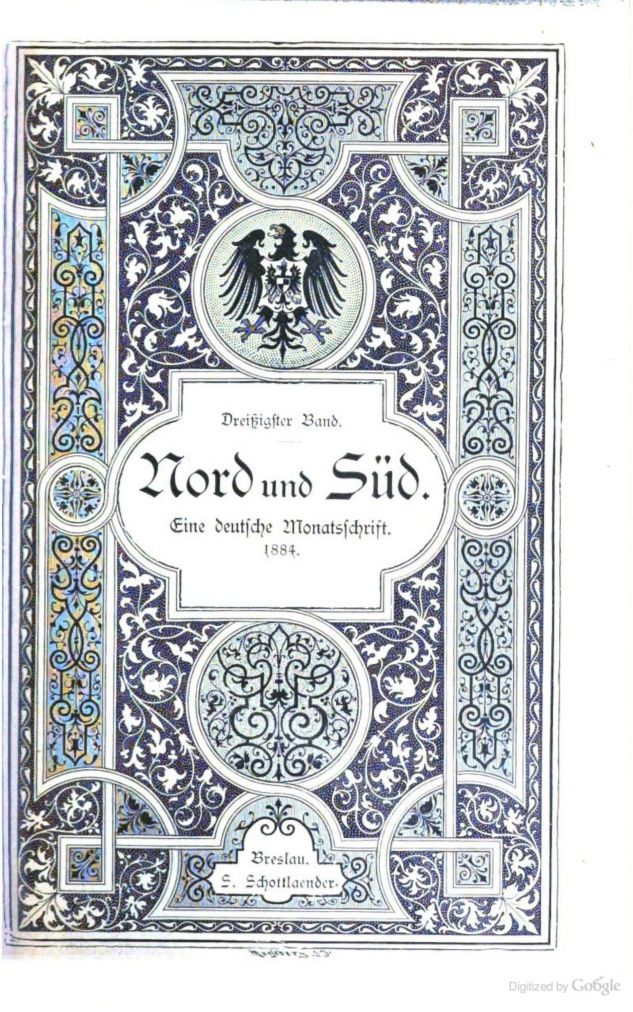
Nord un Süd

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Dreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Lorenz Gedon, Klaus Groth und Gustav zu Putlitz.)

Breslau 1884.
Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1884:2

Digitized by Google

Inhalt des 30. Bandes.

Juli — August — September.

1884.

Franz Bernhöft in Rostock. Seite

Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum 235

Helene Böhlau in Weimar.

Herzenswahn ..... I. 143

Anton Theobald Brück in Osnabrück.

Die Stigmatisirten 67

Klaus Groth in Kiel.

Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel 184

Eduard von Hartmann in Berlin.

Kant als Begründer der modernen Aesthetik 304

Moriz Hoernes in Wien.

Die Anfänge der Kunst in Griechenland 353

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Ein Besuch auf der Alhambra 345

Max Kretzer in Berlin.

Die Blinde 281

Fr. Kreyssig.

Béranger und Courier 88

M48407

Digitized by Google

Seite

Rudolf Leonhard in Halle.
Die Univerſität Bologna im Mittelalter 211

Paul Lindau in Berlin.
Die neueſten Romane von Daudet und Zola.
I. Sappho, Pariſer Sittenbild von Alphonſe Daudet 253
II. La Joie de vivre von Emil Zola 371

Albert Lindner in Berlin.
Das däniſche Dichterjubiläum 227

Ernſt Pasqué in Darmſtadt.
Der fliegende Holländer 109. 190

Ludwig Pietſch in Berlin.
Lorenz Gedon 42

Guſtav zu Putlitz in Karlsruhe.
Mein Elternhaus 329

G. Verga, Catania in Sicilien.
Der Krieg der Heiligen 391

Bibliographie 134. 267. 399

Digitized by Google

Digitized by Google

Juli 1884.

Inhalt:

Helene Böhlau in Weimar. Seite

Herzenswahn 1

Ludwig Pietsch in Berlin.

Lorenz Gedon 42

Anton Theobald Brück in Osnabrück.

Die Stigmatisirten 67

Fr. Kreyssig.

Béranger und Courier 88

Ernst Pasqué in Darmstadt.

Der fliegende Holländer 109

Bibliographie 134

Hierzu ein Portrait von Lorenz Gedon. Radirung von W. Hecht in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte von:

Hrehner & Schramm in Leipzig. (Brasch, Die Classiker der Philosophie.)
Schottlaender in Breslau. (Erholungsstunden.)

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — Juli 1884. — 88. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lorenz Gedon.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Herzenswahn.

Von

Helene Böhlau.

— Weimar. —

Es war Frühling und Nacht. Auf dem ſtillen Marktplatze eines thüringſchen Städtchens ſtand ein ſtattliches Haus; darinnen ging es hoch her, Geſtalten huſchten auf und nieder; Tanzweiſen klangen, die Paare drehten ſich im heißen Saal und draußen war es kühl und ſtill und dunkel.

Da öffnete ſich die Hausthür, ein junges Mädchen trat heraus, ſchaute ruhig um ſich, nahm den Mantel, der ihr das leichte Kleid verdeckte, ganz von den Schultern und hing ihn ſich über den Arm. Langſam ging ſie die Stufen zur Straße hinab und lehnte ſich unten an das Geländer.

So blieb ſie ſtehn.

Nach einer geraumen Weile hob ſie den Kopf und ſchien auf die Klänge der Muſik zu lauſchen. Die Thür ging wieder, ein Jüngferchen im Kattunkleide kam eilig nach. „Fräulein Käthchen!“ rief die Kleine.

Die Gerufene aber blickte zu den Fenſtern auf, noch ganz verſunken in die rhythmiſch muntern Klänge, die zu ihr herabtönten.

„Hier klingt's ſo übel nicht,“ ſagte ſie und blickte ſich nach dem Jüngferchen um, das wartend neben ihr ſtand.

„Oben, meine ich, wäre mir 's lieber“, erwiderte dieſe. „Es wird Fräulein Käthchen wohl noch gereuen, ſo frühe gegangen zu ſein.“

„Komm,“ ſagte das Mädchen und ging ſchweigend voraus, quer über den Marktplatz, bog in eine Straße ein und ging raſch und leicht, daß ihre Begleiterin Mühe hatte, ihr durch die dunklen Gaſſen und Gäßchen zu folgen.

Jetzt wehte ihnen die frische Bergluft entgegen, die letzte Laterne leuchtete auf das Vorgärtchen eines kleinen Hauses, und sie traten hinaus in's Freie. Auf ebener, wohlgepflegter Landstraße gingen sie vorwärts, bis sich vor ihnen, ein gut Stück vom Städtchen entfernt, eine hohe Gartenmauer erhob, die ein beträchtliches Grundstück einzuschließen schien. Schöngeformte Laubbäume im zarten Frühlingsschmuck blickten über die Mauer auf die Vorübergehenden nieder.

Beide traten durch ein Gitterthor und gingen auf einem breiten Kiesweg dem Hause zu, das am Ende des aufsteigenden Gartens, am Fuße eines bewaldeten Hügels lag. Der Vollmond leuchtete gedämpft hinter leichten Wolken. Ein ansehnliches Haus war es, mit mächtigem Ziegeldach, weiten Fenstern und einer hohen Hausthüre. Wohnlich lag es zwischen zwei dunklen Rothbuchen. Das waren ernste Wächter, unter deren Schutz es wohl bewahrt schien. Jetzt rauschten ihre Zweige vom Nachtwind bewegt.

Das Jüngferchen steckte den Schlüssel in das Thürschloß, öffnete und sie gingen durch den mit breiten Fliesen belegten Corridor. Die Kleine hatte ein Licht ,das nahe der Thür stand, angezündet und leuchtete ihrer Herrin voraus. Sie traten in ein Zimmer zu ebener Erde ein.

„Wie das schwül ist!" Käthe öffnete das Fenster und riß hastig eine schmale Thüre auf, die in's Freie führte dem bewaldeten Hügel zu, der sich an der Rückseite des Hauses sachte erhob.

Sie athmete auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, blieb stehen und sah das Mädchen, das wartend in der Thüre stand, ungeduldig an. „Geh, sieh nach, ob mein Fächer oben liegt," sagte sie endlich. „Ich habe ihn heut Abend vermißt, wahrscheinlich gar nicht mitgenommen, als wir gingen. Gott sei Dank," rief sie aus, als die Kleine zur Thür hinausgegangen war; dann zog sie ein Schubfach auf, riß aus einem Heft ein Blatt Papier, griff nach einem Bleistift, kniete vor einem Stuhl nieder und schrieb, die kleine Hand noch im weißen Handschuh, hastig eine Zeile nach der andern nieder, erhob sich, preßte das Blatt an die Lippen und trat an's offene Fenster — dann blickte sie auf das Blatt und las:

Durch's geöffnete Fenster
Strömt milde
Feucht-warme Luft,
Lezesathem!
Was ist meinem Herzen?
Wird mir's doch bange,
Kaum daß ich's halte!
Es singet und jubelt,
Es breitet die Schwingen,
Zur Sonne zu fliegen!

Ach gar zu enge
Werden die Bande,
Ach nur zu lange
Hält es der Kerker!
Harr aus, armes Herze!
Vielleicht eine Weile —
Und es fallen die Fesseln —
Fallen die Thore
Und Du bist frei!

Das Jüngferchen war eingetreten, ehe Käthe geendet und stand wieder wartend an der Thüre. Käthe blickte auf. „Du bist es!" Sie legte das Blatt bei Seite.

„Ich finde ihn nicht, Fräulein."

„Was denn?"

„Den Fächer."

„Ach so, den Fächer."

„Wollen Fräulein Käthchen zu Bette gehen?" frug Hannah.

„Ja, sieh wie Du mit meinem Kleid zurecht kommst."

Hannah löste ihr behutsam Bänder und Schleifen. „Das ist einmal ein Kleid. Schade, daß Sie es so kurze Zeit heut' trugen!"

Käthe riß eine Schnur, die sich verknotet hatte und die das Jüngferchen sorglich zu entschlingen suchte, mit schnellem Griffe auseinander.

„Nein, so etwas," rief diese ganz erschreckt.

Da lachte Käthe und sagte: „Hänge es nur gleich draußen in den Schrank. So, nun kannst Du schlafen gehn. Sie brauchen Dich heut' Abend nicht. Ich werde wach sein, wenn die Andern kommen." Das Mädchen ging.

Käthe blieb allein und lehnte sich wieder an das offene Fenster. Sie seufzte tief auf. Es fröstelte sie und sie warf ihr Morgenkleid über, trat vor den Spiegel und nahm eine Nadel aus ihrem Haar. Eine dunkele Rose, die es geschmückt hatte, fiel zur Erde. Sie bückte sich darnach, hob sie auf, blickte lange darauf hin und legte sie dann achtlos bei Seite, schüttelte das Haar zurück und steckte es wieder zusammen.

Jetzt ging sie zur Thür hinaus in den Garten. Sie lief den Weg entlang, der den bewaldeten Hügel, welcher zum Besitzthum gehörte, hinanführte, trat unter die leise rauschenden Bäume und verfolgte den schmalen aufwärtsstrebenden Pfad weiter. Lichter und Schatten fuhren zitternd über den Boden hin.

Jetzt hatte sie die Höhe erreicht. Ein ziemlich geräumiger Wiesenplatz lag vor ihr, rings von Buchen umgeben. Inmitten des freien Platzes erhoben sich, vom Monde hell beschienen, Mauern im Bau. Balken und Bausteine lagen umher. In schönen weiten Bogen dehnte sich eine Seite der quadratisch angelegten Grundmauer und überragte die übrigen. Der umschlossene Raum war nicht weitläufig, und es schien mehr darauf abgesehn, einen Aufenthalt zu gewinnen, um in glücklichen Tagen, in schöner Umgebung

frohe Stunden zu verleben, als eine Wohnung zu schaffen, um Tage und Jahre darin auszuhalten.

Das Mädchen kniete sich auf einen behauenen Stein und ließ ihre Augen über das begonnene Werk hingleiten.

„Er hat Recht," sagte sie, „die Säulen durften nicht höher werden!" — Damit sprang sie auf und ging rasch über den freien Platz.

Vor einem Gitter stand unsere Käthe jetzt und schien nicht übel Lust zu haben, noch weiter vorzudringen, aus dem beengenden Besitzthum sich in das Freie zu wagen. Sie versuchte ein niederes, breites Lattenthor zu öffnen und fand es verschlossen. Ermüdet wendete sie sich um, legte die Arme übereinander und der Mond konnte sehen, wie ein bewegtes, sehnsuchtsvolles Antlitz zu ihm aufblickte.

Langsam ging sie wieder zurück, einen andern Weg hinab, als der war, den sie aufgestiegen. Er führte in wenigen leichten Windungen am westlichen Abhang nieder. Kein Laut war rings zu hören. Kein Luftzug bewegte die jungen Blätter. Fast schleichend ging Käthe vorwärts. Jetzt vermied sie den knirschenden Sand, schlüpfte zwischen Sträuchern auf dem weichen, erdigen Grunde hin. Ein Lichtschein fiel durch die Büsche. Behutsam bog sie die Zweige auseinander und schaute nach dem Häuschen, das im Dunkeln unter hohen Bäumen vor ihr lag, grünbewachsen bis an den Giebel.

Auf dem Tisch, unter den Fenstern leuchtete eine Lampe, die helles Licht auf ihre nächste Umgebung warf.

Vor dem Tisch saß ein Mann in einem dunkeln Mantel gehüllt. Er schien gelesen zu haben, hielt das Buch noch in der Hand und hatte sich wie in Gedanken versunken in den Stuhl zurückgelehnt.

Käthe blickte unverwandt auf ihn hin.

Eine Nachtigall schlug ganz nahe im Busch und der Mond lag über dem frischen Grün und ließ jedes Zweiglein schimmern.

Sie schlich näher.

Der Einsame, der vor seinem Hause die stille Nacht angenehm genoß, schien in seinem Frieden durch die herannahenden Schritte gestört und richtete sich im Stuhle auf.

„Käthe," rief er. „Wahrhaftig, es ist die Käthe!"

„Reichlin," und sie sprang leicht zu ihm hin. „Ach, Reichlin!" sagte sie noch einmal, als sie neben ihm stand.

„Das ist hübsch, daß Du kommst; aber jetzt, so spät? Was willst Du?" Und er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Was soll das? Ich denke Du vergnügst Dich und tanzest?" sagte er liebenswürdig böse, „statt dessen schleichst Du hier im Dunkeln umher. Was fällt Dir ein! Sag mir, was hast Du?" frug er von Neuem.

Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Nichts, gar nichts — jetzt weiß ich's kaum."

„Du bist aus der Gesellschaft gelaufen?"

„Ja," antwortete sie kurz.

„Weshalb? haben sie Dich schlecht behandelt?" frug er.

„Nein."

„Du hast nicht getanzt?"

„Ja doch, hier ist meine Tanzkarte."

Sie griff nach ihrem Kleide. „Nein, hier nicht, zu Hause."

„So," sagte er, „und weshalb bist Du denn ausgerissen?"

„Glaub' mir," sagte sie, „ich passe nicht in eine Gesellschaft — ich will leben. Ich möchte immer ganz leben. Verstehst Du, wie ich das meine? Weißt Du, ich möchte immer wahr sein. Hier im Garten, wenn ich pflanze oder grabe, oder im Gewächshaus arbeite, oder mit Dir rede, da sehe und fühle ich auf der Welt nichts von Lüge, nichts von Kränkung, nichts von Liebloſigkeit. Was Du sprichst, das weiß ich, könnte mir Leben bringen, wenn ich klug gewesen wäre. Zu Allem, was Du sagst, habe ich Vertrauen, und verschweige ich Dir etwas, habe ich gar nicht das Gefühl vom Verschweigen; mir ist als wüßtest Du Jedes von mir. Und bei meiner Arbeit im Garten geht Alles klar vor sich. Es keimt und wächst und will größer werden und will etwas erreichen und geht dann zu Ende; aber ohne Schrecken, so ruhig wie es kam. So gefällt mir das Leben," sagte sie fest, „da scheue ich mich nicht davor, genau zu wissen, was mein Herz will, so gut Alles zu seiner Vollkommenheit strebt, so thue ich es auch. Jedes kleine Kraut, jedes, jede Pflanze zeigt, daß Alles darnach strebt, seine Höhe zu erreichen. Und wenn ich so darunter bin, fühle ich mit, und was ich mein Ziel nenne, das weißt Du, das ist die Empfindung vom allerhöchsten Glück — dann fühle ich, es wird kommen, so sicher, wie die Blüthe aus einer Staude, die schon auf sie wartet. Aber kaum bin ich unter Menschen, da ist mit einem Mal alles Einfache im Denken und Fühlen nicht mehr da. — Den wenigsten sehe ich an, daß sie nach etwas Schönem streben, und fast Keinem traue ich zu, daß er Glück kennt. Ich mag und will nicht," sie hob die Stimme heftig, „im Beispiel sehn, daß das Leben nicht so ist, wie ich es hoffe," dann setzte sie innig hinzu: „Es ist tiefer, als Du denkst, Reichlin, wenn ich Dir sage: Ich wollte, ich brauchte nicht wieder mitzugehen."

„Sie sollen Dich nicht wieder mitnehmen," sagte er leichthin, „wenn Du nicht willst, bleib hier, schwatz mit mir, die Frauen dort verstehn Dich nicht und Du sie nicht. Im Ernst," sagte er in einem andern Ton, „Du weißt auch vom Leben nichts; aber es wäre doch wohl nöthig, daß Du es kennen lerntest, wie andere Leute auch."

„Glaubst Du," begann Käthe, „daß ich dann anders reden würde. Ich glaube das nicht. Das Leben, wie sie es nennen, werde ich nie kennen lernen aus meinem Leben."

„Wie meinst Du das?"

„Ganz unklar, Reichlin. Hier, jetzt bei Dir und zu Hause und wohin

ich mich im Geiſte verſetze, überall fühle ich nur mich, im Unglück wie im Glück; über mich ſelbſt, über die dumme Käthe komme ich nie und nirgends hinaus."

Sie ſchwiegen Beide, dann nahm ſie das Blatt verſtohlen aus ihrem Kleide und ſagte: „Reichlin, ich habe etwas für Dich," und begann ernſthaft, indem ſie es in der geſchloſſenen Hand hielt: „Du mußt mir verſprechen, nichts dagegen zu ſagen. Lies es, als ſpräche ich mit Dir."

Er nahm ihr das Blatt aus den Händen und las halblaut:

„Was iſt meinem Herzen?"

„Nicht laut, ja nicht laut!"

„Was iſt denn dem Herzen?" frug er und ſah ſie wie beſorgt an.

„Lies doch," ſagte ſie faſt heftig. „Sprich aber nichts darüber."

Er las und blickte dann auf.

„Ganz gut, Käthe."

„Dir gefällt es?" frug ſie.

„Ja, die Gedanken, die Empfindungen; — aber der Ausdruck, Käthe, der Ausdruck!"

„Du ſollteſt ja nichts dagegen ſagen."

„Merke Dir nur," fuhr er fort, „daß gerade die anſcheinend formloſen Gedichte unerbittlich in der Form ſind. Der Rhythmus iſt unerbittlich. Wir wollen ein andermal darüber ſprechen. Darf ich das Blatt behalten?"

„Ja, es iſt für Dich."

„Du biſt ein Narr, Käthe," ſagte er, und ſtrich ihr ſanft über das Haar.

„Wie denn?" Sie hatte ſich von der Bank erhoben und ſah ihren Freund ſcheu an.

„Bleib nur," ſagte er, und faßte ihre Hand. „Da glaubt meine Käthe, ihre Sehnſucht gelte der Unendlichkeit, dem Unfaßbaren und hat nicht den Muth zu geſtehen, daß ſie ganz Sehnſucht iſt, ganz Hoffnung, wie andere dumme Mädel auch."

Wie in Gedanken verſunken, ließ Käthe ſich wieder neben ihm nieder und ſah hinauf in die dunkeln Baumkronen und ſagte nach kurzem Schweigen aus ihren Gedanken heraus mit tiefbewegter Stimme:

„Ach Du weißt gar nicht, wie gern ich lebe!"

„Was haſt Du, Käthe?" frug er und faßte ihre Hand.

„Es iſt ſchmerzlich," fuhr ſie fort, „und ſo unruhevoll, daß alles Gefühl die Sehnſucht wie einen Schleier erſt bei Seite ſchieben muß, damit man ſehen und empfinden kann. Der liegt," fuhr ſie langſam fort, „über Allem, was ich denke und will."

„Kennſt Du die Sehnſucht ſo genau?" frug er liebevoll.

„Ja," ſagte ſie in einem wie hilfeſuchenden Ton. — „Die kenne ich, wie Nichts auf der Welt." Sie erhob ſich haſtig, um zu gehen, und gab ihm die Hand. Reichlin hielt ſie zurück.

„Bleib, Käthe. — Wann haſt Du das geſchrieben?“ Er zeigte auf das Blatt, das vor ihm auf dem Tiſche lag.

„Jetzt, vorher,“ erwiderte ſie.

„Biſt Du mit Dir zufrieden, freut Dich das?“

Käthe ſchüttelte den Kopf. Dann ſagte ſie: „Gar nicht, jetzt nicht — das Wenigſte habe ich ſchreiben können. Es iſt mir, als hätte ich das Beſte wieder verloren. — Ich kann Nichts zu Ende denken. Das iſt wohl dumm — das peinigt mich oft.“

„Setz' Dich,“ ſagte Reichlin, lehnte ſich zurück, blies den Rauch ſeiner Cigarrette in die Luft und ſchaute den Wölkchen nach, die in der lauen Nacht leiſe fortzogen, und ſagte, ſie lächelnd anſehend: „Ja, nichts auf der Welt läßt ſich zu Ende denken. Es iſt kein Gedanke, der ein Ende verträgt. Jeder führt, endlos weiter gedacht, zu ſeinem Gegenſatz und zu ſich ſelbſt zurück. Das verſtehſt Du wohl nicht?“

„Es wird ſo ſein,“ erwiderte ſie.

Man hörte ihr an, daß ſie in etwas ſie Bewegendes befangen war, als ſie weiter ſprach: „Aber Hoffnung erreicht ihr Ende, wenn ſie erfüllt wird. — Dagegen kannſt Du nichts ſagen. Du nicht und Niemand. Und erreicht ſie es dadurch nicht und iſt ſo mächtig — ſo —“ ſie preßte die Hände an die Stirn und lehnte den Kopf etwas zurück, „dann erreicht ſie es auch; aber anders — anders!“

Sie athmete ſchnell und erregt und während ſie noch im Sprechen war, ſtürzten ihr heftig Thränen aus den Augen.

„Was iſt Dir, meine Käthe?“ ſagte Reichlin ſanft und bog ſich über ſie.

„Auch ich will glücklich ſein,“ ſchluchzte ſie heftig. „Ich bin ſo voll Unruhe und Beſorgniß. Mir iſt bange, denn mir ſcheint, daß zu viel getragen werden muß. Immer Neues kommt — und die Erinnerung — die Erinnerung!“ rief ſie, „die will das Herz auch nicht freigeben, die laſtet ſchwerer darauf, als alles Gegenwärtige. Da lieg' ich Nachts und eine große Sehnſucht taucht auf. — Ach, Du weißt es nicht und Niemand,“ flüſterte ſie leidenſchaftlich. „Ich fühle, daß dies der Inhalt von meinem Leben iſt und bin erſtaunt und erſchreckt, wenn ſich noch Unendliches dazwiſchen drängt, und auch verlangt erfaßt zu werden — da liegt Alles, was ich erreichen will, mir ſchwer auf. Ich möchte leben!“ rief ſie. „Ich möchte arbeiten, Reichlin; aber nicht nur, um durch die Arbeit zu vergeſſen. — Ich möchte denken und arbeiten und doch glücklich ſein!“

Er unterbrach ſie nicht und ließ ſie in ihrer Bewegung über noch Unausgeſprochenes weiter reden. Sie ſprach unklar und deutete faſt nur die Melodie zu ungekannten Worten an. So hätte ſie ihr Geheimniß aller Welt anvertrauen dürfen, ohne befürchten zu müſſen verſtanden zu werden. Ihr Freund aber kannte ihre Weiſe, Vertrauen zu geben, und folgte ihren

Worten, wie er noch kurz vorher in ſeiner Einſamkeit mit Hingebung auf die abgeriſſenen Töne der Nachtigall gehört hätte, die geheimnißvoll aus der Dunkelheit drangen und eine wunderſame Theilnahme in ihm erweckt hatten.

Nach ſeinem Aeußern zu urtheilen, gehörte er nicht in dieſen ſtillen, abgeſchiedenen Winkel und unwillkürlich mußte man ſich ihn im großen Treiben des Lebens denken. Er hatte die vornehme Gelaſſenheit in den Bewegungen, die oft einem in ſich abgeſchloſſenen Menſchen zu eigen iſt, Jemandem, der im Bewußtſein ſeines Werthes ſicher in jedem Verhältniß aufzutreten gewohnt iſt; auch die Art Liebenswürdigkeit im Ausdruck, die jeden Ausbruch von haltloſer Leidenſchaftlichkeit bei ihm als unmöglich erſcheinen ließ, fehlte nicht, und war von den Eindrücken, die ſeine Perſon auf den erſten Blick machte, wohl der ſtärkſte.

Er ſah auf das junge Mädchen, die neben ihm ſaß und deren Hand er, während ſie bewegt ſprach, in der ſeinigen hielt, beſorgt nieder.

„Käthe," ſagte er, „wäre es nicht gut, wenn Du das, was Dich bekümmert, ausſprächeſt — Nun, was denkſt Du? Du ſollteſt ſehen, daß ein ausgeſprochenes Wort löſt und befreit."

„Ich kann nicht, Reichlin, ich kann jetzt nicht, zu Dir nicht, eher zu jedem Fremden. Mir iſt das, was ich ſagen will, zu tief in das Leben gegangen. Ich kann nicht davon ſprechen."

„Du möchteſt mir es nicht geſtehen?"

„Doch Dir," erwiderte ſie.

„Dann nimm die Kraft zuſammen und ſag es. Ich weiß, das wird gut thun. — Oder ſag es einer von den Schweſtern — der Mama."

„Nein, nein," rief Käthe, „wenn Jemandem, dann Dir. Zu Hauſe würden ſie mich nicht verſtehen; — lieber ſterben, als es einer von den Schweſtern ſagen."

„Nun dann, meine Käthe, dann mir. Glaub mir, ich weiß ſchon mehr als Du denkſt." Er neigte ſich ihr zu.

„Wenn man mit ſo einem Mädel alle Tage ſpricht und kaum Jemanden Anderes zu ſehen bekommt und wenn das Mädel ſo ein dummes Ding iſt, meinſt Du nicht, daß man es ſpürt, ob ſie munter oder traurig kommt, und daß man nach und nach weiß, wie es um ſie ſteht, auch ohne daß ſie es ſagt?"

„Du weißt es nicht, Reichlin."

„Ich ſehe, daß meine Käthe nicht glücklich iſt und habe das lange geſehen," fuhr er bewegt fort. „Denke doch, wie hübſch ich Dir geholfen habe, auch ohne daß Du mir geſtanden haſt, was Dich quält. Vertraue mir, ich weiß, das Leben bringt Schweres, und ſo ein tolles, heftiges Herz, wie Du, fühlt Alles doppelt ſchwer."

„Ach, Reichlin, wie gut Du biſt!" flüſterte Käthe bewegt, bückte ſich

auf ſeine Hand, die auf dem Tiſche lag und berührte ſie leiſe mit den Lippen.

„Meinſt Du das?“ ſagte er. „Nicht wahr?“ Er faßte ihr Köpfchen zwiſchen beide Hände und ſah ihr eigen in die Augen und ſagte mit dem Ernſte, der nur aus allertiefſter Erfahrung entſpringt: „Ob unſer Glück kommt, oder nicht kommt, Beides iſt Leben, Käthe.“

„Für Dich, Reichlin, Du überſchauſt es,“ ſagte ſie haſtig und ihre Augen leuchteten ſchmerzlich auf, „wer aber darin ſteht,“ fuhr ſie fort, „für den iſt nur das Eine Leben, das Andere aber Tod, Unglück und Qual.“

„Ja, mein armes Ding, das iſt ſo“ — ſagte er, „das ſcheint ſo — Du fühlſt es — ſprich. Ich verlange es, daß Du ſprichſt. — Hörſt Du?“ Er ſtrich ihr über die Stirn, weil das Mädchen wie abweſend vor ſich hin ſah.

„Es iſt der Traum,“ — ſagte ſie ſchwer aufathmend. — „Ich habe Dir geſagt, daß ich einmal etwas geträumt habe, was in Erfüllung gegangen iſt.“

„Das haſt Du oft — ja, und immer ſo erregt, wie ich nicht möchte, daß meine Käthe ſpräche. — Was iſt es mit dem Traum?“

„Nichts, der Traum iſt nicht wahr,“ erwiderte ſie mit zitternder Stimme. „Ich habe es nicht geträumt.“

Er blickte mit einem ernſten Ausdruck auf ſie nieder.

„Sprich Käthe,“ ſagte er.

„Ich will wahrhaftig —“

„Nun —“

„Ich will es Dir ſagen; aber ſo, wie ich gedacht habe, daß ich es Dir einmal erzählen könnte,“ begann ſie erregt. „Die Schuld am Ganzen trägt ein Traum, doch iſt es nicht ſo, verſtehſt Du? Willſt Du es hören?“

„Ja,“ ſagte er. „Vielleicht kommt der Augenblick nicht wieder, wo Du reden kannſt. Du brauchſt nur Weniges zu ſagen —“

Käthe hörte kaum, was er ſprach, ſah unverwandt zur Erde nieder. Dann begann ſie zaghaft, ohne aufzublicken. „Ich ſtand in einem Zimmer, das iſt der Traum,“ fügte ſie leiſe hinzu, „und Einer trat herein, den ich gar nicht kannte.“ Sie hielt inne.

„Meine gute Käthe!“

„Ich kann nicht; — nein, ich will,“ ſagte ſie und hob den Kopf. „Er ſprach mit mir. Ich hatte einen Eindruck von ſeinem Bewegen, von der Art wie er ſprach, und als ich erwachte, war es mir, als hätte ich einen Menſchen kennen gelernt.“

„Sprich weiter, Käthe,“ ſagte Reichlin.

„Den, den ich im Traum geſehen, deſſen Stimme ich ſo deutlich hörte, — das heißt, es iſt nicht wahr, ich habe es nicht vorher geträumt, ich erzähle es Dir nur ſo, der trat einmal wirklich zur Thür herein. — Du warſt dabei, — auch noch Andere.“

Jetzt schwieg sie tief aufathmend.

„Käthe, — Du meinst" —

„Nein, nein, nicht den Namen nennen, bitte nicht!" Sie machte eine abwehrende Handbewegung und sah ihn flehend an. — Ihr Geständniß sollte ganz von Unausgesprochenem umgeben bleiben. Es schien als habe sie, um sich vielleicht zu entschuldigen und verständlicher zu machen, durch das Einflechten des Traumes in ihre Erzählung das Tiefe, Unerbittliche einer Leidenschaft andeuten wollen.

Ein naiver, mächtig fühlender Geist hat von jeher den Drang in sich gespürt, seinem leidenschaftlichen Empfinden einen nicht gewohnheitsmäßigen, sondern übernatürlichen Ursprung zu geben.

„Ich will Alles wissen," sagte Reichlin ruhig. „War es Ernst Santi?"

„Ja, Nicolaus, der war es," sagte sie plötzlich gefaßt.

„Du sahst ihn öfters?" frug er.

„Ja, drei Mal. — Ach, Du hast vielleicht wieder von ihm gehört?" Sie legte ihre Hand in die seinige.

„Nie wieder, seit zwei Jahren, seitdem er bei uns war, als Du und ich ihn sahen, nichts wieder," sagte Reichlin.

„O könnte ich Dir beschreiben," fuhr sie lebhaft mit erregter Stimme fort und blickte in die Höhe.

„Als er ging," fuhr sie langsam fort, — „Du weißt es ja, es war Gesellschaft bei uns, als ich ihn zuletzt sah. Zuletzt sprachen wir uns," sagte sie sinnend, „das war im Garten an dem Weigeliastrauch, der unten an dem Gewächshaus steht, da brach er mir einen Blüthenzweig von dem Strauch und hielt ihn mir in mein Haar, und sah mich an und sagte —"

Sie unterbrach sich. Es zuckte leicht um ihren Mund, ihre Stimme war unsicher, und sie preßte ihr Gesicht an den Arm ihres Freundes.

„Was er sprach, sage ich nicht, Reichlin. Später, nicht jetzt."

„Wie Du willst' — und er strich ihr leicht über die feuchte Wange.

„Ich wußte, Reichlin, daß er an mich denken würde — und wußte wie er denken würde."

„Als er ging," fuhr sie bewegt und unter Thränen fort, „hörst Du auch?" Sie hob den Kopf und sah Reichlin an. „Ach, Du hörst ja nicht, Du mußt es thun; denn ich sage nur wenig, und Worte sind so ein kleiner Theil von dem Wenigen."

„Nun, als er ging, meine Käthe?" frug er und hielt sie fest in den Armen.

Sie schwieg.

„Ich kann nicht, Reichlin. — Ich wußte damals, daß er nach Rom wollte, um dort lange zu bleiben und weil mir das Herz so schwer war, glaubte ich, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Und als ich ihm die Hand gab und er mich ansah und ich ihn wohl verstand, — Ihr wart Alle dabei, oben

im Zimmer — und Du ſtandeſt neben mir und haſt Nichts gemerkt, — da war es mir, als erſtarrte in mir jeder Gedanke vor Schmerz und Angſt, daß er in Wahrheit gehen würde. Ich konnte Alles nicht faſſen, nicht mein Glück und Nichts, das war ein angſtvolles Empfinden. Dabei fühlte ich, wie das, was mich umgiebt und durchdringt, auf eine entſetzliche Weiſe auf- und niederwogte. Ach, Reichlin," rief ſie ſchmerzlich und drückte ſeine Hand feſter, „und wenn ich jetzt an ihn denke und mir vorſtelle, ſeit wie lange ich nichts von ihm gehört habe, ob ich ihn wiederſehen werde, — ob er vergeſſen hat — ob er kommen wird, da ſchwanken meine Gedanken ſo zwiſchen Qual und Glück, daß ich oft Nachts, wenn ich nichts weiter wahrnehme, als was ich mir vergegenwärtige, vor Angſt vergehen könnte."

Sie hatte ihr Geſicht in Reichlins Mantelfalten verborgen, ſo feſt, als traue ſie es ſich lange nicht wieder zu erheben und ſprach faſt undeutlich, weil ihre Stimme ſich durch Thränen und Bewegung durchkämpfen mußte.

„Und ſo wie ich empfand, als er mir Lebewohl ſagte, ſo iſt es mir, als empfände ich oft, — und es quält mich, ſo wenig Herr über mich zu ſein," ſchluchzte ſie laut. „Seitdem bin ich nichts als Sehnſucht — nichts als Sehnſucht."

„Meine arme Käthe," ſagte Reichlin innig, „weshalb haſt Du nicht eher mit mir geſprochen. Wer weiß, Du hätteſt Dich nicht ſo gequält."

Er hielt das ſchmerzlich erregte Mädchen immer noch, wie zum Schutz, in ſeinen Armen und ließ ſie, wie ein Kind, ſich ausweinen. Als ſie anſcheinend ein wenig ruhiger war, frug er mancherlei, was ſich auf den Erſehnten bezog — und die ſanfte, volle Stimme ihres Freundes von dem lang verſchwiegenen Geheimniß reden zu hören, machte auf Käthen einen eigenthümlich lebensvollen Eindruck, ſo daß es ihr mitten in der Zuſammenfaſſung ihrer jahrelangen Erwartung war, als müſſe Alles, wenn er davon wiſſe, gut werden. Ihr Herz ſchlug weniger heftig und ſie athmete ruhiger.

Reichlin frug: „Was thatſt Du damals, als er gegangen war, ſprachſt Du mit mir, blieben wir noch zuſammen?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Von der Nacht, als ich allein war, rede ich nicht, auch nicht mit Dir. Eins will ich Dir ſagen, ich ſuchte, um meiner Herr zu werden, nach etwas, das Gleichgewicht mit meinen Schmerzen hielt, und fand es in der Todesangſt. Ich habe damals ein paar Gedanken, das weißt Du ja, aufgeſchrieben. Dir war das nicht recht, erinnerſt Du Dich noch?"

Sie ſprach das lächelnd.

„Ich möchte Dir noch etwas ſagen," begann ſie nach einer Weile, „es iſt dumme Einbildung; ich kenne ein ſo wunderliches Gefühl; manchmal, ich ſagte es Dir ſchon, wenn ich meinen Gedanken nicht folgen kann, oder wenn die Todesangſt kommt," das ſagte ſie tief erregt, „oder wenn ich mir vorſtelle, wo er wohl gerade ſein mag, weshalb er nicht kommt, was er thut,

ob er kommen wird, da ist es mir, als erstarrte ich. — Es ist Einbildung, aber beinah schrecklich."

„Sprich Käthe," sagte Reichlin.

„Ach, daß ich mit Dir habe reden können, Nicolaus; aber sag' etwas. Es ist doch ein wunderliches Gefühl, von dem ich eben spreche. — Vielleicht gehört es zum Leben, vielleicht empfinden wir Alle so. Es giebt Gedanken, die zum Erstarren sind, und ich verwundere mich noch darüber, daß es mir geht wie allen Andern."

Von Neuem weinte sie leise und immer heftiger.

Es giebt wohl keine tiefere Bewegung, als das mühselige Aussprechen eines lange verschwiegenen Leides. Alle tausendfach gefühlte Qual drängt sich da zusammen und ringt nach Worten. Jede in tiefer Sorge verbrachte Stunde taucht vor der Seele auf, man möchte sie voll begreifen lassen. Man will leidenschaftlich Unaussprechliches zum Ausdruck bringen und empfindet voll die Unzulänglichkeit, ja Unmöglichkeit, sich mitzutheilen.

Doch zum Troste, wenn wir von den Worten enttäuscht ablassen, stellen sich die heißen Thränen ein, die allein die Wahrheit reden können.

Käthe hatte versucht auszusprechen, und sie fühlte, daß es über ihre Kräfte ging, da überließ sie sich ihren Thränen ganz. Aber sie weinte unaufhaltsam und durchbebend, und er hielt das arme, zitternde Geschöpf fest an sich gedrückt und dachte, wie ihr für den Augenblick zu helfen sei. Die ganze Gewalt ihrer leidenschaftlichen Natur tobte in ihr und sie schien immer weniger im Stande, sich zu fassen.

„Du hast Dich lange gequält, mein Herz, und warst immer gut, — nicht mißlaunig, unartig manchmal," sagte er in liebevollem Ton. „Ich denke, was für ein gutes Geschöpf Du bist und so hübsch klug. Wir wollen glauben, daß Alles gut wird — und ich helfe Dir, Du sollst sehen, ich helfe Dir." Es war, als beruhigten das Mädchen die wenigen Worte schon, die er wie zu einem Kinde tröstend sprach. Sie hielt seinen Arm weniger fest umklammert und athmete langsam tief und ruhig auf. Es verging eine gute Weile und Käthe weinte immer leise fort.

Reichlin strich ihr hin und wieder sanft über Haar und Wangen und sah in Gedanken versunken vor sich hin.

„Was mach ich nur mit Dir?" sagte er. „Wenn Mama nach Hause kommt, wird sie böse sein, daß sie Dich nicht findet. Komm, suche ruhiger zu werden. Ich möchte Dich so nicht von mir gehen lassen. Weine nicht mehr." Er hob ihr das Köpfchen in die Höhe. Sie hielt ihr Taschentuch fest in den Fingern und er nahm es ihr sachte und trocknete die Thränen damit. Da lächelte sie und lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. Die erste Morgendämmerung erhob sich im Osten, und Reichlin sagte: „Die Sonne wird kommen, — und wenn andere Leute an das Aufstehen denken, geht meine Käthe schlafen. Wie soll ich Dich nur trösten? Du bist noch so jung, deshalb hoffe

Du. Es giebt viel Glück auf Erden; aber Käthe, es giebt auch eine Art, Glück und Unglück zu ertragen, die ich Dir lieber noch als Glück selbst schenken möchte. Stell Dir vor, unsere Gedanken, Freuden und Qualen steigen wie aus der Erde auf, berühren und treffen uns, gehen über uns hinweg wie das Rauschen des Windes über die Wipfel der Bäume. Wir haben weniger Theil an unseren Gedanken, an unserm Glück und Unglück, als wie es uns scheint, wir sind weniger wir selbst, wir sind mehr Theil des Ganzen. Versteh' das, meine Käthe. Gewöhne Dich daran, nicht an Dich als an ein von allen Uebrigen abgesondertes Geschöpf zu denken, dann mußt Du fühlen, daß wir unabwendbar über uns ergehen lassen müssen, was wir mit Jedem und Allen zu tragen haben. Was über uns hereinbricht, ist unabwendbar und es bleibt nichts, als zu dulden und zu tragen und von je höherem und umfassenderem Standpunkt wir es anschauen, desto gelassener werden wir sein und desto leichter wird uns Alles werden. Das ist ein Trost. Vielleicht begreifst Du ihn einmal. Ich möchte, jede bewegte und jede schicksalsvolle Stunde öffnete Dir den Blick weit und groß, so wie ich es zu Deinem Allerbesten wollte."

„Ja", flüsterte sie und lehnte ihr Köpfchen wieder ermattet an ihn, aber innig, und in dieser Bewegung lag ein Ausdruck hingebendster Dankbarkeit.

„Ich wollte, daß ich so werden könnte, wie Du es wünschest," sagte sie — gab ihm die Hand und erhob sich. „Gute Nacht."

„Soll ich Dich begleiten?" frug er.

„Ich fürchte mich nicht," antwortete Käthe. „Es wird immer heller, ich gehe allein. Ich will so werden, wie Du es möchtest. Sie drückte ihm noch einmal die Hand, sah im Gehen wieder zu ihm zurück und war bald den Weg entlang verschwunden.

* * *

Ob es wohl wirklich Trost war, den unsere Käthe nach den wenigen Worten ihres Freundes empfand? Oder war es Müdigkeit und Dumpfheit, die ihr Ruhe brachte, oder die Stimme Reichlins, die ihr tröstlich zu hören war? Wer weiß?

Was er zu ihr sagte, wurde von ihm gewißlich empfunden. Manchem mag es als ein nutzloses Bemühen erscheinen, ein junges Geschöpf aus seiner natürlichen Sphäre, die das allerpersönlichste Hoffen, Verlangen und Leben ist, herauszureißen, und einen Trost aufzunöthigen, der der Jugend, die durch ihre Gaben und Vorzüge sich aus den Massen zu erheben scheint, fernliegt, die den Tod als etwas Unwahrscheinliches darstellen möchte, und das Glück als Lebenselement.

Wer bedenkt, daß Käthe und Reichlin seit Jahren sich kannten und Reichlin wußte, daß sich seit lange in dem Mädchen Zweifel und schmerz-

liches Erwarten geregt hatten, der wird zugeben, daß, da ihre Jugendlichkeit sie nicht sieges- und glücksgewiß gemacht hatte, er ihr die Vortheile und Anschauungen künftigen Lebensalters wohl vor der Zeit offenbaren durfte.

* * *

Nicolaus war erst durch den Tod seines Bruders, Alexander Reichlin, der mitten aus erhöhter Thätigkeit gerissen wurde, der Familie näher getreten. Der Bruder hatte eine Maschinenfabrik übernommen und war in das Städtchen übergesiedelt, hatte sich angekauft und sein Vermögen zur Vergrößerung und Erneuerung der Fabrik verwendet. Die unausgesetzte Arbeit und Ueberanstrengung beschleunigten bei ihm den Ausbruch eines Nervenleidens. Mit widerstrebendem Herzen hatte er sich entschließen müssen' das begonnene Werk unvollendet zu lassen und in Abgeschiedenheit und Ruhe seine Wiedergenesung zu erhoffen. Er war nach Italien gereist, um dort mit seinem Bruder zusammenzutreffen. Die Ueberzeugung bei diesem Bruder Ruhe und Hilfe zu finden, hatte ihn hoffnungsvoll zu dem Entschlusse getrieben. Er starb in Italien. —

Als Nicolaus Reichlin nach Alexanders Tode kam, um die Leitung des in der Zeit der Krankheit des Besitzers schlecht verwalteten Geschäftes zu übernehmen, erwartete man einen wunderlichen, verdüsterten Sonderling erscheinen zu sehen, der dem Bilde gliche, das man sich aus allerlei Nachrichten über ihn im Voraus gebildet hatte. Und man war erstaunt, einen ruhigen, liebenswürdigen, durchaus vornehmen Mann zu finden, der allerdings mit größter Zurückhaltung sich von allem Verkehr abschloß, aber auf Jedermann, der ihm nahe kam, einen eigenthümlichen Eindruck machte. Man wußte von ihm und seinem Vorleben nichts eigentlich Bestimmtes. Man erzählte sich, daß er nach beendetem Studium nach Italien gezogen, daß er dort in Allem, was Kunst heißt, aufgegangen sei, daß er in eine vornehme Römerin sich verliebt, und die Ehe mit dieser nach kurzer Zeit wieder gelöst habe. Danach aber wußten sie, daß er lange Jahre wie ein Einsiedler auf Capri zugebracht hatte.

Reichlin hatte damals bei seinem Eintritt in das Geschäft böse Zeiten durchzumachen gehabt. Man wußte auch, daß er gleich anfangs mit einem Theil seines Vermögens einstehen mußte, um das Ganze im Gang zu erhalten.

Für Käthe, die älteste Tochter seines Bruders, hatte er von der ersten Zeit seiner Ankunft an ein lebhaftes Interesse gezeigt. Er übernahm ihren Unterricht. Sie war täglich stundenlang in seiner Gesellschaft und er schien sich an dem Zutrauen, welches das Kind ihm zeigte, zu erfreuen.

Er mußte Schweres durchlebt haben, mußte arm an Glück sein, das zeigte seine Hingabe zu dem jungen Geschöpf, das von Niemandem als etwas so Ausgezeichnetes betrachtet wurde, daß es begreiflich gewesen wäre, daß

ein Mann wie Reichlin all' seine Fürsorge, Zeit, seine Güte an sie verschwendete.

„Er ist ein närrischer Kerl," sagten die Bekannten, die im Hause verkehrten und sahen, welchen Aufwand dieser Reichlin trieb, um die Launen und Einfälle des jungen Mädchens zu befriedigen.

Man staunte über die Anlage zu einer Gärtnerei, die mit einem Mal geschaffen wurde.

Reichlin hatte dazu ein Stück Land angekauft, das er von seinem Fenster aus überblicken konnte, und wo Käthe täglich, unter Anleitung des alten Gärtners Friedrich, arbeitete. Sie hatten ein Gewächshaus aufführen lassen, in dem das Mädchen Winter und Sommer von frühesten Morgenstunden an beschäftigt war. Jetzt bauten sie einen Pavillon und Käthe zeichnete und entwarf die Gartenanlagen, die ihn umgeben sollten. Er unternahm mit ihr Ausflüge nach wohlrenommirten Gärtnereien, als läge alles Heil daran, daß sie das Handwerk von Grund aus lernte und als wäre etwas verloren, wenn sie es nicht thäte.

So verschwendete er für seinen Liebling, wie nur Jemand es thun kann, der alle Güte und Liebe auf ein einziges Wesen gesetzt hat.

Anna Reichlin, die Mutter Käthes, hatte das sich innige miteinander Einleben der Beiden zuerst verwundert mit angesehn, dann aber hatte der ungewohnte Bildungsweg, den Reichlin für ihre Tochter gewählt hatte, sie mit Besorgniß erfüllt, wenn sie an die Zukunft des Mädchens dachte, die ihr nicht mehr so einfach vor Augen lag, wie es ihr für ihre Tochter wünschenswerth erschien.

* * *

Als Käthe Nicolaus Reichlin verlassen hatte, schlüpfte sie die Wege nach ihrem Zimmer zurück, schloß, als sie wieder eingetreten war, Thür und Fenster und legte sich zur Ruhe. „Er wird mir helfen," sagte sie leise und schloß friedlich die Augen.

Nach einer Weile erwachte sie wieder. Sie mußte eben erst eingeschlafen sein. Jemand bewegte sich in ihrem Zimmer.

„Käthe, wachst Du?" rief leise eine Stimme.

„Ja, Mutterchen," erwiderte sie.

„Ist es Dir wirklich nicht wohl gewesen?"

„Nein," sagte Käthe und richtete sich in dem Kissen auf, „mir ist ganz wohl; aber weißt Du, ich halte es unter den Leuten nicht aus — Du kannst es glauben. Ich passe nicht zu ihnen; sie bekümmern sich auch nicht genug um mich. Wie haben sich Marie und Lilli vergnügt?"

„Gut. — Mitgenommen wirst Du so bald nicht wieder," sagte die Mutter in erregter Weise, „man kommt in die größte Verlegenheit, wenn Du so mir nichts Dir nichts davonläufst."

„Nimm mich nicht wieder mit, aber sei nicht böse," bat Käthe und faßte nach der Mutter Hand.

„Geh, wer wird sich immer in allen Dingen so nachgeben," seufzte diese auf, machte ihre Hand, die Käthe zwischen den ihrigen hielt, energisch frei und ging zur Thüre.

„Du wirst doch wohl böse sein," rief das Mädchen ihr nach und verbarg das Gesicht in den Kissen.

„Nicht wahr, morgen kommt Mariannens Bräutigam?" frug sie, wie es schien, um noch schnell auf etwas Anderes zu kommen.

„Ja, morgen." Mit diesen Worten ging die Mutter zur Thür hinaus. Jetzt öffnete sich das Nebenzimmer und die Schwestern traten ein, zwei hübsche Mädchen, Marianne trug ein Licht in der Hand, trotzdem der Morgen schon stark dämmerte, und setzte es auf den Tisch.

„Sie ist in Gedanken," sagte Lilly und blies es lachend aus. — „Ich werde es Heinrich erzählen, was Du Alles verkehrt gemacht hast in den letzten Tagen, der wird sich freuen, daß Du vor lauter Erwartung" — hier brach sie in ihrer Lebhaftigkeit ab und wendete sich zu Käthe.

„Wir sind Alle recht bös auf Dich," begann sie ausdrucksvoll.

„Das weiß sie," erwiderte Marianne, „aber deshalb macht sich die Prinzeß nicht viel Sorge."

„Doch," sagte Käthe.

„Nun, dann würdest Du der Mutter nicht jedesmal, wenn Du die Gnade hast mitzugehen, einen neuen Aerger machen." Damit gingen die Beiden in ihr Stübchen, ließen die Thüre hinter sich zufallen, und lange noch hörte Käthe sie schwatzen.

* * *

Am andern Morgen war unter den großen Buchen der Kaffeetisch gedeckt. Die Mutter saß mit Lilly und Marianne, die frisch in die Helligkeit hineinsahen, schon eine Weile beim Frühstück. Der gestrige Abend wurde eifrig durchgesprochen und die Erwartung von Mariannens Bräutigam, der am Abend kommen wollte, um einige Tage mit seiner Braut zu verbringen, belebte Alle und ließ sie den schönen Frühlingstag voll empfinden.

Den Weg herauf kam Reichlin; die Drei bemerkten ihn erst, als er ganz nahe gekommen war.

„Guten Morgen!" rief er mit klangvoller Stimme.

„Onkel Nicolaus," sagten die Mädchen und standen auf. Er trat zu ihnen an den Tisch und reichte der Mutter die Hand.

„Guten Morgen," sagte er noch einmal, „wo ist Käthe?"

„Die schläft noch," erwiderte die Mutter kurz. „Gestern war sie wieder nicht zu halten. Kaum daß sie ein paar Stündchen geblieben ist. Ach, Nicolaus, Sie sollten doch versuchen —" sie seufzte tief auf.

Da kam Käthe und die Mutter brach in dem, was sie sagen wollte,

ab. Reichlin ging Käthe entgegen und reichte ihr die Hand. „Gut geſchlafen?“ Er blickte ſie theilnahmsvoll an, als wollte er durch dieſen Blick es ihr erleichtern, die geſtrige vertrauensvolle Stunde mit dem kommenden Tage zu verbinden.

„Ja, und lange geſchlafen,“ erwiderte ſie lächelnd, ohne jedes Eingehen auf ſeinen Ernſt.

„Komme mir bald nach, wir müſſen nach dem Pavillon ſehen,“ ſagte er, grüßte und war hinter dem Hauſe verſchwunden.

„Alſo willſt Du heute wieder nicht mit uns arbeiten?“ frug die Mutter, als Käthe um Erlaubniß gebeten hatte, bald gehen zu dürfen.

Käthe antwortete nicht gleich und dann etwas zaghaft: „Ich werde bei Reichlin zu thun haben, denk ich.“

„Denke ich,“ lachte Marianne auf, „als wenn ſie das nicht ſo genau wüßte, wie irgend etwas.“

„Nun, geh nur,“ ſagte die Mutter. „Marianne wird Dir einmal für Deine Hilfe an ihrer Ausſteuer recht dankbar ſein müſſen.“

„Soll ich bleiben?“ frug Käthe zögernd.

„Nein, geh.“

Sie trank ſchnell ihr Glas Milch, hing ihren Hut an den Arm und fort war ſie.

Sie holte Reichlin im Walde ein. Beide gingen eine Weile ſchweigend neben einander her. Er blieb ſtehen und ſchlug ſeinen Mantel gegen den leichten Oſtwind feſter um die Schultern.

„Was mir einfällt,“ begann ſie lebhaft, denke Dir, Palratilla wächſt am weſtlichen Abhange vom Buchenberg, ganz nahe der kleinen Schlucht, Du weißt doch? Wir müſſen aber bald hingehen, jetzt ſteht ſie ſchon in voller Blüthe.“

Das ſagte ſie, weil Reichlins Schweigen ſie bedrückte und ihr nichts Anderes beifiel. Das Herz klopfte ihr bei jedem Athemzug.

Sie kamen auf den uns ſchon bekannten Wieſenplatz, auf der Höhe des Hügels.

Lebendig regte es ſich jetzt da oben, Arbeiter waren beſchäftigt, Steine zu behauen. Auf dem Gerüſte an der Rundmauer ſtanden Zwei und legten die letzte Hand an eine Reihe kleiner Säulen, die oben ſchon feſt auf der Höhe der Rundmauer ſtanden.

„Siehſt Du, Käthe,“ ſagte Nicolaus, „glaubſt Du mir, daß wir in vier Wochen fertig werden?“

„Du wirſt Recht haben,“ erwiderte ſie. „Geſtern Nacht war ich hier und ſtellte mir vor, wie das Dach auf den Säulen ruhen würde, und begriff vollkommen, daß ſie nicht höher ſein dürfen. Es wird ganz herrlich werden, wenn man in dem Rundbau ſteht und die Buchen zwiſchen Dach und Mauer hereinſchimmern. Ein wenig hab ich doch zu dem Gedanken mit beigetragen, nicht wahr?“

„Ja, Käthe, übrigens die glücklichſte Idee bei unſerm Bau iſt der quadratiſche kleine Vorhof, der giebt dem Aufenthalt etwas Abgeſchloſſenes.“

„Wenn ſie ſich nur beeilen,“ begann Käthe lebhaft und trat durch die halbgeöffnete Thüröffnung in den Vorhof, wie ſie ihn benannt hatten, ein. „Man muß an's Pflanzen denken. Die Winden vertragen das Verpflanzen ſonſt nicht mehr. Auch all' die andern Pflänzchen ſind ſchon weit heraus und die Kürbiſſe, die muß ich Dir zeigen, thun, als wollten die Gefäße ſprengen. Wenn die nicht bald verſetzt werden können, das wäre ſehr zu ihrem Schaden; aber Du ſollſt ſehen, im Auguſt haben wir einen grünen Vorhof; nur hie und da wird man von der Mauer noch etwas ſehen. — Laß uns jetzt die Roſen betrachten, ich habe Dir es noch gar nicht geſagt; aber einige und die allerſchönſten gerade, haben Knospen angeſetzt.“

Rings um das Gartenhaus waren Roſenſtöcke und Sträuche auf dem Wieſenplatz willkürlich verſtreut.

Käthe blieb vor manchen ſtehen, bog behutſam die Krone herab und zeigte ihrem Freunde, indem ſie zart die röthlichen Blättchen auseinanderbog, die Boten des künftigen, farbenreichen Sommers.

Dann gingen ſie mit einander den Hügel hinab, um zu ſehen, ob Friedrich an Stelle der Langſchläferin Käthe ſeine Arbeit gethan hätte.

Als ſie in die Nähe des Gewächshauſes kamen, lief ſie voraus. Sie freute ſich jeden Morgen neu, ihre ſchönen Pfleglinge wiederzuſehen, an anderen Morgen machte ſich Käthe ſchon in erſter Frühe an die Arbeit. Auf dem niedern Glasdach, auf das ſie zugingen, lag die Sonne. Einige Scheiben waren mit leichten Binſenmatten verdeckt; andere halb geöffnet und das friſcheſte Grün ſchimmerte durch jede Lücke und durch das dunſtige Glas.

Nahe der Thüre ſtand ein über und über blühender Weigeliaſtrauch, deſſen lange ſchwanken Zweige ſich unter der roſa Blüthenlaſt geſenkt hatten.

Käthe blieb davor ſtehen und als Reichlin zu ihr trat, ſagte ſie: „Sieh nur, wie ſchön er blüht.“

„Ja, das iſt Dein Strauch,“ gute Käthe erwiderte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. — „Ich gehe jetzt, Du wirſt heute Morgen nicht viel zu thun finden. Wenn Du nachgeſehen haſt, komme zu mir.“

Er ging und Käthe öffnete die Thüre, die in das Gewächshaus führte. Das war ein beglückender, lebensvoller Raum, in den ſie trat. Die ſtille, feucht durchwärmte Luft umgab jedes Knöspchen, jedes Blatt heilſam. Kein Staub, kein Windzug! Alles war hier heimlich und geborgen.

Jeder Platz in dem kleinen Glashaus ſchien ſorgſam ausgenützt zu ſein. Es waren hier keine voll entwickelten Pflanzen zu ſehen, außer zwei großen, ſchönen Palmen, die gleichſam in ihrer Vollkommenheit den andern zum Vorbild aufgeſtellt zu ſein ſchienen, denn zwiſchen ihnen auf einem dunkelfeuchten Holzgeſtell ſtanden verſchiedene Sorten der breit- und ſchmalblätterigen Phönixpalme, auch ein paar kleine Fächerpalmen, die ihre erſten Blätter hellgrün und friſch entfaltet hatten, daneben Kamelienpflanzen,

kräftig gedrungene Dinger, die nächsten Februar und März es wohl zu Blüthen bringen würden. — Und über den Heizungsröhren, ganz am Fenster, eine Reihe Azaleen, an denen hie und da eine verspätete Knospe noch von vergangener Blüthenpracht übrig geblieben war. Eine kleine rothscheckige Azalie trug sechs schön entwickelte Blumen. Es war das erste Mal, daß sie blühte, und Käthe richtete jetzt ihre besondere Aufmerksamkeit auf diesen Schützling.

Die verschiedensten Sorten weißer und rother Primeln, Reseda, Pelargonienpflänzchen, allerlei Kasten mit Sämereien und Stecklingen füllten jedes Winkelchen.

Am Ende des Treibhauses war ein kleiner Raum, durch eine festgefügte Glaswand abgetheilt; dahinter schimmerte es grün und feucht, feinblätterig und zierlich. Der warme Dunst hing tropfend an den grün überlaufenen Scheiben, von denen Käthe eine öffnete, behutsam, damit nicht viel kühlere Luft in die warme Feuchtigkeit dringen sollte. Auf tief schwarzer Erde wuchsen die mannigfaltigsten Farrenkräuter, von größter Zartheit und hellster Frische. In jeder Mauerritze grünte es, jedes Stäbchen, jedes Stückchen Baumrinde, das wohlbedacht seinen Platz in dem grünen Schmuckkästchen gefunden hatte, war von Moos überwachsen, das in seinen Eigenthümlichkeiten und Vollkommenheiten von Käthe gekannt und beobachtet wurde. Von der Decke des kleinen Warmhauses hingen, um den Raum gut auszunützen, Erdkasten mit allerlei Blattwerk herab; auch die Wände dieser Kästen waren von einer keimenden, unendlich zarten Pflanzenwelt lebendig überhaucht. Auf Käthchens Gesicht lag eine glückliche Ruhe, als sie in dieses behutsam gepflegte Gedeihen blickte. „Das wächst," dachte sie, „die Zarten haben es durch Dich so gut bekommen und es schien ihr, als stände jede Pflanze im Bewußtsein ihres Wohlbefindens in dem feuchten dunkeln Grund.

Daß Friedrich schon Alles versorgt hatte, war ihr nicht recht und als sie Umschau hielt, ob auch nichts vergessen sei und ob sich für sie etwas zu thun fände, fielen ihre Blicke auf einige junge Fuchsienpflanzen, die dieser Tage umgesetzt werden sollten. Sie nahm, so viel sie von den kleinen Aeschen umfassen konnte und trug sie hinaus vor das Gewächshaus, dort stellte sie sie in Reih und Glied auf einen eingerammten großen Tisch, der von dem blühenden Weigeliastrauch fast überschattet wurde. Das war ihr Arbeitstisch. Da standen aller Art Gartenkörbe, eine Kiste mit Moos, von dem sie gebrauchte, um die Pflanzen, ehe sie sie mit einem Stab verband, zu umlegen, damit kein Druck, keine Reibung sie schädige. Ein starkes Bund Bast hing an einem Nagel an der Seite des Tisches. Verschiedene große und kleine Kisten mit Erde und Stöße von Blumenäschen in jeder Größe lagen in nächster Nähe unter dem vorspringenden Dach des Gewächshauses. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck guter Zweckmäßigkeit. Käthe war mit frischem Ernste bei der Sache. Sie nahm einen dichtgeflochtenen

Korb und mischte aus den verschiedenen Erdarten, die unter dem Dache standen, eine Erde, die ihren Fuchsien zuträglich sein mochte. Sie that dies mit Hingabe und Ruhe und Alles ging ihr geschickt und hübsch von Statten. In dem schönen Morgenlicht bei dem Anblick der stätigen, friedlichen Arbeiterin konnte man nicht an das leidenschaftlich erregte Mädchen, welches die geheimnißvollen Nachtstunden aus ihr gemacht hatten, glauben.

Hinter dem Gewächshause dehnte sich ein Stück Gartenland aus; langgezogene Beete wurden von einem geraden Weg durchschnitten. Jedes Beet trug seine besondere wohlgepflegte Pflanzengattung. Der ganzen Anlage sah man an, daß es hier nicht um Anmuth und schöne Abwechselung zu thun gewesen war, sondern daß man allein das günstige sich Entwickeln der verschiedenen Gewächse im Auge hatte.

Da waren Astern, Levkojen, allerlei Sommerblumen, die jetzt ihr kräftiges Krautwerk ausbreiteten, alle Arten Gemüse, Erbsen und Bohnen an ihren Stangen schon gehörig aufgerankt. Von denen konnte Käthe in nicht allzulanger Zeit die Erstlinge zu Markte in das Städtchen schicken. Es war ihr das vorige Jahr schon gelungen, Geschäfte aller Art mit den Erzeugnissen ihrer Gartenkunst zu machen.

Ein Bauer aus einer benachbarten Gemeinde hatte ihr im Herbst zwei Dutzend Obststämmchen abgenommen, die sie selbst gezogen und veredelt hatte. Dieser glückliche Handel wurde der Antrieb, die kleine Baumschule am Ende des Gartenlandes zu erweitern. Die Rosen, die um den Pavillon standen, waren auch aus dieser hervorgegangen; also arbeitete Käthe mit gutem Erfolg und konnte dankbar und froh sein, ihre Tage in lebendiger Arbeit hinbringen zu dürfen.

Sie fand jetzt, nachdem sie mit dem Umsetzen ihrer Fuchsien zu Stande gekommen war, noch hie und da etwas zu thun, so daß reichlich zwei Stunden vergangen waren, ehe sie sich aufmachte, um zu Reichlin zu gehen, und noch im Gehen musterte sie ihre Pfleglinge, half einem auf, den das morgendliche Begießen zu heftig überkommen und niedergedrückt hatte, sah nach den Erdbeerbeeten und fand, daß dort vorzusorgen sei. Die schwankenden Stengel wurden schon von überreicher Fruchtlast niedergezogen und jeder Beerstock mußte sorgfältig gestützt und gebunden werden. Das war für die kühlen Abendstunden Arbeit. Sie las für's Erste ein paar Schnecken ab, die ihr unter die Finger kamen, legte unter schön entwickelte Früchte, die schon röthlich überhaucht waren und schwer an ihrem Stengel herabsanken, ein paar Blätter, damit sie nicht bis zum Abend von dem Wurmvolk angefressen würden.

So hielt sie sich noch lange auf, ging noch einmal in das Gewächshaus zurück, um sich dort die Hände zu spülen, und stand bald darauf vor Reichlins Haus.

Wir kennen es schon, bis zum First war es an der südlichen Seite von Epheu und wildem Wein überwuchert. Die wenigen Stufen, die zu

einer leicht gezimmerten Veranda führten, ſtieg ſie hinan. Von dem Gartentiſch flog kreiſchend und ſchreiend ein Schwarm Spatzen auf. Es war Nicolaus Reichlins Arbeitszimmer, in das ſie jetzt trat, ein Raum von angenehmen Verhältniſſen. Die Fenſter, die für die Außenwelt durch ein dichtes Geranke von Epheu und wildem Wein faſt verborgen waren, ſtanden weit offen und die Sonne ſchien durch das Blätterwerk und verbreitete im ganzen Zimmer einen grünen wohlthätigen Schimmer.

Reichlin ſaß an ſeinem Arbeitstiſch und ſchrieb. Als Käthe eintrat, blickte er auf.

„Nun, wie ſteht es?“ frug er.

„Gut,“ ſagte ſie, „draußen an Deiner Veranda ſollten wir doch noch einen von unſeren Kürbiſen pflanzen, die überwachſen ſchnell und es iſt noch ein tüchtiges Stück Gitterwerk kahl geblieben.“

„Vielleicht“ — ſagte Reichlin. „Bring erſt die Pflanzen dort in Ordnung.“ Er erhob ſich und legte ihr einen Stoß grauen Papieres auf den Tiſch. „Bleib hübſch dabei, bis Du fertig biſt,“ fuhr er lächelnd fort. Käthe legte die Blätter auseinander und zerſtreute ſie über den ganzen Tiſch. „Das wird etwas Gutes werden,“ unterbrach er ſie. „Nicht Alles auf einmal, nach einander.“

„Noch eins, ich habe eine Bitte an Dich,“ ſagte er und wandte ſich zu ihr.

„Nun?“ und Käthe ſah ihn erwartungsvoll an.

„Verſprich mir,“ begann Reichlin und nahm ihre Hand in die ſeine, „daß Du mir zu Liebe Deine Streifereien Nachts im Garten aufgeben willſt. Es iſt nicht gut für Dich, glaube mir.“

Käthe hörte ihn an, erwiderte Nichts und begann die grauen Blätter zu ordnen.

Er arbeitete weiter.

Nach einer Weile legte er die Feder bei Seite und wendete den Kopf nach Käthen um. Die kniete auf dem Stuhl am Fenſterbrett und kritzelte eifrig mit dem Bleiſtift in ein Heft. Die grauen Blätter lagen längſt vergeſſen auf dem Tiſche.

„Käthe,“ rief Reichlin. Sie fuhr zuſammen.

„Was treibſt Du da?“

„Ich?“ frug ſie verwirrt.

„Willſt Du nicht lieber hier endigen?“ damit zeigte er auf die Blätter, die zum Theil am Boden verſtreut lagen. Sie begann dieſelben aufzuſammeln und machte ſich von Neuem an ihr Werk.

Er war an das Fenſter getreten und blickte in das Heft, in das ſie geſchrieben, dann ſagte er:

„Ganz wie Du willſt, ſchreibe oder ſchreibe nicht. Thue es, aber laß es anders werden, etwas anders. Unerbittlich, habe ich Dir ſchon oft ge-

ſagt, auf das Ziel losgehen; nicht immer dies ewige Abſpringen, nicht das ſich in Kleinigkeiten verlieren."

„Das wird mir ſchwer werden, begreifen thue ich es wohl," erwiderte Käthe. „Du weißt ja, meine Stärke liegt im Ueberflüſſigen."

„Ja leider. Denke Dir, es fängt Einer ſeine Erzählung vielleicht ſo an: Im November lebte eine ſchöne, reiche Wittwe — Vielleicht ſchreibt er dann — Was denn? — die hatte ſich irgend etwas in den Kopf geſetzt, wollen wir einmal ſagen, da begab es ſich — Nun geht es unaufhaltſam weiter. Verſtehſt Du Käthe? Lies Grimms Märchen, da wird es Dir klar werden, was ich meine. Aber ich wollte auf etwas kommen," fuhr er fort und ging im Zimmer auf und nieder, „da es doch einmal mit Deiner Schreiberei nicht zu ändern iſt, wie es ſcheint, Du ſollſt mir etwas ganz ohne Uebertreibungen und Abſchweifungen erzählen. Zum Beiſpiel ſchreiben, wie wir uns zuerſt begegneten; ungefähr kannſt Du mir die Verhältniſſe andeuten, unter deren Einfluß es geſchah; aber nur mit wenig Worten. Länger als eine, höchſtens zwei Seiten dürfte es nicht werden. — Was haſt Du denn?" frug er.

Sie lachte. „Weißt Du auch, wie folgſam ich bin?"

„Nun?"

Sie erhob ſich und nahm das Heft, welches er wieder auf das Fenſterbrett gelegt hatte, und ſchlug die letzten Seiten auf. „Nein, doch nicht," ſagte ſie zaghaft und klappte es wieder zu.

„Was haſt Du denn?" frug er.

„Weißt Du, Du weißt wohl nicht mehr," und faſt ſcheu ſah ſie zu ihm auf, „Du haſt mir daſſelbe ſchon vor acht Tagen geſagt."

„Ach, bravo, Du haſt es geſchrieben?"

„Ja," erwiderte ſie.

„Alſo lies."

„Ich kann nicht, es iſt recht erbärmlich gerathen."

„Nur zu."

„Dann bitte," ſie ſah ihn flehend an, „ſetz Dich dorthin, ganz dorthin."

„Wie Du willſt."

Sie drückte ſich ganz in die Fenſterniſche hinein und begann mit unſicherer Stimme:

„Vor ſechs Jahren ſaßen wir, die Mutter, Marianne, Lilly und ich, im Eckzimmer. Wir trugen Alle Trauerkleider. Vor acht Wochen war der Vater fern von uns geſtorben. Wie mir es um das Herz war! — Im tiefſten Weſen —"

„Nein, nein, Käthe," unterbrach er ſie. „Ruhiger, trockner; nicht gleich ſo gefühlsüberſchwänglich, mehr verſchweigen, mehr errathen laſſen. Die Ereigniſſe ſollten von einer Atmoſphäre umgeben ſein, die der Leſer empfindet, über die er ſich doch kaum Rechenſchaft zu geben vermag. Er muß ſich von etwas berührt fühlen, was eben nur zu fühlen, nicht zu erklären iſt."

Sie ſuchte in den Zeilen. — „Hier! Die Mutter war für uns Liebe und Güte. — Nein, hier noch nicht. Laß mich das Alles überſpringen, es iſt nicht gut.“

„Wie Du willſt; aber weiter.“

Sie las. „Ich ſtand auf und ging hinaus, zur Treppe hinunter. Die Mutter kam mir nach und hielt ein Tuch in der Hand, das ſollte ich umthun. Ich kam wieder zurück und ſie legte es mir feſt um die Schultern. Es war auch Abends nach fünf Uhr und beinahe dämmrig. Nun rannte ich die Treppe hinunter, denn ich konnte es nie lange im Zimmer aushalten. Da rief mir die Mutter wieder nach: „Käthe, nimm Dein Kleid in Acht, laß es nicht ſchleppen; es iſt feucht draußen. Das war mein erſtes langes Kleid und ich hatte meine Noth damit. Als ich vor das Haus kam, was ſah ich? Ein Reiſewagen hielt am Thor und ein Mann im blauen Mantel kommt den Weg herauf, bleibt ſtehen und ſieht ſich um. Ich wie der Wind hinter das Haus. Ich höre ihn eintreten. Wenn das nicht der Onkel iſt, denke ich.“ Jetzt unterbrach ſie ſich. „Du, Onkel nenne ich Dich doch nie. — Weißt Du, daß es die Anderen thun, faß ich nicht. Daraus ſeh ich klar, daß ſie Dich nicht kennen, Onkel könnt ich Dich nicht nennen,“ und ſie lachte.

„Ich weiß es, Käthe,“ ſagte er. „Weiter.“

„Ich wußte, daß er kommen würde,“ fuhr ſie fort zu leſen, „um Ordnung in die Verwaltung des Geſchäftes, das dem Vater gehörte, zu bringen. Bei uns war darüber große Sorge. Er war es, ich zweifelte nicht; aber hinaufgehen, — nein. Mir ſchlug das Herz, denn ich war ſehr ſcheu, noch mehr als jetzt.“

„Das ſagt man nicht,“ warf Reichlin dazwiſchen, „wenn man von ſich ſpricht, wenigſtens nicht ſo klar wie: Ich war ſehr ſcheu, ich war ſehr ſchön. Mir liegt das ſo im Gefühl.“

Sie las mit leiſer Stimme weiter: „Immer dämmriger wurde es. Es fröſtelte mich und ich ging den Weg hinter dem Hauſe auf und nieder. Als ich mich wieder einmal umwandte, wer kam mir entgegen? der Onkel Nicolaus. Jetzt blieb ich ſtehen, denn auf und davon rennen konnte ich doch nicht. Er kam auf mich zu und ſagte: ‚Ich wollte die Käthe ſelbſt finden, das iſt ſie wohl?‘

„Er nahm mich bei der Hand und wir gingen dem Hauſe zu.

„‚Komm Käthe,‘ ſagte er, ‚Dein Vater hat von Dir geſprochen, beinahe nur von Dir, als er ſtarb. Ich werde wahrſcheinlich eine gute Weile bei Euch bleiben. — Was ſagſt Du dazu?‘

„So frug er mich, das war ſonderbar. Ich wußte Nichts zu erwidern.

„Damit wäre die Geſchichte eigentlich zu Ende;“ ſie rollte ihr Heft zuſammen. „Aber noch etwas habe ich dazu zu ſchreiben, darüber bitte, lache nicht.“

„Nun, laß hören, Käthe.“

„Soll ich?“

„Ja, gewiß,“ ſagte er und ging im Zimmer auf nieder.

„Da dachte ich am Abend, ehe ich ſchlief, der wird dich vielleicht die Welt kennen lehren. Wie ich gleich zuerſt auf den Gedanken kam, weiß ich nicht recht. Es wird wohl eine Vorahnung geweſen ſein, — und dann dachte ich noch weiter: Wenn er nur lange bleibt! Ich hatte ſchon damals etwas wie Angſt vor dem Leben und fühlte eine Ruhe und Sicherheit, wenn ich mir vorſtellte, daß ich durch ihn Manches verſtehen lernen würde. So, nun iſt es zu Ende.“

Er trat auf ſie zu und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Es wird ſchon werden, freilich ganz anders als ich wollte; — aber nicht übel, vor Allem einfach aus eigenem Empfinden geſchaffen und das iſt gut.“

Nun ſetzte er ſich wieder und las mit aufgeſtütztem Kopfe. Es war ganz ſtill. Ein leichter Wind bewegte die Ranken vor dem Fenſter und die Sonnenſtrahlen funkelten durch jede kleine Lücke in dem grünen Gewirre. Bald hier, bald da leuchtete es im Zimmer auf. Käthe war wieder dabei, die Pflanzen zwiſchen dem grauen Bogen zu ordnen und bemerkte nicht, wie ſchon nach einer Weile Nicolaus Reichlin ſich umgewandt hatte und daß ſeine Blicke auf ihr ruhten.

„Käthe,“ ſagte er, „wir wollen zu einander halten, Du ſollſt mir mehr vertrauen, hörſt Du, nicht nur in Erregung, auch in ruhigen Stunden und Du ſollſt mir hübſch folgen. Ich möchte, daß Du Alles, was Du thuſt, mit Ernſt thäteſt. Verſteh' mich, es iſt gut, wenn wir für das, womit wir uns beſchäftigen, ein Stück Lebenskraft einſetzen, auch wenn nicht viel damit erreicht werden kann; unſer Daſein wird dadurch lebendiger und ausgebreiteter, und es mag uns nicht mit einemmal Alles genommen werden. Deshalb bitte ich Dich, wenn es Dir gefällt, hin und wieder Deine Gedanken und Einfälle aufzuſchreiben, behandle das ſo, als ſollte es vollkommen werden, nicht leichthin, wie einen Zeitvertreib. Ich will Dir Dein Streben nach Glück nicht nehmen, durchaus nicht, denn weshalb ſollteſt Du nicht erreichen, was zu erreichen iſt; aber ich möchte Dich im Leben heimiſcher machen, und das Leben iſt eine ſchwere Sache. — Haſt Du über das, was ich Dir geſtern ſagte, nachgedacht?“

„Ja,“ ſagte Käthe, „heute, als ich im Garten zu thun hatte.“

„Verſuche es einmal,“ fuhr er fort, „Dich immer, wie ich es Dir geſtern ſchon ſagte, in einer unendlichen Kette von Geſchöpfen vorzuſtellen, die in demſelben Augenblick mit Dir athmen, in denen mit Dir zugleich dieſelben Gedanken erweckt werden. Verſuche es, vielleicht iſt es Dir gut. Alles, was geſchieht, bringt unaufhörlich Leben, Böſes ſoviel wie Gutes, Glück ſoviel wie Unglück. Nicht was wir erleben iſt unſer Schickſal, das was wir werden, iſt es. Das gefällt Dir nicht, nicht wahr? aber es iſt ſo,“ ſagte er, ſtand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Mit der Einsicht," fuhr er nach einer Weile gedankenvoll fort, daß wir nicht hoffen dürfen so zu leben, wie unsere Natur es wohl möchte, leben wir erst recht, Manche dann erst im vollen Bewußtsein und ihre Kräfte entwickeln sich ungeahnt. Ich spreche aus Erfahrung, ich selbst lebe nicht wie mir es lieb ist, weißt Du das, meine Käthe," sagte er und sah sie eigenthümlich lächelnd an.

„Ich habe es oft gedacht," erwiderte sie zaghaft, „ich weiß so wenig von Dir."

„Ja Käthe. — Vor Zeiten hätte ich es nicht ertragen können, daran zu glauben, daß ich einmal hier sitzen würde. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, bei der Arbeit, die mir jetzt erträglich scheint, auszuhalten. Denke Dir einen Menschen, der so lebte, wie er es für gut fand, der ein äußerst beneidenswerther Kerl war. Stell Dir vor, wie ich ohne große Hast und Eile lebte, das Schönste sah und genoß, immer im guten Glauben, daß ich zu etwas, was mir das Beste schien, berufen sei. Ich studirte und arbeitete, und lebte, wie man es einem Künstler wohl gönnen möchte. Sieh einmal über meinem Schreibtisch, über den Büchern, die grauen Hefte da oben," sagte er, „das ist die Arbeit und das Glück von Jahren. Hätte ich an dem Guten und Mangelhaften darin weiter schaffen können, es wäre vielleicht etwas entstanden, was mich befriedigt haben würde. Nun lehnen sie seit Jahren, seit ich hier bin, auf demselben Flecke. Ich habe nicht wieder daran gerührt."

„Weshalb nicht?" frug Käthe.

„An das was ich wollte, muß man sich ganz hingeben, oder gar nicht, gute Käthe," antwortete er gelassen und ging wieder auf und nieder. „Höre mich," er blieb vor ihr stehen. „Nach dem jammervollsten Verlust arbeitete ich weiter, fast mit doppelter Kraft; aber hier in den Stunden, die mir nach den Geschäften frei blieben, ließ ich es sein." Das sagte er mit jener Ruhe und Einfachheit, die nur der kennt, der im Tiefsten gelitten hat.

Käthe hatte ihn manchesmal, wenn er still über seine Arbeit gebeugt saß, angesehn und dabei gedacht: Was magst Du wohl erlebt haben, Du Armer? und wenn sie dann sein schönes Gesicht mit Theilnahme betrachtete, schien es Leiden zu verrathen. Seine Ruhe wollte ihr in solchen Augenblicken geheimnißvoll erscheinen und erfüllte sie mit allerinnigstem Mitleid. Sie war dann oft nahe daran gewesen auf ihn zuzustürzen, ihm um den Hals zu fallen und nicht abzulassen, bis er sprechen würde. Und indem sie sich vorstellte, daß sie so um Vertrauen bittend die Lippen auf seine lieben Hände drücken würde, war die Phantasie ihr unter den Händen entschlüpft und andere Wege gegangen. Ohne daß Käthe es selbst gewahr wurde, trat ihr wohl dann ihr eigener Drang nach Mittheilung mächtig hervor und ließ sie mitten in ihrem Verlangen vergessen, daß ihr Freund sein Schweigen brechen möchte. Und als sie sich weiter vorstellte, daß Reichlin den Mund aufthun würde um zu reden, mußte er ihre Bitte wohl falsch ver-

ſtanden haben, denn er gab nicht Vertrauen, ſondern bat darum und ſo unausſprechlich gütig und liebevoll, daß Käthe von ihrem eigenen Leiden und der Bereitwilligkeit Reichlins, zuzuhören, hingeriſſen war und von ihrer Sorge, von ihrer Liebe und von dem Erſehnten unter Thränen ſprechen zu können ſich vorſtellte.

Heut aber war das Herz, da ihr Schweigen ſich endlich gelöſt hatte, ganz Reichlin zugewandt. Zum erſten Male hatte er jetzt ein ſchweres Schickſal, das ihn betroffen, erwähnt. Das ergriff Käthe tief, aber um die Welt hätte ſie nicht um Weiteres fragen mögen. Er hatte in Ton und Geberde die wenigen Worte, die ein für ihn ſchweres Ereigniß andeuteten, ganz eigenthümlich und befremdend ausgeſprochen, ſo daß er Käthe mit einemmal, ſtatt näher, unendlich fern gerückt zu ſein ſchien.

Sie ſaß, die Hände auf den Knieen zuſammengefaltet, und blickte vor ſich hin. Reichlin hatte ſich auf den Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch niedergelaſſen, ſpitzte unachtſam an einem Bleiſtift und ſagte nach längerem Schweigen:

„In ſo einem Leben geht es närriſch zu, Käthe, und man lernt zu guter Letz ganz etwas Anderes, als was man glaubte, zu lernen. Wenn ich doch meine gute Käthe ſo ſchützen könnte, wie ich möchte; aber ich muß ſie ihre eigenen Wege gehen laſſen. Ich ſage Dir noch einmal, es überwindet ſich Alles, wenn man ſich als Theil einer gewaltigen Natur betrachtet, die durch alle Mittel ihre Kraft erhöhen will. Alle wirken auf ein großes Ziel hin, ſo vielgeſtaltet ihre Wege auch ſein mögen.

„Stell Dir vor, ſo ein armer Menſch, wie ich einer bin, hat viel erlebt, und wenn Du nur daran denkſt, daß aus einem Poeten ein Kaufmann wurde, und ein ganz guter Kaufmann, umfaßt das ſchon ſchwere Jahre genug; dazu noch Manches, was nicht ausſah, als könne es ertragen werden, ſo wäre es immerhin zum Verwundern, daß Du ſo einen guten Reichlin, der zu allerlei aufgelegt iſt, neben Dir haſt, wenn eben nicht das, was geſchieht, Leben und nicht Zerſtörung darſtellte. Alles iſt Leben, Käthe.

„Denke Dir, nach einem ſchweren Schickſal habe ich Jahre lang auf Capri gelebt; ich erzählte Dir oft von Capri. Dort hatte ich die ganze Welt vergeſſen. Das läßt ſich nicht ſagen, wie ich dort ausdauerte. Ich habe gearbeitet, aber nicht, als ſollte mich meine Arbeit mit irgend etwas außer mir verbinden. — Ich ſchrieb und ſchaffte ohne jeden Ehrgeiz, mit allertiefſter Ruhe, war vollkommen hoffnungslos und ganz in mich ſelbſt hineingekrochen — doch glaube ich, daß Manches mir dort gelungen iſt — es iſt möglich — wenig Menſchen werden ſo empfunden haben wie ich Jahre lang damals, und ſehr Wenige werden einen Schmerz ſo überwunden haben wie ich, ſo ungekränkt und ungeſtört.

„Die ganze Zeit auf Capri war dennoch nicht recht geſund; man muß mit den Andern leben. Sie hat ſich inſoweit gerächt, daß mich die ungeheure Monotonie, in der ich mich damals wohl fühlte, die ich kaum empfunden

habe, jetzt oft unheimlich berührt. — Ich begreife es nicht, wie es mir gelungen war, so zu leben und habe, wenn ich jetzt an die Capriser Zeit denke, das rechte Wort dafür verloren, mir ist als hätte ich die Jahre kaum ein Dasein gehabt. Ich habe mich damals zu sehr von dem allgemeinen Zusammenleben abgelöst und kann so recht nicht wieder hineinkommen. Vieles, was man gewahr sein muß, um es mitzumachen, ist mir unüberwindlich geworden.

„Denke, wie ich lebte: Du weißt es. Im Winter, wenn der Verkehr mit dem Festland oft abgeschnitten war, der Stürme wegen, da ging ich Abends zufrieden im Städtchen durch die kleinen dunkeln Gassen und fühlte mich unbeschreiblich sicher und behaglich in dem Gedanken, daß mich Nichts keine Nachricht erreichen konnte. Du mußt Dir die Straßchen in Capri vorstellen, eng und winklig und aufwärts führend, und wenn ich so abgeschieden an einem Winterabend nach meiner Wohnung ging, da war es mir oft wunderlich zu Muthe. — Da ging es so in das allertiefste Dunkel hinein, daß man sich an der Mauer hintasten mußte. Mitten im Straßchen hing eine Laterne in der Schwebe und wurde an ihrer Kette vom Winde hin und hergeschüttelt, und wenn sie noch nicht ausgeweht war, warf sie mürrische Lichter auf die weißen Häuserwände und zeigte die schwärzeste Nacht erst recht, so daß es einem nicht ganz behaglich war. Dazu mußt Du Dir so einen Sturm auf Capri denken, der Tag um Tag und Nächte lang fortdauert. Das fährt wie Donner über die Insel, und immer ein Donner nach dem andern, das dröhnt, dann hört man das Meer rollen, dumpf, ungeheuer dumpf. Das ist unbeschreiblich und undenkbar. Mitten hinein in dieses düstere riesige Bewegen die Erinnerung überreichster Sommertage und der hinreißendsten Schönheit. Man steht in einem Zauber, lebt und lebt und lebt — und ein Tag vergeht nach dem andern, man merkt es nicht. Losreißen, wenn man nicht von außen losgerissen wird, ist unmöglich für Einen, der in solchen Gewalten heimisch geworden ist. Ich würde Dir diese volle Schönheit einmal gönnen, Käthe; aber ich selbst möchte dort nicht wieder sein."

Reichlin schüttelte gedankenvoll den Kopf und schloß die Lider für einen Augenblick.

Käthe war aufgestanden und zu ihm getreten, faßte seine Hand und sagte bewegt: „Unseretwegen bist Du dann gekommen? Bist so gut gegen den armen Vater gewesen. Ach, Reichlin, wir sind daran schuld, daß Du nicht das geworden bist, was Du wolltest. Ich weiß, Du hättest Schönes geschaffen." Indem sie das sagte, traten ihr Thränen in die Augen.

Reichlin sah sie an und lächelte: „Komm her," sagte er. „Deshalb bekümmere Dich nicht, gute Käthe, Dein Reichlin ist was er ist, und hat es vielleicht jetzt besser, als wenn er weiter gelebt hätte, wie er es sich gewählt hatte — wer weiß, ob er Befriedigung gefunden. Ich habe Dir nichts gesagt, um darüber zu klagen, gar nicht, Du mißverstehst. Wenn Du Dir

denkſt, daß mein Leben durchaus anders geworden iſt, als ich es wollte daß ich verloren habe und daß ich das nicht erreichen konnte, was mir wünſchenswerth erſchien, und wenn Du Dir nach alledem vorſtellſt, wie hübſch wir mit einander verkehren, was wir mit einander unternommen haben und wie viel ſchöne Stunden es für uns gegeben hat, da dächte ich, müßte Dir das Leben auch ohne Glück nicht ſo erſchreckend erſcheinen. Du ſiehſt es alle Tage vor Dir, daß es nicht unerträglich iſt. Ich ſage Dir noch einmal, Käthe, Alles, was es von Glück giebt, habe ich verloren — Alles. Deshalb aber hoffe Du ruhig weiter," fuhr er liebevoll fort, „ich glaube, daß für Dich Gutes kommen wird — und denke, daß Du mir eine große Freude biſt — die einzige. Alles auf Erden, Alles, gleicht ſich in ſich ſelbſt aus zu Nichts, Käthe — das iſt ein Gedanke, der mir zu einem großen Blick verholfen hat. Du verſtehſt ihn nicht und ſollſt ihn nicht verſtehen; nur im ſchlechten Beiſpiel, ſo obenher: Wie ſiebzehn Gulden Vermögen und ſiebzehn Gulden Schuld; wie das bewegte Meer ſich ausgleicht zur Fläche.

„Aber es iſt Unſinn mit einem Mädel ſo zu reden," ſagte er, und faßte ihr Köpfchen zwiſchen den Händen — „das hat ſeine eigenen Gedanken, nicht wahr?"

„Reichlin, ich glaube nicht, daß ich leben könnte, wie Du lebſt. Nein," rief ſie haſtig, „nie. In mir iſt Alles lebend oder Alles todt. Ich ertrüge es nicht, wenn nur die Gedanken in mir leben ſollten, als Einziges. Nein. Ich bin hungrig nach Glück! das Glück, das wie Licht und Regen über uns herſtrömt, iſt ſo verlockend und bezaubernd und werth, dafür zu leben und zu ſterben." Sie blickte wie verklärt zu Reichlin auf: „Nicht erſt vergeſſen müſſen, was uns freute, nicht erſt klug und weiſe werden müſſen. Ach, wer dies haben dürfte!"

Da zog Reichlin ſie an ſich heran und küßte ſie auf die zarten bräunlichen Wangen. — „Nun vielleicht, vielleicht," ſagte er lächelnd.

Dann ſtrich er ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte ernſt: „Wir lernen erſt ſpät das für Glück achten, was uns zuerſt ſelbſtverſtändlich und natürlich erſchien."

„Thu' mir den Gefallen," wandte er ſich an Käthe, „und hole mir jetzt ein Butterbrot. Bringe Du mir's, Friedrich iſt nicht wohl. — Ich habe ihn in ſein Zimmer geſchickt."

Sie nahm einen Schlüſſel vom Tiſch und ging zur Thüre hinaus.

Nach einer Weile kam ſie wieder zurück, trug Schüſſeln und Teller, deckte den Tiſch und war anmuthig eifrig, ihrem Freund Alles auf das Angenehmſte zu bereiten.

„So, ich bin fertig," rief ſie.

„Du ißt doch mit," frug er.

„Freilich, ſehr gern. Nicht wahr, ſo einen Tiſch decken kann ich doch ganz gut."

„Es ist erstaunlich."

Sie lachte und ihre Augen leuchteten voller Leben.

„Du, das Brot schmeckt hier besser, als drüben."

„So."

„Sag' einmal, was ist es denn eigentlich mit Friedrich? der sieht doch erbärmlich aus, der arme Mensch."

„Es steht nicht gut um ihm," erwiderte Reichlin. „Ich werde ihn bald zur Ruhe setzen müssen. Das wird mir und ihm nicht leicht werden."

„Mir erst recht nicht, Reichlin, wenn ich sein gutes, altes Gesicht nicht mehr sehen werde." Sie langte sich ein Stück Braten zu und strich leichtfingrig ein Butterbrot.

Dann schwatzte sie Reichlin allerlei, was sie morgen, übermorgen, die nächsten Tage bei ihm schreiben wollte, vor und war in allen Eifer gerathen.

Da blickte sie plötzlich, wie erschreckt, auf. „Verzeih' mir," sagte sie, „ich rede immer von mir. Du hast viel erlebt, was ich nicht weiß und stehst so hoch über Allen, die ich kenne, und über mir, so weit über mir, daß ich von Dir zu Dir nicht zu sprechen wage."

„Du bist ein liebenswürdiges Kindchen, Käthe."

„Ach, ich wüßte Einen," sagte sie, „mit dem Du besser reden könntest, als mit mir," und sie faltete ihre Hände auf der Stuhllehne in einander.

„Meine liebe Käthe," sagte er, „wir wollen sehen, was das Schicksal bringt. Gehen wir vielleicht heut Abend und sehen, ob es mit der Pulsatilla seine Richtigkeit hat?"

„Schwerlich," erwiderte sie, „Mariannens Bräutigam kommt ja."

„Also ein andermal."

„Du wirst aber heute zum Thee da sein, nicht wahr? — Was hast Du denn auf Deinem Schreibtisch für ein närrisches Fläschchen stehn?" frug sie, als sie schon die Thürklinke in der Hand hielt und noch einmal fast gedankenlos ihr Blicke durch das Zimmer schweifen ließ. „Laß doch sehen."

„Was meinst Du denn?" frug er.

„Hier dieses." Sie nahm es vom Schreibtisch und hielt es in die Höhe.

„Laß das stehen," sagte er, „das ist Nichts."

„Ist es so gefährlich, was darin ist?" frug sie und betrachtete es neugierig. „Wozu brauchst Du das?"

„Es ist Morphium, ich habe es für Friedrich herausgeholt."

„Dann scheint es so ganz gefährlich nicht zu sein."

„Doch, doch, Käthe."

„Nun, dann schließ es ja ein, Reichlin, hörst Du? Leb' wohl." Sie nahm ihren Hut und schlüpfte aus der Thür.

* * *

Es war ein ganz herrlicher Frühlingsnachmittag der letzten Maiwoche. In der anmuthig, von noch zartem Grün bewachsenen Laube saßen sie Alle am Theetisch. Die Mutter, Reichlin, Marianne mit ihrem Bräutigam und Lilly. Die Kleine goß den Thee ein.

Es lag ein Zauber über der Welt. Alles funkelte und flimmerte, die Vögel zwitscherten, die ganze Luft war beseelt von dem Wohlthätigen, das sie umgeben durfte.

„Da hab ich Käthen eingeschenkt," sagte Lilly entschuldigend, „sie wird doch hoffentlich gleich kommen."

„Mutterchen, Lilly, Marianne," rief es ganz von ferne.

„Nun, es scheint, als sollten wir etwas Absonderliches zu hören bekommen, der Stimme nach zu urtheilen," sagte Heinrich.

„Ja, ja, gleich oben hinaus und nirgends an," erwiderte die Mutter.

Da kam sie den Weg herabgelaufen, einen großen Strauß Pulsatilla in der Hand.

„Den Strauß," begann sie, „hat mir der Gärtner mitgebracht." Sie gab ihn Reichlin. „Sieh nur, ich sah die Blüthen selten so schön, so groß und frisch, und wie die Wassertröpfchen daran funkeln. Im Vorübergehen hab' ich sie gleich in den Brunnen getaucht. — Bitte, gieb mir Thee," wandte sie sich an Lilly.

„Hier ist er schon." Lilly schob ihn ihr hin.

„Reichlin, hast Du es gesagt?" frug Käthe.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bin gelaufen," fuhr sie fort, „in Sorge, Du könntest es vielleicht mir vorwegnehmen. Also denkt Euch, es giebt ein Fest."

Ihre Wangen glühten und die Augen strahlten.

Lilly sagte: „Das muß schon etwas sein, wenn es Käthen so nahe geht, die ist doch sonst kühl bis an's Herz hinan. Nun, was ist's denn?"

„Bitte gieb mir Thee."

„Hier ist er schon."

„Niemand darf mehr nach dem Pavillon gehen," begann sie, „überhaupt nicht mehr den Hügel hinauf."

„Was ist denn, Käthe?" frug die Mutter, „seid Ihr fertig?"

„Ja bald, und oben wird das Fest sein; aber ich darf nichts sagen. Es wird prächtig werden, das könnt Ihr glauben."

„Wer kommt denn dazu?" frugen die beiden Schwestern.

„Wer will, wenn Ihr wollt. Nicht wahr Reichlin, uns ist das ganz gleich. Dafür müssen die Andern sorgen; aber bewundern sollt Ihr und erstaunen, dann sind wir zufrieden."

Man sprach nun über das Fest und Käthe bat Nicolaus Reichlin, ja nichts zu verrathen.

Auf dem Tische vor Mariannen lag ein Blüthenzweig. Käthens Augen ruhten wie träumend darauf.

„Heinrich," sagte sie nach einer Weile zu dem Bräutigam, „ich will nicht, daß Du wieder von der Weigelia Zweige brichst. Gieb doch Mariannen etwas anders. Es blüht genug im Garten. Ich hab es Dir schon vor acht Tagen gesagt. Von diesem Strauch leide ich nicht, daß irgend Jemand eine Blüthe nimmt. Sieh nur, da liegt der ganze Zweig und ist gerade aus der Mitte herausgebrochen," fuhr sie mit bewegter Stimme fort, nahm den Zweig, wiegte ihn langsam und voll Anmuth hin und her und sah ihn mit wehmüthigem Behagen an, dann wendete sie sich zu Marianne und sagte mit leiser Stimme: „Laß mir den Zweig."

„Warum nicht gar?"

„Nicht wahr, Du giebst ihn mir," wiederholte Käthe.

„Du giebst ihn nicht," unterbrach kurz die Mutter. „Man darf ihren Launen nicht nachgeben."

„Keine Launen," sagte Käthe weich, „ich muß den Zweig haben."

„Wie wäre es denn, gnädigste Schwägerin, wenn Du Dich überwändest? Das gäbe ein neues Schauspiel für uns und wäre ganz interessant," warf Heinrich ein.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an und zerknickte den Zweig hastig. Thränen traten ihr in die Augen. Sie stand auf und ohne auf Jemanden einen Blick zu werfen, ging sie langsam den Weg hinauf.

Die Mutter sah ihr mit bekümmertem Gesicht nach, dann wendete sie sich zu Reichlin: „Nun, ist nicht einiger Grund vorhanden, über Käthe zu klagen? Ist sie mit uns zusammen, so kann man rechnen, daß Unfriede entsteht. Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist, mit ihren Gedanken scheint sie nie unter uns zu sein. Gott weiß, was in ihr vorgeht, und erwacht sie einmal, so müßte ich lügen, wenn ich sagte, sie bestrebte sich, wenigstens liebenswürdig zu sein."

„Ich glaube es, daß sie Ihre Geduld auf die Probe setzt," sagte Reichlin, „und es wäre vielleicht gut, wenn Sie ihre Unarten leichter nehmen könnten."

„Manchmal, fuhr die Mutter fort, „kam mir der Gedanke, daß Käthe sich über irgend etwas sorgt. Sie ist verschlossen; aber ein Mädchen, das Kummer hat, ist gewöhnlich gut und sanft und hat das Bedürfniß, sich mitzutheilen. So ein Wesen geht den Andern zu Herzen. Bei Käthe ist dergleichen nicht zu bemerken und ich dächte, ihr ganzes Benehmen deutet nicht auf irgend eine Trauer, sondern auf ganz ungewöhnliche Ungezogenheit hin."

Heinrich lachte: „Wenn man sich den kleinen Teufel wehmüthig, leidend, hinschmachtend denkt, merkt man erst, wie weit sie davon entfernt ist. Ich dächte, wir beruhigten uns über Käthens bekümmerte Seele."

Reichlin wendete sich an die Mutter und sagte: „Man muß behutsam mit ihr umgehen, vielleicht wäre es überhaupt gut, man behandelte jeden Menschen so, als wäre ein tiefer Grund für sein Benehmen da, den man

nicht kennt. Wie selten weiß man ihn; ich glaube, man würde im Allgemeinen duldsamer werden."

„Da haben Sie Recht, Nicolaus," erwiderte die Mutter; „aber es giebt eine gewisse Art sich zu geben, die ungefähr inne gehalten werden muß, und ich möchte, so weit es in meiner Macht steht, die Töchter vor Absonderlichkeiten behüten. Von dem, was Käthe vielleicht bekümmern könnte, mache ich mir kein Bild, — ich wüßte nichts; doch eins glaube ich zu wissen, daß bei ihrer leichten Erregbarkeit eine einfache, strenge Behandlung Noth thäte. Sie sind zu nachsichtig, Nicolaus. Sie haben ihr das Leben durchaus anders gestaltet, als ich es gethan haben würde. Nun, ich hoffe, daß es ihr zum Segen sein wird; doch befürchte ich oft, daß ihr ganzes Thun und Treiben zu wenig einfach geworden ist."

„Finden Sie?" sagte Reichlin, „Wenn überhaupt nur eine Möglichkeit vorhanden wäre auf Jemand einzuwirken, der seine eigenen Wege geht!"

„Sehen Sie, bitte, zu", fuhr die Mutter fort, „daß Sie ihr die unnöthige Idee mit ihrer Gärtnerei ausreden."

„Um Himmelswillen," unterbrach Heinrich, „wie kommt das Mädchen auf solch abenteuerliche Gedanken. Herr Reichlin, Marianne erzählte mir, daß meine Schwägerin sich allen Ernstes der unsinnigsten Idee unserer Zeit hingegeben hat, daß sie mit ihrer Gartenarbeit nichts anderes will als für die Emancipation der Frauen wirken. Nun, sie fängt frühe an, da kann sie es zu etwas bringen. Sie will künftighin Gärtnerinnen bilden, ist das wahr, Herr Reichlin?" Auf seinem zufriedenen, wohlgenährten Gesicht lag, indem er frug, ein gutmüthig, spöttisches Lächeln.

„Emancipation und Käthe," sagte Reichlin mit eigenthümlichem Ton, ohne ihn anzusehn. „Es frägt sich, was Sie darunter verstehen. Sie macht ihre Sache so hübsch und faßt Alles mit Eifer und Geschick an, daß es eine Freude ist, sie zu sehen. Schaut Euch einmal in der Gärtnerei und im Gewächshaus um; ich dächte, man müßte Lust daran bekommen. Ich würde manchem Mädel so eine Art Arbeit wünschen. Was daraus kommt und was daraus wird, steht im weiten Felde und es ist unklug von Euch," wandte er sich zu Marianne und Lilly, „in der Weise davon zu reden, wie Ihr es thut?"

„Ja sie macht es nicht übel," sagte Heinrich, „aber es steckt doch eine gehörige Summe in den Anlagen, sollte ich meinen, und hätte sich vielleicht auch etwas Anderes weniger kostspieliges gefunden, um sie zu beschäftigen."

Reichlin antwortete nicht.

Die Mutter blickte auf ihn hin und sagte: „Sie meinen es gut mit ihr, sorgen Sie nur dafür, daß sie mir nicht verwöhnt wird und gar zu sonderbare Wege geht. Sie sagen, sie schreibt noch so viel bei Ihnen. Sie wollten darauf achten, daß sie es nicht thäte."

„Sie ist voll mit dem Garten beschäftigt," erwiderte er, erhob sich, reichte der Mutter die Hand, grüßte und ging.

Sie ſprachen noch. Lilly räumte das Theezeug klappernd zuſammen und blickte dabei verſtändnißinnig bald auf Marianne, bald auf Heinrich und ſagte: „Das wird noch nett werden mit Käthe, er bildet ihr Gott weiß was ein — und es iſt ſchon jetzt mit ihr nicht zum Aushalten. Kein vernünftiger Menſch kann Gefallen an ihrem Treiben finden. Sie macht keine Beſuche, vernachläſſigt alle Welt und wir müſſen es ausbaden.“

Die Mutter ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Als Reichlin an den Pavillon kam, ſaß Käthe auf der Thürſchwelle und ließ ihn auf ſich zugehen, ohne ſich zu erheben. Sie gab ihm die Hand, als er vor ihr ſtand und ſagte: „Was denkſt Du von mir? An der Weigelia hängt mein Herz, und ich kann es nicht ertragen, wenn Jemand ſich von den Blüthen nimmt, als wüchſen ſie für Jedermann. Wenn irgend was mir gehört, ſo iſt es der Strauch!“ ſagte ſie heftig. „Es iſt wenig genug. Biſt Du böſe?“ Sie brach heftig in Thränen aus und verbarg das Geſicht in ihre Hände. „Hier nimm das Briefchen,“ ſagte ſie, „ich habe es Dir ſchon geſtern geben wollen.“

Er nahm es. „Bleib' nicht zu lange hier,“ ſagte er, „Geh' wieder zu den Andern und ſei gut.“

„Leb' wohl,“ ſagte ſie leiſe.

Reichlin ging den Weg, der zu ſeinem Hauſe führte, hinab. Unterwegs entfaltete er Käthens Brief und las:

„Reichlin, weshalb willſt Du mir verwehren, die Nacht im Freien zuzubringen? Thue es nicht.

Iſt ein Menſch mit übervollem Herzen aus dem dumpfen Haus in die ſtille Dunkelheit hinausgegangen, glaube mir, da geſchieht ein großes Wunder, denn an jedem Dinge iſt ein Wandel vorgegangen, und Alles erſcheint ihm anders, theilnahmsvoller, ſchöner.

Was er ſonſt mit Ungezählten zu theilen hatte, darf er nun allein genießen.

Er iſt einſam. Seine Kleinheit wird ihn nicht durch Ebenbilder vor die Seele gerückt und er darf hoffen ohne erinnert zu werden, daß Hoffnung unerfüllt bleibt.

Mit Freude begrüße ich die Nacht und wüßte ich nicht, daß Liebe auf der Welt ſei, und wärſt Du mir fremd geblieben, ſo würde mir das Glück der Einſamkeit und Nacht genügen und ich wollte nicht über das öde Leben klagen.

Allein bin ich glücklich. — — —

Glaub mir nicht, Reichlin, ich lüge. — Alles iſt Lüge. Ich habe geſtern Nacht wieder oben auf dem Wieſenplatz geſeſſen, gewartet und gewartet und mich in Erinnerung und Hoffnung verloren.

Ich will es Dir geſtehen, ich habe gewartet ſo ganz in's Grenzenloſe hinein, als wenn er, käme er auch wirklich zurück, mich da, gerade da, ſuchen würde.

Das Fest war mit Eifer von Reichlin und Käthe vorbereitet worden. Gegen Abend, um die Stunde, in der die Sonne vor ihrem Scheiden noch einmal am schönsten durch die Welt strahlt, kamen die Gäste und gingen den Weg zum Hügel hinauf, unter den Buchen hin. Auf dem grünen freien Platz empfing sie Reichlin und Käthe.

Die eigenthümliche Bauart des Pavillons wurde von Allen hervorgehoben, von Einigen als glücklich gepriesen; Andere wieder hatten dies und das daran auszusetzen. Besonders der von hoher Mauer umgebene Vorhof wurde von den Meisten als überflüssig, ja als unschön bezeichnet. Als die Tadler aber eintraten und von dem halbrunden, an einer Seite offenen Kuppelbau, in welchem ein reizend gedeckter Tisch stand, in den quadratisch von Mauern umgebenen Raum blickten, der mit Blumen und Gewächsen reichbelebt war, da erkannten sie den Vortheil, den der Hof dem Aufenthalte brachte. Das Ganze wurde durch ihn abgeschlossener, denn man hatte nicht die große Weite der Umgebung vor Augen; nur die Wipfel der Bäume, nicht auch den Boden, in dem sie wurzelten. Durch die Bogenthür, die dem Pavillon gegenüberlag, hatte man einen freien Blick und ahnte ausgebreitetere Schönheit.

Es verstrich eine hübsche Zeit mit Betrachten und Bewundern. Zwanzig Personen waren zusammengekommen, eine Zahl, die immer Hoffnung giebt, daß sie ein paar erträgliche Seelen mit einschließt. Man schwatzte und lachte.

Die Leutchen hörten eine sanfte Musik, die nicht die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und doch unbemerkt auf die Gemüther wirkte.

Sie hatten sich Alle, wie es schien, ziemlich gut bei Tische zu einander gefunden, einige Freunde des Bräutigams, die Töchter eines Nachbarn. Das Brautpaar und Lilly waren schon im besten Plaudern. Die Mutter saß unter einigen älteren Leuten. Käthe aber war zwischen zwei Personen gerathen, mit denen sich nicht recht eine Unterhaltung einleiten wollte. Es schien ihr jedoch wohl zu sein. Sie sah auch auffallend hübsch im weißen Kleide aus.

Reichlin war schon vor Tische im lebhaften Gespräch gewesen mit einer Dame, die Käthen gleich aufgefallen war, einer Baronin Freisberg. Es hatte sich zufällig gemacht, daß sie mit zum Feste kam. Seit Kurzem war sie in die Nähe des Städtchens gezogen und hatte frühere Verbindungen mit der Mutter wieder angeknüpft.

Ganz jung konnte sie nicht mehr sein und sicher gab es im Städtchen, in dem man sie von früher kannte, Leute, die ihr Alter genau vorrechnen konnten. Sie war eine Erscheinung, welche auf solche, die ihre Nebenmenschen nicht ganz gleichgiltig auf sich zukommen sehen, schon auf den ersten Blick wirken mußte.

Käthe betrachtete Nicolaus und die Baronin aufmerksam und sie sah an dem Ausdruck ihres Freundes, daß er wirklich mit Interesse sprach.

Jetzt war es ihr, als blickte die Baronin sie lange forschend an.

Die Art und Weise, wie die schöne Frau sich gab, gewann ihr Käthens Herz und gern hätte sie erfahren, worüber so angelegentlich gesprochen wurde. Sie sah die Baronin immer eifriger werden. Jetzt zog diese die Mutter, die ihr gegenübersaß, mit in das Gespräch.

„Geben Sie mir Recht," sagte sie. „Es giebt Nichts in der Welt, das nicht zu überwinden wäre. Die größte Leidenschaft, die über einen Menschen kommt und sein Glück vernichtet und ihn einem hoffnungslosen Leben gegenüberstellt, trägt etwas Hoffnungsvolles in sich, nicht wahr? Denn ihr innerster Zweck ist, indem sie den Menschen zum Unglück geführt hat, veredelnd auf ihn zu wirken, seinen Charakter zu vertiefen und ihm neue Bahnen im Leben zu eröffnen. Das ist das Einzige, Richtige, wo kämen wir sonst hin?"

„Sehr richtig," sagte die Mutter. „Und um zu überwinden, ist uns ja Hilfe gegeben. Aus eigener Kraft freilich vermögen wir Nichts."

„Hören Sie, Herr Reichlin," wendete sich die Baronin wieder lebhaft an ihn, „Sie sind geschlagen."

„Vielleicht nicht, vielleicht habe ich dieselbe Meinung. — Ich widersprach nicht. Für mich giebt es kaum ein Widersprechen. Ich sehe Alles aus einem Gedanken, aus einer Kraft kommen, sehe es sich verbreiten, seine große Reise machen und dann wieder zurückkehren, unverändert, nicht vermindert und vermehrt. Die Theilung des Einen giebt Alles. Damit bin ich zu Ende und lasse Jedes gelten."

„Mit Ihnen ist nicht zu reden, Herr Reichlin."

„Das weiß ich," sagte er.

„Erklären Sie mir wenigstens, was Sie mit dem Räthselspruche meinen?"

„Mit welchem?"

„Wie meinen Sie das: Eins giebt Alles."

„Wollen Sie's wissen, gut, geben Sie Acht!" Reichlin nahm aus seiner Brieftasche ein Blättchen Papier und riß es zu einem Quadrat. Käthe war ganz verstohlen ihrem Nachbar entwischt und hatte sich auf einen Stuhl hinter Reichlin und die Baronin gesetzt.

Reichlin hielt der Baronin das Blatt hin.

„Stellen Sie sich vor, in diesem Dinge sei Alles enthalten, was die Welt enthält, kein Atom zu viel und keins zu wenig." Er zerriß das Blättchen in viele krause Figuren und warf sie durcheinander. „Jedes dieser Theile ist zum Ganzen gehörig und ist dem Ganzen unnothwendig. Jedes dieser Theile ist selbstständig ein Ding für sich. Sehen Sie, ich könnte nun zertheilen und noch zertheilen und immer bliebe dieselbe Harmonie. Ob Sie mich verstehen? So ist die riesenhafte Mannigfaltigkeit und die Einheit der Welt symbolisch." Er hielt das zerstückte Quadrat auf der flachen Hand und fügte ihm einige Theile mehr hinzu. „Begreifen Sie, daß jetzt Alles vollkommen zerstört ist? Nie könnten nun die Theile zu einem Ganzen sich mehr ineinanderfügen, wenn auch nur ein Fünkchen, ein fremdes Atom dazu gekommen wäre. Das Eine

wie das Andere ist unmöglich. Alle Beispiele sind freilich offenbar unzulänglich, dergleichen muß eben so sehr gefühlt, wie durchdacht werden, vielleicht sogar mehr gefühlt, als gedacht. — Also, ich habe die Eigenthümlichkeit," fuhr er leicht scherzend fort, „mich nicht mehr zu streiten, Alles gelten zu lassen, denn es gilt Alles."

„Sie wollen mir entwischen," sagte die Baronin und strich die Papierstückchen leicht vom Tische.

„Nein, sicher nicht. Ich gebe Ihnen Recht. Sie sagen, der im tiefsten Grund angestrebte Zweck einer Leidenschaft sei der, sie zu überwinden. Gut, wie sie wollen. — Die einzige Hoffnung im Leben ist Vervollkommnung, für Jeden nach seiner Weise.

„Herr Reichlin, das ist keine Antwort."

„Doch, Frau Baronin." Er sah sich nach Käthen um. „So, haben wir gelauscht." Reichlin rückte seinen Stuhl zurück, daß Käthe fast zwischen ihn und die Baronin zu sitzen kam.

„Ganz kurz," sagte er, „entweder ist die Leidenschaft stärker, oder das Gefühl ihr zu entfliehen, Hilfe gegen sie zu suchen. Je nachdem steigt sie oder wird besiegt. Das ist der Kern der Sache. Doch kommt dabei zu wenig für die Welt heraus. Es ist zu einfach, um Millionen zu beschäftigen. Da ist Unendliches darüber gehäuft, Religion und Gesetze, viel Ueberhebung, viel Beschränktheit, viel Dünkel und Stolz und was wir Gutes haben und Reines, unsere beste Kraft, viel Rührendes und Göttliches. Da mag sich Jeder daraus wählen, was ihm zusagt, und sich mit seinem Schicksal abfinden."

„Nun also, für Sie giebt es nichts wahrhaft Gutes und wahrhaft Schlechtes?" frug die Baronin.

„Im tiefsten Kern, nein. — Doch jeder Kern hat seine Schale."

„So viel ich von Ihnen weiß," sagte er, um abzulenken, „kann man Sie beneiden. Sie haben ganz gut gewählt und sind eine glückliche Natur."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Durch unser Gespräch. Sie haben Leidenschaft kennen gelernt, sind durch sie nicht zur Verzweiflung geführt worden, scheinen immer die Zügel in der Hand behalten zu haben, wurden gezwungen, nachzudenken, und fanden, daß Leidenschaft, wenn sie uns in's Unglück stürzt, unsere Hoffnungen zerstört hat, noch praktisch zu verwenden ist, zwar indirect. Dieselbe Kraft, die gegen sie kämpfte, bahnt uns nun neue sichere Wege, auf denen wir zu Glück und Befriedigung gelangen können. Sie haben eine ganz gutartige Form der Leidenschaft kennen gelernt. Jedem, der leben will, wünsche ich solch eine Lösung. Was wir selbst dazu thun, ist freilich wenig, ist Nichts."

Die Baronin wendete sich an Käthe und sagte: „Nun, Fräulein Käth, sie fand es für besser „Käth" zu sagen, „was meinen Sie dazu? Haben Sie zugehört?"

Käthe ſah vor ſich hin und erwiderte nicht gleich.

„Nun, was denken Sie?“

„Ich habe zugehört, Frau Baronin.“

„Und weshalb ſo ernſt, Kleine?“

„Mir liegt es ſchwer auf“ ſagte Käthe, „wenn ich daran denke, daß die Ueberlegung uns dazu treiben könnte, das zu überwinden, was uns das Höchſte ſcheint, wovon das ganze Herz erfüllt iſt. Ich begreife nicht,“ ihre Stimme hatte einen wunderbar innigen Klang, „wie man ſich beruhigen kann, wie man nach Glück oder auch nur nach Frieden ſtreben kann, wenn uns das Eine genommen iſt. Ich könnte das nicht, gleichgiltig wäre es mir auch, ob meine Seele durch Schmerz geläutert würde, ganz gleichgiltig. Ich möchte mit meinem Glück und wenn es nur eine Hoffnung wäre, verlöſchen.“

Die Mutter hatte, während Käthe ſprach, nicht den Blick von ihr gewendet und ſah faſt ärgerlich vor ſich hin.

Jetzt erhob ſie ſich und gab damit das Zeichen, die Tafel aufzuheben. Alles bewegte ſich munter durcheinander. Man ſchwatzte und lachte, ſtand noch ein Weilchen mit ſeinem Tiſchnachbar, um ein Geſpräch zu enden, oder neu anzuknüpfen, dann gingen ſie durch die ſchmale Bogenthür und verſtreuten ſich im Garten. Es war eine ſchöne Nacht. Bunte Lampen erleuchteten den Platz vor dem Pavillon. Warm war es und windſtill. Die Luft ſchien ſo von feuchtem Duft durchdrungen, daß ſie Alles ſchmeichelnd umgab.

Käthe wurde von der Mutter zurückgehalten, als ſie eben den Andern nach in das Freie gehen wollte.

„Käthe,“ begann ſie erregt, „ich wünſche nicht, daß Du wieder wie vorhin in den Tag hinein ſprichſt. Wenn Du den Mund aufthuſt, wird mir angſt und bange. Nie höre ich von Dir eine liebenswürdige Unterhaltung, an der man ſeine Freude haben könnte. Was gehen Dich Dinge an, von denen Du nichts verſtehſt. Mindeſtens war es unnöthig, daß Du der Baronin erklären mußteſt, was für eine Art verdrehtes Herz Du haſt. Man ſpricht nicht zu dem Erſten, Beſten von ſeinen tiefſten Empfindungen. Was ſoll die Baronin von Dir denken. Wenn Du Dich doch einfach und natürlich benehmen wollteſt! Du haſt mich heute wieder unglücklich gemacht.“ Die Mutter ſeufzte tief auf und Käthen traten die Thränen in die Augen. „Und der Onkel beſtärkt Dich noch in Deinem abſurden Weſen.“

„Mütterchen, ſage nichts gegen Reichlin,“ begann Käthe heftig. „Das darfſt Du nicht — Du kennſt ihn nicht, — weißt nicht —“

„Käthe, Käthe!“

„Sei nicht böſe.“ Käthe fiel ihr um den Hals und ſchluchzte: „Bitte, was ſoll ich thun?“

„Nimm Dich zuſammen,“ erwiderte die Mutter kühl, indem ſie ging, „das iſt das Einzige, was Du zu thun brauchſt.“

Käthe blieb zurück, ſchlich dann hinaus. Unter einer dunklen Buche blieb ſie ſtehen und lehnte ſich an dem Stamm.

Nicolaus kam auf ſie zu.

„Nun, Käthe?“

Sie antwortete nicht.

„Was ſtehen wir denn ſo allein, was iſt denn?“

„Was denn?“ frug ſie haſtig und ſah ihn an. „Ich tauge zu nichts, finde mich nirgends zurecht, quäle die Mutter und Alle. Das Leben erſchreckt mich, wohin ich ſehe. Nichts Feſtes, Alles ſchwankend und unbeſtimmt. Siehſt Du, Reichlin, ich möchte, Du hätteſt ſtatt meiner einen klugen Freund gehabt, der Dich verſtanden haben würde, ohne daß ihm dabei das Herz gebrochen wäre, damit meine ich, ich möchte, ich hätte die Kraft zu denken, klug zu werden und das Gedachte ruhig zu ertragen wie Andere auch.“ — Dann ſagte ſie erregt: „Reichlin, ich brauche jetzt Glück. Eine große, einzige Hoffnung muß ſich erfüllen, ſonſt werde ich nie heimiſch in der Welt. Ich bin zu ſchwach, um wie Du zu leben. Wenn Du zu mir ſprichſt, ſo liegt in jedem Gedanken, jedem Wort ein Geiſt, der den Dingen feſt gegenüberſteht, und wenn ich Dich höre, fühle ich, daß man leben kann, ganz im Anſchauen; ohne an ſich zu denken, ohne in Allem Hoffnung zu ſuchen, fühle, daß man ſich ſelbſt wie etwas betrachten kann, das nur dahin ſtrebt, im Ganzen aufzugehen, daß man, ſelbſt hoffnungslos, die Hoffnung der Welt in ſich trägt. So fühle ich, verſtehe ich, wenn Du mit mir ſprichſt, — und doch ganz anders; ich kann, was ich begriff, nicht in Worte faſſen, aber wenn ich allein bin und will auf eigene Hand in Deinem Geiſte denken, da komme ich in ſchreckliche Verwirrung und mit aller Kraft ſehne ich mich dann nach unleugbarem Glück.“

„Es geht Allen ſo, liebe Käthe, wir wollen uns ſchon durchhelfen, es kommt beſſer, ich fühle es für Dich, Du freilich, glaubſt jetzt nicht daran.“

„Reichlin,“ unterbrach ſie ihn, „hätteſt Du eine Ahnung, wie angſt mir iſt!“ Sie legte beide Hände übereinander auf die Stirn. „Denke Dir, daß ich manchmal aufſchreien könnte. Ich finde das Leben ſo ſchrecklich, und ich werde ihn nicht wiederſehen! Denke doch, wie lange es nun her iſt, daß er ging. Das kann man keinem Menſchen ausdrücken, was es bedeutet, ſo von einem Tag zum andern und wieder zum andern hoffen, immer in das Unbeſtimmte hinein und immer gleich ſtark, nie müde davon und doch ohne Glauben. Ich fühle, wie Ungeduld und Erwartung mich verzehrt.“

„Wir wollen von ihm oft miteinander reden, Käthe,“ ſagte Reichlin. „Du ſollſt mir von ihm erzählen. Er iſt ein guter, prächtiger Menſch, ich habe von jeher viel auf ihn gehalten und ich weiß, daß, wenn er kommen kann, er ſicher kommen wird. Hörſt Du, das glaube ich. Er hatte, als er ging, ſchwer zu arbeiten, ſtell Dir vor, ſo ein junger Künſtler, wie er einer iſt, ſtudirt mit allem Ernſt, und wie ich ihn kenne, wird er nicht eher

wieder zu uns kommen, als bis er erreicht hat, was er erreichen wollte, als er ging. Ich werde Dir einmal das Köpfchen zeigen, das er als Knabe modellirte. Das hat er mir damals geschenkt und ich habe es aufgehoben. Da wirst Du Dich darüber wundern. Ja, wenn Alles seine festen Wege geht, kann er ein tüchtiger Künstler werden, das sollst Du sehen. Fasse Muth, Käthe."

Sie gab ihm die Hand. „Das will ich thun," sagte sie, „aber das Herz ist mir schwer. Heute Nacht lag ich und konnte nicht schlafen, darum nicht, weil mir so unruhig zu Muthe war, und ich strich mit der Hand über dem Arm. Indem ich das that, hatte ich das Gefühl, so hinweggewischt zu werden, müßte —" Sie hielt inne. „Aus dem Gefühl entstand wie ein Seufzer wie ein Aufathmen, Dein Gedanke, den Du mir einmal sagtest, der mir Lösung, Befriedigung des allertiefsten Wunsches enthält."

„Einen Augenblick bewußtlos, eine Ewigkeit bewußtlos!" Das sagte sie und legte die Hände in einander. „Das ist ein Spruch, der Wind und Wellen, Todesangst und Zweifel zur Ruhe bringt, der außer aller Zeit liegt und über jeder Hoffnung. Ich habe Alles Gute von Dir," fuhr sie innig fort, „und lieber will ich, da ich Dich nie ganz verstehen werde, die Welt durch Dich unfaßbar vor Augen haben, als sie durch Andere ganz beruhigend und klar vor mir liegen sehen."

„Käthe, meine Käthe, es wird Alles anders als Du denkst. Hier kommt die Baronin," sagte er. „Sprich mit ihr. Ich hab ihr von Dir erzählt." Er gab ihr die Hand und ging auf den Pavillon zu.

Sie sah die Baronin den Weg entlang kommen.

„Wie der die Schleppe gut fällt," dachte sie.

Die Baronin kam auf Käthe zu und redete sie auf eine fast erregte Weise an:

„Sagen Sie, Fräulein Käth, was ist das für ein Mann?"

„Nicolaus Reichlin, meinen Sie?" erwiderte Käthe.

„Ja, Herr Reichlin. Sagen Sie, was soll ich von ihm halten? Nirgends ist er zu fassen. In einem Augenblick scheint er bedeutend, im nächsten, ich kann mir nicht helfen — Fräulein Käthe," fuhr die Baronin fort, die liebenswürdige Geringschätzung, die er an mich verschwendet, laß ich mir nicht gefallen — nein. Sagen Sie, wie denken Sie über ihn? Sie kennen ihn ja?" frug sie und hüllte Käth fester in das weiße Cachemirtuch, das ihr von den Schultern geglitten war.

„Ich?" frug Käthe.

„Ja, Sie, er hat mir von Ihnen gesprochen."

Jetzt standen sie vor der hohen Buche, auf die der Weg zuführte, und Käthe lehnte sich wieder an den dunkeln Stamm und sah vor sich hin.

„Sagen Sie, verstehen Sie ihn noch gar nicht? — Wissen Sie gar nicht? — Nein, nein, nein!" unterbrach sie die Baronin hastig. „Ich sage Ihnen, mir ist ein ähnlicher Mensch noch nicht vorgekommen."

„Dann ist es schwer, von ihm zu sprechen. — Nein — dann kann ich es gar nicht."

Sie schwieg und sagte nach einer Weile:

„Ich denke eben an den Unterschied zwischen einem großen und einem unbedeutenden Menschen. Beide könnten denselben Gedanken aussprechen, der Unbedeutende noch um einen Theil correcter und klarer als der Andere; aber ich glaube, man kann den Weisen herausfinden; unmerklich läßt der zwischen jedem Worte Raum für Unaussprechliches. Ich weiß nicht, ob das Alle bei dem ersten Blick gleich fühlen, wenn sie solch einem Menschen begegnen; ich glaube nicht."

„Sie sind klug," meinte die Baronin und lächelte.

„Soll ich noch eins sagen?" frug Käthe.

„Ja, bitte, reden Sie weiter." Die Baronin nahm die frische weiße Rose, die zwischen den dunkeln Spitzen ihres Kleides schimmerte und steckte sie Käthen in's Haar. Käthe ließ es sich gern gefallen und bog das Köpfchen etwas zur Baronin nieder.

„Wenn ich sterben werde, jetzt oder später, werde ich bis zur Stunde meines Todes nicht den Wunsch haben, bewußt fortzudauern."

„Kind, was reden Sie, Ihnen ist der Tod noch nicht nahe getreten," unterbrach sie die Baronin. „Sie wissen nicht, was Sie sagen."

„Ich weiß, was ich fühle, weiter nichts," erwiderte Käthe. „Bis zu dem letzten Augenblick werde ich so denken, und mich vor dem Vergehen nicht fürchten, im Gegentheil. Wenn ich mir aber vorstelle, Nicolaus Reichlin stürbe, dann würde ich mit einem Mal an ein ewiges Fortleben glauben, und nicht etwa darum, weil er mir lieb ist. Ein Anderer, der mir vielleicht unendlich lieb ist, könnte sterben und ich würde meinen Glauben nicht ändern und mit ihm sterben."

„So, das ist Ihr Urtheil? Nun, jedenfalls originell!"

Eben kam Reichlin zurück. Käthe bemerkte ihn.

„Da ist er," sagte sie, gab der Baronin die Hand und huschte über die Wiese.

Reichlin und die Baronin gingen mit einander eine Weile auf und nieder.

„Jetzt verstehe ich, daß die Kleine nicht in die Welt paßt," sagte sie zu ihrem Begleiter. „Sie ist ein merkwürdiges Geschöpf. Ein Engel könnte sich benehmen, wie sie es thut."

„Ja, sie ist eigenartig," sagte Reichlin. „Das, was mich an ihr wahrhaft ergreift, ist etwas, das mir noch nie in solcher Kraft nahe getreten ist, ein Schmachten nach Glück. Mir ist es tieferührend, sie davon reden zu hören. Leider befriedigt sie ihre nächste Umgebung nicht. Sie hat keine wohlthuende Art im Verkehr mit ihrer Mutter, das ist für beide Theile traurig. Sie glauben nicht, mit welcher Heftigkeit Käthe empfindet. Vorhin hatte sie mich mehr erschreckt, als ich mir selbst gestehen möchte. Sie

haben ſich für ſie intereſſirt," fuhr er fort, „vielleicht macht es ſich, daß Sie ſie öfters ſehen könnten." Das ſagte Reichlin in einem Ton, dem man es anmerkte, daß er wirklich von Sorgen bedrückt war.

Die Baronin ſprach liebenswürdig von Käthen, bewunderte dann auch noch einmal den Pavillon, bemerkte zuletzt noch mit faſt ſchwärmeriſchem Wohlgefallen die Muſik, die von Zeit zu Zeit in einiger Entfernung aus dem Buchenwäldchen klang. Die Gäſte verabſchiedeten ſich und die Baronin lud die Mutter, Reichlin, das Brautpaar, Lilly und Käthe zu ſich in ihr Landhaus ein und zwar ſo bald ſie könnten.

Sie hörte, daß Nicolaus Reichlin in Geſchäften verreiſen wolle, und bat deshalb gleich morgen zu kommen, als den letzten Tag, den er noch da ſei. Doch nur Käthe und Reichlin ſagten zu, denn der nächſte Tag war zugleich der letzte, an dem Marianne mit ihrem Bräutigam noch zuſammen ſein konnte und dieſen Abend wollte die Mutter mit den Beiden zu Hauſe verleben. Sie erlaubte Käthen aber gern, der Einladung zu folgen, denn die Baronin hatte ihr Wohlgefallen außerordentlich erregt.

Es war ſpät geworden. Reichlin brachte die Mutter und die drei Schweſtern nach ihrer Wohnung, Heinrich hatte die Gäſte den nächſten Weg zur Landſtraße, am Hügel hingeführt.

„Alſo morgen," ſagte Reichlin, als er Käthen zum Abſchied die Hand gab. „Schlaf wohl."

Als ſie Alle eingetreten, war die Hausthür ſchallend in's Schloß zurückgefallen. Reichlin ging noch ein Weilchen unter den dunkeln Buchen auf und nieder.

„Ob ich ihr helfen kann?" ſeufzte er auf und ging langſam weiter.

Es war eine feuchte, faſt ſchwüle Nacht geworden.

(Schluß folgt.)

Lorenz Gedon.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Als in den letzten Tagen des December 1883 von München die Nachricht kam, Lorenz Gedon sei seinen Leiden erlegen, fehlte es in Berlin nicht an gebildeten Männern, welche angesichts dieser traurigen Botschaft und der dem todten Meister gewidmeten Nachrufe in Versen und Prosa ziemlich verwundert fragten: „Wer ist Gedon?“ Diese Unkenntniß war nur ein neuer Beweis, daß trotz der Einigung Deutschlands die Mainlinie auch heut noch keineswegs vollkommen überbrückt ist, und die Berliner kein Recht haben, den Münchnern die oft gerügte geringe Vertrautheit mit Berliner Persönlichkeiten und Zuständen zum Vorwurf zu machen. Aber die Frage bewies zugleich auch bei denen, die sie thaten, ein gar zu kurzes Gedächtniß. Reichte es doch nicht einmal sechs Jahre zurück.

Damals 1878 fand die dritte große internationale Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Paris statt, die erste, an welcher Deutschland sich nicht betheiligen mochte. Die damalige französische Regierung empfand diese Zurückhaltung fast als eine feindliche Demonstration. Da plötzlich, in letzter Stunde noch, wurde die Welt durch eine Kundgebung der deutschen Reichsregierung überrascht, die bei beiden Nationen gleiche Befriedigung hervorrief.

Unser Fernbleiben wurde als einzig durch wirthschaftliche Gründe motivirt erklärt und zugleich der Beschluß verkündet, Deutschland werde sich wenigstens, um über seinen guten Willen keinen Zweifel zu lassen, noch an der Kunstausstellung im Marsfelde betheiligen.

Der Fürst Reichskanzler, innig von der Wahrheit überzeugt, daß auf jedem Gebiet des Lebens alles Gute und Tüchtige, was rasch gethan und

vollbracht werden soll, nur mittels eines Actes der Dictatur in's Leben gerufen werden kann, berief einen einzelnen Mann von bewährter, durchgreifender Energie, gründlicher Kenntniß des Gegenstandes, Klugheit und praktischer Geschicklichkeit, den Director der Berliner Akademie der bildenden Künste, Prof. Anton v. Werner, und betraute diesen mit der dictatorischen Gewalt, jenen Beschluß selbstständig, nach seinem Sinn und so schnell als möglich durchzuführen.

Unbeirrt durch den Widerspruch, die Klagen und Verlästerungen des vielhundertstimmigen Chors deutscher Akademieprofessoren und Künstler, wählte dieser an Kunstwerken aus, was seinem scharf treffenden Urtheil als das Beste, die moderne deutsche Kunst am würdigsten Repräsentirende erschien. Zur Aufnahme dieser Werke waren ihm nur ein paar kahle Oberlichtsäle im Glaspalast angewiesen. In Paris aber mehr noch als anderswo hängt die Wirkung jedes Dinges sehr wesentlich von der Form und Art ab, in welcher dasselbe dargeboten wird. Es war unvermeidlich, den deutschen Ausstellungssälen eine solche Erscheinung zu geben, daß sie einen würdig gestalteten und geschmückten Schrein des ihnen anvertrauten Inhalts bildeten. Wer unter den deutschen Architekten und Decorateurs aber ist der Berufenste, um eine solche Aufgabe zu übernehmen und in der vollkommensten Weise zu lösen? A. v. Werner war über die Antwort keinen Augenblick in Zweifel: „es giebt nur Einen, und der ist Lorenz Gedon in München". Der großen Mehrheit der Norddeutschen klang dieser Name damals noch ziemlich fremd. Wenige Wochen später, — und er ging von Mund zu Mund. Das Vaterland wie die Fremde waren seines Ruhmes voll.

Mit dem ihm eigenen Feuereifer ergriff der durch v. Werner aufgeforderte Münchener Meister die Aufgabe. Schnell war er in Paris an Ort und Stelle. Angesichts der ihm zugewiesenen Localitäten entstand nach seinen Anordnungen im Fluge das imposante unvergeßliche Werk der Inscenirung der deutschen Kunstausstellung im Glaspalaste. Bereits am 11. Mai ist dieselbe von A. v. Werner und Gedon dem deutschen Botschafter und von diesem den französischen Behörden übergeben worden.

Hatte sich das französische Publikum bisher ziemlich skeptisch verhalten, und recht geringe Erwartungen von dem Inhalt dieser deutschen Säle gehegt, so trat nach der Eröffnung derselben an die Stelle der Zweifel eine allgemeine aufrichtige Bewunderung des Inhalts, aber nicht zum wenigsten auch der Form, d. h. der Gestaltung und Decoration der Räume.

Gedon war von diesem Tage ab ein populärer Meister in Paris. Unter den damals an der Seine zusammenströmenden Künstlern aller Nationen wurde er übrigens durch seine Erscheinung, sein ganzes Wesen kaum minder auffällig als durch sein Werk. Eine echt münchnerische Künstlerfigur, mochte er seine, in dem deutschen Isarathen angenommenen Lebensformen und Gewohnheiten auch hier in Paris keinen Augenblick verleugnen und abstreifen. — Von mittelgroßer, aber kräftiger, untersetzter Gestalt,

trug er auf seinen Schultern einen Kopf vom eigenartigsten Schnitt. Ueppiges, schwarzlockiges Haar umkrauste den Scheitel und quoll ihm tief über die Stirn herab, unter der ein Paar kleine, feurige, wahrhaft durchbohrende dunkle Augen hervorblitzten. Aber auch ein wahrhaft kindliches Lächeln, den Ausdruck einer rührenden Freundlichkeit des reinen und gütigen Herzens sah man dieselben umspielen. Die Nase trat im scharfen Winkel gegen diese Stirn hervor. Die vollen Lippen, Wangen und Kinn umschattete kurzer, schwarzer Bartwuchs. Alle Formen des Gesichts waren zusammengedrängt. Concentrirtes, energisches geistiges Leben, unbeugsame Willenskraft und die starke Sinnlichkeit einer phantasie- und kraftvollen, reichen Künstlernatur sprachen unverkennbar daraus. Dieser originellen Erscheinung entsprach auf's Genaueste seine ganze Rede- und Ausdrucksweise. Alles darin war eigenartig frei von allem Conventionellen, von sinnlicher Anschauung gesättigt, auch da, wo es sich um die Entwickelung, Darlegung und Verfechtung künstlerischer Ueberzeugungen und Lehren handelte. — Mancher unserer Landsleute mochte damals sich und Andere fragen, wie Anton v. Werner gerade auf die Wahl dieses nun so glänzend bewährten Meisters zu seinem Helfer und Mitarbeiter verfallen sei. Er war dazu bestimmt worden durch die Erinnerung einer ähnlichen Leistung Gedons gelegentlich der deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung im Glaspalast zu München im Sommer 1876. Dort hatte er eine nicht minder großartige Probe seiner unvergleichlichen Befähigung für derartige Raumdecorationen vornehmen, künstlerisch prächtigen Stils und Arrangements, und der Inscenirung ganzer Ausstellungen gegeben in der von ihm übernommenen Einrichtung der Abtheilung der älteren Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnisse in dem abgegrenzten südlichen Raume. Dort vor dem Eingang zu dem letzteren hatte er jenes, aus alten Architekturtheilen, Holzskulpturen und Prunkstoffen componirte, mächtige Portal von imponirender, festlicher Schönheit aufgeführt, dessen Giebelfries die bezeichnende Inschrift schmückte: „Unserer Väter Werk." — Diese Worte, deren Anbringung an jener Stelle Gedon persönlich vorgeschrieben und verlangt hatte, haben für ihn selbst die Bedeutung eines Programms. Die Kunst der Gegenwart, wenn sie wahrhaft lebendig sein soll, müsse, so behauptete er, anknüpfen an die „unserer Väter", d. h. jener großen, mehrhundertjährigen schöpferischen Epoche, welche mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ihren plötzlichen, traurigen Abschluß gefunden hat. Ueber die zwischen ihm und der Gegenwart klaffende Leere gelte es nun wieder die Brücke zu schlagen, welche die Kunst der heutigen, zu neuer Erkenntniß und neuem Leben erwachten, Generation mit jener glorreichen Vergangenheit verbände.

Aus dem, was unsere Väter, aber keineswegs ausschließlich die Deutschen, während des Mittelalters, der Renaissance, des Barock- und Rococo-Zeitalters in den bildenden Künsten und im Handwerk geschaffen haben, schien Gedon die Kraft der eigenen Production immer wieder zu er-

frischen und zu stärken. In ganz eigenthümlicher, seltener Weise verschmolz sich in ihm die Natur des Sammlers mit der des productiven Künstlers. In beiden Richtungen ist er gleich außerordentlich gewesen. Es ist für seine ganze Entwickelung charakteristisch und folgenreich geworden, daß die Sammel-Lust und -Leidenschaft bei ihm der Lust des Bildens und Bauens vorausgegangen war.

Lorenz Gedon ist am 12. November 1843 zu München als Sohn eines „Antiquitätenhändlers" oder (den Beruf bei seinem populären Namen zu nennen) eines „Tandlers" geboren. Die Freude an Erwerb und Zusammenhäufen merkwürdiger alter Gegenstände, am Wiederherstellen, Herausputzen, wieder Erkennbar- und Gefälligmachen des Lädirten, Verschmutzten und Verstaubten ist durch Vererbung und Beispiel auf ihn übertragen. Aber eine sonst damit gemeinhin auf's Engste verbundene Eigenschaft war sein Erbe nicht geworden: der Handelssinn, welcher die Objecte des Sammelns vor Allem als solche Gegenstände betrachtet, schätzt und aufsucht, die man mit Vortheil wieder losschlagen kann. Ihm waren und blieben sie jederzeit nur um ihrer selbst willen lieb und begehrenswerth. Er wollte sich an ihnen weiden, wollte von ihnen lernen, aber sie nicht lassen oder gar einen materiellen Gewinnst mit ihnen erzielen. Im Geschäft seines Vaters aber bot sich ihm tausendfältige Gelegenheit, ebenso wie seine Kenntniß der ältern Kunstwerke, der Stile und der Techniken, auch seine Geschicklichkeit in der Restauration des Geschädigten, der Ergänzung des Fehlenden zu üben. Das hierbei bekundete Talent praktisch ausbilden zu lassen, schien Gedons Vater für den Sohn wie für das Antiquargeschäft sehr vortheilhaft. Er gab den Knaben zu dem Holzbildhauer Endries in München in die Lehre, bei welchem jener ganz in alter Weise dies Kunsthandwerk eben so wie die Schreinerei praktisch erlernte. Damals wurde des geschickten Knaben Thätigkeit schon vielfach seitens der Direction des Münchener Nationalmuseums bei der erforderlichen Restaurirung von Alterthümern, die für dasselbe erworben waren, in Anspruch genommen. Dem Conservator des Museums, Professor Kuhn, gebührt das Verdienst, das ungewöhnlich bildnerische und kunsttechnische Talent des jungen Gedon erkannt und dessen Vater dazu bestimmt zu haben, den Sohn behufs systematischer Ausbildung desselben auf die Münchener Akademie zu schicken. Er wurde dort als Bildhauer immatrikulirt. Gedons Eintritt in diese Akademie fällt gerade in die Zeit des großen jugendlichen Flors der Piloty-Schule. Ein Kreis von begabten Schülern hatte sich um diesen Meister versammelt. Ein neues Leben war in der Münchener Kunst erwacht. An die alten Götter, welche in der Stadt König Ludwigs während der Dreißiger, Vierziger und Fünfziger Jahre geherrscht hatten, war der Glaube bei der neuen Generation stark untergraben und in's Schwanken gekommen. Im Kunstgewerbe war unter dem mächtigen Einfluß eines Genies wie Franz Seitz eine gewaltige Umwälzung im Vollzug begriffen. Man erklärte der klassischen

Nüchternheit und Langenweile offen den Krieg, wandte sich zum Studium der Werke gerade solcher Perioden der Vergangenheit zurück, welche von der vordem herrschenden ästhetischen Schule nur zu lange in den Bann gethan gewesen waren. Der junge Gedon schwamm hier mit gleichgesinnten Genossen, wie der jüngere Rudolph Seitz, der Architekt Seidel und Fritz August Kaulbach, bald in seinem eigensten Lebenselement. Den geliebten alten Meistern des Mittelalters und der Renaissance folgte er auch in der Art seines Studiums und Lernens. Es fiel ihm nicht ein, dasselbe auf die Bildhauerei zu beschränken. Jede Kunsttechnik ausüben und für jede entwerfen und modelliren zu können, das schien ihm des echten Künstlers allein würdig. Er machte sich so sattelfest in der Architektur und in den Kunsthandwerken, wie in der in Stein und Holz arbeitenden Sculptur. Allerdings hat sein architektonisches Studium wenig Aehnlichkeit mit dem, wie es etwa an unseren preußischen Bauakademien vorgeschrieben ist und zu dem glorreichen Ziel eines gut überstandenen Bauführer- und Regierungsbaumeister-Examens hinführt. Der Krieg von 1866 unterbrach, zum Glück nur für kurze Zeit, diese Studien. Gedon genügte als königlich bayerischer Jäger seiner militairischen Pflicht gegen sein engeres Vaterland. Freilich ohne die Gelegenheit zu erhalten, bei irgend einem Anlaß blutige Lorbeeren zu pflücken. Der Antiquar und Künstler in der Jägeruniform soll übrigens auch im Lärm der Waffen den Hauptpassionen seines Lebens nicht untreu geworden sein. Einmal in der Waschküche des Frauenklosters und Waisenhauses zu Amberg einquartiert, erkannte er mit seinem, in diesen Dingen unfehlbaren, Blick in deren Raum eine später verbaute alte gothische Kapelle. Das schnitt ihm in's Herz. Er bestürmte die Frau Oberin, das gute Werk in Angriff zu nehmen, dem entstellten Heiligthum wieder zu seiner alten Gestalt zu verhelfen. Wenn sie das thäte, so würde er ihr selbst einen schönen Altar dazu machen. Seine Vorstellungen blieben nicht ohne Wirkung, sein Versprechen hat er gehalten. Die einstige Kapelle ist in voller Echtheit, ernster Anmuth und Zierlichkeit auf's Neue entstanden.

Im Jahre 1867 tritt Gedon zum ersten Mal selbstständig als Bildhauer, als Autor in größeren Statuen-Modellen eigener Erfindung auf. Ein Friedrich Barbarossa und eine Gruppe „der heilige Georg" sind diese ersten plastischen Schöpfungen, welche den Namen des jungen Bildhauers in München bekannt machten. Die letztere wurde sogar mit einem ersten akademischen Preise geehrt Sie schmückt heut in bronzirtem Gypsabguß einen Kamin im Georgs-Ritter-Saal der königlichen Residenz zu München. Die Gruppe ist völlig malerisch empfunden, voll leidenschaftlicher Bewegtheit: der Drache liegt getödtet am Boden; der ritterliche Heilige sprengt, das Schwert in der hocherhobenen Rechten schwingend, sein Roß in kühnem Satz über den Leichnam des Ungeheuers hinweg. Zwei Jahre später sah Gedon sich mit Arbeiten der decorativen Plastik für den vielbesprochenen prunkvollen, vergoldeten Krönungswagen betraut, welchen König Ludwig II. im üppigsten Rococostil für sich

ausführen ließ. Er modellirte dafür ein Paar stürmisch aufschwebende, geflügelte, Posaunen blasende, aneinander geschmiegte Victorien, welche eine Krone über ihren Häuptern halten, während zwei nachschwebende Putten mit wulstigen Gliedern Blumengewinde dahinschleppen; und eine andere noch übermüthiger bewegte schwebende Ruhmesgöttin, die mit weitausgestreckten Armen einen Lorbeerkranz emporhält, ebenfalls von Putten umschwebt. Ein sich ganz toll geberdendes Paar zu ihren Füßen balancirt auf einem Rococoschnörkel ein Füllhorn schleppend, welchem eine üppige Masse Blumen und Früchte entquellen. Von beiden Gruppen aber ist an dem Wagen selbst nichts zur Ausführung gekommen. Nur auf einzelne holzgeschnitzte und vergoldete Wappenlöwen und prächtige, lebenschwellende Putten, welche sich zwischen all dem überschwänglichen schnörkelhaften Rococoschnitzwerk des Wagens zwischen dem Kutschkasten und den Trittfedern wie zwischen ihm und dem Bock schwingen, beschränkt sich schließlich Gedons Antheil. — Zu zeigen, was er als Architekt vermöge, wurde Gedon zuerst in den Jahren 72—74 Gelegenheit geboten. Der bekannte Kunstfreund und gelehrte Dichter Graf Schack in München beauftragte ihn, dessen originelles Genie den Grafen lebhaft interessirte, mit dem Bau eines Wohnhauses. In dessen Erdgeschoß sollten die Räume für die, an erlesenen, modernen Meisterwerken der Malerei und an guten Copieen berühmter Werke der alten Kunst ungemein reiche, Sammlung hergestellt werden. Der Bauplatz war an der Briennerstraße in geringer Entfernung von der bedeutendsten architektonischen Schöpfung der vorangegangenen Periode der officiellen Münchener Kunst, dem stolzen klassischen Propyläenthor, mit den Tempeln der Glyptothek und des Kunstgenossenschafts-Ausstellungsgebäudes dahinter, gelegen. Dort ist das Haus des Grafen Schack von Gedon, im Einverständniß mit dem Bauherrn, in einem Stil und mit einer Formengebung im Detail gebaut, welche die Façade als einen kecken und übermüthigen Protest gegen die schlichte Würde und antike Ruhe jener älteren Architekturen erscheinen lassen. Zwei alte Häuschen nahmen die Stelle des zu errichtenden Palais ein. Nach einander hatte Gedon dieselben durch den Neubau zu verdrängen. Die geringen Größenverhältnisse der Façade, welche ihm vorgeschrieben waren, hätten ihn, wie man annehmen sollte, bestimmen müssen, sich in der Formengebung möglichst mäßig zu halten. Aber er ließ im Gegentheil seiner überströmenden Kraft und Bildnerlust freien Lauf und brachte dann allerdings ein gar wunderliches Ganze zu Stande, das wieder in zwei ganz verschieden gestaltete, wenn in ihren Extravaganzen auch einander ziemlich ähnliche, Hälften zerfällt. Der ganze Bau erhebt sich auf einer mächtigen Rustika, die als Sockel einer gewaltigen Palastfaçade dienen könnte. In der Mitte zwischen beiden Hälften öffnet sich das rundbogige Hauptportal, von schönem schmiedeeisernen, vergoldetem Gitter geschlossen. Darüber tritt von einem Consol getragen, das aus einer Teufelsmaske mit einem Ringe im Maul gebildet wird, ein dreiseitiger kleiner Erker hervor. In den Füllungen des Sockels dieses von drei Fenstern

durchbrochenen Erkers sind en relief vortreffliche Puttenfigürchen mit den Wappen Münchens, des Reiches und Bayerns gemeißelt. Ein barockes Thürmchen mit Nischen in seinen Seitenflächen, in welchen die Insignien der Künste angebracht sind, achtseitig, mit vielfach ausladender und wieder eingezogener Dachsilhouette steigt hier in der Mitte empor. Die Gebäudehälfte zur Rechten vom Beschauer wird von einem höchst barocken Giebel gekrönt, auf dessen Spitze ein reizendes weibliches Broncefigürchen Gedons, den Lorbeerkranz in der hochgeschwungenen Hand, steht. Zwei Obelisken flankiren den Giebel, in dessen Mitte ein zweiseitiges Erkerchen, auf einer kauernden Teufelsfigur als ihrem Consol ruhend, hervortritt. Im Hauptgeschoß darunter sind zwei Fensterpaare angebracht mit durchbrochenen Fenstergiebeln von übermächtiger Profilirung, welche für die geringe Höhe keineswegs angemessen erscheint. In dem Scheitel des einen dieser beiden Fenstergiebel ist die Büste Albrecht Dürers, des andern die Michelangelos auf niederem Sockel errichtet. Die Fensterpaare aber werden flankirt und unter sich getrennt durch Hermenkaryathiden von der originellsten Art und Gestaltung, in hoher Lebendigkeit von Gedon modellirt und in Stein gemeißelt.

Im Erdgeschoß entsprechen diesen Fenstern rundbogige, deren Bogenlinie von einem Kranz hervortretender keilförmiger Quadern mit wuchtigen Schlußstein in dem Scheitel, umgeben wird. Die Façade der Hälfte des Hauses zur Linken des Mittelportals ist von keinem Giebel gekrönt. Vor dem Erdgeschoß tritt eine offene Loggia von drei, durch vier Säulen getragenen, Rundbogen heraus, auf welchen ein, die ganze Breite dieser Hälfte einnehmender, Altan mit kräftiger Brüstung ruht. Auf ihn öffnen sich im ersten Stockwerk, drei Fenster; die beiden äußersten rundbogig, von ziemlich steil ansteigenden durchbrochenen Giebeln überhöht. Im Scheitel des mittelsten erhebt sich ein kleines Postament, welches die Büste Raphaels trägt. Diese selbst aber füllt die Nische eines darüber aufragenden kleinen thürmchenartigen Aufsatzes. Im Inneren ist die Anlage der Räume, diesem unregelmäßigen Aeußeren entsprechend, sehr launenhaft und verzwickt. Die Räume des Erdgeschosses liegen in ganz verschiedenen Ebenen. Man steigt hinauf und hinab. Dafür aber ist besonders der eine große Hauptsaal, in welchem die meisterhaften Copien Lenbachs nach Tizian und Velasquez hängen, mit seiner vornehmen charaktervollen Holzarchitektur im schönsten Stil der Renaissance von desto ruhevollerer und harmonischerer Wirkung.

Diese architektonische Erstlingsschöpfung Gedons hat ihm sein Leben hindurch noch manche Schmerzen bereitet. Die darin begangenen künstlerischen Jugendsünden konnten nie vergessen werden. In Stein fixirt präsentiren sie sich Jedem unausgesetzt und zeugen gegen ihren Autor, während die große Mehrzahl seiner späteren, reiferen Arbeiten im Inneren der Gebäude verborgen geblieben ist.

Der Wunsch, seine Kraft endlich einmal in der Ausführung eines ganz und gar von ihm erdachten und entworfenen großartigen Bauwerks erproben

zu können, ist ihm nie erfüllt worden. Eine wahrhaft tragische Ironie des Schicksals aber ist es, daß er, als endlich ein solcher, so lange vergeblich ersehnter Auftrag an ihn herantrat, bereits von dem an seinem Leben zehrenden Leiden verhindert war, ihn anzunehmen. Dies Leiden, ein Krebs im rechten Unterkiefer, war ein trauriges, väterliches Erbtheil. Schon in Gedons ersten Zwanziger Jahren wurde es in seinen kaum bemerkbaren Anfängen von einem kundigen Arzt erkannt. Er hatte ihn von der furchtbaren Bedeutung der untrüglichen Anzeichen und von der geringen Hoffnung in Kenntniß gesetzt, die tödtliche Entwickelung jenes Keims zu verhindern. Dies Bewußtsein eines ihm bevorstehenden frühen und qualvollen Endes trug Gedon seitdem in seiner Seele verschwiegen mit sich herum. Er hatte sich bereits im 24sten Lebensjahr mit einem zarten, schönen, braunäugigen, zärtlich geliebten und liebenden Mädchen verheiratet, das ebenso mittellos wie er selbst war. Auf das Glück, das ihm trotz aller Entbehrungen und trotz der Härte des Kampfes um das Dasein diese Ehe gewährte, soll nur zu bald schon jene unabweisliche, trostlose Aussicht ihre düsteren Schatten geworfen haben. Manches Gewaltsame und Räthselhafte in Gedons ganzem Verhalten und in seiner Lebensführung mag seine letzte Wurzel in dem Bewußtsein seines Schicksals gehabt haben. Seine Thatkraft, seine Schaffenslust und -Fähigkeit zu lähmen, hat dasselbe allerdings nie vermocht. Eine überströmende Fülle von kühnen und originellen plastischen und architektonischen Gebilden erfüllte seine Phantasie und drängte zum Licht. Jede Gelegenheit war ihm recht, um diesem Drange zu genügen. In Gedon war zum ersten Mal wieder ein Meister der künstlerischen Decoration im Sinne der großen Künstler des Mittelalters und der Renaissance erstanden, welche solche Aufgaben nie verschmäht, sondern vielmehr auch in deren vollkommener Lösung ihren Ruhm gesucht und gefunden haben. Ob es sich um die Herstellung und Schmückung eines, wieder zum Verschwinden bestimmten, Festraums, oder um die eines dauernden Gebäudes handelte, — immer ging er mit gleicher Lust und gleichem Enthusiasmus an's Werk, wußte er die rechten Materialien zu finden und zu gruppiren, um die besten, poesievollsten Stimmungen und Wirkungen zu erzeugen und dem Ganzen den, der jedesmaligen Aufgabe angemessensten Gesammtcharakter zu geben. Als wir ihn 1876 in München an der Inscenirung der deutschen Kunstgewerbeausstellung im Glaspalast thätig fanden, hatte er ein Jahr zuvor in Wien eine besonders reiche und schöne, bleibende Inneneinrichtung und Decoration geschaffen: die der Wohn- und Schlafzimmer des Baron Todesco. Hier auch hatte er sich wieder als Bildschnitzer von der originellsten Begabung, von dem liebenswürdigsten und geistreichsten Humor bewiesen: in den kleinen aus Holz gemeißelten Kinderhermen, welche als Karyathiden das Gesims des Getäfels des großen, prachtvollen Wohnzimmers stützten. Diese Kinderhermen, an denen sich aus dem Pilasterfuß der ganze blühende Leib mit dem lebensvollen Köpfchen entwickelt, stellen,

durch beigegebene Requisiten leicht erkennbar charakterisirt, die Landwirthschaft, die waltende Hausfrau, Musik und Gesang, die bildende Kunst, die Gelehrsamkeit und die Schifffahrt dar. Noch ein kleiner Genosse reiht sich den genannten an. Er trägt die „Widmung", das Pergament, auf welchem es verzeichnet steht, daß Baron Hermann Todesco diesen Saal durch Lorenz Gedon in München 1875 hat machen lassen. An der Schriftrolle aber hängt das Münchener Siegel. — Auch die Möbel, das Bett und der Spiegelschrank im Schlafzimmer, welches an dies Wohngemach angrenzt, entwarf der Meister selbst der ganzen Decoration harmonisch und ließ Alles unter seiner Leitung ausführen.

In das Jahr der Erbauung des Schack'schen Hauses fällt die von Gedon ausgeführte Façadendecoration des Eymannsberger Hauses am Rindermarkt in München. Er gab der nüchternen Façade ein reiches monumentales Gepräge durch schwere Rusticapilaster im Erdgeschoß, durch die Behandlung der Fenstereinfassungen im Stil von 1590, durch die barocken Sphinxgestalten und Eckobelisken, welche er über den beiden seitlichen breitesten Fenstern des Hochparterres errichtete und stilverwandte architektonisch plastische decorative Zuthaten in allen anderen Stockwerken.

Eine andere derartige Arbeit führte Gedon einige Jahre später (1880 bis 1881) an dem Eckhause Hotel Bellevue am Carlsplatz zu München aus, welches seitdem besonders durch die seine beiden Façaden bedeckenden Malereien von Schraudolph d. J. die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Durch das hohe steile Dach, zwei aufgesetzte hohe, einfach geradlinig ansteigende spitze Giebel, Mansardenfensterchen, Dachluken, gedrungene kurze Schornsteine gab er dem ganzen Gebäude eine mit dem Spätrenaissancestil der Malereien harmonirende Gestalt. Beiden Giebelspitzen aber verlieh er einen reizenden plastischen Schmuck in den vergoldeten Bronzefigürchen eines Merkur und einer Art Fortuna, welche die an beiden Enden gehaltene lange, lange — Rechnung wie ein vom Winde geblähtes Band in weitem Bogen über ihrem hübschen Haupt schwingen läßt.

Eine der reizvollsten und graziösesten Arbeiten dieses Genres führte Gedon an einem Hause am Marienplatz zu München (Nr. 26), dem Rathhause gegenüber, aus; dem Rüdererschen Hause, genannt „zum ewigen Licht". Mit verhältnißmäßig wenigen bescheidenen Zuthaten gab er der ganzen Façade das täuschendste Aussehen eines Werkes aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Das Portal flankirte er mit nach oben zu breiter werdenden Pilastern, in welchen rauhe Felsstufen mit Quadern wechseln. Auf ihnen setzen Bogen im echten Rococostil auf, mit Blumenfestons decorirt; über dem Scheitel wölbt sich eine große Muschel. An deren beiden Seiten lagern halb sitzend zwei symbolische Gestalten von liebenswürdiger Anmuth: zur Linken eine weibliche, die Industrie und den Ackerbau versinnbildlichend, Garben mit dem rechten Arm umfassend, in der Hand eine Sichel; in der Hand des linken, auf den Muschelrand gestützten Armes

einen Lorbeerkranz. Maschinenräder werden hinten sichtbar. Freundlich neigt ie das liebliche Haupt und blickt auf den sich der Thür Nähernden herab. Auf dem jenseitigen Muschelrand lehnt eine Gestalt des Merkur, den Schlangenstab in der Rechten, unter dem linken Arm das Hauptbuch haltend; hinter ihm das hohe Castell eines Seeschiffes. So deuten diese Portalgiebelfiguren auf die geschäftliche Thätigkeit des Hausbesitzers, welche in diesen Parterrelocalitäten betrieben wird. Der oberhalb des Thores bis zum Dach hinaufgeführte Erkerrisalith wird an seinen Kanten zu unterst von feinen, elegant geschwungenen Rococo-Schnörkeln gesäumt. Die Fenster jedes Stockwerks haben oben Abschlüsse von verschiedener Form erhalten und hier und da discreten Schmuck von Blumenfestons. Ueber dem Giebel des Risaliths erhebt sich noch eine halbrunde überwölbte Nische, in welcher auf einem Sockel unter einem Baldachin die Büste der Gottesmutter, vom Sternenkranz umgeben, aufgerichtet ist. Auch diese Arbeit entstammt dem Jahre 1881.

Doch ich wende mich zu jenen Siebenziger Jahren zurück, in welchen Gedon noch ungepeinigt von Schmerzen, in frischer Rüstigkeit und Freudigkeit arbeitete, sammelte und seines Lebens genoß; ein erquickendes Beispiel, ein Berather, Lehrer, immer hilfsbereiter Förderer der Künstler und Handwerker Münchens: immer voll Feuer und Begeisterung, anregend, ermunternd, aufklärend, vordringend: zu allem Guten und Tüchtigen die Initiative ergreifend; die Bequemen und Lässigen, die Lauen und Gleichgiltigen selbst mit sich fortreißend; die eigentliche Seele, das treibende Princip der großen Bewegung, des mächtigen Aufschwungs des gesammten Kunstgewerbes in München und so, in Süddeutschland zumal, weit über die Grenzen der bayrischen Hauptstadt hinaus wirkend.

Von seinen damals zur Ausführung gelangten größeren monumentalen Schöpfungen nenne ich hier zunächst zwei Grabdenkmale: das für die Fürstin von Hanau in Horowitz in Böhmen, ein rein architektonisches, und das für die Familie des großen Augsburger Industriellen Riedinger, ein rein plastisches Werk von hoher Schönheit. Auf breitem niedern einfachen Sockel thront eine edle, sitzende, weibliche bronzene Kolossalgestalt, die Industrie, die Linke auf ein Zahnrad neben ihr zur Seite gestützt, eine Fackel in der Rechten haltend. Vor dem Sockel liegt die mächtige Grabsteinplatte, auf dieser ein Kreuz mit Kranz und Palmenzweigen aus Bronze. — Was Gedon damals an Trophäen, Wappenhaltern und anderen decorativen Arbeiten für die königliche Residenz im Auftrage Ludwig II. ausgeführt hat, bleibt der übrigen Welt verborgen.

Zu dauernder Existenz aber bildete Gedon im Jahre 1879 eine Folge von Holzsculpturen zum Schmuck des großen Saales im neuen gothischen Münchener Rathhause. Es sind vier Frauengestalten in mittelalterlicher Tracht, die Häupter mit der Mauerkrone geschmückt. Jede steht auf einem aus Holz geschnitzten breiten Bande, dessen beide Enden aufwärts flattern,

und stützt jede ihrer Hände auf den obern Rand eines Wappenschildes, dessen unterer auf demselben Bande aufsteht. Die Schleppen der Kleider wallen über dasselbe hinab. Eine fünfte derartige decorative Statue, für denselben Raum bestimmt, zeigt einen schönen, schlanken, jugendlichen Pagen in der Tracht des 15. Jahrhunderts, die Füße in langschnäbligen Schuhen, ein Panier in der Rechten haltend, die Linke wie jene symbolische Dame auf einen Schild gestützt, ebenfalls auf flatterndem Bande stehend. Diese Statuen sind durchaus als integrirende Theile der gothischen Saalarchitektur gedacht, für welche sie geschnitzt wurden. Als solche müssen sie manierirt sein. Von der großen Mehrzahl der Bildhauerwerke Gedons gilt wohl das Gleiche. Aber welche keusche Lieblichkeit, welche stille kindliche Freudigkeit, welche holde ehrbarliche Sinnlichkeit spricht aus allen seinen derartigen Köpfen und Figuren! Daß ihres Urhebers Lehrer nächst der lebendigen Natur die Meister des Mittelalters und der Renaissance und nicht zum wenigsten auch die des, so lange und so thöricht verlästert gewesenen, 18. Jahrhunderts waren, können und wollen diese Bildwerke nicht verleugnen; ebenso wenig aber auch, daß die antike Kunst auf ihres Meisters plastische Anschauung keinen Einfluß geübt hat. Er steht darin fast einzig unter den modernen Bildhauern.

Ein anderes reizendes, plastisches Gebilde Gedons entstand zu Ende des vorigen Jahrhunderts: ebenfalls eine Schildhalterin und ebenfalls zu decorativem Zweck modellirt: jene lebensgroße, schlanke Victoria in matt vergoldetem Gewande, welche, einen silbernen Palmzweig in der Linken, einen goldenen Lorbeerkranz in der Rechten haltend, beide seitlich weggestreckten Hände auf die Oberkante der beiden hohen elliptischen vergoldeten Schilde legt, auf denen man die Namen der großen Künstler und Kunsthandwerks-Meister aus Bayerns Vergangenheit liest. Die unteren Spitzen dieser Schilde berühren fast die Seiten der dicht zusammengeschlossenen, mit reich verschnürten Sandalenschuhen bekleideten, schönen Füße der anmuthigen Göttin, deren feine schlankgeformte Beine das dünne, etwas zopfig geknitterte und flatternde, Gewand umschmiegt. So steht dies interessante Bildwerk auf dem lang gestreckten Sims des breiten Kamins aus gelblichem Marmor, welcher die Mitte der Westwand des großen Festsaals des Kunstgewerbevereins zu München einnimmt.

Dieser ganze Saal zählt zu den vollendetsten Schöpfungen Gedons auf dem Gebiet der Innen-Architektur und Decoration. Des Meisters prächtiges Project für das ganze Gebäude, dessen erstes Geschoß jenen Raum und dessen Parterre das bekannte Ausstattungs- und Verkaufslocal der „Kunstgewerbehalle" enthält, ist, wie sein Liebigdenkmal und so manches andere, Conception, Entwurf geblieben. Aber wenigstens jenen Saal und das angrenzende Kneipzimmer nach seiner Idee zu gestalten und zu schmücken, ist er berufen worden. Der hohe weite Raum des ersteren ist ein unübertroffenes Muster für die Verwendung des Holzes als Hauptmaterial einer solchen Saalarchitektur. Durch drei hohe breite Fenster und drei darüber

befindliche Oeil-de-boeufs in der Südwand bei Tage, durch mächtige kranzumwundene bronzene Kronleuchter und Wandarme bei Abend beleuchtet, auf oblongem Grundriß in schönen Höhen- und Größenverhältnissen ausgeführt zeigt der Raum jenes edle Material des dunkler und heller gehaltenen mannigfach im Ton abgestuften Holzes in glücklichster Verwendung. Nirgends ist seine Natur verleugnet, nirgends seinem eigensten Charakter Gewalt angethan. Nirgends eine Ueberladung mit Schnitzwerk oder sonstigem Zierrath; alle Formen entwickeln sich wie mit zwingender Logik aus der Bestimmung der constructiven Theile, aus den Diensten, welche sie zu leisten haben. In dem Wandgetäfel, den Pilastern, den Pfeilern der Galerien, den Gurtbogen, in welchen diese sich auf den aus schmalen horizontalen Planken gefügten Vouten zur Decke hin fortsetzen; in den Säulenpaaren, welche die Galerie an der nördlichen Schmalseite stützen; den Brüstungen und Pfeilern dieser, wie der auf der westlichen Langseite, den Getäfelsimsen, den Wölbungen und den in sie einschneidenden Stichkappen; in der einfach gegliederten, mit bronzenen Zapfen, Beschlägen und Wappenbildern geschmückten Balkendecke; den durch prächtige Eisenbeschläge verzierten Thüren, — überall erfreut diese meistergiltige Verwendung und Behandlung des Holzes. Durch die decorativen Malereien von Fr. A. Kaulbach in den fünf Lunetten unterhalb der Stichkappen an der Ostwand und die Stillleben in den Wandfüllungen dieser und der gegenüberliegenden Seite wird dann allerdings der festliche, stolze, vornehme Eindruck des Saales noch wesentlich gesteigert.

Es ist selbstverständlich unmöglich, hier alle derartigen Schöpfungen Gedons aus jenen Jahren zu schildern: z. B. die (am frühesten ausgeführte) Einrichtung der Wohnung K. v. Pilotys, des Treppenhauses und der Bibliothek im Schloß des Geh. Rath Stumm zu Hausen bei Marburg, die Wohnräume in dem Fr. A. Kaulbachschen Hause, die in dem der Herren v. Maffei und v. Hornstein und die Decoration mancher Münchner Künstlerateliers. Einer Menge von Festsälen nicht zu gedenken, von denen manche der schönsten leider nur für einen vorübergehenden Anlaß aus rasch vergänglichen Materialien hergestellt wurden, um bald wieder vom Angesicht der Erde vertilgt zu werden. Dies Schicksal hatte die herrliche Dekorirung der seiner würdig gestalteten Halle, des Werks Seidels auf der Münchener Schützenfestwiese im Sommer 1881; hatten die beiden grandios prächtigen originellen bekleideten decorativen Figuren des Armbrustschützen und der Bogenschützin des 16. Jahrhunderts, welche er aus Gerüsten, in Gyps modellirten Köpfen und Körpertheilen, alterthümlichen Stoffen, Waffen und Rüststücken zusammenbaute und zu beiden Seiten des Hauptportals jener großen Halle, von Kiefern umgeben, aufstellte. Ihr Loos theilten nicht minder die so sinnig und originell erfundenen Kronleuchter für dieselbe Halle, die Decoration der phantastischen Prunkwagen des Schützenzuges, wie früher schon alle jene kühnen lustigen, geist- und phantasiereichen Erfindungen (das „Jamnitzer-Schiff"), welche er für den von ihm arrangirten großen

Festzug auf dem Theater zur Schlußfeier der deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung von 1876 lieferte. Zu eben so rascher Vergänglichkeit war jene unvergeßliche Gelegenheitsschöpfung bestimmt, mit welcher er die Besucher der elektrischen Ausstellung (Herbst 1882) im Münchener Glaspalast überraschte: die, von ihm in dessen westlichem Raume erbaute, kleine frühgothische Kirche oder Kapelle mit ihrem ernsten mittelalterlichen Altarwerk und Chor-Gestühl, den Kirchenfahnen, den hohen Wölbungen, der halbrunden Apsis, den Fenstern, durch welche Abends das elektrische Mondlicht seinen bläulich-dämmernden Schimmer in den Raum ergoß.

Von allen diesen und zahlreichen andern zum Verschwinden bestimmten, „der Gelegenheit gemachten Dichtungen" Gedons in Holz, Stuck, Gips, Stoffen, Carton, Eisen, Farben, Leinwand, Nadelholzzweigen, Laubgewinden, Vergoldungen u. s. w. hat uns nur die Photographie und unser Gedächtniß die Bilder aufbewahrt. Ein Werk aber ist für solchen Anlaß von ihm in dauerndem Material ausgeführt worden, existirt heut noch und wird hoffentlich noch Jahrhunderte fortdauern zum Ruhme des Meisters. Es ist jenes edelmetallene, kunstvolle Prunkstück, welches von der Stadt München als erster Preis im deutschen Bundesschießen im Sommer 1881 ausgesetzt wurde, die sogenannte „Hirschuhr". Gedon hatte den Entwurf dafür gemacht. Mit seinem Schwager v. Cramer, dem ganz in seinem Sinne arbeitenden Bildhauer, gemeinsam hatte er das Modell angefertigt, nach welchem das Werk in Silber mit reicher Vergoldung und stellenweiser farbiger Emaillirung in einer Münchener Werkstatt ausgeführt wurde. Ein mit intimer Naturkenntniß in frappanter Wahrheit dargestellter Hirsch mit goldenem Geweih, zwischen dessen Ansätzen das Hubertus-Crucifix aufragt, den Hals mit einem Bande umgeben, an welchem zierliche Kleinodien hängen, trägt, von der Last gebeugt, auf goldenem, mit langer goldner Franzendecke geschmücktem, Sattel, an dessen Seite Armbrust, Hifthorn, reich gestickte silberne Tasche und Speer hängen, den köstlich gezierten, zinnengekrönten goldenen Uhrthurm. Auf der Kuppeldachspitze desselben aber schwebt auf goldener Kugel das silberne reizende Figürchen einer Fortuna in goldenem Gewande, welche ein hochflatterndes Silberband über ihrem Haupte schwingt.

Grabmonumente und Erinnerungsdenkmale, Hausfaçaden und Innenarchitekturen, Kneipzimmer und Festdecorationen, Prunkwagen und Möbel, Statuen und Ornamente in Stein, Bronze, Holz, Eisen und Stuck, Portraitbüsten in Wachs, Thon und Marmor, Modelle für Kleinodieen, für schmiedeeiserne Gitter, Schiffszierrathen, Bugbilder und Kajüteneinrichtungen — Alles das auszuführen, fühlte dieser einzige Mensch in sich die gleiche Kraft. Nur mußte man ihm wirklich die praktische Lösung überlassen, statt erst lange Zeichnung, Grund- und Aufriß zu prüfen und ihm seine Ideen zu kreuzen. — Der geschnitzte, Schild haltende, vergoldete bayrische Wappenlöwe in der Bugspitze des Starnberger See-Dampfers „König Ludwig" und die bewundernswürdige Holzarchitektur in der ersten

Kajüte desselben mit den lustigen geschnitzten Karyathiden-Hermen, welche das Wandgetäfel gliedern, sind in ihrer Art und für ihre Bestimmung so geniale Schöpfungen, wie jene Hirschthurmuhr oder der Saal des Kunstgewerbevereins.

Gedons Werkstatt in dem selbstgebauten Hause auf einem Gartengrundstück zwischen der Nymphenburger Allee und der Blutenburgstraße bot in Folge der Vielseitigkeit dieser künstlerischen Thätigkeit einen von andern Bildhauer-Ateliers und Architekten-Bureaus gründlich abweichenden Anblick. Zu manchen Zeiten glich es fast einer großen Tischlerwerkstatt, Dank der Masse der darin, wie rings um das Haus, angehäuften eichenen und tannenen Bohlen, Bretter und Balken. Bald galt es, große und kleine Figuren, Gruppen, Embleme aus den zusammengeleimten Holzblöcken herauszumeißeln; bald nach Gedons und v. Cramers Entwürfen lange Flachrelief-Compositionen aus Brettern herauszustemmen. Aber gleichzeitig ließen die umherstehenden Gips- und Wachsmodelle, die Büsten, Skizzen, Abformungen von Statuen, Hermen, Reliefs, Architekturtheilen und Ornamenten, die großen Risse und Entwürfe zu Gebäuden und Monumenten auf Staffeleien und Tischen wohl erkennen, welch ein schöpferischer, allumfassender Künstlergeist in diesen launisch-phantastisch, lustig und seltsam, aber nirgends prätentiös und kokett decorirten Werkstätten waltete.

Von der Nymphenburger Straße trennt das Haus ein langer buschreicher, ziemlich verwilderter Garten, in welchem sich seine Kinder, holde kleine Geschöpfe, tummelten, denen man die ungewöhnliche Begabung aus den dunklen Augen leuchten zu sehen meinte. Zur Thür des ganz nach eigenen Launen gebauten, auf jeden architektonischen Eindruck und Reiz verzichtenden, Hauses führte eine kurze Außenstiege, auf deren vorderen Pfosten zopfige Sandsteinsphinxe lagerten. An der Hinterseite lagen und standen bis zum Gartenzaun hin zahllose steinerne Fragmente von mittelalterlichen und jüngeren Baudenkmalen und Bildwerken. Vor den Fenstern des Erdgeschosses und der Ateliers, die sich seitlich an das Haus anschlossen, lehnten alte verrostete schmiedeeiserne Gitter, von kühnem, freiem und graziösem Linienschwunge der Ranken und des Blattwerkes. Das Alles bildete einen Theil seiner großartigen, alle Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerks unserer Väter umfassenden, immer vermehrten Sammlungen. Ihre Hauptmasse war in den oberen Räumen der Wohnung aufgehäuft. Diese damit zu schmücken, war freilich nicht ihr Zweck. Die kostbarsten Stücke lagen und standen, ohne daß ihr Besitzer auf ihre Aufstellung und ihr Arrangement irgend Werth gelegt hätte, beisammen; oft verstaubt und unscheinbar. Aber dank dem völlig untrüglichen Blick des Meisters für das Echte, Dank seiner Erfahrung, seiner Findigkeit und seinem guten Glück hat er immer nur das Beste des Besten aller jener Epochen erworben. Jedes Stück hat soliden, reellen, bedeutenden Werth und jedes für ihn noch einen doppelten als Meisterwerk der Gattung, das er als solches seinen Schülern und den

Kunsthandwerkern, deren Belehrung, kunsttechnische Heranbildung und Förderung ihm stets am Herzen lag, zum Vorbilde hinstellen konnte. Einen großen Theil seiner Einnahmen verschlang dieser Sammeleifer, während zugleich seine hochherzige, tief gütige, jeder Selbstsucht bare Natur ihn immer antrieb, zu helfen, Freude zu spenden, zu belohnen und zu ermuntern durch das freigebigste Bezeigen. Wenn es sich irgend thun ließ, verbarg er dabei dem Beglückten sorglichst, daß er selbst der Spender sei. Neben dem künstlerischen Schaffen, dem Sammeln, und nächst Weib und Kindern war ihm jederzeit das liebste Gut und der beste unentbehrlichste Genuß das abendliche und nächtliche Zusammensein mit dem engeren Kreise verständnißvoller gleichgesinnter Kunstgenossen beim immer gefüllten und immer geleerten Maßkrug des edeln tiefgoldig braunen Münchner Nectars. Er hatte die so im erregten Gespräch oder im Tarokspiel verbrachten Kneipnächte oft genug mit ungenützten Morgen und Vormittagen zu bezahlen. Aber andererseits ist gerade durch dieses Zusammenleben mit den Collegen sein persönlicher Einfluß auf sie und ihre ganze Kunstübung gewaltig gewachsen. Er arrangirte und schmückte, von seinen geistesverwandten Freunden unterstützt, die Feste der Münchener Künstler und er baute und schmückte ihnen auch ihre Kneip- und Versammlungsräume. Eine glänzende derartige Schöpfung vollendete er noch in seinem letzten Lebensjahr: Einen elenden kahlen mit niederer flacher Decke versehener Raum in einem verlassenen halb verfallenen Schuppen, welcher der Künstlerschaft seitens der Stadt als Eigenthum überlassen war, verwandelte er in eine trauliche Halle mit hohen Tannengewölben, mit romanischen Fenstern und Thüren, über welchen letztern er täuschend die alte Originale imitirenden Abgüsse kirchlicher Bildwerke anbrachte. Einen gewaltigen Balken, der quer von der einen Langwand zur andern geht, ließ er an Ort und Stelle, errichtete in der einen Ecke einen kolossalen uralterthümlichen Kamin, in dessen Höhlung riesige Kessel und andere Geräthe ihren Platz fanden. Gegenüber führte er eine Empore unterhalb des Gewölbes auf, in deren durchbrochener Brüstung die bronzirten Abgüsse der geschnitzten, vergnüglich charakteristischen Narrenstatuetten vom alten Münchener Rathhause placirt wurden. Statt Holzgetäfels bekleidete er hier die geweißten, hie und da mit alten Bildern behängten, Wände bis auf Mannshöhe mit Korbgeflecht, welches nach oben hin von grünen Tannenreisgewinden umrahmt wird. Das ist das neue Versammlungslocal der Münchener „Allotria", welches die Künstler mit einem schönen Fest für den Erbauer einweihten.

Als ich Gedon zuerst in seiner Werkstatt besuchte, im Hochsommer 1879, fand ich seine Schüler und Gehülfen an einer großen Holzbildhauer-Arbeit beschäftigt. Auf lange tannene Planken waren mit Röthel in Contouren sehr lebendige und interessante friesartige Compositionen gezeichnet, welche — innerhalb eines Gewindes von lang gestreckten fortlaufenden Blatt- und Rankenornamenten — Scenen von allen Arten der Jagdlust in den verschiedenen Jahrhunderten vom 16. bis zum Anfang des 19. darstellten. Diese von Gedon

und seinem erfindungsreichen Schwager von Cramer entworfenen Gestalten und Ornamente wurden als flache glatte gleichmäßig hochliegende Silhouetten-Reliefs mit Meißel und Schnitzmesser aus dem Grunde herausgearbeitet. Die so decorirten Planken waren bestimmt zur Bekleidung eines langen Tannengewölbes, welches die Decke eines Jagdsaales in dem Hause eines in Worms am Rhein wohnenden Kunstfreundes, des Rittmeisters Heyl, bilden sollte. —

Ein glücklicher Zufall ließ mich zu Ende des October 1883, während eines kurzen Aufenthalts in Worms, gelegentlich der dortigen Lutherfeier, die Bekanntschaft dieses Herrn und seines Hauses machen. Gedon selbst war gerade bei ihm zu Gast. Die Freude des Wiedersehens mit ihm, dem ich zuletzt fast drei Monate zuvor in München begegnet war, wurde allerdings schmerzlich getrübt durch den Anblick der furchtbaren Fortschritte, welche sein tödtliches Uebel inzwischen gemacht hatte. Erst da erfuhr ich und sah ich mit eigenen Augen, mit welchen bedeutenden und eigenthümlichen Schöpfungen sein Genius gerade die ehrwürdige Siegfried- und Lutherstadt am Rhein bereichert hat.

1878 hatte Rittmeister Heyl mit seiner jungen Gattin die Pariser Weltausstellung besucht. Wie auf jeden empfänglichen Sinn, hatte auch auf den dieser Beiden Gedons Inscenirung der deutschen Kunstausstellung einen mächtigen Eindruck gemacht. In Worms stand ihnen ihr großes neues bethürmtes Haus mit stattlichen rothen Sandsteinfaçaden inmitten eines weiten Gartens. Aber seine Innenarchitektur und Decoration genügte den Wünschen und dem Geschmack dieser Besitzer und Bewohner keineswegs. Mit richtigem Blick erkannten sie in Gedon den rechten Mann, um dieses Innere ganz neu in charaktervoller Schönheit als Kunstwerk und zugleich doch auch so zu gestalten, daß es zum behaglichsten, den Neigungen, Lebensgewohnheiten und Geschmacksrichtungen des Paares in jeder Hinsicht entsprechenden, Wohnsitz werde. Mit Freuden ging Gedon auf den an ihn gerichteten Antrag ein. Die im Besitz des Bauherrn befindlichen zahlreichen Schätze alter Kunst und Kunstgewerbe ließ er sich zeigen, um sich ein Bild davon zu machen, wie er sie bei der Decoration der Räume zur Verwendung bringen könne. Seine Pläne waren rasch entworfen, 1879 war die Ausführung bereits in vollem Gange. Die in München nach seinen Zeichnungen theils in den eigenen Werkstätten, theils in denen der ersten Kunsthandwerker hergestellten Gegenstände, Holzschnitz- Metall-, Töpfer-, Glasarbeiten wurden von ihm nach Worms gebracht. Eine Schaar von erprobten Arbeitern führte er mit sich. So ist in verhältnißmäßig kurzer Zeit dort ein Werk entstanden, dem sich kein zweites dieser Art in einem deutschen Privathause zur Seite stellen läßt.

Eine großartige Flurhalle empfängt nun den vom Vestibül durch die reich gestaltete, mit Butzenscheibenfenstern versehene, Thür des letzteren in der Südwand Eintretenden. Drüben auf der Nordseite steigt in zwei Absätzen die breite Treppe, durch ein mächtiges rundbogiges Fenster erhellt, zum oberen Geschoß. Der Boden des Flures dieses Stockwerkes

wird von einer großen oblongen Oeffnung durchbrochen, so daß er nur aus vier dieselben umgebenden Galerien besteht, welche nach dieser Lichtöffnung hin durch kräftige Holzbalustraden geschützt sind. In der Balkendecke dieses oberen Flures, zu welcher, von breiten Gurten gegliederte, aus schmalen horizontal gelegten Planken gebildete Vouten von der weiß gehaltenen Wand aufsteigen, entspricht jener Oeffnung eine auf das innerste Balkenviereck aufsetzende, aus Butzenscheiben gebildete Glaskuppel, deren Spiegelplafond mit den darauf gemalten Wappen von Worms und Köln geschmückt ist. Von diesem Kuppelfenster strömt das Licht sanft gedämpft auch in die große Flurhalle im Erdgeschoß hinab. Hoch hinauf sind die Wände beider Flure mit dunkelm Holzgetäfel bekleidet, in welchem sich die verschiedenen Thüren zu den angrenzenden Gemächern öffnen. Die Holzdecke über dem Treppenhause an dessen weißen Wänden ein paar treffliche Gemälde altrheinischer Meister hängen, bildet ein meisterlich construirtes, rundbogiges aus schmalen Planken gebildetes Kreuzgewölbe, dessen Bogen und Stichkappen von Wandconsolen aufsteigen. Prächtige Gobelins und alte Gemälde an den Wänden der oberen Galerien, alte kostbare Stickereien und Gewebe, über Balustrade und Stiegengeländer geworfen, und eine noch reichere malerische Decoration der unteren Flurhalle mit riesigen Palmenzweiggruppen Waffen, alten bemalten Holzstatuetten, umkränzten Hirschgeweihen an den Wänden, herabwallenden zurückgeschlagenen Gobelins, geschnitzten Truhen, prachtvollen Teppichen und Tigerfellen am Boden, hochlehnigen lederbezogenen Sesseln, Tischen mit kunstvoll gestickten alten Seidendecken, Majolika-Vasen und Kupferbecken, einem nach Gedons Entwurf ausgeführten mächtigen Broncekronleuchter, in Form eines an knaufigen Bronzestäben hängenden Ringes, an welchem sechs bronzene Laternen mit durchbrochen gearbeiteten Kuppeln befestigt sind, geben dieser Halle ein ebenso festliches, als trauliches Gepräge. — Das hohe, mit geschnitztem Reliefornament vielfach verzierte, alte braune Getäfel im Erdgeschoß ist aus einem alten Schweizer Patrizierhause hergeführt. Die beiden großen Thüren in demselben entstammen einem alten bayrischen Schloß. Meisterhafte, barocke Holzsculpturen, Karyathiden-Hermen bärtiger, beturbanter, armloser Männer flankiren dieselben und tragen das schwere, kräftig ausladende Gebälk, über welchem statt des Giebels auf jeder Ecke je eine wuchtige Volute ansteigt. Die Mitte zwischen den beiden über jeder Thür nimmt ein großes, geschnitztes, umkränztes Wappen ein.

Die Thür in der Westwand führt zu dem Speisesaal, an welchem Gedon wenig gethan hat. Eine kleine Thür in der Höhe des Getäfels in der Nordwand neben der schon erwähnten Treppe zu jenem Jagdsaal. Er bildet eine lange gegen Westen gerichtete Halle, von der hohen Gartenfensterthür in der westlichen Schmalwand und durch ein kleineres epheuumranktes Butzenscheibenfenster in der flachgewölbten Erkernische, die an der Nordwand heraustritt, erhellt. An der östlichen Schmalwand ist ein ge-

waltiger Kamin aus grün glasirten reliefirten alten Kacheln angebracht. Ein kolossales Bärenfell ist auf dem Boden davor ausgebreitet. Durch je einen an der Nord- und Südwand in den Raum hineintretenden starken Pfeiler, welche unter sich durch einen gemauerten, weiß getünchten Rundbogen verbunden sind, wird die ganze Länge des Saals wie des Tonnengewölbes in zwei ungleiche Theile gesondert. Die in ihrer oberen Hälfte geweißten Wände bekleidet bis zur Höhe von zwei Metern eichenes Getäfel mit Füllungen aus schön gemasertem Ahornholz. Zwei bis zum Ansatz des hölzernen Tonnengewölbes ansteigende Thüren öffnen sich in der Südwand auf den angrenzenden Speisesaal, mit Hirschgeweihen an ihrem Giebel geschmückt, mit zierlich geschnitzter Bekrönung ihrer Füllungen durch Wappenschildchen, von denen Fruchtschnüre seitlich niedergehen. An dem Tonnengewölbe werden die, mit jenen flachrelief geschnitzten Jagdzügen decorirten, langen Planken von den mit ihnen wechselnden, glatt gelassenen durch Balken von reicher Profilirung gesondert. Durch dunklere Tönung des vertieften Grundes und sehr discrete Anwendung von Farben, werden die lebendig bewegten Darstellungen und schwungvollen Ornamente, wirksam aber doch bescheiden hervorgehoben. Von jenem trennenden gemauerten Bogen hängt ein aus Schmiedeeisen und Hirschgeweihen außerordentlich reich und lustig gebildeter mächtiger Kronleuchter (von Franz Seitz componirt) herab; nahe dem Kamin das Modell eines alterthümlichen Segelschiffes. An dem Getäfel sind Trophäen von Jagdgeräthen und Gewehren hier und da gruppirt; an den oberen Wandtheilen Rehbockgehörne befestigt. An der Nordwand der westlichen Hälfte des Saales zunächst dem Pfeiler steht die Bibliothek des Hausherrn, die wie die hohe Gartenfensterthür von gluthrothen Plüschvorhängen geschlossen werden kann; in ihrer Nähe der große Schreibtisch, die Staffeleien und Wappenständer, mit edeln Kunstwerken bestellt. Der trauliche Erker, in dessen Fenster meisterliche schweizer Glasgemälde von 1589 eingelassen sind, ist mit Tischchen, Sesseln, alten zierlichen Wandschränkchen, Blumenvasen ꝛc. recht zum Lieblingsaufenthalt der jungen Hausfrau eingerichtet. Wie einem Raum intime Poesie verliehen werden kann, dafür ist hier das schönste Muster gegeben worden.

Die große Thür in der Ostwand des Flurs führt zu den drei glänzenderen und prunkvolleren Salons des Hauses. Da ist der große, auf die Gartenterrasse hinausgehende dreifenstrige Musiksalon mit kassettirter, reich reliefirter und bronzirter Stuckbalkendecke, an deren Gesims die Consolen von schönen weiblichen Masken gebildet werden; ein Raum, erfüllt mit den kostbarsten altitalienischen Möbeln und kunstvollen alten Stickereien, kolossalen Spiegeln mit üppig geschnitzten Goldrahmen von 1700. Da ist, südlich an ihn angrenzend, der kleinere, dessen Wände mit tief violettem rips und plüschstreifigen Stoff bekleidet sind, mit der künstlich getheilten, vielfarbig ornamentirten Decke, mit dem hohen, italienischen, weißen Marmorkamin von 1493 an der Westwand und mit dem höher gelegenen Erkerchen an seiner süd-

lichen Schmalseite. Von schweren rothseidenen Vorhängen eingefaßt, durch eine kleine Stiege mit dem vorderen Raum in Verbindung stehend, ist es zu einer Art von profaner Kapelle geweiht durch ein Meisterwerk Tizians, das Profilbildniß des Dogen Barberigo, das zwischen ebenfalls rothseidenen Vorhängen über einem Schildpatmöbel an der südlichen Wand prangt. Eine andere bewundernswerthe architektonisch-decorative Schöpfung Gedons in diesem Hause ist der nördlich an jenen Terrassensaal anschließende Rococosaal. Ganz in Mattblau mit versilberten Zierrathen ist er gehalten nach dem Muster des berühmten Kuppelsaals der Amalienburg im Nymphenburger Park. Die silbern umrahmten Füllungen der Wände sind mit mattgraublauem Plüsch bekleidet. Aus demselben Stoff sind der Bezug des Schreibtisches und die Sitzpolster der Sessel und Divans gearbeitet. In allen Umrahmungen der Wand- und Thürfüllungen, in den, Cartouchen haltenden, Puttengruppen über der Thür, den Thürklinken, den Spiegelrahmen, dem geschweiften, üppig geschnitzten Holzgestell der Tische und Sessel, in den großen und kleinen Wandconsolen für die chinesischen und japanesischen Porzellanvasen, in all den Festons, Masquerons, Schnörkeln und zopfigen Blattornamenten an Plafond und Gesimsen bewährte Gedon ein so intimes und feines Verständniß und Empfinden für den Stil des Rococo auf der Höhe seiner Entwickelung, eine so entzückende übermüthig spielende Grazie wie nur jene großen Meister der Decoration in den glänzenden Tagen Ludwig XV. Nach seinen, jedes Detail genau vorbildenden, Zeichnungen und Modellen sind diese Schnitzereien und Metallgüsse durch Radspieler in München mit ebenso großer technischer Vollendung und Eleganz ausgeführt. Derselbe Meister, der sich auf die Anschauung, den Sinn, den Stil, die Kunstweise dieses üppigen und liebenswürdigen Zeitalters so trefflich verstand, wurde hier in Worms, als er an der Ausführung seiner Arbeiten im Heylschen Hause begriffen war, vom tiefsten Mitgefühl erfaßt beim Anblick des traurigen Verfalls und der Vernachlässigung eines edlen Denkmals frühmittelalterlicher romanischer Kunst, der Stiftskirche zu St. Paulus. Viel hatte dies dem 12. Jahrhundert entstammende Gotteshaus von der Unbill der Zeiten gelitten. Durch Brand und Verwüstung, nicht zum Wenigsten aber auch durch wiederholte Restaurationen im 18. Jahrhundert, hatte das Innere — mit Ausnahme der Vorhalle frühgothischen Stils und der romanischen halbrunden Altarnische der Apsis — seine ursprüngliche Erscheinung längst verloren. In unserem Jahrhundert war dann die Kirche zu einem Lagerschuppen verwandelt und schutzlos jeder Zerstörung Preis gegeben. Da wurde es Gedon von seinem Freunde und Bauherrn, Rittmeister Heyl, gezeigt und — ihn jammerte der Anblick. Beide Männer faßten den Plan, das geschändete, edle Bauwerk vor dem Untergange und aus dieser Verwahrlosung zu retten, indem man seinen Raum zu einem Museum der Wormser und mittelrheinischen Alterthümer weihte und umgestaltete. Die Durchführung dieses schönen Gedankens ist in kurzer Zeit unter Mitwirkung des „Wormser Alterthumsvereins"

aufs Beste gelungen. Unübertrefflich hat der Meister verstanden, seine Restauration der Kirchenhalle von jedem Schein der Willkürlichkeit und das Resultat derselben von dem widerstrebenden Aussehen des Neugebackenen und Modernen frei zu halten. Er hütete sich wohl, nach der Art der Rigoristen, das, was das 18. Jahrhundert am ursprünglichen Bau geändert hatte, ganz zu vertilgen. So verschmelzen sich in dem jetzigen Aussehen dieses Kirchen-Interieurs die Spuren mehrerer grundverschiedener Culturepochen zu einem hochinteressanten und eigenthümlichen Ganzen, das wie geschaffen erscheint für den idealen und zugleich eminent gemeinnützigen Zweck, dem es gegenwärtig dient. Für das edle romanische Portal lieferte Gedon als Thorflügel die ehernen, künstlich aber täuschend mit dem „verschönernden Rost der Jahrhunderte" patinirten, von ihm ausgeführten Copien der berühmten, romanischen Thüren des Doms zu Hildesheim, deren naive biblische Hochreliefdarstellungen als ein Werk des Bischofs Bernwart aus dem 10. Jahrhundert gelten. Im Jahre 1882 war dies Werk vollendet, das Gedons Namen den Wormsern für immer theuer und unvergeßlich gemacht hat. Den bereits schwer Leidenden beriefen im folgenden Jahr ein paar neue Aufgaben, die er nicht abweisen mochte, nochmals dorthin. Der Bruder seines Freundes, der Geh. Commerzienrath Heyl, der bekannte Großindustrielle, hatte sich durch die Frankfurter Architekten Mylius und Bluntschli auf dem von ihm angekauften weiten Gartengrundstück auf der Stelle, wo der Sage nach König Gunthers Palast, später des Bischofs Haus, und somit auch das Local des großen Luther-Reichstags gestanden hat, in unmittelbarer Nachbarschaft des westlichen Chors des herrlichen romanischen Doms, ein palastartiges Wohnhaus errichten lassen. Sein Grundriß ebenso wie die mannigfache Gestaltung seines ganzen Aeußeren mit dem weit vorspringenden Risalit in der Nordwestfront, zu dessen Hauptgeschoß außen von beiden Seiten her prächtig geschwungene, großartig disponirte Freitreppen hinan führen, ist in einem Sinne gedacht und entworfen, welcher mit dem bei Gedon vorherrschenden Geschmack in architektonischen Dingen eine entschiedene Verwandtschaft zeigt. Den Antrag, diesem Bau außen und innen einen entsprechenden plastischen Schmuck zu verleihen, vermochte der Meister nicht abzulehnen. Er modellirte und meißelte zum Theil mit eigener Hand dafür fünfzehn männliche, weibliche, kindliche und Satyr-Masken, welche, von Emblemen, Früchten und Blumen dicht umgeben, in rothem Sandstein ausgeführt, die Schlußsteine ebenso vieler Fensterbogen an den nach allen Himmelsrichtungen gekehrten verschiedenen Façaden dieses reizenden Patrizierhauses schmücken. Außerdem bildete er mehrere decorative, ebenfalls aus Sandstein gemeißelte, mit Blumen- und Fruchtfestons umwundene Vasen anmuthigsten Rococostils, welche in Mauernischen jenen Portalbau der Nordwestfront decoriren; den von zwei Säulen flankirten, steinernen Portalbau selbst, mit den halb sitzend, halb hingestreckt auf den beiden seitlichen Giebelvoluten lagernden, symbolischen Figuren der Arbeit und des Friedens, mit einer mächtigen, bauchigen,

von Fruchtschnüren an ihrem Fuß umgebenen Vase zwischen ihnen. Auch an den durch v. Cramer mit hoher Meisterschaft in Holz gemeißelten Genrecompositionen der beiden Thürflügel, welche Scheiden und Ankommen, Willkommen- und Abschiedsgruß in Worms im 18. Jahrhundert in graziöser Rococoumrahmung darstellen, ist Gedon zweifellos zum Mindesten Mitarbeiter gewesen. Die vergoldeten à jour gearbeiteten, schmiedeeisernen keck geschwungenen Blattrankenornamente des die Lünette über der Thür schließenden Gitters sind, ebenso wie das im ähnlichen Stil durchgeführte, schmiedeeiserne, unvergoldete Geländer der inneren Haustreppe, nach seinen Entwürfen ausgeführt. Und keinen Augenblick wird man beim Anblick der delicaten, mit dem feinsten Geschmack gebildeten, leichten Stuckornamente, welche die Wand- und Deckenflächen im inneren Treppenhause schmücken, und jener prächtigen beiden Puttenfiguren, welche die bauschigen Stuckvorhänge zu beiden Seiten des inneren Treppenaufganges vom Vestibül her zurückschlagen, in Zweifel sein, daß nur Gedon sie entworfen und modellirt haben könne. Jene beiden großen sandsteinernen Giebelfiguren über dem Portal in ihrer etwas barock gehaltenen Idealtracht, ihre rundlichen, süß träumerisch blickenden Gesichter und so manche besonders jener Frauen-, Mädchen- und Kinderköpfe in den Schlußsteinen sind von einer so holden, ich möchte sagen rührenden Anmuth des Ausdrucks, daß man sich von ihrem stillen Zauber bei längerer Betrachtung völlig bemeistert fühlt. Das Kindergemüth, die Güte, die Harmlosigkeit, die schöne Sinnlichkeit, die Naivetät dieses seltenen Menschen — Alles prägt sich in diesen seinen Gebilden noch einmal in ganzer Reinheit und Lieblichkeit aus. — Die zweite Aufgabe, welche zu Ende des vorigen Jahres den schwer Kranken nach Worms führte, bestand in der Herrichtung eines kleinen, frühgothisch überwölbten kahlen Thurmgemachs in der zum Museum verwandelten Pauluskirche zu dem geeigneten Raum für Aufstellung jener von Rittmeister Heyl gesammelten, kostbaren Lutherbibliothek (einer Collection von ca. 500 seltenen Drucken und Handschriften aus dem Reformationszeitalter, deren Mehrzahl in Beziehung zu Luthers Leben und Wirken steht), welche dieser Freund Gedons gelegentlich der Lutherfeier der Stadt Worms zum Geschenk machte. Mittelst alter, schlichter Eichenmöbel, Augsburger Chorgestühle, welche zu Bücherschränken umgewandelt wurden, mit schweren gothischen Eisenbeschlägen versehener Thüren, eines alten, grünen Ofens und noch mancher dem sechszehnten Jahrhundert entstammender Ausstattungsgegenstände wußte Gedon diesem, mit den Büchern und Manuscripten gefüllten Thurmgemach genau das beabsichtigte Aussehen zu geben, als ob Dr. Martinus darin täglich seinen Studien und Arbeiten obliege und diese seine liebe Bücherei nur eben auf einen Augenblick verlassen habe. Unter wüthenden Schmerzen hatte Gedon noch bis zum letzten Augenblick an der Fertigstellung dieses Werkes gearbeitet. Bei dem Empfang des Großherzogs von Hessen, am 31. October, aber vermochte er nicht mehr zugegen zu sein. Wenige Stunden später verließ er die Stadt, in der ihm

so treue Freundesherzen voll hingebender Liebe schlagen, um die letzte Fahrt zu seinem eigenen Sterbebette anzutreten. Auch manche kleinere Kunstschöpfungen von wahrhaft geistreicher und liebenswürdiger Erfindung und meisterhafter Arbeit erhalten in anderen Wormser Häusern Gedons Gedächtniß lebendig. Ich nenne von ihnen den lustigen Kronleuchter mit dem, nach Art der „Schützenlisl" tanzenden Figürchen des „Münchener Kindl" und einzelne Consolfiguren und Masken an dem, von Gedons Freunde Seidel erbauten, mit alten und neuen Kunstschätzen überreich gefüllten, Hause des einen der Gebrüder Schön, des Gemäldesammlers. Vor Allem aber die lebensgroß in Wachs modellirte Portraitbüste Richard Wagners, im Besitz des eben so kunstliebenden Bruders jenes Mäcens. Es ist die einzige Büste, zu welcher der Bayreuther Meister persönlich gesessen hat, — ein erstaunliches Werk von fast unheimlicher Lebendigkeit des Auges und der Züge, besonders der einen ganz vollendeten Gesichtshälfte. Noch in dem letzten Herbst hatte Gedon den Gipsabguß dieser Büste durcharbeiten und vollenden können, seine letzte Arbeit. Und noch einer großartigen von ihm zum Abschluß gebrachten architektonisch-decorativen Schöpfung, und einer zweiten, welche erst nach seinem Tode durch seine Freunde vollendet wurde, wie eines kühn und grandios gedachten Entwurfs, auf den er viel hochfliegende, leider getäuschte Hoffnungen gesetzt hatte, blieb mir noch hier zu gedenken. Dieser Entwurf ist der zu einem deutschen Reichstagspalast für Berlin. Gedon hatte sich damit an der Concurrenz im Jahre 1882 betheiligt, ohne einen Preis aus dem Wettkampf davonzutragen, trotz der unleugbar höchst imposanten und machtvollen Conception. Das in demselben Jahre begonnene, aber erst nach seinem Tode fertiggestellte, Werk ist der, leider ganz aus Surrogatmaterialien ausgeführte, aber darum nicht minder geistvoll erfundene und prächtig wirkende, „goldene Festsaal" im Palais des Prinzen Leopold in München. Das noch im Jahre seines Todes unter seinen Augen vollendete Werk aber ist der große Festsaal im alten Fürstenschloß zu Detmold. Auf den Rath des kunstsinnigen Hofmarschalls von Ulmenstein war Gedon eingeladen worden, die Aufgabe zu übernehmen. Es galt, einen kahlen, nüchternen langen Saal in dem nördlichen Flügel, des in seinen älteren Theilen noch das unverfälschte Gepräge seiner Erbauungszeit (Mitte des 16. Jahrhunderts) tragenden Schlosses in einen kunstreich gestalteten, mit edler Pracht geschmückten Festsaal in dem Charakter jener Epoche zu verwandeln. Nach seiner Vollendung zählt derselbe mit zu den schönsten fürstlichen Festräumen, welche in unserem Jahrhundert entstanden sind.

Zu dem ernsten Grundton, welchen Gedon in dem Saal der Kunstgewerbehalle festgehalten hat, gesellt sich hier harmonisch der leuchtende Goldton der Wandbekleidungen zwischen dem Holzwerk, in deren Stoff breite, verticale altgoldfarbige Seidenplüschstreifen mit solchen aus goldgelbem, reich gemustertem Seidendamast wechseln; der Glanz der ver-

goldeten Bronzestatuen und Wappen, des Kaminschlots, des Goldgrundes der Bilder wie der nach Gedons Entwürfen ausgeführten bronzenen gothischen Kronleuchter für elektrisches Glühlicht, mit ihren aus gleichem Metall hergestellten Ketten. Leider blieb es unmöglich, dem 72 Meter langen, 34 Meter breiten Saal eine größere Höhe als die des alten: 6 Meter, zu geben. Die nördliche wie die südliche Langwand werden durch vier hohe, breite, in tiefen flachbogig überwölbten Nischen liegende Fenster mit kleinen länglich sechseckigen Rauten durchbrochen. An der westlichen Schmalseite sind nahe der Nord- und Südwand zwei rundbogige Thüren mit reichen Eisenbeschlägen angebracht. Sie und das in der Mitte aufgestellte monumentale eichene Buffet werden beschattet durch die breite, in mehrfach geschweifter, malerischer Linie ausladende Musiktribüne. Die vordere Brüstungswand derselben ruht theils auf zwei kräftigen Holzsäulenpaaren, deren Schäfte von prismaförmig geschnittenen Ringen umgeben werden, theils (in der Mitte) auf einem energisch profilirten, aus der Buffetwand selbst aufsteigenden, kräftigen Träger. Außerdem aber auch auf einer, von der Hinterwand sich aufwärts wölbenden Voute aus schmalen horizontal gelegten, warmbraun gebeizten Holzplanken mit einschneidenden Stichkappen. Auf den sich in der Richtung der Säulenpaare fortsetzenden beiden Pfosten der Tribünenbrüstung nahe dem Nord- und Südende derselben erheben sich zwei weibliche Statuen, aus vergoldeter Bronze nach Gedons Modell gegossen, Verkörperungen der Musik.

Man kann nichts Anmuthigeres und Graziöseres sehen als diese schlanken, Tuba blasenden Mädchengestalten, um deren feingeformte Knöchel die goldenen Gewänder, wie aus leichtem Stoff vom Winde dahingeweht, flattern. In gleichem Charakter sind die beiden kleinen Figürchen durchgeführt, welche, Banner in der Hand tragend, zu beiden Seiten der verbundenen Wappenschilder des fürstlichen Paars auf dem Sims des großen Kamins stehen. Er ist aus röthlichem Marmor gemeißelt, mit bis zur Decke ansteigendem, mit vergoldeten Dachschuppen gedecktem, von vergoldeter, gothischer Rankenbrüstung gekröntem Schlot. Zu jeder Seite des Kamins ebenso wie in nächster Nähe in der südlichen Langwand öffnet sich je eine Thür, deren Bekrönung von ganz ungewöhnlicher Form durch je zwei vollendet aus Holz gemeißelte Hermenkaryathiden gestützt wird. Um die Hüften dieser armlosen und doch so lebenschwellenden, weiblichen und männlichen Oberkörper sind die Insignien hier des Handels- und Gewerbefleißes, dort des Kriegs und der Wissenschaft, und dort wieder die der Musik und der bildenden Künste gegürtet. Die breiten Wandpfeiler zwischen den Fenstern beider Langwände sind in der effectvollsten Weise mit Verwendung des Consolen-Motivs von der alten Galerie der östlichen Hoffront des Schlosses behandelt. Vier dunkle Holzpilaster tragen ebenso viele weit vortretende, bogenförmige Consolen, auf welchen ein bis zur Decke ansteigender Aufsatz ruht, in dessen drei Front-Feldern je zwei, Wappen, von Lorbeerkränzen umgeben, mit einem goldenen Krönchen darüber und je ein umkränzter Römerprofilkopf geschnitzt sind. Die Flächen zwischen

den Wandpilaſtern werden oberhalb der davor angebrachten drei hochlehnigen Armſeſſel der Höhe nach durch vergoldete Querarme in zwei gleiche Theile getheilt, ſo daß ſich aus deren Kreuzungen mit den verticalen Holzpilaſtern an jeder Fenſter-Pfeilerwand ſechs viereckige Felder von gleicher Größe ergeben. In dieſe ſind, von vergoldetem gothiſchen Stabwerk eingefaßt, die auf Goldgrund gemalten Bruſtbilder der Ahnen und Mitglieder des Fürſtenhauſes eingefügt. Die Lehnſeſſel mit ihren braunen goldgepreßten Lederbezügen, ihren concav ausgeſchweiften Armlehnen, in denen ſich gleichſam die Pilaſter der Rückwand fortſetzen, ihren ſich ſeitlich kreuzenden, in Löwentatzen endenden Vorder- und Hinterbeinen, ihren vergoldeten Knäufen, ſind von Gedon für ſeine Architektur erfunden und entworfen, von wahrhaft monumentalem Stil und Effect. Den Plafond dieſes ſo geſtalteten und geſchmückten Raumes bildet eine einfach behandelte Holzdecke mit rechtwinklig ſich in verſchiedenen Intervallen ſchneidenden, ſchlicht profilirten Längs- und Querbalken, deren Unterfläche mit goldbronzenen Nagelköpfen und deren Schneidungsſtellen von abwechſelnd ſilbernen, goldenen und rothen, von Metallſtrahlen umgebenen Schilden decorirt ſind. Dieſer herrlichen Schöpfung Gedons iſt die verdiente Würdigung durch den fürſtlichen Bauherrn und die Seinen in vollem Maß geworden. Der Meiſter genoß dort einen ſchönen Triumph.

Am 28. Februar 1883 wurde der Saal durch ein glänzendes Ballfeſt eingeweiht. Der Fürſt holte den Künſtler perſönlich dazu ab und wies ihm den Ehrenplatz an ſeiner Seite an. Die Fürſtin im Coſtüm einer Ahnfrau des Geſchlechts aus dem 16. Jahrhundert, begrüßte ihn und dankte ihm für ſein Werk in ſchöner poetiſcher Anrede. Jungfrauen und Kinder brachten ihm Blumenſpenden dar . . . „Zum Augenblicke durfte er ſagen: Verweile doch, Du biſt ſo ſchön!“ —

Dann aber ſtieg für ihn die Nacht der Leiden herauf. Mit unheimlicher Schnelligkeit ſah er den Feind ſeines Lebens wachſen. Mit heldenmüthiger Feſtigkeit erduldete er die martervollen Operationen, durch welche große Meiſter der Chirurgie, wie Burkhardt in Stuttgart, das freſſende Uebel auszutilgen verſuchten. Im Auguſt ſchien es faſt beſeitigt. Im November war es bereits wieder zu einer furchtbareren Entwickelung gelangt als zuvor. Um Gewißheit über ſein Schickſal zu erhalten, hatte Gedon ſich noch einmal an einen berühmten Chirurgen, an Esmarch, gewendet, den er noch im Herbſt zu Partheukirchen aufſuchte. Esmarch ſagte ihm klar heraus, daß er nichts mehr zu hoffen habe, daß die „Hinrichtung“ in wenigen Monaten bevorſtehe. So kehrte er nach München zurück, um ſich zum Sterben anzuſchicken. Ein Freund erwartete ihn bei ſeiner Ankunft voll Angſt und Sorge. „Wie ſtehts? was hat Esmarch geſagt?“ — „Hin bin i!“ war die Antwort. Aber gleichzeitig zieht Gedon aus dem Aermel einen — alten, kleinen Flintenlauf, ganz bedeckt mit einer in Eiſen geſchnittenen ornamentalen Compoſition mit Idealfigürchen darin. Das Ganze das

Werk eines großen Meisters der Renaissance, eine an Erfindung und technischer Ausführung gleich wundervolle Arbeit, das er auf dieser Schmerzensreise unterwegs irgendwo bei einem Antiquar gesehen und für mehrere hundert Mark erstanden hat; und er fügt hinzu: „aber schau, so was kann Einen doch noch trösten!" — Die Sammlerfreude ließ ihn selbst die Gewißheit des nahen Todes verschmerzen und vergessen.

Am 27. December ist er, fast bewußtlos, für immer entschlummert. Die Münchener Künstlerschaft wußte, was sie an ihm verloren hat. Sie bereitete ihm einen Katafalk und ein Leichenbegängniß von so ernster Schönheit und kunstreich poetischer Pracht, wie es den größten Todten nicht geworden ist. Die Lücke, welcher dieser Meister hinterläßt, wird sich nicht sobald schließen. Aber in seiner Jünger und seiner Freunde Seelen, denen Er die Erkenntniß des Wahren und Schönen in der alten Kunst und dessen, was der modernen noth thut, erschlossen hat, „rauscht ein Hauch des Meisters fort". — In unserer verbildeten Zeit, wo so ängstlich dafür gesorgt ist, daß jede außerordentliche Kraft bei Zeiten eingedämmt werde, und in dem vorgeschriebenen Bett ruhig dahinfließe, damit sie ja nicht überschäume und den Nachbarn die „Gartenhäuschen und Tulpenbeete" schädige, steht dieser Mann und Meister in seiner von jedem Schulzwange unverkümmerten Eigenart wahrhaft einzig da unter seinen Genossen; — eine Natur, wenn je Einer diese Bezeichnung verdient hat. Was aber aus Kraft der Natur geschieht, setzt sich durch, allen Regeln und allem Gesetz zum Trotz, gegen die zu sündigen und sich aufzulehnen die gebildete, wohlgeschulte Mittelmäßigkeit, welcher doch immer der Welt Erbe gegeben ist, freilich nie in Gefahr kommt.

Die Stigmatiſirten.

Von

Anton Theobald Brück.

— Osnabrück. —

Der Menſch lebt nicht vom Brode allein. Schon das Kind verlangt Märchen und das Volk Wunder. Und dieſes Wunderbedürfniß — um nur von Deutſchland zu reden — dauert fort, nach wie vor dem „Jahrhundert der Aufklärung". Im Anfange des unſrigen übernahm es der Thieriſche Magnetismus, die Zeitgenoſſen durch Dichtung und Wahrheit aufregend zu beſchäftigen; in den zwanziger Jahren begannen bei der Seherin von Prevorſt in Weinsberg Geiſter in Perſon zu erſcheinen, männliche und weibliche, junge und alte, die dann vor dem Tiſchrücken verſchwanden.

Das Jahr Achtundvierzig mit ſeinen Folgen, dann die wunderbaren Ereigniſſe unſrer großen Kriege, ferner das Unheil der Gründungen verdrängten in ſehr realiſtiſcher Weiſe allen Geiſterſpuk. Neuerlich aber erſchienen manche Wunder des thieriſchen Magnetismus wieder in einer verwandten Form: der Hypnoſe. Der ſ. g. Magnetiſeur Hanſen, ein däniſcher Kaufmann, bereiſte die größeren Städte und gab Vorſtellungen, die er ſelbſt für die Einwirkungen ſeiner großen magnetiſchen Kraft hielt. Er behandelte Perſonen, die freiwillig aus dem zahlenden Publikum ſich ihm ſtellten. Wunderbare Erſcheinungen kamen zu Tage, die unter den gebildeten Zuſchauern viele Ungläubige fanden, indem ſie dem ſpiritiſtiſchen Unfug des Amerikaners Slade gleichgeſtellt wurden.

Hanſen ließ ſeine Verſuchsperſonen zuerſt einige Zeit auf ein funkelndes Stück Glas hinſtarren, führte dann, ſie fixirend, einige Striche mit der Hand über ihr Geſicht und ſchloß ihnen Mund und Augen — ſie

ſind unfähig, beide wieder zu öffnen! Noch einige Striche, und ſie verfallen in ſchlafähnlichen Zuſtand, worin Hanſen ſie als Automaten behandelt, die zwangsmäßig die abſurdeſten Stellungen einnehmen, die wie erſtarrt zwiſchen zwei Stühlen liegend, ertragen, daß er ſich auf ſie ſtellt, die rohe Kartoffeln für ſüße Birnen eſſen, ihm Alles nachſprechen, kurz unerhörte Handlungen auf Hanſens Geheiß vollziehen, ohne nachherige Erinnerung.

Für ein abgekartetes Gaukelſpiel hielt auch der rühmlich bekannte Profeſſor der Phyſiologie R. Heidenhain in Breslau die Hanſen'ſchen Wunder, bis Hanſen vor einer Geſellſchaft von Aerzten an mehreren derſelben, die vorher völlig ungläubig waren, mit Erfolg ſeine Verſuche, ganz wie vor dem großen Publikum, durchführte. — Nun unternahm es der Profeſſor ſelbſt, einen Kreis von Aerzten, Naturforſchern, Studirenden der Medicin, darunter ſeinen Bruder, um ſich zu verſammeln, lauter Perſonen von voller Glaubwürdigkeit. Durch die Hanſen'ſchen Manipulationen verſetzte Heidenhain Viele derſelben in die erwähnten und noch geſteigerten Zuſtände der Hypnoſe, worüber er in einer Schrift*), deren dritte Auflage mir vorliegt, höchſt intereſſante Mittheilungen macht. Dieſe Verſuche an ſeinen Hypnotiſirten hatte Heidenhain die Freude, ärztlichen Autoritäten, wie die Profeſſoren Senator, Brentano Berger u. A. phyſiologiſch zu demonſtriren und dieſelben von der Richtigkeit ſeiner Mittheilungen zu überzeugen. Noch auf den heutigen Tag werden ſie von zuverläſſigen Aerzten, wie Prof. Preyer in Jena und Bäumler in Freiburg, Rieger in Würzburg, fortgeſetzt und geſteigert.

Iſt es aber nicht ein merkwürdiger Beweis für die überreiche Strömung im Gebiete der Naturwiſſenſchaften, daß vor länger als vierzig Jahren der Hypnotismus erkannt und — wieder vergeſſen wurde? Es war Dr. Braid in Mancheſter, der am 13. November 1841 der erſten ſ. g. magnetiſchen Vorſtellung des Franzoſen Lafontaine zuſah, welcher durch Fixirenlaſſen eines glänzenden Objects magnetiſirte. Braid durchſchaute, daß durch das anhaltende, aufmerkſame Starren die zum Auge gehörigen Nervencentren mit ihren Annexen im Gehirn gelähmt und ſo das Gleichgewicht des Nervenſyſtems geſtört wurde. Braid erkannte ſogleich, daß hier kein Betrug vorliege, wie ſo häufig bei den Erſcheinungen des ſ. g. thieriſchen Magnetismus. Als wahr erkannte er die durch dieſen „Hypnotismus" hervorgebrachte Unempfindlichkeit des Geſchmacks, Geruchs und Gefühls. Die Nachahmungen der Rede, der Bewegungen, kataleptiſche Zuſtände ꝛc. Und dieſe Entdeckung wurde völlig vergeſſen!

Wenn erſt in unſern Tagen die kundigſten Männer der Wiſſenſchaft durch die hypnotiſchen Alienationen des Gehirnlebens als phyſiologiſche That-

*) Der ſogenannte Thieriſche Magnetismus. Phyſiologiſche Beobachtungen von Dr. Rudolf Heidenhain, ord. Profeſſor der Phyſiologie ꝛc. zu Breslau. Leipzig Breitkopf u. Härtel. 1880.

ſachen überraſcht werden, dürfen wir auch in anderen „wunderbaren" Lebenserſcheinungen auf wiſſenſchaftliche Erleuchtung gefaßt ſein, ehe wir dieſelben kurzweg mit Virchow als „Wunder oder Betrug" bezeichnen.

Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind, ſagt Goethe; die Wiſſenſchaft aber zögert es als ein legitimes anzuerkennen, zunächſt dem Worte Platens zuſtimmend:

„Faßliche Wunder, jedoch einigermaßen verrückt"

ohne aber überall den abſichtlichen Betrug zuzugeſtehen. Hieher dürfen wir vorzugsweiſe die, welche die Ueberſchrift des Aufſatzes bilden, rechnen: die Stigmatiſirten, les dèmoniaques d'aujourdhoui, wie ſie Richet nennt. (Revue des deux mondes 1880 Jan.)

Der am 25. Auguſt vorigen Jahres erfolgte Tod der Louiſe Lateau, der unter allen Stigmatiſirten am meiſten Beſprochenen, hat um ſo mehr meine Aufmerkſamkeit dieſen Zuſtänden wieder zugewendet, als ich bereits vor Jahren in der Deutſchen mediciniſchen Klinik (1875 Nr. 1, 2, 3) „Louiſe Lateaus drei Vorgängerinnen in Weſtfalen" unter vielſeitiger Beiſtimmung als überwieſene Betrügerinnen dargeſtellt hatte.

Seit 1875 hat ſich vorzugsweiſe die franzöſiſche mediciniſche Literatur mit getheilten phyſiologiſchen Anſchauungen durch den Fall Louiſe Lateau dermaßen angeſammelt, daß eine Reviſion des noch immer räthſelhaften Materials den Leſern dieſer Blätter nicht unwillkommen ſein dürfte.

Während in meinen drei Fällen auf Rother Erde die deutſchen Regierungen ſich bewogen fanden, die Stigmatiſirten gerichtlich unterſuchen und deren Betrug conſtatiren zu laſſen, hat die belgiſche Regierung den Fall der Louiſe Lateau lediglich den Aerzten und Geiſtlichen überlaſſen. Die königliche mediciniſche Akademie zu Brüſſel nahm, nachdem Louiſe Lateau eine Reihe Jahre durch vorgebliche Enthaltung von jeder Nahrung, durch Ekſtaſe und freitägliche Blutungen alle Welt in Aufregung gebracht, endlich Notiz von dem „Wundermädchen in Bois d'Haine," um nach faſt einjähriger Debatte — zur Tagesordnung überzugehen.

Hatte man es nun, wie Lefebvre, Profeſſor an der „katholiſchen Univerſität" Löwen mit der Geiſtlichkeit behauptet, mit einem Wunder, oder aber mit Betrug, oder endlich mit einem bisher unerkannten Krankheitszuſtande zu thun, einer räthſelhaften Miſchung von Dichtung und Wahrheit: Un peu de maladie et beaucoup de supercherie, wie der Brüſſelſche Profeſſor Gluge ſich ausdrückt?

Und habe ich in meinem mediciniſchen Aufſatze 1875 meinen „Weſtfäliſchen drei Vorgängerinnen Louiſe Lateaus" Unrecht gethan, ſie nach der Unterſuchung der Regierungen als Betrügerinnen darzuſtellen? — Um hierüber die Leſer entſcheiden zu laſſen, erlaube ich mir, eine Skizze meines Aufſatzes und darauf eine Reviſion der belgiſchen Schriftſteller über Louiſe Lateau vorzutragen.

1. Anna Marie Kinker in Borgloh, einem Dorf in der Nähe Osnabrücks, mein erstes westfälisches Wundermädchen, bildet gleichsam den Uebergang zu den eigentlichen Stigmatisirten. Sie erregte aber durch ihre sonstigen „wunderbaren," den Stigmatisirten verwandten Lebenserscheinungen in den Jahren 1799, 1800 unendlichen Zudrang aus der Nähe und Ferne und wurde der Gegenstand zweier eingehend abgefaßter, entgegengesetzter Schriften: des gläubigen Arztes Schmidtmann und dagegen des ungläubigen Juristen Justus Gruner. Der erstere, auch anderweitiger ärztlicher Schriftsteller, ist vergessen, der Zweite als preußischer hochgestellter Beamter aus der „Franzosenzeit" berühmt.

Dr. Schmidtmann fand sich bewogen, das Mädchen aufzusuchen und eine „vorsichtige Untersuchung" mit ihm anzustellen. In dem dumpfen Stübchen eines Bauernhauses, das ein Grobschmied mit seiner Familie bewohnte, fand er in einem Wandbette (Plattdeutsch Durk) ein blühendes Mädchen, sechszehnjährig, körperlich und geistig gesund erscheinend. Sinne, Athmung und Herzschlag normal. Die Unterlippe war mit Blut bedeckt, das dem Zahnfleisch entquoll, die Zunge nicht zu sehen, da die Kinnladen krampfhaft geschlossen waren, der Unterleib etwas aufgetrieben, die Unterschenkel etwas abgemagert, lahm; Anästhesie, Fühllosigkeit der Haut gegen Nadelstiche, der Puls klein, 120 Schläge in der Minute.

Die Eltern, unbescholten, in nicht ganz dürftigen Verhältnissen, erzählten dem Doctor, ihre Tochter habe als Kind die Pocken und Masern leicht überstanden und gesund bis zum zehnten Jahre, sei sie dann von heftigen, häufigen epileptischen Anfällen heimgesucht worden und sei so geschwächt, daß sie die Winter im Bette zugebracht, im Sommer sich etwas erholt habe. Seit achtzehn Monaten genieße sie weder Speise noch Trank die Functionen des Leibes seien vollkommen gestört. Vom April bis November 1798 habe sie in einem Zustande bewußtlosen Schlummers gelegen, woraus sie selten auf Stunden erwacht, leise gesprochen, jede Erquickung abgelehnt habe. Ohne sich durchzuliegen, liege sie stets auf dem Rücken; beim Anlegen eines reinen Hemdes werde sie ohnmächtig.

Den fremden Doctor blickte das Mädchen freundlich an, auf alle seine Fragen antwortete sie, sie wisse es nicht, und nur mit Mühe gelang es ihm, ihre krampfhaft verschränkten Hände zu lösen. Bei genauester Untersuchung des Bettes und der Wand fand er nirgends einen verborgenen Zugang.

Der katholische Pastor des Ortes, der sie öfters besuchte, erzählte ihm, daß die Kranke, übrigens schmerzlos, bei der leisesten Berührung in Zuckungen verfallen sei. Das ihr mehrfach gebotene Abendmahl habe sie nicht nehmen können, da sie nicht schlucken könne. Sie werde oft mit einem Schwamm, in kaltes Wasser getaucht, gewaschen, auch bei innerer Hitze mit feuchten Tüchern bedeckt. An die erwähnten räthselhaften Erscheinungen glaubt er, wie fast alle, Vornehme und Geringe, die das „Wundermädchen" besuchten und dasselbe mit Band und Tand und Geld (wie auch dessen Eltern)

zu erfreuen ſuchten. Doch ging der würdige Mann, ein Seelſorger alten Schlages, keineswegs frömmelnd verhätſchelnd auf die räthſelhafte Begebenheit ein, wodurch ſonſt aus der Nahrungs- und Ausleerungsloſen, die ſich, was Blutungen betrifft, mit den blutigen Lippen begnügte („Blut iſt ein ganz beſonderer Saft"), vielleicht eine Stigmatiſirte herangebildet worden wäre. Darin ſtimmte der Paſtor indeß den Eltern bei, daß zur Bekehrung der ungläubigen Weltkinder Gott hier wohl einmal zeigen könne, daß er auch ohne Leibesnahrung das Leben eines ſchuldloſen Kindes erhalten könne.

Der Doctor, ſchon nach dem erſten Beſuche von jedem Zweifel geheilt, giebt in ſeiner Schrift fünf Gründe für ſeine gewonnene Ueberzeugung an, wovon der letzte, daß ſelbſt die Eltern, gedrängt durch vielſeitig kund gewordenen Verdacht des Truges, beim Amte auf eine Unterſuchung drängen. Sie wehrten ſich aber, als von einem Transporte der Kranken in ein anderes Haus bei der Unterſuchung die Rede war. Und ſo begnügte das Gericht ſich damit, ſechs unbeſcholtene Bürger zu vierzehntägiger, ſtrenger Bewachung anzuſtellen, welche darauf eidlich verſicherten, daß nach ihrer Ueberzeugung die Leidende in dieſer Zeit weder Speiſe noch Trank genoſſen habe, wozu ſie dieſelbe wiederholt aufgefordert; auch andere Bedürfniſſe ſeien nicht befriedigt. Nur gewaſchen ſei ſie öfter mit kaltem Waſſer, worin ein Tuch oder Schwamm getaucht, und einmal täglich habe die Mutter ſie im Bett umgelegt. Mehrmals ſei ihr Blut aus dem Munde gekommen, einmal habe ſie einen Krampfanfall gehabt, oft geſchlummert, aber auch mit ihnen ſich unterhalten.

Dr. Schmidtmann ließ nun ſeine Schrift mit (nach Art jener Zeit) gelehrten phyſiologiſch-pathologiſchen Bemerkungen erſcheinen, denen auch ein jüngerer Arzt in Osnabrück, Dr. Schelver, beiſtimmte.

Nun aber vereinigten ſich in Osnabrück drei junge Juriſten: Gruner, Türfeld und Bezin, denen ſich der Arzt Schelver anſchloß, bei der hieſigen Regierung zu einer neuen Unterſuchung, nachdem die Aerzte Osnabrücks erklärt hatten, daß dabei die Entfernung der A. M. Kinker aus dem elterlichen Hauſe durchaus nothwendig ſei. Die Regierung beauftragte dann jene Männer, die Unterſuchung, wenn nöthig, mit polizeilicher Hilfe durchzuführen, worüber die bezeichnete Schrift Juſtus Gruners (Berlin 1800) gründlichen Bericht erſtattet.

Faſt eine Woche begnügten ſie ſich damit, die Kranke in ihrer Stube in einem neuen, freiſtehenden Bette abwechſelnd Tag und Nacht zu bewachen. Das öftere Waſchen mit ausgedrücktem Schwamm und das Belegen der Bruſt mit feuchten Tüchern wurde geſtattet. — Es war aber ein ſtarker ſpecifiſcher Geruch, womit dieſe Tücher wieder hervorgezogen wurden, der den Verdacht des hier geſpielten Betruges begründete. — Nun wurde trotz dem Widerſtreben der Verwandten und dem Wüthen des Vaters die A. M. Kinker in ein anderes Haus transportirt. Bald fand man hier die Betrügerin in Feuchtigkeit ſchwimmend, die ſie früher durch heißgemachte

Steine und Wärmflaschen möglichst aufzutrocknen gewußt hatte. Sie gestand, sie habe durch Ausdrücken des Schwammes und Aussaugen der Tücher immer etwas Wasser in den Mund gebracht. Man gestattete ihr jetzt, ihren großen Durst zu stillen und überwand dadurch ihre Hartnäckigkeit zu ferneren Geständnissen, indem man ihr drohte, sie nun wirklich hungern und dursten zu lassen. Es ergab sich dann, daß ihr achtjähriger Bruder ihr stets Wasser und Speisen zugetragen und die Ausleerungen entfernt, daß sie die Blutkruste auf der Lippe aus dem blutend gekratzten Zahnfleisch verfertigt, daß sie die Lähmungs- und Ohnmachtserscheinungen fingirt habe.

Eine Nachbarin sagte aus, daß die A. M. Kinker 1798 bei ihr gewesen sei und geäußert habe, sie werde nun krank werden und nie wiederkommen. Von nun an begann sie ihr trügerisches Leiden.

Auf das Zuchthaus zu Osnabrück gebracht, fuhr sie fort, Geständnisse, immer Dichtung und Wahrheit, nicht ohne Eitelkeit, die man schon früher bei ihr vorherrschend gekannt hatte, zu machen, z. B.: einst habe ein fremder Mann ihr gerathen, es so zu machen; dann es sei der Husar Schumann gewesen, der sie quacksalbernd behandelt u. s. w. — Zu bemerken ist noch, daß ihres Vaters Schwester früher die vom Teufel Besessene spielte, der aber vom Untervogt mit dem Stock ausgetrieben wurde.

A. M. Kinker wurde vom Gerichte zu halbjähriger Zuchthausstrafe, dann eine Stunde lang zur Ausstellung vor der Kirche zu Borgloh als Betrügerin, ihr Bruder Christian zu zwanzig Ruthenstreichen condemnirt. Die Eltern, seit länger in Verhörshaft, kamen wegen Mangel vollständigen Beweises ihres Mitwissens davon.

2. Unter meinen „westfälischen Vorgängerinnen L. Lateaus" die Zweite, zeigt sich als wirklich ebenbürtige der L. Lateau, als Stigmatisirte: Anna Katharina Emmerich, Augustinerin im Kloster zu Dülmen bei Münster, als Kind armer Bauersleute 1774 bei Coesfeld geboren. — Eine fromme sechszehnjährige Jungfrau, mit ihren Eltern auf dem Felde arbeitend, hörte sie die Klosterglocke und fiel in Ohnmacht aus Sehnsucht zum Klosterleben, worin sie bei ihrer Armuth keine Aufnahme fand, bis sie unter dem Schutz einer Wohlhabenden dieses Ziel ihrer Sehnsucht nach langem Kränkeln erreichte. Sie war vierundzwanzig Jahre, als sie beim Besuch der Jesuitenkirche in Coesfeld vor einem wunderthätigen Cruzifix inbrünstig betend, vom Hochaltar her ihren „Himmlischen Bräutigam" lichtstrahlend heranschweben sah, der ihr einen Blumenkranz und eine Dornenkrone darbot. Sie wählte diese und drückte sie sich in's Haupt unter großen Schmerzen. Erst in späterer Zeit fing der schmerzende Kreis der Dornenkrone stark zu bluten an. Sie verbarg dieses „Gnadenmal" unter der Kopfbinde vor ihren Klosterschwestern, deren Gunst sie trotz aller Demuth und Liebe nicht erwarb. Ihre gehobene Seligkeit in ihrem Himmlischen Bräutigam verstanden jene einfach frommen Schwestern nicht, wenn sie manchmal laut und vertraulich mit Gott plauderte. Sie staunten, da sie

einmal „wie von Geistern gehoben" als Küsterin sich auf unnahbar hohen Stellen in der Kirche scheuernd und putzend zeigte; sie fanden es überflüssig, daß sie oft erkrankte, zumal sie auch manchmal, trotz ihres Schutzengels an ihrer Seite, von dem „polternden Teufel" angefallen, gestoßen und geworfen wurde. Ueberdies nahm sie auch Krankheiten Anderer, die dann verschont blieben oder gleich genasen, stellvertretend auf sich durch ihr Gebet. Medicamente vertrug sie nicht.

Einst flehte sie vor einem wunderthätigen Kreuze inbrünstig, die Leiden ihres himmlischen Bräutigams mitzufühlen. Da empfand sie zuerst ein Brennen und Schmerzen in Händen und Füßen, wodurch sie im Arbeiten und Gehen sehr behindert wurde. Vom Altare her hörte sie eine Stimme: Meine Gnade sei Dir genug!

Das Kloster wurde von den Franzosen 1811 aufgehoben, und A. K. Emmerich krank herausgeführt, miethete sich ein Stübchen bei einer Wittwe in Dülmen, wo auch der alte Klostergeistliche ein Unterkommen fand. Hier lag sie am 29. December 1812 sehr krank mit ausgebreiteten Armen auf ihrem Bette und fühlte betend einen heißen Durst nach den Schmerzen des Herrn, der ihr dann leuchtend erschien. Blutrothe Lichtstrahlen aus seinen Wundmalen schossen auf ihren Körper. Und nun drangen aus den getroffenen Theilen Blutstropfen, die Stigmata, die vulnera divina, wie solcher zuerst der h. Franz von Assisi gewürdigt sein soll. Nun begann auch ihre Nahrungslosigkeit. 1813 fing der „wunderbare Zustand" der Nonne an, Stadtgespräch zu werden, das immer weitere Verbreitung gewann. Der Stadtphysicus untersuchte sie, glaubte, wie Dr. Schmidtmann bei A. M. Kinker, und blieb ihr Verehrer. Bald darauf erschien eine geistliche Commission aus Münster, mit ihr der Professor der Pathologie Dr. von Druffel, der, ein Gläubiger, darüber in der Salzburger medicinischen Zeitung (1814, Bd. 1—2) referirt hat. 1813 besuchte sie der französische Polizeicommissar und erklärte sie, da sie nichts Bedenkliches prophezeite, für politisch unschuldig. Männer wie F. L. von Stolberg, Overberg, Sailer schieden gläubig erbaut von der nahrungslosen Stigmatisirten, die jeden Freitag unter Schmerzen die Wunden Christi darbot.

Nach sieben Jahren wurde ihr Gebet: Gott möge ihr die Wundermale nehmen, erhört; allmählich bluteten sie weniger, vernarbten; doch schmerzten Freitags noch die sich röthenden Narben und oft kamen noch Blutströme aus den Stichen der Dornenkrone — durch die Kopfbedeckung. 1819 und 1820 bluteten am Charfreitag alle Wunden wieder. 1824 starb sie in München.

Wie ich bei dem Wundermädchen aus Borgloh aus der Schrift des Dr. Schmidtmann einen Auszug mitgetheilt, so habe ich die vorstehende Relation aus dem Buche: „Das bittere Leiden unsres Herrn Jesu Christi. Nach Betrachtungen der gottseeligen A. M. Emmerich. München 1864" entnommen, welches einen „Lebensumriß der Begnadigten" aus der Feder

Clemens Brentanos enthält. Der bekannte romantische Dichter ließ sich durch vornehme Gläubige bei der Stigmatisirten einführen, die ihm innig vertrauend ihr Leben darlegte, deren Ekstasen, Blutungen und Qualen er Zeuge war bis an ihr Ende.

Es versteht sich, daß ich die detaillirte Darstellung des schwärmenden Poeten, dem z. B. ihre Narben wie Silber glänzen, deren Schmerzen er durch Auflegen von Reliquien (homöopathisch: similia similibus) mildert ꝛc., möglichst verkürzt den Lesern dieser Blätter wieder zu geben hatte. Hören wir auch die Darstellung von anderer Seite!

Der Andrang Gläubiger und Ungläubiger zu der Stigmatisirten, von deren blutendem Kreuze auf der Brust Abdrücke vertheilt wurden, die Aufregung im Publikum steigerte sich so, daß die Regierung in Münster endlich Notiz davon zu nehmen sich veranlaßt fand. Vom Ministerium in Berlin war unterm 30. November 1818 eine strenge Untersuchung verfügt, deren Ausführung von Seiten des Oberpräsidenten sich erst vom 14. Januar 1819 datirt; die Untersuchung selbst fand erst im Herbst statt.

Bald darauf erschien: „Geschichte und vorläufige Resultate der Untersuchung der ehemaligen Nonne A. K. Emmerich zu Dülmen, mitgetheilt von dem Dirigenten derselben C. von Bönninghausen, Landräthl. Commissar. Hamm, Schulz und Wundermann, 1819." Daraus nachstehender Auszug:

„Die Erscheinungen der A. K. E. bestanden (früher) in einer periodischen Blutung von Wundmalen an Händen und Füßen und in der rechten Seite, eines Kreuzes auf der Brust und eines Streifens rund um den Kopf, bei einer angeblich nach und nach eingetretenen gänzlichen Enthaltung von Speise und Getränk (mit Ausnahme einer geringen Menge Wassers), welche mehrere Jahre angehalten. Die Spuren jener Male sind noch deutlich zu sehen und erscheinen wie Narben von Wunden, welche durch Eiterung geheilt sind. Nur um den Kopf findet sich bei der genauesten Untersuchung nichts der Art zu bemerken. Auch stimmen die Aussagen der E. selbst und ihrer Umgebung darin überein, daß nach den Blutungen am Kopfe, sobald sie aufgehört, und das Blut abgewaschen, weiter nichts zu sehen gewesen sei. Das Kreuz auf der Brust besteht aus einer Menge feiner linienförmiger Narben neben einander und erscheint mit zwei, unter spitzen Winkeln aufsteigenden Armen und darüber noch einem gleichsam unvollendeten Balken."

Dieses das Visum et Repertum der Untersuchungs-Commission, bestehend aus C. von Bönninghausen, den Doctoren Rare und Busch als ärztlichen Commissaren, dem Pfarrer Niesert, dem Prof. der Physik Roling (Priester) und dem Vicar Rosery. Eine Wärterin aus Münster zur Pflege der E.

Der Generalvicar von Droste zu Münster aber zog bald seine Geistlichen von der Commission zurück, selbst die Echtheit der Erscheinungen bezweifelnd.

Mißlich für die Untersuchung war es, daß (auf das Gebet der E.) die Blutungen kurz vorher aufgehört hatten! Die Krusten waren am

28. December 1818 abgesprungen. Nur die Blutungen am Kopfe sollten von Zeit zu Zeit wieder erscheinen. — Die Aufgabe der Commission war nun wesentlich darauf beschränkt, diese und die Enthaltung von Speise und Trank der E. zu bestätigen oder zu verneinen.

Die Commission bestand zu allernächst auf der Translocation der E. aus ihrer bisherigen Wohnung und Umgebung. Hiergegen wurde, wie bei A. M. Kinker, heftig protestirt; man mußte sich jedoch fügen.

Im wachen Zustande erschien der Athem beengt, im Verhältniß zum Pulse wie 1 : 2—2½; im Schlafe trat das natürliche Verhältniß ein. Die Sprache war flüsternd. Der Bedarf an flüssiger Einnahme (außer dem Wasser ist jedoch von Kaffee, Thee, Haferschleim, Fleischbrühe ohne Salz, Trauben die Rede) wurde ihr zugewogen. Bei fortschreitender Untersuchung wurde das frühere Ausbrechen eines Theiles des Getrunkenen seltener, dagegen das Bedürfniß stärker — und befriedigt. Trotzdem nahm Schwäche und Magerkeit täglich zu. Von Ekstasen und kataleptischen Zuständen war nichts mehr zu bemerken. Während ihrer „Delirien" blieb der Puls unverändert, auch ihre Rede wurde natürlich, laut. In einem solchen exaltirten Zustande der E. bestellte v. Bönninghausen für sie Fleischbrühe — „mit Salz!" fügte er hinzu. Gegen letzteres protestirte sie sofort. Diese, sowie manche seiner psychologischen Beobachtungen bestärkten die Commission in dem Verdachte des Truges. Vergebens wartete man auf eine Blutung am Kopfe; sie meinte, diese würde jetzt durch Blutspeien ersetzt. Was sie an Stirnbluten endlich producirte, war wenig, wässerig, nicht gerinnend, „wie man es aus dem Zahnfleisch saugen kann". Und diese Production war in Abwesenheit der Wärterin von zwei Minuten bewerkstelligt. — Einer der Aerzte bewirkte an seiner eigenen Stirn durch Reiben und Kratzen eine ganz gleiche Production, und nach sechs Tagen löste sich, gleichzeitig mit der der E., die Borke seiner abgeschürften Hautstellen. — Die E. gab an, die größte Empfindlichkeit in den Narben ihrer Stigmata bei deren Berührung zu haben. Herr v. B. verwickelte sie in ein anregendes Gespräch; sie reichte ihm ihre Hand, deren Narbe er preßte und rieb, ohne daß sie daran dachte, Schmerz zu äußern.

Ihre beiden geistlichen Freunde aus früherer Klosterzeit, ihr Beichtvater, P. Limberg und ihr Hausgenosse, der emigrirte französische Priester Lambert, waren ihr durch die Commission entzogen. Den ersteren bat Herr v. B., ihm, was er, ohne das Beichtgeheimniß zu verletzen, über die E. wisse, mitzutheilen. Er weigerte jede Auskunft und verreiste.

Zum reuigen Geständniß ihres Truges und etwaiger Verleitung dazu war die E. nicht zu bewegen. Außer Einem waren alle Mitglieder der Untersuchungscommission davon überzeugt, nur waren sie zu spät gekommen. In Berlin war am 13. November 1818 die Untersuchung befohlen — gerade 4 Wochen nachher fielen die letzten Krusten von den Wunden. Ungläubige meinten, von den vielen vornehmen Gönnern könne die E. recht-

zeitig benachrichtigt worden sein. Was die Krusten betrifft, so versichert uns 1815 der Professor Bodde in Münster, der die E. besucht hatte, in seinem Colleg der Chemie, er halte sie aus Sanguis draconis verfertigt; auch sei das Kreuz auf der Brust der E. bei Weitem nicht so hübsch, wie das der gleichzeitigen „Stigmatisirten zu Albachten", die aber wenig beachtet werde, weil man an der E. genug habe.

Die Möglichkeit vieljähriger Entbehrung jeder Nahrung, das „Leben von der Luft" suchten die Aerzte Schmidtmann und Schelver, das Leben der Pflanze als Paradigma aufstellend, zu erklären.

Mögen gewisse Pflanzen, Kohlensäure, Ammoniac und Wasser durch ihre Blätter aufnehmend, aus diesen einfachen chemischen Verbindungen, die in der Atmosphäre vorhanden sind, leben können und namentlich in ihren Früchten Verbindungen von complicirter chemischer Zusammensetzung erzeugen: Albuminoide, Kohlehydrate, Fette, — die Wirbelthiere, der Mensch können jene wenigen einfachen Nahrungsbestandtheile der Pflanzen nicht assimiliren.

3. Ueber meine dritte stigmatisirte Landsmännin, eine Waise, die fünfzehnjährige Caroline Beller in Lütgeneder bei Warburg, kann ich mich kurz fassen.

Während der Saison 1845 verbreitete sich auch in Driburg die Kunde von einem Bauernmädchen bei Warburg, dem das Wunder der Wunden Christi nebst einer geistigen Ekstase verliehen sei und zu welcher von Nah und Fern täglich eine Menge Neugieriger und Prozessionen Gläubiger, einmal ein hoher Adeliger mit der Fahne voran, pilgerten. Damals alleiniger Arzt des Bades Driburg war ich leider verhindert, das Mädchen selbst zu besuchen; es liegt mir jedoch eine zuverlässige Mittheilung von dem Kreisgerichtsdirector Weingartner (Dortmunder Westfälische Zeitung, Juli 1874) vor, der ich Nachstehendes entnehme.

Hunderte von Menschen umdrängten, laut dem Bericht vom 25. März 1845 an das Vormundschaftsgericht, die Wohnung der Stigmatisirten. Der Kreisphysicus Dammann in Warburg erklärte dem Gericht, die junge K. B. leide an einer religiösen Schwärmerei, die in Wahnsinn überzugehen drohe, wenn nicht die schleunige Ueberführung derselben in das Warburger Krankenhaus, trotz dem Widerstande des Vormundes, vom Gericht befohlen werde. Die gerichtliche Untersuchung in Lütgeneder constatirte, daß die Pflegeeltern der K. B., der Ortsverweser und der Ortspfarrer entschieden gegen die Ueberbringung in das Krankenhaus protestirten. Der Pfarrer hatte bestimmt versichert, es handle sich hier nicht um eine Krankheit, sondern um ein Wunder, zu welchem jedem Gläubigen der Zutritt verstattet werden müsse!

Hierauf beauftragte der höhere Gerichtshof in Paderborn eine Commission, mit meinem Freunde, dem Kreisphysicus Dr. Pieper, an der Spitze, eine genaue Untersuchung der K. B. in Lütgeneder vorzunehmen. — Ich vernahm darüber, wie Pieper die Betrügerin überlistet habe, indem er

Donnerstags ihre Wundmale gereinigt, verbunden und versiegelt habe. In die leinenen Verbandstücke habe er jedoch ein unverletztes Stück Papier verborgen. Am Freitage haben alle Wundmale — geblutet. Bei Eröffnung der Verbandstücke aber habe sich das darin verborgene Papier durch Nadelstiche und Risse verletzt erwiesen!

Die entlarvte Betrügerin wurde nun sofort in das Krankenhaus zu Warburg gebracht und strenge isolirt. Die Blutungen kehrten nicht wieder, sie aß und trank und wurde mit Handarbeit beschäftigt. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte machte sie, nach Weingartner, vor Gericht das folgende Geständniß:

„Ich las fleißig in dem Buche: „Die Flamme der Liebe." Besonders gefiel mir darin das Leben des h. Franz von Assisi, der die Wundmale Christi an sich trug; dadurch kam ich auf den Gedanken, mir diese Wundmale zu machen. Mit einer Stecknadel aus meinem Tuche habe ich mir dieselben innerhalb und außerhalb der Hände und auf der Höhe der Füße gestochen. Die Wunde in der Seite habe ich mit dem scharfen Nagel meines Daumens gerissen, Mittags, Abends und Nachts. Das Blut, womit ich die Stirn bestrich, nahm ich aus dem wundgeriebenen Zahnfleisch, womit ich auch die übrigen Wunden benetzte."

Dieses Geständniß wird durch den Bericht des Physicus Pieper an das Pupillencollegium zu Paderborn vom 30. März 1845 wesentlich vervollständigt. Es heißt darin, die Beller habe schon, an Krämpfen leidend, von frühester Jugend auf Werke frommen Inhalts, namentlich seit einem Jahre die Geschichte der h. Katharina von Siena und der, wie diese, stigmatisirten Nonne von Dülmen gelesen. In dieser Zeit habe sie zweimal unter Leitung der Geistlichkeit die „Exercitia spiritualia" mitgemacht. Bald darauf entdeckte ihre Pflegemutter an ihr die Stigmata, welche nebst den Ekstasen den erwünschten Zudrang der Menge veranlaßten.

Nach einjährigem Aufenthalte im Krankenhause zu Warburg kehrte die nun sechzehnjährige zu ihrem Großvater nach Lütgeneder zurück, von wo sie plötzlich verschwand, ohne daß man ihren Aufenthalt je ermittelt hat. —

Es wäre aus verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Reihe durch Zeitungen und Broschüren bekannt gemachter Fälle von betrügerischen Stigmatisirten mitzutheilen; meine drei vorstehend beschriebenen mögen jedoch hinreichen, um mit ihnen die Darstellungen und Erlebnisse der jüngst verstorbenen Louise Lateau zu vergleichen, zu erklären, nach dem alten Worte: „Aus ihren Genossen erkennt man die, welche man aus sich nicht erkennt." Bis jetzt ist die Verstorbene unter ihren Genossinnen die am meisten (deutsch und französisch) besprochene.

Von belgischen Aerzten, Akademikern und Professoren liegt mir eine Reihe dieser Besprechungen vor, ansehnliche Bände, sogar in wiederholten Auflagen, wundergläubig zustimmende, aber auch solche, welche die „Mystères de Bois-d'Haine dévolés" als „Comédie" bezeichnen. Für deutsche Aerzte

sind diese belgischen und französischen Schriften von Dr. C. Pauli (in Schmidts Jahrb. der Medicin Bd. 182. Nr. 9) medicinisch beleuchtet, Dr. Johnen in Düren, ein gläubiger Katholik, suchte in einer eigenen Schrift 1874 die Berichte seiner Glaubensgenossen Lefebvre, Majunke, Roling mit anerkennenswerther Kunde und Geschick wissenschaftlich zu widerlegen.

4. Louise Lateau ist am 30. Januar 1850 geboren in Bois-d'Haine, einem Dorfe nahe der Station Manage in Belgien. Ihr Vater, Fabrikarbeiter, starb bald darauf an den Blattern. Mit der Mutter und zwei Schwestern lebte sie, die jüngste, in einem kleinen Hause in dürftigen Verhältnissen. Die wenigst begabte, blond, blauäugig, schwächlich, wird sie von der Lehrerin als „une idiote" bezeichnet. Als Kind vielfach kränkelnd, (Blattern, scrophulöse Geschwüre, Halsentzündungen) wurde sie im 13ten Jahre von einer Kuh so gefährlich verletzt, daß ein Abscess in der Seite dadurch veranlaßt wurde. Sie mußte deshalb eine günstige Stellung in Brüssel verlassen. Im 17. Jahre wenig entwickelt, bleichsüchtig, wurde sie von einer lebensgefährlichen Halsentzündung (Angina) befallen. Darauf Blutschwäche, hysterische allgemeine Schmerzen, Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit; kurz, ein erbärmlicher Zustand, der sich im 18. Jahre durch Blutspeien zum lebensgefährlichen steigerte, dann aber ungemein rasch bis zur scheinbaren Herstellung besserte.

Sie liebte die Einsamkeit und im stillen Gebet bei allen ihren häuslichen Verrichtungen stand vor ihrer Seele stets das Bild des Gekreuzigten, dessen Leib, die Hostie, sie jeden Morgen aus geistlichen Händen empfing.

Bis hierher sind die Zustände Louise Lateaus vor der Stigmatisation mit dem Verhalten meiner drei Deutschen zu vergleichen: leibliche Krankheiten, geistig ein frommes Hinbrüten — beides freilich bei der ersteren in gesteigertem Maße. Außer bei der überhaupt weltlichen A. M. Kinker, deren würdiger Seelsorger sich gläubig theilnehmend, aber nicht geistlich zudringlich verhält, tritt bei allen aber nun die Geistlichkeit hinzu und das Publikum, das große Kind, hat sein Märchen und für die gläubige Menge ist das Wunder fertig.

Das Wunder, wie es die Theologen definiren, ist ein von dem uns bekannten Naturlauf durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und religiösen Endzweck hat, das unmittelbare Eingreifen Gottes in den natürlichen Lauf der Dinge. Das lateinische Omne miraculo est, quod primum in notitiam venit, könnten wir mit dem Worte Goethes: „Wir haben nichts, womit wir das vergleichen" übersetzen; allein dieser ruhigen Anschauung des Ungewöhnlichen gegenüber nahm dasselbe schon bei den Heiden leicht einen religiösen Charakter an. Jedes Wunder ist tendenziös, sagt Virchow. Plinius (Naturgesch., Buch XXIV, Kap. 10) sprach das noch immer zutreffende Wort aus: „In jenem Jahre war viel die Rede von Wundern

(Prodigia); das steigerte sich, je mehr Einfältige und Religiöse (Simplices et religiosi) sie glaubten."

Mit der gesteigerten Exaltation, Vision von Heiligen ꝛc. fingen bei der achtzehnjährigen Louise am Freitage, den 24. April 1868, die Ekstasen und Stigmata an. Sie hatte ihr Noviziat beim Orden des h. Franz von Assisi angetreten. Zuerst erschien Nachts die Blutung an der linken Seite, an den folgenden Freitagen auch an den Händen und Füßen. Es bildeten sich Blasen, welche platzten und zuerst eine seröse Flüssigkeit, dann 18—20 Stunden, später nur noch 2½ Stunden lang, Blut entleerten. Stirnblutungen, ohne Blasenbildung, zeigten sich später; auch eine Blutung an der rechten Schulter. — Es wurde ein Arzt, Dr. Gonnen, zugezogen. Um sie zu behandeln, verlangte er, daß Louise das Haus verlasse, was aber die Mutter nicht zugab. Allmählich begann jene, während ihre beiden Schwestern das Mittagsmahl zu sich nahmen, zu fasten, und während diese des Nachts schliefen, zu wachen.

Es konnte nicht fehlen, daß, als sich die Nachricht von einer Jungfrau in Bois d'Haine verbreitete, welche ohne Nahrung und Schlaf dennoch scheinbar gesund lebte, dabei alle Freitage in räthselhaft ekstatischem Geisteszustande die blutenden Wunden des Heilandes darbot, von nah und ferne Gläubige und Neugierige das stille Dorf überflutheten. Im Laufe der Jahre erhoben sich dort stattliche Gasthöfe und aus den Opfergaben der Pilger erstand eine schöne Kirche. — Die Geistlichkeit, die hohe und niedere, unter deren Einfluß Louise von Kindheit auf gestanden, bemächtigte sich jetzt ihrer, besonders ihre blutig-ekstatischen Freitage mit feiernd und leitend. Aber auch die „Université catholique de Louvain" sandte ihren medicinischen Professor Lefebvre, der 1873 eine gelehrte Etude médicale von 395 Seiten über Louise Lateau herausgab, ein medicinisches Potpourri nennt es der besonnene, katholische Arzt Johnen; der Kern lasse sich auf wenige Seiten bringen. Es ist aber gerade dieser Excerptenwust von den deutschen Schriftstellern, Dr. P. Majunke, Prof. Rohling u. A., zur Propaganda benutzt worden, „damit die Thatsache von Golgatha den gleichgültigen Christen jeder Confession, auch den Juden, durch die solcher Stigmata gewürdigten Jungfrau wieder an's Herz gelegt werde".

Um aber das Wunder aufrecht zu erhalten, erklären die benannten Herren die L. L., deren vielfache Krankheitszustände, von der Untersuchungscommission bestätigt, oben angegeben sind, für kerngesund.

Endlich nahm die Brüsseler Akademie der Wissenschaften Notiz von dem Gebahren in Bois d'Haine und beauftragte drei ihrer Mitglieder zur Untersuchung. Aus der „Berichterstattung" an die Akademie von Dr. Warlomont wurde ein Buch von 193 Seiten. Er besuchte die jetzt vierundzwanzigjährige, seit sieben Jahren Stigmatisirte zuerst 1847 am 18. September, Freitags, Morgens früh, wo ihm der junge Dr. Verriest entgegen kam, der die Nacht das Erscheinen der Blutung der Kranken abgewartet

hatte. Mit dem Pastor traten sie in das Zimmerchen der aufrecht sitzenden, einsilbig antwortenden, klagenden, blutenden, welche beim Empfange der Hostie starr, mit geschlossenen Augen in die Kniee sank. Der Puls war von 120 auf 110 gesunken. Wiederholt wurde die kurze Visite um 11½ Uhr. Durch das Stethoskop und andere Manipulationen schien sie zu leiden. Der dritte Besuch, Nachmittags, war der zweistündigen Ekstase gewidmet. Bei völliger Analgesie sind die Augen der Entzückten geschlossen — dann starr geöffnet — über das ausdruckslose Gesicht verbreitet sich momentan ein leichtes Lächeln, — die Arme öfters ausgebreitet, wie zum Umfangen, — Anreden vermehren ihre Schmerzen — „ses esprits sont ailleurs“ — knieend, betend, das Haupt auf dem Boden ruhend. Ehe sie aufsteht, werden die Zuschauer entfernt. Acht Uhr ist alles zu Ende. Eine bräunliche Kruste bleibt die Woche auf den Wunden.

Andere Aerzte beobachteten Aehnliches wie Warlomont an vier anderen Freitagen; doch hat er sie nicht Nachts beobachtet, wo sie auf einem Stuhle sitzend, weder zu frieren noch zu schlafen behauptete. Nach Dr. Verriest hatte sie aber dann Zeiten völliger Bewußtlosigkeit, worin sie, nach Dr. Boëns „machinalement“ die später blutenden Stellen mit den Nägeln kratzte, mit einem harten Tuch frottirte.

Solche Freitage sind von meinen Stigmatisirten, durch ihre Feierlichkeit möcht' ich sagen, sehr verschieden; besonders aber durch das charakteristische Verhalten der Blutungen; wogegen meine A. M. Kinker und C. Beller eingestanden, sie durch Nadelstiche ꝛc. künstlich hervorgebracht zu haben. Nur die Nonne A. C. Emmerich von Dülmen blieb dabei, die Wundmale unmittelbar von ihrem „göttlichen Bräutigam“ erhalten zu haben und als die Untersuchungscommission zu spät bei ihr eintraf, hatten (auf ihr Gebet) die Blutungen aufgehört.

Bei den Besprechungen der Academie de Médicine 1875 sind nach Prof. Crocq die Stigmata weder Betrug noch Wunder; sondern die Blutungen kommen durch die Schweißdrüsen (an der Stirn): Haematidrose. oder durch die Hautschicht: Dermatorrhagie. Erklärung: Durch fehlerhafte Blutbereitung wird die Ernährung der Wände der kleinen Blutgefäße behindert, sie lassen Blut durch. Durch hysterische Ueberreizung des Gehirns lenkt sich der Blutstrom nach jenen Theilen der Haut, welche von der stets brütenden Phantasie stigmatisch erregt sind. — Warlomont macht ein anderes Nervencentrum für seine „stigmatische Neuropathie“ verantwortlich. Charbonnier nimmt die Nahrungsenthaltung der L. L. zu einer complicirten Erklärung der Blutungen zu Hülfe. — Andere anderes, wie der Berichterstatter Warlomont, der überhaupt dem wundergläubigen Lefebvre manche Zugeständnisse macht.

Nach solchen Brüsseler ärztlichen Stimmen dürfte es nicht unwillkommen sein, die Aeußerung unsres zugleich naturwissenschaftlich kundigen Philosophen Ed. von Hartmann zu vernehmen. Durch meinen medicinischen Aufsatz

wurde derselbe veranlaßt, in seinen „Nachträgen zur Philosophie des Unbewußten" sich, wie folgt, auszusprechen:

„Obwohl ich den Hautblutungen eine durchaus natürliche Erklärung durch den Einfluß der Phantasie geben zu können glaube, so fordert doch die Wahrheit gegenüber dem neuerdings mit solchen Personen wieder auftauchenden, religiösen Schwindel das Geständniß, daß nach meinen genaueren Informationen bisher kein Fall constatirt ist, wo die Erscheinungen bei einer Stigmatisirten von vorurtheilsfreien (d. h. katholischem Priestereinfluß unzugänglichen) und auf der Höhe der Wissenschaften stehenden Aerzten mit allen Vorsichtsmaßregeln exacter Beobachtung geprüft und als spontane Blutung bestätigt worden wären. Dagegen sind mehrere Fälle veröffentlicht, wo eine solche Untersuchung den Gegenstand religiösen Aberglaubens als Resultat einer Täuschung constatirt hat (vergl.: Deutsche Klinik 1875. Nr. 1—3: „Louise Lateaus drei Vorgängerinnen in Westfalen. Vom Geh. Sanitätsrath Dr. Brück.") Es ist dabei keineswegs nöthig, an Betrug im gewöhnlichen Sinne zu denken, obwohl auch dessen Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist. Die Personen, von welchen derartige Blutungen berichtet worden, sind fast ausnahmslos hysterische Frauenzimmer mit tief zerrüttetem Nervensystem und mehr oder minder gestörter Gemüthsverfassung, die von perversen Trieben beherrscht werden und in Betreff der moralischen Bedeutung ihrer Handlungen nichts weniger als zurechnungsfähig genannt werden können. Die instinctive List und Verstellungssucht des weiblichen Charakters, welche bei solchen Individuen meist schon vor ihrer Erkrankung abnorm entwickelt ist, wendet sich dann im Zustande der Hysterie auf scheinbar ganz sinnlose Ziele und bietet oft einen erstaunlichen Scharfsinn auf, um selbst die Nächststehenden in völlig zweckloser Weise zu täuschen. Es ist sehr gewöhnlich, daß die natürliche weibliche Eitelkeit sich in solchen Fällen auf den Krankheitszustand selbst wirft, um durch die Ungewöhnlichkeit seiner Erscheinungen Interesse zu erwecken, und nicht selten vereinigt sich hiemit der perverse Trieb der Selbstbeschädigung und physischen Selbstquälerei, um vollständig in der Einbildung eines auferlegten Martyriums zu schwärmen und zu schwelgen. Selbst die ernsteste und ruhigste Umgebung ist in der Regel solcher hysterischen Verrücktheit gegenüber ziemlich ohnmächtig; man mag sich denken, wie leicht eine auf die Neigungen des Kranken eingehende Umgebung dieselbe bestärken und zu wirklichen fixen Ideen verhärten kann. Oben findet sich in einer Familie, aus der eine solche Kranke entspringt, gewöhnlich eine erbliche Disposition, die im geringen Grade auch in anderen Familienmitgliedern zum Vorschein kommt. Giebt sich dann erst eine Mutter oder Schwester zur Hätschelung der Verkehrtheiten der Kranken her, so befestigt sie diese nicht blos in ihren Wahnideen, sondern leistet der Realisirung ihrer hysterischen Neigungen wohl gar Vorschub, d. h. gelangt dazu, Mitschuldige eventueller Täuschungen zu werden. Da nun das Irresein beim weiblichen Geschlecht, sowohl das wirkliche, wie das hysterische, meistens

nur nach zwei Richtungen gravitirt, nach der geschlechtlichen, oder nach der religiösen (oder nach beiden zugleich), so liegt es nahe, daß nichts mehr geeignet sein muß, solche perverse Neigungen zu bestärken und in bestimmte Bahnen zu lenken, als eine religiöse Exaltation, und speciell die von der katholischen Kirche künstlich genährte Verquickung von geschlechtlicher Erregung, Grausamkeitswollust und religiöser Ekstase beim glühenden Versenken der Phantasie in die Martern des himmlischen Bräutigams. — Kommt dann noch der Pfaffe hinzu, der die Unglückliche in ihrem Wahn unterstützt und wohl gar die physischen Selbstbeschädigungen, in welche die geistige Marterschwelgerei im Zustande der Ueberspannung explodirt, für symbolische Zeichen der göttlichen Gnade erklärt, dann glaubt die Kranke willig genug, durch öfteres Hervorrufen dieser symbolischen Merkmale einem unmittelbaren göttlichen Befehle Folge zu leisten und kann sehr leicht trotz ihrer objectiven Betrügerei die feste subjective Ueberzeugung haben, ein ausgewähltes Werkzeug der göttlichen Gnade zu sein, wenn sie die religiösen Wirkungen sieht, welche sie auf die herzuströmenden Gläubigen übt.

Ueberall, wo Pfaffen dahinter stecken, kann man von vornherein als wahrscheinlich annehmen, daß dies der Zusammenhang der Sache ist, und der Thatbestand einer objectiven Täuschung wird zur Gewißheit, wenn neben der Stigmatisation noch andere Erscheinungen berichtet werden, welche den Gesetzen des organischen Lebens widersprechen, z. B. die jahrelange Nahrungsenthaltung im wachen Zustande.

Diese Bemerkungen sollen übrigens gar nichts über die Möglichkeit spontaner Hautblutungen entscheiden, sondern mich nur dagegen verwahren, daß man mich als Gewährsmann für ultramontanen Pfaffentrug anführt." —

Soweit Eduard von Hartmann, dem freilich die Verhandlungen der Brüsseler Akademie nicht bekannt waren.

Es war mir Bedürfniß, die Stimmen berühmter deutscher Physiologen von Fach über die Möglichkeit der Hautblutungen durch die Phantasie einzuholen. Einer meiner Gewährsmänner antwortete mir:

„Ihre Frage, ob es physiologische Gründe für die Hypothese einer Vorstellungs-Blutung, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, gebe, muß ich unbedingt verneinen. Zu einer Blutung gehört ja immer entweder eine Veränderung der mechanischen Verhältnisse des Blutstroms (des Blutdrucks), oder eine materielle Veränderung der Gefäßwand. Ich habe nicht den allermindesten Anhalt zu der Annahme, daß eine auf einen bestimmten Körpertheil gerichtete Vorstellung örtliche Circulationszustände hervorzurufen im Stande sei, welche zu einer Blutung führen könnten. Ich halte das deshalb für ganz undenkbar, weil wir nicht im Stande sind, durch irgend welche Nervenerregungen Blutungen herbeizuführen. Wenn die Vorstellung von Speisen zweifellos Speichelabsonderung herbeiführt, so können wir durch Reizung der Drüsennerven, z. B. durch elektrische Ströme, denselben Vorgang hervorrufen. Das Experiment macht die psychische Einwirkung

auf die Absonderung verständlich; nervöse Blutungen aber sind absolut unbekannt. Wäre Louise Lateau unter gehörige Aufsicht gestellt worden, so würden gewiß die Blutungen aufgehört haben."

Ob nun aber wirklich durch die psychische, jahrelang fortgesetzte Intention einer kranken, weiblichen Person solche Veränderungen der Gefäßwände an gewissen Stellen eintreten können, wovon in der Brüsseler Akademie die Rede war? Das ist eine pathologische Frage; sie wird fortan die Aufgabe der exactesten Beobachtung unparteiischer Aerzte sein. Es wird uns ja neuerdings in Luxemburg in einer Anna Moes ein Exemplar dargeboten, die schon seit 1869 mit der Stigmatisation und Erscheinungen begabt sein sollte. Freilich machte der Bischof Adames der Sache ein Ende, indem er den Hauptagitator, einen Professor des Luxemburger Priesterseminars, seiner Stelle entsetzte. Der aber verließ mit dem Wundermädchen das Land und gründete mit ihr ein Kloster in Belgien, hart an der Luxemburger Grenze. Diese Vorgänge schienen zum Sturz des Bischofs Adames direct Anlaß gegeben zu haben. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Bischofs bestand darin, daß er den Fall einer neuen Untersuchung unterwarf, indem er vier — belgische Mönche zu Rathe zog. Sie entschieden: die Moes sei nicht von einem bösen Geiste besessen, sondern ihr Zweck sei ein guter; der neue Bischof müßte ihr gewogen sein. Dieser tadelt in einem Hirtenbriefe das Verfahren Adames und hat jenen Seminarprofessor zurückberufen. Die Sache hat bereits die Kammer beschäftigt. Der Staatsminister Frhr. von Blochhausen äußerte: Thatsachen, welche den religiösen Frieden im Lande stören könnten, seien zu unterdrücken.

Seit dieser Notiz der Osnabrücker Zeitung vom 16. Februar d. J. ist mir keine fernere Kunde über diesen Fall geworden. Hätte aber, wie bei uns, die Regierung die Sache in die Hand genommen und die Untersuchung tüchtigen Aerzten übergeben, so würde jener verständige Bischof nicht gestürzt sein.

Außer in den Blutungen und der Ekstase hat Louise Lateau meine Stigmatisirten in der dritten Eigenthümlichkeit, der Nahrungslosigkeit, zumal in der vieljährigen Dauer derselben, weit übertroffen. Ich vermeide es, die in meinem medicinischen Aufsatze gegebene Widerlegung der Möglichkeit jahrelanger Nahrungsentbehrung zu wiederholen. Tag und Nacht standen ihr Nahrungsmittel zu Gebote. Louise versichert: Les aliments me derangent, et on m'a permis, de ne plus manger. Nach Boëns nahm sie zuweilen reichliche Nahrung zu sich; Charbonnier schreibt ihren Betrug auf Rechnung ihrer „Neuropathie", nach Anderen sollen naturgemäße Einnahme und Defäcation Nachts im bewußtlosen Zustande geschehen sein. Die Autoren über spontanen Somnambulismus theilen allerdings Beispiele mit, in denen verwickelte Handlungen von den Nachtwandlern erinnerungslos vollzogen sind. Unter diesen Schriftstellern sind vorsichtige Männer, z. B. Carpenter in London.

Gestehen wir Louisen solche bewußtlose, nächtliche Zustände zu (Dr. Verriest beobachtete dergleichen) während sie selbst stets zu wachen versicherte: so müssen wir absichtlichen Betrug in Abrede stellen; sie kann dann Nachts essen, ihre Stigmata präpariren u. s. w. Und so begreifen wir Warlomonts „Résumé des vues de la Commission“:

1. Ces stigmates et ces extases sont réels; ils s'expliquent physiologiquement.
2. Les phénomènes prisentés par. L. L. constituent une maladie, de l'ordre des nevroses: nevropathie stigmatique.
3. L. L. travaille et dépense du calorique; elle perd tous les vendredis une certaine quantité de sang par les stigmates; les gaz qu'elle expire renferment de la vapeur d'eau et de l'acide carbonique; son poids n'a guère varié depuis qu'elle est en observation: donc elle brule du carbone et ce n'est pas à son propre organisme qu'elle l'emprunte. Où le prend-elle? La physiologie repond: Elle mange.
4. L'abstinence de C. C. dans les termes où elle est posée, est contraire aux lois de la physiologie, et il ny a point, dès lors, à prouver qu'elle est controuvue. Etant etabli qu'elle est en dehors de ces lois, c'est à ceux qui l'affirment à en faire la demonstration. Jusquelà la physiologie doit la tenir pour apocryphe.

Nach dieser Verhandlung der Brüsseler Akademie spielte la comédie de Bois d'Haine, wie Boëns sich ausdrückte, weiter. Einmal wurde sie auf Andringen einer Schwester Louisens (die Mutter war gestorben) dadurch unterbrochen, daß der besuchende Geistliche energisch abgewiesen wurde; allein bald kehrten mit diesem die alten Verhältnisse wieder ein.

Bis zum Tode der Unglücklichen im Sommer des vorigen Jahres fehlen mir weitere Nachrichten.

Ich habe oben auf die Hypnose als eine neue pathologische Errungenschaft, einen Zustand des Gehirns mit so räthselhaften Erscheinungen hingewiesen, um daran zu erinnern, daß wir weit entfernt davon sind, alle Naturgesetze zu kennen. Naturgesetze nennen wir unsre bisherigen Erfahrungen, die wir nach unserm besten Wissen als solche formuliren. Eine neue Erfahrung, wie die Hypnose, nöthigt uns, die Grenzpfähle unserer Naturkenntniß weiter zu setzen, ohne auszurufen: Wunder! — So sagen wir mit der h. Schrift: „Viele werden vorüber gehen und das Wissen wird gemehret werden.“ Das aber ist die Wissenschaft, die den Wundergläubigen ein Greuel ist.

Wäre es aber nun undenkbar, daß, so wie durch das Hinstarren auf einen glänzenden Punkt, durch Lauschen auf das laute Ticken einer Uhr, durch Bestreichen der Haut bei Empfindlichen ein hypnotischer Zustand erregt werden kann, auch auf psychische Weise ein abnormer Gehirnzustand

hervorgebracht werden könnte? Ja, es iſt ſchon erwieſen, daß mehrfach hypnotiſirte Senſible durch den bloßen Gedanken ſich in hypnotiſchen Zuſtand verſetzen können. Wäre es undenkbar, ſage ich, daß ein einfältiges, kränkliches, hyſteriſches Mädchen, welches von Kindheit auf Tag und Nacht das Bild des Gekreuzigten in ſeinem Gehirn durchbrütet hat, analog dem Hypnotiſchen, in fremdartige, räthſelhafte Gehirnzuſtände verfiele? Zwiſchen geiſtiger Klarheit und Irrſinn giebt es bei den Simplices et religiosi, wie Plinius ſie nennt, ſicher noch räthſelhafte Mittelzuſtände. Die Ekſtaſen gehören zunächſt dazu und warum nicht, wie Hartmann treffend andeutet, „trotz objectiver Betrügerei die ſubjective Ueberzeugung ein Gottbegnadetes Weſen" zu ſein? — Höchſt merkwürdig iſt hierüber die Aeußerung einer wundergläubigen katholiſchen Autorität: Görres erklärt in ſeiner „Myſtik" die Entſtehung ſolcher Zuſtände bei nervöſen Frauenzimmern ganz einfach als „allmählicher Uebergang zum Trug; das Volk will ſo etwas".

In Bois d'Haine bemächtigte ſich die Geiſtlichkeit eines ſolchen „traurig anzuſehenden armen Kindes" (ſo bezeichnet ein geiſtvoller Mann bei Boëns die Louiſe, die er beſucht hatte), um es ad majorem Dei gloriam als eine Gottbegnadete darzuſtellen. Das war die höhere und die niedere Geiſtlichkeit, während meine weſtfäliſchen Stigmatiſirten blos mit den Paſtoren ſich begnügen mußten.

Den Raum dieſer Blätter würde es überſchreiten, wenn ich die Entſtellungen mittheilen wollte, wodurch die Aeußerungen des berühmten Phyſiologen Profeſſor Schwann zu Lüttich über Louiſe Lateau verdreht wurden. Lefebvre und die Geiſtlichkeit hatten ihn als Autorität einzuladen gewagt. Schwann, der wahrheitsliebende Naturforſcher, fand ſich genöthigt, ſich in einem „Gutachten über die Verſuche, die an der ſtigmatiſirten L. L. am 26. März 1869 angeſtellt wurden" (Köln und Neuß 1875) gegen die Verdrehungen ſeiner klaren Worte zu vertheidigen.

Virchow hatte es abgelehnt, die L. L. an Ort und Stelle zu unterſuchen. Würde man ihm geſtattet haben, ſie aus ihrer Umgebung zu entfernen? Weshalb aber hatte man das Anerbieten des Prof. Wunderlich in Leipzig nicht angenommen, der mit zwei Gehülfen nach Bois d'Haine kommen wollte, um während drei Tagen und zwei Nächten ununterbrochen Louiſe im Auge zu behalten und ihre Blutungen zu unterſuchen?

Darüber geht Warlomont in ſeiner „Berichterſtattung" (S. 39) leicht hinweg: „vu les difficultés de son application". Da nun der deutſche Profeſſor zu ſchwierig zu appliciren war, ſo applicirte Warlomont Donnerſtags eine Bandage bis nach dem ominöſen Freitag um die eine Hand Louiſens, wodurch die äußere Verwundung unmöglich wurde" — und ſiehe! das Stigma blutete, wie die übrigen. Nur Schade, daß einer der Profeſſoren, mir als tüchtiger Chirurg bekannt, verſicherte, jene Bandage ſei keineswegs ſchützend geweſen.

Hier sei ein heiteres Intermezzo, dessen ich in keiner der mir vorliegenden Schriften über Louise Lateau erwähnt finde, mitgetheilt. Die herausfordernde Schrift des Prof. Aug. Rohling in Münster „Zur Bekehrung ungläubiger Christen und Juden" hatte eine derartige Gesellschaft in Crefeld veranlaßt, sich bereit zu erklären, 10,000 Thaler beim Königl. Gericht in Tournay für Louise niederzulegen, wenn sie nach Crefeld kommen wolle, um dort in einem anständigen Privathause unter liebevoller Behandlung während dreier Monate als Fastende und Stigmatisirte zu verweilen. (S.: Neues Rheinisches Wochenblatt, Crefeld 1874, vom 21. Februar.) Dieses Anerbieten wird darauf vom Prof. Rohling in der Niederrheinischen Volkszeitung angenommen; nur könne Louise, ihre kranke Mutter pflegend, nicht abkommen. Dagegen möge Herr Bend, der Redacteur des Neuen Rheinischen Wochenblattes, mit beliebiger Begleitung nach Bois d'Haine kommen. Darauf Herr Bend: Abkommen werde sie ja können, da die Mutter Pflege einer barmherzigen Schwester finden würde und zugleich die Einnahme von 10,000 Thalern durch die dreimonatige Abwesenheit ihrer Tochter. Nun aber biete die Redaction des N. Rh. Wochenblatts Herrn Rohling 20,000 Thaler an, wenn er, falls Louise in Crefeld durchfalle, 5000 Thaler dagegen setze. Das Experiment ist nicht gemacht worden.

Außer bei dem h. Franz von Assisi im 13. Jahrhundert hat die Stigmatisation kaum bei Männern stattgefunden. Durch die äußerste Abtödtung, zum Skelet abgemagert, und geistig exaltirt ist dieser Stifter des Franziscanerordens der erste Träger der Wundmale. In den folgenden Jahrhunderten, bis auf Louise Lateau soll nach Majunke dieses „Wunder" 60 bis 70 Mal, vielleicht öfter, zur Erbauung der Lauen im Glauben in verschiedenen Ländern erschienen sein.

Durch welche räthselhafte Erscheinungen junge Mädchen ihre Zeitgenossen in Verwunderung zu setzen wußten, ist vorzugsweise in J. B. Osianders „Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts" zu ersehen — nur die Stigmatisirten hat mein verehrter Lehrer übersehen. Und es sind nicht blos Christinnen. U. A. setzte eine Jüdin: Rahel Herz, vor 60 Jahren ganz Kopenhagen durch unerhörte Erscheinungen in Erstaunen. In meiner Schrift: „Ueber Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen" (Hamburg bei Nestler 1827) finden sich die Einzelnheiten dieses betrügerischen Schauspiels, aus dem hervorzuheben, daß das schlaue Mädchen ihren Arzt jahrelang zu hintergehen wußte, indem sie unter Krankheitserscheinungen, welche in diesen Blättern nicht zu nennen sind, Hunderte von Nadeln aus verschiedenen Theilen ihres Körpers in hysterischer Schmerzlosigkeit durch ihren „theuren Professor" hervorschneiden ließ. Die Fiction ihrer Nahrungsbedürfnißlosigkeit entlarvte ein Knabe, der ein Loch in ihre Thüre gebohrt hatte und sie essen sah. Sie lernte in wenigen Monaten so viel Latein, daß sie ihrem Arzt lateinische Briefe schrieb. — Der geniale Leibarzt Brandis erzählte mir damals, wie er im

Auftrage ſeiner Königin die Rahel beſucht und ſofort ſeinen Rock ausgezogen habe. — Weshalb? „Er wollte ſie blos magnetiſiren, dann werde ſie ihm Alles geſtehen.“ Da ſie ſich heftig weigerte, hatte er die Erſchrockene mit den Worten verlaſſen: „Nun weiß ich genug!“

In dieſer Jüdin haben wir das Exemplar einer abſichtlichen Betrügerin, bei welcher, wie bei mehreren chriſtlichen betrügeriſchen Stigmatiſirten, eine Andeutung des Furor Wertherinus, wie Lichtenberg ſagt, nicht zu verkennen war. Fünfundfünfzig Jahre erſter Arzt eines bedeutenden Stahlbades, hatte ich die Hyſterie mit dieſem „rothen Faden“ in den merkwürdigſten Formen kennen zu lernen, der indeß bei Manchen, z. B. bei Louiſe Lateau, unerfindlich iſt.

Der treffliche Arzt Wierus (Wier, ein Weſtfale) berichtet über das Beſeſſenſein in den Nonnenklöſtern des 16. Jahrhunderts das Unerbaulichſte, desgleichen wohl 1748 in den hyſteriſch-epileptoiden Krämpfen der Nonnen in Unterzell bei Würzburg ein Ende nahm. — Wir finden zwar die Stigmatiſirten nur unter den Katholiken; aber nur religiöſes Hinbrüten bei Mangel an friſcher Thätigkeit, unter geiſtlicher Leitung, vollendet ſie, während katholiſche Jungfrauen, die als „Barmherzige Schweſtern“, die trefflichſten Krankenpflegerinnen, unſerer höchſten Achtung würdig, ſicher niemals unter die Stigmatiſirten gehen werden. Dieſer dagegen, als pſychiſch Kranker, wird die Regierung ſich annehmen müſſen. Wenige Wochen der Iſolirung und Abhaltung bewundernder Beſucher, bei zweckmäßiger ärztlicher Behandlung im Krankenhauſe, werden hinreichen, jedem Wunderſpuk ein Ende zu machen.

Béranger und Courier.

(Ein Beitrag zur Geſchichte des Radicalismus.)

Von

Fr. Kreyſſig.*)

Nicht zu den leichteſten Aufgaben, die dieſe Zeit uns ſtellt, gehört die Prüfung und Neugeſtaltung unſeres Verhältniſſes zu Frankreich; und zwar nicht nur der politiſchen, militäriſchen und wirthſchaftlichen Zuſtände, an denen unſere Staatsmänner und unſere Volksvertretungen ihren Scharfſinn verſuchen: auch die freieſten und innigſten Beziehungen des Einzellebens, unſer innerſtes, perſönliches Fühlen und Denken iſt dabei ſehr weſentlich betheiligt. Selten haben die Wechſelwirkungen zwiſchen Deutſchland und dem Auslande ſich ſo vielfach und ſo eingreifend geſtaltet, wie die zu unſern weſtlichen Nachbarn in den Jahren zwiſchen 1825 und 1850 und darüber hinaus. Nicht nur, daß Tauſende von Deutſchen in Paris eine neue Heimat fanden, daß Ströme von Landsleuten dort alljährlich Vergnügen, Belehrung, Anregung ſuchten, daß franzöſiſche Moden, franzöſiſche Kunſt, franzöſiſche Politik auf weite Kreiſe in Deutſchland einwirkten. Das Alles war ja längſt nichts Neues in deutſchen Landen, vielmehr ſeit den karolingiſchen Zeiten ein Grundzug unſerer Geſchichte. Eigenthümlich aber und bisher noch in der Art nicht erlebt waren gewiſſe Zeichen, aus denen ſanguiniſche Gemüther den Schluß zogen, daß die beſchämende Einſeitigkeit dieſer Beziehungen im Begriff ſtehe, einem würdigeren und geſunderen Verhältniſſe Platz zu machen. Es ſchien nicht zu verkennen, daß ein Austauſch von Einwirkungen ſich anbahne. Natürlich fiel es keinem Franzoſen ein, über uns zu ſchreiben oder gar zu denken, wie Heine und Börne über

*) Aus dem Nachlaſſe des ausgezeichneten Literarhiſtorikers.

Paris. Die „Weltstadt" fand den deutschen Cultus ihres Altars damals wie immer nur zu sehr in der Ordnung. Aber einem gewissen Verständnisse deutscher Dinge, einem steigenden Einflusse deutscher Bestrebungen glaubten selbst vorsichtige und nüchterne Beobachter in französischen Kreisen doch zu begegnen. Deutsche Wissenschaft vor Allem, aber auch deutsche Kunst und deutsche wirthschaftliche Kraft erzwangen sich Achtung, hie und da vielleicht sogar eine Art von Liebe. Ein Verhältniß gegenseitigen Wohlwollens, über die bekannten angenehmen Umgangsformen hinaus, schien sich anbahnen zu wollen: der schöne Mythus von der friedlichen gegenseitigen Ergänzung und Förderung deutscher und französischer Cultur schien seiner Verwirklichung nahe.

Dann ist geschehen, was wir Alle in frischer, schmerzlicher Erinnerung haben: ein tragischer Um- und Rückschlag, so großartig und so furchtbar wie je ein Dichter ihn schaute, hat sich vor uns, an uns, durch uns vollzogen. Trügerisch erwies sich die Versöhnung; feindlicher, schroffer als je brachen die alten Gegensätze hervor; wie Blüthen unter dem Maifrost fielen die Hoffnungen zu Boden. Die Brüderlichkeit der Völker wurde zum Märchen, als der hämische Neid, die Eitelkeit ihre Stimme erhoben; zur Furie verzerrte sich das liebliche Sirenengesicht, das uns lockte, und die große Verschwörung aller deutschfeindlichen (wir dürfen wohl hinzufügen, aller culturfeindlichen) Mächte hielt ihren Sabbath auf den Stätten, die mit unsern freundlichsten Jugenderinnerungen, mit den schönsten Hoffnungen unserer politischen Lehrjahre doch einmal unzertrennlich verknüpft sind. Und wenn die Lage augenblicklich weniger drohend erscheint, so ist doch den Gewalten, die in der Tiefe lauern, noch lange nicht zu trauen.

Wie ist das möglich geworden? Waren wir blind oder hat die Welt sich geändert? Wo lag der Fehler? Wo hat sich der Abfall vollzogen? Und liege die Schuld hier oder dort: Ist das Vergangene auf immer dahin? Ist die völkerverbindende Kette der Ideen, die Sympathien an dieser Stelle auf immer zerrissen? Soll die geistig arbeitende Welt das friedliche Zusammenwirken deutscher Vernunft und französischen Geistes, deutscher Gedankenkraft und französischen Geschmacks, deutscher Innigkeit und französischen Lebensmuthes von jetzt ab wirklich auf immer entbehren?

Es kann hier selbstverständlich nicht beabsichtigt werden, solchen Fragen gegenüber den Propheten zu spielen. Die Gegenwart sieht ja trübe und verkehrt genug aus, trotz des Ausstellungsjubels, und kein Vorsichtiger wird sich auf morgen oder übermorgen für eine bessere Zukunft verbürgen. Aber vielleicht läßt sich auf anderem Wege, als auf der schlüpfrigen Bahn der Conjecturalpolitik, eine begründete Stellung zur Sache gewinnen. Wie wäre es, meinen wir, wenn diese trübe Gegenwart von der glänzenden Vergangenheit durch eine so tiefe, unausfüllbare Kluft gar nicht getrennt wäre, wie Manche glauben? Angenommen, die Wandlung erwiese sich weniger schroff, weniger unerhört und tiefgreifend als sie scheint, so würden unsere Erinnerungen immerhin Opfer zu bringen haben, vielleicht schmerzliche: aber

dieser Verlust wäre für die Gestaltung der Gegenwart und der aus ihr heraus wachsenden Zukunft kaum zu bedauern. Es würde sich vielleicht ergeben, daß das gegenwärtige Uebel ebenso überschätzt werden könnte, wie das verloren gegangene Gute, daß das Horazische Nil admirari französischen Dingen gegenüber öfter am Platze ist, als der tragische Affect: und dabei könnte unsere Haltung Angesichts möglicher Um- und Rückschläge gewiß nur gewinnen. Ein paar Worte über zwei typische Vertreter des zeitgenössischen Franzosenthums mögen diesen Gedankengang veranschaulichen, welchen erneute Beschäftigung mit ihnen in mir angeregt hat. Vielleicht könnten sie einer sachgemäßen und ruhigen Auffassung dieser auch praktisch nicht so gleichgiltigen Dinge förderlich werden.

Béranger und Courier sind für die älteren Mitlebenden recht eigentlich Vertreter nicht nur der anregendsten, pikantesten, sondern auch der menschlich wärmsten Beziehungen, welche sich im dritten und vierten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts zwischen uns und unsern westlichen Nachbarn knüpften. Guizot, Thiers und die anderen Staatsmänner haben mehr Platz in den Zeitungen eingenommen; wer französische Unterhaltung suchte, wandte sich an Scribe, Balzac, Sue, Sand und Genossen. Das war die Menge. Was aber wahre und ächteste Vertretung französischer Art angeht, so gaben die Wissenden dem Chansonnier und dem Pamphletisten vor der ganzen glänzenden Gesellschaft den Vortritt. Bei dem Einen ist unsere ganze, radicale Presse in die Schule gegangen, Börne und Heine haben an seinen Kohlen ihre Feuerbrände entzündet. An den Andern knüpfen sich die süßesten und berauschendsten Stimmungen jenes Völker-Vorfrühlings, der dem Gewitter von 1848 vorausging. Mit Beiden haben wir gelacht und gezürnt, geschwärmt und gehöhnt, und wenn Béranger's Lieder in weiten Kreisen wiederhallten, so schlugen Couriers Epipramme schärfer da ein, wo die öffentliche Meinung gemacht wird. Der deutsche, der europäische Radicalismus hat an Béranger seine Begeisterung genährt; an Courier hat er nicht zu geringem Theil die Taktik seines kleinen Krieges gelernt. Das Genre gaulois, der französische esprit, der französische bon sens, die französische Anmuth, die französische Lebensluft haben keine glänzenderen Vertreter gehabt seit den Tagen des Monteigne und des Rabelais. So mag es denn nicht unberechtigt und aussichtslos erscheinen, wenn wir den Versuch machen, an diesen beiden bevorzugten und vollgültigen Vertretern französischer Art gewisse Grundzüge der letzteren klar zu stellen, deren richtige Auffassung uns im Interesse beider Völker nicht gleichgültig scheint. Acht Jahre älter als Béranger (er war 1772 geboren, jener 1780), aus reicher pariser Bürgerfamilie, betrat Courier unter den günstigsten Verhältnissen die große Schule der Revolution. Der Ausbruch des Krieges (1792) fand ihn in der Artillerieschule von Chalons. Es war dieselbe Welle der großen Fluth, welche die Bonaparte, die Pichegru, die Moreau u. a. auf die Höhen des Lebens trug oder in den Abgrund stürzte. Der junge, wohlhabende, gelehrte Offizier, von

dem wir sprechen, wich ihr aus und — moquirte sich über den Schlamm und Schaum, den sie absetzte. Als Offizier in Thionville schreibt er seiner Mutter reizende Briefe über — seine griechischen Studien, über die langweiligen Kameraden, über seine Kneipereien und Tanzstunden, über Alles — nur nicht über die Revolution und den Krieg. Im Lager vor Mainz, zwei Jahre später (1795), erfährt er den Tod seines Vaters. Ohne Meldung, ohne Urlaub verläßt er das Heer; der gute Sohn, auch wohl der Erbe, geht über den Offizier zur Tagesordnung über. Es folgen ein paar Jahre lustiger Unabhängigkeit in gut französischem Stil, nur daß die Liebe zu den klassischen Studien auch da ihren mäßigenden Einfluß bewährte, und als dann Courier sich endlich wieder, kaum freiwillig, zur Fahne stellte, war der erste, glänzendste Abschnitt der Revolutions-Epoche schon vorüber. Bonaparte hatte Italien erobert, war in Aegypten, gewöhnliche Abenteurer machten sich in Italien an die Nachlese, wo jener geerntet. Der Krieg zeigte für den Augenblick kaum etwas Anderes als den Unfug der entfesselten Selbstsucht, kleine Menschen in großer Zeit und so ist denn auch in Couriers Briefen aus Rom (1798) alles Andere eher zu merken, als ein heroischer Schwung. Von Plünderung und Diebstahl ist die Rede, von geraubten Kunstschätzen und von vandalischer Zerstörung; vor gebrochenen Statuen, vor leeren Plinthen trauert der feine Kunstkenner über die eiserne Zeit. Es kamen dann Jahre langweiligen Garnisonlebens, während welcher die Stimmung keine gehobene wurde und 1806 ging's gar nach Neapel, nach Calabrien, in den gräulichen Banditenkrieg. Da wechselt denn in den Briefen dichterisches Entzücken über dies herrliche Land und seine Erinnerungen mit wahrem Galgenhumor, so oft auf die Gegenwart und ihre „großen Männer" die Rede kommt. Als das Regiment 1808 nach Verona geht, wird ein halbes Jahr lang in Rom ohne Urlaub classisch gebummelt, und die dem Exercierreglement entzogene Sorgfalt kommt dem Studium und der Uebersetzung von Xenophons Reitkunst zu Gute. Auch nicht einmal der persönliche Zauber des „großen Mannes" wird ein Jahr später dieser Stimmung Herr. Courier weiß das Glück, unter den Augen des Kaisers unsterblich zu werden, so wenig zu schätzen, daß er 1809 zwischen Aspern und Wagram sich von der Insel Lobau ganz in alter Weise als freier Mann davonmacht. Das Blut, das Elend, die wüste Unordnung leidet ihn nicht bei den kaiserlichen Adlern. So trägt er seine Stimmungen und Verstimmungen mit sich herum in die schweizerischen Sommerfrischen, in die Bibliotheken Italiens. Aus der Schweiz schreibt er an seine Freundinnen köstliche Briefe, kleine Idyllen, nicht ohne den bekannten und pikanten Duft, welchen die Kenner auch in Bérangers Erstlingsleistungen schätzen. In Florenz fällt er mit dem Entzücken des Philologen über ein Manuscript von Daphnis und Chloe her, welches sieben fehlende Seiten des seither bekannten Textes ergänzt. In seinem Eifer beschmutzt er das Blatt mit Tinte und wird in dem darüber entbrannten Streite mit den Hütern des Schatzes

beinahe eine Berühmtheit wider Willen. Uebrigens immer der Alte: Griechisch, Altfranzösisch, Herodot, lustige gute Gesellschaft, Esprit und Stil und wiederum Stil, das ist seine Welt, seine Freude. Schon wagt er das Wort, daß es nur sechs Menschen in Europa gäbe, die griechisch können (darunter natürlich Courier), und mit der Kenntniß des Französischen stehe es noch schiefer. Aber bei alledem kommt ihm kaum ein Gedanken an planmäßiges Wirken, nicht einmal auf philologischem Gebiet. Eine Uebersetzung Herodots wird begonnen, Longus herausgegeben; aber den Titel Hellenist verbittet er sich entschieden: denn der Hellenist verkaufe sein Griechisch an die Buchhändler, die Studenten, die Regierungen, er, Courier, sei zufrieden, die Alten zu kennen und zu lieben. So findet ihn der Sturz des Kaiserreichs 1814 in der Touraine, auf seinen Gütern, zwischen Weinbergen, Holzschlägen und Büchern: wohlbeliebt bei dem royalistischen Adel der Gegend, der dem mißvergnügten, skeptischen Offizier sein schlechtes Avancement als politische Tugend anrechnet: ein geistreicher, mit sich selbst weit mehr als mit den Dingen zufriedener Frondeur. Wer den Courier jener Jahre kennen will, findet seinen Mann weit ab von den politischen und militärischen Interessen der Zeit und auch nicht einmal in literarischem Wirken ist sein Schwerpunkt zu suchen. Das Beste, was er bis dahin geschaffen, enthält vielmehr die Sammlung seiner vertraulichen Briefe, welche der Verfasser freilich sorgfältig zurechtgemacht und gefeilt hat: wohl das Prickelndste, Liebenswürdigste, Boshafteste, Anmuthigste, was man seit Frau von Sévigné in der Art schrieb, wahre Cabinetstücke geistreichen Geplauders, von denen wir später noch zu reden haben.

Dies waren die Lehrjahre des berühmten Pamphletisten. Auch den Chansonnier hatte unterdessen die „große Zeit" in ihre Schule genommen, wenn auch mit weniger Umständen und Rücksichten. Sohn eines herabgekommenen Commis, der sich aber de Béranger schrieb (der Dichter hat diesen Adel nachher auffallend oft und wortreich geleugnet) und einer flotten Putzmacherin, verdankte Jean Pierre de Béranger sein Bischen Erziehung zunächst der Gutmüthigkeit seines alten Großvaters, des von ihm so liebenswürdig besungenen Schneiders. Neunjährig (1780 geboren) sah er von einem Dache herab den Sturm der Bastille, die große Erinnerung seiner Jugend. Dann folgten schwierige Jahre. Von den Eltern vernachlässigt, von einem Verwandten dem andern zugestoßen, fand er bei einer Tante in Péronne Zuflucht und republikanischen Musterunterricht in der von dem Deputirten Ballue de Bellanglis gegründeten Schule des Städtchens. Da wurden die Klassiker mehr angeführt als gelesen. Die Jungen saßen zu Gericht, beriethen Gesetze, hielten Reden. Durchzüge von Freiwilligen, von Kriegsvolk, gaben dem Zeitbilde Farbe und Körper. Man beschwerte sich den Kopf nicht mit Latein und Griechisch, aber man lernte sich fühlen und — sich aufspielen, den Beifall der Menge schätzen. Probatum est! Der Geist der Epoche und der Nation wurde so zu sagen an der Quelle genossen. Dann folgten

weitere nicht unbedenkliche Erziehungsexperimente. Der junge Béranger versuchte sich ein paar Jahre hindurch in ziemlich schnellem Wechsel als Kellner, als Buchdruckerlehrling (es war in der Zeit, als Courier vor Mainz davonging) und nahm endlich gar unter den bedenklichsten Umständen seinen Antheil an den Carnevalsfreuden des Directoriums. Es waren jene Orgien der nach der Schreckenszeit wild aufjauchzenden Lebensluft, in deren süßen Erinnerungen jetzt das fromme Paris bei den Aufführungen von Mme. Angot schwelgt, die Tage der Incroyables und der Merveilleuses, der griechischen Trachten (resp. Nacktheit), der cynischen Luft, des tollen Papierschwindels und — der republikanischen Triumphe jenseits der Grenzen. Daheim war Jean de Paris lustig, elegant, schamlos, wie nur je, draußen wurden die andern Vorschriften des bekannten Liedchens ausgeführt: Alles ohne weitere Malice und unbeschadet der civilisatorischen Ideen und der republikanischen Tugend — Courier spielte damals in Toulouse den galanten Ritter, ohne sein Griechisch zu vergessen. Béranger, siebzehn- bis achtzehnjährig, half seinem Vater „Bankgeschäfte" machen (was man nämlich damals so nannte), lachte ihn wegen seiner bourbonischen Hirngespinste aus (Papa wollte das Königthum herstellen helfen und seinen Sprößling zum Pagen machen), ließ sich von seiner edlen Frau Mutter in Galanterien und Toilettekünsten unterweisen und machte seine praktischen Vorstudien für Lieder wie Mme. Grégoire ma grande-mère, le petit homme gris u. s. w.. Das Beste dabei war, daß ihn der Humor nicht verließ, als eines schönen Morgens die Herrlichkeit mit Krach auseinanderplatzte. Er blieb der Alte: lustig, sorglos, zufrieden. Unverdrossen hilft er seinem Vater in der Industrie eines Lesecabinets, welche die Bank ersetzte, und daneben drängte sich in den Stunden unfreiwilliger Muße Project auf Project: und welcher Art! Napoleon war aus Aegypten zurückgekehrt, hatte Ordnung geschafft und in Ermangelung des Thrones einstweilen den Altar wieder errichtet. Die Franzosen hatten nun ihre frommen Anwandlungen, schwärmten für den Geist des Christenthums und die „tugendhafte" Atala. Da träumte denn der lustige Jean Pierre Béranger in seinem Dachstübchen von Chateaubriands Lorbeeren. Den König Chlodwig, die Sündfluth, was weiß ich! will er besingen, und die erhabenen Alexandriner werden zurecht gehämmert, daß es nur so eine Art hat. Unterdessen aber geht die lustige Studentenwirthschaft ihren Gang, wie „Le grénier" sie so reizend schildert:

So seh' ich Dich, mein armes Stübchen, wieder,
Wo sorgenfrei die Jugend mir verstrich.
Ich hatte zwanzig Jahre, Lust und Lieder,
Ein tolles Liebchen, Freunde, frei wie ich.
Der Welt zum Trotz und mein und ihrem Jammer
Und meiner Zukunft, die mir Nichts versprach,
Sechs Stock hoch stieg ich froh in meine Kammer.
Schön ist's mit zwanzig Jahren unter'm Dach!

Es ist ein herziges Liedchen, und man müßte schon sehr griesgrämig sein, um dieser harmlosen Jugendlust ein Gesicht ziehen zu wollen, sei sie so specifisch französisch wie sie wolle. Man weiß, wie dann (1803) eine glückliche Speculation auf die Großmuth Lucian Bonapartes dieser Zigeunerwirthschaft einige reelle Haltung gab. Lucian trat dem hungrigen liebenswürdigen Poeten die Pension ab, die er vom Institut bezog, und bestellte sich dafür ein Gedicht auf Neros Tod im heroisch-sentimentalen Genre. Es ist in Bérangers Selbstbiographie ergötzlich zu lesen, wie am Vorabend des Glückstages Judith Foire (des Dichters lebenslängliche Freundin) die Karte schlägt und einen Brief prophezeit, wie dann die Portierfrau athemlos das Schreiben des Prinzen die sechs Treppen herauf bringt, wie es dann an's Flicken, Putzen, Herausstaffiren geht, bis es den vereinigten Anstrengungen der Freunde und der Freundin gelang, einen leidlich präsentabeln Dichterjüngling nach dem prinzlichen Palast unter Segel zu bringen. Es war ungefähr die Lage des „Habit du cour", nur daß das Abenteuer praktischer ablief. Bald darauf gewährte die Gunst Fontanes (des Großmeisters der Universität) ein Secretärämtchen von 250, später 500 Thalern Gehalt, und so waren die Hilfsmittel beisammen, denen Béranger seine „Unabhängigkeit" bis zu seinem zweiundvierzigsten Jahre verdankte, d. h. die Unabhängigkeit von dichterischer Arbeit um des Broterwerbs willen, während allerdings an Feuer im Winter noch nicht gedacht werden konnte. In dieser frohen und klugen Genügsamkeit liegt eine gewaltige Macht; sie giebt ihm eine fast einzige Ausnahmestellung unter den poetischen Finanz-Genies der romantischen Schule, den Balzac, Sue, Dumas, Hugo und wie sie heißen. Immerhin lief ein gutes Stück kluger Berechnung mit unter. Aber auch zweifellose Züge wirklich idealer Uneigennützigkeit werden erzählt, wie z. B. jener, den Moritz Hartmann (in „Bilder und Büsten") erzählt, die 30,000 Francs betreffend, den Ertrag einer Auflage, die der Dichter einem befreundeten Banquier anvertraut hatte. Nach einigen Jahren bringt Jener die Summe unaufgefordert zurück. Béranger will sie ihm durchaus lassen, als er endlich merkt, daß es hier um Rettung seines kleinen Besitzes aus einem bevorstehenden Bankerott sich handelt. Sofort weist er jeden Gedanken an solche Bevorzugung vor den andern Gläubigern zurück und begnügt sich später mit dem zehnten Theil der Summe, den er nach der Liquidation auf seinen Antheil bekommt. Aehnlich wurde Sebastiani, wurde später Pereyre mit großmüthigen und glänzenden Geldanerbietungen abgewiesen. Man darf solche Züge doch nicht vergessen, wenn sie auch immerhin aus dem Dichter keinen von Selbstsucht freien Heiligen machen, namentlich gegen seine Eitelkeit nichts beweisen. Während der ganzen ersten Kaiserzeit, also in der Blüthe seiner männlichen Jahre (er war 34 Jahre alt, als der Kaiser abdankte) stand übrigens der Dichter zu den großen Interessen der Zeit in gar keiner bewußten und activen Beziehung. Die große Epoche des französischen Ruhmes ist für ihn, wie für Courier, lediglich eine Zeit harmlosen Lebensgenusses.

Der Dichter, wie der Publicist, beobachtet, glossirt, er ist muthwillig, nicht ohne einen Zug von Satire, aber weit ab von Allem, was man politisches Pathos nennen könnte. Dabei wird man allmählich auf ihn aufmerksam in dem Maße, als Gelegenheit, Laune, Uebung ihm und Andern seine lyrische Begabung entdecken, seine Lieder werden handschriftlich verbreitet, die Gesellschaft „le Caveau" nimmt ihn auf, sein Freund Wilhelm, der Begründer des Orpheums, stellt schon jene leichten Tonweisen zu seiner Verfügung, nach denen Frankreich, das Volk, ihn sang, ehe es in den Salons Mode wurde, jene Chansons mit Schubert'schen Melodien in seltsame Verbindung zu bringen. Im Caveau fand sich zusammen, was das Kaiserthum von unabhängiger, poetischer Laune und Lust noch allenfalls duldete: leichte Waare, aber nicht ohne den anmuthigen, französischen Zug, der seitdem auch dort immer seltener geworden ist: Die Désaugiers, Parny, Collé, Favart. Was Béranger für sie sang, in ihrer Zeitschrift gelegentlich veröffentlichte, stellt freilich unsere deutschen Begriffe von Anstand und Sitte nicht nur, sondern auch von Poesie und Humor nicht selten auf bedenkliche Proben: es sind seine berühmten und berüchtigten Grisettenlieder, la Gaudriole, le Mort Vivant, Roger Bontemps, les Infidélités de Lisette, Madame Grégoire, Ma Grand-Mère, Mon Curé, la Descente aux Enfers, Frétillon, l'Habit de Cour u. s. w. u. s. w. Gewiß wäre es pedantisch und anmaßend, so eigenthümlichen Kundgebungen einer fremden Volksart gegenüber den pharisäischen Sittenrichter spielen zu wollen. Die Franzosen mögen ja Recht darin haben, daß sie und ihre Dichter besser seien, als ihre Verse, und ein Chanson, ein Liedchen, ein übermüthiger Einfall für weinfrohe Gesellen ist ja eben auch kein Glaubensbekenntniß. Singt doch auch die deutsche Jugend: „Ein freies Leben führen wir" ohne deswegen gleich dem „Pfaffen" und dem „reichen Pächter" gefährlich zu werden. Auch in unsern alten Studentenliedern gehts toll genug her. Wir hätten uns auf Universitäten doch schön dafür bedankt, etwa nach dem „Bursch von ächtem Schrot und Korn" oder nach dem Cerevis-Liede beurtheilt zu werden. So wird denn auch kein vernünftiger Mensch, der einmal mit guten Kameraden Lieder gesungen hat und Spaß versteht, mit dem lustigen Sänger Lisettens wegen einiger freier Scherze in's Gericht gehen wollen, und die französische Sitte soll alle billige Berücksichtigung finden. Aber bei alledem: ein Rest bleibt doch in dem Exempel. Wir verzeihen der komischen Muse, dem lustigen Gesellschaftsliede viele Tollheiten, viele übermüthige Derbheiten, so lange das selbstgewisse, naive Behagen, der lebenslustige Genuß-Instinct der Jugend das Wort führt. Wo aber die cynische, kalte Ueberlegung, der frivole Hohn sich einmischt, hört für das deutsche Gefühl wenigstens der Spaß auf. Und an solchen Stücken fehlt es bekanntlich durchaus nicht in jenen vielbewunderten Jugendgedichten, deren herzloseste und zotigste gerade von den Großmeistern der französischen Kritik (wie Sainte-Beuve) die Palme der künstlerischen Vollendung empfangen haben. Am wohlthuendsten sind, für unser Gefühl, die harmlosen

Ergüsse jugendlicher Sorglosigkeit, genügsamen Frohsinns, so das reizende Liedchen zum Lobe der Bettler, d. h. der lustigen, verträglichen armen Teufel von Studenten und Poeten, denen wiederum gerade St. Beuve kritisch am Zeuge flickt. Die Satire der Zeitsitten, wie die „Education des jeunes demoiselles" und der „Sénateur" wird in diesen Jahren noch so behaglich ausgemalt, daß es zweifelhaft ist, oder vielleicht nicht einmal zweifelhaft ist, ob der Dichter nicht am Ende gar auf Seiten der lustigen Mißbräuche steht. Er selbst entschuldigt seine Obscönitäten einmal mit der Bemerkung: „Sie waren für die ernsten und politischen Gedichte sehr nützliche Begleiter. Ohne sie wären dieselben weder so tief hinab noch so hoch hinauf gestiegen. Ueber das letzte Wort mögen sich alle Salontugenden ärgern. Freiheit und Vaterland sind keine so hochmüthigen Wesen, als man glaubt. Sie verschmähen keine Hülfsleistung, wenn sie nur populär ist." — Das ist das richtige Wort. Populär — damit ist alles gesagt und, für französische Auffassung, Alles entschuldigt. Wir haben nicht das Recht, dem populärsten Dichter des modernen Frankreich, der es wissen muß, darin zu widersprechen. Aber beneiden möchten wir das Volk doch nicht, dessen Gunst man durch Zotenlieder über gemißhandelte Ehemänner, gutmüthige, von ihren Liebhabern geplünderte und verhöhnte Mädchen und gar lüsterne Großmütter gewinnen muß, um sich das Recht zu erwerben, ihm das Lob der Freiheit und des Vaterlandes zu singen.

Doch so weit sind wir noch nicht. Wir haben noch den Chansonnier des lebendigen Kaisers vor uns, und der trifft in skeptischer, bis an's Herz hinan kühler Auffassung der „großen Zeit" und des „großen Mannes" mit seinem späteren Partei- und Kampfgenossen Courier merkwürdig zusammen. Couriers Briefe sind eine fortlaufende, glänzende, Geist sprühende Verhöhnung des ganzen Großmanns- und Helden-Wesens, dessen Zuschauer er ist. Ihm sind die Schlachten wüste Tumulte, der Krieg eine gemeine Spitzbubenwirthschaft, die Erfolge das Werk des Zufalls und der Kopflosigkeit der Gegner. „Europa geht sehr höflich mit uns um," sagt er einmal im Jahre 1806, „die Commandanten bringen uns die Schlüssel ihrer Festungen, die Heere ihre Waffen und ihre Fahnen. Das bestärkt im Eroberer-Handwerk, andern falls würde man es hübsch bleiben lassen. Da ist z. B. ein Commandant von Gaëta, der seine Festung nicht ausliefern will. Nun gut, so mag er sie in Gottes Namen behalten. Wir lassen mit uns handeln." Und welch ein Zeitpunkt ist jene berühmte Abstimmung des Regimentes, bei dem er diente, über die Kaiserwahl. Der Oberst versammelt das Regiment. „Kaiser oder Republik?" sagte er, wie man so sagt, „gekocht und gebraten", „was wollen Sie?" Alles schweigt. Nach einer Viertelstunde sagt ein Lieutenant: „Nein". Wieder Schweigen, Beobachten, Beklemmung. Da nimmt Courier das Wort: „Meine Herren, ist es denn unsere Sache, hier zu berathen? Die Nation will einen Kaiser. So mag sie ihn haben!" Das schlägt durch und das Protocoll wird unterzeichnet.

Nachher wendet sich der republikanische Lieutenant an Courier: „Commandant, warum wollen sie denn so sehr, daß er Kaiser werde?" „Nun, lieber Gott, um ein Ende zu machen und die Partie Billard fertig zu spielen! Und warum wollten Sie es nicht, Lieutenant?" — „Ich weiß nicht, aber ich hielt ihn zu etwas Besserem bestimmt." Und Courier fügt hinzu: „Ja, es geht abwärts mit ihm. Der arme Mann, seine Ideen sind kleiner als sein Glück!" — Zu solcher Philosophie hat sich nun Béranger vor dem Jahre 1814 nicht erhoben; aber mit seiner Begeisterung für den Kaiser und den Kriegsruhm stand es nicht anders als mit der des skeptischen und undisciplinirten Artilleristen. Als der Kaiser im Frühlinge 1813 die französische Jugend zu den Waffen rief, um für Moskau und die Beresina Rache zu nehmen, besang Béranger den guten König von Yvetôt, der sein Reich oder doch sein Volk im Frieden vermehrt und sich lieber von seinem Hannchen die Schlafmütze aufsetzen läßt, als daß er mit seinen Nachbarn um Kronen streitet. Der Anmarsch der Alliirten entlockt ihm einige nichts weniger als heroische Couplets an seine Lisette, und wenn der Kampf vor Paris so etwas wie heldenmüthigen Zorn in ihm weckt, so kann er, in Ermangelung eines Gewehrs, das man ihm, wie er sagt, nicht geben wollte, davon doch keinen lebensgefährlichen Gebrauch machen. Mit einem Wort: Der Sturz des Kaiserthums findet die beiden berühmtesten Wortführer des bonapartistisch gefärbten Radicalismus in kühler, skeptischer Stimmung. Sie hatten bei Seite gestanden, während die unerhörten Wandlungen der Zeit sich vor ihren Augen vollzogen. Ihre Laune, ihre Neigung war ihnen Gesetz gewesen, weit entfernt, die Kostverächter zu spielen, hatten sie vom Leben genommen, was ihnen schmeckte und ihrer Statur zusagte; und dabei hatte Jeder von ihnen in der Stille die blitzende, schneidige Waffe seines Talents vorbereitet in spielender Uebung, sicherlich ohne Absicht und Plan: aber bereit, sie bei erster Gelegenheit zu erproben, und in der innersten Seele völlig unbewacht gegen die Versuchung, die mit dem ersten Erfolge an sie herantreten mußte. Und lehrreich ist es, wie dann den Einen und den Andern der Strudel in seine Wirbel hinein zieht.

Wenn wir Courier im ersten Jahre der Restauration aufsuchen, so wird er uns zu Allem eher Anlaß geben, als zu politischen Hoffnungen oder Befürchtungen. Wohl angesehen unter dem legitimistischen Adel der Touraine liegt der frondirende Ex-Soldat seiner Landwirthschaft und seinen Studien ob. Er plackt sich mit Holzhändlern und Waldwärtern herum, legt Weinberge an, übersetzt Herodot und — setzt, zweiundvierzigjährig, der Idylle die Krone auf, indem er seines gelehrten Freundes Clavier blutjunge Tochter heirathet. Nicht ganz ohne Grund hatte die Mutter dabei ihre Bedenken gehabt. Mochte der alte Knabe immerhin versprechen, vernünftig zu werden, sich um einen akademischen Sitz zu bewerben, Visiten und Complimente zu machen, und was man sonst wollte. Es waren kaum ein paar Wochen nach der Hochzeit vergangen, als er es dennoch machte wie vor Mainz und vor Wagram. Er „bekam das Reisen", ging ohne Abschied nach Havre,

dachte daran, nach Portugal zu entwischen. Doch noch einmal wurde der Vogel gezähmt, und es schien ein ganz reguläres Ehemanns- und Landjunkerleben beginnen zu wollen, als das Verhängniß der Zeit ihn faßte: nicht in Gestalt politischer Grundsätze oder Parteien (die hätten ihn wohl so kalt gefunden, wie seinen Mitkämpfer Béranger), sondern wie eben der Mensch, der Dichter, die Künstlernatur am sichersten gefaßt wird, durch die Theilnahme an dem Schicksale einzelner, lebendiger Menschen. Ein Bauer seiner Gemeinde war zu Pferde einem Leichenzuge begegnet, hatte dem Pfarrer den Gruß verweigert und dafür war er mit gebundenen Händen, barfuß zwischen Verbrechern ins Gefängniß geführt worden; andere Bewohner des Dorfes, zwölf an der Zahl, hatten, angeblich wegen aufrührerischer Reden, dasselbe Schicksal gehabt: Geistlichkeit und Königthum hatten eben wieder einmal die alte Löwengemeinschaft geschlossen und der schwarze Polizist bevormundete, gebrauchte und mißbrauchte den bunten. Das gab Courier die Veranlassung, seinen Stil und seinen Witz in einer „Bittschrift an die Kammern" den 10. December 1816 für die Geschädigten in Bewegung zu setzen. Aber auch von da bis zum Bruch, bis zum Kampf auf Leben und Tod mit der Regierung, war es immer noch weit, war doch der König im Grunde gemäßigt, der Minister Decazes desgleichen und beide durchaus nicht gleichgültig gegen Stellung und Gesinnung eines so glänzenden Talentes wie Courier. In der That versprach Decazes Genugthuung zu schaffen, auch persönlichen Beschwerden Couriers über Nachbarn und Behörden abzuhelfen, und so stand ein Frieden mit der Regierung nahe in Aussicht, als eine echt französische Veranlassung Alles verdarb. Courier kam Anfang 1819 auf den Einfall, sich um einen Platz in der Akademie der Inschriften zu bewerben, aber man zog dem schon berühmten Hellenisten einen in litteris ganz unschuldigen Hofmann vor. Darüber ergrimmte der Uebersetzer des Herodot und des Longus und schleuderte der Akademie am 20. März 1819 eine Kriegserklärung in's Gesicht, einen wahren Feuerbrand, der in nur zu viel aufgehäuften Zündstoff hinein fiel. Es war ein Angriff mit ebenso glänzender, als schneidiger und — vergifteter Waffe. „Nichts wirst Du werden," habe ihm schon sein Vater gesagt, „weder Gendarm noch Steueraufseher, weder Spion noch Herzog, weder Lakai noch Akademiker." So habe es denn auch sein böser Stern über den guten Willen, über die Achtungs- und Freundschaftsversicherungen der Herren Akademiker davon getragen. So wurde ein gewöhnlicher, unwissender Hofedelmann ihm vorgezogen, ihm, den das gelehrte Deutschland kenne und schätze, der in Frankreich für das Griechische seines Gleichen nicht finde — oder vielmehr nicht obgleich, sondern darum sei das geschehen: Nichts Schlimmeres für einen Akademiker als die Liebe zu den Büchern. Die macht faul, faul zum Antichambriren, zum Complimentiren, zum Schmeicheln. Was der Akademiker, wie der große Napoleon ihn schuf und das Königthum ihn fortpflanzt, zu thun hat, haben die Mönche längst kurz und einfach in ihrem Latein aus-

gedrückt: Bene dicere de Priore, facere officium suum taliter qualiter und das dritte folgt dann von selbst: sinere mundum vadere quomodo vadit. Und für den Fall, daß die Akademie ja noch dazu käme, die Inquisition wieder einzuführen, empfängt sie um mehrerer Sicherheit willen gleich des Verfassers Glaubensbekenntniß, dahin gehend, daß zwischen zwei Punkten die grade Linie der kürzeste Weg ist, daß das Ganze größer ist, als der Theil, daß zwei Dinge, die einem Dritten gleich sind, sich untereinander gleichen. Auch daß zweimal zwei vier sei, vermuthet er, der Briefschreiber, ist aber dessen nicht so ganz sicher. In Bezug auf die Religion beruft er sich auf seine alte Amme und auf das künftige Concil, was die Politik angeht, so sei das eine kitzlige Sache, wegen der Mißverständnisse; auf alle Fälle unterscheide er sich von allen Parteien dieser Zeit, insofern er nicht darnach trachte, König zu werden.

Es war das ein Absagebrief in aller Form an die Akademie nicht nur, sondern an die ganze amtliche Welt, an Hof, König und Adel. Mochten die Angegriffenen immerhin an den Fuchs und die sauren Trauben erinnern, die Lacher waren auf Couriers Seite und damit war über sein ferneres Wirken die Entscheidung gefallen. Kaum hatte der berauschende Trank der Popularität seine Lippen berührt, so wird er ein anderer Mensch. Das frondirende Schmollen und Gehenlassen macht plötzlich einem kühnen, leidenschaftlichen Eingreifen Platz. Fortan sitzt er der Regierung, der herrschenden Partei auf dem Nacken, ein unerbittlicher, rücksichtsloser Gegner, der kein Völkerrecht, kein Erbarmen kennt, sichtlich an sich selbst sich steigernd, bis zur Leidenschaft, die Nichts mehr sieht, weiß, will, als die Mißhandlung, wo möglich Vernichtung des Gegners. Eine Reihe Briefe an den „Censeur" vom Juli 1819 bis April 1820 macht den Anfang. Als dann im Jahre 1821 die königstreue Partei eine Sammlung eröffnet zum Ankauf der Domaine Chambord für „das Schicksalskind," den nachgeborenen Sohn des ermordeten Herzogs von Berry bringt Courier durch seine „Simple Discours" die liberale öffentliche Meinung gegen den Plan in Aufruhr. Ein Proceß, drei Monate Gefängniß und — ein wahres Schwelgen in Volksgunst sind die Folge. Der süße Rausch stachelt natürlich zu neuen Thaten. Noch in demselben Jahre ergötzte sich die liberale Partei nicht nur Frankreichs, sondern aller Länder, an der „Petition des Winzers Paul Louis Courier zu Gunsten der Landleute, denen man das Tanzen verbietet". Das nächste Jahr bringt die „Dorfzeitung" und das „Tagebuch aus Paris" ein wahres Scharfschützen-Schnellfeuer gegen die ganze Front der bestehenden Gewalten. Couriers Name ward das Symbol für Alles, was den Priestern, dem Adel, dem Königthum feind war. Ohne Amt, ohne Antheil an der Volksvertretung, ohne Partei erhebt er sich zu einer politisch-literarischen Macht ersten Ranges, und selbst die entrüsteten Gegner können sich dem Zauber seiner unübertrefflichen Form nicht entziehen. Die Freunde warnen ihn vor den Capots, den Muckern, die man jeder Tücke für fähig hielt,

und in der That entwickelte Courier seit seiner Verurtheilung wenigstens ein bemerkenswerthes Geschick in Bewahrung der officiellen Anonymität, die nur dem Staatsanwalt hinderlich ist, nicht dem Ruhme. Da kommt am 10. April 1825 die erschütternde Kunde, Courier ist todt, ist ermordet. In seinem Walde, nicht ferne von seiner Wohnung hatte man an jenem Tage, einem Sonntage, einen starken Schuß gehört und bald darauf fand man ihn da liegend, von mehreren Kugeln durchbohrt. Natürlich ging die fieberhafte Aufregung der öffentlichen Meinung bis zu Verdächtigungen der schlimmsten Art, zumal sich herausstellte (durch das aufgefundene Papier des Propfens), daß eigene Hausgenossen der That kaum fremd sein konnten. Aber der Proceß täuschte denn doch gründlich die allgemeine Erwartung. Couriers Waldhüter Frémont, durch die öffentliche Stimme als Thäter oder doch als Werkzeug der Urheber des Verbrechens bezeichnet, wurde durch die Geschworenen der Anklage enthoben, und es hat dann fünf Jahre gedauert, bis das düstere Geheimniß sich löste: freilich nicht mit der Wirkung, welche die politische Leidenschaft davon erhoffte. Es meldete sich ein Landmädchen, welches, mit ihrem Geliebten zufällig im Gehölz verborgen, die That mit angesehen haben wollte, und Frémont, durch den Wahrspruch des Geschworenen persönlich gedeckt, gestand nicht nur, sondern trat als Ankläger und Zeuge gegen seine vorgeblichen Genossen auf, zwei Fuhrleute, die Gebrüder Dubois, von denen er zur That gezwungen sein wollte. Es stellte sich dabei heraus, daß der berühmte Volksmann, der beredte Advocat der Bauern und Winzer, der unerbittliche Ankläger gouvernementaler Habsucht und Willkür — mit seinen Nachbarn und Dienstleuten in einem häuslichen Kriege um Mein und Dein lebte, daß man ihn haßte wegen seiner Unverträglichkeit, seiner Härte, und das Ende — war eine abermalige Freisprechung der Mörder am 14. Juni 1830.

So schloß frühzeitig die Laufbahn des berühmten Pamphletisten, für dessen politischen Proceß Béranger im Jahre 1821, wie er sagte, gern 100,000 Francs gegeben hätte. Nun, er sollte billiger dazu kommen. Schon im nächsten Jahre hatten seine politischen Lieder eine Anklage erzwungen. Ungern verwaltete Maribagny sein Amt, ungern und der Noth gehorchend hatte die Regierung ihre Einwilligung gegeben. Was war eine Verurtheilung zu drei Monaten und 500 Francs gegen den jubelnden, tollen Ausbruch des Oppositionswitzes werth, den diese Debatten erregten? Und in dem Maße, als die Lage sich mehr und mehr spannte, erhob sich dann die Stimme des „liberalen" Tyrtäus ein schmeichelnder, erregender, gewaltiger. Die Seele Frankreichs, des modernen, revolutionären, demokratisch nivellirten Frankreich jubelte, zürnte, klagte, höhnte in diesen Couplets. In den Salons und den Werkstätten, in den Kasernen und Schenken, bei der Arbeit und beim Fest ertönten sie; die Regierung ward diese summende, nie ruhende, stechende Mücke nicht los. Mit vollem Bewußtsein fordert sie der Dichter 1828 abermals zum Kampfe heraus; er verwarf die Schonung,

welche man für leichte Conceſſionen ihm anbot und trat mit dem ſtolzeſten und glücklichſten Siegerbewußtſein ſein zweites, diesmal neunmonatliches Gefängniß an, welches ſein Volk ihm durch einen Wetteifer von Huldigungen, Liebesbeweiſen, Geſchenken verſüßte. Als ein Jahr ſpäter die lange und künſtlich aufgeſtauten Fluthen gegen die Schutzwehren des alten Königthums vernichtend heranbrauſten, war der Sänger Liſettens endgiltig zum dichteriſchen Symbol der Vaterlandsliebe, des Freiheitsſinnes, des Heldencultus geworden. Ohne Affectation konnte er ſeinen zur Macht gelangten Freunden das, freilich nicht nachgeahmte, Beiſpiel ſtolzer Uneigennützigkeit geben. Hatte er doch das Höchſte gewonnen: einen für immer geſicherten Ruhm, eine unerſchütterliche Stellung in der öffentlichen Meinung und eine äußere Unabhängigkeit, deren beſcheidene Verhältniſſe ein glückliches Naturell und frühe Gewöhnung ihn nie ſchmerzlich empfinden ließen. Seine Muſe hatte an ihm und ſeinem Volke ihr Werk gethan, ihre Verheißungen erfüllt. Dieſes Werk aber ſpiegelt in ſeinem Verlauf und Weſen ſo treu den Geiſt der Zeit und des Volkes, daß auch die ernſthafte Würdigung dieſer Dinge eher von vielen umfangreichen Kammerreden vorübergehen darf, als an dieſem „muthwilligen" Spiele eines harmloſen, anſpruchsloſen Poeten. Vor Allem: dieſe ganze glänzende, blendende, ſo überaus wirkungsvolle politiſche Dichtung Bérangers iſt wie Couriers Polemik rein und ausſchließlich negativ, zerſtörend, zerſetzend. Es wäre ganz vergebliche Mühe, ſie auf ein politiſches Princip, eine Ueberzeugung, einen Grundſatz, ein ernſtlich gemeintes aufbauendes Streben zu prüfen.

Man hat Béranger viel gerühmt für die „Beſcheidenheit", mit der er jede politiſche Belohnung, jede irgend wie geartete Machtſtellung, mochte ſie von oben oder von unten ſich darbieten, zurückwies. Wer ſollte auch nicht? Welcher Kenner franzöſiſcher Zuſtände, franzöſiſchen Ehrgeizes, Stellenhungers und Ordensdurſtes widerſtände wohl dem Zauber des reizenden Liedes:

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naitre:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.

Es kam aus aufrichtigem Herzen und wurde conſequent durchgeführt. Vergeblich hat man Béranger zweimal in die Nationalverſammlung gewählt, vergeblich haben ſogar die vierzig Unſterblichen auf ſeinen Beſuch gewartet. Er that von vornherein, was Courier erſt durch bittere Erfahrung lernen mußte, und es würde uns ſchlecht anſtehen, dieſe ſtolze und zufriedene Selbſtgenügſamkeit des Dichterbewußtſeins, wie ſie in ſo vielen ſeiner herrlichſten Geſänge ſich ausſpricht, zu bemäkeln. Aber ebenſo gewiß iſt es, daß dieſer Uneigennützigkeit ebenſoviel, oder ſagen wir lieber, mehr Klugheit als Selbſtüberwindung zu Grunde lag. Was wollte Béranger eigentlich in politiſchen Dingen? „J'aimerais mieux rêver la république que de la voir" antwortet er Chateaubriand. Von den Orleans hat er ſich fern gehalten, von

dem zweiten Kaiserthum desgleichen. Selbst die poetischste Episode des ersten Kaiserthums, der Märchentraum der hundert Tage fand ihn mehr skeptisch als begeistert:

J'aime à fronder les prépigés gothiques,
Et les cordons de toutes les couleurs:
Mais, étrangère aux excès potitiques,
Ma Liberté n'a qu'un chapeau de fleurs

rief er, als Napoleon zu dem abermaligen Kampf gegen Europa sich rüstete, und nicht anders illustrirt das hübsche Liedchen vom Hofkleid seine Stimmung in jenen Tagen. Was wollte er denn nun? Wo waren seine Sympathien?

Das Wahre ist, daß die großartige Wirksamkeit Bérangers wie Couriers von rein subjectiven, persönlichen Eindrücken ausging, und daß sie dann, weit entfernt, bestimmte Ueberzeugungen und Grundsätze zu vertreten, vielmehr von der französischen Nationalgottheit, dem Erfolge, ihre entscheidende Richtung und den treibenden Stachel bekam. Darin lag, poetisch, künstlerisch, ein ganz unendlicher Vorzug, derselbe, welchen Goethe im Auge hatte, als er Béranger von seiner Verurtheilung der politischen Dichtung ausdrücklich ausnahm. Es ist schwer und gelingt selten, den einmal zur Welt geborenen Gedanken nachträglich in eine sinnlich wirkende Hülle zu bannen, ihn die Sprache der Anschauung, der Leidenschaft zu lehren. Viel eher wird das, was die Anschauung, das Gefühl, die Leidenschaft entstehen ließ, später von dem Gedanken beeinflußt und sozusagen in Dienst genommen. Das war Bérangers Fall, und, so weit die Verschiedenheit der Gattungen den Vergleich zuläßt, auch Couriers. Was den Sänger des leichtfertigen Vergnügens und der sorglosen Jugendlaune zuerst zum Tyrtäus machte, war der Aerger über die geschmacklose Unverschämtheit der Emigranten und das rein persönliche Mitleid mit ihren Opfern; daneben das verletzte Selbstgefühl des Pariſers, dem man sein Paradies, seine angebetete Welthauptstadt zerstört und geschädigt hatte. Der gute Geschmack, das gute Herz und die liebe Eitelkeit, diese Dreieinigkeit der echt französischen Grundanlage entlockte seiner Lyra die ersten politischen Accorde. Er verhöhnte „les chiens de qualités", die vornehmen Hunde, welche im Tuilleriengarten vor den gewöhnlichen Pariſer Kläffern bevorzugt sein wollen und den Marquis de Carabas mit seinem altmodischen Junkerhochmuth: er giebt den Verbannten das süße Lied von den heimkehrenden Zugvögeln auf den Weg und läßt seinen Zorn an den nordischen Barbaren aus, die sein geliebtes Paris seines falschen Schmuckes berauben. Hier berührt es zuerst die zuckende Fiber des Volksbewußtseins. Die verletzte Nationaleitelkeit antwortete mit lautem Aufschrei der Stimme des Sängers, die ihren Träumen Gestalt giebt, und dem Sänger ist damit der Weg gezeigt, den er fortan mit sicherem Tacte verfolgt. „Bei mir hat immer der Patriotismus die Politik beherrscht," sagte er, als man ihn später über seinen Napoleonscultus interpellirte. Der Patriotismus! Gewiß, nur daß dieser Patriotismus erst von dem Beifallsjauchzen der ge-

ſchmeichelten, gekitzelten Menge geweckt werden mußte und daß ihm dann jedes Mittel genehm war, dieſen Beifall weiter zu gewinnen. Eine Flinte war 1814 zur Vertheidigung des Kaiſers nicht zu bekommen geweſen, auch 1815 hatte dieſem Mangel nicht abgeholfen. Es frondirte, liebelte und flanirte ſich gar zu ſchön in dem von dem Kaiſer beſchützten, von ſeinem Ruhmesglanz überſtrahlten Paris. Nun aber iſt der Gewaltige dahin, unter Demüthigungen beginnt die ernſte Arbeit der ſtaatsbürgerlichen Freiheit, und von unſchönen Vertretern wird ſie eingeführt, von unliebſamen Rückfällen und Schwächen begleitet. Da wendet ſich der ganze Ingrimm des verzogenen Volkes gegen den ungeſchickten Arzt, der die bittere Medicin ihm darbietet, und der Dichter leiht dieſem Ingrimme ſein Lied mit einer Gluth, einer Vielgewandtheit, einer Rückſichtsloſigkeit, wie nur der allbeherrſchende Einfluß einer Leidenſchaft ſie erzeugt. Dieſe Leidenſchaft aber iſt nicht Haß gegen die Bourbons, nicht Liebe zum Kriegsruhm, nicht Liebe zur Freiheit, ſondern einfach glühender, unerſättlicher Durſt nach dem Beifall der öffentlichen Meinung, Cultus der Popularität, wie er eben nur dort möglich iſt. Daher denn auch dieſe unverſöhnliche, vielgeſtaltige, keiner Verſtändigung, keiner Mäßigung zugängliche Tactik. Dieſe Tactik heuchelt nicht etwa (dazu würde Feſthalten eines klaren, gegentheiligen Bewußtſeins gehören), aber ſie ſteigert ſich an dem Beifall der Menge, ſpitzt ſich rückſichtslos zu den giftigſten Angriffen zu, um der momentanen Wirkung willen, opfert jede Rückſicht einer durchſchlagenden Pointe einem hinreißenden Refrain, einem kühnen und glücklichen Bilde. Der Poet iſt darin nicht ein Haar breit anders als der Pamphletiſt: nur freilich, daß jeder von den beiden mit Vorliebe die Saiten der Volksſtimmung ſpielt, die in ſeinem Herzen am bequemſten und natürlichſten wiederklingen, und da iſt denn der Vortheil ſehr entſchieden auf Seiten des Sängers, und der Gelehrte, der Humaniſt, der „Bourgeois“ bleibt gar bedenklich zurück. Wer aber die Grundſtrömungen der Zeit und des Volkscharakters ſtudiren will, der wird doch wohl thun, auf beide zu achten, denn ſie ſind, jeder in ſeiner Art, gleich typiſch, gleich vortrefflich, gleich lehrreich und — gleich verwerflich und warnend. Es iſt bezeichnend für die Tactik Couriers, des wohlhabenden Bürgerſohnes, des Offiziers und Gelehrten, daß ſie durchaus den Eigennutz, die Habſucht und das gräuliche Wechſelbalg dieſer Ehe, den hämiſchen Neid, zur Baſis ihrer Angriffe gegen das Beſtehende machte. Wunderbar allerdings, mit welcher Kunſt, mit welchem Aufwande von funkelndem Witz, von Geiſt, von meiſterhafter Formbeherrſchung dieſer Kampf dann durch Courier geführt wird. Durch alle ſeine berühmten Pamphlete, ſeine Petitionen, Zeitungsartikel geht ein Gedanke: Paßt auf, ihr Bauern: die Hofleute freſſen euch auf; für dieſe Schmarotzer habt ihr zu darben; der Staat koſtet zu viel. Blutegel müßt ihr mäſten, die euch ausſaugen. — Und wie das variirt wird, wie alle Mittel da recht ſind! Da werden im „Cenſeur“ die Bauern vor der bevorſtehenden Herſtellung der Majorate und der Kloſtergüter gewarnt. Jeder Edelmann, jeder Canonicus wird tauſend Morgen

bekommen für's Schlafen, und wenn er schnarcht, bekommt er das Doppelte. Man will Chambord für den Herzog von Berry kaufen! Da soll also ein neues Bettlernest für hungrige Hofschranzen entstehen? Denn der Hofmann bettelt vor allen Dingen, das ist seine Natur, seine Kunst. „Schlage, aber gieb", ist seine Devise. Und welche Moral werden jene Wände, jene Deckengemälde, jene Park-Schatten mit ihren üppigen und galanten Erinnerungen dem jungen Fürstensohn predigen! Welch ein Beispiel für das sittliche, tugendhafte Landvolk wird die Ueppigkeit des Hofgesindels sein! Das schreibt derselbe Mann, dessen Briefe an Madame Pigalle nicht nur in Grazie, sondern auch in echt französischer „Freiheit" vom besten genre gaulois sind, und dessen Witzreden Béranger selbst für französische Begriffe bis an die Grenzen der erlaubten Freiheit gingen. Den Winzern rechnet er vor, daß sie drei Viertel ihrer Ernte für den Hof und die Großen hergeben müssen, denn um derentwillen allein scheint ihm der Staat zu bestehen. Der enthusiastische Bewunderer der Alten, der in Rom vor einem zerbrochenen Cupido die ganze republikanische Herrlichkeit verwünschte: er hat Nichts wider die Zerstörungen der berüchtigten bande noire, die Frankreich seiner schönsten Denkmäler und Erinnerungen beraubte: denn das Verkaufen der Schlösser und Ruinen auf den Abbruch kommt ja dem Landmann zu Gute. — Von dieser Tactik, dieser Speculation auf den Eigennutz (sie ist nur zu wirksam gewesen, nicht nur in Frankreich) findet sich bei Béranger nun keine Spur; ihm fehlt im Gedicht wie im Leben das Familienzeichen des modernen höheren Bürgerstandes, die „auri sacra fames". Das ist seine eigenthümliche Weise, der Zauber seiner Erscheinung. Es ist, wenn man von jenen Hetzartikeln kommt, vergleichsweise eine Wohlthat, bei ihm in hundert Tönen vielmehr dem Aufruf an die glorreichen Erinnerungen der vaterländischen Helden- und Ruhmeslegende zu begegnen. Man weiß, mit welcher Meisterschaft er sie handhabt, in allen Schattirungen, von der düstersten Tragik bis zum erhebendsten, heroischen Schwunge. Wer Bérangers Jugendleben kennt, kann hier an einem glänzenden Beispiele inne werden, was es mit poetischem Anempfindungsvermögen für eine Bewandtniß hat. Es ist ja keine Frage, daß Béranger selbst an seine und seines Volkes tragische Heldenrolle ein bischen geglaubt haben muß, als er z. B. den Dorfgeiger von der zerbrochenenen Violine erzählen ließ:

Mais l'ennemi qu'il faut qu'on chasse
M'a rendu le courage aisé.
Qu'en mes mains un mousquet remplace
Le violon qu'il a brisé!

Das Pathos der „Alten Fahne" hat manchen naiven Deutschen ebenso gerührt, wie Heines Lied von den beiden Grenadieren, „die waren in Rußland gefangen" und gar der „alte Sergeant", das Meisterstück der Gattung, ist eine so hochpoetische Verherrlichung heroischer Vaterlandsliebe, wie nur irgend eine Literatur sie besitzt. Auch Courier bringt der Stimmung der

Zeit gelegentlich in einem kleinen geistreichen Plaidoyer für Volksbewaffnung und gegen die Kosaken seinen Tribut. Aber man merkt, daß das nicht seine Gattung ist. Dagegen schlägt der Strom des ächten gallischen Geistes bei beiden, bei dem Sänger, wie bei dem Satiriker, hohe und schäumende Wellen, sobald er gegen die Klippe brandet, an der das Staatsschiff der Bourbonen denn auch scheitern sollte. Ich meine den bewußten „ewigen Felsen". Die giftigsten Pfeile, die drastischsten Witze, der ganze Ingrimm des französischen, modernen Bewußtseins richtet sich gegen die schwarzen Hilfstruppen der Bourbons, denen diese in unglücklichster Verblendung ihr Schicksal vertrauten. Von Couriers Glaubensbekenntniß war schon die Rede. Béranger formulirt das seinige gemüthlicher und farbenreicher, aber der Inhalt ist derselbe. Sein Dieu des bonnes gens, der harmlose, nicht nur von französischen Staatsanwälten, sondern auch von deutschen Literatoren mit viel überflüssigem Ernst bemängelte Alte, er ist zwar mit dem „Guten Geist" des Lieds an die Freude nicht zu vergleichen; aber wenn er seine harmlosen Kinder nicht zu irgend einem Märtyrerthum begeistern dürfte, so wird er sie doch auch nicht verführen, Andere zu Märtyrern zu machen und das bischen harmlose Lebenslust kann man ihnen schon gönnen. Und wahrhaft gewaltig und unerschöpflich sind denn auch beide, Béranger und Courier, gegenüber den Attentaten der Ultramontanen, nicht sowohl gegen die französische Gewissensfreiheit, als gegen die französische Lebenslust, gegen den französischen guten Geschmack. Ob Courier für die armen Bauern plaidirt, denen die Frömmler ihre Sonntagsfreude verderben, oder ob Béranger den Jesuiten das geflügelte Wort in den Mund legt: Tremblez Français, nous vous bénissons: da ist überall derselbe schneidige, durch Mark und Bein gehende Ton der Entrüstung, des Ekels, da merkt man, daß die ganze Natur, die Neigung noch viel mehr als der Gedanke, sich empört. Was Courier über die Wirkungen der Satzung sagt: „die dem Priester Alles erlaubt, nur nicht das Heiraten", wiegt in seiner Kürze und markigen Schärfe ganze Bände der betreffenden Literatur auf. Und wenn hier der Geist der Zeit und des Volkes in seinen Kindern sich negativ gleich mächtig erweist, so ist es noch merkwürdiger, wie er sie, die beiden skeptischen Frondeurs der kaiserlichen Epoche schließlich in dem eigentlichen Cultus des modernen Frankreich, in dem Cultus des Imperatorenthums zusammenführt. Ob Courier wirklich zum Bonapartismus bekehrt worden ist? Das ist von ihm noch zweifelhafter, als von Béranger, und auch von dem letzteren glaube ich es eigentlich nicht. Um so bedeutsamer ist es, daß der Eine so eifrig als der Andere die Religion predigte, an die er nicht glaubte. Béranger hat dabei wenigstens vor dem Tribunal der Aesthetik die vollgültige Entschuldigung des Dichters, der dem Zauber des Menschlichen, der Persönlichkeit unterliegt, ob die sich nun in einem unglücklichen Helden oder in einem liebenden Mädchen offenbart. Als er die reizenden „Souvenirs du peuple" sang, hat er wohl zuletzt daran gedacht, wie theuer diese „Erinnerungen" einst seinem Vater-

land und der Welt zu stehen kommen könnten. Jules Janin hat ganz recht, einfach seinen politischen Instinct zu loben, der 1815 sofort erkannte, daß der unglückliche, gefangene Kaiser fortan der Dichtung gehöre, und der betäubende Weihrauch des Volksenthusiasmus sorgte dann dafür, daß diese Seite, einmal angeschlagen, ihre Melodie auch zu Ende spielte. Aber Courier, dessen Briefe die kaiserliche Kriegführung in jeder Zeile verhöhnen, der noch 1815 mit den Royalisten coquettirte, der gelegentlich auch später die französische Nation für unbesiegbar erklärte, wenn sie nur den Kaiser nicht an der Spitze gehabt hätte! — auch er kann auf die Länge der Strömung nicht widerstehen. Auch er ergötzt sich in seiner Dorfzeitung an der Volkslegende, die ihre Hoffnung auf „Malmort" setzt, der mit seinem Sohne und 300,000 Mann in Spanien sei und mit den Pfaffen und Junkern abfahren werde, auch er läßt sich die sichere Wirkung des Gegensatzes zwischen den Schützlingen der heiligen Allianz und der Priester und dem Besieger Europas nicht entgehen. Auch er giebt das Stichwort aus: Serons-nous Capucins? Nous disions bien: Serons-nous les maîtres du monde? und das andere, noch hübscher gewandte: Dieu nous livre au Picpus (dem fanatischen, neumodischen Priester, der eben aus dem Seminar kommt). Ta Volonté Seigneur, soit faite en toute chose. Mais qui l' eût dit à Austerlitz?

Was Béranger dann nach den Julitagen geleistet hat, die einzelnen Lieder, mit denen er die weiter rollende Bewegung begleitete und die heitere, würdevolle Ruhe seines glorreichen Alters steht mit den bisher aufgefaßten Grundzügen seines Bildes nicht im Widerspruch. Ist er Socialist geworden, als er die Contrebandiers, die „Rothe Hanne" sang? war er Republikaner als Ausleger der Weissagung des Nostradamus? Ich glaube es nicht, oder beinahe nicht; gewiß aber war und blieb er der echte französische Dichter, der Dichter, der den Nektar der Volkshuldigungen einmal gekostet hatte, und ohne diesen Trank nun nicht mehr leben konnte. Eine im Volke kräftig auftauchende Geistesströmung wird stets sicher sein, ihn zum Interpreten zu haben. Das Bleibende in alle dem Wechsel sind nicht politische, philosophische, religiöse Anschauungen irgend einer Art, sondern dies echt nationale Gemisch harmloser Bescheidung, feinen Formsinnes und sehr concentrirten, aber von dem Beifall des Volkes durchaus abhängigen Selbstgefühls, welches in seinen sogenannten philosophischen Gedichten (im Horazischen Sinne) mehrfach mit so unwiderstehlicher Wirkung sich ausspricht. (Ich erinnere an Ma Vocation — Vogue ma Nacelle — les Etoiles qui filent u. s. w.) Ich berühre hier den Punkt, von dem diese Betrachtungen ausgingen. Courier wie Béranger haben den schlimmsten Eigenschaften ihres Volkes geschmeichelt, sie groß gezogen, ohne dieselben in besonderem Grade zu theilen. Der Eine hat dem Klassenhaß, der socialen Mißgunst, der egoistischen Entfremdung des Einzelnen von den Zwecken des Ganzen, dem Radicalismus im schlimmsten Sinne eine wahre Rüstkammer scharf geschliffener Waffen geliefert; der Andere hat die nationale Ueber-

hebung, die Rechtsverhöhnung gegen das Ausland, den phantastischen Ruhmes- und Herrencultus groß gezogen; und dabei war Courier ein wohlhabender, rechtlicher Bürger und Grundbesitzer, und Béranger war für seine Person so liebenswürdig, wie irgend ein Franzose und vielleicht so weit entfernt von Eroberungslust wie irgend ein anderer rechtlicher Mann. Beide aber sind sie mit sich selbst vielfach in Widerspruch gekommen und doch persönlich ehrliche Leute geblieben, weil sie in besonderem Grade ein verhängnißvolles Schicksal ihres Volkes getheilt und an sich erfahren haben: ich meine die vollständige innere Loslösung von dem geschichtlichen Bewußtsein, dem Lebensnerv aller politischen Stetigkeit und Entwickelung. Es ist das das große, vielleicht nie wieder gut zu machende Unglück, welches die Revolution über Frankreich gebracht hat: die Ueberlieferung der Gesellschaft, des Staats, des Lebens an den augenblicklichen Antrieb des Bedürfnisses, der Stimmung, der Leidenschaft. Bei Courier ist diese Geschichtslosigkeit völlige Doctrin geworden, aber er ist darin nur ehrlicher, als die Meisten seiner Landsleute. „Plutarch fragt nicht so viel nach den Thatsachen," sagt er einmal, „er würde den Pompejus die Schlacht bei Pharsalus gewinnen lassen, wenn das auch nur ein wenig seine Phrase abrunden könnte. Er hat Recht. Nur durch den Schmuck, den der gute Geschmack ihnen verleiht, haben alle die Dummheiten einen Werth, die man Geschichte nennt. In Rabelais steckt mehr Geschichte, als im ganzen Mézeray." Und steckt, fügen wir hinzu, nicht in diesem Bonmot Couriers ein ganzer Commentar zu der neuen und neuesten Geschichte seiner Nation? Wo die Fühlung mit der Vergangenheit und damit auch die Ehrfurcht vor der Zukunft verloren geht, da ist es auch mit den Garantien der Gegenwart übel bestellt, da werden die glänzendsten Eigenschaften zur Quelle böser Gefahren: das rühmliche Bedürfniß der Anerkennung, die edle Ruhmbegierde führt zur Wehrlosigkeit gegen äußere Einflüsse, die öffentliche Meinung wirkt wie ein verheerender Sturm, das Schönheitsgefühl verlockt zum Cultus des Effects und der Phrase. Nur historische Völker gelangen zur Freiheit, nur mit historischen Völkern lassen sich Bündnisse schließen, nur auf sie ist Verlaß, und aus der Reihe der historischen Völker sind unsere geistreichen Nachbarn geschieden, als sie ihre tausendjährige Verfassung auf dem Altare des abstracten Gedankens und der Leidenschaft opferten. Das Opfer mag ja unvermeidlich gewesen sein, aber das hebt seine Wirkungen nicht auf. Wenn die letzten hier nur im Bilde zweier Schriftsteller nachgewiesen wurden, so liegt diesem Unternehmen natürlich nicht die Einbildung zu Grunde, als wäre für einen Pamphletisten und für einen Liederdichter die Nation verantwortlich. Noch weniger soll die Liebenswürdigkeit, der hohe Kunstwerth und auch die menschliche Achtbarkeit des Einen wie des Andern angetastet werden. Courier, das ist wahr, macht für mich nur Stil; ich glaube ihm politisch nicht ein Wort. Aber sein Stil ist entzückend und wo es ihm in den Kram paßt, sagt er nicht selten goldene Sprüche.

Béranger ſeinerſeits iſt auch nicht ſo ganz der harmloſe Bonhomme, für den Mancher ihn hält. Abgeſehen von ſeinen cyniſchen Späßen, über die ſich der Deutſche am beſten des Urtheils enthält, opfert er auch in ſeinen „Oden“ recht viel auf dem Altare des Effects. Aber er iſt faſt immer graziös, natürlich melodiſch, er ſpricht unendlich oft auch zum deutſchen Herzen, und wenn St. Beuve ihn durch ſeinen Refrain behindert findet und ihm hie und da Gezwungenheit und Dunkelheit vorwirft, ſo wird er für uns dennoch wohl noch lange der wirkſamſte, ſympathiſchſte Vertreter franzöſiſcher Lyrik bleiben und eine der liebenswürdigſten Erſcheinungen im Gebiet der geſammten neueren Dichtkunſt. An dem Allen werden Kriege und Friedensſchlüſſe und alle Wechſel der öffentlichen Meinung Nichts ändern. Immerhin aber, und das möchten wir zu bedenken geben, ſind ſie beide, Courier wie Béranger, alle perſönliche Beſchränkung und Selbſtſtändigkeit zugegeben, ächte franzöſiſche und Pariſer Normalnaturen. Die Welt hat ſich dort drüben mit nichten in ihrem Weſen geändert, ſeit wir Couriers Schlagwitzen gegen Gendarmen und Pfaffen und alberne Junker zujubelten und uns an dem alten Sergeanten und an der Weisſagung des Noſtradamus erbauten. Der Ballon kehrt uns augenblicklich nur die andre Seite zu und es wird gut ſein, ſie nicht zu vergeſſen, wenn nach den Crucifixen uud Todtenköpfen wieder einmal die phrygiſchen Mützen und die Amoretten an die Reihe kommen. Im Uebrigen wird die Treffſlichkeit und Unentbehrlichkeit der franzöſiſchen Culturarbeit überall, wo es auf gute, bequeme Form, auf Geiſt und ſchlagfertige Anſtelligkeit ankommt, durch die unbedingte, politiſche Unzuverläſſigkeit des Volkes nicht aufgehoben. Es wird nur darauf ankommen, ſich durch die Nothwendigkeit unbedingten Mißtrauens und beſtändiger Ueberwachung nicht verbittern zu laſſen. Vor zehn Jahren ſchloß ich eine Reihe von Studien über dieſe Dinge mit der Bemerkung, man müſſe die Franzoſen nicht haſſen, nicht fürchten, vor allen Dingen ihnen in der Politik nicht über den Weg trauen und übrigens nie aufhören, ſie zu ſtudiren. Wie es mir ſcheint, geben die Ereigniſſe der letzten Jahre keine Veranlaſſung, dieſe Anſicht zu ändern.

Der fliegende Holländer.

Richard Wagner, Heinrich Heine und „Le Vaisseau fantôme".

Von

Ernst Pasqué.

— Darmstadt. —

I.

Peter Cornelius und der „Barbier von Bagdad". Die beiden Franze.

Als ich in den Jahren 1856—59 in Weimar, als Regisseur der Oper unter Dr. Franz Liszts musikalischer Direction, weilte, lernte ich Peter Cornelius, den talentvollen Musiker und Poeten, kennen. Er war neben den beiden Hansen (Hans von Bülow und Hans von Bronsart) ein Lieblingsschüler Liszts und wohnte auf der Altenburg, der Residenz des Meisters, dort an seiner Oper arbeitend. Eines Tages war er spurlos verschwunden, und anfangs befürchtete man ein Unglück. Doch so schlimm war es nicht. Cornelius hatte sich nur, um den Zerstreuungen der Altenburg zu entgehen, heimlich entfernt und in ein thüringisches Walddörfchen geflüchtet, dort seine Oper, den „Barbier von Bagdad" zu vollenden. Als dies geschehen, erschien er wieder in Weimar, und sofort begann unter Liszts Leitung auch das Studium der Oper, sehr gegen den Willen des General-Intendanten Franz von Dingelstedt. Am 15. December 1858 erlebte der „Barbier von Bagdad, phantastisch-komische Oper in zwei Aufzügen (Text und Musik) von Peter Cornelius" unter Liszts Leitung seine erste Aufführung, und wohl noch niemals hatte das Weimarer Hoftheater einen so tumultuarischen Abend gesehen. Er bildete zugleich einen Wendepunkt in der dortigen künstlerischen Thätigkeit Liszts. Der Meister trat

von der Direction der Oper zurück, die er Laſſen und Stör überließ und der Kampf der beiden Franze, oder vielmehr nur des einen gegen den andern, war entſchieden: Franz von Dingelſtedt hatte Franz Liszt beſiegt. Doch nur heimlich war dieſer Kampf des Herrn General-Intendanten geführt worden; hier ein kleiner Beleg dafür. In der Cornelius'ſchen Oper iſt im zweiten Act eine große Kiſte in paſſender Form und Ausſtattung nöthig, mit deren Hilfe die Kataſtrophe der Handlung herbeigeführt wird. In dieſer Kiſte befinden ſich anfänglich reiche Gewänder, Schmuckſachen ꝛc., ein wahrer Schatz, ſpäter verſteckt ſich Nurredin, der Liebhaber der Margiana, hinein und nun enthält die Kiſte deren „Schatz". Ein ſolches Requiſit war nicht vorhanden und in der Regie-Sitzung (welche Dingelſtedt ſtets nur mit ſeinen beiden Regiſſeuren abhielt), trug ich auf Neu-Anfertigung deſſelben an. Schroff wurde mein Verlangen abgelehnt und Dingelſtedt wies mich an den Waſchkorb Falſtaffs der luſtigen Weiber. Hiergegen proteſtirte ich als unpaſſend und unmöglich, doch es half nichts. Die Verhandlungen endeten mit dem ſtrengen Verbot von Seiten des General-Intendanten, auch nur den geringſten Gegenſtand neu anfertigen zu laſſen, nicht einmal aus altem, vorhandenem Material. Dennoch that ich, was Recht mir dünkte. Mit Hilfe Händels, des wackeren Malers und Maſchiniſten, wurde eine große Mehl- oder Haferkiſte neuhergerichtet und zierlich mit Arabesken, blinkenden Metallbeſchlägen bemalt. Dieſelbe that vortreffliche Dienſte und machte ſogar noch eine gute decorative Wirkung. Als die Oper vorüber war, die Parteien ſich ausgetobt, Liszt und Cornelius mit ſeinen näheren Freunden die Bühne verlaſſen hatten, erſchien der Herr General-Intendant. Er ſtellte ſich vor mich hin, ſchaute mich mit ſeinen großen, faſt magnetiſch wirkenden Augen durchdringend an und ſagte: „Herr Regiſſeur, Sie haben alſo doch gegen meinen Befehl gehandelt und eine neue Kiſte anfertigen laſſen?" — „Verzeihen Sie, Herr General-Intendant, es war altes Material, eine vorhandene Haferkiſte, die ich herrichten ließ," entgegnete ich. — „Die Haferkiſte wäre für die Scene gut genug geweſen. Ich werde Sie für jede Ausgabe, und wenn Sie nur auf Groſchen lauten wird, verantwortlich machen." — „Wie Sie es für gut finden, Herr General-Intendant, ich werde den Betrag zahlen." — „Und die Strafe dazu, welche ich Ihnen für Ihre Widerſetzlichkeit dictiren werde." — „Das will ich abwarten und werde dann wiſſen, was ich zu thun und wohin ich mich zu wenden habe." — Damit endete das ſonderbare Geſpräch und unſer Bühnen-Tyrann entfernte ſich. Doch nichts erfolgte, Dingelſtedt begnügte ſich mit dem durch die Oper ſelbſt erzielten Erfolg.*) (Schon einige Monate vorher hatte ich eine ähnliche Scene mit

*) Franz Liszt war Dingelſtedt freiwillig gewichen, er hatte dem andern Franz das Weimarer Terrain überlaſſen, der ſich jetzt erſt als Nachfolger Goethes fühlte. Und doch hatte Liszt ſchon vor Jahren redlich geſtrebt, Dingelſtedt als Bühnenleiter für Weimar zu gewinnen. Bei Gelegenheit des Herderfeſtes, im Auguſt 1850, wo

ihm gehabt. Liszt brachte die Oper Sobolewskys „Komala“ zur Aufführung. In der Regie-Sitzung, wo ich ebenfalls mehreres für die Vorstellung Nöthige zur Sprache brachte, entgegnete mir Dingelstedt in seiner scharfen und dabei doch burschikosen Weise, die indessen keinen Widerspruch zuließ: „Herr Regisseur, für diese Oper bewillige ich Ihnen nichts — höchstens ein Pfund Seife, um die Kutten der Barden waschen zu lassen!“)

Schon vor dieser stürmischen Vorstellung des „Barbier von Bagdad“ war ich öfter mit Cornelius zusammengetroffen, und mancherlei über Opern und Opernstoffe war bei solcher Gelegenheit besprochen worden. Eines Tages, nach einer vortrefflichen Aufführung von Wagners Oper: „Der fliegende Holländer“, lenkte sich das Gespräch auf die französische Composition desselben Stoffes „Le Vaisseau fantôme“, deren Libretto nach dem Scenarium Wagners angefertigt worden war, wie Wagner in seiner autobiographischen Skizze angegeben hatte, und wie man es eben nicht anders wußte. Cornelius war nicht wenig und dabei freudig überrascht, als ich ihm sagte, daß ich der ersten Aufführung jenes französischen „fliegenden Holländers“ in der großen Oper zu Paris, am 9. November 1842, sogar auch noch den wenigen Wiederholungen der Oper beigewohnt hätte. „Darüber sollten Sie berichten und von dem „Vaisseau fantôme“ uns erzählen,“ rief Cornelius in erregter Stimmung, „und einen Vergleich anstellen zwischen dem französischen und dem deutschen Werke. Das wäre interessant, und die Arbeit würde Ihnen gewiß ebensoviel Vergnügen wie Ehre machen.“ Der Gedanke gefiel mir; mit gleichem Enthusiasmus erfaßte ich ihn und versprach seine Ausführung. Es dünkte mir dies nicht schwer, waren doch damals erst sechszehn Jahre seit jener Pariser Première verflossen und lebhaft erinnerte ich mich ihrer mit all ihren Details. Rasch ging ich an's Werk und schrieb nieder, was mein Gedächtniß mir über die französische Oper nur in die Feder dictirte. Dies gethan, sah ich mich plötzlich vor einem Hinderniß, das sich wie eine scheinbar unübersteigliche Mauer vor mir aufthürmte. Meine Schilderungen der Aufführung des „Vaisseau fantôme“ in Paris und Wagners „Fliegender Holländer“ in Weimar, genügten nicht; um ein Ganzes, ein abgerundetes

---

Dingelstedt für die erste Aufführung des „Lohengrin“ einen Prolog geschrieben hatte, war zwischen den beiden Franzen die Rede davon gewesen, und nach Stuttgart zurückgekehrt, schrieb Dingelstedt an Liszt: „Lieber Franz! — — Weimar — Du hast Recht — ist ein Nest: aber es läßt sich singen in diesem Nest. Stuttgart ist ein Loch, worin man nur pfeifen kann, wie die Mäuse. Obendrein pfeifen wir in vielen Dingen auf dem letzten Loch. So wiederhole ich Dir also: daß ich bereit bin das Loch mit dem Nest zu vertauschen, sobald es angeht. Gebt mir einen Vertrag bis zum Schillerfest (1859), der mich an die Spitze Eures Schauspiels stellt und ich bin der Eure. Aber bald!“ — Damals wurde aus dem Plan nichts. Dingelstedt ging bald darauf als Intendant nach München, und erst 1857 zog er als General-Intendant in Weimar ein. Doch erst nach dem „Barbier von Bagdad“ war er, wie bis dahin unumschränkter Herr des Schauspiels, nun auch Herr der Oper geworden.

Bild der beiden Opern zu liefern, mußte ich ihre Vorgeschichte kennen, und je mehr ich mich mit solchen Studien befaßte, mich darin vertiefte, desto mehr erkannte ich die Lückenhaftigkeit des mir dafür zu Gebot stehenden Materials. So oft Cornelius mich sah, fragte er nach dem Stand meiner Arbeit; ich theilte ihm mit, was ich bereits fertig hatte und was mir zur vollen Fertigstellung noch fehlte, und das Vorhandene billigend, spornte er mich zur Fortsetzung meines Unternehmens an. Doch andere Arbeiten verlangten meine Thätigkeit und im folgenden Jahr verließ ich Weimar. Fortan beschäftigte ich mich meistens nur mit Novellen und langathmigen Romanen; die beiden fliegenden Holländer ruhten, doch vergaß ich ihrer nicht! Oft tauchten sie lebendig vor mir auf, und was ich nur über sie zu erfahren vermochte, notirte ich und legte es zu dem bereits Gesammelten. Im Sommer des Jahres 1880 durchforschte ich in Paris das Archiv der großen Oper, mit Hilfe der dortigen Archivare, der Herren Nuitter und Lajarte, die beide mir äußerst freundlich entgegenkamen und meine Bemühungen unterstützten. In demselben Sommer suchte und fand ich den zweiten noch lebenden Textdichter des „Vaisseau fantôme", Henri Revoil, der die ganzen Unterhandlungen Richard Wagners mit Leon Pillet genau kannte, sich ihrer lebhaft erinnerte und mir Alles, was er nur darüber wußte, erzählte. Reich an Notizen und Erfahrungen kehrte ich heim — und dennoch unterließ ich die Arbeit. Anderes zu fördern erschien mir nothwendiger. Nun aber muß ich den Stoff los werden, ich kann und will ihn nicht länger mit mir herumtragen.

II.

„Der fliegende Holländer" auf der Weimarer Bühne unter Dr. Franz Liszt.

Rosalie von Milde-Senta und das Bild des Holländers.

Richard Wagners romantische Oper „Der fliegende Holländer" lernte ich zuerst in den Aufführungen des Weimarer Hoftheaters, von Dr. Franz Liszt eingeführt und dirigirt, kennen. Ich muß hier sofort einige Worte über die Vorstellungen sagen, die in mir einen Enthusiasmus für das wunderbare tiefergreifende Werk Wagners hervorriefen, den keine andere Aufführung an andern Orten in gleicher Weise in mir zu wecken im Stande war. Die Weimarer Wiedergabe war nach allen Richtungen hin weitaus die beste, welche ich seit jener Zeit gesehen. Zwei geeignetere Repräsentanten für die beiden Hauptrollen: Holländer und Senta, als das Ehepaar von Milde, konnte es nicht geben. Die schöne, gleichmäßige Stimme Feodors von Milde, ebenso klangvoll in der Tiefe wie in der Höhe, seine

musikalische Tüchtigkeit, die ihm angeborene Ruhe (freilich für andere Partien oftmals ein Hinderniß), eignete sich gerade und ganz vorzüglich für die Rolle des gespenstischen Seefahrers, dazu die richtige wirksame Wiedergabe der wohlverstandenen Intentionen des Dichter-Componisten, der genialen Andeutungen und Rathschläge Liszts, des berufensten Vertreters der Wagner'schen dramatischen Musik, dies Alles verlieh der Darstellung Mildes eine Wahrheit, eine Weihe, die überzeugend und begeisternd wirken mußte. Frau Rosalie von Milde war im Besitz eines echten Soprans von bedeutendem Umfange und wohlklingendem Timbre, wozu sich noch musikalische Sicherheit und eine nicht gewöhnliche Fertigkeit gesellten. Die Stimme hatte etwas ungemein Sympathisches, man fühlte, sie kam vom Herzen und drang zum Herzen. Tiefes Gefühl, das zu rühren, zu erfreuen vermochte, sinniges Wesen, ein poetisches Erfassen der ihr gestellten Aufgaben verklärten ihren Gesang und ihre Darstellungen, sie bildeten den Zauber, womit sie die Herzen der Hörer bezwang und für sich gewann. Dies Alles wurde noch durch eine liebliche Erscheinung unterstützt und vervollständigt. Ihr großes schönes Auge, das unergründlich zu sein schien, hatte einen wahrhaft bezaubernden Blick, der bei ihrem Auftreten als Elsa, wie als Senta im zweiten Act des Holländers auf den Zuhörer Wunder wirkte: wessen Auge ihm einmal begegnet war, er vergaß diesen sinnigen berückenden Blick nimmer! Als ich im Jahre 1881 Frau von Milde, nach einem Zeitraum von 22 Jahren, wiedersah, nachdem sie schon seit länger als sechszehn Jahren von der Bühne zurückgetreten war, und sie mit freundlichem Lächeln die Augen gegen mich aufschlug, den alten Collegen zu begrüßen, da war es noch immer der sinnig-liebliche Blick von damals, der mich traf und wie durch ein Wunder alle Erinnerungen an jene Zeiten in mir wachrief und lebendig vor die Seele führte. Ich sah Senta, Elsa, Elisabeth wieder, Agathe, Euryanthe und Fidelio, und im Klang ihrer Stimme glaubte ich ihren herrlichen ergreifenden und herzerfreuenden Gesang zu vernehmen. — Der Leser lächele nicht und schelte mich nicht einen Enthusiasten. Ich bin es nun einmal — und sogar recht froh darüber, daß ich es mit nun bald 63 Jahren und jugendfrischem Herzen noch immer sein kann! Mögen diese Zeilen der verehrten Frau und unvergeßlichen Künstlerin ein Gruß aus der Ferne sein, nicht allein ihres alten Weimarer Collegen und Regisseurs, sondern auch ihres Partners vom Sommer 1847, wo ich die Freude hatte neben der Bühnen-Novize, die damals schon die große echte Künstlerin ahnen ließ, auf der Leipziger Bühne zu singen. —

Auch die übrige Besetzung des Holländers: der Steuermann-Caspari; Erik-Knopp; Daland-Höfer, war, ohne gerade eine ungewöhnliche zu sein, doch eine durchaus gute. Liszt hatte seine Mitglieder vortrefflich geschult, ihnen seinen Geist einzuhauchen verstanden, und sie, vor dem genialen Meister sich beugend, strengten all' ihre Kräfte an, seinen Intensionen gerecht

zu werden. Das Orchester unter Liszts Leitung war selbstverständlich ausgezeichnet, und so vereinigte sich denn Alles, um die Weimarer Aufführung von Wagners „Fliegendem Holländer" zu einer wirksamen, ja wahrhaft mustergiltigen zu gestalten.

Zu einem solchen erfreulichen Ergebniß trugen auch die scenischen Einrichtungen reichlich das ihrige bei. Ich habe bis jetzt noch auf keiner deutschen Bühne die schwierige Frage der beiden Schiffe und ihrer Fahrten des ersten Acts, besonders aber die des „Portraits" des Holländers des zweiten Acts, so glücklich gelöst gesehen, wie auf der kleinen Scene des Weimarer Hoftheaters. Selbst die Einrichtung der Schiffe auf der großen Darmstädter Hofbühne durch den genialen Maschinenmeister Karl Brandt, den Schöpfer der Maschinerien des Wagner-Theaters zu Bayreuth und des Rings des Nibelungen, muß dagegen zurückstehen. Dies zu begründen, beide Einrichtungen zu schildern, ist hier nicht der Ort. Nur die Bild-Angelegenheit des zweiten Acts muß ich hier, hoffentlich zum Frommen anderer Bühnen-Einrichtungen der Wagner'schen Oper, berühren.

Es ist mir dies Oelgemälde, dies Portrait des gespenstischen Seefahrers im Hintergrunde über der Thür der Stube eines einfachen Schifferhauses in einem kleinen norwegischen Schiffer- und Fischerdorfe oder Städtchen unter den obwaltenden Umständen stets wie eine Ungeheuerlichkeit vorgekommen, die selbst Wagner vergebens versuchte annehmbar zu gestalten, die aber auf der Weimarer Bühne in einfachster und glücklichster Weise umgangen worden war.

Wagner schreibt in seinem Textbuch weiter nichts vor als: „An der Wand im Hintergrunde das Bild eines bleichen Mannes mit dunklem Bart und in schwarzer Kleidung." — In dem Heine'schen „Fliegenden Holländer" ist das Vorhandensein des Bildes erklärt und begründet, wie wir bald erfahren werden. Eine solche Motivirung fehlt in der Wagner'schen Oper. In einem Schauspiel ist sie möglich, in einer Oper kaum, deshalb mußte man auf Anderes sinnen. Wagner scheint dies gefühlt zu haben, und traf — wenn ich nicht irre für Berlin — eine andere Anordnung, die nach meiner Ansicht diese verwundbare Stelle seines Werkes nur noch mehr hervortreten läßt. Neben der Eingangsthür im Hintergrunde befindet sich in der Mauer eine Nische, in dieser ist die ganze Figur des bleichen Mannes gemalt. Beim Erscheinen des gespenstischen Holländers im zweiten Act öffnet sich die Thür nach innen, legt sich fest wider die Mauer an und verdeckt so das Bild, und an Stelle des gemalten Holländers sieht Senta nun den lebendigen.*) Abgesehen davon, daß man hier noch mit größerem Recht wie bei dem Oelbilde fragen könnte: wie kommt ein portrait-

*) Dies Alles nach der Mittheilung von Fritz Brandt, jetzigem Maschinen-Director des Wagner-Theaters in Bayreuth.

ähnliches Frescogemälde des gespenstischen Holländers in die Mauernische des Schifferhauses? hat dies ganze Arrangement, dies rasche klappartige Verschwinden und Erscheinen etwas Taschenspielerisches, das an das Heine'sche geflügelte Wort: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei!" erinnern könnte — bei nur einigermaßen mangelhafter Wiedergabe auch erinnern und Heiterkeit hervorrufen würde, und somit den Eindruck der wunderbar ergreifenden Scene zerstören müßte. Und gelänge dieses scenische Experiment auch vollkommen, so wäre es erst recht des Meisters und seines herrlichen Werkes unwürdig.

Wie hat man nun in Weimar sich zu helfen gewußt, diese Bild-Klippe glücklich umschifft, an der selbst Wagner vergebens vorbeizukommen gesucht hat — genau wie es dem Original seines Holländers am Cap erging? — Wie schon gesagt: auf die einfachste, natürlichste Weise.

In dem Dorfe zieht ein fahrender Sänger ein; er bringt ein fliegendes Blatt „gedruckt in diesem Jahr", das die Legende von dem gespenstischen Holländer enthält und über derselben, in einem derben Holzschnitt, das Bild des für seine Frevel zu ewiger ruheloser Fahrt verdammten Mannes. Der Fahrende singt das Lied und verkauft das fliegende Blatt. Ein solches gelangt in die Wohnung Sentas und findet einen Platz auf der Wand in der Nähe ihres gewohnten Sitzes. Das stille, träumerische Mädchen hat auf diese Weise die Legende und das Schicksal des armen Ruhelosen kennen gelernt; sie singt das Lied leise für sich, nur mit Widerstreben vor ihren Gefährtinnen; sie versenkt sich in ihren stillen Stunden in den Anblick des Bildes, und ihre erregte Phantasie gestaltet den unbeholfenen Holzschnitt zu dem unheimlichen und doch bannenden Bilde des Mannes, von dem sie träumt — er erhält Leben, mit seiner gespenstischen Macht nimmt er ihre Seele, ihr ganzes Sein mehr und mehr gefangen.

Der Vorhang geht auf, zum zweiten Act. Man sieht Senta, von ihren spinnenden Gefährtinnen umgeben, auf der rechten Seite der Scene (die Eingangsthüre befindet sich im Hintergrunde mehr nach links). Sie ruht träumend in dem alten Großvaterstuhl und hat den Blick zur Seite gerichtet auf eine schmale Mauerfläche neben dem Fenster, auf der sich, durch einen derben Nagel befestigt, das fliegende Blatt mit der Legende und dem colorirten Holzschnitt des gespenstischen Holländers befindet. Sie träumt von dem armen ruhelosen Mann und immer erregter wird der Blick, der sich nicht von dem einfachen fingirten Conterfei abzuwenden vermag, dem ihr Sinnen und Sehnen Gestalt und Leben zu geben scheint. — Kein Mienenspiel, kein Blick des Auges geht auf *diese* Weise, in *dieser* Anordnung dem Publikum verloren, während bei dem Bilde im Hintergrunde, sei es ein Oelbild über der Thüre, sei es eine Freske auf der Mauer, Senta ihren Zuhörern mehr oder minder den Rücken kehren muß, und diese somit von ihrer Physiognomie, dem Spiegel ihres Seelenlebens, so gut wie nichts zu sehen bekommen. — Wo hier das Bessere, das Wahre liegt, wird dem Leser jetzt wohl nicht schwer werden heraus zu finden.

Senta singt die Ballade und immerfort darf sie die Blicke, dem Publikum sichtbar, nach dem unheimlichen Blatt auf der Mauer, das sie immerfort unwiderstehlich anzieht und gebannt hält, schweifen lassen — unmöglich ist dies, hängt das Bild im Hintergrunde.

Daland und der Holländer treten ein. Senta hat nach dem Abgang Eriks träumerisch den Refrain der Ballade gesungen, sich dann wieder in den Sessel geworfen und den Blick sinnend dem Bilde auf der Mauer zugewendet. Bei dem Geräusch, durch das Eintreten der Beiden verursacht, wendet sie sich jäh, dabei von ihrem Sitz emporfahrend — und die Gestalt, welche sie in ihrem Sinnen und Sehnen träumend geschaut, steht leibhaft vor ihr. Wiederum ein seelischer Vorgang, den das Publikum beobachtet, mit erlebt, was wiederum unmöglich wäre, hinge das Bild im Hintergrunde und würde Senta beim Erscheinen und Erblicken des Holländers den Zuschauern den Rücken kehren müssen.

Von wem dieser einfach geniale Gedanke, die Bildscene also einzurichten, ausgegangen, vermag ich nicht für bestimmt anzugeben. Ich fand die Scene bei meinem Eintritt in den Verband des Weimarer Hoftheaters in der geschilderten Form vor. Nur Zweien ist er zuzuschreiben: Frau von Milde oder Liszt, und soll ich meiner Vermuthung Worte leihen, so sagte ich: Frau von Milde hat den Gedanken ausgesprochen, Liszt ihn mit Enthusiasmus aufgenommen, zu dem seinigen gemacht und zur gelungenen Ausführung gebracht.

III.

Die Entstehungsgeschichte der Oper. — Heinrich Heines „Fliegender Holländer".

Wie ist der fliegende Holländer entstanden?

Richard Wagner hat es uns in seiner autobiographischen Skizze erzählt. Sehen wir zu, was er sagt und wie er die Entstehung seines Werkes zu erklären versucht.

Im Jahre 1842 hatte Laube — mit dem Wagner von Leipzig her befreundet war, dessen Bekanntschaft er wenige Jahre vorher in Paris erneuert hatte — den Componisten nach der glücklichen Aufführung seines „Rienzi" in Dresden gebeten, ihm einen Abriß seiner Lebensgeschichte zu senden, damit er sie für die von ihm redigirte „Zeitung für die elegante Welt" verarbeiten könne. Wagner folgte der Aufforderung und Laube leitete die Veröffentlichung der „vertraulichen Aufzeichnungen" mit folgenden Worten ein: „Der Pariser Drang hat den Musiker in aller Eile auch zum Schriftsteller gemacht: ich würde die Lebensskizze nur verderben, wenn ich daran ändern wollte."

Diese Autobiographie erschien in Nr. 5 und 6 der genannten Zeitung

vom 1. und 8. Februar 1843. 28 Jahre später, im Jahre 1871, folgte ein wörtlicher Wiederabdruck dieser Selbstbiographie in Form einer Broschüre (Leipzig, bei Franz Wagner, in 8° 30 S.) Zur selben Zeit (1871, Leipzig, bei C. W. Fritsch) ließ Wagner den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften und Dichtungen" erscheinen und die „Autobiographische Skizze" bildete den Anfang dieser Veröffentlichungen. Auch hier liegt ein fast wörtlicher Abdruck der Aufzeichnungen vom Jahre 1842 vor — bis auf eine kleine Stelle, die Wagner durchaus änderte, die aber gerade für unseren Zweck von größter Bedeutung ist. Beide Lesarten liegen mir vor. In der Selbstbiographie vom Jahre 1842, resp. ihrem wörtlichen Wiederabdruck in der Broschüre des Jahres 1871, sagt Wagner über die Entstehung seiner Oper „Der fliegende Holländer" bei Gelegenheit seiner Ueberfahrt von Riga nach London:

„— Diese Seefahrt wird mir ewig unvergeßlich bleiben; sie dauerte drei und eine halbe Woche und war reich an Unfällen. Dreimal litten wir von heftigstem Sturm, und einmal sah sich der Capitain genöthigt, in einen norwegischen Hafen einzulaufen. Die Durchfahrt durch die norwegischen Scheeren machte einen wunderbaren Eindruck auf meine Phantasie; die Sage vom fliegenden Holländer, wie ich sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann in mir eine bestimmte eigenthümliche Farbe, die ihr nur die von mir erlebten Seeabenteuer verleihen konnten."

In Paris, dem Ziel seiner langwierigen Reise angelangt, traf Wagner, wie sattsam bekannt, Meyerbeer, der ihn in freundlichster Weise aufnahm und in Verbindung mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet, setzte:

„— Es war dabei auf eine zwei- oder dreiactige Oper abgesehen," erzählt Wagner an obigem Orte weiter, „deren Composition für dieses Theater mir anvertraut werden sollte. Ich hatte für diesen Fall mich bereits mit einem Sujet-Entwurf vorgesehen. Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theil seines „Salons". Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opern-Sujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet mit dem Vorschlage, mir darnach ein französisches Textbuch machen zu lassen."

Also schrieb Wagner im Jahre 1842, höchstens zwei Jahre nach Fertigstellung des Gedichts und der Composition. Ganz anders aber lautet die hervorgehobene Stelle in dem Wiederabdruck der Selbstbiographie in dem ersten Bande der „Gesammelten Schriften und Dichtungen". Dort sagt Wagner, sich nach vierzig Jahren wohl verbessernd:

„— Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie; dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theile seines „Salons". Besonders die von Heine einem holländischen Theaterstücke gleichen Titels entnommene Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opern-Sujet zu benutzen. Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet mit dem Vorschlage, mir darnach ein französisches Textbuch machen zu lassen." —

Was konnte Wagner veranlaßt haben, die bedeutsame Stelle seiner ersten Niederschrift nach 40 Jahren also total zu verändern? Warum bestritt er jetzt Heine die Erfindung der „echt dramatischen Behandlung der Erlösung" des gespenstischen Oceanfahrers, und wies sie einem holländischen Theaterstück zu, das nicht existirt? Woher mag Wagner eine solche durchaus unwahre Kunde gekommen sein, die den todten Dichter noch im Grabe seines geistigen Eigenthums beraubt? Denn daß kein solches holländisches Stück existirt, noch jemals existirt hat, dafür werde ich sogleich den Beweis der Wahrheit antreten können und somit im Stande sein, Heine zurückzugeben, was ihm nun einmal, trotz der irrthümlichen Aeußerung Wagners, für immer und unbestreitbar gehört.

Doch sehen wir uns vorher den fliegenden Holländer Heines ein wenig näher an, was zu thun bis jetzt noch keinem der Herren Biographen Wagners eingefallen ist.

Im Jahre 1831 schrieb Heinrich Heine die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopsky, welche im „Salon" erschienen. In diesen Memoiren führt er seinen Helden von Hamburg über das Meer nach Amsterdam und läßt ihn im dortigen Theater (Capitel VII) einer fingirten Vorstellung eines Schauspiels „Der fliegende Holländer" beiwohnen. (Diese „Memoiren" erschienen in der Ausgabe von H. Heines sämmtlichen Werken vom Jahr 1867, die mir nur zugänglich ist, im IV. Bande unter den novellistischen Fragmenten.)

Heine läßt Herrn von Schnabelewopsky erzählen:

* * *

„Unvergeßlich bleibt mir die erste Seereise. Meine alte Großmuhme hatte mir so viele Wassermärchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdeck sitzen und an die alten Geschichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloß, dann sah ich sie wieder leibhaftig vor mir sitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und hastig bewegte sie wieder die Lippen, und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.

„Ich hätte gern die Meernixen gesehen, die auf weißen Klippen sitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte sie nur singen hören. —

„In der Nacht sah ich mal ein großes Schiff mit ausgespannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es aussah wie ein dunkler Riese in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

„In Amsterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, sah ich ihn leibhaftig selbst, den grauenhaften Mynheer, und zwar auf der Bühne."

* * *

„Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist euch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt schon seit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, so kommen Einige von der unheimlichen Mannschaft in einem Boote herangefahren, und bitten, ein Packet Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Mastbaum festnageln, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Briefe sind immer an Menschen adressirt, die man gar nicht kennt, oder die längst verstorben, so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urgroßmutter gerichtet ist, die schon seit hundert Jahr' im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes grauenhafte Schiff führt seinen Namen von seinem Capitain, einem Holländer, der einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigsten Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meere herumirren, es sei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weibertreue, und erlaubte daher dem verwünschten Capitain alle sieben Jahr' einmal an's Land zu steigen und zu heirathen, und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begiebt sich dann wieder an Bord.

„Auf diese Fabel gründete sich das Stück, das ich im Theater zu Amsterdam gesehen. Es sind wieder sieben Jahr' verflossen, der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt an's Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise, und wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel wird abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten; das Mädchen erwartet den Bräutigam, zagenden Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch-niederländischer Tracht darstellt; es ist ein altes

Erbstück und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr' in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familie sich vor dem Originale hüten sollten. Eben deshalb hat das Mädchen von Kind auf sich die Züge des gefährlichen Mannes in's Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch Jener ist betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorstelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von sich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, schildert er, wie Mynheer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts Anderes sei als ein Sarg von Fleisch, worin seine Seele sich langweilt, wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist; gleich einer leeren Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen, so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; sein Schmerz sei tief wie das Meer, worauf er herumschwimmt, sein Schiff sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung.

„Ich glaube, dieses waren ungefähr die Worte, womit der Bräutigam schließt. Die Braut betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Conterfei. Es ist, als ob sie sein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Katharina, willst Du mir treu sein? antwortet sie entschlossen: Treu bis in den Tod."

* * *

„— — Als ich in's Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck seines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu schauen ist. Er liebt sie und will sie verlassen, um sie nicht in's Verderben zu ziehen, und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet. Sie aber ruft mit lauter Stimme: Ich war Dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß ein sicheres Mittel, wodurch ich Dir die Treue erhalte bis in den Tod!

„Bei diesen Worten stürzt sich das treue Weib in's Meer, und nun ist auch die Verwünschung des fliegenden Holländers zu Ende, er ist erlöst, und wir sehen, wie das gespenstische Schiff in den Abgrund des Meeres versinkt."

Dies der „fliegende Holländer" Heines. Daß die ganze Handlung der Wagner'schen Oper auf diesem Entwurf, dieser fingirten theatralischen Darstellung in Amsterdam aufgebaut ist, von dem Diamantenhandel, der Werbung um die Tochter des Kaufmannes des ersten Acts an, bis zu der „Erlösung dieses Ahasverus des Oceans", selbst bis auf Sentas letzte Worte: „Treu bis in den Tod!" ist nicht zu bestreiten, ebenso wenig wie, daß Heine dadurch das Verdienst zuerkannt werden muß, Wagner die eigentliche dramatische Grundlage seines Meisterwerks gegeben zu haben.

Nun bleibt uns noch übrig zu untersuchen, ob Heine seine „echt dramatische Behandlung der Sage" einem vorhandenen holländischen Stück entlehnte, oder ob sie sein unbestreitbares geistiges Eigenthum ist.

Ich hoffe, erstere Annahme entkräften, letzteres beweisen zu können.

IV.

Das nicht existirende holländische Stück. — Heines Klage über seinen Holländer-Entwurf.

In der Saison 1848 auf 49 wirkte ich als Sänger bei der deutschen Oper zu Amsterdam, die damals im großen Theater, der „groote Schawburg" auf dem Leyd'schen Plein Vorstellungen gab. Der holländische Director hatte die deutsche Gesellschaft (eine recht bunte war es und recht bunt ging es oftmals bei ihr zu), angeworben und unsere Vorstellungen fanden abwechselnd mit denen der holländischen Schauspieler statt. Unter den letzteren befand sich ein junger Mann in meinem Alter, der, einer guten Familie entsprossen, seine Studien gemacht hatte, und dann aus wirklicher Liebe zur darstellenden Kunst Schauspieler geworden war. Er hieß Veltmann und spielte Charakterrollen und da er Talent, dabei die nöthige Bildung besaß, so zeichneten seine Darstellungen sich vortheilhaft vor denen seiner Collegen aus. Zu ihm fühlte ich mich weit mehr hingezogen als zu anderen Mitgliedern des Theaters, und so wurden wir denn mit einander bekannt und befreundet. Als ich im Jahre 1855 auf 56, vor meiner Uebersiedlung nach Weimar, abermals an derselben Stelle, doch nun als Leiter der deutschen Oper weilte, sah ich Veltmann wieder, der inzwischen eine Berühmheit der holländischen Schauspielerwelt geworden war. Man rühmte mir ihn ebenso als Künstler wie als Mensch, betonte sein ehrenhaftes Privatleben, seine Gewissenhaftigkeit nach jeder Richtung hin. Nachdem ich im Jahre 1880 mich im Archiv der großen Oper wiederum mit der Fliegenden-Holländer-Frage beschäftigt hatte, dachte ich an Veltmann, der mittlerweile zum Director der großen Amsterdamer Schawburg emporgerückt war. Ich wollte über das geheimnißvolle, von Richard Wagner angezogene holländische Stück, dem Heine den schönsten poetischen Gedanken seines fliegenden Holländers entliehen haben sollte, Auskunft haben und schrieb in diesem Sinne an Velt-

mann. An wen hätte ich mich auch besser wenden können als an den gebildeten Schauspieler, den gründlichen Kenner der dramatischen Literatur seines Vaterlandes, der noch dazu seit Anfang der vierziger Jahre, also fast seit jener in Frage stehenden Epoche, der holländischen Bühne angehört hatte? Am 14. Juni 1880 hatte ich ihm geschrieben, doch erst einen Monat später empfing ich Veltmanns Antwort. Unterm 14. Juli 1880 schrieb der nunmehrige Amsterdamer Theater-Director seinem „alten Collegen":

„Ich war einige Wochen im Auslande. Seit vier Tagen bin ich zurück. Bei meiner Heimkehr fand ich auf meinem Schreibtisch Ihre werthe Zuschrift vom 14. vorigen Monats. Ich will versuchen, Ihr Schreiben auf Deutsch zu beantworten. Wirklich für mich eine schwere Aufgabe, da ich seit meiner Jugend (etwa seit 40 Jahren) keinen deutschen Buchstaben niederschrieb.

„Sie verlangen von mir Auskunft über ein Schauspiel „Der fliegende Holländer", das vor 1842 erschienen und aufgeführt worden sein soll. Gleich bei meiner Ankunft habe ich dreien meiner Buchhändler aufgetragen, sich darnach zu erkundigen. (Er selbst kannte also kein solches, weder aus seiner langjährigen Praxis als Schauspieler, noch aus Ueberlieferungen.) Heute empfange ich Bericht, daß weder vor noch nach dem Jahre 1842 ein solches Stück in Holland erschienen ist. Also: ein solches existirt nicht. — Im Jahre 1861 aber hat Herr Director de Vries (der Vorgänger Veltmanns und seit Anfang der vierziger Jahre Director der großen Schawburg zu Amsterdam) aus dem Roman des Capitain Marryat (der fliegende Holländer) ein Spectakelstück durch W. N. Peypers (Schauspieler und Bühnenschriftsteller) schreiben lassen, das nicht im Druck erschienen ist, aber als Manuscript auf unserer Bühne ward aufgeführt. Das Libretto dieses Stückes übersende ich Ihnen anliegend. — Voila tous les renseignements que je puis vous donner." —

Dies Libretto, ein gedrucktes Programm, den Inhalt des Stücks erzählend, liegt vor mir; es trägt den Titel: „Het Spookschip, groot fantastisch Melodrama in zwen Tafereelen (Bildern), naar Aanleiding van Kapitein Marryats Roman: De vliegende Hollander," und der Verfasser W. N. Peypers nennt es in der Vorrede ein sogenanntes „Kermis-drama". Die Personen sind die des bekannten Marryat'schen Romans und die eigentliche Handlung hält sich mit einigen Abweichungen an dessen Inhalt. Hier erlöst der Sohn Philipp den Vater „van der Decken" (den fliegenden Holländer), der in den Armen seines Weibes Katharina stirbt und endlich die Ruhe im Grabe findet.

Dies Stück hat nicht das geringste gemein mit dem fliegenden Holländer Wagners oder Heines. Ein anderes holländisches Stück, die spukhafte Mär wiedergebend, existirt nicht und hat nie existirt. Wagner muß durchaus falsch berichtet worden sein. — Die Erfindung der echt dramatischen und hochpoetischen Erlösung des Ruhelosen ist und bleibt somit das geistige Eigenthum Heinrich Heines.

Fünf Jahre nach Wagner, 1876, machte Herr Glasenapp in seinem Buche: „Richard Wagners Leben und Wirken", einen schüchternen Versuch, an dem geistigen Eigenthum Heines, an dessen Anrecht auf die von ihm erzählte fingirte Darstellung des fliegenden Holländers zu rütteln. Er sagt (Bd. I. p. 75 des oben genannten Werkes): „— Heine seinerseits verdankte, wie vermuthet worden ist (!), die Anregung zu seiner Darstellung einem englischen Melodram von Fitzball, das während seiner Anwesenheit in London mit großem Erfolg gegeben wurde, in der aber die Verbindung des Holländers mit einem Erdenweibe nicht zum Zweck seiner Erlösung, sondern ihres Untergangs vor sich ging. So hatte der Stoff des fliegenden Holländers schon eine Vorgeschichte, noch ehe ihn Wagner aus der frivolen Umhüllung des ihm bei Heine gegebenen Zusammenhanges löste und in ihm durch die Macht seiner Töne die welterlösende Kraft der Liebe verherrlichte." Wie gewaltsam herbeigezogen erscheint nicht diese ganze unnöthige, weil nichts beweisende Mittheilung! Erst vermuthet man nur, daß Heine das englische Melodrama (ganz sicher wiederum mit Benutzung des bekannten Marryat'schen Romans zusammengestellt) gesehen — und am Schluß der wenigen Zeilen wird dies bereits als Gewißheit angenommen, denn da heißt es: „So hatte der Stoff des fliegenden Holländers schon eine Vorgeschichte!" Und dabei enthält das oben Mitgetheilte nur das Gegentheil von dem, was dem Heine'schen Entwurf seinen eigentlichen Werth verleiht, die Erlösung durch die Liebe und Treue eines Weibes! —. Dadurch, daß Herr Glasenapp die Loslösung des Stoffes aus der „frivolen Umhüllung" Heines Wagner als etwas Besonderes anrechnet, macht er dem Meister im Grunde kein Compliment. Dasselbe Kunststück findet sich auf den vorhergehenden Seiten ausgeführt und zwar nur mit Hilfe eines ganz gewöhnlichen Rothstifts und meines Copisten!

* * *

Ueber das Verhältniß Richard Wagners zu Heine wissen wir wenig, über die Art und Weise, wie er sich mit diesem über die Benutzung des von Heine erfundenen Entwurfs des fliegenden Holländers verständigt — nichts. Dafür hat uns Wagner ausführlich und mit einer erfreuenden Begeisterung erzählt, wie er sich nach dem Abbruch der Verhandlungen über das bekannte Opernproject mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet (wovon bald des Näheren die Rede sein wird), nach Meudon zurückzog und dort im Lauf von sieben Wochen sein Meisterwerk vollendete, das nicht als geringstes Kleinod in seiner Ruhmeskrone glänzt und sicher ebenso lange die Bewunderung des deutschen Volkes erregen wird, wie nur irgend ein anderes der großen reformatorischen Werke des Meisters von Bayreuth.

Auch aus: „Eine Mittheilung an meine Freunde," 1851 geschrieben, 1872 veröffentlicht im IV. Band von Wagners „Gesammelte Schriften und Dichtungen", erfahren wir nichts über die Fragen, welche uns hier beschäf-

tigen. Dort giebt Wagner uns werthvolle und hochintereſſante Aufſchlüſſe über ſeine Auffaſſung des ruhelos auf den Meeren Umherirrenden und des Weibes, das ihm durch Liebe Erlöſung bringt. Nach der philoſophiſch-äſthetiſchen Seite hin erfährt unſere Kenntniß des Werkes reichliche Belehrung, nur deſſen geſchichtliche Entwickelung bleibt unberührt. Und doch hat auch dieſe eine Berechtigung betont zu werden; ſie iſt unſeres Intereſſes würdig und dabei nöthig zur vollen Kenntniß des Kunſtwerks und des Künſtlers, der es geſchaffen. Fahren wir deshalb fort, uns dieſelbe auf anderem Wege zu verſchaffen.

Durch Mittheilungen Heinrich Laubes wiſſen wir, daß dieſer es war, der Wagner bei Heine einführte. Beide, die zu derſelben Zeit, 1836, ſich verheirathet hatten, trafen ſich 1839 in Paris wieder. Strodtmann, der Biograph Heines, erzählt darüber: „Laube, welcher von ihm (Heine) allen franzöſiſchen Schriftſtellern von Ruf und Talent vorgeſtellt wurde, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, welcher damals den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Muſikus mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börſe und einem furchtbar großen, furchtbar viel freſſenden neufundländiſchen Hunde an Bord eines Segelſchiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu gehen, in der Hoffnung, dort Gold und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm concurrirt, wo Alles erkauft, wenigſtens bezahlt werden muß, auch das Verdienſtvolle, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieſer Zuverſicht eines deutſchen Künſtlers.“

Das iſt die ganze Ausbeute, welche die Strodtmann'ſche große Heine-Biographie über das Verhältniß Wagners zu dem Dichter des fliegenden Holländer-Entwurfs bietet. Das Wenige, welches der Verfaſſer weiter noch beifügt, iſt der Autobiographie des Meiſters entnommen.

Aus dieſer erfahren wir nur noch Folgendes: „Im Winterhalbjahre 1839 zu 1840,“ ſagt Wagner an obigem Orte, „componirte ich außer einer Ouverture zu Göthes Fauſt, I. Theil, mehrere franzöſiſche Lieder, unter andern auch eine für mich gemachte franzöſiſche Ueberſetzung der beiden Grenadiere von H. Heine.“

Das iſt Alles. Ueber weitere Beziehungen zu Heine, über die Natur der Verſtändigung mit demſelben im Hinblick auf deſſen Holländer-Entwurf findet ſich nirgendwo das Allergeringſte aufgezeichnet. Indeſſen, Wagner betont in beiden Ausgaben ſeiner Autobiographie dieſe Verſtändigung mit Heine, und an den Worten des Meiſters darf wohl nicht gezweifelt werden. Seltſam muß uns deshalb eine Klage Heines berühren.

Am 9. November 1842 wurde in der Pariſer Académie-royale de Musique „le Vaisseau fantôme“ zum erſten Male aufgeführt. Es war dies, wie ſchon angedeutet, die von Dietſch componirte Oper, die denſelben Stoff behandelte, den Wagner, nach dem Heine'ſchen Entwurf des fliegenden

Holländers, in einem fertigen Scenarium dem Director der großen Oper abgetreten hatte. — Im Grunde hatte dies Scenarium nur die Anregung zu obiger Oper gegeben, denn die Führung der Handlung war eine sehr verschiedene von der des fliegenden Holländers Wagners, wie wir dies in den nächsten Abschnitten sehen werden. Die Oper von Dietsch gefiel nicht, sie mißfiel sogar, und nach wenigen Wiederholungen verschwand sie für immer von dem Repertoir der großen Oper. — Soviel ich zu wissen glaube, wurde nicht einmal ein Clavierauszug davon verlegt, und das Textbuch dürfte heute kaum noch aufzutreiben sein. —

In seinem zweiten Bericht über die Pariser „Musikalische Saison von 1843" an die „Augsb. Allg. Zeitung" vom 26. März 1843*), spricht Heine u. A. von den neuen Opern der Saison: „Don Pasquale" „Teufels Antheil" und „Charles VI." Dann macht er mit einem klagenden Seufzer seinem Herzen über das „Vaisseau fantôme" Luft und sagt:

„Der fliegende Holländer von Dietsch ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast ganz mundgerecht für die Bühne ersonnen, in dem französischen Texte verhunzt worden."

Seltsam, daß Heine kein Wort über die Wagner'sche Composition, die doch auf dem von ihm „mundgerecht für die Bühne ersonnenen" Entwurf aufgebaut war, hinzufügte! Er muß doch nach der Verständigung mit Wagner Kenntniß von dem Vorhandensein, wohl auch von der Vollendung des Werkes gehabt haben, und er hätte sicher mit einer freudigen Zuversicht auf einen besseren Erfolg davon reden können. Kein Wort über Wagners Benutzung seines Entwurfs, nur die Betonung, daß er ihn „mundgerecht für die Bühne ersonnen" habe, somit als sein geistiges Eigenthum betrachtete.

Von Wagner scheint Heine nur zu wissen, daß derselbe Paris verlassen hat. Denn in demselben Bericht, kurz nach der oben citirten Stelle und nachdem er Conradin Kreutzer vor Paris und den „abgefeimten Roués der Pariser Komödiantenwelt" gewarnt, sagt er gleichsam als Beleg für diese seine Warnung:

„Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich, der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Project, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffelland zurückflatterte."

Ob Heine später sich in irgend einer Weise über den in Deutschland aufgeführten „Fliegenden Holländer" von Wagner geäußert hat, vermag ich nicht anzugeben: trotz emsigsten Forschens war ich nicht im Stande, irgend etwas darüber aufzufinden. — Strodtmann muß es wohl ebenso ergangen sein. — Der Wißbegierige muß sich mit dem Mitgetheilten begnügen und sich daraus ein Urtheil bilden.

*) H. Heines sämmtliche Werke, Hamburg 1867, Bd. IV. p. 385 u. f.

V.

Richard Wagners Wohnung und Aufenthalt in Paris; seine Beziehungen zu Leon Pillet, Director der großen Oper.

Es waren traurige Zeiten, die Wagner in Paris verlebte.

Er selbst bezeichnet sie in seiner Autobiographie als „unrühmliche“: man darf dreist weiter gehen und sie entwürdigende nennen — entwürdigend für den Mann, in dessen Haupte damals schon die gewaltigen Ideen gährten, welche das Opernwesen von Grund aus umgestalten sollten; entwürdigend für den Künstler, dessen Genius im Stande war, in der kurzen Dauer von wenigen Wochen ein Werk zu schaffen, wie der fliegende Holländer, das, als erster Schritt auf dem mit vollem Selbstbewußtsein eingeschlagenen neuen Wege, eine künstlerische That von größter, folgewichtigster Tragweite genannt werden muß, das als Meisterwerk für alle Zeiten gelten und als solches seine Bewunderer finden wird.

Es war eine traurige, entwürdigende Zeit für den jugendlichen Meister, dies künden die darauf bezüglichen Stellen seiner Selbstbiographie — weit mehr noch das, was sie uns ahnen lassen. Was Wagner in jenen Bekenntnissen nicht auszusprechen wagte, das ließ er offen und mit aller herber Bitterkeit, die sich in ihm angesammelt hatte, in den novellistischen Arbeiten jener Zeit, besonders in der ergreifenden Schilderung: „Ein Ende in Paris“ ausklingen. Denn daß es seine eigenen Erlebnisse sind, die er uns dort erzählt, daran zu zweifeln wäre Sünde gegen den Meister. Das Gesagte bekunden ferner noch die, wenn auch spärlichen Mittheilungen Laubes, wie auch das, was mir über jene Zeit und Wagners Leiden noch zu sagen übrig bleibt, einen neuen Beitrag dafür liefern wird.

Glasenapp erzählt in seinem früher angeführten Werke (R. Wagners Leben und Wirken, Cassel u. Leipzig 1876), daß Wagner sich bei seiner Ankunft in Paris, gegen Ende des Jahres 1839, in der Rue de la Tonnellerie einmiethete.*) Ich habe sie wohl gekannt, diese Straße de la Tonnellerie, noch bevor Wagner mit seiner Frau und seinem großen Hunde dort in einem Garni fast letzten Ranges (andere gab es in dieser Straße nicht) einzog. Nicht weit davon, in demselben Häuser-Carré, wohnte damals, sechs Treppen hoch unter dem Dache, ein deutscher Musiker, ein Kölner Landsmann und ein Universalgenie, oder nennen wir ihn bescheidener ein Allerweltsmusikante, denn er tractirte alle möglichen, selbst unmöglichen Instrumente: die Geige und das Clavier, Flöte und Horn, Pauken und Triangel, Guitarre und Piccolo, sogar das damals neumodische Cornet-à-Piston

*) Glasenapp schreibt wiederholt (Bd. II. p. 89 u. 91) „Tonneterie“. Eine Straße solchen Namens giebt und gab es in Paris nicht, ebenso wenig wie eine „Rue de la Bonneterie“. Es ist eben die oben angegebene Straße, womit auch alles Sonstige übereinstimmt.

und zum Ueberfluß noch den ledern Serpent; er nannte sich auf seiner Karte „Professeur de Musique", war Chef d'orchestre eines Balls der Barrière von zweifelhafter Güte und Dirigent eines deutschen, speciell kölnischen Männergesang-Vereins, der seine Proben und Concerte in den schiefen Dachappartements von Holds (dies war sein Name) bescheidener Wohnung des Hallenviertels abhielt. Dort kamen wir Abends, so oft es nur anging, zusammen, junge Arbeiter und Künstler, größtentheils kölnische Landsleute, und freuten uns unseres Daseins, plauderten, lachten und sangen. Es war ein lustiges Leben, das wir führten, bei dem petit vin, dem köstlichen weißen Brod und unsern Liedern und Chören. Hell und weit drang unser Gesang über die Dächer und thönernen Kaminwälder der Häuser und hinab in die engen Straßen und Gassen des Hallenviertels. Wagner hätte uns hören können und hätten wir gewußt, daß ein armer deutscher Musiker in unserer Nähe weilte, wir würden ihn hinaufgeholt haben in unseren lustigen kölnisch-pariser Mansardenhimmel; und wenn wir auch nicht im Stande gewesen wären, dem Ideen-Gange des Musiker-Meisters zu folgen, ebenso wenig wie ihn in seinem Ringen nach einer würdigen Stellung, gewünschter Beschäftigung und Anerkennung seines künstlerischen Wollens zu unterstützen, so würde er doch als deutscher Landsmann sich in unserem Kreise erfreut und die Sorgen des Tages vergessen haben. — Doch er hörte uns nicht, und wir hatten keine Ahnung davon, daß so ganz in unserer Nähe der Mann wohnte, der bald als Reformator der Oper auftreten und sich dadurch und durch seine Werke den Dank aller Deutschen und einen unsterblichen Namen erwerben sollte.

Ja, ich habe sie wohl gekannt, die alte, düstere Rue de la Tonnellerie, mit ihrer ganzen gleichartigen, ihr durchaus würdigen Umgebung: der Rue de la Fromagérie, de la petit Fripérie, du Marché-aux-Poires und wie sie alle heißen! Es war eine enge, schmutzig-düstere Straße, welche die Rue St. Honoré mit den Hallen verband, nicht lang, dafür von hohen, fünf- und sechsstöckigen Häusern eingesäumt, die alt und herabgekommen mit ihren schwarzdunklen engen Alleen, ihren kleinen düstern Boutiquen einen nichts weniger als einladenden Eindruck machten. Das ganze Viertel war noch genau dasselbe wie vor 50 und 60 Jahren und lieferte ein getreues Bild des Paris des vorigen Jahrhunderts. Wagner, der nach seinen eigenen Worten hier „eine neue Bahn, die der Revolution gegen die künstlerische Oeffentlichkeit der Gegenwart", betrat, hätte sich von seiner Wohnung aus ganz gut im Geiste in das Paris jener andern großen politischen, gegen das Königthum gerichteten Revolution von 1789 versetzen können. — Nur ausnahmsweise drang ein Sonnenstrahl in diese Gassen, die dafür auch selten von Schmutz und Koth, nimmer von Gemüseabfällen frei wurden. Denn schon um Mitternacht begannen die Maraîchers der Umgegend von Paris, welche ihre Gemüse nach den Hallen, dem Marché des Innocents, brachten, die Rue de la Tonnellerie polternd, mit dumpfem

Kollern zu durchfahren, um dann ihre Kohlköpfe und andere Gemüse-Häupter pyramidenartig an den Giebelwänden der Häuser fast bis zu den zweiten Stockwerken hinauf aufzubauen. So herrschte denn Tag und Nacht ein betäubendes Geräusch in den Straßen — das nur von uns, die wir ja sechs Stockwerk hoch über dem Erdboden und dem Himmel so nahe uns des Lebens und unserer Jugend freuten, nicht beachtet wurde. Dabei war die Rue de la Tonnellerie von immerwährenden penetranten Düften von Gemüse, Obst und Käse erfüllt, wie Zola sie in seinem „Ventre de Paris" besungen und verewigt hat, die Herrn Professor Jäger ganz bestimmt zu einem willkommenen Studium gedient hätten, die aber uns — und gewiß auch Wagner — einfach pestilenzialisch vorkamen.

Das war die Straße, in der Richard Wagner bei seiner Ankunft in Paris vor nunmehr bald fünf und vierzig Jahren wohnte, wo er kämpfte, hoffte und darbte und so herbe Enttäuschungen erlitt. Heute, und schon seit etwa 1850 (Erbauung der heutigen großen „Halles centrales"), ist sie mit ihrer ganzen Umgebung verschwunden: die boulevardartige Rue du Pont-neuf hat mit ihrer Fortsetzung die Rue de la Tonnellerie und die ganze Sippschaft der engen und schmutzigen Gassen und Gäßchen des alten Hallenviertels unbarmherzig verschlungen. Stünde es anders, existirte die Rue de la Tonnellerie heute noch, so hätten die Deutschen in Paris, wie allerorten, wohl ein Recht, das Haus, welches dem Meister von Bayreuth zur Zeit seiner Wander- und Leidensjahre in der entscheidendsten Epoche seines Lebens ein Obdach gewährte, mit einer Gedenktafel zu schmücken, wie eine solche das Geburtshaus Molières zierte.*)

* * *

Laube besuchte Richard Wagner in dieser Wohnung der Rue de la Tonnellerie. Er erzählt darüber: „Es war ein merkwürdiger Contrast, als ich nach einer langen Unterredung mit Meyerbeer hinüberging in die ärmliche Wohnung Wagners und nun diesen rhapsodiren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohlausgeglichene Glätte des melodischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichthum der äußeren Mittel, hier Armuth." — Trotz diesen Gegensätzen der Verschiedenartigkeit der künstlerischen Anschauungen und Thätigkeit der beiden Componisten, war Meyerbeer, nach Wagners eigenen Aeußerungen, doch der einzige Mensch, der dem armen thatendurstigen Musiker beistand und ihm die Wege zu dem geträumten Ziel zu ebnen trachtete. Wagner hatte Meyerbeer auf seiner Reise von London nach Paris

*) Dasselbe befand sich in der alten Rue de la Tonnellerie, Nr. 33. Heute ist es mit der Straße verschwunden. Doch hat man dafür das auf seiner Stelle in der neuen Rue du Pont-neuf erbaute Haus, mit Nr. 31 bezeichnet, mit der betreffenden Denktafel geschmückt. Hat Wagner 1839 nun wirklich in diesem Hause Nr. 33 (wie Glasenapp angiebt), und nicht in dessen Nähe gewohnt, so stünde dem Anbringen einer solchen Gedenktafel in Bezug auf die Platzfrage auch heute noch nichts im Wege.

kennen gelernt, ihn mit den beiden ersten fertigen Acten seines „Rienzi", mit seinen Wünschen und Hoffnungen bekannt gemacht, und Meyerbeer sagte dem Landsmann und Collegen „auf das Freundlichste seine Unterstützung in Paris zu".

Wagner sagt also und erzählt dann weiter. — Ich citire die Worte seiner Autobiographie, damit wir seine Beziehungen zu Leon Pillet, dem Director der Pariser großen Oper, vorerst durch ihn selbst kennen lernen. Auch halte ich dies in Bezug auf den Meister für passender, als eine schon mehrfach beliebte Umschreibung seiner Mittheilungen.

„Mit sehr wenig Geld, aber den besten Hoffnungen betrat ich nun Paris. Gänzlich ohne alle Empfehlungen, war ich einzig nur auf Meyerbeer angewiesen; mit der ausgezeichnetsten Sorgsamkeit leitete dieser für mich ein (in der Ausgabe von 1871 lautet dieser Satz: „schien dieser für mich einzuleiten"), was irgend meinen Zwecken dienlich sein konnte, und gewiß wäre ich bald zu einem erwünschten Ziele gekommen, hätte ich es nicht so unglückich getroffen, daß gerade während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthalts Meyerbeer meistens und fast immer von Paris fern war. Auch aus der Entfernung suchte er mir zwar nützlich zu sein, nach seinen eigenen Voraussagungen konnten briefliche Bemühungen aber da von keinem Erfolg sein, wo höchstens das unausgesetzte persönliche Eingreifen von Wirkung werden kann."

Dieser Beistand Meyerbeers bezog sich vorerst auf Empfehlung des deutschen Musikers an den Director des Renaissancetheaters, auf welcher Bühne Wagner seine Magdeburger Oper: „Das Liebesverbot" einzuführen trachtete. Das Theater machte bankerott und die bereits eingeleitete Aufführung unterblieb. Wagner arbeitete nun wieder an seinem „Rienzi" und besuchte dabei die drei lyrischen Theater. Seine scharfe Kritik und Abweisung der damaligen italienischen Oper berührt uns hier nicht, wohl aber das, was er über die große Oper sagt. In der Autobiographie von 1842 und 1871 lautet die darauf bezügliche Stelle:

„Die große Pariser Oper ließ mich gänzlich unbefriedigt durch den Mangel allen Genies in ihren Leistungen: Alles fand ich gewöhnlich und mittelgut. Die Mise-en-scène und die Decorationen sind mir, offen gesagt, das liebste an der ganzen Académie royale de musique."

Dies harte Urtheil ergänzt Wagner in der 1872 erschienenen „Mittheilung an meine Freunde" folgendermaßen und hier klingen seine Worte über die Mise-en-scène wahrhaft begeistert:

„Wenn ich den glänzenden Aufführungen der großen Oper beiwohnte, was übrigens nicht häufig geschah, so stieg mir eine wollüstig schmeichlerische Wärme auf, die mich zu dem Wunsche, zu der Hoffnung, ja zu der Gewißheit erhitzte, hier noch triumphiren zu können: dieser Glanz der Mittel, von einer begeisternden künstlerischen Absicht verwendet, schien mir der Höhepunkt der Kunst zu sein, und ich fühlte mich durchaus nicht unfähig, diesen Höhe-

punkt zu erreichen. Außerdem entsinne ich mich einer sehr bereitwilligen Stimmung, mich an allen Erscheinungen jener Kunstwelt zu erwärmen, die irgendwie meinem Ziele verwandt sich darstellten: das Seichte und Inhaltlose verdeckte sich mir durch einen Glanz der sinnlichen Erscheinung, wie ich ihn noch nie wahrgenommen hatte."

Endlich sollte er auch mit dem Leiter der großen Oper, Leon Pillet, in Berührung kommen und seinen Wünschen in Bezug auf die Composition einer Oper für die Académie royale de musique näher treten dürfen — wenn auch wiederum ohne Erfolg — vielleicht zu seinem Heil und dem seines deutschen Vaterlandes!

Wie dies gekommen und was daraus erfolgte, erzählt Wagner in seiner Niederschrift vom Jahre 1842 also:

„Plötzlich (im Sommer 1840) erschien Meyerbeer auf eine kurze Zeit wieder in Paris. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme erkundigte er sich nach dem Stande meiner Angelegenheiten und half, wo er nur konnte („und wollte helfen", heißt es 1871). Nun setzte er mich auch in Verbindung mit dem Director der großen Oper, Leon Pillet, es war dabei auf eine zwei- oder dreiactige Oper abgesehen, deren Composition für dieses Theater mir anvertraut werden sollte. Ich hatte für diesen Fall mich bereits mit einem Sujet-Entwurf vorgesehen. Der fliegende Holländer, dessen innige Bekanntschaft ich auf der See gemacht hatte, fesselte fortwährend meine Phantasie, dazu machte ich die Bekanntschaft von H. Heines eigenthümlicher Anwendung dieser Sage in einem Theile seines „Salons", besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Behandlung der Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab mir Alles an die Hand, diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. (Die hiervon abweichende Lesart von 1871 haben wir im dritten Abschnitt kennen gelernt.) Ich verständigte mich darüber mit Heine selbst, verfaßte den Entwurf und übergab ihn dem Herrn Leon Pillet, mir danach ein französisches Textbuch machen zu lassen.*)

„So weit war Alles eingeleitet, als Meyerbeer abermals von Paris fortging und die Erfüllung meiner Wünsche dem Schicksal überlassen mußte. Bald war ich erstaunt, von Pillet zu erfahren, daß ihm der von mir überreichte Entwurf so sehr gefallen, daß er wünschte, ich träte ihm denselben ab. Er sei nämlich genöthigt, einem ältern Versprechen gemäß einem andern Componisten baldigst ein Opernbuch zu übergeben: der von mir verfaßte Entwurf scheine ihm ganz zu solchem Zwecke geeignet, und ich würde wahrscheinlich kein Bedenken tragen, in die gebetene Abtretung einzuwilligen, wenn ich überlegte, daß ich vor dem Verlauf von vier Jahren mir unmöglich Hoffnung machen könnte, den unmittelbaren Auftrag zur Composition einer Oper zu erhalten, da er erst noch Zusagen an mehrere Candidaten der

*) Eine Wiederholung dieser schon früher citirten kurzen Stelle war hier nicht zu umgehen, der Leser mag sie mir deshalb vergeben.

großen Oper zu erfüllen habe; bis dahin dürfte es mir natürlich doch auch zu lang werden, mich mit diesem Sujet herumzutragen, ich würde ein neues auffinden und mich gewiß über das gebrachte Opfer trösten. Ich bekämpfte hartnäckig diese Zumuthung, ohne jedoch etwas Anderes, als die vorläufige Vertagung der Frage ausrichten zu können. Ich rechnete auf eine baldige Wiederkunft Meyerbeers und schwieg."

Gar oft wird Wagner bei diesen Verhandlungen den Weg von seiner düstern Wohnung nach der Rue Lepelletier, oder vielmehr nach der Rue Grange Batelière (seit 1851 Rue Drouot), wo sich die Administration der großen Oper (in dem ehemaligen Hotel des Herzogs von Choiseul), befand, gemacht haben, um dort in dem Vorzimmer des Cabinets des Directors lange bittere Stunden des Wartens zu durchleben, bis es endlich dem Herrscher des Pariser Operntempels gefiel, den deutschen Musiker anzunehmen — oder abzuweisen und auf einen andern Tag zu vertrösten! Davon hat Wagner uns in seiner Selbstbiographie nichts erzählt; bittere Scham und Zorn mußten ihm solchen Bericht unmöglich machen und den Mund verschließen. Dafür redete er an anderer Stelle und machte seinem empörten Herzen über eine solche ihm widerfahrene entwürdigende Handlungsweise Luft. In der von bitterem Weh durchtränkten Novelle „Ein Ende in Paris", schildert er mit grellen Farben, mit überwallender Entrüstung solche Antichambre-Scenen, und keinen Augenblick darf daran gezweifelt werden, daß, wenn Wagner sie auch einem Dritten in den Mund legt, es seine eigenen Erlebnisse, seine eigensten Empfindungen sind, die er dort kundgiebt, und die somit eine unbestrittene Ergänzung seiner Autobiographie bilden. Wir müssen sie kennen lernen.

Der deutsche Künstler, welcher all' seine Hoffnungen grausam vernichtet sieht, der arm, verzweifelnd, dem Wahnsinn nahe, Paris durchirrt, sich in ein enges Gäßchen auf dem Montmartre verkriecht, um dort zu sterben, wird von dem einzigen theilnehmenden Freunde — einem Landsmanne natürlich! — den er in Paris getroffen, mit allem Eifer gesucht, ohne daß es diesem gelingen will, den „bejammernswerthen Freund" zu finden. „An allen Orten, die mit der Musik nur einigen Zusammenhang hatten, erkundigte er sich: — nirgends aber auch nur die geringste Nachweisung! Nur *in den heiligen Antichambren der Oper* entsannen sich die Untersten der Angestellten einer traurigen, kläglichen Erscheinung, die sich oft gezeigt und auf Audienzen gewartet habe, von der man natürlich aber weder Namen noch Wohnung wußte." — Endlich erhält er einen Brief, in dem der so eifrig Gesuchte und bis jetzt Unauffindbare ihm schreibt: „*Lieber, komm', mich sterben zu sehen!*" Die Adresse ist beigefügt und der Freund findet den Musiker in seiner Dachwohnung des engen Gäßchens auf dem Montmartre. Im Verlauf dieses letzten Gesprächs, das Beide zusammen haben, enthüllt der Musiker dem Freund sein Inneres, schildert ihm bald mit Worten, schmerzdurchzuckt, bald mit einer beißenden Ironie, was er gelitten, wie es

geſchehen und durch wen. „Höre!“ — ſo ſagt er — „wenn ich es recht überlege, und des Zuſtandes gedenke, in welchem Du mich jetzt antriffſt, ſo finde ich für unnöthig, Dich verſichern zu müſſen, daß mein Schickſal kein ſchönes geweſen ſei. Faſt brauche ich Dir wohl auch nicht die Einzelheiten aufzuzählen, in denen mein enthuſiaſtiſcher Glaube umkam. Es genüge zu ſagen, daß es nicht Klippen waren, an denen ich ſcheiterte! — O, glücklich der Schiffbrüchige, der im Sturm zu Grunde geht! — Nein, daß es Sumpf und Moraſt war, in dem ich verſank. Dieſer Sumpf, mein Theurer, umgiebt aber alle die ſtolzen, glänzenden Kunſttempel, nach denen wir armen Narren mit ſolcher Inbrunſt wallfahrten, als ob in ihnen das Heil der Seele zu erwerben wäre. Glücklich der Leichtfertige! Mit einem einzigen gelungenen Entrechat iſt er im Stande, über den Sumpf hinwegzuſetzen. Glücklich der Reiche! Sein wohlzugerittenes Pferd bedarf nur eines Druckes der goldenen Sporen, um ihn ſchnell hinüber zu tragen. Wehe aber dem Enthuſiaſten, der, dieſen Moraſt für eine blühende Wieſe haltend, rettungslos in ihm verſinkt und Fröſchen und Kröten zur Speiſe wird! — Siehe, mein Guter, dies böſe Ungeziefer hat mich verzehrt, es iſt kein Tropfen Blutes mehr in mir! — Soll ich Dir ſagen, wie es mir ging? — Warum dies! — Du ſiehſt mich unterliegen; es genüge daher nur noch zu ſagen, daß ich nicht auf dem Schlachtfelde erlegt wurde, ſondern daß ich — entſetzlich iſt es zu ſagen! — in den Antichambren vor Hunger umkam! Es iſt etwas Furchtbares, dieſe Antichambre, und wiſſe, daß es in Paris deren viele, ſehr viele giebt, — mit Bänken ſowohl von Sammet als von Holz, geheizt und nicht geheizt, gepflaſtert und nicht gepflaſtert! —

„In dieſen Antichambren habe ich ein ſchönes Jahr meines Lebens verträumt. Mir träumte da viel und wunderbar, tolle, fabelhafte Dinge aus „Tauſend und eine Nacht“, von Menſchen und Vieh, von Gold und von Schmutz. Mir träumte von Göttern und von Contrabaſſiſten, von brillantenen Tabatièren und erſten Sängerinnen, von Atlasröcken und verliebten Lords, von Choriſtinnen und Fünffrankenſtücken. Dazwiſchen war es mir oft, als hörte ich den klagenden geiſterhaften Ton einer Hoboe; dieſer Ton durchdrang mir alle Nerven und durchſchnitt mein Herz. Eines Tages, als ich am allerverwirrteſten geträumt und jener Hoboe-Ton mich am ſchmerzlichſten durchzuckt hatte, wachte ich plötzlich auf und fand, daß ich wahnſinnig geworden ſei. Ich entſinne mich zum wenigſten, daß ich — was ich ſo oft gethan — vergaß, nämlich dem Theaterdiener meine tiefſte Verbeugung zu machen, als ich die Antichambre verließ — beiläufig geſagt, der Grund, daß ich nie wieder wagte, in dieſelbe zurückzukehren, denn wie würde mich der Diener empfangen haben!“

Es wird unnöthig ſein, ähnliche noch folgende Stellen hier mitzutheilen, das Geſagte dürfte genügen, um begreiflich zu machen, welche Demüthigungen Wagner bei ſeinem Antichambriren vor Leon Pillets Cabinet zu erdulden, hinunter-

zuwürgen hatte. Was war auch dem allmächtigen Director der Académie royal de Musique, der so vielfach in Anspruch genommen, von allen Seiten umschmeichelt wurde — was war diesem Manne der arme unbekannte deutsche Musiker, der da die tolldreiste Idee hatte, eine Oper für das Welttheater der Rue Lepelletier zu schreiben?

Noch Schmerzvolleres, Demüthigenderes als Wagner es an beiden Orten schilderte, war ihm bei der letzten entscheidenden Unterhandlung mit Leon Pillet zu Theil geworden. Ich erfuhr es später von einem Augenzeugen, und werde es dem Leser nicht vorenthalten. Vorerst mag Wagner die Katastrophe, welche nicht ausbleiben konnte, selbst erzählen:

Nach dem Winter 1840 auf 1841, den er durch Lohnarbeit für Schlesinger, nach seinen eigenen Worten „auf das Unrühmlichste" verbrachte, zog er auf das Land nach Meudon. Dort war es, wo sich das Schicksal seines Opern-Entwurfs, und man darf dreist sagen, sein eigenes entschied. Er sagt darüber: „Ich erfuhr, daß mein Entwurf des Textes zum „Fliegenden Holländer" bereits einem Dichter, Paul Fouché, übergeben war, und ich sah, daß, erklärte ich mich endlich zur Abtretung desselben nicht bereit, ich unter irgend einem Vorwande gänzlich darum kommen würde. Ich willigte also endlich für eine gewisse Summe in die Abtretung meines Entwurfes ein. Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mein Sujet selbst in deutschen Versen auszuführen." — Nun componirte Wagner in einer mächtig auflodernden Begeisterung die ganze Oper in sieben Wochen und sandte die fertige Partitur, auf Meyerbeers Unterstützung bauend, an diesen nach Berlin. Doch er sollte hier noch lange auf das Inslebentreten seines Werkes zu warten haben. Die erste Aufführung des „Fliegenden Holländer" fand (nach dem „Rienzi") am 2. Januar 1843 in Dresden statt, Cassel folgte, dann Riga, beide noch in demselben Jahre, und erst 1844 erschien dies erste reformatorische Werk Wagners auf der Berliner Hofbühne, um dann, nach der Weimarer Aufführung unter Liszt, seinen Weg nach allen deutschen Bühnen zu finden, allüberall ungewöhnlichen, tiefen Eindruck und glühende Begeisterung erregend.

Was war mittlerweile aus dem von Wagner dem Director der großen Oper „für eine gewisse Summe" abgetretenen scenischen Entwurf des fliegenden Holländers geworden?

Meine eigenen Erlebnisse werden diese Frage beantworten.

(Schluß folgt.)

Illustrirte Bibliographie.

Deutsche Renaissance in Schlesien. Aufgenommen und herausgegeben von Max Bischof, Architekt in Dresden. Leipzig, E. A. Seemann

Als Separatausgabe aus Ortwein-Scheffers „Deutsche Renaissance" erscheinen unter obigem Titel sechs Lieferungen dieses schönen Prachtwerks. Die vorliegenden vier beschäftigen sich mit den Renaissance-Denkmalen der Städte Breslau, Neisse, Oels und Liegnitz.

Die Stadt Breslau hat zwar keine Kunstwerke der Renaissancezeit von hervorragender Bedeutung aufzuweisen, sie bietet aber gewisse Eigenthümlichkeiten dar, die einen sicher ausgebildeten Localstil erkennen lassen. Sowohl die bildende Kunst als das Kunstgewerbe liefern reichliches Material, ein Material, welches ein fast lückenloses Bild von den frühesten Anfängen des neuen Stils und seiner Entwickelung bis zum schließlichen Verfall der Kunstformen zu entwerfen gestattet. Im 16. und 17. Jahrhundert herrschte in Breslau eine rege Bauthätigkeit. Es waren theils heimische, theils von außen herangezogene Meister, welche in der Formensprache der Renaissance zu dem Bewohner Schlesiens redeten.

Wir können an dieser Stelle natürlich nur der hervorragendsten Denkmäler Erwähnung thun, die in der reichen Sammlung Bischofs bildlich dargestellt und in Worten erläutert sind. Zu diesen zählen wir gewisse Giebelhäuser vom Breslauer Ring, welche sich wie wenige derartige Baudenkmäler bis zum heutigen Tage ziemlich unangetastet erhalten haben. Nur selten läßt sich ein Giebelhaus des 16. Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Form wiedererkennen, am allerwenigsten, wenn als Material Ziegelsteine mit Verputz zur Anwendung kamen. Der frei aufragende Giebel war viel zu sehr Wind und Wetter oder Brandschäden ausgesetzt, als daß nicht wiederholte Veränderungen und Erneuerungen der Façade nothwendig gewesen wären. Das Giebelhaus am Breslauer Ring Nr. 2 (Blatt 6) hat sich ziemlich unverändert erhalten: am Giebelfuß sind heraldische Greifen angebracht. Schwache Gesimse trennen die einzelnen Stockwerke und lassen vermuthen, daß die glatten Flächen einst durch Malereien belebt waren. Nach dem reich verzierten Portal zu schließen, das im „Metallbeschlagstil" gehalten ist, stammt dieses Haus aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Ein zweiter höchst merkwürdiger Ueberrest aus den Zeiten der Zünfte bildet die Innungsstube der Lohgerber (Blatt 10). Wo ehedem die trüben Fluthen der Ohle durch die Stadt flossen und noch heut die letzten Ueberreste jener düsteren Holzbauten zu finden sind, die in unheimlichen Gallerien und Stiegen sich nach dem Flusse

1. Wappen der Stadt Liegnitz.
Aus: Deutsche Renaissance in Schlesien. (Leipzig. E. A. Seemann.)
Phototypische Reproduction.

zu öffneten, haben sich in einem massiven Hause zwei in ihren Dimensionen allerdings sehr bescheidene Räume erhalten, welche dem Eintretenden ein unverfälschtes Bild der alten Zeit vorführen. Es ist dies die erwähnte Innungsstube der Loh- und Weißgerber mit

2. Detail vom Grabdenkmal Caspar von Logaus in Neisse
Aus: Deutsche Renaissance in Schlesien. (Leipzig. E. A. Seemann.)
Phototypische Reproduction.

einem schmalen Nebenraume. Sie bildete den Versammlungsort der Genossenschaft, wo die gemeinsamen Interessen besprochen und ernste Berathungen abgehalten wurden. Aber auch manch fröhliches Gelage müssen diese Räume gesehen haben, wie man aus der stattlichen Sammlung von Tisch- und Trinkgeräthschaften schließen darf.

Digitized by Google

Von der Kunst gefördert, Kunst und Leben fördernd, sind auch Hermann Hendrichs' Entwürfe für Briefmarken, die in Kürze zur Ausgabe gelangen werden.

Entwurf für Briefmarken von Hermann Hendrichs.

Ein neues Werk von Hermann Hendrichs, das in Vorbereitung ist, wird sich mit dem Thema „Der Mensch und die Maschine" befassen.

The remaining part of the Palace is that of Charles V., which is built in the Italian manner, and is a square of 220 feet, with a court in the middle of the same form, and of the Doric, Ionic, and Corinthian orders, one above another. The whole is of free-stone, and is a very noble piece of building.

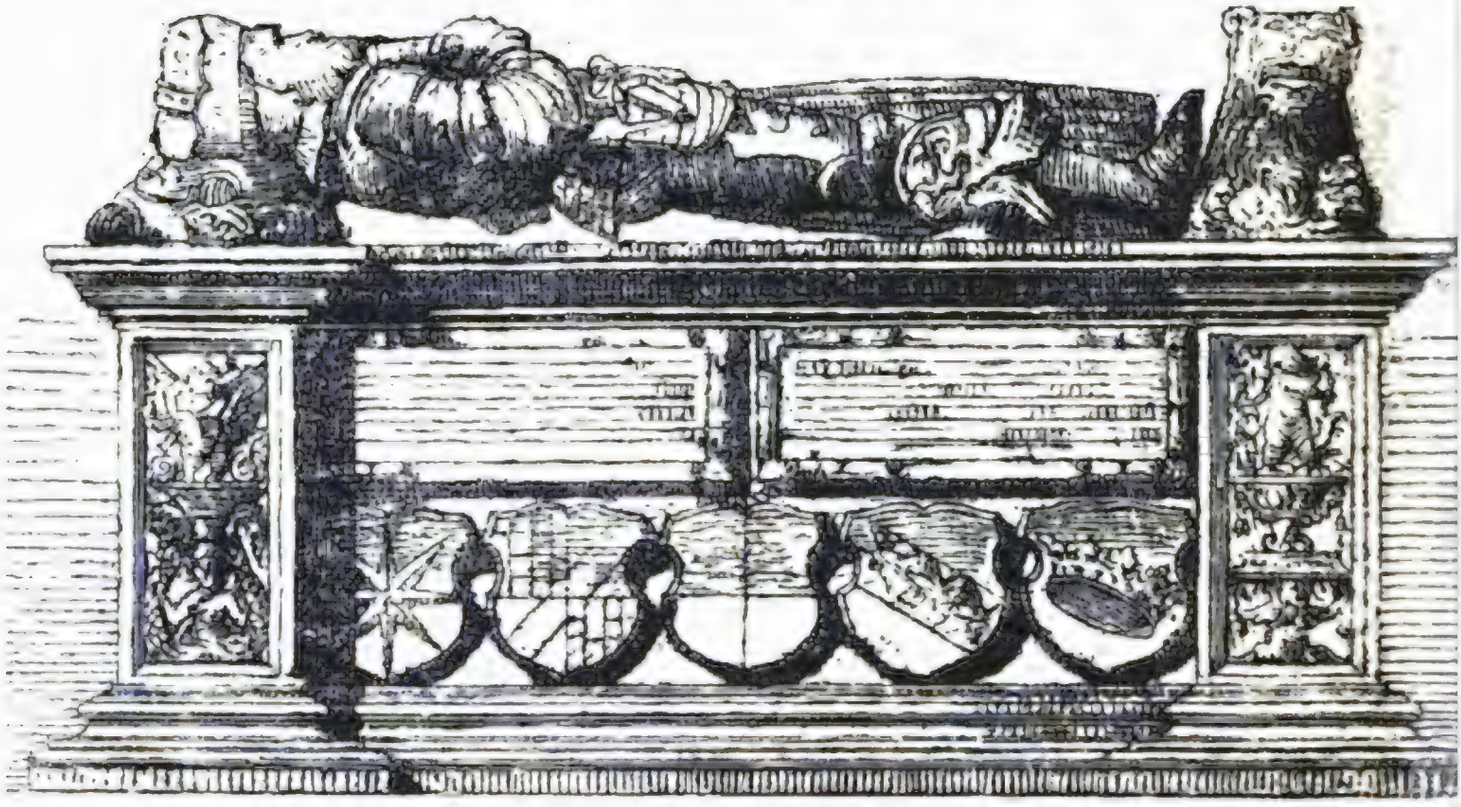
The Gate called the Lion's Gate. Fig. 1. Book 2.

Adjoining to the Palace is the Gate called the Lion's Gate, from the figures of lions which are upon it. This Gate is of the Ionic order, and is a very fine piece of architecture. The Gate is 40 feet high, and 30 feet broad, and is adorned with columns, pilasters, and entablatures. The figures of the lions are placed upon the pedestals of the columns, and are of free-stone.

Der Neider haſſet, was er ſieht,
Und muß doch leiden, was geſchieht,
Ich laſſe neiden, wer da will,
Ich trau auf Gott, das iſt mein Ziel.

Ein hervorragend ſchöner irdener Krug befindet ſich ferner in der Privatſammlung des Herrn Sanitätsrath Grempler. Er iſt 25 Centimeter hoch und trägt in einem Wappen die Jahreszahl 1587. Grau und blau glaſirt, zeichnet er ſich vor ähnlichen Siegburger Fabrikaten namentlich durch den zierlichen Ausguß aus.

Auch die kleineren Städte Schleſiens bieten des Intereſſanten viel und mannigfaches. So verdankt Neiſſe einer Reihe geiſtig hervorragender Biſchöfe eine Blüthezeit der Kunſt und Wiſſenſchaft, des Handels und Gewerbes. Zeugen dieſer Blüthezeit ſind außer der Pfarrkirche zu St. Jacob und dem Rathhauſe die vielen ſtattlichen



5. Grabmal des Herzogs Johann in der Pfarrkirche in Oels.
Aus: Deutſche Renaiſſance in Schleſien. (Leipzig. E. A. Seemann.)
Phototypiſche Reproduction.

Giebelhäuſer, welche von wohlhabenden Bürgern erbaut wurden und der Stadt ein überaus maleriſches Gepräge geben.

Die enggewölbten Stadtthore ſind dem Bedürfniß der Neuzeit zum Opfer gefallen: nur einige Thorthürme ſtehen noch. Der ſchönſte von ihnen iſt der Breslauerthor-Thurm, den wir unſern Leſern in verjüngter Reproduction vorführen. Er ſteht beim Eingang in die Stadt, am Ende der Breslauer Straße und ſcheint im Weſentlichen eine Anlage aus dem Mittelalter zu ſein. Nur der etwas barocke Aufſatz bezeichnet eine ſpätere Periode: runde Wartthürmchen mit Schießſcharten gruppiren ſich mit vier aufſteigenden Giebeln zu einem an Kryſtallbildungen erinnernden Ganzen, deſſen Zinnen mit Steinkugeln und Wetterfahnen bekrönt ſind. Unſere Abbildung 4. ſtellt ein Portal vom Jahre 1592 dar mit biſchöflichem Wappen. Die Inſchrift des ſchönen Bauwerks lautet: Benedic domine domum istam et omnes habitantes in ea.

Unſere Abbildung 2. bietet ein ſchönes Detail von dem Denkmal des Biſchofs

Caspar von Logau († 1547). Es befindet sich in einer Seitenkapelle in der Pfarrkirche zu St. Jacob, einer gothischen Hallenkirche, die sich durch eine Raumwirkung von seltener Schönheit auszeichnet. Der Westgiebel dieser Kirche wurde nach einem Brande von Balthasar von Promnitz 1543 in Holz mit Kupfer bekleidet hergestellt. Die Pfarrkirche zu St. Jacob ist auch reich an Schmiedearbeiten von theils künstlerisch hervorragender, theils für die Zeit charakteristischer Bedeutung.

In Oels zieht die Hauptaufmerksamkeit des Kunstfreundes das herzogliche Schloß auf sich. Es ist der Hauptsache nach eine Schöpfung Karls II., der es bis zum Jahre 1616 vollendete.

In der Pfarrkirche zu Oels befindet sich das Grabmal des 1565 verstorbenen Herzogs Johann von Münsterberg-Oels und seiner Gemahlin Christina (Abbildung 5.), es ist in den Formen der Frührenaissance von dem Meister Oslew aus Würzburg hergestellt.

Das Schloßportal zu Liegnitz zählt seinen Größenverhältnissen nach zu den bedeutendsten Werken der Frührenaissance in Schlesien. Es wurde unter der Regierung Friedrichs II. (1488—1547) vielleicht schon 1527 begonnen, aber erst nach dessen Tode beendet. Das ganze Werk wurde in neuester Zeit stark restaurirt und dadurch wurden die alten Formen zum Theil verwischt.

Der Text zu Bischofs Abbildungen wird erst der Schlußlieferung beigefügt werden. Wir müssen uns demnach ein abschließendes Urtheil bis dahin vorbehalten. Die Zeichnungen sind treffend ausgewählt und auf dem Wege autographischen Druckes glücklich ausgeführt. rl.

Heinrich Heine's Memoiren und neu gesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Zehntes Tausend. Hamburg. Hoffmann und Campe.

Herr Engel hätte diesem Buche ebensogut den Titel geben können: Wie macht man einen Supplementband? Schon der äußere Anblick des Büchleins, dessen großer Erfolg in Deutschland durch die Notiz „Zehntes Tausend" festgestellt zu sein scheint, zeigt, daß wir es hier mit der neumodischen Krankheit der Buchmacherei zu thun haben, die diesmal einen Namen wie Heinrich Heine zu ihren Zwecken mißbraucht. Welchem gebildeten Deutschen wäre nicht jeder noch so unbedeutende Nachtrag zu Heines Werken willkommen? Bauscht man aber ein kleines Schriftchen des Dichters durch häßliche Reclame zu einem hervorragenden Werke auf, schickt man demselben eine 79 Seiten umfassende Einleitung voraus, hängt man ihm „neue Briefe" an, die durchaus nicht neu sind, so vergeht man sich gegen sein Andenken und gegen den ernsten Leser.

Wir dürfen solche Vorwürfe nicht ohne Begründung lassen.

Die eigentlichen Memoiren Heines umfassen nur hundert Seiten dieses weitläufig gedruckten, mit breiten Rändern versehenen Buches. Diesen Memoiren folgen sogenannte Varianten, so unwichtig und unbedeutend, daß sie recht wohl unter dem Texte Raum gefunden hätten. Die Briefe aus Helgoland über die Juli-Revolution, welche in dem Supplementband volle fünfzig Seiten einnehmen, kennt das deutsche Volk seit vierzig Jahren; wozu sie der Herausgeber hier wieder abdruckt, mag er und sein Verleger wissen, wir verstehen es nicht.

Noch weniger aber begreifen wir, zu welchem Zwecke Engel die Briefe an Caroline Jaubert, die aus den „Souvenirs" bekannt sind, und ferner die reizenden Briefe an die Mouche in die Memoirensammlung aufgenommen hat. Die Erinnerungen der Camilla Selden — so heißt bekanntlich die Mouche — sind ja erst in allerjüngster Zeit in autorisirter deutscher Uebersetzung (bei Costenoble in Jena) erschienen und stehen Jeder-

mann für — wenn wir nicht irren — 2 Mark zur Verfügung. Hätte uns Enge wenigstens die deutschen Originalbriefe geboten! Er giebt uns aber eine Rückübersetzung aus der französischen Uebertragung — und das muß der deutsche Leser als Heines Briefe in den Kauf nehmen.

Wir wollen gerecht sein. Herr Engel hat die Briefe recht hübsch aus dem Französischen übersetzt, es hätte das gewiß Niemand besser gemacht; aber es sind nicht Heines Briefe, die wir erhalten. Ein Beispiel soll uns zeigen, wie groß noch immer der Unterschied zwischen der vorzüglichsten Uebersetzung und dem Original ist. Wir beginnen auf's Gerathewohl beim ersten Briefe, vom 20. Juni 1855.

Bei Heine heißt es:

Sehr liebenswürdige
und ehrenwerthe Person!

Ich bedauere sehr, daß ich Sie letzthin nur wenige Augenblicke sehen konnte. Sie haben einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen, und ich sehne mich nach dem Vergnügen, Sie recht bald wiederzusehen. — Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie schon morgen, in jedem Falle, sobald es Ihnen Ihre Zeit erlaubt. Sie kündigen sich an, wie letzthin. Den ganzen Tag bin ich zu jeder Stunde bereit, Sie zu empfangen. Die liebste Zeit wäre mir von 4 Uhr bis so spät Sie wollen.

Trotz meines Augenleidens schreibe ich eigenhändig, weil ich jetzt keinen vertrauten Secretair besitze. — Ich habe heftiges Ohrensausen und bin noch immer sehr leidend.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebreiche Theilnahme mir so wohl thut, warum ich abergläubischer Mensch mir einbilden will, eine gute Fee besuchte mich in trüber Stunde. Sie war die rechte Stunde. — Oder sind Sie eine böse Fee?

Ich muß das wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Engels Rückübersetzung lautet:

Liebenswürdigste und reizendste Person!

Ich bedaure lebhaft, Sie neulich so wenig gesehen zu haben. Sie haben mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen, und ich empfinde ein großes Verlangen, Sie wiederzusehen. Kommen Sie von morgen ab, wenn es Ihnen möglich ist, unter allen Umständen. Kommen Sie so bald wie möglich. Ich bin bereit, Sie zu jeder Stunde zu empfangen, jedoch wäre mir's am liebsten von 4 Uhr bis — so spät wie Sie wollen.

Ich schreibe Ihnen selbst, trotz meiner schwachen Augen, und zwar weil ich im Augenblick keinen Secretair habe, auf den ich mich verlassen kann. Meine Ohren sind betäubt von allerlei widerwärtigem Geräusch, und ich bin die ganze Zeit sehr leidend gewesen.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebevolle Sympathie mir so wohl thut, ich abergläubisches Wesen — bilde ich mir doch ein, mich hat eine gute Fee in der Stunde der Trübsal besucht.

Nein, war die Fee gut, so war auch die Stunde eine Stunde des Glücks. Oder wären Sie eine böse Fee?

Ich muß das wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

Man sieht, wie viel das Original trotz der trefflichen Uebersetzung verloren hat. Dieser Umstand und der nicht minder beachtenswerthe, daß die Briefe gleichzeitig im Original geboten werden, hätte dem Herausgeber und dem Verleger klar machen müssen, daß der Text von Seite 323—340 nicht in die Memoiren Heinrich Heines aufzunehmen war. Auch noch über manches Andere, was in dasselbe Capitel schlägt, würden wir mit dem Herausgeber rechten, ohne darum sein Verdienst schmälern zu wollen. Engels Einleitung ist gründlich, klärend und belehrend, seine Anmerkungen zum poetischen und prosaischen Text treffend und unterrichtend. Den kleinen Schnitzer, den er sich auf Seite 307 zu Schulden kommen läßt, wo er zum Vers:

„Nachtwächter heiraten Nachtigall'n"

Dingelstedt und Jenny Lind statt Jenny Lutzer bemerkt, wird man ihm nicht zu schwer anrechnen.

Die Memoiren selbst haben — man darf das wohl sagen, wenn man wahr sein will — ein wenig enttäuscht. Die Schuld trifft nicht Heine. Er hatte vielleicht diese Fragmente noch gar nicht für druckreif erklärt. Einzig und allein die Reclame hatte unsere Erwartungen so hoch gespannt, daß die Enttäuschung unvermeidlich war.

Die Memoiren umfassen nicht mehr als die Knabenjahre des Dichters; der Stil, in welchem diese Ereignisse der frühesten Jugend erzählt werden, kommt zwar oft der Schreibweise in den besseren Werken Heines nahe, aber der Stoff ist doch ein viel zu unbedeutender, als daß das Ganze eine besondere Wirkung üben sollte. Zu den interessantesten Capiteln gehört die Schilderung des seltsamen Oheims des Dichters, die reizende Darstellung der Erziehungsbestrebungen der Mutter und hauptsächlich die Mittheilungen über seinen Jugendfreund Grabbe. Es macht Heines Herzen Ehre, daß er so warm für die verleumdete Mutter des im Trunke untergegangenen Dichters die Vertheidigung führt. Auch die Erzählung von seiner Liebe zu dem Scharfrichtertöchterlein mit der Gänsehaut erzeugenden Schilderung eines Scharfrichtercongresses, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, liest man mit Vergnügen.

In Summa ist die Veröffentlichung des Memoirenfragments ein Verdienst, das wir gern anerkennen: die Form aber, in der sie vor sich ging, verdient den herbsten Tadel. Sie allein hat es verschuldet, daß die Enttäuschung, die unvermeidlich war, auch dem Dichter auf Rechnung gesetzt wird. Er leidet für den Herausgeber und den Verleger. rl.

Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Sechste Reihe. Germanische Studien. Berlin 1884. Otto Janke.

Felix Dahn ist unstreitig der gründlichste Kenner der Periode, in welcher auf den Trümmern des Römerreichs die germanischen Staaten sich entwickelten. Als scharfsinniger Forscher ebenso wie als geschickter Erzähler hat er das Interesse der Gelehrten und der Gebildeten an jenen dunklen Kindertagen unseres Volkes unablässig wach gehalten. Darum verdienen selbst seine kleinen und kleinsten Arbeiten Beachtung. Seine „Germanischen Studien" — die sechste Reihe der „Bausteine", d. h. der gesammelten kleinen Schriften — werden allen denen willkommen sein, welche auf dem weiten Gebiete der älteren deutschen Verfassungsgeschichte thätig sind. Eine Anzahl größerer und kleinerer Artikel, welche im Laufe der Jahre in wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften, in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und anderswo erschienen sind, hat Dahn in diesem Bande vereinigt: — in welcher Ordnung, ist nicht ersichtlich, da weder der Inhalt noch die Abfassungszeit für ihre Zusammenstellung maßgebend war. Neben Bemerkungen von dem Umfange einer Seite stehen stattliche Abhandlungen von mehreren Bogen. Die Entstehungsart dieser bald langen, bald kurzen Arbeiten enthält auch das Geheimniß ihrer erfrischenden Wirkung. Hervorgegangen aus der Besprechung neu erschienener Bücher, in denen nicht immer die Ansichten Dahns acceptirt waren, bringen sie eine Mischung von Referat, lobender und tadelnder Kritik und eigener Forschung. Die umfangreichste und, wie mir scheint, interessanteste Abhandlung ist die „Zur älteren deutschen Geschichte"; die Polemik gegen Georg Waitz und Heinrich von Sybel — es handelt sich um die Frage nach der Entstehung des germanischen Königthums — ist, bei aller Schärfe, maßvoll und edel. Die Gewandtheit des Ausdrucks, die bei einem Schriftsteller wie Dahn Niemanden überraschen wird, verleiht auch seinen streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ein eigenthümliches Interesse. — In loserem Zusammenhange mit der Hauptmasse des Buches stehen „Die Deutschen in Mähren" und „Zur Geschichte der Franzosen und ihrer Literatur". Aber gerade diese beiden Artikel wollen wir dem Leser auf's Wärmste empfehlen: mancher wird vielleicht daraus lernen, daß man ein begeisterter, energischer Patriot sein kann, und doch kein Chauvinist zu werden braucht fm.

Neue Blätter aus meinem Tagebuch in den Hochlanden. Von 1862—1882. Mit allerhöchster Autorisation aus dem Englischen übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Ein seltsames Gefühl überkommt Einen, wenn man dieses Buch zur Hand nimmt. Kein Autor wird genannt, und doch wissen wir alle, daß kein Geringerer dieses Tagebuch geschrieben hat, als die Königin von England. Herrlichste Ausstattung, schönstes Papier, klarer Druck, gut geschriebene Uebersetzung, Alles ist vorhanden, — nur Eins fehlt: ein Inhalt, der interessiren könnte. Wir haben es mit einem Tagebuche zu thun, das, für den Hausgebrauch und das eigene Herzensbedürfniß geschrieben, als steter Begleiter eines regen Geistes- und Gemüthslebens, als Erinnerungsbuch für den Schreibenden selbst ein unersetzlicher Schatz sein mag, ein Schatz, dessen Werth um so größer ist, je höher die gesellschaftliche Stellung des Besitzers und je lebhafter und wechselvoller sein Leben ist. Für das große Publikum sind solche Veröffentlichungen — fehlgeboren. Das Tagebuch schildert durchaus persönliche Dinge, die nicht einmal der Königin als solcher gelten. Bald ist es die Gattin, bald die Mutter, die wir sprechen hören, bald die liebevolle Gebieterin, kurz, das Buch gewährt nicht das, was man von dem Tagebuche einer Königin Victoria erwarten dürfte. Wir wollen trotzdem nicht daran zweifeln, daß es unter gleichgestimmten Frauen — und gleichgestimmt heißt hier soviel wie hochgestimmt — zahlreiche Leserinnen finden wird. fd.

Vom Nordkap bis Tunis. Von Robert Davidsohn. Berlin, Freund und Jeckel.

Diese Reisebriefe aus Norwegen, Italien und Nordafrika sind, wie der Verfasser selbst in der Einleitung sagt, Kinder des Augenblicks. Sie waren an eine Tages-Zeitung geschrieben und der Beifall, den sie gefunden haben, hat ihre Veröffentlichung in Buchform veranlaßt. Davidsohn versteht historische Mittheilungen über die Orte, die er besuchte, Naturschilderungen und Volksbelustigungen in prickelndem Feuilleton-stil und anregender Lebhaftigkeit vorzutragen. Alle diese Briefe lesen sich angenehm. Man merkt es kaum, daß man so beiläufig dies und das lernt und doch hat man, wenn man das Buch aus den Händen legt, ein erkleckliches Sümmchen von Neuem erfahren. Es spricht kein Gelehrter zu uns; aber ein Reisender, der empfänglich ist für alles Schöne in Natur- und Menschenleben, der Verständniß hat für die Eigenart der verschiedenen Völker, den die Vergangenheit als die Mutter der Gegenwart interessirt, und der diese Gegenwart in lichtvoller Darstellung festzubannen versteht. Das Büchlein kommt gerade jetzt zur rechten Zeit, und wir möchten meinen, daß sein erstes Capitel, aus dem Norden, noch in höherem Grade interessiren wird, als das viel geschilderte Italien: mehr noch als diese beiden dürfte das letzte Capitel, Tunis, den Beifall der Leser finden. fd.

Im Lande der Phäaken. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin. Gebrüder Paetel.

Dem liebenswürdigen Autor, dem wir bis jetzt oft und gern auf italienischen Boden gefolgt sind, unter dessen blauem Himmel er dem Volke, mit dichterischem Feingefühl, Eigenart und charakteristische Züge abgelauscht, um uns in novellistischer Verschlingung manch' reizende Gabe zu bieten, begegnen wir diesmal auf dem klassischen Boden Griechenlands. Das „von allen Göttern gesegnete, glanzumflossene Land der Insel Korfu" bildet den landschaftlichen Hintergrund der uns vorliegenden vier Erzählungen, unter dem Gesammttitel „Im Lande der Phäaken".

Wie überall der Aberglaube zu Hülfe genommen wird, wo die naive Auffassungsgabe des Volkes sich die logische Folge der Erscheinungen nicht zu erklären vermag, so auch im Lande Korfu, am Brunnen von Gasturi; aber der Aberglaube, der um diesen Brunnen seine Sagen windet, hat sich die Jahrtausende hindurch einen letzten Rest aus jener glücklich klassischen Zeit altgriechischer Götter- und Heldensagen gerettet:

heut wie vor tausend Jahren haust dort „die Nereide", die jeden schlägt, der zur Mittagszeit im Schatten der Platanen einschläft, und so vereinigt sich Altes und Neues zu einem reizenden Gesammtbilde, welches von dem Dichter in vollendete Form gebracht und „die Nereide" genannt, als ein kleines Juwel der Sammlung zu betrachten ist, dem die drei anderen Erzählungen sich würdig anschließen.

Hans Hoffmanns neueste Sammlung bekundet, daß die große Begabung des Dichters stetig fortschreitet und erstarkt; wir dürfen noch viel von ihm erwarten. mz.

Hochlandsbilder. Von Maximilian Schmidt. (Ges. Werke, Bd. 1.) München, Georg D. W. Callwey.

Das uns vorliegende Heft, die beiden Erzählungen „Die Schwanjungfrau" und „'s Almstummerl" enthaltend, ist der erste Band einer beabsichtigten Gesammtausgabe der Werke Maximilian Schmidts, welchem eine Vorrede aus der Feder Joseph Kürschners vorangeschickt ist. Diese Vorrede enthält auch einige biographische Notizen über den Verfasser und wir entnehmen denselben, daß er ein Kind jener Berge ist, deren grandiose Schönheit und wilde Gefahren er mit Meisterhand zu schildern versteht. Als solches kennt und versteht er das Volk seiner Heimat und hat es belauscht bei der Arbeit, bei seinen Festen und bei den Kämpfen und Leidenschaften, welche die Conflicte des Lebens bei ihm hervorrufen. Einfach und urwüchsig, wie das Volk jener Berge selbst, sind auch die Conflicte, die der Verfasser zum Ausgangspunkt seiner Novellen gemacht hat: der gesunde Ton, die Frische und Originalität der Schilderung, die Kunst, bei dem Leser stets die beabsichtigte Stimmung hervorzurufen, sind in Schmidt's Erzählungen in höherem Grade als bei vielen anderen Erzeugnissen der Dorfnovellistik vorhanden; jedes Raffinement, jede unnatürliche Reflexion ist hier glücklich vermieden, und nie wird der Leser von dem unbehaglichen Gefühle belästigt, in den Aeußerungen bäuerischen Lebens fremdem unnatürlichem Empfinden zu begegnen, der volksthümliche Ton ist überall voll und ganz getroffen. — Die Lectüre der Schmidt'schen Hochlandsgeschichten ist als eine gesunde Kost Erwachsenen wie der Jugend gleich sehr zu empfehlen. mz.

Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Gebr. Paetel.

Zwei traurige Probleme sind es, welche der Dichter seinen Novellen zu Grunde gelegt hat: die Geschichte eines Genies, oder richtiger der Untergang desselben, weil es durch eine Verkettung trauriger Lebensschicksale, mitten in seiner Entfaltung zu Tode getroffen, elend verkommen mußte, ist der Inhalt der ersten Novelle: der Wahnsinn des Sohnes, dessen Kindesliebe es nicht zu ertragen vermochte, eine moralisch verworfene Mutter zu haben, das Sujet der zweiten Novelle. — Mit der Gabe, in spannendster Form zu erzählen, versteht es der Verfasser, den Leser von Anfang bis Ende in Athem zu erhalten und für die Gestalten seiner Phantasie zu interessiren, was namentlich von der ersten Novelle gilt, die zweite „Die Galbrizzi" ist nur ein in den Umrissen entworfenes Stimmungsbild welches seine düstere Stimmung auf den Leser überträgt, ohne der berechtigten Forderung einer künstlerischen Versöhnung zu genügen. Ossip Schubin besitzt jedenfalls ein Erzählertalent ungewöhnlichen Schlages und origineller Art. mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Auerbach, Berthold, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. 2 Bde. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütter & Loening.

Barack, Max, Baden-Baden. Ein Sagenkranz. Stuttgart, Carl Krabbe.

Baumbach, Karl, Eduard Lasker. Seine Biographie und letzte öffentliche Rede. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Bibliothek für Ost & West. Bd. 2—7. Wien, Hugo Engel.

Bird, Isabella, L., Der goldene Chersones. Frei übersetzt von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Blum, Hans, Junius. Schauspiel in 4 Acten. Leipzig, Duncker & Humblot.

— York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Duncker & Humblot.

Blätter, Neue, aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862—1882. Mit Allerhöchster Autorisation aus d. Engl. übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verl.-Anstalt.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Lfg. 4. Lahr, Moritz Schauenburg.

Brunetière, Ferdinand, Die Sprachforschung der Gegenwart. Uebers. von E Laur. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg.

Dahn, Felix und Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Lfg. 1. Kreuznach, Verlag von R. Voigtländer.

Devrient, Otto, Luther. Histor. Charakterbilder, 7 Abtheilungen, 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Flürscheim, Michael. Auf friedlichem Wege. Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage. Baden-B., O. Sommermeyer.

Friedmann, Adolph, Das Haus Anjou. Drama in 5 Aufzügen, Wien, Wilhelm Frick.

Friedrich, Karl, Die La Plata-Länder. Hamburg, L. Friederichsen & Cie.

Goldoni, Carlo, Memorie. Leipzig, Sigismund & Volkening.

Hamerling, Robert, Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit einem Portrait Hamerlings. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter.

Heine, Heinrich, Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Henne am Rhyn, Dr., Die Kreuzzüge, Lfg. 15 bis 18 Pracht-Ausgabe in Folio (Gustav Doré). Leipzig, J. G. Bach.

Kohler, Jos., Dr., Nachwort zu Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Würzburg, Stahel'sche Univ.-Buchhdlg.

Kralik, Richard, Roman. Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Krause, Albrecht, Immanuel Kant wider Kuno Fischer vertheidigt. Lahr, Moritz Schauenburg.

La Nuova Rivista Internazionale. Anno IV. No. 6., 7., 8. Firenze Succ. Le Monnier.

Langl's, Jos., Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken. Lfg. 1—2. Wien, Eduard Hölzel.

Lauw, Louisa, 14 Jahre mit Adelina Patti. Erinnerungen, Wien, Carl Konegen.

Leixner, Otto von, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Lfg. 22—27. (Schluss.) Leipzig, Otto Spamer.

Loewe, Theodor, Die Geschichte des wackeren Leonhard Lobesam. Dresden und Leipzig, Verlag von H. Minden.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 16—20. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mandelkern, Dr. S., Die neubearbeitete, hebr.-chaldäische Bibel-Concordanz. Leipzig, Metzger & Wittig.

Mauthner, Fritz, Die Sonntage der Baronin. Novellen. 3. Aufl. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Mönckeberg, Carl, Geschichte der freien und Hansestadt Hamburg. Lfg. 1. Hamburg, H. O. Persiehl.

Neuffer, Carl Th., Neuestes Räthsel- und Charadenbuch. Kannstadt, G. Ad. Stehn.

Oppel, Alwin, Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der ges. Erdoberfläche. Lfg. 1. Breslau, Ferd. Hirt.

Peschkau, Emil, Hinter dem Vorhang. Neue Novellen. Berlin, Abenheim'sche Verlagshandlung.

Pfeiffer, Emily, The Rhyme of the lady of the Rock. London, Kegan Paul.

Revue Internationale. I. Année, Tome II., 3. Florence.

Revue Internationale, Première Année. Tome II. Livr. IV. Florence.

Ruder- und Segel-Almanach, Deutscher 1884 Berlin, Carl Otto.

Semler, H., Das Reisen in und nach Nordamerika und den Tropenländern. Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhdlg.

Sievers, Otto, Dr., Akademische Blätter. Jahrg. I. Heft 3., 4. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Soden, Arthur, Freiherr Dr., von, Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung. 2. erw. Aufl. Tübingen, Franz Fues.

Spielberg, Otto, In nomine Dei. Worte des Herzens. Zürich, Th. Schröter.

Spyri, Johanna, Heimatlos. Gotha. F. A. Perthes

Sterne, Carus, Sommerblumen. Lfg. 10—12. Mit 77 Abbildungen in Farbendruck nach d. Natur gemalt von Jenny Schermaul. Leipzig, G. Freytag.

Stolze, Adolf, Eine gute Partie. Volksstück in 5 Aufzügen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Sturmhoefel, N., Neulatein als Weltsprache. Ein Vorschlag. Berlin, Walther & Apolant.

Synagogenbrand-Process, der Neustettiner, vor den Geschworenen zu Cöslin und Konitz. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. X. No. 8. 9. 10. — Bd. XI. No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Voit, Carl, Professor Dr., Ueber die Ursachen der Fettablagerung im Thierkörper. Vortrag. München, M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.

Weber, K. J., Demokritos. Namen- und Sachregister. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshdlg.

Weitbrecht, Carl, Geschichtenbuch. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Woermann, K., Neue Gedichte. Düsseldorf, L. Voss & Cie.

Zeitschrift, internationale, für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgeg. von F. Techmer, Bd. 1. Heft 1. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von Prof. Dr. W. Koner. Bd. 18. Heft 6. — Bd. 19. Heft 1. Berlin, Dietrich Reimer.

* * * 100 Räthsel. Lösungsbeflissenen dargeboten v. d. Verf. der ausfliegenden Worte. Neubrandenburg, C. Brünslowsche Buchhdlg.

* * * Georg Heinrich Rindfleisch. Eine biograph. Skizze. Halle, Max Niemeyer.

* * * Der Wahrspruch. Hamburg, H. O. Persiehl.

* * * Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniss in Lichtdruck. Lübeck, Ferd. Grautoff.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel	58°0 R.
Mühlbrunn	41°0 R.
Schlossbrunn	41°0 R.
Theresienbrunn	48°0 R.
Neubrunn	43°0 R.
Marktbrunn	39°0 R.
Kais. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle	42°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	31°0 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Band 30. — Heft 89.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1884.

Breslau
S. Schottlaender.

August 1884.

Inhalt:

Seite

Helene Böhlau in Weimar.
Herzenswahn (Schluß) 145

Klaus Groth in Kiel.
Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel 184

Ernst Pasqué in Darmstadt.
Der fliegende Holländer (Schluß) 190

Rudolf Leonhard in Halle.
Die Universität Bologna im Mittelalter 211

Albert Lindner in Berlin.
Das dänische Dichterjubiläum 227

Franz Bernhöft in Rostock.
Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum 235

Paul Lindau in Berlin.
Die neuesten Romane von Daudet und Zola. 1. Sappho, Pariser Sittenbild von Alphonse Daudet..... 253

Bibliographie 267

Roskoschny, Russisch-Asien. (Mit Illustrationen.) — Eine neue Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Braunfels (besprochen v. Otto Roquette). — Karl Kehrbach, Monumenta Germaniae paedagogica. — M. Schletterer, Studien zur Geschichte der französischen Musik. — Berlepsch, Reisebücher. — Emil Peschkau, Hinter dem Vorhang.

Hierzu ein Portrait von Klaus Groth. Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Helmuth Graf v. Moltke.

Verlag von F. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — August 1884. — 89. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Klaus Groth.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Herzenswahn.

Von

Helene Böhlau.

— Weimar. —

(Schluß.)

Um halb acht Uhr am andern Tag, abends, wollte Nicolaus Käthen abholen, um mit ihr nach dem Landhaus der Baronin zu gehen, das ungefähr eine gute halbe Stunde entfernt lag, nahe dem Dorfe, auf welches die Straße zuführte.

Schon lange vor der Zeit saß Käthe bei den Andern in der Laube am Theetisch und wartete.

„Nun," begann Lilly, „die Baronin kann sich nicht beklagen, daß Du Dich nicht würdig vorbereitet hast. Du bist ja ganz versunken, hoffentlich wachst Du noch auf. Das wäre für Dich und Andere recht wünschenswerth."

Käthe lächelte halb unbewußt.

„Ich weiß nicht, was ist Dir, Käthe?" sagte die Mutter und setzte die Tasse nieder, die sie eben zum Munde führen wollte. „Du siehst mir heute gar nicht gut aus; ist Dir wohl?"

„Ja, ganz wohl. — Siehst Du, da kommt er schon."

Sie küßte, wie sie es zu thun gewohnt war, der Mutter die Hand zum Abschied.

„Gott behüt' Dich, mein Kind." Die Mutter strich ihr leicht über die Wange.

Reichlin und Käthe gingen nun durch den Garten, durch das Gitterthor auf die Landstraße und bogen einen kleinen Seitenweg ein, der längs

der Straße durch niederes Buchenholz am Berge hinführte. Stillschweigend gingen sie neben einander.

Aber was war unserer Käthe? Weshalb preßte sie die Hände fest ineinander und blickte hin und wieder scheu zu Nicolaus auf?

„Reichlin," sagte sie nach einer Weile zaghaft, „ich wollte Dich bitten, Du versprachst mir doch gestern das Köpfchen zu zeigen, — Du hast es heute noch nicht gethan; und wenn Du morgen schon so früh reist, werde ich es lange nicht zu sehen bekommen. Vielleicht stellst Du es noch heut Abend auf Deinen Schreibtisch. Dann finde ich es, wenn Du fort bist."

„Ja," sagte Reichlin lächelnd, „das will ich thun."

„Aber nicht vergessen," bat sie.

„Nein, ich vergesse es nicht," sagte er, „Du sollst es bekommen."

„Nicht wahr, ich darf manchmal in Deinem Zimmer sitzen, wenn Du nicht da bist?"

„Gewiß, thue das; ruhe Dich bei mir aus, wenn Du von der Arbeit kommst."

Nun gingen sie wieder schweigend miteinander. Käthe streifte im Gehen mit der Hand das kühle, volle Buchenlaub, das an dem Weg überhing. Hinter den Bergen stieg ein leichter Lichtschein auf, der den Mond verkündete. Der Weg war frisch und feucht von einem Regenguß, der vor ein paar Stunden niedergegangen war.

„Reichlin," sagte sie, nachdem sie lange nichts gesprochen hatte, mit fast trotzigem Ausdruck: „Wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte, lebe ich nicht weiter."

„Gieb mir die Hand, Käthe," sagte Reichlin, „Du hast nicht an das, was ich Dir sagte, gedacht — nicht wahr?"

„Doch," sagte Käthe, „mir ist aber, als hätte ich nicht reden sollen. Man dürfte das Tiefste im Herzen nie aussprechen. Hat man es gethan, so wird es so übermächtig groß und wächst über die Worte hinaus und über Alles. Jetzt fühle ich erst ganz, wie ich gewartet habe, wie grenzenlos, von einem Tag zum andern — durch Jahre. Und wenn ich mich auch betrügen wollte, die Erinnerung läßt es sich nicht, die weiß, was ich gelitten habe, und die duldet es nicht, daß ich mich zufrieden gebe. Wenn ich es auch wollte, so sagte sie: ‚Das hast du gelitten: das und das und zu der Stunde und an den Tagen, und in den Jahren. Du darfst Dich nicht zufrieden geben, Du mußt leiden, sonst wärst Du kein Mensch, wenn all Dein heißes Hoffen im Sande verränne, und Du Nichts hättest, Nichts — und ruhig weiter leben wolltest.' So viel Leben, wie ich in mir fühle, muß zum Glück führen oder zum Tode," sagte sie ernst.

Sie drückte Reichlins Hand fest.

„Ich könnte mir denken, das Schicksal dürfte so schrecklich sein, daß ein Mensch verrückt werden müßte? Das wäre das Schlimmste, nicht wahr?" sagte sie ruhig und hart.

Reichlin erwiderte nicht gleich. Er schien durch Käthens Art zu sprechen nicht angenehm berührt zu sein. Ein eigenthümlich düsterer Ausdruck zog über seine Züge. Dann sagte er leichthin, als spräche er nur, um etwas zu antworten: „Man kann viel ertragen; so leicht bringt uns nichts um den Verstand, der hält aus."

„Das ist nicht wahr!" rief Käthe unter heißen Thränen und hielt die Hand ihres Freundes fester, so daß dieser stehen blieb und sie besorgt anblickte. „Beruhige Dich, mein Herz," sagte er, „kann denn das Köpfchen gar nicht Frieden halten?"

„Nein," schluchzte sie. „Sag' mir, daß ich ihn wiedersehe, bitte, thue das. — Mir ist so angst, ich fühle das Ungewisse, Sinnlose in meiner Hoffnung. Ich fürchte mich vor meinen Gedanken, und ich schäme mich vor Dir; was mußt Du von mir denken?" sagte sie mit weicher Stimme. „Ich habe zu lange geschwiegen."

„Mir ist es lieb, wenn Du sprichst; mit mir rede, was Du nur denkst, wie zu Dir selber; ich verstehe Dich," sagte Reichlin.

„Nicht wahr, es werden viele Menschen auf Erden zerstört? — Wohl täglich, und immer geht die Welt ruhig weiter. Kommen Viele um ihren Verstand, weißt Du das?"

„Laß Dich nicht gehen," sagte Reichlin ernst.

Käthe schien nicht darauf zu achten.

„Warum wohl?" frug sie weiter, „weil sie sich gequält haben, und aus Verzweiflung? Ach, Reichlin, was man erleben kann," begann sie mit erregter, leiser Stimme nach einer Weile. „Ich fühle Alles so in das Grenzenlose hinein."

Von jetzt ab schwieg sie. Reichlin blickte, während sie still nebeneinander gingen, manchmal besorgt auf sie hin, nahm ihre Hand und legte sie in seinen Arm. „Komm, laß Dich führen," sagte er, „da geht es sich besser."

Als sie bei der Baronin eintraten, kam diese ihnen auf das liebenswürdigste entgegen. Ihre Erscheinung machte wieder wie gestern am Pavillon den anziehenden, vornehmen Eindruck.

Sie führte ihre Gäste in ein Zimmer, in dem der Thee servirt war, und in das durch die weit offenstehende Thür die weiche Abendluft eindrang.

Die Baronin nahm am Tisch Platz, und sah Reichlin scharf an.

„Ich habe heute keinen guten Tag gewählt," sagte sie, „ich hoffe, Sie verzeihen huldvollst, wenn die Einladung ungeschickt kam."

„Finden Sie?" erwiderte Reichlin verbindlich. „Ihre Liebenswürdigkeit wird leicht überwinden helfen."

Mit eleganter Handbewegung reichte die Baronin die Tasse hinüber und sah ihn lächelnd an.

An der Unterhaltung, die sich entspann, betheiligte Käthe sich wenig. Es lag eine eigenthümliche Stimmung über der kleinen Gesellschaft. Die

Baronin bemühte ſich, einen friſchen, anregenden Ton hervorzubringen, doch wollte es ihr nicht recht gelingen. Nicolaus Reichlin ſchien in Wahrheit mit getheilten Empfindungen gekommen zu ſein. Er ſprach und hörte wie jemand, der ſeine Gedanken nicht beiſammen halten kann, der ſich zwiſchen ruhigen Reden vielleicht von erregenden Erinnerungen, von Sorgen quälen läßt.

Durch die offene Balkonthüre hörte man die Nachtigall im Garten ſchlagen.

„Das Schickſal meint es gut mit Ihnen; hier iſt es ſchön," ſagte Reichlin. „Vom Balkon aus, dächte ich, müßten Sie einen prächtigen Blick auf die Berge haben." Er erhob ſich, ſah wie in Gedanken vor ſich hin und trat hinaus. Käthe blickte ihm nach.

Die Baronin führte ſie nach einem Seſſel und Beide ſetzten ſich neben einander.

„Geſtehen Sie, Käth, was iſt Ihnen?" begann ſie liebenswürdig. „Sie ſehen anders aus wie geſtern. Was hat Herr Reichlin?"

Käthe antwortete nicht und ſah die Baronin mit matten Augen an.

„Ich habe nachgedacht, liebe Käth," fuhr dieſe fort, „was Sie geſtern Abend im Pavillon ſagten, und will Ihnen eine kleine Strafrede darüber halten."

„Weshalb?" frug Käthe, und ein leichtes Roth flog über ihr Geſicht hin. Sie ſah nicht auf.

„Nun ſeht, was wir gleich für eine Miene machen! Nicht wahr, wir ſind ein verwöhntes Geſchöpfchen."

Käthe ſah die Baronin groß an.

„Sie ſollten mehr Ihren eigenen Gedanken und Gefühlen folgen, mein Herz. Sie ſtehen mir unter zu ſtarkem Einfluß," ſagte ſie, legte ihre Hand leicht auf Käthens Schulter, und begann ihr die Gefahr vorzuſtellen, die für ein junges Ding darin liege, wenn es ſich vollkommen den Anſichten und Empfindungen eines weit älteren Mannes hingäbe.

„Laſſen Sie Herrn Reichlin ſeine Anſichten über die Gewalt der Leidenſchaften; warten Sie, was das Leben Ihnen bringt, aber denken Sie ſelbſt, mein Kind."

„Sie haben Nicolaus Reichlin mißverſtanden," ſagte Käthe. — „Er ſprach geſtern Abend nicht von ſich, nicht perſönlich, nur im Gegenſatz zu dem, was geſagt wurde."

„Wie meinen Sie?" frug die Baronin.

Käthe blickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck auf die ſchöne Frau und ſagte: „Ich glaube, daß Nicolaus Reichlin über jeder Leidenſchaft ſteht — und es iſt ganz aus meinem eigenen Herzen gekommen, daß ich das Leben ohne Glück nicht ertragen will und kann."

Das ſagte ſie in einer harten, kurzen Weiſe, die ſie oft annahm, wenn ſie aus allerinnerſtem Empfinden ſprach.

Die Baronin ſchwieg, ein leichtes Lächeln ſpielte um ihre Lippen. „Alſo aus allereigenſter Weisheit ſind Sie ſolch ein unartiges Kind. Im Ernſt," fuhr ſie gemeſſen fort, „Sie ſollten ſich mit Ihrem Empfinden nicht ſo gehen laſſen. Ich ſah es Ihrer Mama an, wie wenig einverſtanden ſie mit Ihren Anſichten war. Herr Reichlin iſt ein ausgezeichneter Menſch; aber laſſen Sie ihn nicht zu tief auf ſich wirken. Geben Sie ſich nicht mit gebundenen Händen in ſeine Gewalt. Ganz gewiß, auch ich würde Herrn Reichlin anbeten, wenn ich das Glück hätte, ihm ſo nahe zu ſtehen wie Sie; ich würde für jedes Wörtchen von ihm vielleicht ſchwärmen; aber ich würde mich nicht bedingungslos ergeben, ich würde mir nicht die Freiheit nehmen laſſen, meine eigenen Gedanken zu haben."

„Thue ich das?" ſagte Käthe wie träumeriſch. „Ach, wer ihn verſtände! Wo wäre ich ohne Reichlin!"

„Sie ſind allerliebſt, meine Kleine," ſagte die Baronin, und zog Käthens Köpfchen an ſich.

„Sie kennen ihn nicht, Sie wiſſen nicht, wie er iſt, — wenn Sie wüßten — wie gut!" Das ſagte Käthe ganz verloren in der Vorſtellung ihres Freundes.

Die Baronin legte ſich weit in's Sopha zurück und blickte zur Decke: „Wie beneide ich Sie. Wenn Sie nur fühlen könnten, wie ich Sie beneide. Es giebt nur ein Glück auf Erden für uns Frauen — nur ein Glück! Ach, wie alt bin ich und wie wenig ſchön. Alles Glück des Lebens fließt Ihnen zu — Alles Glück, um das ich betrogen bin! Sie werden glücklich ſein, und was ſo wenigen auf Erden beſchieden iſt, wird Ihnen im übervollen Maß zu Theil. Ach meine Käth," rief ſie in leidenſchaftlicher Erregung, faßte Käthens Köpfchen zwiſchen beide Hände, bedeckte es mit Küſſen und ſah ihr tief in die Augen. „Ach meine liebe, ſüße Kleine, wie glücklich ſind wir doch, — wie beneidenswerth." Sie brachte ihre Lippen an Käthens Ohr und ſagte leiſe flüſternd: „Und wenn Sie es ſelbſt noch nicht wiſſen ſollten — wie verliebt —"

Käthe machte ſich beinah gewaltſam los. Wie ein Erſchrecken flog es über ihr Geſicht und ſie ſtarrte die Baronin ſprachlos an. — Tiefſte Erregung überkam ſie. Die Worte der Baronin riſſen an all' ihrem Empfinden. Sie hatte halb gehört und halb verſtanden. Erinnerung, Gegenwart, Zukunft war ihr übermächtig erfüllt. Sie ſtürzte auf den Stuhl nieder, preßte die Hände über den Knien feſt in einander und blickte mit ſo ſchwerem Ausdruck vor ſich hin, daß die Baronin erſchrak.

„Mein Kind," rief dieſe — „mein Kind, habe ich Sie verletzt. — Was that ich? Sagten Sie nicht ſelbſt, Sie hätten nur einen Wunſch, einen glühenden, verzehrenden Wunſch — Sie wollten glücklich werden?"

„Ja," antwortete Käthe tonlos und hart, „glücklich werden, oder ſterben."

„Um Gottes Willen," rief die Baronin, halb erschreckt und halb in unbedachtem Scherz, „welche Leidenschaft, um Gottes Willen, beherrschen Sie sich — Sie sind verloren, wenn Sie es nicht thun — Glück oder Tod! bedenken Sie, es giebt noch einen dritten Weg — den Wahnsinn."

Käthe stand noch unbeweglich. Aus ihrem Antlitz war jeder Tropfen Blut gewichen, die Arme hingen schlaff herunter und sie sagte kalt: „Ich habe auch schon daran gedacht."

Da trat Reichlin vom Balkon herein. Die Baronin blickte ihn unsicher an.

„Was ist Dir, Käthe?" frug er scharf und blieb einen Augenblick stehen. „Nun, was giebt's?" frug er noch einmal.

Käthe sank auf den Stuhl zurück und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

Jetzt trat er näher. Die Baronin machte ihm ein Zeichen, ihr zu folgen — Sie gingen Beide an das Fenster und sie theilte ihm, so weit sie es ihm gegenüber erklären konnte, mit, was sich eben zugetragen hatte.

Reichlin schüttelte den Kopf und sagte: „Sehen Sie zu, ob Sie einigen Einfluß auf sie haben können. — Versuchen Sie mit ihr zu reden. Vielleicht gelingt es Ihnen besser wie mir, ihr etwas mehr Ruhe zu geben. Wo ist sie jetzt?"

Sie war nicht mehr im Zimmer.

Er ging wieder auf den Balkon hinaus. Da stand sie und sah ihn ruhig an.

„Du hast Dich erschreckt, Käthe?" frug er.

Indem er das zu ihr sagte, trat ein eigener Ausdruck in ihre Züge, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte.

„Ich denke, wie oft Hoffnungsloses auf Erden geschieht —"

„Hoffnungsvolles und Hoffnungsloses," sagte Reichlin in Gedanken versunken. „Das sind Begriffe, die für uns einem unendlichen Wechsel und unendlichen Auffassungen unterworfen sind — und von einem andern Standpunkte als dem gewöhnlichen aus gesehen, verschwinden; — Aber ich glaube, daß Du noch Gutes — das Beste im Leben erfahren wirst — weshalb nicht? — Weshalb giebst Du Dich bösen Ahnungen hin?"

„Sie liegen auf mir," erwiderte sie.

„Was hat sich meine arme Käthe schon gequält," sagte er liebreich, — „und wahrscheinlich unnöthig."

„Ich bin jetzt eben ruhig, ich denke nur," das sprach sie mit zitternder Stimme, „und will nichts weiter denken, als daß ich Dich habe, daß Du mir helfen wirst, daß Du so gut mit mir bist. — Wenn Du morgen gehst, dann kommst Du doch in fünf — sechs Tagen zurück?"

„Ich gehe morgen nicht, Käthe."

„Du mußt gehen, Reichlin, darfst es auch nicht länger aufschieben, ja nicht — und ich freue mich, wenn Du wiederkommst. — Versprich mir, daß Du gehst."

„Komm jetzt, Käthe," sagte er.

„Nicht wahr, die Baronin wird nichts fragen?"

„Nein, gewiß nicht."

Jetzt traten Beide aus dem milden Mondlicht wieder in das lampenerhellte Zimmer.

Die Baronin saß zurückgelehnt auf einem Lehnstuhl. Sie bemerkte im ersten Augenblick die Eintretenden nicht und sah sinnend vor sich hin.

Man setzte sich noch einmal um den Theetisch.

„Haben Sie schon Käthens Gärtnerei gesehen, Frau Baronin?" frug Reichlin.

„Leider noch nicht."

„Das sollten Sie thun," fuhr er fort. „Nicht wahr, Käthe, Du führst die Baronin bald einmal zu Deinen Herrlichkeiten."

„Ja, gerne," sagte Käthe, „es steht jetzt Alles wunderschön."

„Wollen wir Deinen Plan verrathen?" frug Nicolaus lächelnd.

„Wie Du meinst!" erwiderte sie mit matter Stimme.

„Sollen wir?" wiederholte er.

Sie nickte.

„Denken Sie sich," wendete Reichlin sich an die Baronin, „daß sich so ein Köpfchen wie Käthens mit närrischen Ideen abgiebt, und stellen Sie sich vor, daß sie mich mit Allerlei gequält hat, dies und jenes zu thun?"

„Das glaube ich," sagte die Baronin und nickte Käthe zu.

„Also willst Du, dann erzähle," wendete sich Reichlin von Neuem an sie.

„Soll ich?" erwiderte Käthe gedankenvoll und lehnte sich etwas in den Stuhl zurück. „Wenn Sie wünschen, gern. Ich will es ganz kurz sagen. Ich dachte mir die Frauen," sie legte die Hand auf die Stirn und lächelte, „als das, was sie sind; als Menschen, deren Fähigkeiten noch nicht ganz geweckt sind und wollte etwas finden, daß sie sich naturgemäß weiter entwickeln könnten; wie ein Volk etwa —" Sie athmete tief auf und blickte auf die Baronin. Dann sprach sie weiter. „Ich stellte mir also vor, so müßte es geschehen. Die einen Trieb in sich fühlen, etwas zu leisten, die nichts auf der Welt zu thun hätten, und auch nichts wüßten, dem sie sich besonders gern hingeben möchten, die müßten ihr ganzes Denken und Wünschen auf die Natur richten und müßten nur von ihr Heil erwarten." Sie unterbrach sich. „Reichlin, lassen wir es." Sie stützte den Kopf in die Hände.

„Bitte weiter, Fräulein Käthchen, ganz ohne Frage weiter," sagte die

Baronin, die dem, was Käthe eben berührt hatte, mit Intereſſe zu folgen ſchien. —

„Wenn Sie es wünſchen, gewiß," ſagte Käthe, wie es ſchien, war ſie aber nicht mit den Gedanken bei dem, was man von ihr zu hören erwartete.

„Die Frauen," ſagte ſie und es zog wie ein Abglanz jener Lebhaftigkeit, mit der ſie ſonſt ſprach, dachte und wollte, über ihre Züge, „die müßten wie ein Volk, in dem das Streben erwacht iſt, den Inhalt ihres Wirkens in der Natur ſuchen. Sie müßten zuerſt das ergreifen, was wirklich ganz naturgemäß iſt und den Keim zum Höchſten in ſich trägt. Für ein Volk iſt das der Ackerbau, darum ſollten die Frauen verſuchen, ob ſie nicht Genugthuung im Betreiben der Gärtnerei fänden. Das klingt nicht wahrſcheinlich; aber ſie iſt für den Menſchen, der Liebe zu ihr hat, ſo beglückend." Hier ſtreiften Käthens Augen Reichlin mit einem wunderbaren Ausdruck. „Ich dachte, gerade unter den Frauen müßten Gemüther ſein, denen eine ſo lebendige Beſchäftigung wohl thäte — dann müßte man darauf hinwirken, daß Lehranſtalten in dieſem Fache gegründet würden und müßte Alles thun, um die Beſchäftigung ſo zu geſtalten, daß auch Frauen aus höheren Ständen es für ehrenvoll hielten, ſich der Gärtnerei hinzugeben. Siehſt Du Reichlin," ſagte ſie, „ich bin wieder in all' den ſchönen Wendungen, mit denen ich Dich ärgere."

„Ja, ja Käthe," ſagte er liebenswürdig.

„Und nun kommt es, worauf Alles hinausgehen ſoll: Wenn meine Gedanken Wahrheit würden, ſo wäre der erſte, ſichere Schritt gewonnen, und die Frauen hätten Jahrhunderte vor ſich, die nicht ſpurlos an ihnen vorübergehen ſollen, denn aus dem Einen, was ſie errungen, könnte ſich Alles ruhig, doch unaufhaltſam weiter entwickeln. Das einfache Arbeiten in der Natur würde bald manchen Geiſt antreiben, tiefer einzudringen, — denken Sie, was Alles daraus entſtehen könnte und würde."

Sie ſtrich ſich das Haar zurück.

Die Baronin redete eifrig mit Reichlin über die Möglichkeit und Unmöglichkeit der Ausführung des Planes und ſie ſprach mit großer Lebhaftigkeit und ſchien davon ſehr eingenommen zu ſein.

Käthe hörte ſtill zu, doch wich der ruhige, kalte Zug, der Reichlin vorhin auf dem Balkon wunderbar berührt hatte, nicht aus ihrem Geſicht.

Nur einmal ſagte ſie: „Ich wollte es Vielen wünſchen, daß ſie ſo eine glückliche Arbeit haben könnten, wie ich ſie habe, ſo ſchön und ruhig."

„Ob Sie wohl Jemanden tröſten könnten, Herr Reichlin?" frug die Baronin, als ſie ihm die Hand zum Abſchied reichte.

„Vielleicht," erwiderte Nicolaus, „wenn deſſen Seele zufällig dieſelbe Quelle und Kraft meiner eigenen Empfindung hätte; in dem Falle ſo gut und ſo ſchlecht als ich mich ſelbſt zu tröſten verſtehe."

Die Baronin brachte ihre Gäste noch bis an die Treppe und sah ihnen dann vom Fenster aus nach, wie sie die mondbeglänzte Straße hinwandelten — Käthe am Arme ihres Freundes.

* * *

Schweigend ging diese neben Nicolaus Reichlin, ohne auch nur den Blick zu erheben. Nicht einen Athemzug hörte er und wartete sorgenvoll, daß sie ihr Schweigen brechen würde. — Er fühlte, wie schwer bedrückt das arme Geschöpfchen an seiner Seite ging.

Jetzt standen sie vor der Gartenthüre. Käthe blickte immer noch nicht auf. Er ließ sie eintreten. Sie ging den aufwärtsführenden Weg vor ihm her und unter den beiden Buchen vor dem Hause blieb sie stehen und reichte ihm die Hand.

„Käthe, bleib, sprich, ich bitte Dich," bat er.

„Sorge dich nicht um mich, Nicolaus Reichlin," erwiderte sie ruhig, „für mich giebt es noch Glück," sagte sie mit zitternder Stimme und lehnte, wie ermüdet, den Kopf an die Schultern ihres Freundes.

Der schlang seinen Arm um sie und sagte: „Ja Käthe — Glück und Frieden und Hoffnung. Du wirst ihn wiedersehen, glaube mir."

„Denkst Du das, Reichlin?" frug sie, „oder sprichst Du nur so, um zu beruhigen? Ich weiß sehr wohl, Hoffnung, wenn sie bis zum Tode uns treubleibt, ist ein großes Gut — einen Augenblick aber nach dem Tode ist sie entbehrlich. Jede Sehnsucht wird durch sein Berühren gestillt. — Was soll man wünschen?"

„Käthe, komme morgen bald, wir wollen mit einander arbeiten und dann sprechen; — komme früh."

„Leb' wohl, Reichlin," sagte sie, „leb' wohl," und gab ihm die Hand. „Reichlin, morgen reist Du. Du mußt morgen reisen."

„Ich bleibe, Käthe. — Es schiebt sich auf."

„Bleibe nicht," sagte sie fest, „ich bitte Dich. Weshalb willst Du bleiben, was ist denn geschehen? Nein, geh', — bitte, geh', und vergiß nicht das Figürchen mir auf Deinen Schreibtisch zu stellen — Geh, bitte. Ich kann die Zeit damit hinbringen, auf das Glück zu warten. Das thut ja alle Welt, weshalb soll ich es nicht thun?" sagte sie lächelnd.

„Geh', Reichlin, bitte," — wiederholte sie und zog die Schelle. „Geh' morgen ganz früh, wie Du wolltest. Leb' wohl." Sie preßte ihre Lippen auf seine Hand. „Ich bitte Dich, geh'."

„Leb wohl, Käthe," sagte er. „Was Du thust und denkst, schreibe es mir jeden Tag — hörst Du."

Die Fensterscheibe über der Thüre erhellte sich. Jemand kam die Treppe herab. Sie hörten leichte Schritte. Das Jüngferchen öffnete. Gespannt blickte er auf Käthens Gesicht, als der Lichtschein darüber hinfuhr.

„Käthe, was quält Dich, sprich," sagte er. „Es wird Dir wohlthun, zu sprechen. Sag ein Wort und ich bleibe — laß mich bleiben!"

„Es ist gut, wenn Du gehst," erwiderte sie leise.

Noch einmal, ehe sie in das Haus trat, sah sie mit einem langen Blick auf ihren Freund und sie streckte noch einmal die Hand aus, um die seine zu fassen; dann folgte sie Hannah, die die Thür schloß.

* * *

Reichlin ging am Hügel hin nach seiner Wohnung. Die Lampe brannte noch in dem Zimmer und Friedrich war beschäftigt, das letzte für die morgende Abreise zu ordnen. Der Koffer stand schon gepackt an der Thüre. Als Nicolaus eingetreten war, sagte der geschäftige Alte: „Haben der Herr die Schriften schon zurechtgelegt, die können noch in die Mappe obenauf kommen, dann wären wir fertig."

„Schon gut, Friedrich, das besorge ich. Leg Dich schlafen."

Als der Diener ihn verlassen hatte, setzte Nicolaus sich an seinen Schreibtisch und schrieb an die Baronin.

Verehrte Frau! Sie wissen, daß ich morgen reisen muß. Sie wissen, wie sehr mir Käthes Wohl am Herzen liegt, und daß ich in Sorge um sie bin. Sie haben heute selbst gesehen, in welch' tiefer Erregung sie lebt — und wissen auch, daß Käthe Ihnen zugethan ist. Versprechen Sie mir hin und wieder nach ihr zu sehen und sich dieser Tage ihrer anzunehmen.

Ihr ergebener

N. Reichlin.

* * *

Erster Brief Käthens an Reichlin.

Den 11. Juli.

Nun bist Du fort, Reichlin, und ich schlief als Du gingst! Hast Du es bemerkt, wie herrlich die Sonne heute Morgen schien? Als ich erwachte, wagte ich nicht die Augen zu öffnen; ich fürchtete, daß es trübe sein könnte, und es war voll Helligkeit. Da schien mir Angst und Noth und alles Böse ein Traum zu sein. Ich blieb noch ein Weilchen liegen und sah durch das Fenster die frischen Blätter funkeln.

Weil Du nicht hier bist, ist Alles um mich her mir fremd, glaubst Du das?

Ich saß heute bei der Mutter und den Schwestern und arbeitete mit ihnen. Sie thaten es so friedlich und mit Behagen und ich war unter ihnen wie eine andere Art Geschöpf als sie, voller Unruhe, mit heißer Sehnsucht und Furcht und wäre es nur Furcht vor der Nacht. Ich nähte und ich sprach auch; aber Dinge, die mir theils zu wenig, theils zu sehr am Herzen lagen. Ich fühlte, daß ich Niemanden wohlthat, daß ich die Mutter erregte und ich sah es ihr auch an, wie ihr mein Wesen zuwider war; da erfaßte mich der Wunsch, daß sie mir ihre Liebe und ihre Zufriedenheit

zeigen möchte und ich stürzte auf sie zu und küßte sie und drückte sie mit meiner ganzen Kraft, und lachte, als sie mir abwehren wollte, und hielt sie immer fester, da wurde sie bös und ich auch.

Ich ging hinaus. Draußen weinte ich und lief im Garten hin und her. Ganz verlassen kam ich mir vor. Mein Herz ist nun einmal wie es ist. Jemand muß zu mir sagen: „Käthe, ich bin froh, daß Du da bist, Du bist mir sehr lieb — Du wirst doch bleiben." Wenn ich keine Menschenseele habe, die so zu mir spricht, bin ich augenblicklich ganz haltlos, sehe mich auf der Welt um, wie verirrt, kein Schimmer von Freude ist dann in mir; Nichts ist für mich vorhanden, keine Schönheit, kein Glück, und kein Gedanke. Ich müßte vergehen und sterben, wenn mich Niemand lieb hätte, wenn ich Niemandem zur Freude da wäre. Du bist so gut, das fühle ich ganz und sehne mich nach Dir — Du weißt es ja. Bleibe ja nicht länger als Du wolltest, denkst Du an mich? Vielleicht begegnest Du ihm? Vielleicht? Weshalb nicht? Es wäre doch möglich.

Ich schreibe an Dich in Deinem Arbeitszimmer. Die Fenster sind offen und der Wind spielt in dem Geranke. Gerade vor mir steht das schöne Köpfchen. Ich danke Dir, daß Du nicht vergaßest, es für mich herauszustellen.

Jetzt ist es vor Sonnenuntergang und nirgends kann es stiller sein wie hier. Hier denke ich an Vieles, was Du mir sagtest und stelle mir vor, wie Du hier gelitten hast und wie manche schwere Stunde Du verbrachtest.

Während ich sitze und schreibe, durchlebe ich Alles, was ich von Dir weiß, und wäre es nur das Eine, daß Du zum Höchsten bestimmt wurdest, daß Du so viel Schönheit, so viel Größe fühltest, um damit Dir eine Welt zu schaffen, die Dir zur Heimat werden sollte und daß Du Alles hingabst, weil Du uns helfen wolltest. Du gabst Deine Freiheit. Nun gehst Du unbekannt und belastet, wie tausend Andere auch, Dein Lebtag einher. Mir macht das das Herz schwer.

Ach, Reichlin, gestern war es, daß wir zu der Baronin gingen!

Ein Zweifel steigt in mir auf, ob ich noch glücklich werden kann; ich erhoffe es zu oft und zu mächtig. Versteh mich. Mir ist das Glück nicht um des Glückes Willen wünschenswerth; denke ich an Glück, so denke ich, daß es Sorgen, Sehnsucht und Qualen überwinden soll. Der Künstler aber wird nie die Gewalt der Schönheit rein und voll genießen, der durch sie Zwecke verfolgen will und wären es die edelsten, vortrefflichsten. Schönheit soll um der Schönheit Willen da sein und das Glück um des Glückes Willen.

Leb' wohl, Nicolaus Reichlin!

Nein, noch nicht. Wie ich bei dem Schreiben aufschaute, fielen meine Blicke auf die grauen Hefte, die ganz zu oberst auf dem Bücherbrette stehen,

und ich dachte, die hat er seit Jahren nicht aufgeschlagen, keinen Blick hinein gethan. Und ich sah im Geist, wie Du sie an einem einsamen Abend hinauflegtest. Ich sah Deinen Ausdruck und Deine Bewegung, wie Du sie wegstelltest, um Dich von ihnen zu trennen. Beinah glaub' ich, daß es auf Erden nichts Größeres giebt, als einen Menschen, der ganz im Stillen seine Hoffnungen, das geahnte Erreichen, sein Göttliches, sein Bestes Anderen zu Liebe aufgiebt und ohne Bitterkeit mit dem Geringsten sich begnügt. Und nichts Größeres hätte er schaffen können, als er dann selbst geworden ist.

Sieh nur, ich schreibe zu viel. Nun ist es schon dämmerig und hier im Zimmer so still und beinah dunkel, kaum daß ich zum Schreiben sehe. Ich fühle mich nicht froh und nicht sicher. Gedanken, Gefühle, die mich unendlich quälen könnten, kommen, wenn mir leise meine Einbildungskraft berührt wird. Leb' wohl, Reichlin, leb' wohl! Im Freien wird mir besser.

Kennst Du das Gefühl, wenn man nicht wagt, sich umzuwenden?

Ach, mein Reichlin, das Glück ist es, nach dem ich mich sehne und der Friede.

Noch einmal, leb wohl.

Deine Käthe.

Erster Brief Reichlins.

Ich stelle mir vor, daß Du gleich am Morgen geschrieben haben wirst, und daß ich tagsüber Deinen Brief bekommen werde. Ich denke bald wieder bei Dir zu sein. So lange ich fort bin, bleib hübsch fleißig.

Denke nicht allzuviel über Dich selbst nach, das thut nicht gut. Ich möchte, Du achtetest inniger auf das Leben um Dich her, auf Alles, was mit Dir leidet und sich mit Dir freut. Hast Du einmal wieder daran gedacht, was ich Dir sagte, damals, als Du in der Nacht mit mir vor dem Hause saßest? — Ich hätte Dich gern getröstet.

Als Du gegangen warst, blieb ich noch eine Zeitlang und sah die Sonne aufgehen, da hatte ich einen Gedanken, der halbwegs entstanden war, als ich meiner Käthe zum Troste sagte, — erinnerst Du Dich? — Du solltest Dir vorstellen, unsere Gedanken stiegen wie aus der Erde auf und zögen über uns hinweg, über Unendliche hin, und wir müssen stille halten und Glück und Unglück, das sie uns bringen, über uns ergehen lassen.

Die Sonne geht auf, über dem Berg der erste Schimmer. Stell Dir vor, der Fleck Erde, der uns trägt, dreht sich der Sonne zu, und mit ihm alle Millionen, die auf demselben Längengrade wohnen, nach Norden und Süden bis zu den Polen. Hast Du es Dir schon vorgestellt? — Ein Streifen um die ganze Erde hat Morgenröthe. Die Vögel sind die Ersten, die sich ermuntern, dann kommen wir daran. „Guten Morgen, Käthe," „Guten Morgen, Herr Nachbar," und mit uns wieder Millionen Andere,

in allen Sprachen, haben denſelben Gedanken und heute nicht zum erſten Male, ſeit tauſend Jahren ſchon — nicht wahr? Seitdem die Welt ſteht. Immer Neue, immer Andere haben ihn.

Nun denke: die Sonne geht auf — da heißt es: auf, an die Arbeit — an die Jagd, an's Leben — die Qual geht an. Was giebt's zu thun? Erbeute.

Und der Gedanke, von dieſem noch nicht ausgedacht, wälzt ſich weiter, wälzt ſich mit der Sonne weiter, über die Wipfel der Bäume, in die Schlupflöcher von Thieren und Menſchen, fort über die Lande, die Berge, das Meer, die Wüſte, fort von Weſen zu Weſen ohne auszuruhen, ohne einen Augenblick inne zu halten — und ſteht nicht ſtill und iſt ſo alt wie die Sonne ſelbſt. Und die Sonne ſteigt höher, allmählich höher, und mit ihr wachſen und wechſeln die Gedanken. — Sie fällt — des Tages Spiel iſt aus; da heißt es: Erreicht, ſatt, unbefriedigt, müde.

Und ſo, ſeit Ewigkeiten, ewig ſo lange wir denken, und auch ohne uns Menſchlein. Merkſt Du nun, worauf ich hinaus will? Sind es wohl Deine und meine Gedanken? Oder ſind es gar die Gedanken der Mutter Erde? — Und wir plappern ſie nach und bilden uns ein, wir dächten ſelber?

Und mache Dir klar, gleichzeitig iſt auf Erden Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Daſſelbe, das dem Einen Sonnenaufgang iſt, iſt dem Anderen Sonnenuntergang. Von je und gleichzeitig denkt die Erde die Gedanken.

Jeder Denkende iſt nur das Medium der Gedanken, die die Erde umfluthen. — Weshalb ich Dir das wohl jetzt gerade ſchreibe, haſt Du aufgemerkt? Verſuche es einmal, darüber nachzudenken, wenn Du vielleicht heut Nacht nicht ſchlafen könnteſt.

Sei hübſch artig, beſuche die Baronin, und ſchreibe mir bald wieder. Vielleicht muß ich weiter reiſen.

Dein

Nicolaus Reichlin.

Zweiter Brief Reichlins.

Bis an den Hals in Geſchäften, liebe Käthe. Fortwährend heißt es, die Augen offen halten, immer ſich bewußt ſein, daß alle Pläne, alle Vermuthungen, alle Unternehmungen es mit den niedern, niedrigſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes zu thun haben. Kein Vertrauen, immer gerüſtet, ſein Recht zu wahren. Keine Offenheit, immer den Vortheil, der doch offenkundig das Ziel jedes Erwerbenden iſt, auf den Alles hinausläuft, verdecken und wie eine Ungerechtigkeit verleugnen!

Wahrſcheinlich bin ich ein beſſerer Geſchäftsmann, als es den Anſchein hat, denn ich ſehe alle landesüblichen, zeitgemäßen, gröberen und feineren Lügen, Hinterliſten, bedenkliche Gebräuche, hübſch klar vor Augen, vergnüge

mich damit zu beobachten, wie sie ausgenutzt werden, wie sie durch ehrenwerthe Herren, die sich ihrer bedienen, ehrenwerth erscheinen.

Es ist ganz interessant, der Sache unbetheiligt zuzuschauen; aber mitten darinstecken, so gut es geht, Alles mitmachen, überall sich wehren, sich eindrängen, das ist schon übler und für Manchen unleidlich. — Die Existenz ist die Sünde — das erläutert sich hier auf Schritt und Tritt.

Es ist ein unerträglicher Lärm in der Stadt. Ich will mich freuen, wenn ich mit meiner Käthe wieder in unserm stillen, friedlichen Garten sitzen kann.

Weshalb schreibst Du nicht, daß die neuen Rosen nun aufgeblüht sind. Sie müssen es sein. Du versäumst doch nichts. — Wie steht es mit Friedrich jetzt?

In meinem letzten Briefe, auf den Deine Antwort wohl schon unterwegs sein wird, gab ich Dir einen Gedanken, der tiefstem Ernste entsprungen ist, und sich in Poesie gewandelt hat und keinen üblen Tausch machte. — Und ich sehe im Voraus, wie Du nicht ruhen wirst, bis Du ihn durchgrübelt hast.

Laß das jetzt; wir wollen mit einander darüber reden, wenn ich zurückkomme. Oft habe ich versucht, Dich in die Tiefe der Poesie zu führen, in der die gehetzten, bezweifelten, ewig verfolgten Gedanken untertauchen und in Verklärung, als angebetete Gottheiten wieder erstehen. Du wichest gerne aus und ließest Dich nicht gefangen nehmen.

Poesie ist ahnungsvollste Beschränktheit, strebt nicht nach Wissen, verträgt kein zweifelndes Forschen, verlangt ganz unser Herz. In Poesie liegt für uns Seligkeit, Hoffnung und Erlösung. —

Nun höre, meine Käthe, was ich mir ausgedacht habe. Wir wollen uns einmal eine Zeit lang frei machen, wenn der Herbst kommt, da wollen wir noch vollsten Sommer genießen. Wir reisen mit einander weit hinunter in den Süden, wollen viel Schönes sehen, lauter Schönes, wärmsten Sonnenschein genießen, wenn bei uns längst Alles grau und trübe ist. — Ich habe nachgedacht, wie es gehen wird — ich glaube, daß es möglich ist. — Wir reden darüber. Wir sehen vielleicht ein frohes Stückchen Zukunft vor uns.

Fasse Hoffnung, mein Herz. Was Dein Reichlin Dir helfen kann, das wird er thun.

Leb' wohl!

Zweiter Brief Käthens.

Vielleicht verstehe ich, was Du sagtest und mir jetzt schriebst, Reichlin. Ich glaube, daß ich es verstehe und glaube, daß man durch solchen Gedanken demüthig werden kann. Ich gab mich ihm hin, wollte Alles ruhig über mich kommen lassen, ohne danach zu streben. Mit der Sonne, dem Monde, dem Wachsen und Welken wollte ich denken. Das Alltäglichste wurde mir

neu und ich freute mich über jede Erscheinung. Alles gewann mir an Bedeutung.

Es gab ein Gewitter, ich stand in unserem Pavillon. Bei jedem Blitz, bei jedem Donnerschlag hörte ich einen gewaltigen Chor, der die Erscheinung begleitete und von ihr hervorgerufen wurde, die Gedanken der Menschen. Sie rollten mit dem Donner vermischt über die Erde. Es war ein großer Eindruck, aber Reichlin, welche Kraft gehört dazu, im Bewußtsein solcher Ideen zu leben.

Gestern Abend empfand ich, wie Alles noch weit verstärkt auf uns eindringt, wenn wir uns die Gedanken wie aus der Erde aufsteigend denken, sie gleichsam mit den Athemzügen einziehen. Doch ist es das einzige Mal gewesen, daß mich das Versenken in diese Vorstellung nicht beruhigte. Die Todesangst war es, die mich, als ich nicht schlafen konnte, überfiel. Sie stieg auf, erfüllte Alles, marterte mich, ängstigte mich und ließ sich nicht abschütteln. Es lag wie furchtbare Ahnung über mir. Entsinnst Du Dich, ich sagte, daß ich zum ersten Mal mich der Vorstellung vom Tode hingab, als ich durch sie mir einen großen Schmerz verdecken wollte.

Reichlin, denke an Deine Käthe. Sobald Du kannst, kommst Du zurück, das weiß ich. Ich sehne mich nach Dir.

Deine Käthe.

Ich schreibe jetzt ein Geschichtchen und denke dabei an alles Gute, was Du mir gesagt hast und suche es zu befolgen. Aber wunderlich genug wird es dennoch ausfallen. Sobald ich fertig bin, schicke ich es Dir.

Dritter Brief Käthens.

Deinen Brief habe ich Tag und Nacht bei mir; ach, Du bist gut und es soll Dir auch gut gehen. — Was Dir das Liebste ist, wirst Du noch erreichen. Dir kann das Leben nicht so traurig verstreichen — Dir nicht.

Mache Dich frei, Reichlin — ach, es müßte möglich sein! Du brauchst doch zum Leben nicht viel. Heinrich soll Deine Stelle hier einnehmen. Der paßt besser dazu als Du. Du sollst Dich nicht länger plagen. — Wer dankt es Dir? Glaubst Du wohl, sie wissen es, was für ein Opfer Du für sie gebracht hast? — Glaub' mir, sie würden es nicht verstehen, daß Du ihnen Dein Leben, Dein Bestes gegeben hast. Sie denken bei sich: Er ist zu einer ruhigen, festen Arbeit gekommen, was will er mehr? — und in seinen Freistunden kann er treiben, was ihm behagt.

Ach, Reichlin, käme für uns Beide Glück!

Deine Käthe.

Vierter Brief Käthens.

Mein lieber, lieber Reichlin!

Ich sehne mich nach Dir, ich möchte Dir entgegen und Dir zu Füßen fallen und die Lippen Dir auf die Hände drücken — und Dir sagen, wie Du unsagbar gelitten, daß Du den größten Schmerz empfunden haben mußt.

Ich weiß es und glaube es und dennoch biſt Du ſo gut mit mir. ſo gut!

Ach, wenn Du hier wärſt, Du müßteſt mir ſagen, was Du verloren haſt, was Dich ſo getroffen hat. Ich würde Dich nicht laſſen, bis Du mir vertrauteſt.

Du darfſt nicht bös auf mich ſein, daß ich nicht widerſtand und nach einem von Deinen Heften griff, und es aufſchlug — einmal aufſchlug! — ein einzig Mal.

Ich ſuchte nach Frieden, als ich den erſten Blick hinein warf, und das, was ich aufſchlagen würde, ſollte mir wie ein Orakel ſein.

Da las ich:

Erbarmungslos ſind die Götter,
bar alles Mitleids.
Lächelnd ſchauen ſie
aus wolkigen Höhen
auf das Getriebe
ihrer Geſchöpfe. —
Nichts reicht von der Erde
zu den ehernen Herzen:
Unbemerkt verwehen
Opferdämpfe,
und ungeſehen
bleiben erhobene Hände,
ungehört verhallen Klagen,
und kindliche Wünſche,
und was der Verzweifelnde
aufſchreit in Angſt
zu den ſonnigen Höhen.
Und was tief im Herzen
unausgeſprochen
eine Welt von Qualen birgt —
reicht nicht über die Wolken,
über die Räume.
Es dringt kein Gebet
und kein Fluch zu den Göttern.
Schweigend ſchauen die Hehren
auf das Elend
ewig elender Menſchen.
All' Jammer auf Erden
verhallt — ein Mißton,
der in den urewigen Einklang
ſchmeichelnd ſich fügt.*)

Das ſchriebſt Du. — O Gott, Reichlin.

Deine Käthe.

Dritter Brief Reichlins.

Als ich das Gedicht ſchrieb, war ich elend und allein; in einer ruhigen Stunde will ich von dieſer Zeit mit Dir reden. Das Schickſal hatte mich

*) Das Gedicht iſt von Arnd-Kürenberg (bisher ungedruckt).

beraubt, und ich mußte den Entſchluß faſſen, mich von Allem abzuwenden, was mir bis dahin Glück und Frieden geweſen war.

An jede Stunde weiteren Lebens konnte ich nur mit Grauen denken.

Was ich ſeitdem gelebt und erreicht habe, Du weißt es — was mir an Glück zu Theil wurde — die Käthe weiß es.

Erbarmungslos ſind die Götter!

Vielleicht können wir es Beide einmal zurücknehmen.

Dein N.

Fünfter Brief Käthens.

Da legt man ſich Abends nieder, mit all ſeinen Gefühlen, ſeinen Erfahrungen, ſeinen Hoffnungen; meint nicht anders, als Herr von allen dieſen zu ſein, in ſo weit Herr, als man ſeiner Natur nach Ereigniſſe und Gefühle in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, alſo ſowohl gar nicht Herr, denn die Ereigniſſe fordern die Gefühle, doch fordern ſie nicht willkürlich und fordern mächtig; ihr Verlangen durchdringt uns ganz und gar, ſo daß wir das, was wir geben müſſen, freiwillig zu geben meinen, — nicht wahr, Reichlin?

Nun aber kommt der Schlaf und der Traum — und die Harmonie zwiſchen uns und unſerem Schickſal ſteht nicht mehr feſt. Das, was unſere Eigenthümlichkeit ausmacht, das perſönliche Hoffen, Urtheilen, Fürchten, verkehrt ſich oft in ſein Gegentheil — Alles, was mit uns zuſammenhängt, verſchwimmt und verändert ſich und wir ſind nicht mehr unerbittlich auf die eigene Perſönlichkeit beſchränkt. Es kann geſchehen, daß wir uns in den Empfindungen eines anderen Geſchöpfes heimiſch fühlen. Mir iſt es oft im Traume ſo ergangen. Bei dem Erwachen erſchien mir dann oft mein eigenes Weſen als fremd.

Heute hat mich ein Gefühl im Traum erſchreckend und kränkend berührt. Ich ſah Ernſt Santi, ganz ohne Theilnahme, als hätte ich nie im Leben je an ihn gedacht. — Mir iſt, als hätte ich noch kein einzig Mal von ihm geträumt, und habe es ſo oft gewünſcht — — und nun mußte es ſo geſchehen. — Ich kann den ganzen Tag von dem kalten Eindruck nicht frei werden. —

Keine Freude zu fühlen, ihn wiederzuſehen! — Daß ich ſo träumen mußte! Wie wenig mag uns unſer Herz gehören! Mir iſt ſeit dem Erwachen, als trüge ich eine unbekannte Macht in mir und ich kann nicht aufhören, an den dummen Traum zu denken. Die Baronin läßt Dich grüßen, Sie war heut lange bei mir.

Deine Käthe.

Sechſter Brief Käthens.

Denſelben Tag.

Vorgeſtern ſagte ich Dir, daß ich etwas geſchrieben hätte. Als ich es that, hab ich an Dich und was Du mich lehrteſt immer gedacht. Wie es mir gelungen iſt, weiß ich nicht. —

Es war einmal eine Gärtnerstochter, die hieß Yarmandel, die hatte es noch nicht erfahren, was Glück sei und dachte darüber nach, Tag und Nacht, und wenn sie über der Arbeit saß und Kränze band für Lebendige und Todte.

Und auf der Straße sah sie sich die Leute darauf an, ob sie wohl das Glück kennen gelernt hätten.

Sie wohnte bei ihrer Mutter in einer engen Gasse, da hatten sie einen kleinen Laden, in dem sie ihre Blumen verkauften, und vor dem Thore gehörte ihnen ein Garten.

Da war auch eine schöne Schwester, die mit ihnen wohnte, die hatte viele Freier und war immer guter Dinge. Die Mutter hatte es gern, wenn diese ein Weniges im Hause nachsah und bei ihr saß.

Yarmandel aber besorgte den Garten und band in dem dunklen Lädchen Sträuße und Kränze und so wunderschön verstand sie sie zu binden, wie Niemand sonst in der ganzen Stadt es konnte. Sie hatte eine glückliche Hand und Alles gerieth ihr wohl; doch war sie ein stilles Mädchen und hatte vollauf zu thun, so daß die Nachbarsleute sie kaum bemerkten und Niemand von ihr sprach. Dabei dachte sie immer, was es mit dem Glücke wohl auf sich habe. Wie es Einem wohl zu Muthe ist, wenn das Glück kommt, — und ob sie es gleich erkennen würde.

Alles ging gut im Hause. Es mangelte nicht an Geld; im Garten gedieh, was gesäet und gepflanzt war und Yarmandel hatte von früh bis zum Abend zu thun, kam kaum zum Reden. Sie merkte es nicht, daß keine Menschenseele sich tagsüber um sie kümmerte.

Und Abends, wenn die Schwester sich noch vergnügte, war sie todtmüde und ging schlafen.

Doch ehe sie einschlief dachte sie an das Glück und hoffte, daß es kommen würde. So verging Tag um Tag und sie hatte es noch nicht kennen gelernt und ging manchmal aus es aufzusuchen; denn so ein wundervolles Ding wie Yarmandel meinte, daß das Glück sei, will man gern finden.

Waren Blumen zu einem Feste bestellt, so ließ sie es sich nicht nehmen und trug sie selbst zu den Leuten, um vielleicht etwas davon, wonach ihr Herz sich sehnte, zu erfahren.

In den Häusern aber, in denen das Fest gegeben wurde, ging es immer munter und hoch her. Da war viel Unruhe und Hast, da mußten sie alles auf's Beste vorbereiten. Yarmandel sah dem Treiben oft zu. „Es sind ihrer zu Viele," dachte sie, „das wird das Rechte nicht sein. Später auf dem Fest aber würde ich es schon zu sehen bekommen."

Sie wartete und wartete.

Die Zeit kam, daß sie der schönen Schwester den Brautkranz binden sollte. Das that sie. Die Schwester heiratete Einen aus der Nachbarschaft und hätte wohl auch einen Andern genommen.

Yarmandel ſetzte ihr am Morgen den Kranz in das Haar, da ſchien die Sonne zum Fenſter herein auf die kleinen Myrtenblättchen, daß ſie funkelten und glänzten. Sie waren ſo grün und feucht und die Blüthen ſchneeweiß.

Yarmandel ſagte: „Ich wünſche Dir Glück.“

So viele Leute hatten das der Braut ſchon geſagt, daß ſie es überhörte. Die Schweſter war ſchön und fröhlich an ihrem Hochzeitstage, plauderte mit aller Welt, wie ſie es jeder Zeit gethan, und lachte von Herzen.

„Wo nur das Wunder iſt?“ dachte Yarmandel.

Da war in der Stadt ein vornehmes Fräulein in ſchönſter Jugend geſtorben. Yarmandel hörte von den Leuten, die bei ihr Kränze beſtellten, Klagen darüber. Sie erzählten dies und jenes, rühmten die Jugend, die Schönheit, die Anmuth, die Güte des Mädchens und ſagten mit viel Bedauern, daß ſie verlobt geweſen ſei. „So mitten im Glück zu ſterben,“ meinten ſie, „daß Gott erbarm!“

Und Yarmandel trug am Abend ſpät ihre Kränze zu der verſtorbenen Braut. Wie ſie in das Haus trat, war es überall ſtill und einſam, die Thüren offen und Alles hell und klar; aber keine Menſchenſeele begegnete ihr auf den Treppen, und Niemand hielt ſie auf und gab ihr Beſcheid.

Da trat ſie in einen ſchönen Saal ein, in dem lag die Todte. Hohe goldgelbe Wachslichter brannten; vor denen ſtand der Sarg, und ein Prieſter kniete nahe dabei und murmelte Gebete.

Yarmandel ſchlich näher mit ihren friſchen Kränzen — und konnte das weiße Kleid und die gefalteten Hände der Braut ſehen, und ſchlich noch näher und konnte ihr Geſicht ſehen. — Da erſchrak Yarmandel und dachte „Da iſt das Wunder — da.“ — Sie konnte den Blick nicht wegwenden von dem ſchönen Geſicht, auf dem das Glück wie ein Schein lag, daß Aller Augen es ſchauen konnten. — Yarmandel fing an zu weinen, als ſollte ihr das Herz brechen, und flüſterte: „Wollte Gott, ich hätte es bei den Lebendigen gefunden.“ Ihre Kränze legte ſie auf den Erdboden und ging nach Hauſe.

— — — — — — — — — — — — — —

Yarmandel aber war ein ſchönes Mädchen, und man mußte ſich verwundern, daß ſie jetzt erſt glaubte, das Glück nun gefunden zu haben, und es nicht ſchon beſſer wußte, und daß ſie es ſich ſo zu Herzen nahm. Doch war ſie immer ſchöner geworden, und lief, wie die Leute ſagen, geraden Wegs in das Glück hinein, und ahnte es nicht. —

Als ſie wieder in ihrem Lädchen ſaß und hatte die Augen noch voll Thränen, trat ein junger Mann bei ihr ein, ſchön und vornehm. Der rief: „Einen Strauß!“

Als er aber das Mädchen anſchaute, da erſtaunte er und trat näher und faßte ihre Hand, ſprach zu ihr und ſie antwortete ihm gern.

„Warum biſt du traurig, Mädchen?“

„Herr," ſagte ſie, „ich ſuchte mein Lebtag das Glück und hab' es nicht finden können, und heute, da hab' ich es bei Einer gefunden, und die war todt."

„Was ſoll das bedeuten?"

„Ach Herr, doch wohl, daß erſt der Tod das Beſte bringt."

„Du armes Närrchen."

„Es wird ſo ſein, glaubt mir."

„Doch nicht," ſagte er und bog ſich zu ihr nieder.

„Weißt du auch, daß man ſein Glück nicht verplaudern darf? — Weißt du's?"

„Ich weiß nicht," antwortete ſie.

„Es iſt ſo wie ich ſage, das Glück muß man verſchweigen."

„Dann wird es ſo ſein, Herr. Iſt man erſt todt, ſo iſt das Schweigen nicht ſchwer. Wer frägt dann. Leicht mag das Glück nicht zu tragen ſein und nicht leicht zu verſchweigen."

Da küßte er ſie heiß auf Mund und Wangen.

„Nun, ſag', ob du ſchweigen kannſt? Glaubſt du? — Sprich doch?"

„Ja Herr, ſchweigen" — ſagte ſie zitternd. — —

Und nun geſchah es, daß Yarmandels Herz nicht mehr an das Glück dachte, und an nichts auf der Welt mehr, als an den Lieben. Sie band ihre Kränze wie ſonſt, doch nur, weil ſie bei der Arbeit die ſchönſten Blumen für ihn bei Seite legte.

Und ſie hörte, wie jede Stunde zu der andern ſagte: „Vergeh' nur, vergeh' nur," bis die kam, in der ſie ihn ſehen konnte.

Weil er es wollte, ſchlich ſie oft aus dem Haus und huſchte durch das Gäßchen und ging ſcheu mit ihren Blumen unter den Leuten hin.

Wie ſonſt ging ſie aus, das Glück zu ſuchen, doch wußte ſie jetzt, wo ſie es finden konnte. — —

Und wenn ſie bei ihm war, das Schönſte unter all' ſeinem Reichthum, das er ſorglich vor Jedermanns Augen verborgen hielt, wollte ihr das Herz vor Wonne zerſpringen, und ihr gefiel die Pracht um ſie her über alle Maßen. Ihr Herz aber wurde immer glühender und unruhevoller, und es ſchien ihr, daß die Liebe ein Feuer ſei.

„Nun kennſt du das Glück," ſagte er zu ihr.

Da ſah ſie ihn an und lachte, daß ihre weißen Zähnchen glänzten.

„Herr, ſagte ſie, ich bin eine Schlange, und was weiß die von Glück, die braucht es nicht!" und ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals, und preßte ihr Köpfchen ihm an die Bruſt, daß ihre Haare ſich wie ein Schleier um ihn legten.

„Sieh zu, ob ich eine bin?" rief ſie und lachte, machte ſich los, und er ergriff ſie und hielt ſie am Arm. Da wandte ſie ſich hin und her und bog ihr Köpfchen, hob es, entſchlüpfte ihm und hing ihm am Hals, war nah und fern in einem Augenblick.

„Du liebe Schlange!“ rief er.

„Nein, Herr, ich bin ein Dieb, der eine schöne Krone sich gestohlen hat und sie verborgen trägt. — Was hilft's ihm? — Kein Mensch weiß es und Keiner erfährt es — das ist hart.“ Und sie begann zu weinen, und weinte und schluchzte: „Dem Lebenden wird es doch so schwer, zu schweigen.“

Da hob er ihr das Köpfchen in die Höhe und sagte: „Wie werd' ich mein Yarmandelchen nur wieder los? — Noch lange — lange nicht!“

Und sie stand auf und sah ihn an, und er wußte nicht, daß sie ihm bis in sein tiefstes Herz schaute. Dann stürzte sie auf ihn zu und küßte ihn, als sollte er sterben. „Leb wohl,“ sagte sie, steckte sich das Haar in die Höhe und gab ihm die Hand.

Ein goldenes Kettchen, das er ihr geschenkt hatte, nahm sie vom Hals und legte es auf den Tisch.

„Weshalb thust du das?“ frug er.

„Lebt wohl, Herr,“ sagte sie, küßte ihm die Hand und schlich zur Thür hinaus. — — —

Und da saß sie nun in ihrem Lädchen und wollte vor Sehnsucht vergehen. Die Blumen, die sie für ihn bei Seite that, welkten, und immer wieder legte sie neue und schöne bereit. — Und sie erstaunte, daß sie ihn nicht wiedersah und wollte es nicht glauben; aber ein Tag kam zum andern, ohne daß sie ihn gesehen hätte. Da dachte sie: „Wie es nur möglich ist?“ — Es ist Nichts — das Glück taugt für die Lebenden nicht. Es kommt und bringt tausend Dinge und nimmt, was es brachte, wieder, läßt uns reich werden, um uns arm zu machen, macht uns froh, damit wir traurig werden“.

Sie wartete und wartete. — Und weil sie gar nichts von ihm hörte ihn nicht zu sehen bekam und er sie ganz vergessen hatte, sagte ihr Herz: „Das ertrag ich nicht, thue das, wer es kann.“ Und sie aß und trank nicht, schlief und sprach nicht mehr, saß in ihrem Kämmerchen und sah vor sich hin. „Das Glück wird bei den Todten sein,“ dachte sie wieder, „ich möchte es finden!“ Die Mutter wußte nicht, was sie von Yarmandel halten sollte, denn die verplauderte nichts. Die Schwester aber meinte: „Yarmandel wird sterben.“ Das ging ihnen sehr zu Herzen.

Die aber wartete geduldig, was aus ihr werden würde, war krank und matt.

Als sie eines Abends am Einschlafen war, da sagte sie zu ihrer Schwester, schon halb im Traume: „Wenn die letzte Stunde noch Glück bringt, dann ist es gut und keine andere wird kommen, es wieder zu nehmen.“ —

Yarmandel schlief ein und starb im Schlaf. Am Morgen lag sie stumm und starr in ihrem Bette. — — —

Das ist meine Geschichte, Nicolaus. Sie sollte ein fröhliches Ende haben und ist doch traurig gerathen, fast gegen meinen Willen.

Uebermorgen Abend sind wir Alle bei der Baronin eingeladen, die läßt Dich herzlich grüßen und hofft, Du kämst bis dahin auch zurück.

Ach, komme, ich bitte Dich, es ist hier gar zu öde.

Deine Käthe.

* * *

Die Mutter und die drei Schwestern waren, wie es Reichlin geschrieben hatte, bei der Baronin Abends zum Thee eingeladen, schon zwei Tage vorher, da die Baronin Besuch erwartete, und es ihr, wie es schien, darauf ankam, einige Menschen dann gerade bei sich zu sehen. Sie sprach ihr größtes Bedauern aus, Reichlin, auf den sie gerechnet hatte, nicht mit eintreten zu sehen.

Das Balconzimmer war angenehm erleuchtet; auf den Tischen und Tischchen standen in Vasen schöne Blumen. Es war ein wunderbar farbenprächtiger Sommer. Aus dem Nebenzimmer klangen noch einige volle Clavieraccorde, die verstummten, als die Baronin Mutter und Schwestern begrüßte, und ein junger Mann mit eleganten Manieren trat ein und wurde von der Wirthin vorgestellt.

„Er kommt aus Rom," sagte sie, „direct aus Rom, der Beneidenswerthe."

„Ja, gnädige Frau," wandte er sich an die Mutter, „ich danke meinem Schöpfer, daß ich hier bin. Der lange Sommer, den wir dort schon hatten, wirkt angreifend auf uns Nordländer."

Käthe sah ihn eigen an und sagte, als hätte sie das Vorhergehende nicht gehört: „Von Rom kommen Sie?"

„Ja, gnädiges Fräulein, von Rom," wiederholte er. Kennen Sie Rom?"

„Ich?" frug sie. „Nein, ich nicht."

„Wer denn?" frug er lächelnd, angeregt zu dieser Frage durch die eigenthümliche Betonung, mit der sie „Ich nicht" erwidert hatte. Käthe blickte vor sich hin, ohne zu antworten.

Man setzte sich zum Thee. Der Gast der Baronin wußte angenehm und liebenswürdig zu plaudern. Er malte, hatte lange Zeit in Italien gelebt, war musikalisch begabt, wußte allerlei aus der römischen Gesellschaft zu erzählen. Er schien dort wohl aufgenommen, war eine angenehme Erscheinung, und mochte einer von den Menschen sein, gegen die sich Nichts sagen läßt.

Nach dem Thee setzte er sich an das Clavier und trug vor, was die Baronin von ihm erbat. Alle waren in dem Zimmer, in dem der junge Künstler spielte, versammelt; nur Käthe hatte sich auf den Balcon geschlichen.

Die Melodien drangen milde zu ihr hinaus. Sie hatte den Fremden, währenddem er ihr gegenübersaß, oft forschend angeblickt; er war ja daher gekommen, von wo aus ihr Glück und Ruhe zurückkehren sollte.

Er ſchien dort ſo gut bekannt zu ſein; ſie ahnte es, er hatte ihn, den ſie ſeit Jahren täglich erwartete, vielleicht geſehen vielleicht geſprochen, vielleicht kannte er ihn näher — vielleicht würde er den Namen plötzlich nennen.

Käthe war mit innerſter Erregung dem Geſpräch gefolgt. Er mußte ihn ja kennen; Beide waren Künſtler, ſie mußten einander in Rom begegnet ſein; es war kaum anders möglich.

Er hatte von den verſchiedentlichſten Menſchen geſprochen, wußte von Jedem, kannte Jeden, nach dem die Baronin, die vor Jahren ſich auch in Rom aufgehalten hatte, frug; aber den einen ſehr geliebten Namen hatte er nicht genannt.

Nun ſaß Käthe draußen auf dem Balcon, ganz Sehnſucht und Verlangen. Sie ſprach den Namen, den ſie ſo gern gehört hätte, leiſe vor ſich hin. —

Die Muſik klang ununterbrochen ſanft in die Nacht hinaus und begleitete Käthens Träume, belebte ſie und erhöhte jedes Gefühl, das ſich in ihr regte.

Sie ſah die Vergangenheit ſich in ihrer Seele abſpielen. Von Neuem nahm ſie von dem Geliebten Abſchied, fühlte dabei die ganze Macht der Liebe in ihrem Herzen erwachen. Alles, was ihr von dem vollblühenden Strauch zugeflüſtert und was ſie nie einer Menſchenſeele vertraut hatte, bekam neue Kraft und tiefere Bedeutung.

Ganz verſunken war ſie in die Vorſtellung, daß er zurückgekehrt ſei und ſie mit ſeiner Liebe, ſeinem ganzen Weſen beglücken würde, und träumte erregt Muſik-Beſeeltes.

Käthe athmete tief auf. Unendlich bemitleidenswerth kam ſie ſich vor, daß ſie ihr Glück ſo ganz im Unbeſtimmten ſuchen mußte.

Die Muſik verſtummte, und alle Gedanken, alle Gefühle, die von ihr durchdrungen, zu verlockenden Träumen, hinſchmelzender Sehnſucht geworden waren, wandelten ſich bei ihrem Verſtummen zu Sorgen und Hoffnungsloſigkeit.

Käthe ſaß matt und müde auf der Bank, lehnte den Kopf zurück und ließ den Abendwind in ihrem Haare ſpielen.

Sie mußte wieder hineingehen. Ja, ſie wollte hineingehen und nahm ſich vor, klug zu ſein und recht vernünftig. Die Mutter und Alle ſollten Nichts an ihr zu tadeln finden; wenn ſie es nur nicht ſchon bemerkt hatten, daß ſie ſich wieder bei Seite geſchlichen.

Der Art willkürliches Benehmen, wie Käthe es liebte, war der Mutter fatal.

Käthe fand Niemanden; ſie hörte aber im Saal ſprechen. Auf dem von einer Hängelampe erhellten Tiſch ſtand ein Strauß blauer Iris in einem ſchön geſchliffenen Glas, die waren auffallend beleuchtet und von überraſchender Wirkung. Käthe war faſt bewegt durch dieſen Anblick.

„Was giebt es für Herrlichkeiten hier — auf Erden," sagte sie leise und strich sanft über die leuchtenden Blumenblätter.

Sie trat in das andere Zimmer ein; die Damen waren allein. Die Baronin wandte sich zu ihr, zog sie auf den Stuhl neben sich nieder und sagte eigenthümlich bewegt:

„Mein Vetter holt uns jetzt etwas Wunderbares. — Wo haben Sie gesteckt liebe Käthe?"

„Sagen Sie, Frau Baronin," frug die Mutter, „war der arme Mensch vor seinem Tode lange leidend?"

„Er trug den Kern seines Uebels schon in sich, als er von hier abreiste," erwiderte die Baronin, „und er muß sich, nach dem Abguß, den man im Tode von ihm genommen hat, zu urtheilen, sehr verändert haben. Die Maske ist dennoch von wahrhaft ergreifender Schönheit. — Nun. Sie werden es ja sehen. Im Leben machte er einen frischen, übermüthigen Eindruck; sie entsinnen sich seiner?"

Die Mutter nickte. „Merkwürdig, daß wir nie wieder von ihm hörten."

„Es war ein reizender Mensch," sagte Marianne. „Käthe, Du erinnerst Dich des jungen Santi, der vor zwei Jahren bei uns war."

Käthe veränderte sich bei diesen Worten äußerlich nicht, wurde nicht bleicher, fuhr nicht wie tödtlich getroffen auf, blieb regungslos in ihrem Stuhl lehnen, und sagte ruhig: „Ist der todt?"

In dem Augenblicke ging die Thüre auf und der junge Künstler trug vorsichtig in beiden Händen einen Gypsabguß, den man von einem jugendlich edlen Kopf genommen hatte. Die Züge waren im Tod erstarrt.

Alle, außer Käthe, erhoben sich und standen um den Tisch, auf den der Gast seine traurig schöne Last niedergesetzt hatte.

Der sagte mit gedämpfter Stimme: „Er war ein prächtiger Mensch — solche müssen sterben."

Man schien tief ergriffen. Lilly hatte Thränen im Auge. „So lustig war er," flüsterte sie. „Wißt Ihr noch, wie er immer unsern Berg wie toll hinaufrannte. Er lachte so nett."

Sie sprachen im leisen Ton, bewegt von dem ernsten, fast großen Eindruck, der Alle bei dem Anblicke der stillen, kalten Züge überkam.

„Ja, er war ein großes Talent," sagte die Baronin seufzend und rückte das Licht dem starren Antlitz näher.

„Uns Allen kam er schon lange bedenklich vor; aber wer dachte daran, daß es so schnell zu Ende gehen konnte. Als ganz junger Mensch soll er schon einmal ein Lungenleiden soweit ganz gut überstanden haben; entsinnst Du Dich?" wandte der Gast sich an die Baronin.

„Ja wohl," sagte diese, „er mochte damals so etwa achtzehn Jahre alt gewesen sein."

„Der hat kein leichtes Leben gehabt," fuhr der Gast fort. Ich habe davon sprechen hören, als hätte er wirklich das, was man Noth leiden

nennt, kennen gelernt. Niemand mag es recht gewußt haben. Es hat sich kein Teufel um ihn gekümmert und er hat sich nicht darüber ausgesprochen. Santi war ein seltener Mensch und besaß in hohem Maße die Eigenschaft, von sich und seinen Angelegenheiten zu schweigen."

„Was für gute Kraft," sagte die Baronin, „geht im Kampf um die Bedürfnisse des armseligsten Daseins verloren."

Sie sprachen noch lange über das nun abgeschlossene Leben, das einst das schöne, nun erstarrte Antlitz, das vor ihnen lag, gebildet hatte.

Käthe saß immer noch in ihren Stuhl zurückgelehnt, die Augen niedergeschlagen und hütete sich aufzublicken.

Sie konnte den Anblick, von dem sich die Andern mit fesselnden Schauern hinnehmen ließen, nicht ertragen.

Niemand schien auf sie zu achten.

„Lassen Sie uns in das nächste Zimmer gehen," sagte die Baronin, „auf dem Balcon ist es jetzt schön; wir wollen die Lampen hinaus setzen lassen."

Marianne und Lilly flüsterten miteinander, Marianne zuckte die Achseln und deutete auf Käthe.

Neben deren Stuhl lag ein aufgeschlagenes Buch. Die Mutter nahm es im Vorübergehen in die Hand.

„Was machst Du denn? Hast Du jetzt darin gelesen?" frug sie kalt.

„Nein," sagte Käthe.

Alle gingen hinaus. Der Gast der Baronin folgte mit Käthe.

„Sie kannten Santi?" frug er.

„Ich kannte ihn," sagte sie.

„Ihnen ist kühl," frug er, „nicht wahr?"

Er sah, daß sie mit einem Mal auffallend bleich wurde.

„Darf ich Ihnen Etwas zum Einhüllen bringen?"

„Ja, mir ist kühl," erwiderte sie.

Er ging und Käthe schlich hastig in das verlassene Zimmer zurück.

Da stand einsam, ernst und erhaben das Bild, das ihr der Inbegriff des Todes war.

Zaghaft legte sie die Hand auf die schöne kalte Stirn, blickte sich scheu um und sagte eigenthümlich ruhig: „Das ist mir keine Freude, Dich zu sehen!"

Dann schlich sie wieder davon und ging zu den Andern auf den Balcon.

Der Gast brachte ihr ein Tuch und legte es ihr sorglich um die Schultern.

* * *

Die Baronin und ihr Verwandter begleiteten die Mutter und die drei Schwestern nach Hause.

Es war eine schöne, milde Nacht. Den Staub auf der Landstraße

hatte ein warmer Regen gelöscht und wunderbar erfrischend ließ es sich auf dem ebenen sanften Weg dahingehen.

Ein gut Stück waren sie schon gegangen, Käthe stillschweigend neben der Baronin. Da kam ihnen Jemand entgegen. „Onkel Nicolaus," rief Lilly. „Onkel Nicolaus, Herr Reichlin," rief es von allen Seiten.

„Guten Abend, guten Abend," erwiderte Reichlin.

„Glücklich zurück? Jetzt erst gekommen? Wie geht es?" und die Baronin Marianne, die Mutter und Lilly, Alle umringten ihn. Es gab ein Händeschütteln und ein Bewillkommnen ohne Ende.

„Und Käthe?" frug Reichlin.

Sie trat vor und reichte ihm stumm die Hand. Die hielt er fest und innig eine Weile in der seinigen.

Die Baronin stellte ihren Gast vor, bedauerte, daß Herr Reichlin nicht eher kommen konnte; erkundigte sich nach dem Verlauf der Reise und wurde durch Reichlins Ankunft noch zu guter letzt sehr animirt.

Als ein Augenblick Ruhe eingetreten war, sagte Lilly: „Denke Dir, Onkel Nicolaus, der junge Santi, der vor zwei Jahren bei Dir war, ist in Rom gestorben."

Reichlin sagte kein Wort und war augenblicklich an Käthens Seite, als wollte er sie schützen und bewahren.

Er faßte ihre Hand.

Sie flüsterte ängstlich, fast unhörbar: „Schweig, Nicolaus."

Sein Arm zitterte, als er sie hielt. Käthe hatte das gefühlt, und entzog ihm sanft die Hand wieder. Daß sie an Reichlins Erregung ihre eigene spürte, hätte sie fast außer aller Fassung gebracht.

„Ja, er ist gestorben," erwiderte die Mutter, und nun erzählte Jedes, was es wußte, und Niemand achtete recht darauf, daß den Berichten von Reichlins Seite kaum ein Zeichen der Theilnahme und des Erstaunens entgegengebracht wurde.

Er hielt Käthens Hand fest und flüsterte zu ihr gewendet: „Käthe, meine Käthe!" empfand aber nicht, so sehr er auf den leisesten Druck ihrer Hand auf den geringsten Seufzer geachtet haben würde, daß sie ihn hörte. —

Die Baronin sprach mit ihm, er erwiderte kaum.

Die Mutter, Lilly und der junge Künstler waren noch recht in's Unterhalten gekommen und Marianne ging träumend neben ihnen her. — Vor der Gartenthür nahm man Abschied von einander.

Reichlin konnte kein Wort an Käthe richten. Sie ging neben ihrer Mutter und reichte ihm zum Abschied wieder stumm die Hand.

In ihrem Zimmer sank Käthe auf einen Stuhl und sah starr in das Lichtflämmchen. — Marianne und Lilly waren rasch eingeschlafen. Nichts regte sich.

Da erhob sich Käthe, öffnete die Thüre, die von ihrem Zimmer aus in den Garten führte und trat hinaus.

Auf einer Bank ihrem Fenster gegenüber saß Reichlin. Der ging ihr rasch entgegen, legte den Arm um ihre Schultern und zog sie sanft an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust lag.

„Käthe," sagte er. „Er ist gestorben —"

„Sprich nicht mit mir," flüsterte sie leise. „Du glaubst nicht, was ich sagen könnte. — Denke aber an mich. Ich bitte Dich, denke an mich, so lang Du kannst." Sie hatte die Hände in einander gelegt und sah ihn flehend an.

„Ja, Käthe. — Ich bleibe bei Dir. — Sprich, was Du sprechen willst, mein Herz; jedes Wort, so schmerzlich es ist, wird Dir wohl thun. Schon morgen, wenn der Tag anbricht, findet Alles eine andere Gestalt — morgen früh."

„Nein, nein, Reichlin," unterbrach sie ihn hastig, „sprich nicht von morgen, da durchläuft mich ein Grauen, das ich Dir nicht beschreiben könnte." Sie umfaßte seinen Arm fest.

Sie waren unter die Buchen vor dem Haus getreten. Ermattet ließ sie sich auf die Bank nieder und stützte die Stirn in die Hände.

„Soll ich reden?" frug sie und hob den Kopf.

„Ja, rede, rede, Käthe."

„Sag' das nicht, denn mir ist, als ob ich verloren wäre, wenn ich spräche."

„Denk, Dir, Reichlin, mir ist so ganz unerhört todtenangst zu Muthe." Das sprach sie hastig und legte ihre Hand in Reichlins, der sich neben sie gesetzt hatte. „Ich fühle vor lauter Schreck und Schmerz, wie die Kraft, die Seele, in der ich mich empfinde, sich vom Körper losmachen möchte — nicht wie zum Tod — nein, nicht so, wie sie nichts Zusammengefaßtes sein möchte und wie sie drohend in mir auf- und niederwogt, wie sie unaufhaltsam strebt in das Unendliche sich zu ergießen und mich allein zu lassen, lebendig oder todt. Ach, Reichlin, das sind Worte; aber die Gedanken, die daran hängen! Hilf mir doch!"

Reichlin zog sie wieder an sich.

„Sprich Käthe."

„Wenn es nicht Nacht wäre — da kommen die Gefühle so unaufhaltsam."

Er empfand, wie sie durch und durch zitterte und sich fest an ihn preßte.

„Ach, Reichlin, laß mich reden," fuhr sie hastig fort. Wundere Dich auch nicht, daß ich in Worten rede, die ich sonst nicht gebrauche. Ich spreche von Unglaublichem, ganz Unglaublichem; — Du mußt nicht denken, daß ich im Allerentferntesten daran glaube."

„Still, meine Käthe, versuch's einmal, nimm Dich zusammen. Thue es Deinem Reichlin zu Liebe. Wir haben uns doch immer gut verstanden. Du weißt nicht, wie Du mich bekümmerst."

„Reichlin," sagte sie ruhig. „Ich habe von Dir viel Gutes empfangen

und ich habe, was ich von Dir hörte, wie ein Heiligthum bewahrt. Ich will ruhig sein, glaub mir. — Nichts hab ich aus mir selber, Alles, Alles habe ich von Dir. Meine ganze Seele hat sich an Dir geschaffen — und jetzt bewegt sie sich so eigenthümlich, als wollte sie mir unter den Händen entwischen. — Du kannst ja keine Ahnung haben von dem, was ich im Voraus fühle, wenn ich an die große Verwirrung denke, die über ein Geschöpf kommen könnte."

Das sagte sie gefaßt, aber mit zitternder Stimme.

„Sterben, das ist ein Entfliehen; aber kein Zerreißen der innersten Kraft. — Wäre er nur leben geblieben! — Ich schrieb Dir, daß ich geträumt habe, ich sah ihn wieder und hatte keine Freude daran."

Sie seufzte.

„Jetzt will ich schlafen gehen. Man kann ja ruhig schlafen, wenn man nichts mehr zu erwarten hat. — Nicht wahr?

„Sonst schlief ich oft nicht — aber nun — Leb wohl." Sie preßte seine Hand an ihre Lippen. — „Ich will Dir keine Noth machen.

„Laß mich jetzt gehen, Reichlin."

„Willst Du nicht bleiben?" Er hielt sie zurück.

„Sieh mich an," sagte sie, „ich bin müde — ich gehe."

Das sagte sie so fest und ruhig, daß er sie nicht aufzuhalten wagte und sie gewähren ließ.

* * *

Sie trat in ihr Zimmer, stellte das Licht auf einen Stuhl, setzte sich auf den Rand ihres Bettes nieder und sah vor sich hin.

„Nein, es ist unmöglich," sagte sie, „ganz unmöglich," und athmete tief auf.

Dann erhob sie sich leise und schloß die Thüre, die zu dem Zimmer der Schwestern führte.

„Wir sind getrennt," sagte sie dumpf und ging im Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich wie gebannt stehen und flüsterte seufzend:

„Da kommen die Gedanken aus allen Ecken, da ist kein Aufhalten mehr."

Sie stürzte vor ihrem Bett nieder und preßte ihre Stirne in die Kissen.

Immer tiefer brannte das Licht herab, sie rührte sich nicht.

Die Morgendämmerung brach herein; draußen wurden die Vögel munter.

Da, nach stundenlanger Regungslosigkeit erhob sie sich und sagte tonlos:

„Nein, das ist unmöglich zu ertragen — Herr Gott, was denkst Du denn von Deinen Geschöpfen. — Gieb es nicht zu, daß sie so namenlos gequält werden."

Sie löschte das Licht und trat an das Fenster. Schon war es ganz

hell. Sie ſah den röthlichen Schimmer auf den Wipfeln der Bäume liegen. Käthe trat zurück, ihre müden Augen waren geblendet vom erwachenden Tag. — Wieder ging ſie im Zimmer auf und nieder, bei jedem Schritte rauſchte ihr Kleid.

„Ach, das Kleid," ſagte ſie, legte es ab und verſuchte noch ein Weniges zu ſchlafen; aber kaum daß innere Ruheloſigkeit ihr die Augen ſchließen ließ.

Nach und nach wurde es laut im Haus. Thüren und Fenſter wurden geöffnet. In der Küche, die zu ebner Erde lag, wurde gelärmt und geklappt. Darauf trat wieder für eine Weile Ruhe ein, bis im Nebenzimmer bei den Schweſtern Stimmen laut wurden.

„Käthe," rief Lilly und rüttelte am Thürſchloß. „Du haſt ja zugeſchloſſen. Steh raſch auf. Wir fahren heute für Marianne die Möbel auszuſuchen. Wir werden mit Heinrich zuſammentreffen; die Mutter ſchickt eben. — Eil Dich nur, wir müſſen bald fort."

Käthe erhob ſich, kleidete ſich raſch an und öffnete den Riegel.

„Was iſt denn?" frug Marianne, als Käthe in das Zimmer trat. — Nein, was haſt Du? Iſt Dir nicht wohl?"

„Mir iſt ganz wohl," erwiderte ſie. „Ich habe heute Nacht nicht gut geſchlafen und bin nun müde."

„Du Armes," ſagte Lilly ſchmeichelnd, legte ein Packet, das ſie eben zuſammengepackt hatte, nieder und ging auf Käthe zu, die wie träumend in der Thüre ſtehen geblieben war. „Da wirſt Du wohl nicht mitfahren wollen?"

„Ich glaube nicht — wenn es anginge, daß ich zu Hauſe bleiben könnte," erwiderte ſie; „ich bin ſehr müde." Sie ließ ſich ermattet auf einen Stuhl nieder.

Hannah ſteckte den Kopf zur Thür herein.

„Sind die Fräuleins fertig?" frug ſie. „Die Frau Mama ſitzt ſchon beim Frühſtück. In einem Viertelſtündchen wird der Wagen da ſein."

Als die Mädchen heraustraten, ſaß die Mutter ſchon unter den Buchen am gedeckten Tiſch.

„Nun kommt Ihr endlich," rief ſie den Dreien mit ihrer klaren, lebensfriſchen Stimme entgegen. „Heute giebt es genug zu thun, wenn wir mit all dem zu Ende kommen wollen, was Marianne ſich vorgenommen hat. Aber eins ſage ich, getrieben wird nicht, werden wir heute nicht fertig, dann ein ander Mal. Es iſt reichlich und überreichlich Zeit und bei dem Beſprechen mit dem Tiſchler darf nicht gehaſtet werden." Die Mutter war in gütigſter, friſcheſter Stimmung.

Jetzt ruhten ihre Augen auf Käthen.

„Ich ſollte doch meine Käthe kennen," ſagte ſie liebevoll. „Dir iſt nicht wohl, was haſt Du denn?"

„Ach, Mütterchen," sagte diese mit innigst erregter Stimme und fiel ihr um den Hals.

„Was fehlt ihr?" wandte sich die Mutter an Marianne.

„Sie hat nicht geschlafen," sagte diese, „und will nicht mitfahren."

„Komm, Käthe." Die Mutter nahm ihre Tochter wie ein Kind an der Hand und ging mit ihr ein Stück den Weg abwärts.

„Fühlst Du Dich krank," frug sie.

„Nicht ganz wohl," sagte Käthe.

„Wenn es sich doch machen ließ, daß wir bleiben könnten," sagte die Mutter und setzte sich wieder auf die Bank unter den Rothbuchen, „ich möchte Dich nicht gern allein zurücklassen; aber Heinrich wartet und der kann keinen andern Tag."

„Da steht der Wagen schon," rief Marianne und zeigte hinunter nach der Landstraße.

„Da wird nichts helfen," seufzte die Mutter. „Kinder, habt Ihr Eure Sachen? Trinkt nur ruhig noch fertig. — Und Du, Käthe, versuche zu schlafen, vielleicht holst Du noch nach, was Du heut Nacht versäumt hast. Wird es mit Deinem Kopfschmerz besser in der freien Luft?"

„Noch nicht," erwiderte Käthe.

„Jedenfalls kommen wir heut Nacht sehr spät zurück; erwarte uns ja nicht."

Käthe geleitete sie durch den Garten bis zum Wagen. Als sie Abschied nahmen, fiel sie der Mutter wieder um den Hals und diese fühlte, wie das Mädchen in ihren Armen zitterte und wie ihr Käthens Kopf schwer auf der Schulter ruhte.

„Kommt gesund zurück, behütet mir die Mutter, daß sie sich nicht zu sehr abmattet." Wie im Traum sagte sie das. „Seid ja vorsichtig."

„Was soll uns denn begegnen?" erwiderte etwas ungeduldig Marianne.

„Rede nicht so," unterbrach Käthe sie erregt, dann wurde eingestiegen.

„Du bist ein gutes, liebes Ding," sagte Lilly und gab ihr zum Abschied einen Kuß.

Der Wagen rollte fort, die Landstraße entlang — und Käthe ließ sich auf der steinernen Stufe vor dem geöffneten Gitterthore nieder und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. So saß sie ganz versunken, wurde nicht gewahr, daß schon seit geraumer Zeit Reichlin in ihrer Nähe stand. Seine Blicke ruhten auf ihr.

Zwei-, dreimal machte er Miene, sie anzureden, schüttelte wie im tiefsten Nachdenken den Kopf und schwieg. Endlich klang es fast tonlos von seinen Lippen:

„Siehst Du, Käthe — daß der Morgen gekommen ist."

Langsam wandte das Mädchen sich nach ihm um, ohne ihm zu antworten, erhob sich und ging neben ihm her.

„Nach so einer Nacht," sagte sie, ohne daß sich ein Zug in ihrem Gesicht

veränderte, „giebt es keinen Morgen mehr. Nach ſo einer Nacht giebt es keine Sicherheit mehr — nirgends.

„So kann ich nicht leben, ſo zerriſſen, ſo arm!“ Und ſie blickte zu Reichlin auf mit einem Ausdruck, der ihm tief in's Herz drang.

In den jetzt ſo matten Augen lag ein Jammer, eine Verzweiflung, daß ſie um die Noth, in der ſie lebte, kein Wort zu verlieren brauchte.

„Willſt Du mit mir gehen?“ frug Reichlin.

„Ja,“ erwiderte ſie. — „Nein, laß mich lieber allein. — Oder laß mich ganz ſtill am Fenſter ſitzen, wenn Du arbeiteſt. Mir iſt's, als wär ich dort noch am liebſten.“

„Ganz wie Du willſt, Käthe.“

Sie gingen auf Reichlins Haus zu, traten in ſein Arbeitszimmer ein, darin war es kühl und mildes Licht drang durch das grüne Laub vor dem Fenſter.

Er rückte ihr den Stuhl an ihren Lieblingsplatz und wie ſchwer ermüdet ließ ſie ſich darauf nieder, lehnte ihr Köpfchen zurück und ſchloß die Augen.

Reichlin ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und verſuchte zu arbeiten, ſchlug ein Buch auf und ſchien zu leſen, klappte es wieder zu und verfiel zuletzt in eine dumpfe Ruhe.

Die Zeit verſtrich — kein Laut wurde im Zimmer gehört. Der Wind ſpielte mit den Blättern vor dem Fenſter und ein Fink ſang unermüdlich von Neuem ſein altes Lied. Jetzt war es Reichlin, als würde er leiſe an der Schulter berührt.

Er fuhr zuſammen und blickte ſich um. Käthe ſtand hinter ihm, die Augen feſt auf ihn gerichtet. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand.

„Es iſt in's Tiefſte gedrungen,“ ſagte ſie. „Es iſt gar nicht unmöglich, daß das Schrecklichſte über ein Geſchöpf kommen kann. Hier — Du haſt es ja ſelbſt geſchrieben.“ Sie hielt ihm ſein eigenes Gedicht hin.

Erbarmungslos ſind die Götter,
bar alles Mitleids.

Mit eigenthümlicher Stimme las ſie die letzten Zeilen:

All Jammer auf Erden
verhalle — ein Mißton —
der in den urewigen Einklang
ſchmeichelnd ſich fügt.

Ich glaube, nur ſo trägt man ruhig, was kommen wird. — Die Größe und Unerreichbarkeit über mir und um mich her iſt mir klar durch Deine Worte. Ich behalte das Lied und werde es immer wieder leſen und über nichts mehr erſtaunen. Leb wohl, Reichlin.“

„Willſt Du nicht bleiben, Käthe?“

„Nein,“ erwiderte ſie feierlich, „ich muß jetzt für mich allein ſein.“

* * *

Wie ein Tag dahin geht! — Unter den Händen entweicht er Millionen und entreißt Jedem unerbittlich ein Stück seines Lebens. Viele bedenken es nicht, wie unaufhörlich sie beraubt werden. Viele sehen aufathmend den Tag vergehen. Viele bedauern es, doch gar Mancher fühlt mit dem letzten Tagesschimmer seine Lebenskraft zerrinnen und beugt sträubend oder gelassen sein Haupt der unbekannten grauenvollen Macht, die er über sich kommen fühlt.

Die Sonne war am Sinken. Reichlin saß mit einem Buch, das er achtlos in der Hand hielt, wieder in seinem Arbeitszimmer. Unverwandt waren seine Augen nach der Thür gerichtet. Bei jedem Geräusch wandte er die Blicke nach dem Fenster, erhob sich halb und sank wieder zurück.

„Sie muß jetzt kommen," sagte er dumpf vor sich hin und stand auf, bog den Epheu vor dem Fenster auseinander, da leuchtete der Abendhimmel in das dämmrige Gemach herein, aber Niemand kam des Wegs daher. Kein entfernter Schritt war auf dem Kies zu hören. Kein Laut unterbrach die Stille. Eine Holztaube girrte auf der hohen Edeltanne, die dem Fenster gegenüberstand.

Wiederholt hatte Nicolaus Reichlin es heute versucht, Käthen zu sprechen. Hannah hatte ihm gesagt, daß das Fräulein sich in ihrem Zimmer eingeschlossen habe, wahrscheinlich, um zu schlafen. Das Mädchen war ganz besorglich gewesen. „Ich kenne Fräulein Käthchen," hatte sie gesagt, „der muß es sehr schlecht sein, ehe man ihr etwas anmerkt, und heute sah sie ganz verändert aus. Wäre doch die Frau Mama schon zurück." —

Als er wieder einmal kam, nach ihr zu sehen, fand er sie auf der Bank vor dem Hause sitzen. Sie trug, wie sie es an schönen Sommertagen zu thun pflegte, ein weißes, leichtes Kleid. Wie er sich ihr näherte und sie ihn gewahr wurde, sah er, daß es wie ein bitterer Schmerz über ihr Gesicht zog. Es war ihm, als richtete sie hilfesuchend ihre Augen auf ihn.

„Wie geht es Dir, Käthe?" frug er sie.

„Ich weiß es nicht, laß mich lieber noch allein — bitte, verzeih mir."

Er strich ihr sanft über das Haar. „Ich warte auf Dich, liebe Käthe — Du mußt kommen." Dann war er durch den weiten Garten nach Haus zurückgekehrt.

Jetzt aber nun wartete er schon seit Stunden auf sie und sie kam nicht. Er trat an's Fenster, schaute hinaus, ließ sich wieder an seinem Schreibtisch nieder und stützte den Kopf auf. Da öffnete sich leise die Thüre. Er fuhr auf. Doch ehe er sich noch erheben konnte, lag Käthe zu seinen Füßen und umfaßte seine Hände.

„Reichlin, Reichlin!" rief sie angstvoll. „Bald geht die Sonne unter.

Die Nacht kann ich nicht wieder ertragen; mir iſt's, als verginge mir der Athem, je mehr die Sonne ſinkt. Es ſteht nicht mehr außer mir, nein, das Gewirre und Gewoge iſt in mir, von mir aus geht es über die ganze Welt. — Wie bin ich nur hineingerathen?" frug ſie leiſe und ließ ſeine Hände los. „Reichlin, es geht nicht vorüber. Ich fühle eine fremde Macht über mir, die jeden Augenblick über mich herfallen kann."

Sie ſprang auf. „Siehſt Du, — ich bin fortgeriſſen in ein gräßlich geſtaltloſes Bewegen hinein — und wenn die Nacht kommt, bin ich verloren. Du mußt mich retten!" rief ſie und klammerte ſich feſt an ihn. — „Du kannſt es. — Weißt Du noch, was Du ſagteſt, was Du von den Gedanken ſagteſt, wie ſie uns mit ſich fortreißen, unaufhaltſam. — Wie Alles um mich her wirbelt, Reichlin — — Du wirſt mir doch helfen. — Ach, der Schmerz und der böſe Schreck — ſo plötzlich." Sie ließ ihn los und ſprach haſtig weiter: „Ich jammere aus tiefſter Seele zu Gott, und wie ich es thue, kommt es mir ſo unbegreiflich vor, daß ich laut aufſchreien möchte. Dann wird mir's, als erwachte in mir Unerhörtes, als empfände ich mit einem Schlag alle Unendlichkeit — ich fühle, wie meinem Geiſte eine ungeahnte Kraft des Faſſens und Begreifens zuwächſt; aber verſtehe mich, nur einen Augenblick, eine ſehr trügeriſche, dann kommt's wie tiefſte Angſt und Dumpfheit über mich, dann ſeh' und fühle ich nichts mehr." — Zitternd ſank ſie an ſeine Bruſt, es war ihm als wollte ſie weinen; aber ſie hob den Kopf und ſagte mit ſtarren Augen: „Es iſt vorüber gezogen. Es wird bald dunkel werden."

Hoch richtete ſie ſich auf und zeigte mit ausgeſtreckter Hand vor ſich hin.

„Da aus der Dämmerung kommt, ſo wie die Sonne fort iſt, die Todesangſt. — Weißt Du, das iſt das Schrecklichſte auf der Welt?"

Sie preßte ihre Stirn an Reichlins Arm.

„Wenn noch eine Nacht wiederkommt, da erbarme ſich — —. Der Tod iſt nichts, ich bitte um ihn ſtundenlang, ſtundenlang; aber ſein gräßlich unerhörtes Bild, wem das vor der Seele ſteht — und gar in der Nacht, — der iſt bejammernswerth, der müßte nicht weiter zu leben brauchen. Sag' doch, werd' ich heut Nacht erleben müſſen? Was red' ich denn? — Was denn? Es ſind noch Sätze und Worte. — Nach dem, was ich fühle, dürfte es nicht mehr ſo ſein. — Nur Schreie könnten das ausdrücken. — Rette mich, Reichlin!" Sie fiel auf die Kniee und preßte ihre Lippen auf ſeine Hände.

„Käthe, hör mich," ſagte er ernſt und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Kein Menſch auf Erden verſteht Dich ſo gut, wie ich. Ich weiß es, wie Du Dich quälſt; aber glaub' mir, es iſt nicht unmöglich, daß Du Dich zuſammen nimmſt, daß Du die Qual beſiegſt. — Unſere Kraft iſt größer, als wir glauben. Unendlich Schweres iſt ſchon ertragen worden — und im Entſchluß, es zu ertragen, liegt das Maß unſerer Leiden. — Käthe, ſei tapfer, Du kannſt es ſein — ich weiß es."

„Rette mich," schrie sie laut. „Fühlst Du, wie es auf mir liegt? — Ach ich bitte Dich, hilf mir. Ich kann heut Nacht nicht mehr leben." Sie drückte die brennende Stirn von Neuem auf seine Hände.

„Käthe," rief er laut, „Schweig, Du mußt jetzt schweigen."

„Ich kann nicht, Reichlin, bei Gott, ich kann nicht. — Es ist ganz unmöglich."

Jetzt ging sie an das Fenster und schob die Ranken mit einer Hand auseinander.

„Bald gehen dort über die Tannen die letzten Strahlen. — Sieh hin."

Das sagte sie fast tonlos.

Er trat zu ihr und blickte sie durchdringend an.

„Reichlin," begann sie ruhig, „Du mußt mich retten. — Herr Gott, Du könntest es. — Ich will weiter nichts, nur heut nicht wachen. — Ach, was ich schwatze. Es wird Alles kommen, und ich werde es ertragen müssen. Es ist doch wohl zum Ertragen geschaffen?" frug sie und blickte wie in Todesangst zu ihm auf — „und ich werde es müssen — ich werde es müssen —"

„Vielleicht" — sagte er, faßte ihren Kopf zwischen seine Hände und sah ihr fest in die Augen. „Vielleicht brauchst Du es nicht zu ertragen."

„Reichlin, das wage nicht mir jetzt zu sagen; Du mußt behutsam sein. Ich versteh' Dich nicht," sagte sie. — „Ich versteh Dich wirklich nicht. Wenn ich glaube, daß ich Dich verstände," frug sie heftig. — Nein — dann gäbe es keine Worte dafür.

Er ging hastig im Zimmer auf und nieder.

Käthe hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt.

„Reichlin!" schrie sie laut, „wie es mich packt! Wie es mich durchrinnt! Was ich sehe! Wahrhaftig, ich bin in das Bewegen der Wellen hineingerissen. Es reißt an meinem Geiste, alles Gewaltige, alles Entsetzliche, alles Unaussprechliche stürmt um mich her. — Ach so elend," schrie sie wieder laut und sank vor ihm nieder.

Er bog sich zu ihr herab und flüsterte: „Wenn Du von irgend einem Menschen etwas zu erbitten hast, — dann bin ich es."

„Ja, von Dir möchte ich es erbitten, aus tiefster Seele. — Ruhe, nur Ruhe," sagte sie sanft, — „und wie mich dürstet. Die Lippen brennen mir, gieb mir Wasser."

Er blickte sie angstvoll an.

„Es ist nicht Fieber," sagte sie. „Fühl doch die Hände, wie kalt die sind — und die Stirn, — nein. Das ist allertiefster Schmerz. Gieb mir Wasser. Ach Reichlin, wie meine ganze Seele, meine Augen, meine Lippen zu Dir flehen, — Dich bitten, — fühlst Du es nicht? und sie umschlang ihn.

„Ich fühl es, Käthe." Er löste sanft ihre Arme, die ihn umklammert hielten. „Ach, Käthe, Käthe," flüsterte er und preßte sie fest an sich.

„Bring mir Waſſer," bat ſie innigſt.

Er brachte es ihr und ſie trank in langen Zügen, — ſetzte es dann nieder auf den Tiſch.

„Wenn ich ruhen könnte," ſagte ſie eigenthümlich. „Hörſt Du, Reichlin, — vielleicht — großer Gott, was will ich denn, was verlangen meine innerſten Gedanken von Dir. Ach, ich muß Dich um Vergebung bitten. Ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche."

Sie ließ Reichlin los und warf ſich vor einen Stuhl nieder und vergrub ihr Geſicht in die Hände

* * *

Trotz der gewaltſamen Kraft, die ſich hier vernichtend regte, war jetzt im Zimmer tiefſte Stille.

Jeder Augenblick quälte Reichlin hart, brachte ihm Befürchtung, Sorgen, bedeutungsvolle Erinnerung, die von der Gegenwart vor ſeinen Augen zu furchtbarer Angſt verwandelt wurde.

Unbewußt, widerſtrebend blickte er manchmal nach Käthe hin und war jedesmal von Neuem von dem Eindruck ihres Weſens erſchüttert. Er empfand ſie in tauſend Momenten auf einmal, in denen ihre liebenswürdige Kindlichkeit, ihre Hingebung, ihre leichte Erregbarkeit, ihr Muthwille, ihre Sanftmuth, ihr ſtilles tiefes Leid zur Erſcheinung kam. Zu gleicher Zeit aber empfand er auch, wie in jeder Kundgebung ihrer ſelbſt etwas Geheimnißvolles, mächtig Strebendes lag.

Es war ihm, als ſchien es unmöglich, weiter auf ſie zu wirken. Die Gewalt des Schmerzes riß jedes Wort, das ſich ihr entgegenſtellen wollte, unhemmbar mit ſich fort. Er ſprach Nichts mehr und ſah ſchweigend, wie die ſchöne reiche Natur durch ihre eigene Kraft ſich ihm vor den Augen zerſtörte. Sie ſchien in der Leere, in die ſie ſich geſtoßen fühlte, rettungslos zu verſchmachten.

Er erinerte ſich, wie er ihr zu helfen gedacht hatte. Welch ſchwache Mittel ſtanden ihm gegenüber ſolcher Kraft, wie ſie in Käthe lebte, zu Gebote.

Er dachte daran, wie er ihr die Idee, daß wir die Gedanken der Erde denken, gegeben, und wie er wunderlich auf die eigenartige Natur damit gewirkt.

Er ſelbſt hatte in der Vorſtellung, daß die Gedanken gleichſam außer uns liegen, etwas Feſſelndes gefunden, etwas, was dem Denkenden die Dinge nun vor Augen ſtellt. Die Erſcheinungen wurden ihm dadurch, daß eine Jede dahin ſtrebt, in uns ihren Gedanken zu erwecken, belebter und wirkungsvoller.

Von jeher hatte Reichlin gewünſcht, das Umgebende Käthen intereſſant und anziehend zu machen und er wußte, daß es ihm einigermaßen gelungen war. Käthens Brief, in dem ſie ſich darüber ausſprach, hatte er im Anfang mit Freude geleſen, doch war es ihm ſchwer auf das Herz gefallen, daß ſie das Hingeben an ſeinen Gedanken zu beängſtigenden Vorſtellungen getrieben

hatte, mächtiger, als es ohne sein Zuthun der Fall gewesen wäre. Jede heftige Erregung, jeden Kummer hatte sie wunderlicher Weise dadurch zu beschwichtigen und zu betäuben gesucht, daß sie ihre Phantasie mit dem Bilde des Todes erfüllte und zwar, wie sie selbst sagte, mit dem, was grauenhaft fürchterlich an ihm ist. Sie schien sich von solchen erregenden Vorstellungen überwältigen, beruhigen zu lassen.

Reichlin hatte die Gefahr dieser Neigung erkannt, hatte deshalb Sorge um Käthe getragen und nun war er es selbst gewesen, der in ihr die Kraft verstärkt hatte, die Dinge übermäßig zu empfinden.

Wie er auf Käthe hinblickte, die immer noch zusammengesunken vor dem Stuhl kniete, erschien sie ihm gebrochen, schwer verwundet und wie ausgestoßen aus dem Leben. Er fühlte ein namenloses Mitleid mit ihr und blickte starr auf sie hin.

Die Arme waren ihm matt herabgesunken und er saß wieder unbeweglich.

Jetzt trat Käthe auf ihn zu und legte ihre Hand leicht auf seine Schulter und mit der andern berührte sie seinen Finger. —

„Was ich hoffe," sagte sie, „ist so unerhört. Ich hoffe es von einem göttlichen Geiste. — Ich hoffe Unglaubliches. — Hörst Du mich, Reichlin?" das sprach sie langsam und feierlich. „Reichlin, Reichlin, Du wirst mich nicht verlassen," rief sie laut.

Sie stellte sich an die Thür. „Mir ist's, als drängte sich schon Unendliches zwischen uns. — Es liegt mir auf der Stirne."

Nicolaus sagte: „Ich verlasse Dich nicht, Käthe."

Wie in Gedanken verloren war sie verstummt. Sie stand jetzt vor seinem Schreibtisch und ihre Blicke hafteten unbeweglich an einer Stelle.

„Käthe," sagte er, „Käthe!"

Sie hörte ihn nicht. Draußen sangen die Vögel und der Abendwind bewegte die Ranken vor den Fenstern.

„Reichlin," sagte sie leise und wunderlich zaghaft, erhob den Arm langsam wie vom Schlaf befangen und zeigte nach dem Büchergestell.

„Da ist es noch," flüsterte sie aufathmend. Zwischen zwei Bänden stand verstaubt das Fläschchen, das ihr vor Wochen als ein gefährliches, sorgsam zu bewachendes Ding erschienen war.

Reichlin sprang auf; sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Er faßte hastig ihre Hand, mit der sie ihn lächelnd wie scherzend abwehrte und griff mit der andern nach dem Fläschchen. Sie tastete danach, denn ihre Augen waren flehend, jammernd auf Reichlin gerichtet, mit einem Ausdruck, der im Augenblick überwältigen mußte.

Sie hatte sich gestreckt, um es erreichen zu können. Jetzt hielt sie es in der Hand.

„Da ist es," flüsterte sie.

„Hüte Dich, Käthe," sagte er und drängte in diese Worte Alles, Unendliches, was er hätte sagen können, „Nimm Dich zusammen. — Komm jetzt mit mir."

„Wohin willst Du?“ frug sie. „Ach, mein Reichlin!“

Sie küßte seine Hand und strich sich das Haar zurück; ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz voller Leben.

„Komm mit,“ wiederholte er.

Sie hielt das Fläschen fest in der Hand.

Er nahm ihren Arm in den seinigen und sie traten hinaus in das Freie.

Wie ein röthlich-goldner Duft lag es noch über dem Garten. Kein Laut unterbrach die Stille der Stunde, in der die Welt vom Licht sich schied.

„Sag, ob es schön ist?“ frug Reichlin.

„Unendlich schön,“ erwiderte sie ihm.

Sie gingen weiter. Die warme Sommerluft duftete.

Reichlin und Käthe sprachen kein Wort mit einander. Sie gingen den Weg hinauf, der zum Pavillon führte; als sie auf dem Hügel standen versank die Sonne eben am Horizont.

Der ganze Himmel leuchtete und strahlte; berauschende Farben durchdrangen Alles, wohin man blickte — und die Rosen auf dem grünen Wiesenplatz glühten vom Himmelswiederschein wie Feuer.

„Ach, wie schön sie sind,“ rief Käthe — trat an einen vollblühenden Busch und beugte ihr Gesicht über frische Blüthenmassen.

Dann brach sie ganze Zweige los, hielt sie gegen den Himmel und sagte: „Wie die Welt herrlich ist — doch dürfte man nur Augen für alles Schöne haben und — kein Herz —

„Was kümmert mich das jetzt. — Sieh nur, wie der Thau heute glänzt, der wartet, daß ihn morgen die Sonne wegküssen soll —

„Ach, der wartet,“ flüsterte sie innig und schmiegte sich fest an Reichlins Arm.

„Und das Alles willst Du verlassen?“ frug er.

„Ich bin schon nicht mehr hier, Reichlin, sei still.“ Sie küßte wieder seine Hand und das Fläschchen, das sie fest in den Fingern hielt.

„Ein Wunder ist es!“ rief sie. „Die Zeit birgt alles Elend. Mir ist die Zeit genommen. Ich stehe nicht mehr in ihr — das ist Seligkeit — Wonne — Glück! — Wer es verstände, wie ich fühle. Hör' nur, Reichlin. Wie hab' ich gehofft und mich nach Glück gesehnt, von einer Stunde zur andern. —

„Nun gehen mich die Stunden und die Tage nichts mehr an. — Und Liebe und Schmerz und Furcht und Hoffnung und Alles — Alles bleibt in der Zeit weit hinter mir zurück.

„Wie ich mich erschreckt habe, als ich ihn wiedersah. — Jetzt lächele ich darüber. — Um Gottes Willen, Reichlin, was sag' ich!“ — Sie athmete tief auf. — „Nicht wahr, Du verstehst?

„Wer es wüßte, wie es sich so leben läßt — so von Allem losgelöst. Das ist Freiheit.

„Es tödtet doch gleich?“ frug sie und hielt das Fläschchen an ihre Wange gedrückt.

„Ob er wohl auch so frei gestorben ist? Ach, was blieb mir von

ihm — Nichts — Nichts!" flüsterte sie jammernd — Reichlin, sieh die Rosen hier."

Sie hielt ihm ihren vollen Strauß hin und blickte ihn strahlend an.

„Mir ist's, als wären die mir jetzt so lieb, als er mir je gewesen ist Verstehst Du mich — so mächtig fühle ich im Augenblick.

„Und wie ich Dich ansehe — und Dich empfinde und Dich begreife! Es ist furchtbar, so zu fühlen und nur der Tod soll solchen Reichthum bringen." —

Die arme zerrissene und gequälte Seele Käthes war, indem sie das aussprach, schon von aller Schwere, allem Schmerz und Schrecken gelöst.

Der gewaltige Sturm in ihr hatte sich Angesichts ewiger Ruhe gelegt, und sie war im Augenblick ganz von der Nähe ihres Freundes erfüllt.

Sie empfand seine liebevolle Sorge wie einen namenlosen Reichthum, der ihr alles Entsetzen, alle Qual verdeckte, der eine Welt ihr darstellte voller Rettung und Ruhe. — Sie träumte dumpf davon, als müßte sie nach dem Tode in einem seligen Reich erwachen, in dem solche Güte herrschte, und in der sie tief durchdringenden Vorstellung der Persönlichkeit ihres Freundes versank ihr alle Unruhe. Wie eine wunderbare Offenbarung lag sein ganzes Wesen, die Liebe, die sie von ihm erfahren, aller Trost vor ihr als das Einzige, das ihr die unendliche Oede vor und nach dem Tode belebte; — und so athmete sie, noch erregt und zitternd, dennoch Friede ein. Reichlin hielt Käthe fest mit seinem Arm umschlungen und faßte nach ihren Fingern, die das Fläschchen umschlossen. Es wäre ihm leicht gewesen, es zu ergreifen, denn sie glaubte, daß er es ihr nehmen wollte und sie ließ die Hand kraftlos in der seinigen liegen, blickte ihn aber wie erstaunt an.

Reichlin sah durchdringend auf sie hin und frug: „Du weißt doch, wen Du verläßt?"

Das sagte er tief ernst.

Ueber Käthens Züge ging bei dieser ruhigen Frage eine zaghafte Bewegung.

Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust und schwieg.

Da hob er ihr das Köpfchen und sah sie eigenthümlich lächelnd an und wendete den Blick nicht von ihren Augen. Sie konnte die ihren nicht niederschlagen, sah, wie das geheimnißvolle Lächeln sich zu großem Schmerze wandelte. So blickten die Beiden auf einander ohne zu reden.

* * *

Und es ist ein Ereigniß, wenn zwei Menschen in tiefbewegter Stunde sich in die Augen sehen können. Da offenbart sich innerstes Leben.

„Hör mich, meine Käthe," sagte Reichlin. Er legte den Arm ihr fest um die Schulter. Ihre Hand ruhte immer noch in der seinigen.

„Was bleibt mir, wenn Du gehst? Hörst Du mich?" Das frug er mit zitternd erregter Stimme.

Da schlang sie die Arme leidenschaftlich um Reichlins Hals, das Fläschchen glitt ihm, wie von ihr unbeachtet, in die Hand.

„Reichlin," rief sie laut, „erbarm' Dich! — Was willst Du?"

„Ich will Dich im Leben behalten," sagte er fest, — „das Beste, was der Tod bringen kann, hat er Dir gebracht, — tiefste Einsicht — Du kannst nun leben. Tausende fänden in der letzten Stunde, in der sie schon vom Tod befangen sind, erst voll die Kraft zu leben — wenn ihnen noch zu leben vergönnt wäre. Dir ist es noch geschenkt — Du kannst noch bleiben, — denke, wie ich Dich kenne. — Ich weiß, daß Du es kannst. — Vertraue mir."

Da schlang sie die Arme fester um ihn und schluchzte.

Reichlin fühlte, wie ein heftiges Zittern sie durchrann und zum ersten Male seit der furchtbaren Erregung drang ein heißer Thränenstrom ihr in die Augen.

„Käthe, meine Käthe!" rief er.

„Ach, Reichlin," flüsterte sie unter Thränen kaum vernehmlich.

Sie weinte immer heftiger und konnte sich kaum aufrecht halten.

Er hielt sie und und führte sie langsam dem Pavillon zu.

Der Abend war göttlich schön, daß man mit jedem Athemzug Wohlthat einsog.

„Sieh auf!" sagte er sanft. — Da sah sie durch Thränen die Herrlichkeit um sich her.

Sie traten in den Pavillon ein und setzten sich neben einander auf den Sitz an der Seite des Kuppelbaues. — Da lehnte Käthe ermattet den Kopf an Nicolaus Schulter. Er hatte sie zu sich herangezogen.

Er empfand, wie sie weinte, immer leiser, unmerklicher, und daß Ruhe über Käthe wie die Dämmerung draußen hereinbrach.

Der leichte Abendwind bewegte die Baumwipfel, die über die Mauer und durch die schlanken Säulenfenster blickten und sie schien in ihren Thränen eingeschlafen.

Die vom Weinen brennenden Lippen waren leicht geöffnet. Das Haar tief in die Stirn hereingesunken, die vollen Rosenzweige waren aus der Hand gefallen und sachte heruntergeglitten und halb am weißen Kleide hängen geblieben.

So ruhte sie im Schutz und unter den Augen ihres Freundes. Und als sie, nach einer Weile sanft von ihm geweckt, den Blick zu ihm aufschlug, da wurde es Beiden inne, daß ein Wunder geschehen war.

Meine Beziehungen zu Emanuel Geibel.

Von

Klaus Groth.

— Kiel. —

Als der Telegraph die Nachricht brachte, daß Geibel gestorben sei, da waren meine ersten Empfindungen — Vorwürfe gegen mich selbst: daß ich meinen Vorsatz nicht ausgeführt, ihn am Schlusse des letzten Jahres noch einmal zu sehen und zu sprechen. Um die Weihnachtszeit nämlich kamen Nachrichten über seinen Zustand, die das Schlimmste befürchten ließen, und ich hatte schon mit meinem jüngsten Sohne besprochen, daß wir die Ferientage zu einem Ausfluge nach Lübeck benutzen wollten. Es handelte sich nur noch um Feststellung der geeignetsten Tage, da kam von Geibels Nichte und Pflegerin Botschaft der Besserung; wir Freunde, die ihn so lange kränkelnd und leidend gesehen, athmeten wieder auf, ich hoffte, daß seine kräftige Natur auch diesmal Siegerin bleiben würde, und verschob meinen Besuch bis auf die Osterferien.

Da, mit ihrem Eintritt, war er heimgegangen, von wo kein Wiederkommen, die Osterglocken läuteten über seinem frischgeschlossenen Grabe, ich konnte nur noch trauernd mit meinem Knaben hinter seinem Sarge wandeln und wehmüthig alter schöner Zeiten gedenken, die mit ihm dahin.

Zum letzten Male sah ich ihn im Sommer zwei Jahre vorher. Auch damals gingen trübe Nachrichten um über sein Befinden. Ich fuhr nach Lübeck und eilte schon Vormittags, wo man ihn selbst kaum jemals zu sehen bekam, nach seiner Wohnung, um mich zu erkundigen, wie es stände, und fast hätten mich die Klagen seines alten Hausmädchens, das ich unten an der Hausthür traf, zur Umkehr bewegt: Herr Professor ist sehr krank, er sieht Niemand, kann Niemand sprechen, rief sie kopfschüttelnd und abwehrend.

Dennoch ging ich die Treppe hinauf, indem ich entgegnete, daß Fräulein Geibel gewiß einige Augenblicke für mich über hätte, ich müßte sie wenigstens

durchaus einmal sprechen. Das geschah denn, trotz Widerstrebens der treuen Magd. Fräulein Geibel, die Nichte Emanuels, bestätigte mir deren trübe Aussagen und erzählte mir ausführlich von ihrem Onkel: wie die Kräfte abnähmen, die periodischen Schmerzen sich mehrten und vor Allem die Stimmung des Kranken gedrückter und muthloser würde, so daß er sich selten entschließen könnte, einen Freund zu sehen und zu sprechen, auch ich würde wohl umsonst gekommen sein.

Da, als ich selbst in trübster Stimmung die Hände in den Schooß sinken ließ, öffnet sich die Thür und Emanuel selbst steht in derselben einen Augenblick still, erstaunt wie ich selbst. Ja, das war er! Das gute Gesicht wohl leidend, doch die Gestalt ungebeugt. Er schien mir nicht gerade verändert seit dem Frühling, wo ich ihn in Kiel täglich wochenlang sah. Freilich, er trug einen pelzverbrämten Schlafrock dicht zugeknöpft in warmer Sommerszeit, aber seine schönen blauen Augen leuchteten in gewohntem Glanz.

„Klaus," rief er eintretend, „ich erkannte Deine Stimme und mußte Dich doch einmal sehen und begrüßen. Und sein prächtiges Organ klang so volltönend, daß ich alle Klagen seiner Angehörigen im Augenblick vergessen hatte und freudig dachte: Mit dem hat's noch keine Gefahr. Das sprach ich ihm auch scherzend aus, neckte ihn als argen Hypochonder und bald saßen wir im lebhaften Gespräch wie sonst. Er behielt mich zum Frühstück, wir tranken vortrefflichen Bordeauxwein und ich bekam den tröstlichen Eindruck, daß wenigstens noch ein bedeutender Rest von Lebenskraft in diesem Körper mit vollkommen gesunden Sinnen, mit einer vortrefflichen Brust und Lunge, wie man aus der Stimme heraushörte, ohne eigentliche Zeichen des Alters, abgesehen vom spärlichen Haar, aufgespeichert sei und kein besonderer Grund zu der Furcht, den lieben Freund bald verlieren zu müssen.

Nebenbei sei bemerkt, daß, wer Geibel nicht mit Augen gesehen, sich keine lebendige Vorstellung von seiner körperlichen Erscheinung machen kann. Keines seiner vielen Portraits ist recht eigentlich ähnlich, selbst das vor der neulich erschienenen hundertsten Auflage seiner „Gedichte", das er selbst für das beste erklärt haben soll, giebt die Eigenthümlichkeit dieses bedeutenden Gesichtes nicht wieder. Das Martialische, das man in den meisten vorwiegend findet, trat in Wirklichkeit zurück vor einem Zuge ernster Milde, bürgerlicher Einfachheit neben geistiger Hoheit. Seine Gestalt schwebte mir in der Abwesenheit immer als eine stattliche, hohe vor, während er in der That nur mittelgroß war, so daß auch ich jedesmal gewissermaßen erstaunte, ihn kleiner zu finden, wenn ich ihn wieder sah. Bedeutend war seine Erscheinung vom Kopf bis zum Fuß, in strammer Haltung, fester Bewegung und im Antlitz mit den durchdachten Mienen. Wer ihn etwa in Lübeck unter seinen Mitbürgern auf der Straße ohne ihn zu kennen gesehn, der hat gewiß sogleich den Eindruck einer ungewöhnlichen Persönlichkeit gehabt, die sich von allen andern abhob.

Doch ich habe mit dem Ende begonnen. Gehn wir über zum Anfang meiner Bekanntschaft mit Geibel.

Seine „Gedichte“ lernte ich im Anfang der vierziger Jahre kennen, faſt zehn Jahre vor dem Erſcheinen meines Quickborn, der erſt mir die Berechtigung gegeben, mich dem verehrten Manne perſönlich zu nähern. Es war auf einer Reiſe, in Kiel. Dort pflegte ich mir wohl, was ich in meinem kleinen abgelegenen Geburtsorte, Heide in Ditmarſchen, ganz im Südweſten Schleswig-Holſteins, für meine Lern- und Leſeluſt nicht bekommen konnte: ſeltene Werke aus der Univerſitätsbibliothek und literariſche Neuigkeiten aus der Buchhandlung, zu holen. Diesmal fand ich unter den neueren deutſchen Dichtungen die von Emanuel Geibel. Noch fühle ich den milden Zauber, den gleich die erſten Strophen ſeiner Sammlung auf mich übten:

Endlich iſt das Werk vollendet,
Und der fromme Meiſter ſendet
Seinen Dank zu Gottes Thron:
Da erbrauſt in mächt'gen Wogen
Durch des Domes ſtolze Bogen
Schon Geſang und Orgelton.

Es war ſpät am Abend, als ich in meinem unbehaglichen Wirthshausſtübchen dazu kommen konnte und meine Stimmung durch eine widrige Erfahrung am Tage vorher mehr als proſaiſch. Dennoch las ich, bald ſelbſtvergeſſen, mich hinein in das ſchöne Buch und in dichteriſche reine Träume. Ich war noch von Heines „Buch der Lieder“ her, das ich verſchlungen hatte und faſt auswendig zu recitiren im Stande war, wie berauſcht, aber dieſer neue Klang deutſcher Verſe, die Schönheit der Sprache Geibels, der ausgefeilte Versbau vor Allem übten eine neue Macht und riſſen mich hin, daß ich mich ſelbſt und alles Uebel vergaß, unter dem ich litt und gelitten.

Als mein Quickborn erſchien, war Geibel längſt in München. Sein Töchterchen ſah ich einmal bei einem Beſuche in Lübeck bei ſeinem Schwager Dr. Reuter. Ich entſchädigte mich gleichſam an dem Kinde für meine Sehnſucht ihn ſelbſt kennen zu lernen, indem ich die Kleine viel betrachtete und herzte. Perſönlich traf ich ihn erſt nach mehreren Jahren. Schon war er leidend. Dr. Reuter, an den ich mich zur Vermittelung wandte, ſchlug mir vor, daß wir uns bei ihm in der Familie am Abend treffen möchten.

So geſchah es.

Ich war damals, von einem mehrjährigen Aufenthalt in Bonn, Düſſeldorf, Dresden zurückgekehrt, kein Neuling mehr im Verkehr mit berühmten Leuten. Dennoch fühlte ich mich mehr als gewöhnlich erregt, als die Stunde meiner erſten Begegnung mit Geibel herannahte. Da trafen wir auf dem Hausflur ſeines Schwagers zufällig gleichzeitig ein und zuſammen, und im nächſten Augenblicke, das fühlte ich mit Entzücken, waren wir Freunde für's Leben. Faſt ſein erſtes Wort war: Wir können uns wohl „Du“ nennen, und ihm folgten freundliche Worte der Anerkennung, deren Wahrheit ich dem Tone anhörte, in dem nur Geibel ſprechen konnte. Ich will nicht leugnen, daß ſie mich rührten und erhoben.

Ueber unſeren ſpäteren Verkehr iſt nicht viel zu berichten, er betraf zum

Theil Verhältniſſe und Perſonen, über die ſich nicht ſprechen läßt, ohne Lebende in ungebührlicher Weiſe zu berühren. Möge das für ſpäter aufbewahrt bleiben. Im Uebrigen ſahen wir uns ſeltener, als man erwarten dürfte und ich wünſchen mochte, und Briefe wechſeln, wie es vor hundert Jahren unter Dichtern Gebrauch war, iſt aus der Mode gekommen. Es ſei nur noch erwähnt, daß Geibel mir ſeine Sophonisbe mit den trüben Worten überſandte, er habe dieſes kleine Werk, wie er ſich beſcheiden ausdrückte, geradezu ſeiner Schwäche abringen müſſen.

Längere Zeit verweilte er vor drei Jahren in Kiel, um ſich hier von Profeſſor Quincke behandeln zu laſſen. Damals ſah ich ihn jeden Tag, entweder in ſeinem Logis oder bei ſeinem Jugendfreunde und Schulkameraden Profeſſor Litzmann.

Zuweilen brachte ich eine Flaſche Rothwein mit, wenn ich ihn Abends beſuchte. Wehmüthig beklagte er dann, daß er ſich in Acht nehmen müſſe; wir leerten ſie indeß doch und geriethen dabei in lebhaftes Geſpräch, bei dem man nicht merkte, daß er alternd und leidend ſei.

Nun iſt er dahin. — Bei der erſten Nachricht von ſeinem Tode ſchrieb ich an Theodor Storm: Wenn möglich, triff mich in Aſcheberg. Wir ſind es Geibel ſchuldig, daß wir ihn zu Grabe geleiten. Storm konnte nicht. Aber die Geburtsſtadt des Dichters hatte ihrem großen Sohne ein Ehrenbegräbniß bereitet, ſo großartig und erhebend, daß es mich faſt über die Trauer hinweghob. Ich habe nur einmal ein ähnliches Begräbniß erlebt, es war in Bonn 1856, als wir Robert Schumann zu Grabe geleiteten. Damals auch ſtrömte die ganze Stadt zuſammen, und ein Menſchenmeer wogte andächtig, wie jetzt in Lübeck, mit uns durch die Straßen, ſtill gerührt und bewundernd aufblickend zu dem ſtillen Manne, der unter Blumen und Kränzen bedeckt dahingefahren wurde, deſſen Stimme aber forttönen wird, ſo lange vernehmliche Ohren und Herzen vorhanden ſind.

Unter dem Eindruck der erſten Nachricht von Geibels Tode ſchrieb ich auf Wunſch eines Freundes einige Zeilen nieder, die im Auszuge oder in extenso durch die Zeitungen gegangen ſind, die ich aber an dieſem Orte mir zu wiederholen erlaube, da ich ſie nicht beſſer neu zu geben weiß.

Vor einer Reihe von Jahren wurde in Lübeck ein Schiff vom Stapel gelaſſen, das den Namen: „Emanuel Geibel“ trug. Ein Lübecker Kaufmann, der dabei gegenwärtig war, äußerte ſein Mißfallen über ſolchen Gebrauch eines Dichternamens, indem er ſagte: Er iſt nichts, er hat nichts, er kann nichts. Mein Gewährsmann für dieſe Aeußerung iſt Profeſſor Georg Curtius, Bruder von Ernſt Curtius, dem Freunde Geibels, mit welchem zuſammen er Griechenland hat kennen lernen.

Der Mann hatte Recht von ſeinem Standpunkt aus und Geibel hat dafür geſorgt, daß er Recht behielt bis zu ſeinem Tode. Denn unſer Heimgegangener war nichts — als ein Poet, Idealiſt in einem Sinne, wie ſie kaum mehr angetroffen werden. Wir freilich ſagen, leider in der Vergangenheit: Er

war ein großer Dichter, er hatte ein edles Herz und er konnte Tausende rühren und erheben, ohne an irdischen Lohn zu denken, und hier sagen wir: kann es noch.

Geibels Vaterstadt hat ihn übrigens immer in hohen Ehren gehalten, seine näheren Freunde ihm mit Liebe und Treue angehangen und ihm seine Zurückgezogenheit angenehm und seine Krankheit erträglicher gemacht. Wenn er mitunter Abends im Rathskeller in ihrem Kreise erschien, so war es für sie immer eine besondere Freude und er blieb wohl mehrmals über Bürgerbettzeit in der behaglichen Gesellschaft bei einem guten Glase. Der Abend war nämlich seine beste Zeit, am Tage litt er oft stundenlang Schmerzen. Mir sagte er gleich bei der ersten Begegnung, Abends bei seinem Schwager Dr. Reuter: „Am Tage bin ich gar nichts mehr werth, lieber Freund.“ und wir saßen dann allerdings bis spät in die Nacht beim Punsch, indem Geibel bemerkte: „Büßen muß ich morgen doch, laß uns jetzt also das Gute noch mitnehmen.“ Der Verkehr mit ihm hatte etwas sehr Eigenthümliches. Sein Gespräch war immer bedeutend, Stimme, Aussprache und Betonung sehr ausdrücklich, oft pathetisch. Man durfte an Klopstock denken, der nach Goethes und Anderer Beschreibung die Würde des deutschen Dichters zuerst auch in seiner äußeren Erscheinung ausprägte. Doch fehlte Geibel der priesterliche Anstrich.

Bei dieser unserer ersten Zusammenkunft redete ein zweiter Verwandter uns in wohlgesetzten Reimen neckend darauf hin an, daß wir nur in gemeiner Prosa sprächen und forderte uns auf, auch Verse hören zu lassen. Da sprach Geibel sogleich, und fast ohne Stimme und Sprechweise zu ändern oder zu erheben, in schönen Vierzeilen los, die man alle hätte niederschreiben und drucken lassen können.

Pathetisch wurde er auch in Mienen und Geberden, wenn auf Richtungen in der Poesie und Literatur, die im großen Publikum en vogue, ihm aber zuwider waren, die Rede kam. Er hatte das schärfste Feingefühl für wirkliche Schönheit in seiner Kunst und eine eben so starke Abneigung gegen alle Scheinpoesie, unproductive Nachahmerei und gewandte Mittelmäßigkeit. Ich könnte mehrere weltbekannte Namen anführen, bei deren Nennung er sogleich in hellen Zorn gerieth. Als er hier vor drei Jahren ärztliche Hülfe suchte und eine Zeit lang in einem Privatkrankenhause wohnte, pflegte ich ihn Abends zu besuchen und wir geriethen dann sogleich in ein lebhaftes Gespräch. Da passirte es denn fast täglich, daß Emanuel über irgend eine Berühmtheit des Tages, Dichter oder Dichtwerk, in Zorn gerieth und mit geballter Faust auf den Tisch schlug. „Onkel, Onkel,“ rief dann seine Nichte besänftigend, „Du weißt ja, unten liegt ein Kranker.“

Bei der Abfahrt von hier, auf dem Bahnhofe unterhielten wir uns noch in den letzten Augenblicken über Friedrich Hebbel. Er hatte, wie ich, dies und das einzuwenden, dann aber hob er seinen Cylinderhut feierlich in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, die im Wartesaal widerklang: „Ja, vor dem Dramatiker nehme ich den Hut ab!“ So etwas geschah ohne Ostentation, ganz naiver Weise.

Vor Jahren besuchte ich ihn mit Frau und Kindern auf seinem Sommeraufenthalt in Schwartau, meine Frau kannte ihn persönlich schon länger als ich. Am Abend schlenderte er mit uns durch den Ort, wo bei schönem Wetter die Leute vor den Thüren saßen, bis zur Eisenbahnstation, da wir abreisen wollten. Plötzlich fing er mit erhobener Stimme an, mein eigenes Lob zu singen, namentlich über meinen Heisterkrog in sehr starken Ausdrücken sich zu ergehen. Ich darf das ja mittheilen, da es unseren herrlichen Heimgegangenen auf's Beste charakterisirt, denn sein Urtheil, durch das er mir damals den großen Goethepreis erworben hat, ist gedruckt und öffentlich bekannt geworden. Ich aber war so erstaunt, ja freudig ergriffen, daß ich ihm in's Wort fiel und sagte: „Emanuel, bedenke, was Du sagst, jedes Deiner Worte hebt mich einen Zoll hier über das Steinpflaster. Du mußt das verantworten, damit ich nicht herunterfalle. Da rief er meine drei Söhne herbei und sagte: Hört zu, Jungens, Ihr könnt es behalten. Und dann redete er noch lauter, indem er seine Worte wiederholte und die Aufmerksamkeit der guten Schwartauer nebst ihren Badegästen nicht wenig erregte. — Wie sollt ich sein nicht mit Liebe gedenken und seinen Verlust mehr noch als viele Andere beklagen und gern erzählen, wie Liebe und Achtung zwischen uns gegenseitig war. — Ueber seinen nichts Ungewöhnliches, nichts Romantisches bietenden Lebenslauf wird ja doch noch in jeder Zeitung berichtet, und zur Charakteristik des Dichters und Mannes etwas zu sagen, dessen Werke, der Spiegel seines Wesens, in vieler Tausende Hände sind, wäre nicht am Platz und überflüssig. Nur ein liebendes Wort zu seinem Angedenken möchte hier ein Freund des Hingeschiedenen noch aussprechen, ehe das Grab sich über ihn schließt. —

Zum Schluß theile ich hier noch ein Sonett mit, das ich im Jahre 1864 an Geibel richtete, da wir auf's Neue im Kampf mit den Dänen unsere Nationalität in Gefahr sahen:

Wer Stimme hat — nun heißt es nicht zu schweigen;
Wer keine hat, der mag die Glocken läuten,
Die Trommel schlagen, mit den Fingern deuten,
Mag's zeichnen, malen, meißeln oder geigen.

Den Blinden und den Tauben muß man's zeigen,
Einträufen mit dem Labetrunk den Leuten,
Daß Jeder weiß, und ist nicht umzudeuten:
So wollen wir: Das Recht und unser Eigen!

Der Erste Du, der laut für uns gesungen,
Emanuel, wo hast Du Deine Zither,
Die mahnende, mit Worten uns des Lebens?

Zweimal umsonst — so, meinest Du, vergebens?
Mit nichten! Wie in Noth sie uns geklungen
Trostreich — jetzt hilf uns lösen das Gewitter.

Der fliegende Holländer.

Richard Wagner, Heinrich Heine und „Le Vaisseau fantôme".

Von

Ernst Paßqué.

— Darmstadt. —

(Schluß.)

VI.

Im Archiv der großen Oper zu Paris.

Es lag mir daran, das Verhältniß Wagners zu Leon Pillet genauer kennen zu lernen, insbesondere die Bedingungen, unter denen Ersterer dem Director der Académie royal de musique sein, nach Heines Entwurf gefertigtes Scenarium des fliegenden Holländers abgetreten hatte. Näheres hierüber war nur an einem Orte zu finden: im Archiv der großen Oper zu Paris.

Im Sommer des Jahres 1880 führte mich meine Ferienreise über Brüssel nach Paris. Gevaert, der Director des Brüsseler Conservatoires und bis 1870 erster musikalischer Director der großen Oper, empfahl mich durch ein Schreiben Herrn Nuitter, Archivar jener ersten Pariser lyrischen Bühne und bekannter Operntextdichter und Uebersetzer (auch Wagner'scher Opern); der Akademiker Ernst Reyer, Opern-Componist und Nachfolger Berlioz im musikalischen Feuilleton des Journal des Débats, schloß sich in gleicher Weise dieser Empfehlung an, und von Herrn Nuitter, wie von dessen Collegen, Herrn de Lajarte, wurde ich auf das Freundlichste aufgenommen. Ich theilte Beiden meine Wünsche mit und in zuvorkommendster Weise suchten sie dieselben zu verwirklichen. Herr Nuitter übergab mir alle auf die Oper „Le Vaisseau fantôme" bezüglichen Acten und ich begann meine Nachforschungen. Ich fand u. A. eine Anzahl Briefe des Dichters Paul Foucher

(nicht Fouché) an Henri Revoil, die, mit dem Manuscript-Textbuch der Oper zu einem Bande vereinigt, von Revoil dem Archiv der großen Oper übermacht worden waren. Aus diesen Briefen ging hervor, daß Foucher noch einen Mitarbeiter (Revoil) gehabt hatte, der indessen weder auf dem Zettel der Oper, noch auf dem Titel des Textbuches genannt worden war. Revoil, Journalist und weniger bekannter Schriftsteller als Foucher, dafür ein intimer Freund Leon Pillets, hatte hauptsächlich an dem Scenarium gearbeitet, während Foucher die Verse geliefert. Beide einigten sich unter Bewilligung des Directors der großen Oper dahin, daß Paul Foucher, dessen Namen guten Klang hatte, der damals schon Verfasser von etwa 50 Stücken verschiedenster Art für die Boulevardtheater, und noch dazu ein Schwager Victor Hugos war — daß dieser allein als Textdichter auf dem Zettel genannt werden sollte, wofür er sich verpflichtete, Revoil eine bestimmte Summe zu zahlen — die dieser indessen nie empfing. Anstatt sich nun an das vortreffliche Scenarium Wagners zu halten, welches Leon Pillet seinem Schützling Revoil schon lange bevor die fragliche Abtretung stattgefunden, eingehändigt hatte, nahm dieser den Marryat'schen Roman, den Pirat von Walter Scott zur Hand und aus diesen drei Stoffen knetete er ein ganz neues Scenarium in zwei Acten, das kaum noch in einzelnen Stellen Aehnlichkeit mit dem Heine'schen Entwurf und dem Wagner'schen Scenarium hatte.

Der Titel dieses neuen französischen fliegenden Holländers lautete in dem Revoil'schen Manuscript-Textbuch echt melodramatisch also:

„Le Vaisseau fantôme, ou le Maudit des Mers. Opéra fantastique en deux actes. Poëme de Mrs. Paul Foucher et Benedict H. Revoil. Partition de Mr. Dietsch."

Auch die Namen der handelnden Personen waren geändert, Walter Scotts Pirat hatte einige derselben liefern müssen. Der Holländer hieß Troïl (die Oper sollte anfänglich diesen Namen als Titel führen). Senta war eine Minna geworden und ihr Vater hieß Barlow, der Kaufmann. Den Marryat'schen Namen des gespenstischen Holländers „van der Decken" hatte man natürlich nicht gebrauchen, weil nicht aussprechen können. Noch war eine ganz neue Figur, der Tenor Magnus, hinzugekommen, Minnas Geliebter, der in's Kloster geht und Mönch wird. Auch der Holländer hatte für sein Gespensterschiff einen „hölliſchen Piloten" erhalten, der den schönen Namen „Scriften" trug. — Ueber den Inhalt dieses seltsamen Textbuches später, bei Besprechung der Oper.

Welche Gründe Leon Pillet hatte, die Composition dieser Oper Herrn Dietsch zu übertragen, darüber vermochte ich weder einen Nachweis zu finden noch irgend etwas von den Herren Archivaren zu erfahren, denen beiden die Oper und ihr Componist so gut wie fremd waren. Dietsch muß ebenfalls ein großer Günstling Leon Pillets gewesen sein. Sein Lebenslauf ist kurz folgender:

Am 17. März 1808 zu Dijon geboren, kam Dietsch (Peter Ludwig Philipp), 1822 nach Paris und wurde dort ein Schüler Chorons. 1830 gelangt er in das Conservatoire, studirt Contrapunkt bei Reicha und nebenbei den Contrebaß. 1831 erhält er eine Anstellung als Contrabassist an der italienischen Oper, dann an der großen Oper und wird endlich deren Chef du Chant (Chor-Director). Von 1830 bis 42 fungirt er als Capellmeister an der Kirche St. Eustache und liefert für diese viele Kirchenmusiken, componirt 1842 seine erste und letzte Oper „le Vaisseau fantôme" und vertauscht zu gleicher Zeit seine Capellmeisterstelle an St. Eustache mit der an der Madeleine. 1860 folgt er Girard als Chef d'orchestre der großen Oper: Direction Alphonse Roger. Als dieser 1862 zurücktritt, wird Dietsch von Rogers Nachfolger, Perrin, „brutalement" von seiner Stelle als Orchesterdirigent entfernt und pensionirt. — Er starb zu Paris am 20. Februar 1865. Nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen war Dietsch ein guter Theoretiker und Lehrer, doch auch ein Pedant, ebenso wenig Schöpfer wie Praktiker, seine Kirchenmusiken sollen passabel gewesen sein; daß seine weltliche Musik nichts taugte, hat er durch die Oper bewiesen, welche ihm von Leon Pillet auf Kosten Wagners zur Composition anvertraut worden war.

Leon Pillet war indessen keineswegs der unumschränkte allmächtige Beherrscher der großen Oper, als den die Bittsuchenden, welche sein Antichambre füllten, ihn betrachteten. Er hatte eine Behörde über sich, der er verpflichtet war Rechenschaft von Allem zu geben, was er zu unternehmen gedachte und deren Urtheil er sich unterwerfen mußte. Es war dies die Special-Commission der königlichen Theater zu Paris, an deren Spitze als Vice-Präsident damals der Pair de France, Graf Keratry, stand, und die wiederum ihrerseits von dem Minister der schönen Künste ressortirte. Die Aufführung des „Vaisseau fantôme" liefert dafür einen sehr charakteristischen Beleg. Zu den von Leon Pillet übernommenen Verpflichtungen gehörte auch die Vorführung einer bestimmten Anzahl kleinerer Opern, die zu einem Ballet gegeben werden konnten. Nachdem nun Pillet geglaubt hatte, in dem Wagner'schen Scenarium einen passenden Stoff für eine solche zweiactige Oper gefunden zu haben, richtete er ein Gesuch an den Vice-Präsidenten der Commission der königlichen Theater, Graf Keratry, in dem er diesem mittheilte, daß er beabsichtige, das „Vaisseau fantôme" zur Aufführung zu bringen, resp. den Text seinem Chef du Chant, Dietsch, zur Composition zu übergeben, und bat um Billigung seines Vorhabens. Graf Keratry unterstützte das Gesuch Leon Pillets bei dem Minister, doch fügt er hinzu: „— lebhaft bedauernd, daß er (Leon Pillet) dasselbe so spät eingereicht hat, und Sie (den Minister) bittend, ihn aufzufordern, in Zukunft pünktlicher einer Verpflichtung nachzukommen, die, in dieser Weise aufgefaßt, sich als illusorisch erweisen würde." Jetzt erst war die Aufführung der Oper in der Dietsch'schen Composition möglich geworden.

Ueber Verhandlungen Wagners mit Leon Pillet fand sich weder in den

Acten noch in den Rechnungen jener Jahre, trotz des emsigsten Suchens, nicht das Allergeringste vor, und doch stand mir dabei Herr Nuitter zur Seite, der ja die Papiere des Archivs genau kannte und wußte, wo das Gesuchte hätte gefunden werden können. Und dennoch mußte sich etwas darüber vorfinden, denn Wagner sagt ja, daß er sein Scenarium „für eine gewisse Summe" dem Director Leon Pillet abgetreten habe. Hatte er eine solche Summe erhalten, so mußte sie sich irgendwo gebucht finden. Dies war klar und Herr Nuitter mußte die Richtigkeit meines Schlusses anerkennen. Für diesen ersten Tag war ein weiteres Suchen unmöglich geworden, die Räume des Archivs mußten geschlossen werden, denn die Pforten der Oper öffneten sich für die heutige Vorstellung. Herr Nuitter ersuchte mich, in zwei Tagen wiederzukommen, während dieser Zeit wolle er selbst noch genau nachsehen und mir die sämmtlichen Rechnungen mit ihren Belegen vorlegen.

Als ich nach dieser Frist wiederkehrte, in der Hoffnung, nun die gewünschte Aufklärung zu erhalten, fand ich einen ganzen Berg gebundener Rechnungen vor, auf den Herr Nuitter lächelnd deutete und dann mir sagte: „Ich habe nochmals alle Rubriken, die eine derartige Ausgabe enthalten könnten, genau durchgesehen und nichts gefunden. Wollen Sie die Arbeit noch einmal unternehmen, so habe ich Ihnen die betreffenden Stellen bezeichnet und will ich nur wünschen, daß Sie glücklicher sein werden als ich — wenn ich dies auch bezweifeln möchte."

„Aber Wagner sagt doch positiv, daß er eine gewisse Summe für sein Scenarium empfangen habe."

„Es mag sein," lautet die lächelnd mit einem Achselzucken gegebene Antwort. „Doch dann ist es auf jeden Fall ein ganz unbedeutender Betrag gewesen, den Leon Pillet ihm aus seiner Tasche zahlte, den er als Privatausgabe betrachtet hat und der somit nicht gebucht worden ist."

Ich verstummte nachsinnend und mußte bald diese Deutung als im Bereich der Möglichkeit liegend anerkennen. Da sprach Herr Nuitter in freundlicher Weise weiter: „Ich wüßte einen Weg, auf dem Sie sichere Auskunft über diese Angelegenheit erhalten könnten, vielleicht noch vieles Andere erfahren würden, das Sie interessiren dürfte."

„Reden Sie, ich bitte!"

„Einer der Mitverfasser des Textes, Henri Revoil, lebt noch — Paul Foucher ist vor einigen Jahren, 1875, gestorben. Suchen Sie Revoil auf, er allein wird Ihnen heute noch Antwort auf Ihre Fragen geben können."

„Vortrefflicher Gedanke! Nennen Sie mir seine Wohnung."

„Die kann ich Ihnen angeben, doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es viele Jahre her sind, seit die Administration der Oper mit ihm in Verbindung stand. Er befindet sich indessen sicher in Paris, denn ich sah ihn noch vor einigen Wochen. Hat er die alte Wohnung verlassen, so haben Sie doch immerhin einen Anhaltspunkt und können Ihre Nachforschungen fortsetzen."

„Und sollte ich ihn Tage lang durch ganz Paris suchen müssen, ich werde ihn finden!"

Herr Ruitter schrieb auf einen Briefbogen die Frage: „L'adresse de Mr. Revoil?" gab das Papier einem Diener des Archivs und sandte diesen hinab in die Bureaux der Administration. Bald darauf kam der Mann zurück und unter der Frage stand die Antwort: „59, Rue des Martyrs."

Das genügte mir vollkommen. Ich steckte den Zettel ein, empfahl mich den beiden Herren, dankte ihnen für freundliche Aufnahme und Unterstützung, ihnen zugleich versprechend, das Ergebniß meiner Bemühungen mittheilen zu wollen. Dann stieg ich recht zufrieden die zahllosen Treppen nieder und verließ das Riesen- und Prachtgebäude der großen Oper.

VII.

Ein Besuch bei Henri Revoil, Mitverfasser des Textbuchs zum Vaisseau fantôme.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Nachdem ich zur Vorsorge das riesige, wie Doctor Fausts Höllenzwang an einer Kette liegende Pariser Adreßbuch meines Hôtels vergebens durchstudirt hatte, trat ich gegen neun Uhr meine Suche, die zu einer tragi-komischen Reise durch einen Theil des nördlichen Paris werden sollte, an. Die Rue des Martyrs war mir nur zu wohl bekannt; hatte ich doch dort während der letzten Jahre meines Pariser Aufenthalts als Schüler des Conservatoires gewohnt. Das Haus mit der Nummer 59 war bald gefunden, doch dessen Portière wußte mir keine weitere Auskunft zu geben, als daß ein Herr Revoil nicht in ihrem Hausbereich wohne. Ihren Mann müßte ich fragen, der sei länger im Hause wie sie, doch zur Zeit drüben bei dem Marchand de Vin, wo er dejeunire. Wenige Augenblicke später befand ich mich ebenfalls in der angedeuteten Wein-Boutique und fand den Gesuchten bei seinem ersten Frühstück, das aus einer „Servelat", Brod und mehreren „Canons" bestand. Der alte Concierge entsann sich des Herrn Revoil wohl, der vor vielen Jahren bei ihm gewohnt hatte, doch wohin er gezogen sei, dies schien er nicht mehr zu wissen, oder nicht wissen zu wollen. Nachdem ich seinem Gedächtniß durch ein „Demi-Setier" nachgeholfen hatte, erfuhr ich denn endlich auch die neue Wohnung Revoils, die ziemlich entfernt in der Rue Valois du Roule, nahe bei dem Park Monceaux lag — oder doch liegen sollte. Mit frischem Muth, mein Ziel zu erreichen hoffend, trat ich die neue, nicht kleine Reise an. Es war ja noch früh am Morgen, der Tag schön und die Bewegung erquickte mich. Endlich hatte ich das Haus mit der genannten Nummer, ein stattliches Gebäude, gefunden, doch — o weh! hier schien ich bereits am Ende meiner Suche angelangt zu sein. In der Portierloge fand ich ein junges

Ehepaar, das erſt ſeit zwei Jahren dort thronte und als Cordonniers den Cordon handhabte. Die Leutchen wußten von nichts, was vor dieſer Zeit im Hauſe geſchehen war. Als die Frau meine traurige enttäuſchte Miene ſah, ſchien ſie ein menſchliches Rühren zu fühlen und meinte, daß ſchon ſeit vielen Jahren in der vierten Etage eine ältere Dame, eine ehemalige Künſtlerin, wohne, die mir gewiß gewünſchte Auskunft geben könne; Madame Dubois ſei ihr Name. Kaum hatte ich dieſen erfahren, als ich auch ſchon die Treppe erſtieg, mit dem feſten Vorſatz, dieſer älteren Künſtlerin ihr Adreſſen-Geheimniß zu entreißen, koſte es, was es wolle. Raſch war die vierte Etage — über dem Entreſol natürlich! — erreicht. Die Thüre des Appartements ſtand offen und eine nicht ganz ſonntäglich-ſaubere Magd ſäuberte das Vorzimmer. Auf meine Frage nach Madame Dubois ſchaute die Perſon mich groß an, dann meinte ſie, Madame ſei noch im Negligé und bei ihrem Café au lait. Ich deutete lächelnd auf meinen langen weißen Vollbart, der Madame Dubois doch ganz gewiß die nöthige Garantie böte, daß ihr Negligé von mir nichts zu befürchten habe. Die Magd lächelte ebenfalls, verſchwand im Innern des niederen, doch recht wohnlich ſich darſtellenden Appartements und bald darauf introducirte ſie mich bei ihrer Herrin. In einem kleinen Salon mit etwas veralteter und verſtaubter Einrichtung ſaß Madame Dubois, eine große ſtattliche Perſon, die in ihrer Jugend eine Schönheit geweſen ſein mußte, deren immer noch regelmäßiges volles Geſicht in einer natürlichen Röthe der Geſundheit ſtrahlte, die ſie um einige Jahre jünger erſcheinen ließ, als ſie wohl ſein mochte. Ihr Negligé, in einem halboffenen Schlafrock von verſchoſſenem blauen Seidendamaſt beſtehend, war aber ein ſo gewagtes, daß ich überraſcht, ſogar verblüfft auf der Schwelle ſtehen blieb. Die ſich nun zwiſchen mir und Madame Dubois, der ehemaligen Künſtlerin, entwickelnde Scene zu ſchildern, wage ich nicht, da dies nicht in den Rahmen einer muſikgeſchichtlichen Studie paſſen würde, ſondern in das Gebiet des Romans gehörte. Ich erfuhr von Madame Dubois, die ſich äußerſt freundlich neben mich auf das Sopha ſetzte, alles Mögliche, nur das nicht, was ich zu wiſſen verlangte und was ſie doch ſehr gut zu wiſſen vorgab: die Adreſſe Revoils. Sie war mit ihm und ſeiner Frau intim befreundet geweſen, von Kindesbeinen an, denn dieſe ihre Kinderbeine waren in der Balletſchule der großen Oper, für welche Monſieur Revoil Operntexte dichtete, ausgebildet worden, derart, daß aus einer ſpindeldürren, doch ſehr hübſchen Ballerine, die Madame Dubois mir in einem verblaßten Aquarellbildchen vorführte, die heute ſo ſtattliche, ſogar außerordentlich ſtattliche Dame geworden war. Sie erinnerte ſich ſogar der Aufführung des mich ſo ſehr beſchäftigenden Vaisseau fantôme — wie merkte ich auf! — doch ſei ſie damals noch eine kleine „rat“ geweſen, habe ſich weit mehr mit ihren Balletcoſtümen befaßt als mit dem Geſang auf der Bühne, und ſo wiſſe ſie denn von der Oper des Herrn Revoil außer dem Titel ſo gut wie gar nichts. Die Zeit verging und ich mußte das Ge-

plauder anhören, ohne die Adresse zu erfahren. Es schien, als ob die stattliche Madame Dubois mich bis zum Diner und wohl noch länger hätte halten wollen — mein großer Bart mußte es ihr angethan haben! Endlich entrang ich ihr die Adresse durch eine List und nun hielt es mich nicht länger. Ich mußte fort, denn es hatte längst elf Uhr geschlagen — fort und hinaus, und wenn ich meinen Ueberzieher hätte zurücklassen müssen. Endlich — endlich war ich auf der Straße, doch nun mußte ich einen Fiaker nehmen, denn die Unterredung, oder vielmehr der Kampf mit der stattlichen ehemaligen Ballerine hatte mich hart angegriffen und die Stunde des Dejeuners war da. Doch den Magen ließ ich knurren und setzte dafür als Ersatz meine Suche, wenigstens bis zur nächsten Station, zu Wagen fort.

Wiederum mußte ich zurück von woher ich gekommen, wie es schien, hatte Herr Revoil sich nicht von dem Quartier oder vielmehr von dieser nördlichen Pariser Region trennen können. In der Rue Duperré fand ich das Haus, welches mir Madame Dubois bezeichnet hatte, doch Niemand, weder der Portier noch irgend ein Locataire vermochte mir Auskunft über den Gesuchten zu geben. Es war zum Verzweifeln! Schon dachte ich, daß Madame Dubois mir absichtlich eine falsche Adresse gegeben habe, um mich zu nöthigen, ihr noch einmal als Bittender einen Besuch zu machen, als ein anderer Gedanke in mir auftauchte. „Hat Herr Revoil wirklich hier gewohnt," so sagte ich mir, „so muß er für seine Haushaltung Gemüse, Brot und Fleisch gebraucht haben und diese Leute werden mir gewiß gewünschte Auskunft geben können." Gedacht — gethan! Bei der nächsten Frutière trat ich ein und — gesegnet sei dein altehrwürdig Haupt, denn es barg die richtige Weisheit, die der zahnlose Mund mir kündete: „Batignolles, Cité des Fleurs, Nummer 20, dorthin zog er von hier aus und dort wohnt er noch heute, denn vor ein paar Tagen habe ich einen Brief, der hier für ihn anlangte, nach der Cité des Fleurs gesandt." Also sprach die gute Alte und ich hätte sie für diese erlösenden Worte umarmen, auf die runzelige Wange küssen können. Ein warmer Händedruck that's auch und fort rannte ich nach den Batignolles, die Rue de Paris entlang und nach der Cité des Fleurs, die dicht bei der Rue de la Felicité — der Glückseligkeit, welch schönen Namen! — liegt. Die Cité verdiente eine solche Bezeichnung und Umgebung, denn das Ganze war ein großer, mit blühenden Blumen, einem süßen Duft erfüllter Garten, in dem die villenartigen Wohnhäuser kokett aus ihrem Blättergrün und Blumenschmuck hervorlugten. Das mit Nummer 20 bezeichnete Haus ward leicht gefunden. Der Anblick, der mir beim Eintritt wurde, überraschte mich höchst angenehm, das Treppenhaus bildete gleichsam eine Fortsetzung der Idylle der lieblichen Vorgärten. Die Wände fanden sich von oben bis unten mit leicht colorirten Schildereien und Stichen bedeckt, Landschaften Frankreichs und Amerikas darstellend, wo Herr Revoil längere Zeit geweilt hatte und als Journalist thätig gewesen war. Er selbst war zu Hause und hatte just dejeunirt — es war mittlerweile

ein Uhr geworden, so lange hatte meine Suche bereits gedauert! — Ich gab einer Dienerin meine Karte und ließ den Hausherrn um eine Unterredung bitten. Man führte mich in einen recht behaglich ausgestatteten Raum der ersten Etage, halb Salon, halb Arbeitszimmer und bald darauf stand Herr Revoil, der gesuchte Mitverfasser des „Vaisseau fantôme"-Textes vor mir. Er war ein kleiner, sehr lebendiger Herr von vielleicht sechszig und einigen Jahren, mit weißem buschigen Haar und Augen, die ebenso intelligent wie lebensfrisch mir entgegenleuchteten. Nachdem ich ihm meine Wünsche dargelegt, ihm gesagt hatte, von wo ich komme, und wer mich zu ihm gesandt, da lächelte er äußerst freundlich, mein Verlangen schien ihn angenehm zu berühren und in lebhafter Rede meinte er, daß er mir über dies Alles genaueste Auskunft geben könne und auch mit Vergnügen geben würde. Nach einer weiteren einleitenden Unterhaltung setzten wir uns und er erzählte. — Ich führe seine eigenen Worte an, wie ich sie mir sofort nach dem Besuch niederschrieb.

„Foucher und ich," also begann er seinen Bericht, „hatten Leon Pillet zu jener Zeit bereits mehrere zweiactige Opern — denn um ein solches Werk handelte es sich, zu dem noch ein größeres Ballet gegeben werden konnte — sowohl fertig ausgeführt, wie auch nur im Entwurf vorgelegt und keine derselben wollte unserem Freunde, dem Director, behagen und für die Scene der großen Oper passend erscheinen. Das ihm zuletzt eingereichte Libretto hieß: „Sainte Marie des fleurs", die Handlung spielte in Florenz im XIV. Jahrhundert und ihre Hauptträger waren der Florentiner Maler Andrea Orcagna und dessen Geliebte, Maria von Medici, die Tochter Cosimos. Es war ein ganz vortreffliches Sujet. Doch auch dies Buch lehnte Leon Pillet ab, weil er eine solche „Sainte Maria" nicht auf die Scene der großen Oper zu bringen wagte. Da wurde Paul Foucher unwirsch und nach einer ziemlich heftigen Scene mit Pillet sagte dieser zu uns: „Ich habe einen anderen Stoff, den ich, passend ausgeführt, auf alle Fälle acceptiren würde. Da ist ein „fou entêté" — Meyerbeer hat ihn mir zugeführt — der mich Tag für Tag überläuft und mit seinen „Opéras impossible", Rienzi, La novice de Palerme und wie sie sonst noch heißen, quält, der hat mir ein Scenarium übergeben, das, gut bearbeitet, mir dienen könnte und ganz gewiß auch einen guten Erfolg haben würde. Es enthält besonders eine Idee, die mir gefällt, die aber nicht von ihm selbst ist, sondern einem Andern, Heine, gehört. Macht mir dies Buch und ich acceptire es sofort." Nach einigem Zaudern erklärte Foucher sich mit diesem Vorschlag einverstanden und Leon Pillet übergab uns das Scenarium Wagners. Ich nahm das Manuscript, um die scenische Bearbeitung vorzunehmen. Da ich kein Wort Deutsch verstehe, so ließ ich mir den Inhalt nur von einem Employé unserer Zeitung Le Courrier français, einem Elsässer, erzählen und ich fand, daß es genau einem scenischen Entwurf Heines entsprach, den ich kannte. Nun brauchte ich keine Uebersetzung mehr und begann meine Arbeit."

„Und das Manuscript Wagners, wo ist es geblieben?“ warf ich, von meiner Leidenschaft als Sammler getrieben, ein.

„Bah! ich habe mich nie mehr darum gekümmert, hielt es nicht der Mühe werth — es wird wohl in einem der Papierkörbe des Courriers sein Ende gefunden haben,“ lautete die in wegwerfendem Ton gegebene Antwort. Dann fuhr Revoil in seinem Bericht fort. „Ich studirte den Marryat'schen Roman „le Vaisseau fantôme“, „le Pirate“ von Walter Scott und so entstand denn — ich will es nicht in Abrede stellen, mit Benutzung einiger, doch sehr weniger Scenen des Heine-Wagner'schen Entwurfs, unsere Oper, die bei ihrer endlichen Aufführung, hauptsächlich der monotonen Musik halber, keinen Erfolg hatte. Es war für mich eine durchaus vergebliche Arbeit, eine mißlungene Speculation gewesen, denn ich hatte noch dazu meinem Collaborateur Foucher meine Autorenrechte gegen eine bestimmte Summe abgetreten, die er mir bis an seinen Tod schuldig geblieben, und mir von seinen Erben erst recht nicht ausgezahlt worden ist. Da haben Sie die Geschichte unseres „Vaisseau fantôme“ und des Scenariums Ihres Richard Wagner.“

Ich wollte mehr wissen, und nach einigem Zögern fuhr Revoil in seinem Bericht also fort:

„Ich will Ihnen noch einen andern Grund unseres Mißerfolgs mittheilen. Sie kennen das Wort Merys: „cherchez la femme.“ Dasselbe war auch auf unseren Fall anwendbar. Leon Pillet stand unter dem Einfluß, oder richtiger gesagt, unter der Herrschaft einer leidenschaftlichen Frau, seiner ersten Sängerin, Madame Stolz. Sie werden ihrer Zeit davon gehört haben. (Wohl war mir das Verhältniß und dessen Folgen bekannt*.) Nun, alle unsere Bemühungen in Bezug auf einen wirksamen Operntext

*) Madame Rosine Stolz gehörte der großen Oper etwa seit 1838 an, wo sie am 5. März die Rolle der Ricciarda in der Première von Halevys „Guido und Ginevra“ sang. Ihre weiteren „Creationen“ bis zu der Epoche des „Vaisseau fantôme“ waren: Ascanio, in Berlioz' „Benvenuto Cellini“, erste Aufführung am 3. September 1839; Marguerite, in Aubers „Feensee“, 1. April 1839; Lazarillo, in „La Xacarilla“, von Marliani, 28. October d. J.: Pauline, in Donizettis „Märtyrer“, 10. April 1840; dann die Favoritin; Agathe, im „Freischütz“ von Berlioz mit Recitativen ꝛc. versehen, und am 22. December 1841 die Catarina in Halevys „Königin von Cypern“. — Sie war mit die Ursache, daß Leon Pillet, sehr zum Schaden der großen Oper, Processe führte mit: Duprez, Baroilhet, Gardoni, Fanny Elßler u. A. m. Endlich empörte sich das Publikum gegen die Primadonna assoluta, welche die ganze Oper, Mitglieder, Direction und Abonnenten tyrannisirte, und am 30. December 1846, bei der ersten Aufführung von „Robert Bruce“, ein eigens für die Stolz aus allen möglichen Opern Rossinis zusammengestoppeltes Machwerk, kam der langverhaltene Groll und Grimm zum Ausbruch. Madame Stolz wurde nach jedem Gesangsstück ausgezischt und ausgepfiffen, bis die leidenschaftliche Sängerin endlich vor Wuth ihr Schnupftuch in Fetzen riß, dem Publikum einen Fluch entgegenschleuderte und die Bühne verließ. Diese scandaleuse Scene war die Ursache ihres Rücktritts von der Bühne, sowie auch die Leon Pillets von der Direction der großen Oper.

galten in erster Linie dem Verlangen der Stolz nach neuen guten Rollen. So war sie es nun auch im Grunde gewesen, die unsere früheren Texte verworfen, und sich erst recht nicht als Sainte Marie des fleurs dem Publikum hatte zeigen wollen, das sie ja als die Geliebte des Directors kannte. Ihren größten Erfolg hatte sie in Donizettis „Favoritin" gefeiert (erste Aufführung in der großen Oper am 2. December 1840) und nach Rollen mit ähnlichen Effecten strebte sie. Das „Vaisseau fantôme" schien ihr eine solche dankbare Rolle zu bieten; dies allein war die Veranlassung gewesen, daß Leon Pillet dies Scenarium acceptirt hatte, daß wir das Buch, Dietsch die Musik dazu liefern mußten. Der Himmel weiß es, was Paul Foucher und ich bei dieser Arbeit ausgestanden haben, und als die Oper endlich fertig war, da verwarf sie die Composition des armen Dietsch. Die Dorus-Gras mußte die Minna singen, und das war mit Schuld am Untergang unseres „Vaisseau fantôme".

Damit war das Thema der Oper erschöpft. Dann fragte ich:

„Haben Sie auch Kenntniß von der Uebereinkunft zwischen Leon Pillet und Wagner in Bezug auf die Abtretung des Scenariums und die Summe, welche Wagner dafür gezahlt wurde?"

Revoil lachte. Dann sagte er: „Freilich! Ich war bei der letzten Zusammenkunft der Beiden zugegen — lange, nachdem wir den Auftrag von Leon Pillet erhalten hatten. Wagner reclamirte, protestirte in einer fast wahnsinnigen Aufregung und wir entgegneten ihm, daß er im Grunde gar kein Recht auf den bestrittenen scenischen Entwurf habe, da derselbe ja fast wörtlich Heine nachgebildet sei, und wenn Jemand eine Entschädigung zu fordern hätte, so wäre es Heine und nicht er. Endlich, um den Tobenden los zu werden, griff Leon Pillet in die Westentasche („dans la poche de son gilet") und gab ihm — „fünf Napoleons". Es war keine Entschädigung, kein Honorar, nur „une aumône faite au pauvre musicien allemand."

„Unmöglich! Ein Almosen! — Und er hat die fünf Napoleon nicht —"

„Nein! Er hat die hundert Francs eingesteckt und ist davon gegangen, und wir waren ihn los für immer!"

„Abscheulich!" rang es sich aus mir hervor, dann vermochte ich im ersten Augenblick keine Worte mehr zu finden, denn schwere Gedanken überkamen mich. Eine solche Demüthigung — eine solche Entwürdigung hatte Wagner erdulden, hinnehmen müssen! Er war zu arm, stak zu tief in der Noth und durfte die elenden Goldstücke dem Herrn Director nicht vor die Füße schleudern; er mußte sie annehmen, denn er mußte leben — schaffen! Doch Leon Pillet sollte seiner Strafe nicht entgehen und Wagner Genugthuung werden für diese entwürdigende Behandlung, wie wir dies bald sehen werden.

Ich erhob mich und es bedurfte einiger Zeit, um in freundlicher Weise von dem Manne scheiden zu können, der mich durchaus zuvorkommend und liebenswürdig aufgenommen hatte. Beim Abschied überreichte er mir noch

als Erinnerungszeichen eine kleine Novelle „Une île qui n'existe plus," die juſt erſchienen war. Dann verließ ich ihn und die hübſche Cité des Fleurs und kehrte mit der Ausbeute des heutigen ereignißreichen Tages nach meinem Hotel zurück — vorerſt aber in dem erſten beſten Reſtaurant ein, denn es war zwei Uhr vorbei und ich hatte noch immer nicht dejeunirt!

* * *

Zwei Jahre ſpäter las ich im Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 16. Juni 1882 eine Feuilleton-Notiz, deren Inhalt etwa alſo lautete:

Am 14. Juni, Abends, ſtarb plötzlich in Paris Henri Revoil, Bruder der bekannten franzöſiſchen Dichterin Colet (Louiſe Revoil). Ein Krampfanfall hatte ihn auf der Straße überfallen, doch behielt er noch ſoviel Kraft, um in eine Apotheke zu eilen, wo man ihm Aether reichte. Indem er dieſen einathmete, fiel er um und war todt.

Friede ſeiner Aſche! — —

Und nun zu unſerer letzten Aufgabe, zu dem „Vaisseau fantôme", dem franzöſiſchen fliegenden Holländer.

VIII.

Le Vaisseau fantôme. Handlung, Muſik, Première.

In der zweiten Novemberwoche des Jahres 1842 kündeten die Anſchlagzettel der Pariſer großen Oper:

„Mercredi, 9 Novembre 1842. Première Représentation: „Le Vaisseau fantôme", Opéra en deux actes, suivi de La fille mal gardée, Ballet-Pantomime en deux actes, de d'Auberval, Musique de Herold."

Die zweite Aufführung am 11. November brachte die Ergänzung des Zettels der Première. Nun hieß es: „Opéra en deux actes, Paroles de Mr. Paul Foucher. Musique de Mr. Dietsch. Decorationes de Mrs. Philastre et Cambon", und diesmal folgte der Oper das Ballet: „La Tarantule" (eine Glanzrolle der Fanny Elßler) von Scribe und Coralli.

Das Perſonen-Verzeichniß der Oper lautete:

„Troïl, le Maudit — Canaple (Bariton); Magnus — Marié (Tenor); Barlow, negociant — Ferd. Prevost (Baß); Eric, Matelot — Octave (Tenor); Scriften, pilote infernal du Vaisseau fantôme (Baß, Nebenrolle); Minna, fille de Barlow — Mad. Dorus-Gras. — Matelots du Vaisseau fantôme. — Habitans et matelots de Shetland. — La scene se passe à Shetland, la principales des Iles Orcades."

Sehen wir uns nun die Handlung dieſes franzöſiſchen „fliegenden Holländers" an.

Beim Aufziehen des Vorhangs ſtellt die Scene ein großes gothiſches Gemach in dem Hauſe des reichen Kaufmanns Barlow dar. Durch die Fenſter Ausſicht auf Felspartien. Es iſt Nacht. Barlow iſt mit ſeinem

Handelsschiff draußen auf der See und Minna, von ihren Gespielinnen, Bewohnern der Insel umgeben (Beginn des 2. Acts der Wagner'schen Oper), gedenkt seiner, wie ihres Jugendgefährten Magnus, der ihrem Herzen nahe steht und seit mehreren Wochen verschwunden ist, ohne daß man eine Ahnung hat, wohin er gerathen sein könnte. Eric, ein junger Matrose auf den Schiffen Barlows, fordert Minna auf, irgend eines jener schauerlich-ergreifenden Lieder zu singen, die so gut zu einem Spinnabend wie der heutige passen, und nach einigem Sträuben singt Minna die Ballade von dem fliegenden Holländer Troïl. Nach der zweiten Strophe erscheint plötzlich Magnus unter den erschrockenen Anwesenden. „Ihr wißt nicht Alles," sagt er, und erzählt nun in einer dritten Strophe, daß der Pilote des Schiffes sich gegen das gotteslästerliche Beginnen seines Patrons (Umschiffung des Caps mit Hilfe des Satans) aufgelehnt habe und darob von Troïl ermordet und in das Meer gestürzt worden sei. Doch in dem Kampfe habe er Troïl an der Hand verwundet und nie schließe sich diese Wunde des zur ewigen Fahrt Verdammten. „Und dieser Pilote, von Troïl getödtet, war mein Vater — ich hatte damals kaum das Licht der Welt erblickt." Mit diesen Worten endet Magnus die Ballade und mit ihr ist auch die Nachtwache vorbei. Der Chor und Eric entfernen sich und Magnus bleibt mit Minna allein.

In einer nun folgenden Duett-Scene sagt Magnus Minna, daß er sie liebt — was diese übrigens schon längst weiß. Doch seiner Liebe habe er entsagen sollen, um sich dem Dienste Gottes zu weihen, und in das Kloster sei er eingetreten. Dort habe er indessen keine Ruhe finden können, denn nur an sie mußte er denken. So sei er denn den heiligen Mauern entflohen, um zu ihr, der Geliebten, zurückzukehren. Nun möge sie sein Urtheil sprechen. „Ich liebe Dich mit der Zärtlichkeit einer Schwester," antwortet Minna, „und wenn mein Vater einwilligt, folge ich Dir zum Altar." — „Durch Deinen Mund verzeiht Gott mir die an ihm begangene Sünde!" ruft Magnus, und beruhigt und beglückt eilt er ab.

Minna ist allein; der Sturm beginnt, immer stärker ertönt sein Heulen und Zischen und Minna singt eine große colorirte Arie, die u. A. aus vierundzwanzig zweifüßigen Reimzeilen besteht und in ihrem hüpfenden Rhythmus mit ihren dreifach verschlungenen Klappreimen sich ganz vortrefflich zu einer brillanten (erst recht zu einer lustigen) Coloratur-Arie eignete, — die der Componist jedoch nicht zu schaffen verstand, trotzdem er sie für Madame Dorus-Gras, die Nachtigall der großen Oper, zu schreiben hatte! — Der Sturm schweigt endlich und der Tag bricht an. Da erscheint Eric und meldet freudig, daß Barlow gelandet sei. Sein Fahrzeug ging im Sturm der Nacht unter, doch ein fremdes Schiff nahm ihn auf und führte ihn hierher. Jubel Minnas, die, bevor sie dem ihr wiedergeschenkten Vater entgegeneilt, natürlich erst in dem Allegro ihrer Arie Gott für diese Rettung danken muß. Dann eilt sie ab und — undankbares Publikum! — wird

nicht einmal für ihren schönen Gesang und ihre feurige kindliche Liebe herausgerufen!

Verwandlung. — Vor dem Städtchen Shetland, Barlows Wohnort. Vor den Häusern Tische und Bänke, im Hintergrund das Meer.

Barlow kommt mit seiner Tochter Minna und erzählt ihr die erlebten Abenteuer, wie er Schiffbruch gelitten und ein schwedischer Capitain Namens Waldemar ihn gerettet und auf seinem Schiff hierher geführt habe. „Ich werde ihm meinen Dank für Deine Rettung nicht vorenthalten," sagt die gute Minna. „Du mußt mehr thun," meint der Vater. „Ich zeigte ihm Dein Bild (Barlow trägt es an einem Bande am Halse), er liebt Dich, verlangt Dich zum Weibe und ich habe ihm Deine Hand zugesagt." Minna ist erschrocken, doch der Vater sucht sie zu beruhigen, indem er ihr sagt, daß der schwedische Capitain ihr gefallen werde; er sei ein schöner Mann und besitze ein schmuckes Schiff, das so schnell segle wie — das Gespensterschiff. „Doch Magnus?" wagt die gute Minna einzuwerfen. Da braust der wackere Barlow auf. „Wie, der Sohn eines armen Matrosen wagt Dich zu lieben, an eine Verbindung mit Dir zu denken? Der Freche! Daraus kann nun und nimmer etwas werden. Du wirst das Weib des Schweden." Nach diesem intimen Familiengespräch auf offener Straße, sogar vor den Wirthshäusern, treten Vater und Tochter in ihre eigene Wohnung ein.

Auf diesen Augenblick haben die Shetländer und die Matrosen des vermeintlichen Schwedenschiffes gewartet, um von allen Seiten hereinzubrechen und ihr bekanntes, Wagner entlehntes höllisches Trinkgelage und ihre Wettgesänge zu beginnen. Eric führt als Tenor die nur Tenorstimmen besitzenden Shetländer an, Scriften, „der höllische Pilot", steht an der Spitze seiner gespenstischen Gesellen im Baßschlüssel. Wie sie im besten Singen und Trinken sind — die falschen Schweden haben die armen Shetländer beinahe schon unter ihre Lieder-Tafeln gesungen — da erscheint plötzlich Troïl-Waldemar und mit „furchtbarer Stimme" gebietet er Ruhe und befiehlt seinen Matrosen, an Bord zurückzukehren. Nun erscheint die arme Minna. Sie kann sich nicht entschließen, von dem Geliebten ihrer Jugend zu lassen und dafür den fremden schwedischen Capitain einzutauschen. Dieser erblickt sie, nähert sich ihr und beginnt ihr in einem Arioso seine Klagelieder zu singen. Er schildert ihr sein rast- und ruheloses Umherirren auf den Meeren — ohne dabei seinen eigentlichen Namen zu nennen — sagt ihr, daß er den von Gott erbetenen rettenden Stern auf ihrer Stirne leuchten sehe und bittet sie schließlich, ihm der „Engel des Gestades, die Madonna des Hafens" werden zu wollen. („Sois l'ange du rivage, La Madonne du port!") Canaple hatte eine schöne, wenn auch nicht fehlerfreie Stimme, er sang elegant, mit Gefühl und gerade diese Stelle mit ganz besonderer Wirkung, und Minna hätte etwas Anderes als eine leichte Coloratur-Sängerin sein müssen, um da zu widerstehen. Sie findet sich mit dem armen Magnus in Gedanken ab, so gut es eben geht: „Bin ich nicht mehr an seiner Seite, so wird er

weinen," ſagt ſie ſich. — „Und ich werde ſterben, wenn Du von mir gehſt!" raunt der Capitain ihr, im Widerſpruch mit dem über ihn verhängten Fluche, zu. Das entſcheidet — nur meint Minna mit einem letzten Zaudern: „Später!" — „Nein, heute muß es ſein!" entgegnet der Capitain, „denn nach des Mächtigen Wille, dem ich unterthan bin, muß ich mit meinem Schiff noch heute Abend in See."

Da naht der vortreffliche, nur etwas zu hartherzige und ſelbſtſüchtige Vater Barlow, von Magnus, der ihn nicht zu erreichen vermochte, gefolgt Erſterer ſieht, daß zwiſchen ſeinen lieben Kindern Alles in Ordnung und gut iſt, befiehlt die Hochzeit an, auf die er ſich jetzt ſchon freut, während Magnus in dem Geſchehenen den Finger Gottes erblickt, der ihn wieder zurück in ſein Kloſter weiſt, womit denn auch der erſte Act der Oper glücklich — oder vielmehr nicht ganz glücklich zu Ende iſt.

Zweiter und letzter Act! — Die Spitze der Inſel. Auf der einen Seite das Kloſter des heiligen „Olla", auf der andern ein hoher Felſen und hinter demſelben in den Fluthen das geſpenſtiſche ſchwediſche Schiff (von dem indeſſen kaum etwas zu ſehen war!). Dunkler, wolkenbedeckter Himmel.

Magnus, im Mönchsgewande, kniet vor dem Eingang des Kloſters und bittet in einer Romanze zu Gott um Vergebung ſeiner Sünden, daß er die „heiligen Altäre" geflohen. Mönche mit ihrem Abt und Volk umgeben ihn; der Abt hebt verzeihend Magnus empor, führt ihn wieder in die heiligen Mauern ein und das Volk geht zufrieden nach Hauſe. (Solche Mönchs- und Kloſterſcenen waren damals durch Donizettis „Favoritin" ſtark in Mode gekommen und hier mit Abſicht herbeigeführt worden.) Nun ſteigt die arme Minna über den Felſen auf die Scene nieder. — Weshalb ſie auf dieſem nicht gewöhnlichen Wege, den Keiner der heimkehrenden Shetländer eingeſchlagen hat, zu dem Kloſter kommt, erfahren wir nicht, wohl aber, warum ſie kommt, auch ſie will vor dem heiligen „Olla" beten, doch nur, weil ſie heirathet. Zum Beten kommt es indeſſen kaum, denn Magnus, der Mönch, erſcheint und anſtatt einer Preghiera entwickelt ſich eine Duett- und Romanzen-Scene. Magnus erklärt der ehemaligen Geliebten, weshalb er Mönch geworden ſei: der Geiſt ſeines, von dem Capitain des Geſpenſterſchiffes ermordeten Vaters ſei ihm erſchienen, habe ihm von der Wunde berichtet, die er dem ewig Verfluchten in jenem Kampf an der Hand beigebracht, die immerfort blute, und ihn aufgefordert, der Welt zu entſagen und dem Herrn zu dienen, um eine „ſchmerzliche, doch heilige Pflicht" zu erfüllen. Nun ſingt er ihr eine „Entſagungs-Romanze", in der er verſpricht, die blutende Wunde ſeines Herzens unter ſeiner härenen Mönchskutte zu verbergen, und Minna alles Glück zu ihrer Vermählung wünſcht, mit der Verſicherung, daß er für ſie beten und ſie ſegnen werde. Der geſpenſtiſche Bräutigam naht; er entfernt Magnus, da er mit ſeiner Braut allein ſein will, und nun enthüllt er ſich der armen Minna, ſagt ihr, daß er Troïl, der Verfluchte, ſei. — Jetzt wird

der poetische und echt dramatische Gedanke Heines, welcher Leon Pillet so gut gefallen hatte, in Scene gesetzt. — Troïl eröffnet ihr, daß nur ein Weib, das ihn treu bis zum Tode liebt, ihn und seine Seele vor der Hölle erretten könne. — „So werde ich Dich retten!" entgegnet Minna. Troïl sucht sie von solchem Gedanken abzubringen, trotzdem er ihm sehr gefallen muß, denn „mehr als Eine hat es versucht, doch vergebens und erfolglos!" Minna läßt sich indessen weder durch den von Troïl entwickelten Edelmuth, noch durch die abschreckenden Enthüllungen irre machen, und vermöge ihres Bittens und Betens gedenkt sie den Zorn Gottes zu beschwören.

Nun beginnt ein abermaliger Sturm, glücklicherweise der letzte! Blitze durchzucken die Luft — Troïl muß fort: Gott ruft ihn; er zeigt und erhellt ihm durch seine Blitze den Weg auf den Fluthen, den er mit seinem gespenstischen Schiff rastlos zu verfolgen hat. Minna will ihm nacheilen, denn sie liebt ihn jetzt, um ihn zu retten. Er stößt sie zurück — Schluß des Duetts, wobei in Troïl denn doch der Gedanke aufdämmert, daß er durch dieses Weib, das ihn wirklich in allen Treuen liebt, die Verzeihung des Ewigen erlangen könnte.

Zweites und letztes Finale. Barlow, die Hochzeitsgäste und die Shetländer kommen, der Trauung beizuwohnen, die Hochzeit lustig zu feiern. Magnus tritt mit den Mönchen aus dem Kloster; er, der ehemalige Geliebte der armen Minna, ist von seinem Abt beauftragt worden, an ihr und ihrem Bräutigam die bekannte „heilige Handlung" zu vollziehen und Beide für ewig zu verbinden. Beim Wechseln der Ringe (!) muß Troïl seine Hand entblößen und man sieht seine blutende Wunde, erkennt ihn als den ewig Verdammten. — Allgemeines Entsetzen — Verfluchen des Unseligen durch den ganzen Chor, einen Theil der Solisten und das volle Orchester. Troïl ruft seine gespenstischen Genossen herbei — und der armen Minna ein Lebewohl zu, dann eilt er auf sein Schiff. Minna umarmt ihrerseits den Vater zum Abschied, und ihrem unheimlichen Bräutigam zurufend: „Ich rette Dich, denn ich liebe Dich bis in den Tod!" stürzt sie sich von dem Felsen in's Meer.

In diesem Augenblick versinkt unter erschreckendem Donnern, Prasseln und Krachen das Gespensterschiff. — Das heißt, das Wenige, was man davon sieht; die düsteren Wolken zerstreuen sich und man erblickt nun in einer „lichtdurchstrahlten Apotheose" — von der ebenfalls sehr wenig zu bemerken war — Minna, die den Verfluchten zu den Füßen des Ewigen leitet, von dem Troïl, durch ihr Opfer gereinigt und gerettet, die ersehnte Verzeihung empfängt. — Wie man sich dies Alles hinzudenken konnte.

Das ist die Handlung des französischen fliegenden Holländers! Das war das Machwerk, welches die beiden französischen Dichter aus dem echt dramatischen Heine'schen Entwurf, aus dem genau ausgeführten und so bühnenwirksamen Scenarium Wagners, wie wir es in seiner Oper kennen gelernt, zusammengestoppelt hatten!

Und darum dieſe demüthigende, unwürdige Behandlung des deutſchen Dichter-Componiſten durch Leon Pillet! Doch erſterer ſollte bald eine Genugthuung, letzterer ſeine nur zu wohlverdiente Strafe erhalten. —

Die Muſik der Oper war dieſes Textbuches durchaus ebenbürtig. Ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben eine monotonere, farbloſere Oper gehört zu haben, wie dieſes Vaisseau fantôme, und doch hat es mir noch an keinem Abend auf irgend einer Bühne ſo viel und ſtark gedonnert, geblitzt und gepraſſelt, wie auch der Sturm auf der Scene der großen Oper noch nie ſo anhaltend gewüthet, geheult und gepfiffen hatte. Es war dieſe Zugabe zu der Muſik eine ſo reichliche, wenn auch wiederum eine durchaus monotone, daß eine Zeitung ſagen konnte: „Das Vaisseau fantôme iſt mehr ein Sturm in zwei Acten als eine Oper.“ Zu dieſem wenig vortheilhaften Eindruck, den das Werk hervorbrachte, hatte das ungeſchickt verfertigte Textbuch mit ſeiner traurig-düſtern Handlung das Seinige redlich beigetragen, denn dieſe durch ſeine Muſik zu beleben, intereſſanter zu geſtalten, war dem Componiſten nicht gelungen, weil eben ſein Können dafür nicht ausreichte. Dazu kam noch, daß die einzige weibliche Rolle, Minna, von der erſten Coloratursängerin, Frau Dorus-Gras, der „Perſiani“ der großen Oper dargeſtellt und geſungen wurde. — Weshalb, wurde früher angedeutet. — Dieſelbe war eine ganz vorzügliche Repräſentantin der Königin in den Hugenotten, der Prinzeſſin in der Jüdin, die ſie creïrt hatte, und ähnlicher Rollen, doch durchaus keine dramatiſche Sängerin; man hörte von ihr wohl deutlich jeden Ton, jeden Lauf, doch von den Textworten verſtand man ſo gut wie nichts. Die brillante äußere Form des Geſanges dünkte ihr die höchſte Aufgabe ihrer Kunſt, der dramatiſche Ausdruck kam erſt in zweiter Linie und erhielt auch dann nur die Berückſichtigung, welche ihre Mittel ihr dafür geſtatteten. Und dieſe waren für den dramatiſchen Geſang geringe; es fehlte ihr die Hauptſache: Gefühl und Esprit! In früheren Jahren mochte ſie wohl mehr Leidenſchaft entwickelt haben. Ihrer Kehlfertigkeit hatte der Componiſt Conceſſionen machen müſſen, oder ſich auch gerne dazu zwingen laſſen, ohne im Grunde im Stande geweſen zu ſein, dies mit voller melodiſcher Wirkung thun zu können. Daß dies Alles der Rolle der Minna in keiner Weiſe förderlich ſein konnte, daß ſie unverſtanden hätte bleiben müſſen, ſelbſt bei einer beſſeren textlichen Behandlung, war unausbleiblich. Der ſeltſamen Arie dieſer Minna-Senta, in der ſie des geſpenſtiſchen Holländers gedachte, geſchah ſchon früher Erwähnung, die zahlloſen Läufe und Triller in derſelben hatten wohl das raſtloſe Umherirren des Ruheloſen auf den Meeren durch Sturm und Wetter andeuten ſollen? Eine ſolche Auffaſſung des Charakters und der Situation dürfte dem franzöſiſchen Componiſten ſchon zugetraut werden, zum wenigſten erhob ſich keine öffentliche Stimme gegen die ungehörige, wahrhaft verletzende Form dieſes Muſikſtücks. Bei der Aufführung konnte dieſe Geſangs-Scene dem Geſammt-Eindruck, den das Werk doch zu erzielen bemüht ſein mußte, nur ſchaden.

Der Chor der Mädchen, womit die Oper begann (bei Wagner der Anfang des zweiten Acts), die darauf folgende Ballade vom fliegenden Holländer, von Minna geſungen, waren matte, und im Hinblick auf die Wagner'ſche Compoſition, erſt recht farbloſe Piecen. Der Auftritt des Holländers und ſein Werben um Minna war ſceniſch und muſikaliſch ſo proſaiſch und ungeſchickt als möglich behandelt — nur das Arioſo Canaples gefiel als Geſangspiece. Heute erſcheint mir dieſe ganze Scene wie eine Carricatur auf die Situation, die Wagner uns ſo meiſterhaft und tief ergreifend vorgeführt hat. Am meiſten Effect machte die von dem Tenor Marié ſehr ſchön geſungene „Entſagungs-Romanze." Bei den Doppelchören der ſhetländiſchen und holländiſchen, hier ſchwediſchen Matroſen hatte ſich der Componiſt durch ſehr einfache Mittel zu helfen geſucht: Die Shetländer ſangen Tenor und die Holländer brüllten Baß, doch charakteriſirten ſich ihre Geſänge mehr durch zerriſſene barocke Rhythmen als durch originelle, frappante Harmonien und Melodien. Die Verarbeitung der beiden Themen zu einem Chor erſcheint mir in der Erinnerung unbedeutend, nichtsſagend gegenüber der gleichen Scene in der Wagner'ſchen Oper. Es war oder ſollte dies eine der Hauptnummern des Werkes ſein, doch machte ſie nicht viel mehr Wirkung als alles Uebrige, und das heißt: wenig oder gar keine.

Eigenthümlich, faſt auffallend iſt es, wie die verſchiedenen Kritiker über dies bedeutendſte Muſikſtück der Dietſch'ſchen Oper urtheilten. Ich will die Ausſprüche zweier Berichterſtatter, Hector Berlioz in den Debats und H. Prevoſt im Moniteur hier mittheilen.

Prevoſt ſagt: „— Es handelte ſich darum die Weiſen der jungen und ehrſamen Shetländer den wilden Geſängen der Gefährten des geſpenſtiſchen Capitains gegenüber zu ſtellen und dann dieſe beiden Chöre zu einem mächtigen und originellen Muſikſtück zu verſchmelzen. Der Componiſt aber hat den Fehler begangen, den Gegenſatz nur durch die Wahl der Stimmen zwiſchen den Shetländern — Tenore — und den Schweden (Holländern) — Bäſſe — auszudrücken. Der abgebrochene, unzuſammenhängende Stil der beiden Motive zeichnet nicht mit der nöthigen Schärfe den Unterſchied der Perſonen, ihrer Sitten, Verhältniſſe urd Stimmungen." —

Berlioz, der mit Dietſch befreundet geweſen ſein mag, während Dietſch auf alle Fälle die Neuerungen Berlioz' auf muſikaliſchem Gebiet nachzuahmen ſuchte, ſo weit ſie ihm geboten, urtheilt milder, gewiß zu milde über das Muſikſtück. Er ſagt darüber:

„— Eine gute Nummer, welche allein genügte, um das Talent, das Wiſſen und Können des Herrn Dietſch zu beweiſen, iſt der Doppelchor der ſhetländiſchen und der ſchwediſchen (holländiſchen) Matroſen. Das iſt kräftig, klangvoll und dramatiſch. Die Stimmen ſind übrigens mit großer Gewandtheit und vollſtändigſtem Verſtändniß ihrer verſchiedenen Klangwirkungen verwendet; die Vereinigung der beiden verſchiedenen Chöre iſt

mit künſtleriſchem Geſchick bewerkſtelligt. Die Nummer wurde ſehr applaudirt und hätte verdient, es noch mehr zu werden." —

Wenn ich nach meinen Erinnerungen urtheilen ſoll, ſo möchte ich Prevoſt Recht geben: Das Muſikſtück war weit entfernt davon, die beabſichtigte Wirkung zu machen. Berlioz, den es durch die Situation anregen mußte, hatte es vielleicht in dem Sinne beſprochen, wie ſein geiſtiges Ohr es hörte, wie es hätte ſein können — und Wagner es in Wirklichkeit ausgeführt hat.

Auch die Mise-en-scène, Decorationen und ſonſtige Ausſtattung boten nichts Ungewöhnliches, ſie waren der Pariſer großen Oper kaum würdig. Hätte Wagner der Aufführung als unbetheiligter Zuſchauer beiwohnen können, er würde die „wollüſtich ſchmeichleriſche Wärme" nimmer empfunden haben, die, nach ſeinen Worten, dort bei glänzend ausgeſtatteten Opern in ihm aufſtieg; nimmer würde er den ſceniſchen Effecten jenes Theaters die früher citirten begeiſterten Worte gewidmet haben. Die beſte Kritik über die Ausſtattung des Vaisseau fantôme, die ſchärfſte Verurtheilung derſelben und des Veranlaſſers des verfehlten Werkes aus berufenem Munde werden wir am Schluſſe dieſer Abhandlung kennen lernen.

Die Stimmen der Preſſe über die Oper und ihre Aufführung lauteten meiſtens tadelnd, wenn auch in wohlwollender Form. Berlioz, deſſen Beurtheilung der Chorſcene bereits angeführt wurde, tadelt das Werk im Ganzen nur leicht und mit einem Anflug von Humor. Er zeigt in ſeinem Artikel, daß ihm der Heine'ſche Entwurf wohl bekannt war — von dem Scenarium Wagners hingegen weiß er nichts.

Hippolyte Lucas ſagt im Siècle: „— Herr Dietſch, der ſich bis heran nur mit Kirchenmuſik nährte, iſt aus St. Euſtache herausgetreten, um ſich auf die Bühne zu wagen. — Vornehme Muſik, aber wenig Abwechslung. — Eher ein Sturm in zwei Acten, als eine Oper. — Ein Succès d'estime, der ſich hoffentlich befeſtigen wird."

Prevoſt, deſſen Beſprechung im „Moniteur" bereits erwähnt wurde, tadelt noch ganz beſonders die „Apotheoſe", welche unbeſtreitbar eine Erfindung Wagners iſt. Er ſagt darüber, daß derartige Verklärungen und Apotheoſen veraltet und nichts weniger als dramatiſch ſeien. — Dieſe Apotheoſe machte übrigens auch gar keine Wirkung, ſie war beſcheidener als die kleinſte deutſche Opernbühne ſie im fliegenden Holländer ihrem Publikum vorführt.

Die „Preſſe" kennt und citirt Heine's Entwurf, nennt die Muſik gelehrt und bewundert nur von Kennern. — Nur im Courrier français, mit dem Revoil in Verbindung ſtand, lobt E. Guinod (Pierre Durand), Buch und Muſik.

Die Oper hatte keinen, aber gar keinen Erfolg, nicht einmal einen Succès d'estime erzielte ſie, wie mehrere Zeitungen ihn dem Componiſten doch zuerkennen wollten. Ich habe alle Vorſtellungen mitgemacht und darf

somit aus eigener Erfahrung obiges Urtheil fällen. Der ersten Aufführung am 9. November 1842 folgte die zweite am 11. desselben Monats, die dritte am 3. December und die vierte — und letzte! — am 2. Januar 1843. Das war Alles! Der französische fliegende Holländer war todt — erlöst — und das Pariser Publikum ward es von ihm. Das Vaisseau fantôme verschwand für immer in der Untermaschinerie und die Partitur seines musikalischen Vaters, Herrn Dietsch, wurde ohne großes Wehklagen in der Bibliothek der Académie royale de musique begraben, wo sie unter fast vierzigjährigem Staub und Moder ruhte, bis ein Enthusiast meiner Sorte den abermals, doch nunmehr zu unfreiwilliger ewiger Ruhe verdammten, schwedischen fliegenden Holländer wieder auf ein Stündchen herauf an's Licht beschwor.

Versunken und vergessen, das war des Sängers — ich möchte wohl sagen: Wagners Fluch!

IX.

Ein Nachspiel. Leon Pillets Strafe und Wagners Genugthuung.

Die Dietsch'sche Oper sollte indessen noch ein Nachspiel haben, für den eigentlichen Veranlasser, Leon Pillet, sogar ein sehr ernstes.

Die „Commission speciale des théatres royaux" war sehr wenig erbaut von dieser neuen künstlerischen That des Directors der „Académie royale de musique". Repräsentirt durch den Grafen und Pair de France Keratry, hatte sie dieser ihrer Unzufriedenheit in einem berichtlichen Schreiben an den Minister Ausdruck gegeben und auf einen Verweis an die Adresse des Herrn Leon Pillets angetragen. Dies Schreiben ist ein so merkwürdiges, sein Inhalt giebt uns eine so genaue Kenntniß von den durchaus ehrenhaften künstlerischen Gesinnungen dieser Commission, wie auch über die administrativen Verhältnisse der damaligen großen Oper, daß ich dasselbe hier (mit Billigung des Herrn Archivars), in extenso und in so viel als möglich wörtlicher Uebersetzung mittheilen will.

Es beginnt also:

„Herr Minister!

„Berufen, Ihnen unsere Ansicht über die Angemessenheit der für die Académie royal de musique bestimmten Werke auszusprechen, ist die Commission der königlichen Theater weiter noch gehalten, Rechenschaft über die Wirkung ihrer Aufführung abzulegen, wodurch sie allein im Stande ist, den Werth oder Unwerth der Inscenesetzung in Bezug auf die Natur der Handlung, wie die der Wichtigkeit der betreffenden Bühne zu bestimmen.

„Das Vaisseau fantôme, Oper in zwei Acten, Text von Herrn Paul Foucher, Musik von Herrn Dietsch, wurde am 9. dieses Monats aufge-

führt. Nach der jüngst mit dem Guerillo*), einer Oper von gleichem Umfang und ebenfalls ernster Natur, gemachten Erfahrung, wäre es vielleicht angemessener gewesen, auf Werke leichterer Gattung zurückzukommen, wie Graf Ory**) und der Liebestrank (le Philtre)***). Die Commission hatte übrigens keine Einrede gegen das Sujet der neuen Oper zu erheben, das speciell in das Gebiet einschlägt, welches der Académie royal de musique eigen ist. Es bleibt ihr, der Commission, also nur noch übrig, zu untersuchen, ob die Inscenesetzung im Einklang stand mit dem Text der Handlung, ob die erzielte theatralische Wirkung dem entsprach, was der Titel des Werks voraussetzen ließ.

„Von diesem doppelten Gesichtspunkt aus bedauert die Commission sich zu der Erklärung genöthigt zu sehen, daß die Aufführung des Vaisseau fantôme ihre Erwartung getäuscht hat; sie hat weder in den Decorationen, noch in den Costumen und sonstigen Requisiten den Charakter des Graziösen und Prächtigen wiedergefunden, durch den sich unsere erste lyrische Bühne auszuzeichnen berufen ist, und dessen die Handlung der neuen Oper nicht entbehren kann. Das phantastische Genre stellt Bedingungen, deren Erfüllung man sich nicht entziehen kann; man darf ihm nicht näher treten wollen, ohne den festen Entschluß gefaßt zu haben, all' seinen Anforderungen nachzukommen; und wenn die Erträgnisse einer Oper in zwei Acten nicht im Verhältniß zu den Kosten stehen, welche dieses Genre verursacht, so müssen die Mittel aufgespart werden für die großen Werke, und für die kleineren hat man sich an Stoffe zu halten, die eine einfachere Mise-en-scène vertragen und weniger Ausgaben beanspruchen.

Von den drei Decorationen, die für das Vaisseau fantôme gemalt wurden, stellt die erste einen gothischen Saal (soll heißen: „Gemach in gothischem Stil", denn von einem wirklichen „Saal" war in der betreffenden Decoration des ersten Acts nichts zu entdecken), dar, und kann dieselbe nur als eine Zwischen-Decoration (rideau d'attende), betrachtet werden; die beiden andern Decorationen, welche Landschaften der Insel Shetland mit dem Meer im Hintergrunde vorführen, leiden, gelinde gesagt, unter dem Fehler der Monotonie. Das Schiff, welches dem Werke seinen Namen giebt, figurirte nur auf dem Zettel und die Zuschauer suchten es vergebens auf der Scene.

„Schließlich endet das Stück mit einer Apotheose, ganz und gar unwürdig der Opera, deren Dürftigkeit (mesquinerie) sogar ein weniger verwöhntes Publikum als das, welches für gewöhnlich dieses Theater besucht, hätte überraschen und enttäuschen müssen.

„Diesen Umständen Rechnung tragend, glaubt die Commission, daß es

*) Von Ambroise Thomas, am 22. Juni 1842 zum ersten Mal aufgeführt.
**) Von Scribe und Rossini, erste Aufführung am 20. August 1828.
***) Von Scribe und Auber, erste Aufführung am 20. Juni 1831.

angezeigt wäre, Herrn Leon Pillet, Director der Académie royal de musique, den Wortlaut des Artikels 28 des Verzeichnisses der von ihm übernommenen Verpflichtungen (cahier de charge) in's Gedächtniß zurückzurufen, der ihm anbefiehlt, sein Theater zu erhalten:

„in dem luxurieusen Zustande (état de luxe), der es vor anderen Theatern auszeichnet in Bezug auf den Reichthum der Decorationen und Costüme."

„Die Commission hat geglaubt, daß diese Vorführung des Vaisseau fantôme, das die Serie der Werke eröffnet, welche Herr Leon Pillet verpflichtet ist in der zweiten Periode seiner Directionsführung zur Aufführung zu bringen, die beste Gelegenheit bietet, um ihn über die Wahl dieser Werke aufzuklären, desgleichen über die Grundsätze, welche ihn bei deren Inscenesetzung zu leiten haben.

Genehmigen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Der Pair von Frankreich, Vice-Präsident
Keratry."

Diese rückhaltlose Kritik der neuen Oper und Leon Pillets Directionsführung wurde diesem durch den Minister zugesandt, mit einem begleitenden sehr strengen Schreiben, in dem der Minister dem Director der Académie royal de musique u. A. sagen ließ:

„— Wenn Aehnliches für die Folge vorkommen sollte, so wird der Minister sich genöthigt sehen, über Herrn Leon Pillet eine Geldstrafe zu verhängen."

Mit dieser — Warnung fand das Schicksal des unglücklichen Vaisseau fantôme und seines Directors ihr passendes Ende. Herr Leon Pillet hatte eine zweite empfindliche Strafe und Richard Wagner durch sie eine zweite Genugthuung empfangen. — Ersterer verließ die Direction der großen Oper im Jahre 1847 und hinterließ seinen Nachfolgern Dupouchel und Nestor Roqueplan die hübsche Schuldenlast von 350,000 Francs. Eine weitere und wohl die beste Genugthuung für das, was Wagner in den Jahren seines Pariser Aufenthalts zu erdulden gehabt hatte, dürfte dem Meister noch nach dem Tode werden. Denn wie sein Lohengrin auf einer der Pariser lyrischen Bühnen erscheinen soll und heute dort richtige Würdigung finden würde, so hält auch wohl eines Tages der „Fliegende Holländer" in Frankreichs Hauptstadt seinen Einzug und vielleicht — es wäre eine treffende Ironie des Schicksals — auf derselben Bühne, deren kurzsichtiger, engherziger Director das traurige Vaisseau fantôme dem herrlichen Meisterwerke des jungen Wagners vorziehen konnte.

Ainsi soit-il!

Die Universität Bologna im Mittelalter.

Von

Rudolf Leonhard.

— Halle. —

Aus Sage und Dichtung ist der Schiffer wohlbekannt, der träumend auf das Wasser hinstarrt und zwischen den schwankenden Schaumwellen in der blauen Tiefe das Bild einer einstmals in das Meer versunkenen Stadt erblickt. Allein schwerlich mögen Alle, welche eine derartige Vision als ein Gebilde ihrer Phantasie nachzuempfinden im Stande sind, die wunderbare Erscheinung in derselben Gestalt erblicken, sondern das Bild wird gewißlich bei einem Jeden mehr oder weniger die Züge derjenigen Umgebungen tragen, mit welchen gerade er die angenehmsten Erinnerungen zu verknüpfen pflegt. Greift doch der Mensch in dem scheinbar so selbstlosen Spiele der Phantasie in der Regel zunächst nach denjenigen Gestalten, welche seinen persönlichen Empfindungen und Erlebnissen am nächsten stehen. Und bis zu einem gewissen Maße thut er es auch bei dem Rückblicke in frühere Zeiten. Sobald wir in das Meer der Vergangenheit hinabblicken, werden wir am liebsten nach denjenigen Bildern Umschau halten, welche als der Hintergrund rühmlicher Großthaten einstmals unser eigenes Herz erwärmt haben. Das mittelalterliche Bologna wird in dieser Hinsicht wohl gegen manchen andern Ort zurückstehen. Der Jurist aber, der, um zu einem größeren Kreise zu reden, aus der Geschichte seiner Wissenschaft eine Vermittelung zwischen seinem Berufe und den allgemein menschlichen Interessen sucht, wird in der mittelalterlichen berühmten Juristenschule jenes Ortes in erster Linie ein solches zu finden glauben. Freilich sind uns zur Wieder-

herſtellung ihres Bildes nur ſehr mangelhafte und zum Theile recht unglaubwürdige Quellen überliefert. Wir werden uns deshalb damit begnügen müſſen, über das minder Zweifelhafte einen Geſammtüberblick zu ſuchen, der uns die Frage beantworten ſoll, was die mittelalterliche Univerſität Bologna der Rechtswiſſenſchaft und was ſie uns Allen geweſen iſt.

Eine geſchäftige Sagenbildung hat auch hinſichtlich der Entſtehung dieſer Hochſchule die Unterlaſſungsſünden der Geſchichtſchreibung auszugleichen geſucht. So galt es durch Jahrhunderte für eine ausgemachte Sache, daß der byzantiniſche Kaiſer Theodoſius II. dieſe Unterrichtsanſtalt gegründet haben ſoll. Obwohl Theodos damals nicht in Italien herrſchte, ſo iſt die erwähnte Tradition doch erſt in neuerer Zeit der Geſchichtskritik zum Opfer gefallen. So wie nun die Entſtehung der Univerſität Bologna in das unerforſchliche Dunkel des Alterthums hineinragt und ihr Ruhm ſich in den letzten Jahrhunderten allmälig im Sande verläuft, ſo iſt die Geſchichte ihrer Größe ein treffendes Abbild der vermittelnden Natur des geiſtigen Lebens innerhalb des Zeitraumes, welchen ſie ausfüllt und deſſen Eigenthümlichkeit in ſeiner Benennung als „Mittelalter" einen wohl nicht beabſichtigten, aber darum nicht minder zutreffenden Ausdruck gefunden hat. Eben durch dieſe Vermittlerrolle unterſcheidet ſich die Univerſität Bologna in jener Zeit von den Unterrichtsſtätten des klaſſiſchen Alterthums wie von denjenigen, welche wir vor unſeren Augen ſehen, und hat auch andererſeits mit beiden gewiſſe Eigenthümlichkeiten gemein. Der antiken Wiſſenſchaft war es vergönnt, nur wenig beſchwert durch den Ballaſt unverſtändlicher Ueberlieferungen, mit dem herrlichen Vorrechte der Unbefangenheit geradewegs auf ihr Ziel loszugehen, frei von der Leitung einer obrigkeitlichen Macht, freilich auch ohne die Pflege des Unterrichtes, welche wir heutzutage als die Vorbedingung eines befriedigenden Culturzuſtandes betrachten. Es iſt nun zwar das Verdienſt der Theologie des Mittelalters, dieſen Gedanken einer Fürſorge für die Wahrung und Vermehrung der Geiſtesſchätze in ihren Kloſterſchulen und in den vorwiegend theologiſchen Unterrichtsſtätten, namentlich in der Univerſität von Paris, wenigſtens für kirchliche Zwecke verwirklicht zu haben. Allein dies geſchah in einer einſeitigen und übertriebenen Weiſe. Die Macht der Autorität wurde dort ſo ſehr überſpannt, daß die Sorbonne ſpäterhin nicht mehr als eine Quelle, ſondern nur noch als ein Hemmniß der geiſtigen Fortentwickelung galt. Dieſer Richtung entſprach ein grauſames Disciplinarverfahren, das nicht ohne Vorbilder im römiſch-byzantiniſchen Rechte war; — ſowohl in Paris als auch ſchon früher in den kaiſerlichen Schulen zu Rom wurden Studirende zur Strafe ausgepeitſcht. Dieſem Geiſte entſprach ferner in Paris eine Beförderung kloſterartigen Zuſammenlebens, aus welcher ſich die ſog. bursae, gemeinſame Studentenwohnungen, von deren Namen das Wort „Burſche" herrührt, entwickelt haben.

Allen dieſen Tendenzen gegenüber ſtellte ſich Bologna von vornherein in den denkbar ſchärfſten Gegenſatz. Gleich den Rhetorenſchulen der Antike

nur zusammengehalten durch die Lust am Lehren und Lernen, verfolgte diese Hochschule ursprünglich den Grundsatz unbedingter Lehr- und Lernfreiheit. Selbst der Papst Alexander III. vertheidigte dieses ihr eigentliches Hauptziel gegen die Anmaßung von Prälaten, weil die Gabe zu lehren ein Geschenk Gottes sei, welches Niemandem verkümmert werden dürfe. Allein nicht nur dadurch, daß dieser Grundsatz nicht allzulange in seiner vollen Reinheit aufrecht erhalten werden konnte, sondern auch noch durch einen andern entscheidenden Punkt, wichen die Aufgaben Bolognas von denjenigen der antiken Schulen ab. Die griechischen Akademien waren zur Zeit ihrer höchsten Blüthe den Barbaren grundsätzlich verschlossen; Bologna dagegen hatte wie das römische Kaiserreich und das Christenthum einen durchaus internationalen Charakter. In charakteristischer Weise zeigte sich dies durch die Thatsache, daß man sogleich nach der Entdeckung von Amerika für das neue Land, welches damals auch dort Indien hieß, eine besondere Abtheilung in der Studentenschaft einräumte. Andererseits war aber damals der Fremdling in seinem Aufenthaltsorte nicht mit dem Einheimischen gleichberechtigt, und diesen Grundsatz konnte man auch in Bologna nicht fallen lassen, sonst würde die Stadt in der Studentenschaft, welche bisweilen über zehntausend Mitglieder gezählt haben soll, aufgegangen sein. Dabei konnte man den Gästen, welche Reichthum und Blüthe der Stadt mit sich brachten und zum Theile in ihrer Heimath Rang und Würden besaßen, die gedrückte Stellung bloßer Schutzverwandter nicht zumuthen. Allein noch ein anderer Umstand trieb dazu, der Studentenschaft eine Selbständigkeit zu verleihen, wie sie weder die früheren noch die späteren Zeiten gekannt haben.

Die althellenischen Schulen lagen wie die heutigen meist in geordneten Gemeinwesen und konnten sich in denselben ruhiger Entwickelung erfreuen. Bologna aber befand sich mitten in dem Tummelplatze der nachbarlichen Eifersucht kleiner Gemeinden. Der ganz Italien erschütternde Gegensatz von Guelfen und Ghibellinen fand in dieser Stadt in doppelter Hinsicht einen Anhaltspunkt, zunächst in dem Antagonismus zwischen den päpstlich-canonischen und den römisch-kaiserlichen Juristen, sodann in einer scharfen Bildung zweier Parteien, die sich, wie in dem bekannten Beispiele von Verona, an je eine Adelsfamilie anschlossen. Bologna stand außerdem als Sitz eines Archidiakonus mit Rom in ständigen Beziehungen sehr verschiedenartigen Charakters; bald bestätigte der Papst die Universitätsstatuten oder pries Bologna als ein zweites Bethlehem, die geringste unter den Städten, von welcher aber der Herzog, nämlich die weltbeherrschende Jurisprudenz, ausgehe, bald schleuderte er seinen Bannstrahl gegen Stadt und Universität. Zugehörig zu den lombardischen Städten, den hartnäckigen Feinden des Kaisers Barbarossa und zu wiederholten Malen eine Station auf den Römerzügen lag Bologna an einer Stelle, an welcher die gewaltigsten Weltmächte voll Ingrimm auf einander zu platzen pflegten. In solcher Lage war es nur eine Achtung gebietende Gewalt, welche die Studien und die Person der

Scholaren vor Unterjochungen und politischen Racheacten zu schützen, „die Tyrannen zu schrecken und den Pöbel im Zaume zu halten" vermochte. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch hier die Göttin der Weisheit vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet aus dem Haupte des Zeus entsprang. Es bildete sich nämlich in Bologna inmitten der Gebundenheit des Lehnsstaates und der fast despotischen Kirchenverfassung des Mittelalters die höchst eigenartige Erscheinung einer bewaffneten, wohlgegliederten, internationalen und republikanischen Eidgenossenschaft. So dürfen wir wohl die Universität von Bologna nennen; denn der Eid hielt ihre Mitglieder zu Schutz und Trutz zusammen. Richtiger freilich sprechen wir von zwei Universitäten in Bologna, welche sich im Hinblicke auf die Scheidemauer der Alpen bildete, derjenigen der Citramontani, d. h. der Studenten, welche diesseits der Alpen heimisch waren, und der andern der Ultramontani, das sind, vom Standpunkte der Italiener aus, die nicht italischen Völkerschaften. Beide Universitäten spalteten sich in Nationen, welche ihre eigenen Vorstände hatten, jede von beiden besaß als Spitze des Ganzen einen eigenen Rector. Die Macht dieser Republik mag durch ihre Zweitheilung gemindert worden sein, sie erscheint aber dann als doppelt gewaltig, wenn man bedenkt, daß dieser Körperschaft sehr mächtige und angesehene Mitglieder aus allen Weltgegenden angehörten, Fürsten, Grafen, Cardinäle und Prälaten, deren Einfluß in ihrer Heimat ihnen nicht verloren ging und ihren Feinden im Nothfalle gewissermaßen in den Rücken zu fallen vermochte. Diese weltumspannende Studentengemeinde also hieß universitas oder universitas scholarium, auf die Gesammtheit der Wissenschaften deutete das Wort Universität damals noch nicht hin. In derselben Bulle spricht der Papst Honorius III. von der universitas der Scholaren, d. i. der Studentengemeinde, und der universitas von Bologna, der Gemeinde dieses Ortes. Eine universitas doctorum, also eine organisirte Genossenschaft von Professoren, wie wir sie von unseren Hochschulen kennen und schon damals in Paris vorfinden, kam erst in späterer Zeit auf. Um dies zu begreifen, bedenke man, daß die wichtigsten Aufgaben der gegenwärtigen Universitätsverwaltung jener Zeit noch fremd waren. Davon, daß die Lehrkräfte durch Sachverständige in planvoller Weise berufen werden sollten, war noch nicht die Rede. Staatsprüfungen gab es noch nicht; ebenso wenig wie die Verwaltung werthvoller Lehrinstitute. Es wird uns als etwas Besonderes berichtet, daß man in Bologna Experimente über Magnetismus mit kleinen Schwänen aus Metall angestellt habe. Hieraus bemesse man den Werth der damaligen Apparate. Ueberhaupt war von einem irgendwie bedeutenden Stiftungsfonds, der verwaltet werden mußte, nicht die Rede. Aus der Nothwendigkeit einer Machtentfaltung und aus den durchaus anderen Bedürfnissen des Universitätswesens in unserer Zeit im Vergleiche zum Mittelalter ist es also zu erklären, daß in der Universität von Bologna die Studenten herrschten und nicht die Lehrer. Zur Erläuterung dieses Zustandes dürfte der Umstand, daß die Studenten damals durchschnittlich älter

waren, als heutzutage, wohl für sich allein nicht genügen. Wir erfahren allerdings von Studenten, welche decrepita aetate, also, wie die neuere Studentensprache dies übersetzen würde, als stark bemooste Häupter, mit Weib und Kind ihr Leben in der liebgewordenen Universitätsstadt beschließen, andererseits durften sich Manche, z. B. der große Dichter Petrarca und die späteren Hauptsäulen der Jurisprudenz Bartolus und Baldus, rühmen, schon in dem zarten Alter von vierzehn Jahren der Studentenschaft angehört zu haben. Entscheidend war vielmehr, daß es zur Leitung der bewaffneten Studentenmyriade weit weniger der Weisheit und der Milde des Alters, als jugendlicher Thatkraft und Wehrhaftigkeit bedurfte. Ein junger Edelmann, welcher von Jugend auf die Kunst zu gebieten beobachtet und geübt hatte, mochte daher damals als das Musterbild eines Rectors erscheinen. Die uns erhaltenen Universitätsstatuten verlangen demnach, daß der Rector ein Scholar der Universität sein soll, ehrenhaft, tactvoll, besonnen und gerecht. Er sollte wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt sein und sich durch ein mindestens fünfjähriges Studium mit den Verhältnissen des Ortes vertraut gemacht haben. Als eine Concession an die Macht des Papstes müssen wir die Vorschrift ansehen, daß der Rector ein Kleriker sein sollte. Mit Unrecht sträubt man sich dagegen, diese Mittheilung wörtlich zu verstehen, da ein streitbarer Gottesmann im eigentlichen Sinne des Wortes in der Zeit des Mittelalters nichts Unerhörtes war. Außerdem sollte der Rector Vermögen haben, um den großen Kosten des Amtes genügen zu können; denn die Rectorwürde verlangte gleich den römischen Ehrenämtern einen großen Aufwand; hier, wie vielfach sonst, wurde die republikanische Institution zur plutokratischen. Daß der Rector späterhin das Recht hatte, umsonst zum Doctor promovirt zu werden, mochte ihm schwerlich für die Kosten seiner Herrschaft einen ausreichenden Ersatz gewähren. Der Rector hatte in jedem Augenblicke einen ungehinderten Zutritt zu den beiden Hauptbeamten der Stadt, dem podestà und dem capitaneo, welche auch ihrerseits Rectoren, nämlich rectores civitatis, hießen; auch konnte er jederzeit eine Volks-Versammlung berufen lassen. Dem Rector zur Seite stehen außer einigen andern Beamten namentlich die sog. consiliarii der verschiedenen Nationen und die mindestens drei Mal jährlich berufene Generalversammlung der universitas, welche mit schwarzen und weißen Bohnen abstimmte. Die Studentengemeinde gab sich selbst ihre Gesetze und, wie sie selber einer häufigen inneren Umwandlung unterlag, so ließ sie auch ihre Statuten alle zwanzig Jahre neu revidiren. Ihre Gesetze enthalten Bestimmungen über ihre Organe, über die Kleiderordnung, über die Sorge für den Verkauf unverfälschter Bücherabschriften und für das Bücherleihwesen, welches vor der Erfindung der Buchdruckerkunst von ungleich größerer Bedeutung war, als es heutzutage ist. Aber sogar die Ordnung der Examina, welche freilich ursprünglich nicht zu Staatsämtern, sondern nur zu akademischen Ehren den Weg bahnten, unterlag dem Beschlusse der Studentenschaft, also der Exa-

minanden. Man kann diesen einen gewissen Tact in der Ausübung der genannten Befugniß nicht absprechen und es ihnen gewiß nicht verargen, daß sie zu ihren Gunsten den Satz aufstellten, ein jeder Examinator solle den Candidaten so behandeln, als wenn dieser sein eigener Sohn wäre.

In dieser gewaltigen Studentengemeinde erblickte die Stadt Bologna einen Gast bei sich, den sie mit gemischten Gefühlen betrachtete. Einerseits suchte sie ihn an sich zu fesseln und zwar nicht nur durch Privilegien, sondern oft auch durch recht kleinliche Maßregeln, z. B. durch Bestrafung eines Jeden, welcher Scholaren nach andern Universitäten lockte, sogar durch Einschränkung der Bücherausfuhr. Andererseits wurde ihr die bewaffnete Jugend in mehrfacher Hinsicht recht unbequem. Nicht blos von unerquicklichen Rangstreitigkeiten zwischen den anziani, den Vorstehern der städtischen Zünfte, und den Vertretern der Universität wird uns berichtet, auch ernstliche Reibereien wiederholten sich. Einmal, im dreizehnten Jahrhundert, kam es so weit, daß auswandernde Studenten die Universität Padua gründeten, das quartier latin von Venedig, wie Ernst Rénan es nennt, eine Hochschule, welche hiernach in ähnlicher Weise von Bologna her entstanden ist, wie späterhin die Leipziger Universität von Prag aus. Ein anderes Mal schworen die Studenten, daß sie auf fünf Jahre auswandern wollten, wenn die Stadt nicht ihren Willen thäte; als aber die Stadt nicht nachgab, ließen sie sich auf Befehl des Papstes von ihrem Eide entbinden und blieben.

Am deutlichsten aber zeigte sich die Macht der Universität von Bologna in ihrem Verhältnisse zu den beiden Mächtigsten unter den Hohenstaufen; Friedrich Barbarossa bewarb sich um ihre Gunst und Friedrichs des Zweiten Wille scheiterte an ihrer Macht. Auf den Roncalischen Feldern erließ Barbarossa im Jahre 1158 ein berühmtes Gesetz, die sog. authentica „habita" zu Gunsten der Scholaren: er sicherte ihnen eine privilegirte Gerichtsbarkeit und ein freies Geleit zu. Letzteres war besonders in einer Zeit wichtig, in welcher, wie richtig bemerkt worden ist, den Reisenden die Obrigkeiten gefährlicher waren, als die Straßenräuber. Darum wurde auch zu Bologna der Jahrestag des roncalischen Reichstages durch Ausfall der Vorlesungen gefeiert. Friedrich II. dagegen hob im dritten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts die der päpstlichen Gesinnung verdächtige Universität auf und befahl ihr, nach Neapel überzusiedeln, woselbst er eine neue Hochschule gestiftet hatte. Die Bologneser Studentenschaft achtete dessen so wenig, daß sie zum Trotze ausnahmsweise auch während der Ferien in dem Sitze ihrer Hochschule verblieben ist. Der mächtige Kaiser, dessen Arm sich von der Nordsee bis in das heilige Land hinein Achtung zu verschaffen wußte, mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und die Universität bald darauf wieder zu Gnaden annehmen.

Wenn so selbst der Kaiser mit der Macht der Studentenschaft rechnete, so darf es uns nicht verwundern, daß auch die Professoren den Schutz, welchen die Corporation der Scholaren ihnen gewährte, durch eine gewisse

Abhängigkeit bezahlen mußten. Sie bedurften z. B., wenn sie verreisen wollten, des Urlaubs bald seitens des Rectors, bald seitens der Studentenschaft; sogar Geldstrafen mußten sie unter Umständen an die letztere zahlen. In der Universität von Padua, deren Einrichtungen denjenigen von Bologna nachgebildet waren, wurden sogar die Lehrer von den Studenten jährlich neu gewählt und auch in Bologna wurden zwei Lehrstellen, welche man am Ende des dreizehnten Jahrhunderts schuf, von den Studenten besetzt. Diese eigenthümliche Unterordnung der Lehrer unter die Studenten mag es, wenn auch nicht verzeihlich, so doch erklärlich erscheinen lassen, daß die Professoren von Bologna den Scholaren gegenüber ihre Würde nicht immer genügend gewahrt zu haben scheinen. Nach Mittheilungen italienischer Novellendichter bewegte sich der Verkehr zwischen Lehrern und Zuhörern bisweilen in einer Vertraulichkeit, deren Schilderung komisch wirken soll, sehr leicht aber den entgegengesetzten Eindruck machen kann. Dahin gehört auch, daß ein Sohn des Rechtslehrers Accursius, selbst Professor der Jurisprudenz, dem Papste um Ablaß bittend beichtet, daß sein Vater und er für Examina Geld von Studirenden angenommen, auch diesen Summen als Darlehen vorgestreckt haben, um sie dadurch als Zuhörer zu gewinnen. Auch sonst soll es vorgekommen sein, daß Lehrer sich auf diese Art ihre Zuhörer, wie es in treffender Weise bezeichnet worden ist, „mietheten". Auch die Gerichtsbarkeit, welche der Kaiser den Professoren über die Studenten verlieh, vielleicht, um ein Gegengewicht gegen ihre Abhängigkeit zu schaffen, soll, insoweit sie sich überhaupt erhalten hat, was recht zweifelhaft ist, in sehr laxer Weise ausgeübt worden sein. „Gott gebe," so klagt unser Gewährsmann, „daß die Studenten nichts Böses thun; denn die Strafjustiz der Professoren taugt nicht viel."

Trotz aller dieser Thatsachen, welche wir zu den Schattenseiten der Universitätsverhältnisse rechnen müssen, dürfen wir doch nicht annehmen, daß die Lehrer von Bologna sich in einer gedrückten Stellung befunden haben. Das directe Gegentheil wird uns bezeugt. Wer eine bewaffnete Macht lediglich durch die Macht seines Geistes zu beeinflussen versteht, ist oft mächtiger, als wer selbst Schwert oder Scepter schwingt und damit Verantwortung und Mißgunst auf sich nimmt. So scheinen in der That die Professoren von Bologna nach außen hin, wie in der Stadt, einen wahrhaft königlichen Einfluß genossen zu haben. Von der Entscheidung der sog. quatuor doctores, der damals berühmtesten vier Rechtslehrer Bolognas, machte der Kaiser Barbarossa seine Ansprüche auf Italien, von dem Schiedsspruche Bolognesischer Gelehrter machten Fürsten und Erzbischöfe die Schlichtung ihrer Händel abhängig. Der berühmte Jurist Azo soll sich in der Stadt, nicht anders gezeigt haben, als von Klienten begleitet und unter dem Vortritte seiner Pedellen. Auch für die Aufstellung von Bildern und Statuen angesehener Lehrer sorgte die Studentenschaft; es herrschte sogar die eigenthümliche Sitte, daß das zu diesen Ehrenbezeugungen erforderliche Geld jährlich am

Tage des ersten Schneefalles von den Scholaren in der Stadt durch Erbittung von Beiträgen gesammelt wurde. Ein engerer Kreis der Professoren, die sog. doctores collegiati, erhielt in späterer Zeit Ritter- und Pfalzgrafenwürde. In dem engeren Gemeinderathe der Stadt, welchem sie ohne Weiteres angehörten, spielten sie die erste Rolle, und wenn der Jurist Odofredus im dreizehnten Jahrhunderte ein Mal voll Unmuth den Ausspruch that, daß die Plebejer der Stadt auf ihre Gelehrten nicht mehr hörten, als auf Esel, so müssen wir doch nach anderen Zeugnissen annehmen, daß ihn nur der Unmuth über irgend einen besonders ärgerlichen Vorfall zu diesem nicht eben geschmackvollen Vergleiche hingerissen haben kann.

Andererseits gab die Angehörigkeit zu der Studentengemeinde den Professoren einen starken Rückhalt gegen die Anforderungen der Gemeinde von Bologna, welche ihre berühmten Rechtslehrer in ungebührlicher Weise zu Gesandtschaften ausnützte und sie sogar unter Umständen zwang, den Lehrstuhl mit dem Schlachtrosse zu vertauschen. Darum ließ sich die Studentenschaft durch ein besonderes Gesetz Freiheit vom Kriegsdienste für sich und für ihre Lehrer zusichern.

So lebten die Professoren von Bologna, befreit von allen Verwaltungssorgen, keinem Menschen für ihre Lehrthätigkeit und ihre Geistesschöpfungen verantwortlich, lediglich ihrem wissenschaftlichen Berufe, nicht gestützt auf irgend welches Privileg, sondern lediglich auf den Ruhm und Erfolg ihrer Leistungen, und bildeten hierdurch eine Aristokratie nicht der Geburt noch des Ranges, wohl aber eine solche der Tüchtigkeit, vor welcher selbst die Großen jener ungelehrten Zeit ihr Knie beugten. Später freilich entstand unter berühmten Rechtslehrern eine Unzufriedenheit über ihren geringen unmittelbaren Einfluß. Sie lehrten, daß von Rechtswegen die Studenten den Lehrern gegenüber genau so stehen müßten, wie der Lehrling zum Zunftmeister. Der Papst war diesem Streben nicht freundlich gesinnt, aber die Stadt Bologna unterstützte es und, da es mit der Aenderung der politischen Lage immer mehr gerechtfertigt erschien, die Universitätsmacht aus der Hand der bewaffneten Studentenschaft in diejenige ihrer Lehrer zu legen so wurde das eine Hauptquelle der Annäherung an diejenigen Zustände, welche in unserem heutigen Universitätsleben bestehen. Eine zweite Hauptquelle dieser Umwandlung ging dagegen geradezu vom Papste aus. Honorius III. beklagte sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts darüber, daß die Studirenden Lehrer annehmen, denen es an der nöthigen Gelehrsamkeit fehle und beauftragte den Archidiakonus, die Zulassung der Lehrer prüfend zu beaufsichtigen. Hier finden wir die ersten Anfänge einer obrigkeitlichen Besetzung der Lehrstellen, der Bestellung eines Kanzlers oder Curators, eines, Amtes, welches später, als Bologna päpstlich wurde und die geistliche Regierung der Stadt die Unterhaltung der Hochschule abnahm, dem Legaten des Papstes zufiel.

Sehr viel älter als diese Oberaufsichtsbehörde war das Unterpersonal der Universität, welches schon damals in ähnlicher Weise thätig war, wie heutzutage, und den Namen bedelli oder bidelli führt; das P als Anfangsbuchstaben unseres Pedellen ist deutschen Ursprunges. Räthselhaft ist die Entstehung des Namens bedellus. Manche wollen in demselben die Bezeichnung des Fußsoldaten, Andere diejenige des Stabträgers sehen. Leider können wir uns in diese interessante etymologische Controverse nicht vertiefen; wir wollen jedoch unseren Blick von diesen werthvollen Gehilfen der akademischen Thätigkeit nicht abwenden, ohne hervorzuheben, daß auch Bologna einen im wahrhaften Sinne klassischen Bedell besaß, nämlich denjenigen des Azo. Namens Gallopressus. Dieser zeichnete sich theils durch seinen wunderlichen Namen, theils durch seine Mißgestalt so aus, daß berühmte Rechtslehrer es für angezeigt hielten, in ihren Gesetzescommentarien sein Andenken der Nachwelt aufzubewahren und sogar die nicht unbedeutende Summe anzugeben, welche er in seinem Berufe erworben hat.

Unter den Lehrgegenständen, welche die Lernbeflissenen bewogen, mit Mühen und Gefahren, wie Barbarossa in dem erwähnten Gesetze hervorhob, den Musensitz aufzusuchen, stand in Bologna die Jurisprudenz obenan. Wie die hohe Schule von Salerno vorwiegend dem medicinischen, diejenige von Paris dem theologischen Studium diente, so war Bologna die eigentliche Juristenuniversität. Neben der Rechtswissenschaft kamen andere Lehrgegenstände erst später in größerem Umfange auf: so die Medicin, unter deren Lehrern Thaddäus mehrfach hervorgehoben wird, so auf päpstlichen Antrieb die Theologie; auch die Philosophie findet in späterer Zeit Berücksichtigung. Auch einen approbirten Astrologen, Cecco d'Ascoli, finden wir im vierzehnten Jahrhunderte unter den Universitätslehrern: freilich schützte ihn seine Approbation nicht davor, wegen seiner Lehrthätigkeit von der Inquisition verbrannt zu werden. Die nichtjuristischen Studenten traten schließlich zu einer besonderen dritten Universitas zusammen, indem sie die Gemeinden der Citra- und Ultramontani lediglich den Rechtsbeflissenen überließen. Die mit besonderen Schwierigkeiten verknüpfte Auslegung der römischen Quellen war damals die populärste aller Wissenschaften, so daß der Papst die Geistlichen mit Gewalt von ihr zurückhielt, damit sie nicht dem theologischen Studium verloren gingen. Namentlich ist es für alle Erklärer unseres corpus juris civilis erfreulich, daß an der Geschichte seiner Wissenschaft auch das weibliche Element nicht unbetheiligt ist. Nach einer später wohl mit Unrecht angezweifelten Nachricht soll eine Frauenhand zuerst auf die Pandecten, den wichtigsten Theil der Rechtssammlung Justinians, als die reichste Fundgrube juristischen Denkens und Wissens hingewiesen haben; denn der Gräfin Mathilde, der berühmten Feindin Heinrichs IV., wird die erste Anregung zur Auslegung dieses Rechtsbuches zugeschrieben. Höchst ehrenvoll ist es ferner für jeden Pandecten-Exegeten, in der Tochter des berühmten Professors Accursius, der Accursia, eine Vorgängerin gehabt zu haben.

Schon frühe schlug sie durch die Kunst der Quellenauslegung ihre Brüder aus dem Felde. Später soll sie als Stellvertreterin ihres Vaters Vorlesungen gehalten haben. Das Loos des Schönen auf der Erde ereilte auch sie in ihrer Blüthe durch einen Tod an der Pest. Mit Unrecht hat man ihre mehrfach bezeugte Existenz bestritten.

Der Vater dieses hochbegabten Mädchens bildet den Abschluß der ersten der beiden hinter einander in Bologna blühenden Schulen von Rechtsgelehrten, der sog. Glossatoren, welche des gewaltigen römischen Rechtsstoffes durch erläuternde Anmerkungen (Glossen) Herr zu werden suchten. Ihre Aufgabe war eine sehr schwierige. Die Werke der klassischen römischen Juristen hatte man in Byzanz zerstückelt und in einer vielfach geradezu widersinnigen Weise durch einander geworfen. Sie enthalten außerdem zumeist Entscheidungen, welche die allgemeinen Sätze, auf die sie sich gründen, nicht mittheilen, sondern voraussetzen, so daß sie uns die höchst schwierige Aufgabe zumuthen, verloren gegangene Gedankenreihen wiederherzustellen. Indem sich nun die Glossatoren bemühten, diesen Stoff in seinen einzelnen Theilen mit Fleiß und Unbefangenheit zu verstehen und der übrigens wahrhaft beklagenswerthen Sprache ihrer geistesarmen Zeit anzupassen, machten sie es durch ihre mühevolle Arbeit überhaupt erst möglich, später aus den Trümmern der römischen Werke wieder ein Ganzes aufzubauen. Schon die folgende Schule der Postglossatoren, welche auch in Bologna blühte, bemühte sich, auf den Resultaten der Glossatoren weiterbauend, die vielen Einzelheiten zu allgemeinen Sätzen zusammenzufassen, ohne welche sie in der Praxis nicht zu brauchen sind. Wie aber ein jeder Systematiker von der philosophischen Grundanschauung abhängig ist, welche er bewußt oder unbewußt in sich aufgenommen hat, so auch damals. Die Jurisprudenz gerieth in den Bann der in jener Zeit herrschenden scholastischen Philosophie. Nicht ohne Grund sind wir gewohnt, diese mit einer gewissen Scheu zu betrachten; es erscheint uns jenes unheimliche, aber doch großartige Gemisch christlicher, orientalischer antiker und germanischer Ideen, welche man ohne geschichtliche Kritik durch subtile Kunstgriffe zu einem einheitlichen Gesammtbau zusammenfügte, oft wie ein gewaltiger Sarkophag des gesunden Menschenverstandes. So erklärt es sich auch, warum die Jurisprudenz sich damals in ihren Grundzügen von der nüchternen römischen Weltauffassung entfernte und eine starke Beimischung von Schwerfälligkeit und Spitzfindigkeit erhielt, Fehler, deren letzte Nachwirkungen man hier und da noch heutzutage spüren kann. Darin lag aber auch der Keim des Verfalles der Jurisprudenz von Bologna, daß sie, festhaltend an der überlieferten Lehre, sich am Ende des Mittelalters zwei dringenden Anforderungen entzog, der Rücksicht auf die inzwischen aufgeblühte humanistische Philologie und auf die Verdrängung der scholastischen Methode durch eine einfachere und natürlichere Systematik. So lenkte denn im sechszehnten Jahrhunderte das glänzende Doppelgestirn des klassischen Philologen Cujacius und des Systematikers Donellus den Strom wissen-

schaftlicher juristischer Fortentwickelung von Italien nach Frankreich hinüber, von wo er sich später nach Holland und Deutschland ergossen hat.

Im Mittelalter wurde freilich, wie uns mitgetheilt wird, ein deutscher Meister in Bologna nicht viel mehr geschätzt, als ein beanus, dies bedeutet etwa so viel, wie das Wort „Fuchs" in unserer Studentensprache. Damals saßen die Juristen aller Länder zu den Füßen der Glossatoren und Postglossatoren in Bologna, interpretirten mit äußerster Gründlichkeit die Quellen, später leider vorwiegend nur deren Commentare und schrieben sog. summae nach, d. h. Ueberblicke über die verschiedenen Rechtsgebiete. Da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so ging mit überflüssigem Nachschreiben viel Zeit verloren. Nachgeschriebene Vorlesungen sind uns mehrfach erhalten. Wir ersehen daraus unter Anderem, daß bereits der berühmte Professor Odofredus die noch heute übliche Anrede gebraucht hat, nämlich: „or signori" („also meine Herren"). Die Professoren scheinen ursprünglich in ihren Häusern gelesen zu haben; im Nothfalle wurde der Gemeindepalast zu Hilfe genommen. Schon in jener Zeit findet sich eine Eintheilung der Professoren in ordentliche und außerordentliche; doch ist die damalige Bedeutung derselben sehr zweifelhaft und entspricht der jetzigen jedenfalls nicht.

Neben den Professoren durften, jedoch nur unter Aufsicht ihrer Magistri und nur zu anderen Stunden als diese, die Baccalaureen lesen. Das Wort hieß ursprünglich bachalarius, im Altfranzösischen bachelier und bedeutet so viel wie „Gehülfe"; mit dem Lorbeer (laurea) soll es, so wird behauptet, nichts zu thun haben, doch dürfte es nicht unmöglich sein, daß seine Verstümmelung durch eine sogenannte Volksetymologie in Hinblick auf das Wort laurea geschehen ist, weil man die Erreichung der Baccalaureatswürde als des zuerst zu erstrebenden akademischen Grades unter Bezugnahme auf den Lorbeer des Dichters mit dem Namen: laurea prima (in der Sprache der Prosa: „das erste Examen") verherrlichte. Die Baccalaureen werden auch Lizentianden genannt, d. h. solche, welche die volle Lehrerlaubniß, Licenz, erst bekommen sollen, im Gegensatze zu den Licentiaten, welche sie schon besitzen. Diese letzteren hießen abwechselnd doctores und magistri, also Lehrer und Meister. Beide Ausdrücke waren auch in den Klosterschulen gleichbedeutend; am Ende des Mittelalters tauchte übrigens die Ansicht auf, daß ein bloßer Uebermittler fremder Ideen sich mit dem Titel des Doctors begnügen müsse, Meister solle sich nur Derjenige nennen, welcher eigene Geistesschöpfungen aufweisen könne. Der bekannte Ausruf des Faust: „Heiße Magister, heiße Doctor gar" steht damit nicht im Einklange.

Wer in Bologna lesen durfte, dem gestattete ein päpstliches Privileg dies auch an andern Orten. Allein diese Lehrbefugniß hörte auf, das alleinige Ziel der Promotionen zu sein, vielmehr kamen neben den lesenden Doctoren (doctores legentes) bloße Titeldoctoren auf. Dabei erleichterte man die ursprünglichen strengen Anforderungen, welche sich auf ein fünfjähriges Rechtsstudium, ein examen rigorosum und die öffentliche Vertheidigung

einer Vorlesung in der Kirche des heiligen Petrus gerichtet hatten. Statt der Prüfung nahm man mit einer Sicherheit von 37 Goldstücken vorlieb, was wir als ein Vorbild des späteren Doctors in absentia ansehen können. Allen Widerspruch hiergegen sollte ein Gnadenbrief Theodosius des zweiten aus dem Felde schlagen, eine zweifellos unechte Urkunde, deren innere Unwahrscheinlichkeit man vermuthlich dadurch zu heben suchte, daß man sie in der Kirche des heiligen Dominicus zu Bologna in Marmor eingraben ließ. Schließlich erhielten gewisse Familien, z. B. die Sforza, vom Kaiser das Recht, Doctoren zu creiren. Mit dieser Verweltlichung einer gelehrten Würde, einem Seitenstücke der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, geht es Hand in Hand, daß die Privilegien der Doctorwürde und der Aufwand der Promotion sich mehr und mehr steigern. Der Doctor der Rechte besaß das Privileg, Kleider mit Gold und Pelzwerk zu tragen, die Vorrechte des Adels, Freiheit von Steuern und Kriegsdienst; auch durfte er, was damals nicht wenig werth war, auf keinen Fall gefoltert werden. Bei der Promotion mußte der Candidat den Decan und die Prioren mit goldenen Ringen, Biretten und Handschuhen ausstatten. Der promovirende Professor erhielt Tuch zu einem Kleide von derselben Farbe, welche der Candidat trug, offenbar um das Auge des Zuschauers nicht zu verletzen, wie man etwa heutzutage die Farbe des Blumenstraußes mit derjenigen des Kleides in Einklang bringt. Petrarca schildert es als echter Dichter, wie ein thörichter Jüngling bei Glocken- und Trompetenschall unter dem Jauchzen der Menge mit dem Doctorhute gekrönt als ein Weiser von dem Meisterstuhle herabsteige, auf welchen er als Thor hinaufgestiegen sei, eine größere Metamorphose, als Ovid sie kenne. Selbst das Concil von Vienne fühlte sich veranlaßt, eine Beschränkung der Promotionskosten anzuempfehlen.

Bildete hiernach die Doctorpromotion ein reich mit Prunk ausgestattetes Eingangsportal zu der Professorenwürde, so wurde auch das Leben der Lehrer von Bologna in späterer Zeit ein immer glänzenderes. Von den sehr bedeutenden Honorarien für ihre Unterrichtsthätigkeit und die Ertheilung von Gutachten, sowie von den später aufkommenden Gehältern erwarben sich die Professoren prächtige Häuser und Landgüter. Odofredus nahm von zwei Zuhörern eine Summe, von welcher ein junger Mann damals ein ganzes Jahr hätte leben können, und doch beschloß derselbe Gelehrte eine Vorlesung mit der Bemerkung, daß er keine außerordentlichen Vorlesungen mehr halten werde, weil die Studenten zwar gern etwas lernten, aber ungern bezahlten. Wegen rückständiger Honorare durften die Professoren sogar die Bücher der Studirenden abpfänden. Gehaltszusicherungen erhielten die Professoren erst im dreizehnten Jahrhundert von der Gemeinde. Da sie nicht eigentlich staatlich approbirte Beamte waren, sondern nur als ein Mittel, die Studentenschaft zu fesseln, angesehen wurden, so ist es nicht wunderbar, daß man bei ihrer Besoldung in Italien vielfach, wie es heutzutage bei den dramatischen Künstlern geschieht, auf die Gunst des Publikums Rücksicht nahm und nur

für eine gewisse Zeit und auf sehr verschiedene Summen mit ihnen contrahirte. Bisweilen war die Verlängerung des Vertrages sogar davon abhängig, daß der berufene Gelehrte etwas Neues entdeckte; selbst ein Galilei vermochte seine Stellung in Padua nur durch immer neue Entdeckungen zu behaupten.

Die Einnahmen der Professoren erscheinen dann als doppelt bedeutend, wenn man sie mit den außerordentlich geringen Preisen der Lebensmittel vergleicht; hundert Eier kosteten z. B. damals fünf Bolognien, das sind etwa sieben Pfennige, waren somit ungefähr hundertmal billiger, als sie es zur Zeit in Göttingen sind. Jeder Antrag auf Herabsetzung der Promotionsgebühren war bei Strafe verpönt. Nur ein Candidat, und zwar der würdigste, sollte jährlich „um Gotteswillen" umsonst promovirt werden.

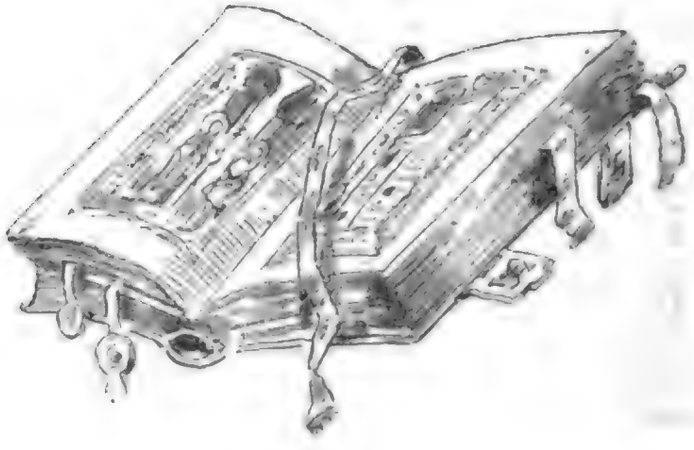
Da man von den Professoren durchaus eine selbstständige wissenschaftliche Production verlangte, so bedurften sie auch der Möglichkeit einer ununterbrochenen, zusammenhängenden Arbeit und einer umfangreicheren Erholungszeit; beides sicherten sie sich durch lange Sommerferien. Andererseits scheint man es schon damals empfunden zu haben, daß in der Lehrthätigkeit Unterbrechungen nur im äußersten Nothfalle zulässig sein können; wenigstens gehört dahin die etwas eigenthümliche Bemerkung des Odofredus, der große Jurist Azo sei so gewissenhaft gewesen, daß er immer nur in den Ferien krank war und, wie es heißt, demgemäß auch in den Ferien gestorben ist.

Auch für das leibliche Wohl der Studenten war in mehrfacher Weise gesorgt. Der Ertrag einer besonderen Steuer wurde dazu verwendet, den Studirenden jährlich eine allgemeine Lustbarkeit zu gewähren; die Miethspreise wurden alle Jahre von vier vereideten Taxatoren revidirt, damit nicht die reicheren Studenten sie in ungebührlicher Weise in die Höhe trieben. Brannte ein Haus ab, so wurde der Student von der Stadt aus einquartiert. Auch durfte er, falls er einen Ersatzmann stellte, ausziehen, sobald er mit seinem Wirthe in Streitigkeiten gerieth. Für den Credit der Studenten sorgte ein der Universität gehöriges Leihhaus und eine Anzahl von Pfandleihern, welche auffallender Weise magni nuntii, d. h. große Boten, hießen; die sog. kleinen Boten waren die Personen, welche den Verkehr der Studirenden mit der Heimat vermittelten und durch Zusicherung des Kaisers und der Stadt freies Geleit genossen. Zu den Hauptunkosten der Studien mochte wohl die Anschaffung der Bücher gehören, deren Preise zwar gleichfalls in Bologna gesetzlichen Taxen unterlagen, aber im Mittelalter sehr hoch gewesen sein müssen. Als Beweis hierfür hat man öfters das Testament einer Wittwe citirt, welche gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihrer Tochter als hauptsächliches Erbtheil ein Exemplar des corpus juris hinterließ und ihr anrieth, einen Doctor der Rechte zu heirathen, damit ihr werthvolles Erbgut eine angemessene Verwendung finde.

Wenn wir auf das Bild zurückblicken, das bisher zu entrollen versucht wurde, so werden wir nicht bestreiten können, daß es viele Züge trägt, welche sich zwar aus geschichtlichen Gründen erklären, uns aber trotzdem einen wenig befriedigenden Eindruck hinterlassen. Wir dürfen es sicherlich als einen Fortschritt bezeichnen, daß die deutschen Universitäten von vornherein sich nicht blos Bologna, sondern auch Paris zum Vorbilde genommen haben. Wir würden uns jedoch sehr täuschen, wenn wir nicht einsehen wollten, daß trotzdem aus den zunächst befremdlichen und aus gutem Grunde wohl für immer beseitigten Eigenthümlichkeiten der erstgenannten Universität und den ihr nachgebildeten italienischen Unterrichtsstätten zum großen Theile die Entstehung unserer heutigen Culturzustände und der wesentlichsten Grundlagen unseres höheren Unterrichtswesens erklärt werden muß. Diese völlige Unabhängigkeit der Studentenschaft von Bologna, welche nur eine Folge der Unvollkommenheit der mittelalterlichen Zustände war, erwies sich als ein Hauptausgangspunkt ihrer Beseitigung; sie hat den Humanismus, die Renaissance und die Reformation vorbereitet. Auch wo die Wissenschaft von Unbildung und Ignoranz erstickt ist, zeigen sich trotzdem stets und überall die Keime zu ihrer Wiederbelebung; denn unvertilgbar ist das Bedürfniß nach Erhaltung des Lebens, welches die Medicin, und dasjenige nach einer menschenwürdigen Gestaltung der Existenz, welches Theologie und Jurisprudenz nach sich zieht; das letztere wurde sogar im Mittelalter — und dies können wir sicherlich nicht tadeln — dem ersteren weit vorangestellt. Jene praktischen Doctrinen bedürfen jedoch eines hohen Standes der anderen Wissenschaften, um daraus ihre Lebensluft zu schöpfen. Glücklicher Weise läßt sich bei ihnen nicht die Theorie von der Praxis, noch das Besondere von dem Allgemeinen trennen. So trieb das Elend der mittelalterlichen Wirren zur Wiederbelebung des römischen Kaiserrechts, bei dessen Geltung Ordnung im Lande geherrscht hatte. Als Kaiser Rothbart auf dem Roncalischen Reichstage Gericht hielt, nahten sich ihm unzählige Schaaren, welche ihm ein Kreuz als das Zeichen der Hilfesuchenden entgegenstreckten. „Wie kommt es," sagte der Kaiser, „daß hier in dem Lande des Rechtes so Viele nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten." Allen diesen durch Wiederbelebung des römischen Rechtes zu helfen war das Gebot der Menschenliebe wie der Herrschsucht. Betrat man aber erst einmal hier die Bahn freier wissenschaftlicher Forschung, so war kein Halten mehr. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht eine Fabel über die Entstehung der Rechtsschule von Bologna. Der Philologe Irnerius soll nach der Bedeutung des Wortes as, der Bezeichnung einer sehr bekannten römischen Münze, geforscht haben; zu diesem Zwecke habe er, so heißt es, die sämmtlichen Rechtsquellen durchstudirt und dadurch die Glossatorenschule begründet. Dies ist sicherlich unglaubwürdig und enthält doch einen tieferen Sinn, nämlich die Wahrheit, daß Philologie und Jurisprudenz sich schlechterdings nicht von einander trennen lassen. Weit mehr noch zeigte sich dies in der Fortentwickelung der Rechtslehre, als in ihrer Entstehung. Die Auslegung der

juristischen Quellen trieb zur römischen Philologie und indirect zur römischen und griechischen Dichtung und Philosophie hin. Was man am Rechte gelernt hatte, verwerthete man auf anderen Gebieten. Zu den Füßen der Rechtsgelehrten Bolognas saßen in älterer Zeit Abälard, gegen Ende des Mittelalters Petrarca und Ulrich von Hutten, letzterer freilich nicht ohne aus dem „Accursianischen Absynthe", wie er das schlechte Glossatorenlatein nannte, eine heilsame Erbitterung gegen die mangelhafte Latinität der Dunkelmänner in sich einzusaugen. Durch die Förderung der Auslegungskunst wurden Tausende von Laien in den Stand gesetzt, später durch Kritik der heiligen Schrift die Lehren der Reformation selbst zu prüfen. Das kirchliche Monopol der Alleinherrschaft auf dem Geistesgebiete wurde durchbrochen; neben den Klerikern breitete sich eine gewaltige Schicht von gelehrten Juristen und Aerzten aus, welche ihnen geistig ebenbürtig war und der Reformation als feste Grundlage diente. Aus ihr und vornehmlich mit Hilfe der Doctoren beider Rechte ist auch der moderne Staat herausgewachsen, eine Vereinigung des praktisch-politischen Sinnes der Römer und der wohlwollenden Fürsorge für die Armen und Schwachen, deren sich das canonische Recht rühmen darf. Wir können daher geradezu behaupten, daß in Bologna antike und christliche Ansichten zu einer neuen Weltanschauung verschmolzen worden sind. Alles dies geschah nicht als das Ergebniß irgend welcher absichtlichen Berechnung, aber es war die unabwendliche Folge davon, daß die Autoritäten jener Zeit eine große Gemeinde dulden mußten, welche sich inmitten der Finsterniß des Mittelalters in dem Lichte wissenschaftlicher Freiheit sonnte. Ebenso unbeabsichtigt und doch segensvoll waren die Folgen der anscheinend so verkehrten und längst glücklich überwundenen Unterordnung der Lehrer unter die Scholaren. Ihr verdanken wir es, daß im Widerspruche zu dem Geiste der Klosterschulen sich Grundsätze entwickelten, welche noch heutzutage unser höheres Unterrichtswesen beherrschen. Zunächst der Satz, daß auf der höchsten Stufe des Wissens das Bild des Ueberlieferten ohne stete Erneuerung verblaßt und folgeweise hier nicht die bloße Reproduction, sondern die Originalschöpfung herrschen muß. Hier ist ein steter Fluß der Fortentwickelung; es giebt keinen ruhigen Besitz, sondern nur Vervollkommnung oder Rückschritt. Ferner stammt aus Bologna der Grundsatz, daß der Werth der akademischen Leistungen in erster Linie nicht nach obrigkeitlichen Approbationen geschätzt wird, sondern nach den offen zu Tage liegenden Erfolgen der wissenschaftlichen Production und des Unterrichts. In dieser Hinsicht sind die Lernbeflissenen bis zu einem gewissen Grade noch heute die Herrschenden. Ferner stammt aus jener Zeit die Erkenntniß, daß eine disciplinarische Controle des Studiums mit der vollen Unbefangenheit eines wahrhaft wissenschaftlichen Unterrichts unverträglich ist. Endlich aber wurde in Bologna im Gegensatze zu der nationalen Beschränktheit des antiken Geisteslebens der herrliche Grundsatz verwirklicht, daß die Wissenschaft zu allen Nationen reden soll. Merkwürdig und erfreulich ist es aber,

daß in Bologna gerade die Deutschen vor allen anderen Nationen durch viele Privilegien bevorzugt waren und nicht blos eine gastliche, sondern geradezu eine heimatliche Stätte fanden. Nicht blos Rücksicht auf den Stifter der Glossatorenschule Irnerius, auch Wernerius oder Warnerius genannt, welcher ein Deutscher gewesen sein soll, nicht blos Respect vor dem Kaiser können die Ursache hiervon gewesen sein. Diese lag vielmehr in der Anerkennung eines besonderen Eifers und einer hervorragenden Veranlagung für das unbefangene Verständniß des Fremden und Vergangenen, welche man unseren Landsleuten zusprach. Nun ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in der letzten Zeit die italienische Wissenschaft des römischen Rechtes aufmerksam nach der deutschen herüberblickt, wie einst diese im Mittelalter nach Italien hinüber sah. Fast alle Erzeugnisse auf dem Gebiete der deutschen romanistischen Rechts-Wissenschaft finden jenseits der Alpen eine eingehende Berücksichtigung. Kann somit Deutschland hierdurch vielleicht für die einst empfangene Gastfreundschaft eine Gegengabe darbieten, so müßten wir doch undankbar sein, wenn wir die Annäherung der benachbarten Nation, welche sich neuerdings in dieser Form, wie in vielen anderen, vollzieht, nur aus dem genannten Gesichtspunkte betrachten und nicht vielmehr mit der ganzen und vollen Herzlichkeit begrüßen wollten, welche als Nachklang des einstigen eifrigen Zusammenarbeitens an der Bologneser Hochschule uns geziemt. Der Boden aber, auf welchem uns das Recht wiedergewonnen wurde, welches uns jetzt schützt und schirmt, soll uns heilig sein und bleiben als eine Stätte, mit deren Wirken das Edelste und Beste, was wir besitzen, in erkennbarem Zusammenhange steht.



Das däniſche Dichterjubiläum.

Von

Albert Lindner.

— Berlin. —

Gegenwärtig iſt, wie mir ein Reiſender berichtet, in Kopenhagen nichts weiter zu ſehen als Häuſer, Waſſer und Holbergbilder, d. h. Reproductionen der wenigen Portraits, die ſich aus des großen Dichters eigener Zeit bis in die unſrige gerettet haben. In unſerem Deutſchland iſt noch Alles ſtill, und wir ſind doch dafür bekannt, daß wir wachſamen Auges nach Allem ausſpähen, was internationale Literaturintereſſen berührt. Wir Deutſche, die redlichen Makler — um einen Ausdruck Bismarcks zu brauchen — der Weltliteratur, ſonſt ſo wachſam auf dem literar-hiſtoriſchen Vorpoſten, hätten dennoch beinahe verſäumt, uns des zweihundertjährigen Geburtstages eines Comödiendichters zu erinnern, der tief einſchneidend in die geſchichtliche Entwickelung unſerer und aller Comödie geweſen iſt, wenn nicht plötzlich im März dieſes Jahres die flüchtige Notiz in unſere Preſſe gelangt wäre, daß der däniſche Cultusminiſter im Folkething den Antrag eingebracht hätte, zur Jubiläumsfeier des däniſchen Nationaldichters Ludwig Holberg 70,000 däniſche Kronen zu bewilligen. Geladen ſind zu dem Nationalfeſte der ganze königliche Hof, die Miniſterien, die Kunſtinſtitute, die Repräſentanten der Volksvertretung.

Außerdem hat die Regierung die Abſicht, vom Auslande diejenigen Schriftſteller zu der Feier einzuladen, natürlich mit Gewährung der Koſten für Hin- und Zurückreiſe, Verpflegung und Logis für 8 Tage, welche ſich bisher mit Holberg kritiſch und eingehend befaßt haben. Dieſer gute Wille wird aber auf Schwierigkeiten ſtoßen. Wer hier von außerdäniſchen Schriftſtellern in Betracht kommen könnte, wären höchſtens ein franzöſiſcher, kein engliſcher, kein ruſſiſcher, italieniſcher und kein deutſcher; denn was uns betrifft, ſo iſt der Letzte und zwar auch der bedeutendſte von allen, die je

existirten, mit Robert Prutz längst gestorben. Eine Feder, außer der des Unterzeichneten, hat sich bei Anlaß des dänischen Festes bis jetzt nicht gerührt. Und dennoch ist der dänische Dichter für die Entwickelung unserer (der germanischen) Nationalliteratur von größerer Einwirkung gewesen, als selbst die Literarischgebildeten des Volkes bei uns ahnen. Daß Holberg sogar in seinem Vaterlande bisher nicht die volle Würdigung erfahren hat, die er verdient, und daß er nun auf einmal der Held des Tages, der Held einer Nationalfeier wird, hat seinen guten Grund in den politischen Beziehungen zu den Nachbarländern, besonders seit 1864 bei uns. Noch ist die Erbitterung mit den Kämpfen vom Alsensunde und bei Düppel, die der dänische Uebermuth in den fünfziger Jahren hervorrief, nicht ausgetragen. Der Dichter selbst war, außer bei wenigen unserer ältesten Bühnenkünstler, eine vergessene Größe, da erinnert ein Wort der dänischen Regierung an das bevorstehende Jubiläum, und der Antrag des dänischen Cultusministers schlägt wie eine Bombe sogar in die deutsche Geisterwelt ein.

Wann das Nationalfest stattfinden soll? In diesem Jahre; weiter weiß man nichts. Die dänische Regierung und die ganze Welt hat keinen Termin zur Verfügung, denn der Geburtstag des Dichters ist, wie dänische Federn berichten, gar nicht überliefert. Die Feier wird also den Umständen oder der Willkür überlassen bleiben müssen.

Selbst sein Geburtsjahr war lange Zeit strittig, indessen an der bezüglichen Stelle der Vermischten Briefe, die er im 60. Lebensjahr niederschrieb, giebt er seine auffällige Gedächtnißschwäche zu, so daß die Dänen wohl im Rechte sein werden, wenn sie das traditionelle Jahr 1684 als giltiges annehmen.

Ludwig war der jüngste Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich durch Tüchtigkeit zu dem Range eines Obersten emporgearbeitet hatte. Vor ihm lebten noch sechs Geschwister. Ein Vierteljahr nach seiner Geburt brach eine Feuersbrunst in Bergen aus und vernichtete fast gänzlich den Besitz der Familie, welche jetzt auf die Mildthätigkeit der Verwandten, besonders der mütterlichen, die von einem Bischof von Bergen abstammte, angewiesen war. In Norwegen war es damals Sitte für Offizierssöhne, daß sie schon in der Wiege in die Armee eingeschrieben wurden, wofür die Regierung eine geringe Löhnung zahlte. Ludwig wurde mit seinem zehnten Jahre in das upländische Regiment aufgenommen, und zwar gleich als Corporal, wahrscheinlich infolge der Verdienste seines Vaters. Da ihm aber die Bildung für den Corporal noch abging, that man ihn in das Haus eines Onkels zu Upland, wo er, ohne sonderliche Begabung zu zeigen, am Unterricht der Kinder seines Verwandten theilnahm. Da blieb aber plötzlich der Sold für ihn aus, und er mußte nach Bergen zurückkehren, womit zu gleicher Zeit das Band, das ihn an den Militärstand geknüpft hatte, für immer gelöst war.

Nachdem er unter Entbehrungen ausstudirt hatte, war er genöthigt, nach damaliger Sitte Hauslehrerstellen zu suchen. In einer solchen, im

Hauſe des Vicebiſchofs von Bergen, las er die Reiſetagebücher deſſelben, und damit war ſein Schickſal beſiegelt: eine unbezwingliche Reiſeluſt überfiel ihn und mit 60 ſauer erſparten Thalern ging er nach Holland. Dort nöthigten ihn körperliche Leiden, die Bäder von Aachen aufzuſuchen. Da ihm aber die Mittel im Bade ausgingen, brannte er durch. Er wurde eingeholt und mit Schimpf behandelt. Nach der Heimat in äußerſter Dürftigkeit zurückgekehrt, gab er Sprachſtunden in Chriſtiania, ſchiffte ſich bald darauf nach Oxford ein, um die dortigen Bibliotheken zu ſtudiren, und kehrte nach zwei Jahren nach Kopenhagen zurück, um ſich als Docent an der Univerſität zu habilitiren. Seine Vorleſungen gefielen, aber die Zuhörer bezahlten nicht. Nach zwei Jahren trieb ihn die Wanderluſt abermals fort. 1714 ging er nach Amſterdam, von da nach Paris, um die Bibliothek zu durchforſchen, von da mit 20 Thalern nach Rom. Noch hatte Holberg von einer dichteriſchen Ader nichts verrathen, aber es ſcheint, daß ſie mit allem ihrem Humor dadurch geweckt worden ſei, daß er mit einer wandernden Comödiantenbande Wand an Wand wohnte und ihr tolles Treiben belauſchen konnte. Wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt, wurde er endlich zum ordentlichen Profeſſor befördert. In dieſer Stellung publicirte er ſein erſtes poetiſches Product, das komiſche Gedicht „Peter Paars“. Da er damit weder Vorgänger noch Concurrenten hatte, ſo erlebte er einen ſolchen Erfolg, daß er mit einem Schlage der erklärte Liebling ſeines Volkes wurde. Nur wenige Jahre ſpäter brach das dramatiſche Fieber bei ihm aus. Bis dahin exiſtirte kein däniſches Theater, nur ein franzöſiſches für den Hof. Man behalf ſich auf dieſer Bühne aus Mangel an Originalſtücken mit Molière, Marivaux, Destouches u. A. Da trat Holberg mit wahrhaft kaninchenhafter Fruchtbarkeit hervor, zuerſt mit dem „Politiſchen Kannengießer“, dem erſten Originalſtück in däniſcher Sprache. In demſelben Jahre folgte „Die Wankelmüthige“, „Jean de France und Jeppe vom Berge“. Das Jahr 1723 brachte „Geort Weſtphaler“, „Der elfte Juni“ und „Die Wochenſtube“. 1724 war ſein fruchtbarſtes, er producirte 9 Stücke: „Das arabiſche Pulver“, „Die Weihnachtsſtube“, „Die Maskerade“, „Jacob von Tyboe“, „Ulyſſes von Ithacia“, „Die Brunnenreiſe“, „Melampe“, „Weder Kopf noch Schwanz“, „Heinrich und Pernille“ und „Dietrich Menſchenſchreck“. 1726 entſtanden nur zwei Stücke: „Der verpfändete Bauernjunge“ und „Der Mann, der keine Zeit hat“. Da wurde die Bühne wegen mangelnder Einnahme geſchloſſen. Zum Unglück ſtarb um dieſe Zeit (1730) der prachtliebende König Friedrich II.; ſein Nachfolger Chriſtian II. war ein Kopfhänger und Pietiſt, und von Wiedereröffnung des Theaters war keine Rede. In dieſer Zeit ſchrieb Holberg nur die ſcharfe Satire „Unterirdiſche Reiſe des Niels Klim“. Erſt mit dem lebensluſtigen und galanten Chriſtian III. erfolgte die Wiedereröffnung des Theaters.

Sofort kehrte Holberg zum Theater zurück und ließ 1747 „Die honette Ambition“, 1748 „Erasmus Montanus“ und „Die Unſichtbare“ aufführen. 1749

wurde das Theater, bisher in Privathänden, zum königlichen Institut erhoben und nach dem Königsneumarkt verlegt, wo es sich noch heute befindet. Hier in diesem erweiterten und verschönerten Bau ging Holbergs „Abracadabra", 1750 „Hexerei oder blinder Lärm", 1751 „Plutus" und „Sganarells Reise", 1752 „Don Ranudo de Colibrados", 1754 „Der unglückliche Schiffbruch", „die Republik" und „Der Philosoph in der Einbildung" in Scene. Die letzten beiden Stücke sind Holbergs Schwanengesänge gewesen, er war einige Monate vor der Aufführung gestorben.

In seinen letzten Jahren hatte er es zu einem ziemlich bedeutenden Vermögen gebracht; er besaß Landgüter von mehr als tausend Tonnen Aussaat, eine große Bibliothek und 13,000 Thaler baar. Seltsamerweise überging er im Testament alle seine Verwandten und vermachte sein Vermögen der Akademie zu Sorve zur Unterstützung von 6 Akademikern. Diese besteht jetzt noch. Um den Landgütern gewisse Rechte zu sichern, bewarb sich Holberg um den Adelsbrief, den ihm Friedrich V. bewilligte. Nun fuhr aber der Neid und die Mißgunst gegen ihn los. Er entledigte sich der Anfeindungen nach der Weise eines Genies: er schrieb „Don Ranudo de Colibrados", eine der gesalzensten Comödien der Welt, worin er den Adelsstolz verhöhnte. Der Dichter starb, 70 Jahre alt, am 28. Januar 1754; er wurde beigesetzt in Sorve neben der Gruft des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen, des Gönners des Saxo Grammatikus.

Die Comödien Holbergs hatten sich in Deutschland seit 1740 so nachdrückliche Bahn gebrochen, daß sie bis 1770 geradezu das deutsche Theater beherrschten und zahlreiche Dichter und Schauspieler, vor allen Eckhof und Schröder, ausbildeten.

Erst als die Periode der Sentimentalität mit Millers „Siegward, eine Klostergeschichte", anbrach und mit Goethes „Werther" ihren Zenith erreichte, war es mit Holbergs Ansehen zu Ende. Tiecks Vorlesungen konnten das Interesse nicht am Leben erhalten, und Oehlenschlägers Uebersetzung war zu ungelenk. Erst Robert Prutz hat sich ein unsterbliches Verdienst damit erworben, daß er uns den dänischen Dichter würdigen lehrte.

Was Holberg als Reformator der germanischen Comödie gethan, hat seinen Schwerpunkt darin, daß er das Volk selbst zum dramatischen Material nahm, während die bisher herrschende Richtung, die von Frankreich und Italien dictirt wurde, entweder nur die bourbonischen Hofsiguren in Puder und Reifrock zuließ oder die unsläthigen Clowns der Commedia dell'arte. Holberg hatte nichts weiter gethan, und damit ein genialisches Problem gelöst, als daß er hinaus in die Gassen der dänischen Hauptstadt griff und sich von da die Repräsentanten seines populären Humors holte. Was dieser ebenso kühne, wie glückliche Griff in das unmittelbare nationale Leben an Wirkung hatte, wird einmal ersichtlich an der Wirkung auf die großen genialen Darsteller, deren ich oben zwei anführte, sodann an der Wirkung auf unser eigenes deutsches Lustspiel.

Wenn Schiller meinte: „In welchen Sumpf hat uns nicht Holberg geführt!“ ſo wiſſen wir zu gut, daß Schiller für die komiſche Poeſie nicht Sinn und Verſtändniß beſaß. Goethe aber hat ihn kaum dem Namen nach kennen gelernt. Wir erſehen dieſe Wirkung bei uns zunächſt an Iffland und Kotzebue, die ihre vis comica nur auf die aus dem Volke unmittelbar herausgeholten Figuren baſiren. Noch iſt eine Art von Holberg'ſcher Theaterfigur nicht vergeſſen, die unſer Luſtſpiel bis in die letzten Jahrzehnte beherrſcht hat. Ich meine die ſogen. Naturburſchen, denen erſt die moderne Comödie Frankreichs ein Ende bereitet hat.

Es wäre wirklich der Mühe werth, nachzuweiſen, nach welcher Richtung Holberg der dramatiſchen Idee Bahnen gebrochen hat. Ich will mich blos auf ſein Erſtlingswerk, den „Politiſchen Kannegießer“, beziehen. Der Reflex, den dieſes Stück von der Politik der damaligen Zeit zurückwirft, iſt ungeheuer. Und nun denke man ſich eine Comödie aus den patriarchaliſchen Zuſtänden von damals in unſer modernes Verfaſſungsleben verſetzt, ſo wird man begreifen, was uns zu einer nationalen Comödie fehlt. Nur ein Einziger hat in neuerer Zeit in dieſer Richtung einen großen Wurf gethan, ohne bis jetzt Nachfolger zu finden. Das iſt Guſtav Freytag mit ſeinen Journaliſten. Das Genie Holbergs erſcheint um ſo zweifelloſer, als es mit Bühnenzuſtänden der primitivſten Art zu ringen hatte. Das däniſche Theater war um keinen Zoll weiter fortgeſchritten ſeit der engliſchen Bühne Shakeſpeares. Dazu kam bei Holberg, daß er, wie groß auch der Bruch war, der ſich durch ihn mit der franzöſiſchen Comödie vollzog, doch über das eine Princip der Einheit der Zeit und des Ortes nicht hinweg kam. Im Ulyſſes von Ithacia kommt der ſchiffbrüchige Diener auf die Bühne und will wiſſen, wo er ſich befinde. Er nimmt ein Licht und beleuchtet damit die Couliſſe des Hintergrundes. Daran ſteht: „Troja“. Von den Mitteln der Decoration und Coſtümirung, worin uns bekanntlich die Meininger verwöhnt haben, war nicht im Entfernteſten die Rede. Was dieſe Meininger betrifft, ſo haben ſie auch in dieſer Richtung einmal ihre ſceniſche Kunſt bewieſen, indem ſie im „Eingebildeten Kranken“ von Molière uns die Primitivität der Bühne jenes Zeitalters vorführten.

Ganz charakteriſtiſch für Holberg iſt es, daß er in der Comödie dem weiblichen Einfluſſe zu wenig Spielraum läßt, wobei man nicht vergeſſen ſoll, daß er bis an ſein Ende unverheiratet geblieben. Wenn er ſich den Kopf wüſt gearbeitet hatte, ſo ging er in der Regel zu einem alten Weibe der Nachbarſchaft, trank mit ihr Kaffee und unterhielt ſich über Gänſe und Hühner. Als ein Verehrer des Dichters mit ſeiner Frau vom Lande hereinkam und eine Holberg'ſche Comödie beſucht hatte, beklagte ſich der Mann brieflich, daß ſeine Frau ganz entrüſtet ſei über die Zotenhaftigkeit der Perſonen in der Comödie. „Ja, dann führen Sie Ihre Frau,“ war Holbergs Antwort, „nur nicht in's Theater, ſondern laſſen Sie ſie in ihrer Küche und an dem Waſchfaß.“

Und das war doch noch lange nicht so schlimm, als in unsern Tagen, wo die vornehmsten Damen in die Komödien der Franzosen gehn, um Unzucht und Zote mit heimlicher Wollust zu goutiren. Holberg war die Natur seines Volkes und seiner Zeit selbst, und darum ist er trotz aller Kraftsprache nie unsittlich. Eine nackte Venus von Praxiteles oder Titian ist es auch nicht, nur die verschleierte Venus reizt, ist Unzucht, und zwar die gefährlichste.

Bezeichnend ist ferner folgende Stelle in seinen Vermischten Briefen: „Ich habe bereits früher die Frage aufgeworfen, ob ein Theaterstück, welches keine Liebeshändel enthält, mit Beifall und gutem Erfolg dargestellt werden könne. Ich habe auch selbst, um einen Versuch zu machen, einige Comödien dieser Art verfertigt; als ‚Jeppe vom Berge' u. A. und dadurch meine Ansicht bestärkt, indem diese Stücke, ungeachtet darin nicht das Geringste von Liebe vorkommt, dennoch mit sehr gutem Erfolg gegeben worden sind." Für heute muß diese Meinung als eine Schrulle gelten, seit uns die französische Comödie des zweiten Kaiserreichs belehrt hat, daß die Zuschauer da sind, um zu sehen, die Actricen, um gesehen zu werden.

In nahem Zusammenhange damit steht auch Holbergs Abneigung gegen den Vers auf der Bühne, an den uns die Franzosen als an ein unumgängliches Element gewöhnt hatten. Diese Abneigung entsprang bei Holberg der Liebe zum Naturgemäßen, Einfachen und Schlichten. Volksfiguren in Versen reden zu lassen, dünkte ihm ebenso absurd, als gleichzeitig zu weinen und zu lachen. Das lag zum großen Theil an dem Geschmacke jener Zeit; wo bei uns Gottsched seinen berüchtigten, so erfolgreichen Krieg gegen die Oper begann, die in ähnlicher Weise als etwas dem gesundem Menschenverstande Widersprechendes bekämpft ward, dagegen bestand er darauf daß Trauerspiele in Versen abgefaßt würden. „Dazu, sagt er in den Briefen, ist aber viele Zeit und nicht geringe Arbeit erforderlich", und setzt ironisch hinzu: „Das Theater wird dadurch in große Kosten gesetzt, indem man für weit geringeren Preis 10 Comödien als ein einziges Trauerspiel haben kann."

Neu und kühn war allerdings diese Ansicht für Holberg, aber nicht für seine Zeit. Denn gerade in denselben Jahren ließ in England Lillo das erste bürgerliche Trauerspiel in Prosa erscheinen. Fast gleichzeitig that Diderot in Frankreich dasselbe, und Lessing in Deutschland mit Miß Sara Sampson, wodurch eine vollständige Umwälzung der Kunstansichten bewirkt wurde. Heutzutage beklagen sich unsere Gebildeten über die Plumpheit und Unanständigkeit der Holberg'schen Sprache. Aber das sind dieselben Gebildeten, welche die Unzucht der Demimonde-Comödie in Glacé und Patschuli mit wahrem Behagen genießen. Eben diese Derbheit, die nichts als die getreu copirte Natur seines Volkes war, ist es gewesen, die unseren Schiller zu der oben citirten Entrüstung fortriß.

Unsere Romantiker, die um der berührten Eigenheiten willen dem Holberg spinnefeind waren, haben gleichwohl mit ihrer Spürnäsigkeit verwandte

Seiten auch in dieſem Dichter entdeckt; ich meine die gefliſſentliche Zerſtörung der künſtleriſchen Illuſion, worin die Romantiker wahre Virtuoſen geweſen ſind; ſo, wenn Holberg mitten im Stück ſich unmittelbar an die Zuſchauer ſelbſt wendet oder gar einen Schauſpieler den andern mit ſeinem wahren bürgerlichen Namen anreden läßt. Das galt bei den Romantikern als der wahre Hautgout, als die geniale Selbſtzerſtörung und als die höchſte Manifeſtation der Kunſt. Man weiß, wie oft Tieck ſelbſt in ſeinen Comödien dieſes alberne Kunſtſtückchen anwendet. Nur daß es bei Tieck eine widerwärtige Conſequenz des damaligen Volksgeſchmackes war. Man muß ſich von der Leichtigkeit des Holberg'ſchen Comödientones nicht irre machen laſſen. Es ſei ein Irrthum, ſagt der Dichter, als ob zum Comödienſchreiben nichts weiter nöthig, als blos natürliche Luſtigkeit und gute Laune. Vielmehr gehöre dazu (und das können ſich unſere modernen Luſtſpieldichter geſagt ſein laſſen) das Studium der Philoſophie und die Erkenntniß deſſen, was am Menſchen thöricht und lächerlich ſei; ferner das Talent, die Leute ſo zu verſpotten, daß ſie ſelbſt noch Gefallen daran finden könnten; ferner die Kenntniß der Bühne und ihrer Wirkungen, und endlich, daß man gute Stücke ſtudire und ſämmtliche Regeln lebendig im Kopfe habe. Etwas übertrieben müſſe in der Comödie freilich werden, doch nicht ſo, daß der Held darüber zum Narren werde (ein Wort gegen unſere Poſſe!); auch ſolle der Dichter darauf achten, daß die Figuren den Sitten ihres Landes entſprächen. So ſeien die italieniſchen Doctorcomödien, Molière nicht ausgeſchloſſen, hier zu Lande ungereimt, weil ja die Mediciner hier lauter honette und geſcheidte Leute wären. Ebenſo unſinnig fand er die romantiſchen Liebesſtücke für Dänemark, weil ſich hier Niemand vor Liebe aufhänge. Das Alles iſt ohne Widerrede ganz geſund, aber unſere verfeinerte Zeit würde ſagen, es ſei hausbacken. Dabei vergißt aber dieſe Zeit, daß alle Wiedergeburt der Kunſt ausgehen muß von der Wiedergeburt reiner und ſchlichter Natur. Hätte Holberg dieſer letzteren nicht folgen wollen, ſo ſäßen wir vielleicht heute noch im Gift und in der Unnatur des franzöſiſchen Afterdramas.

Holberg erlebte noch den Niedergang der Bühnenkunſt in ſeinem Vaterlande, während ſein Anſehn bei uns bis 1775 unerſchüttert blieb. Die deutſchen Poeten waren einig in der Bewunderung ihres däniſchen Collegen, und bekannt iſt Hagedorns Epigramm:

„Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen."

Der Gewinn, meint der letzte deutſche Holberg-Kritiker, wäre dennoch nur gering geweſen, wenn ſich die Begeiſterung auf die Schriften der Gelehrten und auf die Zeitungen beſchränkt hätte. Das Theater ſelbſt arbeitete allermeiſt für ihn. Von 1742—43 kommen im Hamburger Theater auf 190 Vorſtellungen 44 Abende auf Holberg. Vom 1. Februar bis 1. März wurden allein 15 Stücke von Holberg geſpielt. Und man muß

nicht glauben, daß es nur die unterſte Hefe des Volkes war, die an den Comödien des Dänen Gefallen fand. Als die Königin Karoline Mathilde, die Freundin von Struenſee, 1773 in Celle ſchwermüthig wurde, machte man den Vorſchlag, ihr Holberg'ſche Stücke vorzuſpielen, „an welche ſie gewöhnt ſei." — Von dem Hofe in Caſſel bemerkt Schröder ausdrücklich, daß Trauerſpiele daſelbſt kein Glück gemacht hätten, deſto mehr aber Molière und Holberg, und es iſt gewiß ein ſtarkes Zeugniß für Holbergs Popularität, daß 1741 und 20 Jahre ſpäter Schulrectoren in Annaberg und Oldenburg Holbergs Jean de France als Schulcomödie mit Scholaren aufführen ließen.

Auch viele Luſtſpieldichter ſind bei Holberg in die Schule gegangen und empfingen von ihm den erſten Anſtoß, ſo Bretzner, Großmann, ſelbſt Kotzebue. Den Theaterleitern iſt Holberg als unerſchöpfliche Fundgrube komiſcher Erheiterung niemals entgangen. Was ihn aus unſerm Repertoire verdrängt hat, das iſt nur die Primitivität ſeiner Bühne, von der ich oben Belege anführte, und die allerdings den heutigen Bühnenleitern große Schwierigkeiten bereitet. So hat Goethe 1808, wie wir einer handſchriftlichen Notiz von Riemer entnehmen, den „Politiſchen Kannegießer" auf die weimariſche Bühne gebracht, und das dürfte auch wohl das geeignetſte Stück ſein, womit die deutſchen Bühnen das Andenken des großen Dänen in dieſem Jahre zu ehren vermöchten.

In gewiſſem Sinne iſt Holberg kein Originalgenie, und dennoch rangirt er unter den allererſten komiſchen Dichtern der Welt. Die Pläne ſeiner Comödie ſind in der Regel nach fremden Muſtern gebildet; auch einzelne Scenen hat er entlehnt, und es ſcheint, daß die Unbefangenheit ſolcher Entlehnungen von jeher ein Privilegium der komiſchen Muſe gebildet hat. Seine Quellen und Muſter waren vor allen Plautus und Terenz. Dem Range nach folgt als Vorbild Holbergs Molière, ſeine Hauptquelle aber war das Théatre Italien de Gherardi, der bekannten Quelle auch für ſpaniſche und deutſche Comödiendichter. Von engliſchen Dramatikern hat er nur Beaumont und Fletcher gekannt, aber den Shakeſpeare nicht, höchſtens dem Namen nach, wie aus einer Stelle im Ulyſſes von Ithacia hervorgeht. Seine Größe liegt ein für alle Mal in der Zeichnung der Figuren aus ſeinem Volke, die er ſo ſiegreich gegen die Unnatur des Rococo-Luſtſpiels in das Feld führte. Sie liegt damit in dem Verdienſte, ſein Volk zuerſt zur Selbſterkenntniß und damit zur politiſchen Selbſterziehung herangebildet zu haben. Das aber erſt iſt das Reſultat, wodurch die beſſern Conſequenzen der politiſchen Revolution auch für Dänemarks Zukunft und Stellung unumgängliche Vorbedingungen geworden ſind.

Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum.

Ein Beitrag zur Frage der Frauen-Emancipation.

Von

Franz Bernhöft.

— Rostock. —

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß die Frauen in der modernen Welt eine ungleich höhere Stellung haben als im Alterthum. Man führt dafür herkömmlich eine Reihe von Gründen an, welche auf Treu und Glauben hingenommen zu werden pflegen, obgleich sie mit den geschichtlichen Thatsachen keineswegs übereinstimmen und theilweise sogar unter einander im Widerspruch stehen.

Am häufigsten kann man hören und lesen, daß das weibliche Geschlecht erst durch den Einfluß des Christenthums zur vollen Geltung gelangt sei. Nun ist allerdings richtig, daß das Christenthum im Verhältniß zu dem Mohamedanismus und vielen heidnischen Religionen die Frauen begünstigt; aber gerade hinter denjenigen Religionen, welche im Alterthum auf europäischem Boden herrschten, steht es in diesem Punkte entschieden zurück. Es gab bei den Griechen, den Römern und Germanen Priesterinnen vom höchsten Ansehen, und in dem Cultus einzelner Gottheiten nahmen die Frauen eine leitende Stellung ein, während den Männern sogar die Theilnahme an den Hauptfesten derselben untersagt war. Der römische Flamen Dialis mußte verheiratet sein und dankte bei dem Tode seiner Frau ab; die Flaminica hatte gewissermaßen an dem Amte ihres Mannes Theil und wurde in Folge dessen einem ähnlichen umständlichen Ceremonial wie dieser selbst in Bezug auf ihre ganze Lebensweise unterworfen. In Athen war die Frau des geistlichen Archonten (ἄρχων βασιλεύς) selbst Priesterin und hatte wichtige Opfer für die Gemeinde zu verrichten. Vergleicht man hiermit die Institutionen der christlichen Kirche, so glaubt man fast eine den Frauen feind-

liche Tendenz zu erkennen. Mulier taceat in ecclesia, die Frau hat keine Stimme in kirchlichen Angelegenheiten, sie kann kein Priesteramt bekleiden und ist im Cultus auf eine passive Rolle beschränkt. Die verheirateten Männer haben keine besondere Qualification zum Kirchendienst, sondern die römisch-katholische Kirche schließt sie sogar von den höheren Weihen aus, und von der Theilnahme der Frau an dem Amte des Mannes findet sich keine Spur. Auch pflegt noch heute von der Kirche die Unterordnung und Gehorsamspflicht der Frau im Einklange mit der Bibel etwas stärker betont zu werden, als es im Rechte, und viel stärker, als es im socialen Leben üblich ist.

Wir finden ferner die Ansicht, daß die Frauen um so höhere Achtung genießen, je höher die Cultur des betreffenden Volkes ist. Sie scheint von den Franzosen auszugehen, die hier, wie auch sonst bisweilen, das, was bei ihnen gilt, ohne Weiteres zu dem Vollkommensten gestempelt und auf diese Weise einen neuen Titel für den Anspruch beigebracht haben, an der Spitze der Civilisation zu marschiren. Hätten die Erfinder dieses Satzes sich mit den geschichtlichen Thatsachen etwas genauer bekannt gemacht, so würden sie sich überzeugt haben, wie mißlich alle Abstractionen bei unzureichendem Material sind. Es würden, wenn sie Recht hätten, noch keineswegs die Franzosen an der Spitze der Civilisation stehen, sondern eine Reihe von Völkerschaften auf den alleruntersten Stufen der Gesittung. Zu den ersten möchten dann die Ureinwohner der Balearen gehören, von denen Diodorus Siculus erzählt, daß sie die Weiber viel höher als die Männer schätzten und für eine gefangene Frau gerne mehrere Männer zur Lösung gaben, übrigens aber nackt gingen und in Höhlen wohnten.

Es ist indessen unnöthig, zu so entlegenen Beispielen zu greifen, denn auch für diejenigen Völker, deren Geschichte allgemein bekannt ist, trifft jener Satz nicht zu. Während der höchsten Blüthe von Kunst und Wissenschaft nahmen die Frauen in Athen in juristischer und socialer Beziehung eine durchaus untergeordnete Stellung ein. Der Vater konnte in seinem Testamente über seine Tochter wie über ein Vermögensstück verfügen, indem er sie einem beliebigen Manne zur Ehe bestimmte. Machte er von diesem Rechte keinen Gebrauch, so entschied trotzdem bei der Heirat nicht der Wille der Waise, sondern die nächsten Agnaten hatten einen juristischen Anspruch auf die Ehe, den sie nöthigenfalls gerichtlich geltend machen konnten. Das Mädchen wurde durchaus wie eine Sache behandelt, und wenn mehrere Prätendenten auftraten, so hatten sie ihren Streit im Wege des gewöhnlichen Prozeßverfahrens zum Austrag zu bringen. Es ist ferner bekannt, daß Frauen und Mädchen bei den Athenern in orientalischer Weise eingeschlossen gehalten wurden; die freiere sociale Stellung, welcher sich eine Klasse von ihnen, die Hetären, erfreute, werden wir Modernen kaum geneigt sein, auf die Achtung vor der weiblichen Würde zurückzuführen. Dagegen lebten die Spartanerinnen in einer Freiheit, die an Zügellosigkeit grenzte, und hatten

eingeſtandenermaßen nach allen Richtungen hin einen ungeheuren Einfluß. Dennoch wird man gewiß nicht die Spartaner für das civiliſirtere Volk erklären können. Uebrigens räumten ſelbſt die ioniſchen Griechen der Vorzeit, die wir aus Homer kennen, trotz ihrer ziemlich primitiven Culturſtufe ihren Frauen eine ſehr viel höhere Stellung ein, als die ihnen verwandten, aber ungleich gebildeteren Athener der geſchichtlichen Zeit.

In Rom beobachten wir eine ſtetige Verbeſſerung der Rechtslage der Frauen bis zur vollkommenen Emancipation in privatrechtlichen Angelegenheiten. Das ſcheint auf den erſten Blick zu der ſoeben erwähnten Anſicht zu ſtimmen. Aber die Verbeſſerung dauerte fort, nachdem unter dem Kaiſerthum Bildung und Geſittung längſt begonnen hatten zu entarten. Die Frauen, welche in der goldenen Zeit der römiſchen Sitten von Lucretia bis zu der Mutter der Gracchen lebten, ſtanden unter der Gewalt ihrer Väter, Männer oder Vormünder, und die Frauenvormundſchaft kam gerade in der berüchtigteſten Epoche der römiſchen Sittengeſchichte ab. Unter dem ſpäteren Kaiſerthume waren die Frauen juriſtiſch und ſocial ſo ſelbſtſtändig geworden, daß kein anderes Zeitalter, auch das unſrige nicht, damit verglichen werden kann. In ſocialer Beziehung möchte höchſtens die Zeit des Ritterthums in Betracht kommen, die ja wegen dieſes Zuges oft verherrlicht worden iſt, aber doch ganz gewiß nicht nur in Künſten und Wiſſenſchaften, ſondern ſelbſt in Geſittung auf einer ziemlich niedrigen Stufe ſteht.

Endlich hat man behauptet, daß der Einfluß des Germanenthums den Frauen eine höhere Stellung gegeben habe. Richtig iſt davon, daß die Germanen, wie namentlich durch das unverdächtige Zeugniß des Tacitus feſtſteht, in dem Weſen des Weibes etwas Heiliges zu erkennen glaubten, unrichtig, daß ſie ſich in dieſer Beziehung vor den anderen Völkern auszeichneten. Es handelt ſich vielmehr um eine bei allen verwandten Stämmen zu allen Zeiten wiederkehrende Erſcheinung, um die von dem Alterthum bis auf unſere Tage ſich hindurchziehende Tendenz, dem Weibe neben dem Manne eine gleiche oder wohl gar eine höhere Stellung einzuräumen.

Demnach iſt es falſch, wenn man bei der Frage nach der Stellung der Frauen die einzelnen Völkerſtämme oder wohl gar Alterthum und Neuzeit einander ſchlechtweg gegenüberſtellt. Das Beiſpiel der Athener und Spartaner zeigt, daß nah verwandte Völkerſchaften bisweilen ſchroffe Gegenſätze aufweiſen, und bei genauerem Eingehen iſt es nicht ſchwer, auch in demſelben Staate verſchiedene Strömungen zu conſtatiren. In Athen war eine Aſpaſia möglich, und der Athener Plato ging in der Frage der Frauenemancipation noch weit über die Spartaner hinaus.

So verſchiedenartig auch die Erſcheinungen ſein mögen, ſo laſſen ſie ſich dennoch alle auf zwei einander entgegengeſetzte Strömungen zurückführen, die ſich im Alterthum ebenſo bekämpften, wie ſie ſich noch jetzt bekämpfen, von denen oft nur die eine an der Oberfläche des Volkslebens ſichtbar wird und daher als die herrſchende erſcheint, während die andere ſich auf die

niederen Schichten beſchränkt und daher zeitweilig dem Auge des Geſchichtsforſchers entgeht. Es iſt bekannt, daß die meiſten Sprachen, welche heute in Europa, und viele, welche in Aſien geſprochen werden, mit einander verwandt ſind. Die Verwandtſchaft wird nicht nur durch eine große Gleichmäßigkeit in der Grammatik, ſondern auch durch eine ſo namhafte Zahl übereinſtimmender Worte bewieſen, daß neuerdings der Verſuch gemacht worden iſt, die gemeinſchaftliche Mutterſprache zu reconſtruiren. Man hat aus jener Thatſache auf die Verwandtſchaft der betreffenden Völker geſchloſſen und dieſe von den beiden bedeutendſten Stämmen des Oſtens und des Weſtens die Indogermanen genannt. Wo die Heimat des Urvolkes war, darüber haben wir allerdings nur Vermuthungen; ſicher iſt aber, daß ſich von ihm ein Zweig, aus dem die Inder und Perſer entſproſſen ſind, ablöſte, um einen großen Theil Aſiens in Beſitz zu nehmen, während ein anderer ſich über Europa verbreitete. Auf europäiſchem Boden unterſcheidet man wieder zwei näher verwandte Völkergruppen: eine nördliche, zu welcher die Germanen, Slaven und Letten gehören, und eine ſüdliche, welche aus den Kelten, Italikern und Griechen beſteht.

In der Urzeit der Indogermanen und ſogar lange nach ihrer Spaltung in die einzelnen Völker gab es noch keine Staaten im modernen Sinne. Häufig lebten die einzelnen Familien für ſich, und ſelbſt wenn ſich Gemeinden bildeten, war das Band, welches ſie umſchloß, ein ſo loſes, daß die einzelnen Familien mit einander in Fehde liegen konnten. Kurz und treffend ſchildert Homer, von den Cyklopen ſprechend, jenen Zuſtand: „Sie haben keine berathenden Volksverſammlungen und keine Geſetze, ſondern wohnen auf den Gipfeln hoher Berge in Höhlen, und jeder waltet über Weib und Kind, ohne ſich um die andern zu kümmern.“ Noch Plato waren viele barbariſche und ſelbſt einige griechiſche Völkerſchaften bekannt, welche in dieſer Weiſe lebten. Ja, mit der Schilderung von Homer ſtimmt faſt wörtlich überein, was der ruſſiſche Annaliſt Neſtor ums Jahr 1100 nach Chriſtus von den Polen erzählte. „Die Polen,“ ſagt er, „wohnten für ſich beſonders auf dieſen Bergen und herrſchten über ihre Geſchlechter, ſowie bis auf dieſe Stunde ihre polniſchen Brüder gethan haben, und es lebte ein jeder mit ſeinem Geſchlechte an ſeinen Orten und herrſchte über ſeine Familie.“

Eine ſolche patriarchaliſche Familie bildete unter dem Manne beziehungsweiſe Vater einen kleinen monarchiſch beherrſchten Staat, welcher nach außen hin eine große Selbſtſtändigkeit behauptete. Es gab keine über ihr ſtehende Macht, die das Recht beſeſſen hätte, in die inneren Verhältniſſe durch ihr Gebot einzugreifen. Freilich war es nicht nothwendig, daß das Familienhaupt in autokratiſcher Weiſe herrſchte. Im Gegentheil konnten Frau und Kinder gewiß in der Regel ihren gebührenden Einfluß und unter Umſtänden auch wohl noch mehr ausüben; Pantoffelhelden hat es auch zur Zeit der patriarchaliſchen Familie gegeben. Aber die Gemeinde ignorirte dieſe inneren

Verhältniſſe. Die Familie als Ganzes wurde von ihrem Haupte vertreten; das Familienvermögen erſchien juriſtiſch als Vermögen des Familienvaters; der Einzelne war ohne Rechte und was er immer erwarb, gehörte dem Hausherrn. Freilich traten die waffenfähigen Söhne als Krieger in unmittelbare Verbindung mit der Gemeinde, als ſolche ſtimmten ſie mit gleichem Rechte neben ihrem Vater in der Volksverſammlung und durften ihrerſeits zu allen Aemtern gewählt werden. Die weiblichen Mitglieder waren aber naturgemäß auch hiervon ausgeſchloſſen: die Frau hat keinerlei Stellung im antiken Staat. Kommt ihr doch ſogar nach dem officiellen Sprachgebrauch der römiſchen Republik nicht einmal ein Individualname, ſondern lediglich ihr Geſchlechtsname zu. Daher erbt auch die Namenszugehörigkeit lediglich im Mannsſtamme, und jeder bezeichnet ſich im öffentlichen Leben ausſchließlich als Sohn ſeines Vaters, nicht ſeiner Mutter.

Um das Weſen der patriarchaliſchen Familie klar zu legen, iſt es erforderlich, auf den Unterſchied von juriſtiſcher Conſtruction und Auffaſſung des Lebens etwas näher einzugehen. Vom juriſtiſchen Standpunkt aus werden Frau und Kinder zwar nicht für Sachen erklärt, aber doch nach Analogie der Sachen behandelt.

Am deutlichſten zeigt ſich dies bei den Formen für die Eingehung der Ehe. Man tritt in eine Familie ein, indem man in die Gewalt des Familienhauptes kommt, und dieſe Gewalt wird ganz ſo behandelt wie das Eigenthum. Daher kann nach älteſtem Rechte die Ehe dadurch abgeſchloſſen werden, daß der Mann die künftige Frau von Demjenigen kauft, in deſſen Gewalt ſie als Tochter ſteht. Dieſe Inſtitution iſt für die Verhältniſſe, unter denen ſie entſtanden iſt, nicht ganz ſo roh, wie es ſcheint. Daß es formell nur auf den Willen des Gewalthabers der Braut, nicht auf den Willen der Braut ſelbſt ankommt, iſt eine Folge des patriarchaliſchen Princips, es iſt dadurch aber keineswegs ausgeſchloſſen, daß der Gewalthaber der Sitte gemäß auf den Willen der Braut Rückſicht nimmt. Und wenn für die Frau ein Preis bezahlt wird, ſo iſt daran zu erinnern, daß in jenen Zeiten die Kinder als Arbeiter und Aufſeher der Sklaven einen bedeutenden Vermögenswerth hatten. Die Familie der Frau verlor durch die Heirat auch in pecuniärer Hinſicht, während die Familie des Mannes eben ſo viel gewann, und es hat gewiß nichts ſittlich Anſtößiges, wenn man der Erſteren dieſen Verluſt vergütete, um ſo mehr, als ſie die Koſten für die Erziehung getragen hatte. Nur in dieſem Sinne hat man den ſogenannten Brautkauf aufzufaſſen; denn, woran wir beim Kaufe zuerſt zu denken geneigt ſind, ein Verhandeln an den Meiſtbietenden kommt nirgends vor.

Daß der Brautkauf in der That dieſen Sinn hatte, beweiſt ſein Verſchwinden unter veränderten Verhältniſſen. Als die Cultur zunahm und damit die Anſprüche an vornehme Haushaltungen ſtiegen, hörte die Arbeit, welche die Frau am Webſtuhle und als Aufſeherin der Mägde verrichtete,

auf, die Kosten ihres Unterhaltes an Werth aufzuwiegen. Das Verhältniß kehrte sich jetzt um, die Heirat wurde ein pecuniärer Vortheil für die Familie der Frau und ein entsprechender Nachtheil für den Mann. Hielt man daher an dem Princip fest, daß kein Theil an der Heirat einen materiellen Vortheil haben sollte, so mußte jetzt der Mann von der Familie der Frau eine Entschädigung erhalten. Auf diese Weise entwickelte sich das Institut der Mitgift (lat. dos), und der Brautkauf verschwand.

Wie diese Aenderung sich vollzog, das können wir an den Sitten sehen, welche Homer schildert. Der Brautkauf war damals noch erhalten, und es wurden ganz bedeutende „Geschenke" gezahlt, aber zugleich war es üblich geworden, daß die junge Frau aus ihrem elterlichen Hause eine ebenfalls sehr bedeutende Mitgift mitbrachte. Man sieht schon hieraus, daß es den Alten fern lag, die Kaufehe als ein Verhandeln des Mädchens zu betrachten. Noch später hörte der Brautkauf überhaupt auf. Auch bei den Römern fand das Institut der Mitgift schon in sehr früher Zeit Eingang und wurde so allgemein, daß die Anschauung des gewöhnlichen Lebens darin das Kennzeichen einer echten Ehe sah. Allerdings erhielt sich noch sehr lange eine Art der Ehe, welche in den Formen eines Kaufes abgeschlossen wurde, die coëmtio, aber ein wirklicher Preis wurde bei derselben nicht mehr bezahlt, sondern man gab nur, um den Kauf zu markiren, eine kleine Münze.

Viel schärfer tritt die Rohheit des alten Rechtes in dem Brautraube hervor. Zur Erklärung ist aber daran zu erinnern, daß bei den alten Völkern der Raub ursprünglich gar nicht oder wenigstens nicht, wenn er gegen Fremde gerichtet war, für ein Verbrechen galt. Bei Homer werden die Seefahrer oft ohne jede beleidigende Absicht gefragt, ob sie Räuber seien; Telemach spricht mit Stolz von den vielen Sklaven, welche sein Vater Odysseus zusammengeraubt habe. Auch von Thucydides wissen wir, daß bei vielen Nationen der Raub sogar für ehrenvoll galt. Natürlich konnten auch Menschen geraubt werden, die dann einfach zu Sklaven wurden. Unter diesen Umständen bleibt die Möglichkeit des Brautraubes immerhin eine Härte, da über das Mädchen ohne ihren und ihrer Angehörigen Willen verfügt wird, aber eine Entwürdigung der Weiber kann darin nicht gefunden werden, wenn diejenige, die von Rechtswegen zur Sklavin gemacht werden durfte, statt dessen Hausherrin wurde. Die Richtigkeit dieser Auffassung beweist die Thatsache, daß der Brautraub sich noch in geschichtlicher Zeit bei den Spartanern erhalten hat, also gerade bei demjenigen Volke, welches den Frauen eine besonders hohe Stellung einräumte. Auch bei unseren eigenen Vorfahren ist er lange in Uebung geblieben und konnte kaum durch die härtesten Strafandrohungen unterdrückt werden. Im Uebrigen hörte er meistens von selbst auf, sobald man sich gewöhnte, in der Ehe eine pecuniären Last zu sehen, die der Ehemann nur gegen Entschädigung übernahm.

Daß in der juristischen Construction der Ehe bei den Alten nur scheinbar

eine Herabwürdigung der Frau liegt, zeigt sich, sobald wir auf die Auffassung der Ehe vom Standpunkt des Sacralrechts und des gesellschaftlichen Lebens eingehen. Die Ehe ist nach der Erklärung der römischen Juristen, die allerdings für die spätere römische Zeit recht schlecht paßt, die Vereinigung von Mann und Weib zu ungetheilter Lebensgemeinschaft. Die Gatten leben in vollständiger Gütergemeinschaft, so daß ein Diebstahl zwischen ihnen unmöglich ist, ferner in Opfergemeinschaft, so daß die Frau an den Familienheiligthümern und, wie eben bemerkt, bisweilen sogar an dem priesterlichen Amte des Mannes theilnimmt. Wenn der Mann paterfamilias genannt wird, so heißt die Frau, und zwar gerade die unter der juristischen Gewalt des Mannes lebende Frau, materfamilias. An den politischen Angelegenheiten hat sie keinen Theil, dafür aber genießt sie gegen Beleidigungen vielfach einen stärkeren Rechtsschutz als der Mann. Nirgends wird vielleicht die Abhängigkeit der Frau mehr betont, als bei den Indern, und doch wagt noch heute kein Inder, eine Frau zu beleidigen. In Rom wich selbst der Consul der Matrone aus. Es scheint, als ob die Frau gerade da, wo sie juristisch völlig abhängig ist, einen besonderen Rechtsschutz genieße.

Wenn schon die der patriarchalischen Familie zu Grunde liegende Idee, obgleich sie unser heutiges Familienleben in hohem Grade beeinflußt, etwas Fremdartiges für uns hat, so ist dies noch viel mehr bei einem anderen Ideenkreise der Fall. In dem ganzen Bereich der indogermanischen Rasse und weit über denselben hinaus zeigen sich nämlich mehr oder weniger deutlich Spuren von Anschauungen, welche fast wie ein phantastisches Gegenbild jener patriarchalischen Ideen erscheinen. Am reinsten treten sie bei Negervölkern im Innern von Afrika und bei den Nairen, d. h. dem Adel der Malabaren in Indien, auf. In dem Bereich der indogermanischen Völkerfamilie sind sie von Bachofen in mehreren Schriften (Mutterrecht, die Sage von Tanaquil, Antiquarische Briefe) nachgewiesen worden.

Charakteristisch ist für diese Anschauungen, daß nach ihnen die Kinder nur mit der Mutter und deren — mütterlichen — Verwandten, namentlich deren Brüdern verwandt sind. Die Familie besteht also aus den Geschwistern, welche von Einer Mutter abstammen, Brüdern sowohl wie Schwestern, ferner den Kindern der Schwestern, den Kindern der Töchter der Schwestern u. s. w. Sie ist das gerade Gegentheil der agnatischen Familie des älteren römischen Rechtes. Zwischen Bruder und Schwester, die von derselben Mutter stammen, besteht ein so inniges Verhältniß, wie in der patriarchalischen Familie zwischen den Ehegatten. Vielleicht könnte man es sogar noch als ein edleres bezeichnen, da das geschlechtliche Band durch die Blutsverwandtschaft ersetzt wird. Der Bruder schützt und ernährt die Schwester und deren Kinder, die Schwester widmet dem Bruder alle Zuneigung und Hingebung, welche in der patriarchalischen Familie der Gatte beansprucht, sie folgt ihm in die Verbannung und opfert ihm in mancher alten Sage ihre eigenen Kinder.

Unter diesen Verhältnissen hat die Keuschheit der Frau einen sehr geringen Werth. Manche Völker, wie die erwähnten Nairen, leben sogar in Vielmännerei. Freilich kommen auch bei ihnen eheähnliche Verhältnisse vor. Oft begeben sich Frauen in das Haus des Mannes und verzichten auf den Umgang mit andern Männern. Aber Herrin des Hauses ist auch dann die Schwester, nicht die Frau, Erben sind die Söhne der Schwester, nicht die Söhne der Frau. Nicht einmal zum Unterhalt ist der Mann verpflichtet, er kann die Frau und ihre Kinder jederzeit verstoßen. Daher ist Unkeuschheit der Frau nicht, wie in der patriarchalischen Familie, ein Zerreißen der heiligsten Familienbande, sondern entweder erlaubt oder doch mindestens leicht verzeihlich. Einige hierher gehörige Völker halten sogar die Keuschheit für schimpflich, und der Umgang mit recht vielen Männern gereicht dem Mädchen zum Ruhm, weil er ein Zeichen ihrer Schönheit ist. In keinem Falle liegt ein Grund vor, die Unkeuschheit der Frau strenger zu beurtheilen als die Unkeuschheit des Mannes.

In diesem Systeme haben die Kinder eine Mutter und einen mütterlichen Oheim, aber keinen Vater. Sie rechnen ihre Genealogien, wie es nach Herodot noch in geschichtlicher Zeit die Lycier thaten, nach Müttern. Die Weiber pflanzen das Geschlecht fort, und daher erben bei einigen Völkern, wie es z. B. der alte Geograph Strabo von den Kantabrern in Spanien erzählt, nur die Töchter, während die Söhne lediglich eine Mitgift erhalten. Es ist natürlich, daß solche Frauen ganz anders auftraten und selbst am politischen Leben gleichberechtigt theilnahmen, so daß die alten Spuren von einem Stimmrecht der Weiber durchaus nicht befremden können. Während man sich das Urbild einer Frau in der patriarchalischen Familie so zu denken hat, wie Homer seine Frauen schildert: in lang herabwallendem Gewande, züchtig vom Schleier umhüllt und außerhalb ihres Gemachs stets von Dienerinnen begleitet, kann man als Muster dieser Frauen die Diana betrachten, wie sie in hochgeschürztem Kleide die Fluren durchstreift.

So seltsam uns diese Anschauungen auch erscheinen mögen, und so wenig sie mit unseren Begriffen von weiblicher Zucht und Sitte stimmen, so läßt sich ihnen dennoch ein sittlicher Gehalt nicht absprechen. Nach ihnen bleibt der Mensch stets in seinem altgewohnten Kreise, die Frau wird nicht, wie bei der patriarchalischen Familie, aus der Mitte ihrer Verwandten gerissen, um ihre Heimath unter Menschen zu finden, die ihr bisher fremd waren. Es wird uns freilich sehr schwer, solche Anschauungen richtig zu würdigen. Zur Warnung vor allzuschnellem Urtheile über fremdartige Ideen sei es gestattet, eine Anekdote einzuflechten, welche der alte Geschichtsschreiber Herodot erzählt. Der Perserkönig Darius berief einmal die Griechen, welche an seinem Hofe lebten, zu sich und fragte sie, für welchen Lohn sie bereit sein würden, ihre verstorbenen Väter zu essen. Sie antworteten, daß sie das um keinen Preis thun würden. Darauf rief er die Calatier, eine indische Völkerschaft, bei welcher in der That die verstorbenen

Eltern verspeist wurden, und fragte sie, für welchen Preis sie sich dazu verstehen würden, ihre verstorbenen Väter zu verbrennen. Als sie das hörten, schrieen sie laut auf und warnten ihn, so zu lästern. Herodot knüpft daran die Betrachtung, die auch für manchen modernen Geschichtsforscher nicht überflüssig ist, daß jedem Volke seine eigenen Sitten und Gesetze als die vortrefflichsten erscheinen.

Nach jenen Anschauungen mögen die Völker gelebt haben, über welche sich der Strom der Indogermanen ergoß. Es war nicht immer leicht, sie zu unterjochen oder auszurotten, denn den Eindringlingen trat, wie wir aus Strabo, Herodot und Diodor lernen können, manch tapferer und nach guten Gesetzen lebender Stamm entgegen, der erst nach schweren Kämpfen seine Eigenart aufgab. Daher haben sich denn auch in dem Machtbereich der Griechen und Römer fremdsprachige Völker noch sehr lange erhalten, ja bis auf die heutige Zeit hat sich in den Basken der letzte Rest einer vorindogermanischen europäischen Bevölkerung behauptet.

Aeußerlich betrachtet, siegte fast überall die indogermanische Cultur. Sprache, Recht und Sitte erscheinen, oberflächlich angesehen, durchaus als indogermanisch. Aber in den niederen Schichten des Volkes hielt sich unendlich viel von den alteinheimischen Anschauungen, wenn es auch meistens in der Literatur entweder gar nicht beachtet oder als unsittlich bekämpft wurde. Aus einigen Anzeichen können wir uns noch heute eine Vorstellung von dem Verlauf des Kampfes machen.

Am schnellsten gaben die Frauen ihre alte politische Stellung auf. Da die Indogermanen der herrschende Stamm wurden, so drangen im öffentlichen Recht ihre Grundsätze überall durch. Nach einer alten Sage, welche uns der Kirchenvater Augustinus aufbewahrt hat, besaßen die Athenerinnen in vorgeschichtlicher Zeit Stimmrecht, verloren es aber zur Strafe, weil sie Poseidon beleidigt hatten. In geschichtlicher Zeit sind es nur vereinzelte Erscheinungen, wenn der Philosoph Plato in seinem idealen Staate auch weibliche Beamte hat, oder wenn die Frauen in der Landschaft Lavedan noch im vierzehnten Jahrhundert nach Christus an öffentlichen Abstimmungen theilnahmen. Immerhin werden freilich selbst in geschichtlicher Zeit weibliche Schiedsrichter in politischen Angelegenheiten erwähnt.

Weniger schnell verschwand die alte Sitte, die Geschlechter nach Müttern zu rechnen. Herodot kennt sie noch in voller Ausbildung bei den Lyciern. Vereinzelt kommt es bei den Griechen vor, daß ein Sohn nach seiner Mutter, also z. B. Apollo nach Leto als Letoide genannt ist, dagegen wird in altitalischen Inschriften zur näheren Bezeichnung der Person oft die Mutter statt des Vaters oder wenigstens neben dem Vater genannt. Selbst im Mittelalter haben sich noch mehrere Reste jener Sitte erhalten. Jeanne d'Arc führte ihren Namen nach ihrer Mutter. In Deutschland kommt es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert noch mehrfach vor,

daß Jemand nicht, wie ſonſt üblich, nach ſeinem Vater, ſondern nach ſeiner Frau (z. B. vir domine Conegundis) oder nach ſeiner Mutter (filius domine Gutte) oder gar nach ſeiner Schweſter (frater domine Lise) bezeichnet wird. Wenn ferner unter den heutigen Familiennamen viele wie Jakobſen, Matthieſſen die Abſtammung von einem Manne bezeichnen, ſo gab es daneben, wie ein neuerer Forſcher, Lübben, im Jahrbuch des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung (Bd. VI.) ausgeführt hat, in älterer Zeit eine Reihe anderer Namen, welche die Abſtammung von einer Frau bezeichneten, alſo auf eine Sitte hindeuten, die Söhne nach der Mutter zu nennen. Bis auf den heutigen Tag hat ſich wenigſtens noch ein ſolcher Name erhalten, nähmlich Vernaleken d. h. Sohn der vrouwen Aleken (Frau Adelheid). So reichen die letzten Spuren jener Anſchauungen, welche vielleicht vor dreitauſend Jahren bei den Ureinwohnern geherrſcht haben, bis in unſere Zeit.

Bei dem Widerſtreit der Ideen konnten tiefe ſittliche Conflicte nicht ausbleiben. Für wen ſollte die Frau bei einem Kampfe ihres Mannes mit ihrer Familie Partei ergreifen? Nach dem einen Rechte gehörte ſie zum Manne, nach dem andern zu der Mutter und den Brüdern. In einer alten nordiſchen Bearbeitung des Nibelungenliedes tritt die alteinheimiſche Anſchauung noch deutlich hervor. Der größte Schmerz iſt für das Weib der Tod des Bruders, nicht des Gatten. Als Brynhild über die Ermordung Sigurds frohlockt, ruft Gunnar erbittert: „Du wäreſt würdig, Weib, daß wir Dir hier vor den Augen Atli erſchlügen, daß Du ſähſt an dem Bruder blutige Wunden!“ Und ſpäter rächt, derſelben Anſchauung getreu, Gudrun ihren Bruder an ihrem eigenen Gatten Atli. Der Gedanke kehrt bei den verwandten, obwohl räumlich weit getrennten Perſern in einer von Herodot überlieferten Erzählung wieder. Als Darius den Intaphernes mit ſeinen Söhnen und allen männlichen Verwandten zum Tode verurtheilt hatte, geſtattete er der Gattin des Intaphernes, einen von ihnen loszubitten. Sie wählte ihren Bruder und antwortete, nach ihren Beweggründen gefragt: „Einen anderen Mann kann ich bekommen, wenn die Gottheit will, und andere Kinder, wenn ich dieſe verliere, einen anderen Bruder aber kann ich nicht bekommen, nachdem mir Vater und Mutter geſtorben ſind.“ Faſt wörtlich kehrt dieſe Idee in der Antigone des Sophokles wieder, und wenn es auch zweifelhaft iſt, ob die betreffende Stelle ſchon von Sophokles ſelbſt herrührt, ſo muß Sie doch jedenfalls ſchon im Alterthum eingeſchoben ſein, da ſie von Ariſtoteles angeführt wird.

Wunderbar haben ſich, ſo ſehr auch das patriarchaliſche Princip Anfangs in den Vordergrund trat, die beiden einander widerſtrebenden Ideen in Recht und Sitte bei allen Völkern gemiſcht. In reiner Ausprägung finden wir ſie nirgends, da weder die patriarchaliſche Familie im Stande war, den Einfluß der alteinheimiſchen Anſchauungen ganz abzuweiſen, noch andererſeits dieſe vollſtändig durchdringen konnten. Am beſten erhielt ſich die

patriarchalische Familie bei den Indern. Scharf betonen die Gesetzbücher die Abhängigkeit des Weibes auf jeder Lebensstufe: Als Mädchen, sagen sie, gehorcht das Weib dem Vater, als Frau dem Manne, als Wittwe den Söhnen, selbstständig ist sie niemals. Verächtlich wird sie deswegen keineswegs behandelt. Freilich wird ihr überall Gehorsam und Unterwerfung eingeschärft, es fällt auch manch' hartes Wort über den Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit der Frauen, aber diesen Aeußerungen stehen andere gegenüber, die in ebenso überschwänglicher Weise ihre Würde und Bedeutung betonen. Ist der Mann der Herr (patis), so ist die Frau Herrin (patni); die Gemahlin des geistlichen Lehrers hat Anspruch auf ähnliche Ehrfurchtsbezeugungen, wie sie ihrem Gatten gezollt werden; die Gesetzbücher befehlen, sie durch Berühren der Füße (eine in der indischen Sitte öfter vorkommende Grußform) zu grüßen.

Das patriarchalische Princip ist auch darin durchgedrungen, daß die verheiratete Tochter kein Erbrecht gegen ihren Vater hat, da sie aus dessen Familie ausgeschieden ist, ebenso darin, daß bei der Verheiratung der Tochter regelmäßig nicht ihr, sondern des Vaters Wille in Betracht kommt. Trotzdem hat aber selbst das von den Brahmanen so einseitig ausgebildete Recht anderen Anschauungen Raum gewährt, indem es den Brautkauf als unsittlich verbot und den Brautraub wenigstens auf die Kriegerkaste beschränkte. Noch viel mehr treten diese Anschauungen in dem Bilde hervor, welches wir aus der Poesie von der Stellung der Frauen gewinnen. Der Preis von Frauentugend und Frauenschönheit, dem wir so häufig begegnen, widerspricht allerdings dem patriarchalischen Princip nicht, wohl aber die Selbstständigkeit, welche die Weiber in manchen anderen Beziehungen beanspruchen. Charakteristisch ist dafür besonders die Sitte der Gattenwahl, nach welcher Königstöchter, wenn sie sich verheiraten wollten, an einem bestimmten Tage alle ihre Bewerber vor sich beschieden, um einen aus ihnen zu ihrem Gemahl zu machen.

Die herrschende Eheform bei den Indern ist Vielweiberei, doch scheint die Stellung der Frauen nicht sehr darunter gelitten zu haben. Merkwürdig ist, daß das große indische Nationalepos, das Mahabharatam, sogar von einem Fall von Vielmännerei weiß, der aber im Rechtsleben der indischen Indogermanen durchaus vereinzelt steht.

Bei Griechen und Römern blieben die einheimischen Anschauungen für die Sklaven, d. h. für den untersten und zugleich den zahlreichsten Stand maßgebend. Vom Standpunkt der Sitte und der Religion aus gab es allerdings auch Sklavenehen, die unter ähnlichen Feierlichkeiten wie die der Freien eingegangen wurden. Auch verlangte man von den aus solchen Verhältnissen stammenden Kindern die volle Ehrfurcht gegen ihre Eltern, was dann juristisch wichtig werden konnte, wenn Eltern und Kinder später freigelassen wurden. Aber im Uebrigen erkannte das Recht diese Ehen nicht

an. Dieſelben konnten von dem Herrn oder den Herren der Gatten jederzeit willkürlich gelöſt werden, und die Kinder folgten ohne Unterſchied der Mutter, auch wenn der Vater in dem Eigenthum eines Anderen ſtand. Selbſt wenn alle Theile ſpäter freigelaſſen wurden, beſtand dennoch keinerlei Erbrecht gegen den leiblichen Vater. Wenn von den Eltern einer frei, der andere Sklave war, ſo entſchied nach dem erwähnten Princip lediglich der Stand der Mutter.

Ebenſo behauptete ſich dieſe Anſchauung für den Concubinat, d. h. für ein Verhältniß, welches in allen weſentlichen Punkten der heutigen Ehe zur linken Hand gleicht. Auch der Concubinat, der übrigens geſetzlich durchaus erlaubt war, iſt ein ſtreng monogamiſches Verhältniß, von der Ehe nur dadurch unterſchieden, daß die Frau nicht als ebenbürtige Genoſſin des Mannes gilt, und daß die Kinder der Mutter folgen, von dem Vater aber weder den Namen noch das Vermögen erben. Der Concubinat war zu allen Zeiten verbreitet und gewann in der allgemeinen Sittenverderbniß, welche im letzten Jahrhundert vor Chriſti Geburt begann, ſogar noch erheblich an Ausdehnung.

Für die vornehmeren Frauen galt das patriarchaliſche Princip mit der Modification, daß in der griechiſch-römiſchen Culturwelt die Einzelehe die allgemeine, wenn auch nicht ausnahmslos herrſchende Eheform iſt. Bei den Spartanern ſoll Vielmännerei in der Weiſe vorgekommen ſein, daß mehrere Brüder gemeinſchaftlich eine Frau nahmen, und andererſeits iſt bei ihnen ebenſo wenig wie bei den Athenern die Vielweiberei ausgeſchloſſen.

Die Frau trat alſo bei den Griechen und Römern in älterer Zeit aus ihrer leiblichen Familie in die des Mannes und führte, wenigſtens bei den Griechen, von ihrer Verheiratung an zuſätzlich zu ihrem Namen nicht mehr den Namen ihres Vaters, ſondern den ihres Mannes im Genitiv, ſo daß auch äußerlich der veränderte Familienſtand Ausdruck fand. Die Stellung der Frauen war eine würdige, aber ſtreng auf das Haus beſchränkte. Vor fremden Männern erſchien die züchtige Hausfrau nur in Begleitung von Dienerinnen. Ihr lag die Aufſicht über die Mägde ob, in andere Angelegenheiten durfte ſie ſich nicht miſchen. Es galt als ſchicklich und löblich, als Telemach, der ſoeben erwachſene Sohn, ſeine eigene Mutter in dieſe Schranken zurückwies. Daß Frauen, wie Arete, die Gemahlin des Alkinoos, auch Streitigkeiten von Männern ſchlichteten, war Ausnahme.

Die Stellung der griechiſchen Frauen zur Zeit Homers läßt ſich am beſten mit der der indiſchen Frauen vergleichen. Hier wie dort finden wir ſtrenge Abhängigkeit in allen juriſtiſchen Beziehungen vom Vater, vom Manne oder vom Sohne zugleich mit einer hohen Meinung von weiblicher Tugend und Würde. Später ſteigerten ſich bei den ioniſchen Griechen, namentlich den Athenern, die Anſprüche an weibliche Zurückhaltung und führten bisweilen zu einer faſt haremartigen Abſchließung der vornehmen Frauen.

Indeſſen fehlt es trotz alledem nicht an Spuren von ganz entgegengeſetzten Tendenzen. Dahin iſt es zu rechnen, wenn die Athener zum Bürgerrecht nicht nur die Abſtammung von einem Bürger, ſondern auch von einer Bürgerin verlangten, da nach patriarchaliſchem Princip nur der Stand des Vaters in Betracht gekommen wäre. Auch die hohe Achtung, welche die Hetären in Athen genoſſen, geht auf andere Anſchauungen zurück. Endlich hat auch Solon den Brautkauf aufgehoben, indem er verbot, Töchter und Schweſtern zu verkaufen, dafür aber freilich auch die ſich mehr und mehr ausbreitende Sitte, Mitgiften zu geben, auf einen ſehr geringen Umfang beſchränkte, da er als höchſtes Maß drei Feierkleider erlaubte.

Viel ſtärker machten ſich jene Tendenzen anderwärts geltend. Der Begriff der Weiberherrſchaft war den griechiſchen Schriftſtellern durchaus geläufig und ſie beſaßen ſogar ein eigenes Wort für das Stehen unter Weiberherrſchaft (γυναικρατεῖσθαι). Es ſcheint, als ob auch das Symbol für dieſe ehrwürdige Inſtitution ſeit Urzeiten daſſelbe war wie heute. Bekanntlich iſt der männlichſte Held der griechiſchen Sage, Herkules, dem allgemeinen Schickſal der Männer nicht entgangen, da er Jahre lang in der Knechtſchaft einer Frau verbringen mußte, und wenn wir Lucian glauben dürfen, ſo pflegte ihn Omphale mit einer Sandale oder, modern zu ſprechen, mit einem Pantoffel zu züchtigen. Selbſt die Inſignien der Herrſchaft haben ſich alſo bis auf unſere Tage als ſolche erhalten.

Wir ſind gewohnt, die Weiberherrſchaft als ein Zeichen der Verweichlichung des Volkes aufzufaſſen. Für das Alterthum trifft dies nicht unbedingt zu. Ariſtoteles behauptet ſogar im Gegentheil, daß jene gerade bei den kriegeriſchen Stämmen vorkomme, weil die Männer derſelben in den regelmäßig wiederkehrenden Feldzügen lange Zeit vom Hauſe abweſend zu ſein pflegten. So zählte er denn auch, wie es übrigens im Alterthum allgemein geſchah, mit Recht von den Griechen die Spartaner zu den unter Weiberherrſchaft ſtehenden Völkern. Das Hausregiment kam hier unumſchränkt den Frauen zu, und ſelbſt in die öffentlichen Angelegenheiten miſchten ſie ſich in einer für die übrigen Griechen geradezu anſtößigen Weiſe. In Sparta betrachtete man dies als einen Vorzug. Als eine Fremde der Gorgo, der Gemahlin des Leonidas, gegenüber bemerkte, daß nur die Weiber der Spartaner über ihre Männer herrſchten, antwortete dieſe: weil wir allein Männer gebären. Den Joniern blieb freilich dies ganze Weſen unverſtändlich und die männliche hochgeſchürzte Tracht und das freie Benehmen der Spartanerinnen erſchien ihnen ebenſo unzüchtig, wie es uns heutzutage erſcheinen würde. Gewiſſermaßen zur Erklärung erzählte man, Lykurgos habe urſprünglich auch die Weiber ſeiner ſtrengen Zucht unterwerfen wollen, bald aber ſein Unternehmen als hoffnungslos aufgegeben.

Noch ſchroffer als in der ſpartaniſchen Verfaſſung treten die erwähnten Tendenzen bei Plato, dem attiſchen Philoſophen, auf. Plato verlangt in der „Politik“ für ſeinen idealen Staat Weibergemeinſchaft und überhaupt

gleiche Rechte für Männer und Frauen, unterwirft Letztere aber, als wollte er die äußersten Consequenzen der Frauenemancipation klarlegen, auch denselben Pflichten, einschließlich der Militärpflicht. Die Kinder sollten allen gemeinsam sein und an besonderen Orten von Wärterinnen so erzogen werden, daß keine Frau ihr eigenes Kind erkennen könnte. Plato versprach sich davon sehr segensreiche Folgen für die Liebe der Bürger untereinander, da die Gleichaltrigen auf diese Weise sich als Brüder und alle Jüngeren als ihre Kinder ansehen würden. In reiferem Lebensalter mochte er diese Ideen als undurchführbar erkennen, denn in seinen später geschriebenen „Gesetzen" tritt er bereits viel milder auf und läßt namentlich die Weibergemeinschaft vollständig fallen. Auch hier erscheinen aber noch weibliche Beamte als Aufseherinnen über die Ehen und selbst die Militärpflicht der Frauen hebt er nicht auf. Ein Familienleben fehlt dem Platonischen Staat selbstverständlich; der Philosoph verlangt daher öffentliche Speisungen nach Art der spartanischen gemeinschaftlichen Mahle und will daran sogar die Weiber theilnehmen lassen. Daß er mit seinen Tendenzen auch in der milderen Form auf starken Widerspruch stieß, beweist die herbe Kritik, welcher Aristoteles in der „Politik" seine Ansichten unterzog.

Der von Aristoteles aufgestellte Satz, daß gerade die kriegerischen Völker zur Weiberherrschaft neigen, trifft auch auf die Römer zu. Es ist sehr interessant, den geschichtlichen Proceß zu beobachten, in welchem die alteinheimischen Anschauungen sich gegenüber dem altrömischen d. h. dem indogermanischen Rechte Geltung verschafften.

Eine Ehe konnte ursprüglich durch confarreatio d. h. durch ein feierliches Opfer oder in Form eines Kaufes eingegangen werden. Die Frau kam dadurch mit ihrem ganzen Vermögen in die Gewalt (manus) ihres Mannes und war nach dem Ausdrucke der Römer juristisch wie eine Tochter anzusehen. Nur soll schon Romulus den Verkauf der Frau bei strenger Strafe verboten haben. Nach der Sitte war natürlich die Frau Herrin des Hauses und wenn die Juristen sagen, ihr ganzes Vermögen sei an den Mann gefallen, so bedeutet das, in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzt, daß alles Vermögen den Ehegatten gemeinschaftlich wurde, aber unter der Verfügungsgewalt des Mannes stand, wie es auch noch heute bei dem in Deutschland weit verbreiteten Rechte der Gütergemeinschaft der Fall ist. Den Namen scheinen die römischen Frauen bei der Verheiratung auch in ältester Zeit nicht gewechselt zu haben, denn in der römischen Sage werden sie durchgehends nach dem Geschlechte des Vaters, nicht des Mannes genannt. Die Gemahlin des Tarquinius Superbus heißt Tullia, die Gemahlin des Tarquinius Collatinus Lucretia.

Obgleich die Frau in der alten Ehe eine sehr geachtete Stellung einnahm, so muß dennoch im römischen Volke eine weitverbreitete Abneigung dagegen bestanden haben. Man vermied daher die gesetzlich anerkannte Ehe

überhaupt und zog es vor, sich ohne jede Form zu verbinden. Allerdings genossen die so verheirateten Frauen eine geringere Achtung und hatten auch auf die Bezeichnung materfamilias keinen Anspruch, aber die Sitte mißbilligte diese Verhältnisse nicht und jedenfalls wurde es dabei vermieden, daß die Frau unter die Gewalt des Mannes kam. Wir kennen die ältere römische Rechtsgeschichte leider zu wenig, um zu wissen, wann diese Ehen gesetzliche Anerkennung erlangten. Vermuthlich waren sie schon im Anfange der Republik ziemlich häufig, jedenfalls hatten sie gegen Ende derselben die alte Ehe fast völlig verdrängt. Eine höhere Weihe genoß diese freilich noch immer; die Inhaber gewisser priesterlicher Aemter mußten in Form der confarreatio verheiratet sein, die Vestalinnen aus confarreirten Ehen stammen.

In der freien Ehe war die Frau von dem Manne durchaus unabhängig. Ihm fiel nur dasjenige Vermögen zu, was ihm ausdrücklich als Mitgift übergeben wurde, alles übrige verblieb der Frau, und wenn sie ihm die Verwaltung desselben übertrug, so wurde er wie jeder andere Verwalter angesehen. Das Verhältniß war jederzeit löslich, jeder Theil konnte beliebig die Scheidung aussprechen. Erst sehr spät ist dies unter dem Einfluß der christlichen Kirche beschränkt worden.

Im Allgemeinen hat das römische Recht sich stets von solchen Institutionen freigehalten, welche heute unser sittliches Gefühl beleidigen. Zuchtlosigkeiten, wie sie in der Verfassung des Lykurgus vorkommen, suchen wir bei ihnen vergebens. Von der Sitte aber läßt sich nicht dasselbe sagen. Es war bei der Leichtigkeit der Ehescheidung eine weitverbreitete Gewohnheit, sich von den Frauen, selbst nach langjähriger Ehe, lediglich deshalb zu trennen, damit sie ein Freund heiraten könne, und sie dann auch wohl nach dem Tode des zweiten Gatten wieder zu sich zu nehmen. Wenn Männer wie Cato so handeln konnten, so läßt das auf die Verbreitung von sittlichen Anschauungen schließen, die von den unseren grundverschieden sind. Einzelne Traditionen von unzüchtigen Mysterien, welche auch in Rom Eingang fanden, lassen uns ahnen, daß der Hintergrund, vor dem sich die glänzende klassische Periode abspielte, noch viel düsterer war.

Eine völlige Sittenverderbniß riß in den letzten Jahrhunderten vor Christus ein. In den Bürgerkriegen ging ein großer Theil des alten Adels zu Grunde, und dafür bereicherten sich eine Menge von Leuten aus den niedrigsten Schichten des Volkes bei den zahlreichen Proscriptionen. Diese Personen, welche ganz gewiß nicht zu den edelsten Elementen der unteren Stände gehörten, brachten, als sie mit der herrschenden Klasse in nähere Beziehungen traten und bisweilen sogar Familienverbindungen eingingen, Anschauungen mit, welche bisher nie an die Oberfläche des Volkslebens gedrungen waren. Auf diese Weise erfolgte in den römischen Sitten ein Umschwung, wie er so plötzlich und radical in der Geschichte ohne Gleichen ist.

Die altrömische Zucht hatte sich auch auf die Frauen in ihrer ganzen Strenge erstreckt, es war für diese schon ein todeswürdiges Verbrechen gewesen, wenn sie beim Weintrinken ertappt wurden. Die beiden großen römischen Revolutionen waren nach der Sage wegen Verletzung der Frauenkeuschheit ausgebrochen. Die Römer hatten es sowohl unter dem letzten Könige Tarquinius Superbus wie unter den Decemvirn geduldet, daß unter ihnen ein Schreckensregiment aufgerichtet wurde, und daß zahlreiche Männer ohne Urtheil und Recht ihr Leben verloren, aber sie empörten sich, als die Gewalthaber die Ehre eines Weibes antasteten. Bei diesem selben Volke geschah es um Christi Geburt, daß Frauen und Mädchen der vornehmsten Familien sich in der schamlosesten Weise prostituirten. Alle Strafandrohungen waren dagegen machtlos, und Augustus, der geglaubt hatte, der Wiederhersteller der Sitten werden zu können, erlebte in seiner eigenen Familie die ärgsten Scandale. Was unter den späteren Kaisern geschah, ist für einen modernen Schriftsteller geradezu unbeschreiblich. Die scheußlichsten Ausgeburten einer bis zum Wahnsinn erhitzten Phantasie wurden damals zur That. Die beiden einander entgegengesetzten ethischen Anschauungen hatten sich nach langem Kampfe gegenseitig vernichtet und einem moralischen Nihilismus der schlimmsten Art Platz gemacht.

Dieselben feindlichen Ideen, wie bei den Indern, Griechen und Römern, erkennen wir, obgleich unter anderen Formen, auch bei den Slaven und Germanen.

Abhängig ist die Frau nach dem alten Rechte auch bei den Slaven; selbst in den Hochzeitsgebräuchen findet der Gedanke Ausdruck, daß sie in eine Art von Knechtschaft tritt. In der ersten Nacht hat nach einer uralten Sitte, die früher allgemein war und heute noch in Bauerngemeinden vorkommen soll, die Neuvermählte dem Gatten zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit die Schuhe auszuziehen. „Ich will den Sohn einer Magd nicht entschuhen," sagte nach Nestors Chronik die Tochter von Ragwald, als sie die Werbung des Fürsten Wladimir ablehnte. Auch die Vielweiberei, die bei einzelnen Großen, wie Wladimir, alle Grenzen überstieg, mußte die Stellung der Frauen drücken. Trotzdem waren in der slavischen Welt Charaktere möglich, wie die „heilige" Olga, jenes gewaltige Mannweib, das nach der russischen Sage unter schwierigen Verhältnissen mit fester Hand die Zügel der Herrschaft für ihren unmündigen Sohn ergriff und behauptete, aber sich nicht scheute, Gesandte lebendig zu begraben und tausende von Menschen heimtückisch ermorden zu lassen, um ihren getödteten Gemahl zu rächen. Gerade bei den Slaven tritt die Idee der Weiberherrschaft in ihrem Zusammenhang mit Sinnlichkeit und Grausamkeit besonders deutlich hervor. Ein neuerer Schriftsteller, Sacher-Masoch, giebt uns in den meisten seiner Werke eine poetische Darstellung der Art, wie sie noch heute im slavischen Volke fortlebt.

Was die Germanen betrifft, so wurde schon oben bemerkt, daß nach

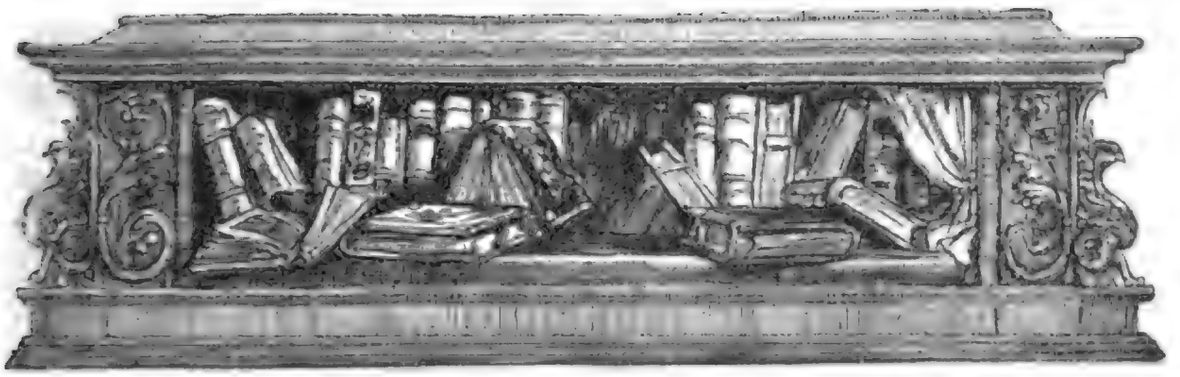
einer weit verbreiteten Anschauung allerdings dem Weibe eine höhere Weihe zukam, obgleich auch bei ihnen nach dem herrschenden Rechte die Frau in der Gewalt des Mannes stand. Die christliche Kirche stellte sich zu jener Idee nicht freundlich, sondern feindlich, und sah in denjenigen weiblichen Charakterzügen, welche den Alten göttlich erschienen waren, nur das Dämonische. Die Priesterinnen der Götter wurden zu Priesterinnen des Teufels, welche auf dem Blocksberg ihre Orgien feierten, die heiligen Frauen zu Hexen. Nur in der Verehrung der Jungfrau Maria erhielt sich Vieles von der alten Idee.

Noch einmal erhob sich der Frauencultus in dem Ritterthum zur vollen Blüthe. Es ist bekannt, daß der Ritterstand zu dem bei weitem größten Theile aus früheren Unfreien und Hörigen erwuchs. Die Nachkommen der Ureinwohner, welche vor Jahrhunderten von den eindringenden Indogermanen unterjocht worden waren und seitdem die niedrigeren Stämme gebildet hatten kamen jetzt wieder zu Ehre und Ansehen, und mit ihnen tauchten auch die alten Ideen auf, die lange Zeit in den Familien der Hörigen versteckt gehegt waren. Der Proceß bietet eine Analogie zu der socialen Revolution dar, welche in Rom durch die Proscriptionen der Bürgerkriege herbeigeführt, wurde. Aber während in Rom gerade die gemeineren Elemente des niederen Volkes emporstiegen und, unfähig etwas Neues zu schaffen, lediglich eine vollständige Ausartung veranlaßten, war das Ritterthum von Ideen getragen, denen sich der sittliche Gehalt nicht absprechen läßt, wenn es auch zu vielen Ausschreitungen kam, die in den gefärbten Darstellungen der neueren Zeit meistens nur allzu sehr in den Hintergrund treten.

Nach dem Niedergange des Ritterthums nahmen die Frauen ihre frühere Stellung wieder ein und haben sie bis auf die heutige Zeit behalten. Aber auch jetzt noch sind für Denjenigen, der schärfer beobachtet, die alten Gegensätze wohl erkennbar. Die Frau tritt freilich in den Stand und in die Familie des Mannes ein, und während sie noch im sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert ihren Mädchennamen weiter trug, nimmt sie bei uns den Namen und nach einer weit verbreiteten Sitte sogar den Titel des Mannes an. Es ist ein Kennzeichen der verheirateten Frau, daß sie den Namen des Vaters abgelegt hat; die Neuvermählte unterschreibt das Protokoll des Standesbeamten zum ersten Mal mit dem neuen Namen, und wenn der Prediger sie nach manchen Kirchenordnungen noch mit dem Namen des Vaters anredet, so liegt darin ein absichtliches Ignoriren des vorangegangenen civilen Actes. Aber trotzdem bleibt die Frau auch juristisch im Zusammenhang mit ihrer bisherigen Familie, wie sich namentlich im Erbrecht zeigt. Es ist auch interessant, zu beobachten, wie das Rangverhältniß der Geschlechter schwankt. Im Salon nimmt die Frau, in der Kirche und dem Gerichtssaale der Mann die erste Stelle ein. Die Verlobungsanzeige nennt zuerst die Braut, die Heiratsanzeige zuerst den Gatten; nur Kirche

und Standesamt laſſen auch in der Zeit der Verlobung für ihre Anzeigen das Geſetz der Galanterie nicht gelten.

Die politiſchen Rechte ſind den Frauen bis in die neueſte Zeit durchweg vorenthalten; und wo die gewöhnliche Familienordnung herrſcht, haben ſie keinen Sinn, da ſie vermuthlich nach Anweiſung der Väter oder Ehemänner ausgeübt werden würden, ſoweit es nicht etwa den Geiſtlichen gelänge, Einfluß darauf zu erhalten. Aber freilich gehen die auf Frauen-Emancipation gerichteten Tendenzen ſehr viel weiter, indem ſie in ihren letzten Folgerungen Weiber- und Gütergemeinſchaft erſtreben. Würde eine Vorkämpferin der Frauen-Emancipation ihre letzten Wünſche ſich ſelbſt und dem Publikum ohne jeden Rückhalt klarlegen, ſo würden ſie dem ſehr ähnlich ſein, was Plato in ſeiner „Politik“ forderte, und würden auch thatſächlich auf denſelben uralten Anſchauungen über die natürliche Beſtimmung des Weibes beruhen. Was vor zweitauſend Jahren gedacht und gewollt wurde, eröffnet uns das Verſtändniß für die Ideen, die noch heute die Welt bewegen.



Die neueſten Romane von Daudet und Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Sappho, Pariſer Sittenbild von Alphonſe Daudet*).

Die beiden neueſten Romane von Alphonſe Daudet und Emil Zola ſind in ſchneller Folge aufeinander erſchienen; ich habe ſie auch zufällig beide unmittelbar nacheinander geleſen. Dieſer Zufall legte es nahe, ja, forderte ſogar dazu heraus, eine Vergleichung zwiſchen den beiden Schriftſtellern anzuſtellen, die ſeit dem Tode Flauberts in der Gunſt des Publikums und nach dem Urtheil der Kritik wohl entſchieden die erſten Stellen in der erzählenden Dichtung des gegenwärtigen Frankreichs einnehmen. Unwillkürlich habe ich auch während des Leſens bei dem Verſuche, dieſe Erzählungen in einen Zuſammenhang mit der Geſammtheit des dichteriſchen Schaffens des Einen und des Andern zu bringen, bei beſonders hervorſpringenden Einzelheiten dieſen Vergleich angeſtellt; aber das Ergebniß dieſes Bemühens iſt doch ein ſehr dürftiges geblieben, und ich bin zu dem Schluſſe gekommen, daß Daudet und Zola weder in ihrer Uebereinſtimmung noch in ihren Gegenſätzen zu einer intereſſanten Parallele geeignet ſind.

Ueber Eines kann die Lectüre der beiden Schriften kaum einen Zweifel laſſen: über das ungleich ſchwerere Gewicht des Zola'ſchen Talentes. Daudet iſt viel dünnſchichtiger. Sein Wort dringt weniger tief ein und ſitzt viel lockerer als das tief einſchneidende Wort Emil Zolas. Dafür beſitzt er wiederum andere Eigenſchaften, die Zola leider gänzlich verſagt ſind. Er iſt liebenswürdiger und anmuthiger, er weiß noch, was Anſtandsgefühl iſt.

*) Paris, G. Charpentier u. Cie. 1884.

Zola besitzt dafür gar keinen Sinn mehr, wenn er ihn überhaupt je besessen hat; und der Klarheit und Anschaulichkeit des Vortrages unterordnet er alles Uebrige rücksichtslos.

Aus dieser Bemerkung darf übrigens nicht gefolgert werden, daß „Sappho" ein Buch sei, das man unbedenklich jungen Mädchen in die Hand geben dürfe. Der Roman ist in seiner ganzen Fabel, in der Gestalt der Heldin und in der Schilderung der Einzelheiten gerade so schlimm wie die schlimmsten Zola'schen „Sittenbilder", und er wirkt vielleicht noch unangenehmer und abstoßender als diese, gerade weil den Leser niemals die Empfindung verläßt: der Dichter, der uns hier mit diesen Unsauberkeiten beschäftigt, ist sich der Unreinlichkeit vollkommen bewußt und bemüht sich offenbar, uns das Widerwärtige wenigstens mundgerecht zu machen. Bei Zolas nüchterner, objectiver, docirender Art des Vortrages von Ungeheuerlichkeiten hat man das bestimmte Gefühl: dem Manne fehlt Etwas — nämlich das, was wir Anstandsgefühl oder Schamgefühl nennen. Wenn er wüßte, wie abscheulich und ekelhaft das ist, was er ohne alle Erregung und ohne den geringsten Versuch, die verletzende Brutalität des Vorwurfs und des Ausdrucks irgendwie zu mildern, ganz unbetheiligt erzählt, so wäre es diesem ehrlichen und bedeutenden Talente nicht möglich, sich in der breiten Ausmalung dieser wüsten Unanständigkeit zu gefallen. Zola sagt die stärksten Unfläthigkeiten wie etwas Selbstverständliches. Das Publikum hat sie hingenommen zunächst mit Befremden, ja mit Entrüstung, oder der eigenthümlichen Freude an der Enthüllung des gewöhnlich Verborgenen, dann mit einem gewissen komischem Erstaunen über die unglaubliche Keckheit des Menschen, der so etwas schwarz auf weiß zu geben keinen Anstand nimmt, und endlich mit einem Gefühle aufrichtigen Bedauerns über die Verirrung eines der bedeutendsten unter den lebenden Schriftstellern. Und alles das zusammen hat zu dem ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolge der Zola'schen Schriften sehr wesentlich beigetragen.

Das von Zola gegebene Beispiel ist nicht vereinzelt geblieben. Ein jeder Dichter und Schriftsteller hat in seinem künstlerischen Wirken den Zwang der Rücksichten oft bitter empfinden müssen. Plötzlich hat er sich den Kopf an den Schranken gestoßen, die nach der allgemeinen Uebereinkunft die gute Sitte zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten errichtet hat. Er hat sich klar machen müssen: bis hierher und nicht weiter. Für Zola haben diese Schranken aber nie bestanden, und da nun die Andern gesehen haben, wie sich dieser eine, ohne einen Laut der Entschuldigung vorzubringen, gemüthlich darüber hinwegsetzt, haben auch sie den lästigen Zwang nicht länger anerkennen wollen. Und so ist es gekommen, daß das Gebiet, auf welchem sich die französische Erzählung der Gegenwart bewegt, ein nach der Richtung des früher Verbotenen hin allerdings ungemein erweitertes geworden ist. Ob diese Annexion aber der Dichtung Frankreichs zu gute kommt, das ist freilich mehr als zweifelhaft; denn es ist natürlich, daß nun vorzugsweise

das neue, erſt in den letzten Jahren zugewonnene Gebiet vor allem ausgebeutet wird.

Die geſammte franzöſiſche erzählende Dichtung hat ſich daher in dieſer neueſten Zeit ſowohl in der Wahl der Stoffe, wie auch ganz beſonders im Vortrage, im Ausdrucke in einer höchſt auffälligen Weiſe verſchlimmert. Wenn man in der Hetzjagd der literariſchen Neuigkeiten, die ſich an uns herandrängen und abgethan ſein wollen, ſich einen Augenblick Ruhe gönnt, um einigermaßen wieder zu Athem zu kommen, wenn man ſich dann überlegt, was man in den letzten Jahren geleſen hat, und zugleich daran denkt, welche Romane in unſern jüngeren Jahren, etwa vor zwei Jahrzehnten durch die Kühnheit ihrer Conflicte und die Energie ihrer Sprache unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt und unſer Intereſſe entflammt haben, dann muß man in der That ſtaunen, wie wir es ſo herrlich weit gebracht! Wo ſind die Zeiten geblieben, da vorſichtige Damen Anſtand nahmen, einzugeſtehen, daß ſie den neueſten Roman der George Sand geleſen hätten? Da Balzac wegen ſeiner Waghalſigkeit angeſtaunt wurde, die harmloſen Zoten Paul de Kocks die tugendhafteſte Entrüſtung erregten, „Fanny“ von Erneſt Feydeau als durch und durch verwerfliches Werk in die Acht erklärt und „Madame Bovary“ von Flaubert wegen ſeiner unſittlichen Tendenz ſogar vor den ordentlichen Richter geſtellt wurde? Den Leſern der neueſten franzöſiſchen Romane erſcheinen alle dieſe Werke ſo zahm, ſo unverfänglich wie nur möglich. Das, was früher kaum angedeutet wurde, wird jetzt ganz unverblümt mit roheſter Offenheit ausgeſprochen, und was jetzt in gar nicht mißzuverſtehender Weiſe angedeutet wird, wagte man früher nicht mit einer Silbe auch nur zu ſtreifen.

Ja, das Gebiet der franzöſiſchen Erzählung hat ſich allerdings „erweitert“, aber was gewonnen worden iſt, iſt lediglich der Gemeinheit, der Verſumpfung abgerungen. Nicht nur ſtofflich, auch in der Form. Auch die Bereicherung der Sprache, deren ſich die franzöſiſchen Erzähler jetzt ohne Bedenken bedienen, hat denſelben ſchlammigen Urſprung. Das Beſtreben, die Sprache der Dirnen, der Kaſernen und der Kneipen literaturfähig zu machen, iſt freilich von überraſchenden Erfolgen begleitet geweſen.

In demſelben Maße aber, in dem ſich die Kühnheit der Erzähler geſteigert hat, iſt auch die Duldſamkeit der Leſer gewachſen. Die Autoren bieten das Stärkſte, und wenn ſich auch das Schamgefühl des Leſers dagegen ſträubt, und er dieſes Stärkſte als unzuläſſig, als unerträglich zurückweiſt, ſo nimmt er nun ſchon das Starke, das ihm früher durchaus verwerflich erſchien, als allenfalls ſtatthaft ohne beſonderen Einſpruch hin. Die Gewöhnung iſt eben alles, und der Leſer der franzöſiſchen Romane merkt es kaum, daß man ihn allmählich dazu gebracht hat, auch den ſtärkſten Tabak zu vertragen. So darf es auch gar nicht verwunderlich erſcheinen, daß Alphonſe Daudet ſeinen neueſten Roman „Sappho“ ſeinen Söhnen gewidmet, und in ſeiner lakoniſchen Widmung den Wunſch angedeutet hat, daß

sie dieses Buch lesen mögen, wenn sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben würden. Natürlicher würde der Wunsch des Vaters erscheinen, daß seine Söhne im zwanzigsten Lebensjahre, wenn sie geistig auch noch so entwickelt seien und im Kreise ihrer lustigen Jugendfreunde alle möglichen dummen Streiche verübt haben mögen, von diesem Roman mit seiner Schilderung der lasterhaftesten unnatürlichsten Ausschreitungen möglichst wenig verstehen. Man kann sehr alt werden, sehr klug und nichts weniger als philisterhaft sein und braucht von diesen Dingen doch nichts zu wissen.

Aber diese Widmung zeigt, wie ernsthaft es Daudet mit diesem Buche gemeint hat, wie er es in der Ueberzeugung, an einem durch und durch sittlichen Werke zu arbeiten, geschrieben hat. Es soll eine fürchterliche Warnung sein, eine grausame Lehre für die unbesonnene Jugend! Und wenn man will ist es ja auch eine höchst moralische Geschichte.

Es ist die Geschichte eines jungen Mannes, der unbedacht ein Liebesverhältniß mit einer leichtsinnigen Person anfängt, das er für ein ganz flüchtiges, schnell vorübergehendes hält, für eine einmalige lustige Vertraulichkeit, die auch von dem strengsten Sittenrichter dem jungen Manne ohne Weiteres nachgesehen werden kann. Aber reicht man dem Laster den kleinen Finger, so ergreift es die ganze Hand, und nicht nur die Hand, den ganzen Leib und die ganze Seele. Durch die verhängnißvolle Verwicklung von tausend ganz und gar nicht ungewöhnlichen Dingen wird das flüchtige Verhältniß zu einem einstweilen währenden, und die Gewohnheit festigt es zu einem unlösbar dauernden. Ein Verhältniß ohne Liebe, ohne Gemüthlichkeit, ohne irgendwelche rechte Freude, mit allen Lasten und Qualen einer unglücklichen Ehe, und ohne die Berechtigung und den Respect, die dem vor Gott und den Menschen geschlossenen Bunde eigen sind, ein Verhältniß dumm und verdummend, eine schleichende Krankheit, ein chronisches Leiden, das alle Lebenslust ertödtet, die Jugend ohne Genuß aufreibt, den Beruf durchkreuzt, sittlich und geistig zu Grunde richtet, und, wenn es endlich ausgetobt hat, in dem gebrochenen Körper die ohnmächtige Verzweiflung als Erbin zurückläßt.

Das ist doch gewiß sehr sittlich! Aber welche Gräuel und Scheußlichkeiten werden im Interesse dieser bitteren Sittlichkeit enthüllt! Es ist eben zu bedauern, daß ein Mann wie Daudet, der mit den entzückenden kleinen Erzählungen seiner ersten Zeit und mit den hervorragenden Romanen seiner Vollblüthe, mit „Fromont jeune et Risler aîné“ und „Le Nabab“ bewiesen hat, wie er die Aufgabe des Dichters vollkommen erfaßt, daß er, dessen so großes und zugleich anmuthiges Talent sich hier in der rechten Bahn bewegte, daß dieser hochbegabte Dichter, der reiche Erfindung, scharfe Beobachtung und eine wahrhaft erstaunliche Gabe für lebenswahre und stimmungsvolle Schilderung besitzt, nicht begreifen will, wie es nicht nur edler und verdienstvoller, sondern auch viel praktischer wäre, wenn er seine Kräfte dafür einsetzte, die gründlich verfahrene Karre des französischen

Romans aus dem Sumpfe herauszuziehen, anstatt mit Emil Zola an demselben Strange zu ziehen, dem er hier durchaus nicht gewachsen ist. Er sollte doch an Ohnet denken und an die Ursache des erstaunlichen Erfolges dieses ehrsamen und geschickten, wohlmeinenden, aber im Vergleich zu Daudet und Zola doch recht herzlich mittelmäßigen Schriftstellers. Daudet kann ja so viel mehr! Aber er will nun einmal um jeden Preis energisch, kühn und schneidig sein, und das scheint heut zu Tage nur möglich, wenn man sich auf das Gebiet stellt, das die anständige Gesellschaft meidet.

Die Heldin der neuesten Erzählung ist, wie ich schon in der oben gegebenen allgemeineren Charakterisirung zu verstehen gegeben habe, die „Klette", das Weib, das man nicht los wird, „le crampon" nennen es die Franzosen. Dieser weibliche Typus ist natürlich nicht neu; er ist in alter und neuer Zeit zu dutzenden Malen auf der Bühne und in der Erzählung geschildert worden, in allen möglichen Varianten, harmlos und gefährlich, tugendreich und lasterhaft. Wir begegnen ihm im Theater des XVIII. Jahrhunderts, La servante maitresse (1754), Le vieux Célibataire von Collin d'Harleville (1792), in allen möglichen Possen dieses Jahrhunderts, besonders in dem lustigen Schwank Les amours de Cléopâtre von Michel und Daru (1860). In diesem Stücke ist auch zum ersten Mal das Wort „crampon" gebraucht und es wird so definirt: „eine Person, die einen nicht losläßt — der Ausdruck ist nicht sehr gewählt, aber er bezeichnet gerade das, was diese Sorte von Weibern gewöhnlich ist; wir nennen es, unter uns gesagt, eine Klammer (crampon). Versuch's einmal dich loszumachen, wenn du kannst."

Vorzüglich ist dieser Typus geschildert in dem Schauspiel „Diane de Lys" von Alexander Dumas dem Jüngeren, in einem episodischen Verhältniß. Der verbummelte Bildhauer Taupin hat schließlich seine Geliebte geheiratet, und wie das gekommen ist, erzählt er etwa in folgender Weise: „Es kommt bisweilen vor, daß eine Frau bleibt! Man nimmt ihr gegenüber nicht besondere Rücksichten, man glaubt, es sei eine Kleinigkeit, jeden Tag mit ihr zu brechen, und weil man es glaubt, denkt man eben nicht weiter an den Bruch. Man liebt bei offenen Thüren und bemerkt gar nicht, daß sie allmählich eine Thür nach der anderen schließt. Sie setzt sich zuerst in einem Winkel unseres Ateliers fest. Ihr lustiges Lachen, ihre munteren Lieder werden allmählich Geräusche, an die man sich gewöhnt und die man ungern entbehren würde. Mit der den Weibern eigenthümlichen Schlauheit erspäht sie die Schwächen, die Eigenthümlichkeiten und kleinen Eitelkeiten des Mannes. Sie bemächtigt sich deren, schläfert sie ein und bringt es dahin, daß der Mann schnurrt, wie ein großer verliebter Kater. Es kommen die Stunden der Traurigkeit, des Elends, der Entmuthigung; sie wird der unentbehrliche Vertraute, der natürliche Beistand; und eines schönen Tages, ohne daß man wüßte wieso? und ohne daß man sagen könnte, weshalb? ist man der eheliche Gatte einer Person, die man nicht liebt, und

mit der man weder intellectuell noch sonstwie irgend welche Fühlung hat. Dann kann man nur seinen guten Freunden die Anzeige schicken: „Ich habe den Schmerz, Ihnen meinen Vermählung mit Fräulein X. X. mitzutheilen Die Leidtragenden versammeln sich um elf Uhr im Trauerhause.“ Denn es ist in Wahrheit der Tod unserer Jugend, unserer Energie, unseres künstlerischen Ehrgeizes und aller Hoffnungen unseres Lebens. Nach vollzogener Heirat bricht der Jammer los! Und so habe ich mein Leben begraben. Aus mir hätte etwas werden können, ich bin nichts; und deswegen meide ich meine Häuslichkeit, soviel ich kann. Denn wenn ich nach Hause komme, finde ich eine Frau, die alle Poesie, alle Begeisterung, alle Stimmung, alle ernsthafte Arbeit daraus verjagt hat. Ich kann nichts mehr schaffen, ich habe kein Talent mehr, ich arbeite nur noch, um meine Frau zu ernähren, und sobald ich die Handwerkerarbeit verrichtet habe, stehle ich mich davon, um die Freiheit der Anderen einzuathmen und mich auf einen Augenblick zu vergessen.“

Diese trübselige Klage des verkommenen Künstlers deckt beinahe vollkommen den Inhalt der Daudet'schen Erzählung, und wenn man nun noch an „Fanny Lear“ von Meilhac und Halévy denkt, an „La glu“ von Richepin und nebenbei auch an Esther in den „Faux ménages“ von Pailleron, an dieses „accouplement de deux êtres,“

Que l'ardeur de la vie ou bien la lassitude,
Unit par le hasard, rive par l'habitude,“

so wird Einen „Sappho“ wenig Neues lehren können.

Auf einem Costümballe, den ein reicher Architekt in seinem wundervollen Atelier veranstaltet, trifft ein vornehmer junger Südfranzose Jean Gaussin, der aus einer altadligen armen Familie stammt und in die diplomatische Laufbahn eingetreten ist, mit einer verführerischen Maske, der bekannten Fanny Legrand, zusammen. Der junge Mann hat keine Ahnung davon, wer die hübsche, wenn auch nicht mehr ganz junge Person ist, die sich ihm ohne irgend welche Zurückhaltung, ja in beinahe aufdringlicher Weise nähert. Irgend welchen Illusionen über ihre Tugendhaftigkeit kann er sich nicht hingeben; er nimmt sie ohne Weiteres, nachdem er kaum zehn Worte mit ihr gewechselt hat, mit sich in seine einfach möblirte Wohnung und schickt sie am andern Morgen ohne Weiteres weg. Er bereitet sich auf sein Staatsexamen vor und denkt kaum noch an diese Episode zurück. Eines schönen Tages kommt Fanny wieder; sie ist ungemein bequem und zärtlich, schickt sich in alle Launen, findet Alles, was Jean thut und läßt, natürlich, fordert nicht die geringste Rücksicht, und so knüpft sich zwischen den Beiden ein etwas festeres Band. Es vergehen einige Wochen, und Jean besucht seine Geliebte auch einmal in ihrer Häuslichkeit. Bisher hatte ihn ein gewisses Gefühl der Scham abgehalten, sich um Alles, was mit Fannys Vergangenheit irgend wie in Beziehung stände, zu bekümmern. Er ist da Zeuge einer sehr unangenehmen Scene, die sich im Nebenzimmer abspielt, wie Fanny in grausamster und rohester Weise einem früheren Geliebten den

Laufpaß giebt. Jean erkrankt. Sie pflegt ihn mit mütterlicher Hingebung. Mit der Zeit bringt sie ihn dazu, sich mit ihr häuslich einzurichten und nachdem nun das Verhältniß ein immer festeres geworden, erfährt Jean, wer die Person ist, mit der er sich eingelassen hat. Er hätte sich vielleicht früher danach erkundigen können, und es wäre ihm nicht schwer geworden, die Wahrheit festzustellen. Denn Fanny ist eine in der Pariser Halbwelt ganz bekannte Person, die ihre Liebschaften nicht nach Dutzenden zählt, weil sie überhaupt nicht mehr zu zählen sind. Jean darf ihr eigentlich keinen Vorwurf machen, sie hat ihn nicht belogen, er hat sie eben nicht gefragt. Aber es ist ganz natürlich, daß ihn trotzdem ein starker Widerwille erfaßt, daß er beinahe verzweifelt ist und sich zu dem festen Entschlusse aufrafft, sich von ihr loszumachen. In dieser Stimmung kehrt er heim und findet Fanny, die früher als Modell zu einer bekannten Statue, Sappho, gestanden und diesen Namen in der Gesellschaft der Pariser Lebemänner beibehalten hat, schlafend.

„Des Wartens überdrüssig, hatte sie sich niedergelegt und schlief gerade unter der Lampe. Ein offenes Buch lag auf der Decke vor ihr. Sein Nahen weckte sie nicht. Er trat an das Bett und betrachtete sie neugierig, wie eine Fremde, die er da gefunden hätte. Sie war schön, Arme, Busen, Schultern von zartem Ambra, gediegen, ohne Fehler und Sprünge, aber auf ihren gerötheten Lidern — war es der Roman, den sie gelesen hatte, war's die Unruhe, die Erwartung? — auf diesen Zügen, die nicht mehr von dem heißen Verlangen des liebebedürftigen Weibes gemeistert wurden, und die nun in der Ruhe erschlafft waren, was lag da für eine Ermattung, welche Geständnisse! Ihr Alter, ihre Geschichte, ihre Wuthausbrüche, ihre Launen, ihre Liebschaften, und alle schrecklichen Abenteuer, Schläge und Thränen, alles das war da, offenbar und augenscheinlich! Und die bläulichen Male der Lust und der durchwachten Nächte und die Falte des Widerwillens und des Ekels, die ihre Unterlippe verzog, und diese schlaffe Unterlippe, abgenutzt wie ein alter Gemeindebrunnen, und diese beginnende Aufgedunsenheit, die das Fleisch für die Runzeln des Alters löst, das alles lag unverhüllt vor ihm!"

Die wahre Geschichte der Fanny Legrand entspricht diesem Bilde der Schlafenden vollkommen. Fanny ist jetzt siebenunddreißig Jahre alt. Sie ist das uneheliche Kind einer Kellnerin und eines Kutschers. Ihre Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben, der Vater hat das Kind anerkannt, er hat sie aufpäppeln lassen bei armen, guten Leuten, später in Kost gegeben, sie dann zu sich genommen und während seiner Dienstzeit auf dem Kutschbock bei sich behalten. Der alte Legrand ist ein Trunkenbold und die Vaterschaft fängt an, ihm mit der Zeit lästig zu werden, namentlich, da er sich verheiraten will. Aber die Frau des Kutschers hat Mitleid mit der Kleinen und schützt sie gegen die Brutalität des Vaters. Sobald Fanny herangewachsen ist, verläßt sie das väterliche Haus, das allerdings wenig

reizvoll ist: in der Trunkenheit prügelt der alte Legrand abwechselnd Frau und Kind. Die Frau hält es auch nicht mehr länger aus, und da Fanny es inzwischen zu etwas gebracht hat, zeigt sie sich dankbar gegen ihre Stiefmutter und nimmt sie als Wirthschafterin zu sich. Fanny wird zuerst Modell und die Geliebte eines sehr talentvollen und ebenso verbummelten Bildhauers, geht dann in andere Hände über, wird die Geliebte eines bekannten Schriftstellers und lebt so seit zwanzig Jahren, bald mit diesem, bald mit jenem. Ihre Eigenthümlichkeit ist die, daß sie, wenn sie sich verliebt, und das geschieht ziemlich oft, sich fest anzuklammern sucht. Ihre Verhältnisse werden fast immer auf gewaltsame Weise gelöst, durch Selbstmord, durch Auswanderung, Verheiratung des Geliebten ꝛc. In den letzten Jahren hatte am meisten ihre Liebschaft mit einem Graveur Namens Flamant, einem talentvollen und sehr hübschen jungen Mann, von sich reden gemacht. Der Graveur war in Fanny bis über die Ohren verliebt, und da er arm war, ließ er sich, um sie festzuhalten, dazu hinreißen, falsche Bankbillets anzufertigen. Dafür ist er zu einer Strafe von zehn Jahren verurtheilt worden und befindet sich zur Zeit hinter Schloß und Riegel. Fanny hatte auch unter dem Verdacht der Mitschuld vor dem Richter gestanden, aber die Verhandlungen haben ihre volle Unschuld ergeben. Nach der Urtheilsverkündigung hat sie ihrem Geliebten von ihrem Sitze aus einen Kußfinger zugeworfen und ihm zugerufen: „Laß Dir die Zeit nicht lang werden, mein Herzchen! Die schönen Tage kommen wieder, und dann lieben wir uns wie früher."

Dieser Zwischenfall scheint ihr doch einen gewissen Widerwillen gegen Verbindungen von längerer Dauer beigebracht zu haben. Seitdem hat sie denn auch ihre Geliebten in schneller Folge gewechselt, bis sie endlich mit Jean in den alten Fehler einer währenden wildehelichen Häuslichkeit zurückverfallen ist. Von all diesen sauberen Geschichten hat Jean erst jetzt Kenntniß erhalten. Er macht ihr eine heftige Scene, bittere Vorwürfe, aber er bleibt. Und gemeinsam verbrennen die Beiden die letzten Zeugen ihrer bewegten Vergangenheit, die alten Liebesbriefe. Jean fühlt die völlige Erniedrigung seiner selbst, der zärtliche, oft cynische Ton dieser Briefe verletzt ihn auf's Tiefste, aber es bereitet ihm eine Art wollüstiger Freude, sich mit diesen kränkenden Wahrzeichen einer unabänderlichen, schauderhaften Vergangenheit zu quälen und in seiner Wunde zu wühlen. Immer wieder faßt er den festen Entschluß, sich loszumachen, und immer wieder bleibt er. Fanny fesselt ihn durch alles Mögliche: durch Zärtlichkeit, durch ihre Munterkeit, ja auch durch ihre Laster. Wie sie das anfängt, das ist in einer deutschen Zeitschrift nicht einmal in der Umschreibung Daudets wiederzugeben.

So liegen die Sachen, als Jean den Besuch seines Onkels aus der Heimat empfängt. Onkel Césaire, der von Daudet ganz meisterhaft geschildert ist, ist ein leichtsinniger, einfältiger, gutmüthiger Mensch, der in

seiner Jugend die dümmsten Streiche verübt hat. Und noch Schlimmeres als die dümmsten Streiche! Er hat nicht nur in thörichten Ausschweifungen sein ganzes Vermögen verjubelt, er hat in seinem Leichtsinn sogar Wechsel auf den Namen seines angesehenen Bruders, des Consuls, des Vaters unseres Helden, gefälscht und auch dessen Vermögen stark angegriffen. Er hat sich zu guterletzt noch ganz standeswidrig mit einer armen, aber braven Nähterin, der Tante Divonne, verheiratet. Die Familie des Consuls hat sich nach langer Zeit dazu herbeigelassen, Césaires Frau als Verwandte anzuerkennen, und die Beiden leben auf dem Gute des Consuls: Césaire im Bewußtsein seiner vergangenen Schuld, vor dem älteren Bruder zitternd, gewöhnlich in unbehaglicher Stimmung, aber noch immer so gutmüthig, leichtsinnig und einfältig wie in seinen jungen Jahren, und wenn er von der Nähe des Consuls nicht gedrückt wird, sogar wieder ganz vergnügt. Ein Schuldner aus den Tagen seines Leichtsinns, an den er kaum noch gedacht hatte, hat ihm plötzlich einen namhaften Betrag angewiesen, und Onkel Césaire kommt nun nach Paris, um das Geld zu holen.

Er befreundet sich sofort mit Fanny, findet sie reizend und plaudert mit ihr über die intimsten Familiensachen. Sein alter Leichtsinn hat ihn nicht verlassen: er erhebt das Geld und verspielt es. Césaire ist in Verzweiflung. Da entschließt sich Fanny, bei einem ihrer alten reichen Freunde eine Anleihe zu machen. Jean protestirt zunächst natürlich, aber schließlich giebt er nach, und Fanny schafft in der That Ersatz für den Spielverlust des alten leichtsinnigen Onkels. Auf diese Weise wird sie also mitthätig an den Sorgen der Familie betheiligt. Der Onkel nimmt das Geld und reist ganz vergnügt ab. Daudet hat da ein vortreffliches Wort gefunden. Als Fanny von ihrem stets betrunkenen Vater spricht, der noch immer auf der Droschke sitzt und noch immer das wüste Leben führt, der seine Frau, die nach Auflösung von Fannys Wirthschaft zu ihm zurückgekehrt war, wiederum mißhandelt und vor die Thüre gesetzt hat, so daß das arme Weib jetzt im Spital liegt, — und Jean bei diesem Berichte in unüberwindlichem Widerwillen schaudert, sagt Fanny sehr philosophisch: „Du lieber Gott, so ungefähr wird's in allen Familien zugehen, dafür kann man ja nicht. Ich habe meinen Vater Legrand und Du hast Deinen Onkel Césaire."

Durch derartige Gemüthlichkeiten wird Jean das Zusammenleben mit dieser Person immer unerträglicher, und als er eines Tages einen Brief von der guten Tante Divonne bekommt, den Fanny natürlich liest und dessen zärtlicher liebevoller Ton von der gemeinen Seele in empörender Weise mißgedeutet wird, macht Jean in der That Ernst. Er reist in seine Heimat zurück.

Er athmet auf, als er wieder in die anständige Atmosphäre kommt, er gesundet in der reinen Luft seiner Kindheit. Sein respectabler Vater, seine liebende kranke Mutter, die zärtliche Tante Divonne, ja selbst der gut-

müthige Céſaire, alles das reinigt ihn von dem Schmutze, mit dem ihn Paris befleckt hat. Er ſchreibt einen Abſchiedsbrief an Fanny. Ungeduldig wartet er auf die Antwort. Er ſetzt voraus, daß ſie alles thun werde, was in ihren Kräften ſteht, um ihn zurückzurufen. Aber tagelang kommt überhaupt keine Antwort und dann eine ſehr überraſchende. Fanny ſchreibt ganz vernünftig: ſie begreife ſehr wohl Jeans Entſchluß und billige ihn vollkommen; nachdem ſie ihn aber geliebt, ſei 'es ihr unmöglich, in ihr früheres Leben zurückzuverſinken; ſie habe ſich daher entſchloſſen, in einem kleinen Hôtel eine Stelle als Buchhalterin anzunehmen.

Jean iſt über den Brief ſehr gerührt und glücklich. Nun iſt er alſo frei. Nun kann er endlich Ernſt machen und ſeine Arbeiten aufnehmen. Aber es geht nicht. Er beginnt ſich in der ruhigen, anſtändigen Mitte, in dem harmloſen Kreiſe einer ſittlichen Familie zu langweilen. Fanny geht ihm nicht aus dem Kopfe, und das laſterhafte Verlangen beherrſcht ihn ganz und gar. Sapphos Saat geht auf: er vergreift ſich ſogar in einem Augenblick wahnſinnigen Sinnenrauſches an ſeiner Tante Divonne. In der Ernüchterung ſchämt er ſich und beeilt ſich nach Paris zurückzukehren.

Das Erſte, was er thut, iſt natürlich, daß er Fanny aufſucht. Sie hat die Wahrheit geſchrieben, ſie iſt Buchhalterin; aber die Beſitzerin dieſes Hotels iſt eine ihrer alten Freundinnen, Roſa, eine alte Perſon, die daſſelbe Leben geführt hat wie Fanny, nur mit größerem finanziellen Erfolge. Eine Geſellſchaft iſt da vereinigt, die an Schauerlichkeit alle Vorſtellungen überſteigt. Jean kann es nicht mitanſehen, daß Fanny in dieſer Umgebung bleibt. Die Beiden thun ſich alſo wieder zuſammen, und da ſie auf die beſcheidene Rente Jeans angewieſen ſind, ziehen ſie auf's Land. Sie miethen eine kleine Wohnung in Chaville.

Jean iſt von der reizenden Idylle zunächſt ganz entzückt; aber die Gefahren des beſtändigen Alleinſeins mit Fanny in dem kleinen Neſte zeigen ſich bald. Jean verſauert und verbauert. Er wird bequem, er intereſſirt ſich für nichts mehr; ſeine Abkunft, ſeine Familie, ſein Beruf, alles verſchwindet in wolkiger Schwüle. Er fährt des Morgens nach Paris, arbeitet auf dem Miniſterium, fährt mit dem Nachmittagszuge wieder nach Hauſe, zieht ſeine Pantoffeln an und denkt an nichts mehr. So vergeht ein Tag nach dem andern. Ein Zwiſchenfall belebt dieſe Einförmigkeit, ein verkommener jugendlicher Strolch, der plötzlich durch einen Unglücksfall allein in der Welt ſteht, wird von Fanny adoptirt. Jean giebt widerſtrebend ſeine Zuſtimmung. Er hat ein gewiſſes Gefühl der Eiferſucht, er kann nichts anders denken, als daß dieſer Joſeph ein Kind Fannys ſei!

Céſaire hat inzwiſchen durch einen glücklichen Zufall Geld verdient und ſchickt die geliehene Summe wieder. Fanny will das kleine Capital „anlegen"; ſie ſcheint es eben nicht als geliehenes, ſondern als erworbenes Geld zu betrachten, und als es darüber zum Streit zwiſchen Jean und Fanny

kommt und Jeans Eiferſucht abermals rege wird, zeigt ſich die Rohheit der Kutſchertochter in empörendſter Weiſe. Sie ſpricht mit der äußerſten Geringſchätzung von der Familie ihres Geliebten. Sie weiſt ihm die Thür. Sie ſpricht eine Sprache, die Jean nie gehört, und ſpricht Empfindungen aus, die er für unmöglich gehalten hatte. Der Verkehr zwiſchen den Beiden wird ſo unbehaglich wie nur möglich. Nachdem ſie einmal den alten Ton ihrer Herkunft wiedergefunden hat, bedient ſie ſich deſſen mit Vorliebe, und Jean wird ſein Heim zur Hölle. Und immer ſchwerer wird die Kette, die er hinter ſich herſchleppt. Papa Legrand, der Kutſcher, kommt jetzt ziemlich regelmäßig zu den „Kindern", und iſt willkommener Gaſt bei Tiſche. Nun hat Jean dieſes Weib, dieſen Schwiegervater und dieſen Strolch, einen ganzen Hausſtand und er kann es nicht loswerden! Immer peinigt ihn ein Gedanke, der ihm durch einen Aufſehen erregenden, erſchütternden Vorfall, den Selbſtmord einer verlaſſenen Geliebten, aufgedrängt worden iſt. Er wird beſtändig von der Angſt gepeinigt, daß auch Fanny ihrem Leben ein gewaltſames Ende machen werde, wenn er mit ihr breche. Das veranlaßt ihn ſogar, auf die Stelle, die ihm als Conſul jetzt angetragen wird, zu verzichten. Er iſt eben feſtgeſchmiedet für alle Zeiten an dieſes Weib. So ſcheint es wenigſtens.

Aber nun tritt ein Ereigniß ein, welches die Feſſeln plötzlich zu ſprengen ſcheint. Jean trifft zufällig mit einem jungen Mädchen zuſammen, der Nichte eines berühmten Arztes, der ſeine kranke Mutter behandelt hat. Die jungfräuliche Reinheit des jungen Mädchens wirkt tief auf ihn im Gegenſatz zu dem gewohnheitsmäßigen Laſter, mit dem er ſich verkuppelt hat. Und nun macht er wiederum Ernſt; und um den Bruch zu beſchleunigen, und um auf alle Fälle einen vertrauten zuverläſſigen Freund zur Seite zu haben, läßt er den Onkel Céſaire kommen, der in der Abwicklung derartiger Geſchäfte von früher her einige Erfahrungen geſammelt hat. An einem Herbſttage gehen die Beiden, Fanny und Jean, im Walde ſpazieren. Daudet hat hier bei der Schilderung dieſes Waldes und der Gemüthsſtimmung der Beiden einige ſeiner ſchönſten Seiten geſchrieben. Jean verzögert den Augenblick der entſcheidenden Erklärung ſo lange wie möglich. Endlich ſagt er ihr, daß er ſie verlaſſen muß. Sie bricht in wahnſinnige Wuth aus und überſchüttet ihn mit den gemeinſten Schmähungen. Das macht natürlich auf Jean geringen Eindruck, und er iſt zufrieden, daß die Sache ſo verläuft. Aber da Fanny ſich von der Wirkungsloſigkeit dieſes Kampfes überzeugt, zieht ſie andere Saiten auf. Sie bricht in Thränen aus, ſie ſchluchzt und wimmert, wälzt ſich zu ſeinen Füßen, umklammert ſeine Kniee, und Jean muß alle ſeine Kräfte zuſammennehmen, um ſtandhaft zu bleiben. Während der letzten gemeinſamen Mahlzeit weint Fanny, die ſich endlich in das Unvermeidliche geſchickt hat, bitterlich, und tief erſchüttert ſcheidet Jean von ihr. Er nimmt den letzten Zug nach Paris. Vom Waggon aus ſieht er noch das Licht, das aus den Fenſtern ſeiner früheren Wohnung dringt, in der

jetzt Fanny allein in Thränen zurückbleibt. Endlich verschwindet es, und Jean athmet nun tief auf: Frei!

Er verlobt sich mit Irenen. Fanny schreibt ihm noch immer, er möge doch nur ein einziges Mal sie wiedersehen; er läßt ihre Briefe unbeantwortet. Aber er wird auch oft von Gewissensbissen gequält. Alles, was er jetzt zur Begründung des Hausstandes und in Gemeinschaft mit seiner reizenden Braut unternimmt, die Ankäufe und Besorgungen, die harmlose Freude Irenens an der Einrichtung — Alles das läßt ihn schmerzlich erkennen, wie wahnsinnig er die fünf Jahre in der jämmerlichen Verzerrung der Ehe und des Hausstandes mit Fanny verloren hat; er kann sich seines Glückes nicht einmal mehr freuen.

Eines Tages hört er von einem Bekannten, daß der Graveur Flamant, der Zuchthäusler, begnadigt ist. Er erinnert sich, daß dieser Flamant der einzige der früheren Geliebten Fannys ist, an den sie immer mit einer merkwürdigen Zärtlichkeit gedacht hat, er setzt voraus, daß die Beiden sich schnell wieder zusammenthun werden, und er hat Angst vor Indiscretionen. Er will namentlich seine Briefe wiederhaben. Er geht also nach Chaville, um sie zu holen. In der Nähe des Hauses begegnet er dem kleinen Joseph mit einem Fremden, und der widerborstige Junge folgt diesem wie ein Kind seinem Vater. Joseph ist Flamants Kind. Er tritt in das Haus ein und findet Fanny um die Mittagsstunde noch im Bett. Er sieht dem Zimmer deutlich an, daß es der Schauplatz lustiger Stunden gewesen ist. Eine brutale Eifersucht macht Jean ganz besinnungslos, und in einem Anfall von Wahnsinn erhebt er die Hand und schlägt Fanny. Er schlägt sie, und gleich darauf vergißt er Alles und liegt wieder in ihren Armen! Er hebt die Verlobung auf und nimmt die Stelle eines Consuls in Peru an. Er kann von dem Weibe nicht lassen und will sie mitnehmen. Er bricht mit seiner Familie, sein Vater jagt ihn als verlorenen Sohn aus dem Hause. Er verabredet mit Fanny eine Zusammenkunft in Marseille und wartet dort auf sie. Sie kommt aber nicht. Sie schreibt ihm einen sehr herzlichen Brief, in dem sie ihm klar auseinandersetzt, daß es viel vernünftiger sei, wenn er allein reise. Sie sei inzwischen eine alte Frau geworden, Flamant liebe sie wahrhaft und sehe nicht die Furchen auf der Stirn und ihre grauen Haare; er wolle sie heiraten, und Jean sei nun frei, er werde ihr nie wieder im Leben begegnen.

Dieser Brief beschließt den Roman. Und die Moral? — Sie steht auf der vorletzten Seite: „Die Nichtigkeit seines zerstörten, durchwühlten Lebens voll Trümmer und Thränen tauchte vor ihm auf. Das Feld abgegrast, die Ernte vorüber auf Nimmerwiederkehr! Und alles das für dieses Weib, das ihm entwischte!"

Aus der Nacherzählung des Inhalts, die ich so behutsam wie möglich zu fassen mich bemüht habe, wird man schon erkennen, daß dieses Werk Alphonse Daudets keine Zeitung für einen gebrechlichen Körper ist. Es ist

eine Anhäufung von Widerwärtigkeiten aller Art, und Alles wird in den knappsten, ungeschminktesten und verletzendsten Worten gesagt. Diese Art des Vortrags hat etwas merkwürdig Renommistisches. Es ist eine falsche Kühnheit, und auch in der ganzen Darstellung ist ein gesuchter Lakonismus zu tadeln, der eigentlich recht bequem ist. Der Dichter verschmäht es, zu motiviren, wo es ihm einige Mühe macht. Er hat eine förmliche Scheu vor Vermittelungen und Uebergängen. Das Unglaublichste wird dem Leser als etwas ganz Natürliches zugemuthet, er muß es eben hinnehmen: der Dichter sagt es ja, und das muß dem Leser genügen. Das soll originell sein. Ich will nur ein kleines Beispiel anführen. Nach dem ersten Beisammensein der Beiden verschwindet Fanny auf längere Zeit. Es vergehen Tage. Jean arbeitet, es klopft, Fanny tritt herein und sagt: „Du arbeitest! Laß Dich nicht stören;" und sie nimmt eine illustrirte Zeitung und liest, und Jean arbeitet ruhig weiter. — Das soll Effect machen, aber es ist einfach unwahr. Eine erste Wiederbegegnung verläuft anders. Ein anderes Beispiel: Die Beiden machen eine Landpartie. Sie finden kein Unterkommen und schlafen in einer Scheune. Beim herandämmernden Morgen schleicht sich Fanny heimlich weg und kommt nach fünf Minuten mit einer Handvoll thaufrischer Kornblumen zurück, streut sie auf das Lager und schläft weiter. Die Tochter des Trunkenboldes Legrand, die Geliebte des Falschmünzers, die spätere Ehegattin des Zuchthäuslers, die in ihrem Leben auch nicht einen Hauch von Poesie verspürt hat, — die wird auch gerade aufstehen und auf den duftenden Wiesen im Morgenthau gesund sich baden! Wenn Fanny vom Frühlichte erweckt wird, verzieht sie verdrossen das Gesicht, legt sich auf die andere Seite und schläft weiter.

Das Buch ist nicht figurenreich. Außer den beiden Helden treten uns körperlich und plastisch nur noch der Onkel Césaire und ein dickes Ehepaar entgegen, die Nachbaren, die ich in meiner Nacherzählung nicht zu erwähnen brauchte, da sie in die Handlung nicht eingreifen, die aber mit köstlicher Komik und feiner Beobachtung geschildert sind. Die anderen sind ziemlich schattenhaft. Es sind, wie es den Anschein hat, Porträts bekannter Persönlichkeiten, die, um dem Kundigen kenntlich zu sein, nur flüchtig skizzirt zu werden brauchten, und die der Fernstehende kennen zu lernen kein Bedürfniß fühlt.

Daudets Stil ist vorzüglich; namentlich, wenn er ganz einfach ist, besitzt seine Sprache einen seltenen Wohllaut und eine bemerkenswerthe Stärke. Aber leider verfällt auch er in den Fehler der meisten französischen Schriftsteller unserer Tage, überall da, wo es sich irgend anbringen läßt, mit seltenen Wörtern herumzuspielen. Selbst ein der französischen Sprache kundiger Leser ist genöthigt, wenn er Alles genau erfassen will, beständig das Dictionnaire zu wälzen. Alle diese jungen Franzosen sind Vocabelprotzen, und Daudet macht keine Ausnahme. Rosa, die Besitzerin des Hôtels, besitzt ein Chamäleon, das sie über Alles liebt und das sie in Watte

packt, um es vor den Feindſeligkeiten des Pariſer Klimas zu ſchützen. Das Thier wird ſo geſchildert: „Une sorte de gros lézard difforme et grenu, crêté, dentelé, la tête en capuchon sur une chair grelottante et gélatineuse. Jean démêlait bien aux mamours flagorneurs de Fanny la place que l'horrible bête tenait dans la maison . . .“ Zwei Seiten darauf ſpricht er von der „jobarderie de ces pauvres rastaquouères.“ Dergleichen ſprachliche Späße findet man faſt auf jeder Seite.

Es wäre eine Unbilligkeit, das große Talent, das ſich auch in dieſer Erzählung ausſpricht, irgendwie zu verkennen; aber es darf ebenſowenig verſchwiegen werden, daß uns dieſe ſchöne Begabung jetzt nicht mehr die Freude bereitet, die uns die erſten Schriften Daudets gewährt haben. Daudet würde Tüchtigeres und Beſſeres ſchaffen, wenn er die Erfolge Emil Zolas gänzlich vergeſſen könnte und lediglich ſeinen eigenen Eingebungen folgte; denn auf dem Gebiete, das Zola nun einmal unbeſtritten beherrſcht, kann er es mit dem Meiſter der naturaliſtiſchen Schule doch nicht aufnehmen. Dazu iſt er doch noch zu feinfühlig, und dazu fehlt ihm auch die Muskelkraft. Die große Ueberlegenheit Zolas auf dieſem Felde wird die nähere Prüfung ſeines neueſten Romans „La Joie de vivre“ darthun, die dem folgenden Aufſatze vorbehalten bleibt.

Illustrirte Bibliographie.

Russisch-Asien, geschildert von Herrmann Roskoschny. Leipzig, Greßner und Schramm.

Der Erfolg des großen illustrirten Prachtwerks „Rußland, Land und Leute", welches Roskoschny unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller vor einem Jahre herausgegeben, hat ihn ermuthigt, auch Russisch-Asien in ähnlicher Weise zu bearbeiten. Es wird hierdurch zum ersten Male dem deutschen Publikum ein Land in Wort und Bild vorgeführt, das in mannigfacher Beziehung unser Interesse beansprucht. Das Werk beginnt mit der Schilderung der Kaukasusländer — Abchasien, Mingrelien und Immeretien, Daghestan und der Bergvölker, der südlichen Grenz-Gouvernements — dann setzen wir über den Kaspisee in das transkaspische Gebiet, um die Uferländer des Amu-Darja, die Turkmenen-Steppe, Chiwa, Buchara und Turkestan kennen zu lernen. Die Darstellung beruht, wie jeder Kundige leicht sieht, auf russischen Quellen; diese Quellen aber sind allerjüngsten Datums und insofern die besten, die Roskoschny benutzen konnte und die Form, in welcher er sie benutzt, ist eine außerordentlich gefällige. Er kennt keine strenge Scheidung geographischer, ethnographischer, historischer und culturgeschichtlicher Notizen, es wird Alles verwoben in einer Weise, die das Interesse des Lesers stets rege erhält, die es immer von Neuem belebt. Mit Recht greift der Verfasser aus der großen Zahl der bemerkenswerthen Erscheinungen immer nur eine heraus, diejenige, die ihm typisch erscheint, um dem Leser desto eindringlicher vor Augen zu führen, was das Wesentliche der Bodenbeschaffenheit, des Volkscharakters, der geistigen Bestrebungen eines Volksstammes ausmacht. Hätte er hier alles das geboten, was ihm nach den Quellen zur Verfügung stand, der deutsche Leser würde eher zurückgeschreckt, als daß er sich angezogen gefühlt hätte. Allerdings bieten jene asiatischen Stämme, welche heut durch die Vermittelung Rußlands der europäischen Cultur zugeführt werden sollen und zum Theil auch schon stark unter ihrem Einfluß stehen, so viel Originelles und Bemerkenswerthes dar, daß auch bei weniger geschickter Behandlung der Stoff selbst dem Leser

Digitized by Google

Lesghierinnen.
Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

Digitized by Google

Tatarische Gefäße.
Aus: Rostolschn, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

Digitized by Google

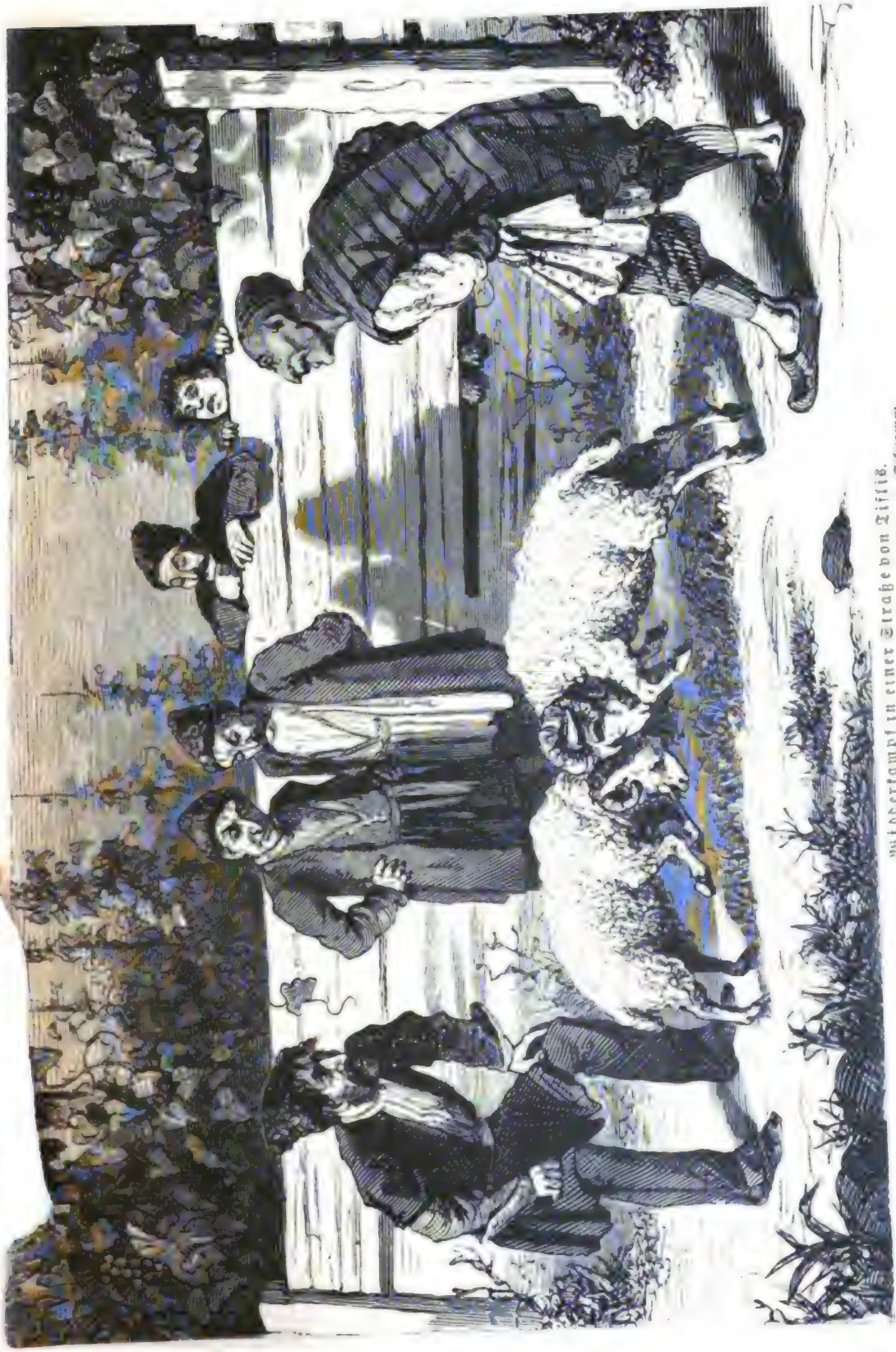
volles Genüge geboten hätte. Wer von uns ist genauer mit dem Glauben, den Sitten, der Geschichte und geistigen Thätigkeit jener Kaukasier bekannt, wer wüßte über die Bewohner des transkaukasischen Gebietes etwas zu erzählen, wenn er nicht in dem Besitz derjenigen Sprache ist, in der allein Genügendes über dieselbe geschrieben ist? Zwar ist die deutsche Cultur auch in Russisch-Asien heimisch, aber doch nicht in dem Sinne, daß wir uns über das Wesen der dort wohnenden Völker genügend unterrichtet hätten: vielmehr wohnt der Deutsche im Kaukasus und noch weiter hinaus

Armenischer Patriarch in Etschmiadzin.
Aus: Roskoschny. Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

als Lehrer und Bildner jener Völker, die erst in das europäische Culturleben eintreten wollen.

Die erste deutsche Einwanderung in den Kaukasus erfolgte in den Jahren 1816 und 1817. Es waren Württemberger, die damals nach dem fernen Osten zogen, wo auch das biblische Land der Verheißung liegt, und wo ihr zur Mystik hinneigender Glaube, der von den religiösen Anschauungen ihrer Brüder in der Heimat abwich, ihnen das Ideal ihrer Träume, das Reich des ewigen Friedens, vorspiegelte. Jung-

Digitized by Google



Widerkampf in einer Straße von Tiflis.

Aus: Roskoschny, Russisch-Asien. Leipzig, Greßner u. Schramm.

die Lehrsätze der Monophysiten auf dem Kirchenconcil zu Chalcedon verdammt worden waren. Von nun an stand der Patriarch in Etschmiadzin dem Papst als gleichberechtigtes Haupt einer unabhängigen Kirche gegenüber. Es fehlte jedoch bis in die jüngste Zeit hinein nicht an Versuchen, die armenische Kirche zur Anerkennung des römischen Principats zu veranlassen. Auch von Seiten der griechischen Kirche sind Annäherungsversuche an die armenische unternommen worden, aber auch diese waren erfolglos.

An der Spitze der armenischen Hierarchie steht, wie schon erwähnt, der Katholikos, ihm zunächst die Erzbischöfe und Bischöfe, dann die Priester, welche zusammen den eigentlichen Priesterstand bilden. Der Patriarch ernennt alle Bischöfe, er führt die Aufsicht über alle Kirchen- und Religions-Angelegenheiten, ja, ohne ihn darf kein armenischer Priester ein Werk religiösen Inhalts drucken lassen. Der Priesterstand ist sehr zahlreich, denn der Geistliche ist in dem russischen Armenien nicht schlecht gestellt. Den Klostergeistlichen und den aus ihrer Mitte hervorgehenden höchsten kirchlichen Würdenträgern ist die Ehe nicht gestattet. Den Weltgeistlichen dagegen ist die Ehe nicht untersagt, sie ist vielmehr, wie in Rußland, die Bedingung einer Anstellung. Kein unverheirateter Priester kann eine Pfarre erhalten, wenn aber seine Frau stirbt, darf er nicht zum zweiten Male heiraten.

Die Abschnitte über Mädchen und Frauen, über Ehe- und Hochzeitsgebräuche, über die gesellschaftliche Stellung der Frauen, über ihre Fähigkeiten und Leistungen sind für uns Europäer von ganz besonderem Interesse. Wir müssen uns versagen, auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen.

Armenien ist außerordentlich reich an Klöstern. Dasjenige von Etschmiadzin nimmt an Ansehen die erste Stelle ein als Sitz des Katholikos und als der Aufbewahrungsort der verehrten Reliquien des Nationalheiligen. Das Kloster Etschmiadzin ist, wie es die Unsicherheit früherer Zeiten bedingte, eine kleine Festung. An der Stelle, welche jetzt das Kloster einnimmt, stand vor zweieinhalb tausend Jahren eine große Stadt Ardimel-Kaghakh, die Stadt der Artemis. Das Kloster hat den heidnischen Tempel verdrängt. Die Gründung des Klosters wird auf den heiligen Gregor zurückgeführt, der seine Kirche deshalb Etschmiadzin, d. h. der im Sonnenstrahl herabgestiegene Eingeborene, genannt hat, weil er hier in einer Vision Christus in einem Sonnenstrahl vom Himmel herabsteigen sah.

Ganz auf neuen Forschungen beruht der Abschnitt des Roskoschny'schen Buches, der sich mit dem Amudarja-Gebiet beschäftigt. Kein anderer asiatischer Strom hat die Gelehrten so lange und so viel beschäftigt, wie der Amu-Darja. An seinen Namen knüpfen sich zwei Fragen, zu deren Lösung die Amudarja-Expedition und der russische Feldzug vom Jahre 1873 wesentlich beigetragen haben. Die eine Frage betraf den früheren Lauf des Stromes, von dem man annahm, daß er sich einst in den Kaspisee ergoß, die zweite bezog sich auf den Aralsee, in den er sich jetzt ergießt. Während die Einen behaupten, der Aralsee und Kaspisee haben im Alterthum ein Ganzes gebildet, sind Andere der Ansicht, daß der Aral damals gar nicht existirt habe. Was Herodot, Strabo, Plinius u. A. über denselben sagen, was die byzantinischen Schriftsteller bei ihrer geringen Kenntniß der asiatischen Länder davon zu erzählen wissen, sowie die Angaben der Araber können wir hier nur flüchtig erwähnen. Der Widerspruch zwischen den zwei Annahmen, die sich die Jahrhunderte lang erhalten haben, ist sofort gelöst, wenn man annimmt, daß der Amudarja früher durch Spaltung einen Arm in den Kaspisee entsandte, und daß dieser Arm mit der Zeit ausgetrocknet ist, eine Vermuthung, welche durch den Augenschein überzeugend bestätigt wird. Hätten wir auch die Nachrichten der Alten nicht, so wäre das alte Flußbett ein genügender Beweis für den früheren Lauf des Flusses, und auch wann der Fluß sich durch dieses Bett bewegt hat, läßt sich heute durch einen Vergleich der Nachrichten aus dem Alterthum mit denen der arabischen Geographen mit fast an Gewißheit reichender Wahrscheinlich-

keit feststellen. Ein solcher Vergleich ergiebt, daß der Oxus noch zur Zeit des Ptolemäus das jetzt vertrocknete Bett bis zur Mündung gefüllt hat. Neben französischen und englischen Gelehrten haben auch Deutsche das Verdienst, sich an der Lösung der Aralseefrage betheiligt zu haben, so Alexander von Humboldt und in jüngerer Zeit R. Lenz und R. Rösler, welcher letztere die Resultate der Forschung in einer interessanten Monographie zusammengefaßt hat.

Wie der Leser aus diesen auf's Geratewohl herausgegriffenen Einzelheiten sieht, ist Roskoschny's Buch außerordentlich reichhaltig. Die Unterstützung der Darstellung durch vortreffliche Bilder, welche zum großen Theil von russischen Künstlern ersten Ranges, wie Aiwasowsky, Dmitrijew-Orenburgskij, J. N. Karasin, Prof. L. F. Lagorio, Prof. A. Meschtscherskij, Prof. Orlowskij, W. P. Wereschtschagin u. A. herrühren, ist besonders bei Büchern wie Russisch-Asien von großem Werthe. Hier ist die Illustration nicht blos ein Schmuck, den man unter Umständen auch für überflüssig erklären könnte, hier ist sie ein nothwendiges Bedürfniß. Wir geben unsern Lesern einige Proben der Illustrationen, in deren Auswahl wir allerdings durch die Raumverhältnisse unseres Blattes beschränkt sind. rl.

Eine neue Uebersetzung des Don Quijote.

Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Uebersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. (Stuttgart, Spemann.)

Wenn ein deutscher Gelehrter versichert, er habe den Fleiß von zwanzig Lebensjahren an eine Arbeit gewendet, so geht der Leser mit einiger Erwartung an das Werk, vielleicht auch mit der stillen Befürchtung, dieselben nicht erfüllt zu finden. Diese Erwartungen aber bei Weitem übertroffen zu finden, ist eine Erscheinung, die man mit Freude und Dank begrüßt: mit Dank für Genuß und Belehrung, mit Freude über ein Werk, welches unsrer Literatur zur Ehre gereicht. Um es von vorn herein auszusprechen, die Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Braunfels ist ein Meisterwerk der deutschen Uebersetzungskunst. Sie ist noch viel mehr als das, sie giebt uns in ihrem Beiwerk (in welchem die Hauptarbeit steckt) ein Literatur- und Culturbild Spaniens, aus welchem die genialste Schöpfung des spanischen Geistes, der Don Quijote organisch vor uns aufwächst.

Dr. Ludwig Braunfels ist seit dreißig Jahren (es kann auch noch länger her sein) eine bewährte Kraft auf dem Gebiete der spanischen Literatur und ein Vermittler ihrer Schätze und ihres Verständnisses für uns. Erwähnt sei nur seine Uebertragung spanischer Dramen (2 Bde. 1856), des Tirso de Molina, Lope und Calderon, so wie sein „Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien". (1876). Letzteres kann als eine neben seiner Arbeit am Don Quijote herlaufende Studie betrachtet werden, die dann der „Einleitung" und den fortlaufenden Erläuterungen des Werkes zu Gute kommt. Beginnt man nun diese Einleitung zu lesen, so fühlt man sich gleich angenehm berührt durch den von vornherein angeschlagenen Ton der Schlichtheit und knappen Darstellungsweise. Da wird kein massenhaftes Material herbeigezogen, sondern mit ruhiger Beherrschung des Stoffes giebt der Verfasser eine Geschichte des Don Quijote-Romans, seiner Entstehung, seiner Schicksale, so wie eine Charakteristik des Helden und die Hauptzüge aus dem Leben des Dichters. Diese Einleitung, in ihrer, bei der Ueberfülle des Materials, mit weiser Entsagung beschränkten und ruhig klaren Fassung, ist geradezu ein Kunstwerk der Form und des Inhalts zu nennen. — Weiter blätternd gelangt man zu der Druckerlaubniß, der Widmung und dem Vorwort des Dichters, welche sonst zum Theil nicht mitübersetzt, oder wenn es

geschehen, von dem deutschen Leser überschlagen zu werden pflegen. Diesmal wäre das letzte zum Schaden des Lesers. Denn in den Erläuterungen dazu eröffnet Braunfels einen Einblick in die Druck- und Verlagsverhältnisse der Zeit, in das Protectionswesen und die Abhängigkeit der Literatur von den öffentlichen Verfügungen, hier so viel als von der Inquisition. — Es war Sitte, daß die Dichter ihrem Werke eine Anzahl von Sonetten oder andern Gedichten vorausgehen ließen, mit welchen ihr Buch oder sie selbst von andern Dichtern begrüßt worden waren. Cervantes folgte dieser Sitte, doch so, daß er auch hier die Satire oder den Humor walten ließ, indem er die Verherrlichungen seines Helden selbst verfaßte, und sie andern Romanhelden (Urganda, Oriana, Amadis, Gandalin) in die Feder dictirte. Auch auf diese Einleitungsgedichte wurde von den Uebersetzern immer nur wenig Werth gelegt, daher sie denn auch der deutsche Leser (und mit Recht) zum Ueberschlagen für geeignet hielt. Durch Braunfels' Vermittelung erhalten diese Dinge jetzt ein ganz anderes Ansehn. Die Erläuterungen legen uns dar, wie diese Sonette voll von Anspielungen und Satiren stecken, auf gleichzeitige Dichter, auf beliebte Romanhelden, auf literarische Verhältnisse aller Art. Wenn man aber die Uebersetzung dieser Gedichte betrachtet, so wird eine Vergleichung mit anderen sehr überraschend und lehrreich. Die Uebersetzung des Don Quijote von Ludwig Tieck hat immer in besonderem Ansehn gestanden. Er unternahm sie, wie er an Solger schrieb, „ohne alle Hülfsmittel, mit der unbrauchbarsten Ausgabe und dem schlechtesten Wörterbuch, nachdem er seit Jahren kein Spanisch gelesen". K. Koberstein, Tiecks literarhistorischer besonderer Gönner, giebt doch zu, daß er „freilich Vieles mißverstanden und ungenau oder ganz falsch wiedergegeben habe: im Ganzen sei jedoch diese Verdeutschung, nicht blos zur Zeit ihres Erscheinens, sondern auch noch viel später, von den Kennern des Spanischen als eine geistreiche, in vielem Betracht lobenswerthe Arbeit anerkannt worden". Wie leicht es sich aber Tieck gemacht hat, sieht man schon aus diesen Eingangssonnetten, deren Satire er offenbar gar nicht verstanden hat, und aus welchen er, der doch auch als ein Dichter ersten Ranges gepriesen wurde, in Form und Inhalt ganz langweilige und schlechte Verse gemacht hat. Er giebt nur den ungefähren Inhalt, und läßt sich auf wörtliche Wiedergabe nicht ein. Und hält man nun die Vermuthungen von Braunfels daneben, so erstaunt man, was alles in so einem Sonett steht, und erfährt daneben erst, was Cervantes eigentlich damit bezweckt hat. Die Braunfels'sche Sonettsprache ist zuweilen etwas vollgepackt mit Worten, um der möglichst wörtlichen Wiedergabe willen, allein um so treffender in der Charakteristik des Ausdrucks, und sie entbehrt auch nicht des leichten Flusses. Auch in der Fassung der komischen versos cortados (Verse, die „nur dadurch Reime gewinnen, daß man ihnen die letzte Silbe jeder Zeile abschneidet") zeigt Braunfels, der Tieck'schen Nachlässigkeit entgegen, sehr viel Geschick und Verständniß für pathetischen Humor. So viel des Lobenswerthen bringen bereits die Vorstufen und Eingänge des Romans, ehe man noch zu dem eigentlichen erzählenden Text gelangt ist. Betrachtet man diesen nun, zuerst einmal als bloßes Druckbild mit den Augen, so findet man durch das ganze Buch, Blatt für Blatt, eine Reihe von erläuternden Bemerkungen, die zuweilen recht umfangreich hinaufsteigen — für einen Roman eine merkwürdige Beigabe! Las man in früheren Uebersetzungen den Roman so hin, über Namen, Anspielungen auf Ereignisse, spanische Zustände und Verhältnisse hinweg, so ahnte der Leser nicht, was ihm alles entgangen war, während er jetzt erst erkennt, daß diese Noten geradezu nothwendig sind zum eingehenden Verständniß und zur rechten Freude an dem Werk. So sind sie das eigentliche Fußgestell, der Sockel, auf welchen das plastische Bildwerk jeder Seite gehoben worden ist. Für einen Kenner des Don Quijote — ich meine nur einen Leser, der nicht mehr durch die Spannung auf die Vorgänge von Blatt zu Blatt fortgezogen wird — ist es ein immer wachsender Genuß, auch mit vorläufiger Uebergehung des Textes diese Erklärungen fortblätternd zu lesen. Es steckt darin

eine solche Kenntniß der spanischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, es wird darin ein so eingehendes Zeitgemälde aufgerollt, vom einzelnen Falle sich in's Allgemeine ausdehnend, daß der Leser auch nur dieser Theile sich durch Belehrung und Anregung auf jeder Seite gefördert fühlt. Ist der Don Quijote freilich auch ohne sie zu einem der gelesensten und am häufigsten gedruckten Bücher der gesammten Weltliteratur geworden, so verdankt er dies seinem stofflichen Inhalt; die Erläuterungen aber sagen uns, wie und warum er das schon zur Zeit seiner Entstehung wurde; wie er einer ganzen Zeitrichtung mit unerhörter Kühnheit lachend den Krieg erklärte und den Sieg über sie errang. Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, so muß ich mich kurz dahin fassen, daß über das Vortreffliche eigentlich wenig zu sagen ist. Die Sprache ist fließend, die Wendungen des für uns oft etwas breitspurigen spanischen Satzbaus und Stils sind mit großem Geschick überwunden, auch über die Wortspiele weiß der Uebersetzer glücklich hinaus zu kommen: man glaubt ein deutsches Originalwerk zu lesen. Die deutsche Uebersetzungskunst feiert mit diesem Werke einen ihrer schönsten Triumphe. Wenn die Schlegel'sche Uebersetzung des Shakespeare uns den deutschen Shakespeare gegeben hat, so schenkt L. Braunfels uns jetzt den deutschen Don Quijote, als ein dem Schlegel'schen nicht nur ebenbürtiges Werk, sondern auch als ein Kunstwerk im höchsten Sinne. Möge dem Verfasser, dem die Lebensjahre bereits hoch herangediehen sind, die Genugthuung werden, die Erfolge seines Fleißes und Gestaltens in Deutschland allgemein anerkannt zu sehen.

Otto Roquette.

Monumenta Germaniae paedagogica. Kurzgefaßter Plan derselben von Dr. Karl Kehrbach. Berlin, A. Hofmann und Co.

Durch seine Musterausgaben von Kant, Fichte und Herbart, in denen zum ersten Male die Grundsätze für die Edition philosophischer Schriftsteller klar und deutlich in Wort und That dargelegt worden sind, hat sich Dr. Karl Kehrbach einen so geachteten Namen erworben, daß ihm die Gelehrtenwelt das größte Vertrauen entgegenbringt, wenn er jetzt mit einem literarischen Projecte von unabsehbarer Tragweite an sie herantritt.

Seit zehn Jahren arbeitet er mit andauernder Energie, selbstloser Hingebung und jenem Muthe, den nur die Vaterlandsliebe erzeugt, ohne alle Unterstützung, ja unter großen Opfern an der Begründung eines Nationalwerkes, welches die Vergangenheit des ganzem deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erstehen lassen soll. Diesem Unternehmen, die „Monumenta Germaniae paedagogica" zu sammeln, will er sein Leben widmen; und seinem unverdrossenen Eifer, den er durch unausgesetzte Studien, durch Reiseverkehr und regen Briefwechsel entwickelt hat, ist es gelungen, den gewandten und sachkundigen Verleger Rudolf Hofmann in Berlin für seine Aufgabe zu begeistern und eine stattliche Zahl von Mitarbeitern — gegen 150 — zu gewinnen, darunter Männer wie v. Giesebrecht, Heinze, Masius, v. Prantl, Sander, Wattenbach, Wemer Zarncke u. A.

Großartig, wie das Werk angelegt, dürfte es berufen sein, eine Umwälzung zunächst in der Historik der Pädagogik hervorzurufen, aber auch der Culturgeschichte in einer Reihe von Specialwissenschaften ungeahnte Resultate zu eröffnen. Dabei hat es den Vorzug, die tüchtigsten Gelehrten aller Richtungen zu friedlicher Arbeit zu vereinigen, da es keinen Parteistandpunkt und keine Confession bevorzugt, sondern im Großen nur der geschichtlichen Wahrheit dienen will. Es stellt sich die Aufgabe, vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart Alles zu verzeichnen, was an wesentlichen Urkunden des pädagogischen Lebens aufzufinden ist. Dabei kommen zur Ver-

öffentlichung: 1) Kirchliche, ſtaatliche und gemeindliche Schulordnungen, Schulgeſetze, Viſitationsprotocolle, Ordensconſtitutionen, Beſtallungsbriefe, Synodal- und Beſoldungsacten; 2) Schulbücher, die für das Unterrichtsweſen von Einfluß waren; 3) pädagogiſche Miscellaneen d. h. Abhandlungen zur Pädagogik, pädagogiſche Gutachten, Selbſtbiographien, Schulreden, Tiſchzuchten, Acten über Erziehung und Unterricht einzelner Perſonen wie Fürſten u. A., Dichtungen mit Beziehung auf Erziehung und Unterricht, Briefwechſel mit Schulmännern, Schulcomödien u. dergl.: 4) zuſammenfaſſende Darſtellungen zur Entlaſtung der genannten Abtheilungen, alſo Monographien und Geſammtausgaben pädagogiſcher Schriften. Allen Arbeiten werden Namen- und Sachregiſter, den Textausgaben außerdem textkritiſche, hiſtoriſche, ſachwiſſenſchaftliche und bibliographiſche Einleitungen beigefügt.

Nicht wenige Mitarbeiter haben ſchon beſtimmte Beiträge übernommen: Koldewey die Schulordnungen Braunſchweigs, Tentſch die von Siebenbürgen, Teichmüller die der Oſtſeeprovinzen, Kehrbach das Viſitationsbüchlein Melanchthons, Pachtler die Ratio studiorum der Jeſuiten, Kawerau die katechetiſchen Schriften Agricolas, Reichling das Doctrinale des Alexander Gallus, Huemer das Scholarium fundamentum des Remigius von Auxerre, Uhlig von Galland die Grammatiken der „Neugriechen", v. Prantl den Unterricht in der Logik, Goldmann die Briefſtellerliteratur des Mittelalters, Burkhardt die „Fürſtenerziehung in den Sachſen-Erneſtiniſchen Häuſern", O. Franke charakteriſtiſche Schulcomödien, Hartfelder eine Monographie über Melanchthon, Horawitz eine ſolche über Erasmus, J. Müller über die böhmiſchen Brüder, Votſch über den geographiſchen Unterricht im 16. Jahrhundert, Göring über den Philanthropismus.

Ueberaus dankenswerth iſt es, daß die Archive von Berlin (v. Sybel), Wien (v. Arneth) und Weimar (Burckhardt) dem Intereſſe der „Monumenta" dienſtbar gemacht werden; auch die Ordenscongregationen ſtellen ihre Bibliotheken zur Verfügung, und es iſt Ausſicht vorhanden, daß auch die vaticaniſchen Schätze nutzbar gemacht werden. Jeder Intereſſent, der das Unternehmen zu unterſtützen denkt, wendet ſich am beſten unmittelbar an den gefälligen Chefredacteur Dr. Kehrbach, Berlin W., Thiergarten-Straße 20. hg.

Studien zur Geſchichte der franzöſiſchen Muſik. Von M. Schletterer. Berlin. R. Damköhler. Theil I. Geſchichte der Hofcapelle der franzöſiſchen Könige. Theil II. Geſchichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariſer Geigenkönige.

Eigentlich ſollte der Titel heißen: „Compendiöſe Geſchichte der franzöſiſchen Könige mit gelegentlichen Bemerkungen über ihre Hofcapelle", denn der weitaus größte Theil des Buches handelt frei nach Ranke u. A. über das Leben und den Habitus der Herrſcher Frankreichs, während die muſikaliſchen Größen meiſtentheils in dürftigſter Weiſe beſprochen werden. Der Verfaſſer iſt ſich, wie er in der Vorrede bemerkt, der Schwierigkeit ſeiner Aufgabe wohl bewußt geweſen. Abſolut Neues wird man in dem Werke ſchwerlich finden, aber auch das Bekannte, hie und da Zerſtreute, iſt oft gar nicht berückſichtigt worden. So iſt, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die erſte Hälfte des 17. Jahrhunderts, alſo gerade die Zeit, die für die Kenntniß der Entwickelung der modernen Muſik (Monodie, Oper ꝛc.) von eminenter Wichtigkeit iſt, faſt ganz leer ausgegangen: Namen wie Guédron, Bataille, Antoine und Jean Boeſſet, die hervorragende Stellungen am franzöſiſchen Hofe einnahmen und als Begründer der eigentlichen Salonmuſik in Frankreich gelten müſſen, ſucht man vergebens. An anderen Stellen wieder (S. 163) wimmelt es von Namen, ohne daß man über die künſtleriſche Bedeutung ihrer Träger etwas erfährt. Bezüglich der Ueberſetzungen hiſtoriſcher Documente iſt der Autor nicht immer glücklich: die deutſche Wiedergabe des Hymnus: „Ut queant laxis" (S. 17) und der Grabſchrift Hucbalds (S. 39) ſind nach Form und Inhalt ſehr bedenkliche Elaborate. — Ein günſtigeres Urtheil läßt ſich über den zweiten Theil: „Geſchichte der Spielmannszunft in Frankreich und der Pariſer Geigenkönige" fällen.

Hier standen dem Verfasser die gründlichen Vorarbeiten der französischen Musikforscher M. B. Bernard, Vidal, Thoinan, d'Auriac u. A. zu Gebote, die er auch wacker ausgenutzt hat. Eine dankenswerthe Zugabe ist die Mittheilung zahlreicher Documente in deutscher Uebersetzung. Der gebildete Musiklaie wird darin manches bisher wenig Bekannte und zugleich Interessante finden. — Die Ausstattung beider Werke ist eleganter, als man es bei musikhistorischen Werken sonst gewohnt ist. eb.

Von Deutschland durch die Centralschweiz zur Gotthardbahn, den italienischen Seen und den Haupt-Routen von Ober-Italien. Von A. H. v. Berlepsch. Dritte verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Von H. E. von Berlepsch.

Die Rheinlande, Süd-Deutschland und die Schweiz bis an die oberitalienischen Seen. Von Berlepsch. 18. Bearbeitung der Schweiz.

Nach dem Tode des Verfassers der allbekannten Reisehandbücher, H. A. Berlepsch's, der am 14. Mai 1883 in Zürich gestorben ist, hat sein Sohn dessen erfolgreiche Thätigkeit aufgenommen, und als erste Frucht seiner Arbeit liegt die neue Auflage der „Centralschweiz, des Gotthard und Oberitaliens" vor uns. H. E. v. Berlepsch ist Landschaftsmaler, er bringt also zu der Arbeitskraft seines Vaters, die der jüngere, wie man wohl annehmen darf, in ebenso hohem oder noch höherem Grade besitzt, noch die künstlerische Begabung mit; diese manifestirt sich denn auch in der äußeren Ausstattung der neuen Reisehandbücher, besonders in den vermehrten Illustrationen und in der geschmackvollen Einbanddecke. Die Einrichtung der Bücher ist im großen Ganzen dieselbe geblieben, und das mit Recht, denn Reiseführer, die sich so gut bewährt haben, wie die Berlepsch'schen, dürfen nicht allzuoft eine Umgestaltung erfahren, das Beste sind Correcturen im Einzelnen in den thatsächlichen Angaben und immer deutlichere Darstellung des besonders Wissenswerthen. In der vorliegenden dritten Auflage der „Centralschweiz ꝛc." sind sämmtliche Routen von Oberitalien in diesem Jahre neu hinzugekommen, eine Verbesserung, die unbedingt geboten war. Plan und Karten zeigen vielfach einen Fortschritt gegen die älteren Ausgaben.

Die 18. Bearbeitung der Schweiz ist ein Neudruck des alten Werkes; im nächsten Jahre soll, wie wir hören, auch dieses Handbuch eine völlige Umgestaltung erfahren und wesentlich erweitert in 19. Ausgabe erscheinen. Zur nächsten Reisesaison wird, offenbar hervorgerufen durch unsere neuen Beziehungen zu dem Lande, ein Buch über Spanien vorbereitet, das sich in Anlage und Ausführung vollkommen an die andern Berlepsch'schen Reisehandbücher anschließen wird.

Wir glaubten recht zu thun, wenn wir lieber mit wenigen Worten die neuen Auflagen der Berlepsch'schen Reisehandbücher vor der Reisezeit ankündigten, als daß wir ihnen nach bereits vorübergegangener Saison eine ausführliche Kritik widmeten, wie sie sie eigentlich verdienten. fd.

Hinter dem Vorhang. Neue Novellen von Emil Peschkau. Berlin, Abenheimsche Verlagsbuchhandlung (G. Joel).

Während die ersten beiden Novellen „Spät gefunden" und „Die Gräfin" sich nicht über das Niveau literarischer Dutzendwaare erheben, zeigt die dritte „Zwischen Tod und Leben" ein frisches, munteres Erzählertalent, welches seine Gestalten zu charakterisiren versteht und durch Composition und Inhalt unsere Aufmerksamkeit anregt.

Der Verfasser, welcher sich bei der Presse und beim Publikum sehr wohlwollende Anerkennung zu erringen vermocht, sollte dieselbe durch Vielschreiberei nicht beeinträchtigen und Erzeugnisse wie die genannten beiden Novellen erst einer strengen Selbstkritik unterziehen. mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arréat, Lucien, La Morale dans le Drame, l'Epopée et la Roman. Paris, Felix Alcan.

Brasch, Moritz, Dr., Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfassliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Mit Porträts. Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 1—3.

Dahn, Felix und Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt. Lfg. 2. Kreuznach, Verlag v. R. Voigtländer.

Didon, Pater v. Prediger-orden, Die Deutschen. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. Mit einem Briefe des Verfassers in Facsimile. Basel, M. Bernheim.

Die Sphinx, Ein Wochenblatt für die deutsche Familie. II. Jahrg. No. 11. Leipzig, Denickes Verlag.

Fischer, Kuno, Das Strober- und Gründerthum in der Literatur. Vade mecum für Herrn Pastor Krause in Hamburg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg.

Friedmann, Alfred, Neue Lebensmärchen. (Bibl. für Ost und West. 8.) Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Götzinger, E., Dr., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 1. II. vollst. umgearbeitete vermehrte und illustrirte Auflage. Leipzig, Woldemar Urban.

Henzen, Wilhelm. Ulrich von Hutten. Reformationsdrama in fünf Acten. Leipzig, Carl Reissner.

Johannsen, Albert, Deutsche Volks- und Familienbibliothek. Heft 1. Husum, Christiansen & Bollmann.

Kippenberg, A., Esaias Tegnér. Leipzig, B. G. Teubner.

Lindau, Paul, Aus der Hauptstadt. Briefe a. d. Kölnische Zeitung. 2. Auflage. Dresden, F. W. Steffens.

Lotheissen, Ferdinand, Geschichte der französ. Literatur im XVII. Jahrhundert. Vierter Band. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Lützow, Carl, von, Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 21. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mohr, Ludwig, Altes Schrot und Korn. 1. Band. Erzählungen a. d. Lande der Hessen. Kassel, Ernst Kloimenhagen.

Novellenschatz, Neuer Deutscher, Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Band 1: Sirene von L. Starklof. — Die Freiherren von Gemperlein von Marie v. Ebner-Eschenbach. Band 2: Jephats Tochter von S. Th. Mosenthal. — Münchhausen im Vogelsberg von O. Müller. — Saläthus von Hans Marbach. Band 3: Wer? von Ida v. Düringsfeld. — Die Flut des Lebens von Adolf Stern. — Der blaue Schleier von A. Schöne. — Maria im Elend von P. K. Rosegger. München & Leipzig, R. Oldenbourg.

Palleske, Emil, Die Kunst des Vortrags. 2. Aufl. Stuttgart, Karl Krabbe.

Pasque, Ernst, Auf dem Domkrahnen. Eine Erzählung. Bremen. C. W. Roussell.

Peisker, Alwine, Recommandirt. Geburt und Erziehung. Novellen. Freiburg i./B., Kiepert & von Bolschwing.

Perrot und **Chipiez**, Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten. Lfg. 22/24 bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann mit einem Vorwort von Georg Ebers. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ploss, H., Dr., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Erste Lieferung. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

Pypin, A. N., Das Serbisch-Wendische Schriftthum in der Ober- und Niederlausitz. Aus d. Russ. übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pecht. Separatabdruck aus: Geschichte der slav. Literaturen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Rivista, La Nuova R. Internationale. 1881 No. 9. Firenze Succ. Le Monnier.

Revue Internationale, Première Année, Tome II, VI. Livr. Florence.

Richter, Louis, Für Lebenskunst, Winke und Aphorismen. Dresden, E. Piersons Buchhdlg

Saller, F., Der preussische Staatsrath und seine Reactivirung. Unter Benutzung archiv. Quellen. Mit 18 Anlagen. Berlin, A. Deubner.

Schlegel, A. W., Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. 2. Theil. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Schrader, Gerhard, Der tausendjährige Rosenstock am Dome zu Hildesheim. Hildesheim, Franz Borgmeyer.

Schuller, Gustav Reinold, Ein Bild aus den Karpathen. 2. rev. Aufl. Wien, Carl Gnesser.

Sievers, Otto. Dr., Akademische Blätter. Jahrg. 1. Heft 5. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.

Stanislas, A., Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe. Berlin, F. C. Eutrich.

Stern, Albert, Dr., Ueber die Beziehungen Chr. Garves zu Kant nebst mehreren bisher ungedruckten Briefen Kants, Feders und Garves. Leipzig, Denickes Verlag.

Vogel, Julius, Dr., Das Mikroskop und die wissenschaftl. Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ihrer verschiedenen Anwendung. 4. Aufl. neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias. Lfg. 2. 3. Leipzig, Denickes Verlag.

Welhaven, Johan. Ausgew. Gedichte. Im ursprünglichen Versmaasse aus dem Norwegischen übertr. von Dr. Hermann Neumann. Cottbus, Schauenbergs Buchhandlung (F. Kantz).

* * * Die Offiziere. Gegen Colmar Freiherrn v. d. Goltz und Gesinnungsgenossen von dem Verfasser von: Die Vorrechte der Offiziere. Berlin, Walther & Apolant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58⁰ R.
Mühlbrunn .	44⁰ R.
Schlossbrunn. .	44⁰ R.
Theresienbrunn .	48⁰ R.
Neubrunn . .	49⁰ R.
Marktbrunn .	39⁰⁰ R.
Bern. Kronquelle	28⁰⁰ R.
Felsenquelle .	47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

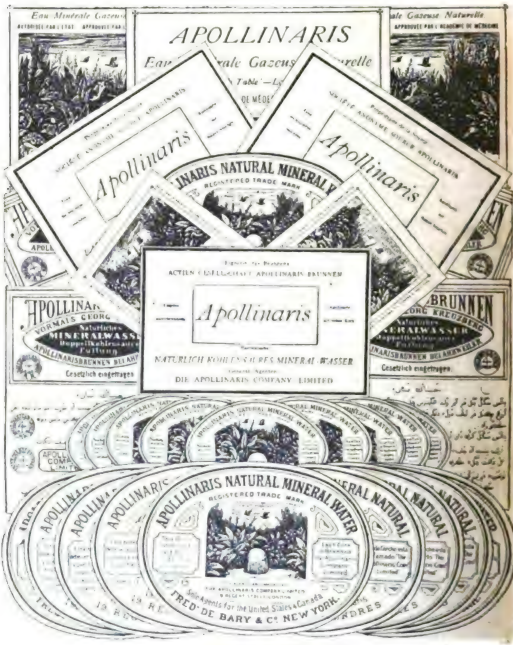
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

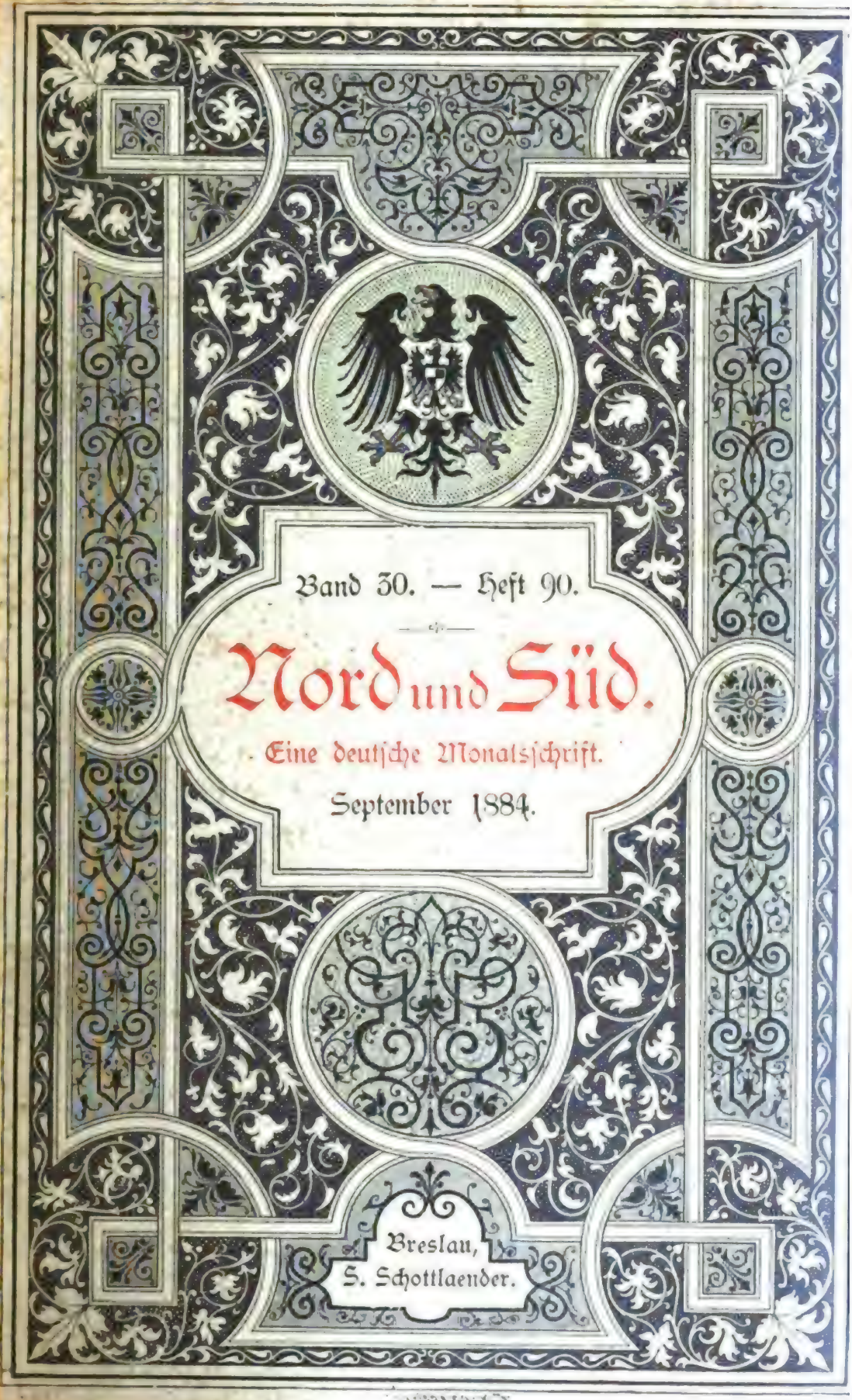


KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google



Band 30. — Heft 90.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1884.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

September 1884.

Inhalt:

Max Kretzer in Berlin. Seite

Die Blinde 281

Eduard von Hartmann in Berlin.

Kant als Begründer der modernen Aesthetik 304

Gustav zu Putlitz in Karlsruhe.

Mein Elternhaus 329

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Ein Besuch auf der Alhambra 345

Moriz Hoernes in Wien.

Die Anfänge der Kunst in Griechenland 353

Paul Lindau in Berlin.

Die neuesten Romane von Daudet und Zola. II. La Joie de vivre von Emil Zola 371

G. Verga, Catania in Sicilien.

Der Krieg der Heiligen 391

Bibliographie 399

Zur Literaturgeschichte (mit Illustrationen). — Heyse und Laistner, Neuer deutscher Novellenschatz. — Hamerling, Prosa. — Kuno Fischer, Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. — Gildemeister, Die Heilkraft des See- und Höhenklimas. — Leimbach, Ausgew. deutsche Dichtungen. — Grautoff, Emanuel Geibel. — Pypin, Das serbisch-wendische Schriftthum. — Stanislas, Am Wege gepflückt. — Schücking, Große Menschen. — Weitbrecht, Geschichtenbuch.

Zu den Heine-Memoiren 413

Hierzu ein Portrait von Gustav zu Putlitz Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglicher Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXX (Juli bis September 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89.

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXX. (Juli bis September 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Gustav zu Putlitz

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXX. Band. — September 1884. — 90. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gustav zu Putlitz.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Blinde.

Eine Berliner Novelle

von

Max Kretzer.

— Berlin. —

Sämmtliche Stammgäste der kleinen Conditorei am Oranienplatz kannten das Paar bereits. Seit vier Wochen machten Beide regelmäßig des Nachmittags ihre Besuche. Punkt vier Uhr betraten sie das mäßig große, elegant ausgestattete Lesezimmer und nahmen am kleinen runden Marmortisch in der äußersten Ecke neben dem zweiten Fenster Platz. Es bot dann einen rührenden Anblick, wie er, der starknochige, breitschultrige Mann in den Fünfzigern, auf dessen ewig kalt und gemessen dreinschauendem Antlitz die Erfahrungen des Lebens tiefe Furchen zurückgelassen hatten, die zartgebaute, kaum zwanzig Jahre zählende blinde Dame mit der ganzen Vorsicht eines treuen Führers die drei Stufen beim Buffet vorbei hinauf und durch den Raum geleitete; wie seine plumpen, zu groß gerathenen Hände sich bemühten, ihr so schnell als möglich den Fauteuil hinzurollen — wie Alles an ihm das Bestreben zeigte, einem beklagenswerthen hilflosen Geschöpfe in der Nacht seines Daseins das Leben auf eine Stunde hinaus wieder erträglich zu machen. Dann hieß es schnell hintereinander: „Sitzst Du so auch gut, Ina? — Nicht wahr, ein wenig vom Tisch zurück? — Soll ich das Fenster schließen? Es ist windig draußen —" Und auf diese Fragen, deren sanfter Ton dazu bestimmt schien, das Knorrige in der äußeren Erscheinung des Mannes dem Auge sympathischer zu machen, erfolgte für gewöhnlich die kurze Antwort: „Ich danke Papa, ich sitze gut." So behielt sie denn ihre alte Lage: die schmalen, schlanken Hände von durchsichtiger Weiße über den Schooß gekreuzt, den Oberkörper zurückgebeugt, daß das feingeschnittene Profil voll kindlicher

Weichheit und die Wellenlinien der zarten Büste sich klar von der durchleuchteten Gardine abhoben.

Mit der Zeit wurde das Interesse der passionirten Besucher des Locals an diesen Beiden besonders rege. War es der herausfordernde Gegensatz zwischen Vater und Tochter, der Gedanke an ein blühendes Leben in ewiger Finsterniß, der so auffallend wirkte; war es ungeheucheltes stummes Mitleid, das selbst den Blasirt-Gleichgiltigen angesichts von etwas Trostlosem überkommt — nach und nach empfand jeder der ständigen Nachmittagsgäste vom andern den Eindruck, als müsse dessen Aufmerksamkeit gleich der seinen nach dem Eintritt des Paares sich nur noch auf dieses concentriren, als würde der Tag nicht ganz seinen Zweck erfüllt haben, wenn der Zufall an ihm die Plätze am Fenster um die bestimmte Zeit leer ließ.

Selbst der alte pensionirte Stadtgerichtsrath, dessen würdevolles Haupt seit einer Stunde bereits wieder hinter dem Riesenformat der „Kölnischen" unsichtbar geworden war, und welcher die enggedruckten Spalten mit einer Genauigkeit verfolgte, als hätte er das einzige ausliegende Exemplar des Blattes für sich allein gepachtet; dem sonst bei der Lectüre der Weltuntergang als etwas nicht besonders Aufregendes erschienen wäre, in das man sich mit philosophischem Gleichmuth fügen müsse — selbst er hatte beim Hereinführen der Blinden plötzlich die Empfindung, als wäre es pietätlos, die Zeitung nicht auf einen Augenblick sinken zu lassen und den Blick von den gedruckten Ereignissen der auswärtigen Politik nach der Ecke am andern Fenster zu richten. Und der langaufgeschossene bartlose Lyriker am Ofen, dessen blondlockige Mähne das ästhetisch Erlaubte am äußeren Poeten schon längst überschritten hatte und für den Segen von Kamm und Scheere sprach, unterbrach die alltägliche fieberhaft wiederkehrende Hast, mit der er sich soeben wieder auf die Jagd nach der Rubrik „Literarisches", in der er die endliche Besprechung seines „ersten Bändchens" wittern durfte, begeben hatte und faßte im Stillen den Entschluß, den schlichten Schiller'schen Worten: „Sterben ist Nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück," demnächst in gereimter Form so viel als möglich Concurrenz zu machen.

Es war fast, als bildeten Vater und Tochter einen Magnet, dessen Anziehungskraft eine immerwährende ist. Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß die Neugierde nach den näheren Verhältnissen der Beiden, die in ihrem Aeußern, in der ganzen Art und Weise, wie namentlich der Mann auftrat und sich bewegte, den Eindruck von Fremden machten, sich zu regen begann.

Die Buffetdame, eine freundliche Thüringerin, die seit einem Jahre bereits hier conditionirte, war denn auch im Stande, etwas Näheres über das Paar zu sagen. Der Mann hieße Grimblow, sei ein wohlhabender Mühlenbesitzer aus Mecklenburg und hielte sich eigentlich nur in Berlin auf, um den grauen Staar seiner Tochter, seines einzigen Kindes, operiren zu lassen. Die Dame habe als zehnjähriges Mädchen bereits an schlimmen

Augen gelitten, bis ſie vor wenigen Jahren ganz und gar erblindet ſei. Man habe das der ſumpfigen Umgegend des Heimatsortes zuzuſchreiben. Der Vater ſei über das Unglück ſeines Kindes troſtlos geworden, ein überaus finſteres, verſchloſſenes Weſen habe ſich ſeiner bemächtigt und eine gewiſſe Menſchenfeindlichkeit und Unzufriedenheit mit ſich ſelber ſpräche aus ſeinem Blick. Wohlmeinende Freunde und Sachverſtändige hätten ihn bereits längſt zu bewegen verſucht, die Augen ſeiner Tochter einer Operation unterziehen zu laſſen, aber immer habe die Furcht vor einem unglücklichen Ausgange ihn davon zurückgehalten, trotzdem er ja mit Freuden all' ſein Hab und Gut dafür hingegeben haben würde. Nun aber, da ſein Kind immer ſchöner und lieblicher heranwachſe, könne er den Anblick nicht mehr ertragen. Mit Zuſtimmung ſeiner Tochter ſei er endlich hierher gekommen, um einen berühmten Augenarzt zu conſultiren. Leider aber habe er gerade eine ſehr ſchlechte Zeit gewählt. Der Profeſſor befinde ſich ſeit Wochen auf der Reiſe, müſſe aber in allerkürzeſter Zeit zurückkehren und dann würde wohl auch der regelmäßige Beſuch der Beiden ſein Ende erreicht haben. Uebrigens wohnten Vater und Tochter ganz in der Nähe, dort drüben in der erſten Etage des großen Eckhauſes, wo der Balcon ſich zeige.

Das war Alles, was man zu erfahren vermochte; es genügte gerade, um die Theilnahme für die Beiden noch zu erhöhen. Auch den Paſſanten der Straße, die regelmäßig den Oranienplatz zu kreuzen hatten und mit dem ſcharfen Auge des Großſtädters in dem raſtloſen Gewühl der Menge immer noch Zeit fanden, beſonderen Phyſiognomien und Erſcheinungen ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, wurden ſie bald zu zwei Bekannten, denen man rückſichtsvoll auswich und nach welchen man ſich beim Weiterſchreiten noch einmal umblickte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß auch in einem Antlitz mit erloſchenen Augen durch den Zauber eines verklärenden Lächelns ein Schimmer des Troſtes und der Hoffnung zu finden ſei.

Wenn Grimbkow regelmäßig am frühen Vormittag, ſein Kind am Arm, den Spaziergang durch die Straßen machte, wurde aus ihm ein anderer Mann, aus deſſen Antlitz die ewige, faſt ſteinerne Ruhe und zuerſt unſympathiſch wirkende Kälte verſchwand; der nun ſcherzte und plauderte, der für die nichtigſten Dinge Worte fand, die immer den Eindruck machten, als habe er das Bedürfniß, überhaupt nur zu ſprechen um etwas zu ſagen. Und Alles ſeiner Tochter wegen, die von der Exiſtenz alles deſſen überzeugt ſein ſollte, was ſie niemals zu erſchauen vermochte, von dem ſie ſich in ihrem Innern nur noch mit dunklen Vorſtellungen trug. Dann floſſen ihm die Worte förmlich über die Lippen; er entwickelte eine farbenprächtige Schilderung, ſo daß er im beſten Redefluß erſtaunt über ſich ſelbſt inne hielt und in Gedanken ſich fragte: Grimbkow, wie bekommſt du das alles fertig? Du ſchwatzeſt wie das Rad deiner Mühle daheim; und Ina, denſelben Gedanken verfolgend, zu ihm ſagte: „Papa, ich hätte nie geglaubt, daß Du über alle Dinge in dieſer großen Stadt ſo trefflich Auskunft zu geben ver-

magst. Du sprichst wie ein Buch. Ja," fügte sie dann mit einem Seufzer, der wie Sehnsucht nach tiefinnerster Erlösung klang, hinzu, „dieses Berlin muß eine fürchterlich große Stadt sein. Ich höre es an dem Rollen der unzähligen Wagen, das kein Ende zu nehmen scheint, und an dem Gesumme der vielen Menschen, das mir immer noch in den Ohren klingt, wenn ich des Abends im Bette liege und nicht gleich den Schlaf finde.

Dieses Gesumme der vielen Menschen — das war es eben, was ihn anheimelte, was seine Verschlossenheit öffnete. Hier war er nicht mehr allein mit dem Schmerze um das Unglück seines Kindes. Inmitten des auf- und abwogenden Stromes, dessen lebende Fluthen brandend an ihm vorüberzogen, empfand er den Eindruck von hundertfältigem Elend im heißen Kampfe um das tägliche Brot, kam ihm das Bewußtsein der Sorge und des Kummers Anderer, das ihn das Schicksal seiner Tochter weniger tragisch auffassen ließ, neue Hoffnungen in seiner Brust erweckte.

So gingen sie immer denselben Weg. Sie schritten die Oranienstraße bis zum Moritzplatz hinunter, bogen links in die Prinzenstraße ein und suchten die Hasenhaide auf, wo sie in einem der zahlreichen Biergärten nach Mecklenburger Art ihr bescheidenes Frühstück einnahmen, einen Gang durch die Rosenausstellungen machten, um dann gegen Mittag durch den oberen Theil der südöstlichen Luisenstadt den Heimweg anzutreten.

Den Gärtnereibesitzern der Hasenhaide waren Vater und Tochter bereits zu angenehmen Besuchern geworden, deren Ankunft ihnen nicht gleichgiltig war.

„Min Döchting liebt die Blomen," sagte Grimbkow in seiner kurzen bestimmten Art, halb hochdeutsch, in der Voraussetzung, man könne ihn nicht ganz verstehen, und halb in der Sprache seiner Heimath, die nur für Ina bestimmt war.

Die Leute wußten dann, was sie zu thun hatten. Mit diesen „Blomen" meinte er überhaupt nur die Rosen. Nach dem Preise fragte er nie, denn was für „sin Döchting" war, konnte auch „duer sind".

„Nicht wahr, min lütt Deern, die Rosen sind doch wohl schön, das soll woll sein", sagte er dann beim Weiterschreiten, sich innerlich freuend, den Lieblingswunsch seiner Tochter wieder erfüllt zu haben.

„O Papa," erwiderte sie, sich an ihn schmiegend, „sie müssen die schönsten und größten im ganzen Garten gewesen sein. Du weißt, ich kann sie nicht sehen, aber ich spüre es an ihrem wundervollen Duft."

Dasselbe sagten er und sie jeden Tag beim Verlassen der Gärtnerei. Dann entstand eine kurze Pause und er begann das Gespräch wieder mit halb zitternder Stimme. Sie sah es nicht, wie sein Blick dann liebevoll auf ihrem Antlitz haftete.

„Es wird nicht lange dauern, min Döchting, und Du wirst sie auch sehen —"

„O, Papa" — war alles, was sie hervorzubringen vermochte; ihn aber beschlich im Augenblick eine tiefe, unendliche Rührung. Er wußte, was

alles in diesen zwei Worten lag: die unaussprechliche Wonne bei dem Gedanken an die Segnungen des Himmelslichts, gepaart mit der schaurigen Furcht vor dem Tage der Operation.

Und er fuhr, seine Worte wiederholend, fort: „Ja, es wird nicht lange dauern und Du wirst sie wieder sehen, mein Kind. Alles wirst Du sehen, die Menschen, die Häuser, die Sträucher und auch Din Badding, der dann zum närrischen Kerl werden wird, so daß sie to Hus mit dem Finger nach der Stirn zeigen werden, wenn er ihnen von Berlin vertellen wird und dabei sagt, man habe ihn zum Großwürdenträger ernennen wollen, er aber habe es mit den Worten ausgeschlagen: das könne ihm nun nichts mehr nützen; er könne nicht reicher, glücklicher und zufriedener gemacht werden, als er es jetzt sei, er, Fritz Grimbkow aus Parnewitz in Mecklenburg. Hahaha — laß sie nur lachen, Grimbkow weiß was er hat, und was er hat, das hat er. Das soll woll sein! Verstehst Du, min Döchting?"

„Ja, min Badding."

Und er pfiff leise vor sich hin, als Zeichen einer gewissen zufriedenen Stimmung, die alles Fehlschlagen der Hoffnung, die er auf seine Anwesenheit in Berlin setzte, im Vornherein ausschloß.

Dann fand er Gelegenheit laut aufzulachen, so daß Ina sofort wußte, worum es sich handele. Er amüsirte sich, wenn er irgend etwas Lächerliches auf der Straße erblickte. Der Humor des Mecklenburgers kam dann zum Vorschein.

„Papa, was hast Du gesehen?" fragte sie ihn. „Erzähle mir."

Er lachte erst weiter: „O, es war weiter nichts! Ene olle Fru geht wie een Papagei gekleidet: gelbe Botterblomen up 'ne gröne Wiese."

Und Ina lachte mit, während er in seiner derben Art die lächerliche Erscheinung weiter kritisirte.

Nun waren sie wieder in das beste Fahrwasser gekommen, indem er auf's Neue „wie ein Buch" sprach. Sie lauschte still, während er erzählte, was seine blauen Augen rechts und links sahen. Abwechselnd führte sie den Strauß mit Rosen an's Gesicht, um sich an ihrem Duft zu berauschen.

„Da drüben steht ein Haus, da möchte ich schwören, daß Gomberts in ihm wohnen, wenn ich nicht wüßte, daß es kein Wunder mehr giebt, und daß wir hier im groten Berlin sind und nicht im lütten Parnewitz. Es sieht auf ein Haar so aus: gelb gestrichen mit Epheu bis zum Dach, und einer kleinen Veranda, die weit in den Vorgarten geht. Ob Du Dich wohl noch erinnern kannst, Ina? Es sieht heute noch so aus wie damals vor Jahren, als —"

„Ja, Papa, ich entsinne mich noch ganz genau. Es war zur Zeit, als ich anfing, böse Augen zu bekommen. Gomberts Junge war viel älter als ich, aber wir spielten immer zusammen. Er war immer sehr gut zu mir; einmal wäre ich beinahe unter das Mühlrad gekommen, wenn er mich

nicht davor bewahrt hätte. Weißt Du noch? Es war gerade an meinem Geburtstage und Mama, die damals noch lebte, hatte uns Kuchen gebacken."

Sie blieb mit der Gewohnheit erblindeter Menschen stehen, neigte ihren Kopf nach hinten und richtete die glanzlosen Augen nach der anderen Seite der Straße, als sei sie im Stande, alle von ihrem Vater erwähnten Einzelheiten deutlich zu erkennen.

Und während diesen plötzlich wieder eine tiefernste Stimmung ergriffen hatte, die nahe daran war, ihm das Auge feucht zu machen, fuhr sie wie jubelnd fort:

„Aber Papa, da fällt mir ein — weißt Du, auf Gomberts Dach war ein Taubenschlag, gewiß, ich weiß es ganz genau, ganz oben an der linken Seite. Ist der da drüben auch zu sehen?"

Nun glitt wieder ein breites Lächeln über sein gebräuntes Gesicht. Wie lebhaft sie sich noch des Hauses erinnerte, das dem ihrigen geradeüber lag, und das sie als Kind zum letzten Male gesehen hatte!

„Auch das stimmt, Ina; wirklich und wahrhaftig, da oben links ist ein Taubenschlag zu sehen."

„Wie merkwürdig, Papa!"

Nun trat, als sie weiterschritten, für Beide eine längere Pause ein. Er war sehr ernst geworden und schien in tiefem Nachdenken versunken. Eine Mißstimmung überkam ihn plötzlich, die er selbst bei sich hervorgerufen hatte. Weshalb mußte dieses Haus da drüben eine so frappante Aehnlichkeit mit demjenigen Gomberts haben, daß er sich durch diese Ueberraschung genöthigt sah, den Namen laut auszusprechen, den er haßte, verabscheute, weil sich an ihn Bitternisse seines Lebens knüpften?!

Er fuhr mit seiner großen Hand über's Gesicht, um böse Gedanken zu verscheuchen; dabei entfuhr ihm ein tiefer, kaum hörbarer Seufzer. Ina wußte, so seufzte er immer, wenn er an etwas dachte, was seit Jahren schwer seine Seele bedrückte und worauf er ihr stets die Antwort schuldig blieb, so oft sie ihn darnach fragte. Das war das einzige Geheimniß, was er vor ihr zu verbergen hatte. Untrügliche Andeutungen hatten darauf hingewiesen, daß der verstorbene Mühlenbaumeister Gombert in engster Berührung mit diesem Geheimniß stehen müsse. Dunkle Erinnerungen aus ihren Kinderjahren, aus jenen ersten trüben Tagen, wo sie Wochen lang im dichtverhangenen Zimmer weilen mußte, um ihre Augen zu schützen, tauchten bei solcher Gelegenheit wie heute vor ihr auf, zauberten verworrene Bilder vor ihre Seele, die ihr heute selbst als erwachsenes Mädchen nur Dinge ahnen ließen, von denen sie als Kind gar nichts verstand.

Sie war zwölf Jahre alt, als ihre Mutter starb, die eine sehr schöne Frau war und als solche nicht nur in Parnewitz, sondern auch in der weitesten Umgebung sehr verehrt wurde. Namentlich die jungen Gutsbesitzer, die geschäftlich auf der Mühle zu thun hatten, waren besonders höflich und aufmerksam gegen sie, sagten ihr die schönsten Schmeicheleien. All' dessen

konnte ſich Ina noch ſehr gut entſinnen. Sie ſah die jungen Herren im Geiſte in ihren leichten Gutswagen oder zu Pferde vor der Mühle halten; Jochen, der alte Knecht, der ſie auf den Armen getragen hatte, trat in ſeiner gewohnten Weiſe linkiſch und ſchläfrig hinzu, um für Wagen und Pferde zu ſorgen. Inzwiſchen hatte der Herr Gutsbeſitzer auch ſchon ihrer ſchönen Mutter die Hand geküßt und ſie mit Artigkeiten überſchüttet.

Im Geiſte hörte dann auch Ina den Vater zeitweilig poltern und fluchen, hatte auch ihn vor Augen, der in ſeiner Erſcheinung das gerade Gegentheil von ihrer Mutter war: vierſchrötig und knochig, mit einem ſtets bärbeißig dreinblickenden Geſicht, den ſchlechteſten Hausrock auf dem Leibe, die ſtets mit Mehl beſtaubte Mütze auf dem Kopf.

Es paßte ihm nicht, daß ſein hübſches junges Weibchen ſo oft andern Männern gegenüber beim Lachen ihre weißen Zähne zeigte, die Artigkeiten ſo hinnahm, als kämen ſie von ihrem Manne. Sie lachte dann hell auf und nannte ihn einen eiferſüchtigen Bären, der gar nicht wiſſe, wie hübſch er ihr erſcheine, wenn er ſo über die Maßen fluche und poltere und auf die vornehmen „Scharwenzler“ ſchimpfe. Ob er denn nicht wüßte, daß all' dieſe Leute ihre Kunden wären, und daß man ſich die guten Kunden halten müſſe; ſie allein bekümmere ſich doch um's ganze Geſchäft. Dann kam ein Wort in's andere und ſie wurde ſehr ärgerlich. Er möge ſich nur um ſeine Geſellen hinten in der Mühle bekümmern, das wäre ſchon viel vernünftiger als ſie immer mit ſeinem Verdachte zu kränken, meinte ſie dann ſehr aufgebracht und warf lautſchallend die Thüre hinter ſich in's Schloß, während er grimmig wieder der Mühle zuſchritt. Nach einer Weile kehrte dann Fritz Grimbkow nach dem Vorderhauſe zurück und gab ſeiner Frau allen Ernſtes einen herzigen Kuß. Er war dann mit einem Male ſehr kleinlaut geworden. „Ich bin ein närriſcher Kerl,“ ſagte er dann wohl und gab ihr den zweiten und dritten Kuß. Damit war dann ſein Blut wieder ruhig geworden, bis es bei der nächſten Gelegenheit, die am andern Tage gewöhnlich ſchon kam, wieder in Hitze gerieth und die leidige Eiferſuchtsſcene ſich wiederholte.

Nun gehörte auch Auguſt Gombert zu den täglichen Freunden des Hauſes. Er war Wittwer und ein ſehr ſtattlicher Mann. Zwiſchen ihm und Grimbkow beſtand immer eine gewiſſe knurrende Freundſchaft. Die krankhafte Einbildung des ehrlichen Mühlenbeſitzers ließen ihn in jedem Menſchen, der ſeiner Frau nur die geringſte Aufmerkſamkeit erwies, einen Verräther wittern und Auguſt Gombert gegenüber trat das beſonders zu Tage. Es kam eine Zeit, wo Grimbkow äußerſt ſchweigſam wurde, anfing die Menſchen zu meiden und mit einer Verſchloſſenheit umherging, die etwas zu bedeuten haben mußte und die ſeine Frau in Unruhe verſetzte.

Eines Abends, es war mitten im Sommer, lag Ina wie gewöhnlich mit ihren böſen Augen im dunklen Zimmer, zu dem kein Strahl der untergehenden Sonne ſeinen Weg fand, als ſie vom Wohnzimmer ihrer Eltern her heftigen Zank derſelben vernahm, der ſich immer lauter und erbitterter

steigerte. Besonders die zornige tiefe Stimme ihres Vaters drang vernehmbar zu ihr herein.

„Ich will das nicht, daß Du das thust, das ist ein Schimpf für mich," hörte sie ihn ganz deutlich sagen. Ihre Mutter sprach dagegen. Das mußte ihn noch mehr gereizt haben, denn er schrie immer lauter, schlug hintereinander auf den Tisch und rief dann die Worte: „Ehrloses Weib!" Nun vernahm Ina einen lauten Schrei ihrer Mutter, hörte sie jämmerlich schluchzen und fing nun in ihrer kindlichen Herzensangst selbst an zu weinen, sprang aus dem Bette und lief auf ihren nackten Füßchen hinüber zu den Eltern. Hier sah sie die Mutter auf dem Sopha sitzen, die Hände vor die thränenden Augen geschlagen und den Vater am Fenster stehen, wie er den Arm auf den Rahmen, den Kopf in die Hand stützend, mit finsterem Blick hinausschaute fest auf das gegenüberliegende Haus, als wollte er es verschlingen und mit seinen blitzessprühenden Augen vernichten. Ina lief sofort auf ihre Mutter zu, die sie in ihre Arme schloß; der Vater aber, als er das sah, drehte sich um und sagte befehlend: „Komm' her, Kind, zu mir, zu Deinem Vater, hörst Du?!" Die Mutter aber ließ sie nicht los und so weinten sie und ihr Töchterchen eine Weile miteinander.

Diese Scene stand Ina besonders lebhaft vor dem geistigen Auge. Nach diesem Vorfall passirten dann merkwürdige Dinge. Als die kleine Patientin wieder hinaus in's Freie durfte, wie gewöhnlich zu Gomberts hinüber wollte, um ihren jungen Freund zu begrüßen, fand sie weder Vater noch Sohn vor. Der Mühlenbaumeister hatte sein Haus verkauft und war nach der Hauptstadt gezogen. So oft und laut sie auch hintereinander den alten Ruf: „Reinhold, ich bin im Garten," ertönen ließ — keine Antwort kam. Fremde Leute steckten oben zu den Fenstern die Köpfe heraus und wunderten sich augenscheinlich über des Kindes fortwährendes Rufen.

Zwischen Vater und Mutter war eine tiefe Entfremdung eingetreten, doch blieb die Liebe Beider zu Ina, ihrem einzigen Kinde, die gleiche herzige; namentlich der Vater war ihr inniger denn je zugethan. Oefters, wenn sie das dunkle Zimmer wie gewöhnlich hüten mußte, sie vom Schlummer die Augen öffnete, sah sie ihn vor ihrem Bettchen sitzen, wie er ihre Hand in der seinigen hielt, sich über sie gebeugt hatte und sich mit dem Aermel seines Rockes die Thränen aus den Augen wischte. Ein ander Mal war es die Mutter, die vor ihr saß und dasselbe that. Sie war jetzt eben so schweigsam geworden wie ihr Mann, blieb sehr gleichgiltig, wenn wie gewöhnlich die Gutsbesitzer der Umgegend ihr die bekannten Schmeicheleien und Artigkeiten sagten, und fand nicht wie sonst ihr lautes helles Lachen über die Narrheiten der galanten Kunden. Nach einem halben Jahre, bei der Geburt eines Knäbleins starb sie, das Kind wenige Tage darauf. Die ganze Nacht hindurch hörte sie den Vater schluchzen und weinen; und im Schlafe träumte sie, er stände vor ihrem Bettchen und thäte dasselbe. Seit diesen Unglückstagen wurde er noch verschlossener und stiller als zuvor. Er

mied die Nachbarschaft, lebte nur für sich und sein Kind, arbeitete dabei wacker, schuf sich einen großen Wohlstand, blieb aber ebenso einfach und anspruchslos wie zuvor, ging nur auf in dem Bestreben, die Zukunft seines einzigen Kindes freudvoll und glücklich zu gestalten.

Nun lagen Jahre dazwischen, und der Zufall hatte Vater und Tochter in Gedanken auf denselben Weg in jene Zeiten zurückgeführt, und ließ sie sich mit Personen beschäftigen, die bei Beiden die verschiedenartigsten Empfindungen hervorriefen. Von Gomberts hatte man nie mehr etwas gehört; so wenigstens hatte Ina von ihrem Vater erfahren, ohne zu wissen, daß er ihr geflissentlich jede Mittheilung darüber verschwieg.

Heute fand sie sich innerlich gedrängt zu der Frage:

„Was mag wohl aus Reinhold geworden sein, Papa? Er sollte studiren und wollte immer nach Rostock. Er war ein sehr kluger Junge, und ich glaube gewiß, daß aus ihm etwas Gescheidtes geworden ist oder doch noch werden wird. Er sagte immer, daß das auch der größte Wunsch seines Vaters sei, der genug habe, das durchzusetzen."

Ein urplötzlich kurz abgebrochenes Lachen kam über Grimbkows Lippen.

„Gemeine Prahlhänse," stieß er hervor, aber so knurrend und unverständlich, daß Ina nur ein rauhes Gemurmel hörte.

Eine Minute lang war er mit sich im Unklaren, wie er die Frage Inas beantworten sollte. Die tiefe, unsagbare Liebe, die er für sein unglückliches Kind hegte, hieß ihn die Wahrheit sagen. Er hatte wohl von Gomberts etwas erfahren: daß der Alte im vorigen Jahre, nachdem er sich noch einmal verheirathet und in der mecklenburgischen Residenz eine gewisse Rolle gespielt hatte, gestorben sei, daß sein Sohn in Rostock eine Zeit lang Medicin studirt hatte, um Arzt zu werden, und dann nach Berlin gegangen sei; aber Grimbkow wollte von jetzt ab durch nichts mehr an den ihm verhaßten Namen erinnert werden. Was der Vater, den er seinen intimsten Freund nannte, einst an ihm gesündigt hatte, das mußte in seinen Augen dem Sohne entgolten werden.

„Nein," polterte er rauh hervor, in einem Tone, wie Ina ihn seit langer Zeit nicht von ihm vernommen hatte.

Im nächsten Augenblick fand er einen Ableiter für seine aufbrausende Stimmung. Vor einem Bretterzaune, den Eingang zu einem Bierlocale, erblickte er eine armselig gekleidete erblindete Frau, die, von einem Knaben an der Hand geführt, mit halblauter Stimme den Vorübergehenden Streichhölzer zum Kaufe anbot. Das war ein Anblick, der ihn immer tief berührte. Er faßte in die Tasche und warf der Leidensgefährtin seiner Tochter im Vorbeigehen ein Geldstück in den Korb. Jetzt hatte er wieder eine gute That vollbracht, nun konnte er auf's Neue heiter sein, die Phantasie Inas durch seine laut geäußerte Beobachtung anregen.

Dann gerieth er aber doch in eine arge Verlegenheit, als seine Tochter ihn fragte:

„Wie kleiden sich denn jetzt die Damen, Papa? Ich möchte wohl wissen, was für eine Mode herrscht."

Auf eine solche Frage war er nicht vorbereitet. Er, Fritz Grimbkow, von dem in ganz Parnewitz bekannt war, daß er den altfränkischsten Rock von der Welt trüge, sollte über die neuesten Moden der Damen Auskunft geben! Wenn nur Ina sein Gesicht in diesem Augenblicke hätte sehen können!

„Jo, min Kind —"

Mit der Linken faßte er nach seinem Ohr, kratzte sich dort und schob dann verlegen seinen Hut in die Höhe.

„Jo, min Kind," wiederholte er unter einem mehrmaligen Räuspern. Er schaute rechts, er schaute links, als müsse ihm plötzlich Jemand zu Hilfe kommen, um seiner Tochter, der er jeden Wunsch gewährte, auch diesen zu erfüllen. Dann blickte er hinter sich und vor sich die Straße entlang, die um diese Zeit sehr wenig von Lustwandelnden belebt war, und wandte auch seine Augen nach der andern Seite.

Endlich sagte er mit der rührenden Miene eines Kindes:

„Jo, min Mäken, düsse Saken versteh ik nich un truu mi nich daran totippen, awer ick seh, dat ene Fru ne' Tüllmütz oppen Kopp un en swart Kleed anharr. Das soll woll sein," setzte er befriedigend hinzu, glücklich darüber, über diese anstrengende Arbeit hinweggekommen zu sein.

Ina brach in ein lautes helles Lachen aus. „O, Papa," sagte sie dann mit Humor, „das ist ja eine schrecklich einfache Tracht. Gehen denn alle Damen so gekleidet?"

Er merkte den harmlosen Spott, der ihn traf und lachte nun selbst recht herzlich und laut vernehmbar.

„Alle? Daß ich nicht wüßte. Ich sprach nur von einer alten Frau, die vor uns geht und einen Kinnerwagen schiebt. Die vornehmen Dam's sind gewiß noch nicht utt den Federn."

Als sie sich wieder in den belebten Straßen und in der Nähe ihrer Wohnung befanden, sagte Grimbkow ganz laut: „Guten Tag, mein Herr," und zog höflich vor einem Vorübergehenden, der ihn zuerst begrüßt hatte, den Hut.

„Wer war das, Papa," fragte ihn Ina sofort.

„Der junge Herr, min Döchting, der wie wir drüben bei Conditors sitzt und so fründlich ist, uns immer die Zeitungen zu geben, auf die wir luern."

„Ah —" kam es langgedehnt über Inas Lippen; die Blinde drehte den Kopf, als vermöchte sie dem Erwähnten nachzublicken.

Am Nachmittag desselben Tages saßen sie wie gewöhnlich zur bestimmten Stunde in der Conditorei. Als sie sich kaum auf die gewohnten Plätze am Fenster niedergelassen hatten und Beide das Gewohnte: „Sitzest Du so auch gut, Ina?" und: „Ich danke, Papa, ich sitze gut," ausgetauscht hatten,

erhob sich auch bereits der bekannte junge Mann von seinem Sitz und trat leise und etwas zurückhaltend auf Grimbkow zu.

„Wenn ich bitten darf?" — Damit verbeugte er sich höflichst und reichte dem Mühlenbesitzer aus Mecklenburg irgend ein Journal hin, von dem er wußte, daß der Alte mit Vorliebe und halblaut gedämpfter Stimme aus ihm vorzulesen pflegte. Bald war es die „Gartenlaube", bald das „Daheim" oder die „Vossische Zeitung", die den Alten zu fesseln wußten. Dann nahm der junge Mann seinen Platz wieder ein, um anscheinend nach wie vor eifrig die Zeitungen zu studiren; hinter dem vorgehaltenen Blatte aber wandte er seitwärts seinen Blick nach der Blinden hinüber, von der sein Auge sich nicht zu trennen vermochte.

Als Grimbkow zum ersten Mal diese seltene Aufmerksamkeit des jungen Mannes zu Theil wurde, hatte er ganz verwundert aufgeblickt. Eigentlich lag es in seinem barschen Wesen, welches jede Annäherung ausgeschlossen sehen wollte, dem betreffenden Herrn derbe verstehen zu geben, daß er auch nicht die geringste Belästigung während der Stunden, die er hier zubrachte, wünsche; aber es zeigte sich eine so ungesuchte vollendete Höflichkeit in dem steten harmlosen Anerbieten des tagtäglichen Störenfriedes, daß der vollendetste mecklenburgische Grobian dieser Artigkeit nicht hätte widerstehen können. So sagte denn Grimbkow kurz: „Danke schönstens," streckte die Hand nach dem Journal aus, und senkte den Kopf auf's Neue auf die breiten Schultern nieder.

Seit vierzehn Tagen bereits pflegte sich jeden Nachmittag diese kleine Scene zu wiederholen, ohne daß man gegenseitig wußte, mit wem man es eigentlich zu thun habe.

Schließlich mußte man es auch dem jungen Mann, der in seinem ganzen Auftreten, seiner Kleidung, den durchgeistigten Gesichtszügen, der vornehmen Sprechweise den Eindruck eines feingebildeten, gut erzogenen Menschen machte, anmerken, daß er nicht die Absicht habe, eine intimere Annäherung zu suchen. Man sah es gern, wenn er seine stete Aufmerksamkeit wiederholte; dieses Bewußtsein schien ihm zu genügen.

Mit der Zeit hatte sich Ina an die wenigen Worte, die er sprach, so gewöhnt, daß der Klang seiner wohllautenden Stimme sie zu fesseln begann, noch stundenlang bei ihr nachwirkte und eigenthümliche Vorstellungen von ihm in ihr wachrief. Sie interessirte sich in einer Art und Weise für ihn, die jedem Andern aufgefallen wäre, nur ihrem Vater nicht, der gewöhnt daran war, von seiner Tochter über alles um Auskunft gebeten zu werden, was sie nicht sah, von dem sie sich nur unklare Vorstellungen machte, die sie dann durch seine Schilderung ergänzt sehen wollte. Nach und nach hatte sie von ihrem Vater erfahren, wie er aussähe, ob er groß oder klein sei, wie er sich kleide, ob er einen Bart trüge, was für eine Farbe seine Augen zeigten, ob er alt oder jung sei.

„Min Mäken," sagte Grimbkow ahnungslos, „er ist ein netter Keerl, das soll woll sein. Er hat eine große hübsche Figur, einen lütten blonden Vollbart, und ein feiner Herr ist er jedenfalls, das sieht man ihm wohl an. Was die Augen betrifft — hm, ich sollte wohl meinen, daß sie gerade so blau sind wie bei uns in Mecklenborg. Und die Hände sind sehr weiß, das kann ich bezeugen. In ene Mühl' hett' er noch nicht arbeitet. Darauf will ich schwören."

Ihre Vorstellungen begannen sich zu erweitern; ihre Phantasie malte ihr ihn jetzt viel vollendeter aus, als ihr Vater ihn bereits geschildert hatte.

Eines Tages aber fand durch Zufall eine Annäherung statt, der sich Grimbkow nicht verschließen konnte. Das kleine Lesezimmer war bis auf die drei Personen leer. Draußen war ein arger Platzregen losgebrochen, hatte durch seine Ströme herniederrauschenden Wassers die Menschen von den Straßen gefegt und hielt die übrigen in ihrer Behausung zurück. Hin und wieder warf Grimbkow durch die getrübten Scheiben einen Blick nach dem Unwetter hinaus, dann las er wieder mit seiner monoton klingenden Stimme halblaut weiter. Der Wind draußen riß einen Fensterflügel auf und fegte durch das Zimmer nach der gegenüberliegenden geöffneten Glasthür, so daß die Zeitungen von den Tischen flogen und die Blinde zusammenzuckte. Der junge Mann sprang sofort auf, schloß die Thür, während Inas Vater dasselbe mit dem Fenster that.

„Danke schönstens," sagte Grimbkow kurz, aber höflich; „meine Tochter kann den Zug nicht vertragen."

Durch das Klappern der Scheiben aufmerksam geworden, war die Besitzerin der Conditorei, eine schöne junge Frau, hereingetreten und richtete nun beim Passiren des Zimmers ein paar Worte an den jungen Mann, die sich auf das Wetter bezogen, und in denen sie die Anrede „Herr Doctor" gebrauchte. Grimbkow blickte auf; zum ersten Male ließ er seinen Blick länger als sonst auf dem nur wenige Schritte von ihm sitzenden Herrn ruhen. Er hatte einen heillosen Respect vor allem, was sich Doctor nannte, denn er dachte dabei nur an die Aerzte. Es überkam ihn gleichsam das Gefühl, als sei ihm ein derartiger Mensch schon um das Unglück seines Kindes willen näher gerückt, als hätte er nun die Berechtigung, sich ihm anzuvertrauen. Als er weiter lesen wollte, mußte er sich mehrmals unterbrechen, um den Blick seitwärts verstohlen zu wiederholen. Dann schrak er förmlich zusammen, als er vom Sopha her die Frage vernahm:

„Ist die junge Dame schon lange erblindet, wenn ich fragen darf?" Er hatte die Empfindung, als müsse er sich nun respectvoll von seinem Sitze erheben, was er denn auch bis zur Hälfte that. Er wollte die Frage höflich beantworten, aber seine Tochter kam ihm zuvor.

„Seit meinem vierzehnten Jahr, mein Herr," klang es melodisch vom Fenster.

„Ja woll, ja woll, seit ihrem vierzehnten Jahr," bestätigte Grimbkow,

„Sie sind Arzt, Augenarzt, nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich dann in einer so großen Höflichkeit, wie man sie sonst bei ihm nie vorausgesetzt haben würde, an den jungen Mann. Dieser lächelte leicht und antwortete:

„Jawohl, ich verstehe etwas davon, wenn Sie einmal gütigst erlauben wollen —“

Er trat dicht an Ina heran, ließ sich vor ihr auf einen Stuhl nieder und bat sie höflich, das Gesicht ihm zuzuwenden, den Kopf ein wenig nach hinten zu neigen und die Augen weit zu öffnen. Er bemerkte dabei, wie sie am ganzen Leibe zitterte und wie bei der Berührung seiner Hand eine helle Röthe in die durchsichtigen Wangen stieg. Er zog aus der Westentasche ein Glas hervor, betrachtete prüfend die Augen der Kranken, drückte dann mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand auf die verhärtete Pupille, ohne daß das junge Mädchen Schmerzen verspürte, und sagte theilnahmsvoll:

„Der Staar ist reif, es ist der sogenannte Kapselstaar. Ich habe gehört, daß Sie nach Berlin gekommen sind, um sich operiren zu lassen, und zwar bei Professor S.; Sie können beruhigt sein, die Operation wird eine glückliche werden.“

Die Blinde athmete tief auf. Grimbkow sagte eine Minute lang gar nichts, bis er endlich hervorstotterte:

„Mein Herr, meinen Sie wirklich —? Er vermochte nicht mehr zu sagen; andere Gäste waren in's Zimmer getreten und nahmen plaudernd an einem der Tische Platz. Der Gefühlsausbruch, der den alten Mühlenbesitzer im Moment zu überkommen drohte, wurde dadurch zurückgehalten. Der junge Arzt sah nach der Uhr und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung.

Seit dieser Stunde begann er im Seelenleben der Blinden eine Rolle zu spielen. Seine Worte hatten sie eigenthümlich sympathisch berührt, seine weiche und doch männlich klingende Stimme rief plötzlich in ihr das Gefühl hervor, als habe sie dieselbe schon einmal in ihrem Leben gehört, ungefähr wie man glaubt plötzlich nach langer Zeit den Schall einer Kirchenglocke wieder zu vernehmen, deren seltenem Klang man als Kind im kleinen Heimatsorte so oft gelauscht hatte; man hat die Gewißheit, daß man sich täuscht, doch giebt man sich gern den Illusionen hin. Gewiß war es nur eine Einbildung bei Ina, aber als sie nach dem Verlassen der Conditorei die wenigen Schritte über den Platz dem Hause zuschritten, wo sie wohnten, äußerte sie laut zu ihrem Vater, die Stimme sei ihr sehr bekannt vorgekommen. Er aber hörte gar nicht darauf, sondern erging sich in Lobeserhebungen über den „Herrn Doctor“, als kenne er ihn bereits seit Jahren und hätte seine vortrefflichen Eigenschaften zur Genüge kennen gelernt.

„Dat is en gelehrter Minsch, en sehr gelehrter Minsch, das soll woll sein,“ sagte er ein über das andere Mal und wiederholte es noch, als sie am Abend auf dem kleinen Balcon des Eckhauses saßen, sie still in sich versunken, dem dumpfen Getöse unter ihr lauschend, und er über die Brüstung gelehnt das laute Leben des abendlichen Berlins betrachtend.

Von diesem Tage an konnte Ina die Stunde nicht mehr erwarten, wo sie in Begleitung des Vaters den Weg zur Conditorei antrat und die Stimme des jungen Arztes vernahm. Es war selbstverständlich, daß dieser während seiner Anwesenheit sich nun nicht mehr Vater und Tochter gegenüber so isolirt hielt, wie bisher. Die Letzteren sahen nun ihren innersten Wunsch erfüllt, wenn er auf kurze Zeit an ihrem Tische Platz nahm und sich mit ihnen auf das Freundlichste unterhielt. Gewöhnlich that er das wenige Minuten vor seinem Fortgehen, als wolle er absichtlich ein zu lange ausgedehntes Beisammensein vermeiden. Es schien auch, als ginge er darauf aus, eine gewisse Reserve zu bewahren. So kam es, daß man während der ersten acht Tage gar nicht das Bedürfniß fühlte, sich gegenseitig vorzustellen — ungefähr wie Menschen es zu thun pflegen, die nur auf flüchtige Augenblicke in einem Local zur bestimmten Stunde sich treffen und um nicht ganz fremd gegenseitig zu erscheinen, einige Worte der Höflichkeit und des Anstandes austauschen.

Ueber gleichgültige Dinge wurde dann nie gesprochen. Der junge Arzt schien nur Interesse für das Schicksal Inas zu haben. Er erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Lauf der Erblindung vom Beginn des Augenleidens bis zum jetzigen Zustande; nach den Aerzten, die man zu Rathe gezogen hatte, überhaupt nach Allem, was ihn als Fachmann interessiren mußte. Dann blieb Grimbkow in einem Sprechen, ging ganz in seinen Schilderungen auf, so daß er nicht Zeit fand, Antheil an der sichtlichen Erregung, die den Zuhörer, namentlich bei der öfteren Erwähnung des Heimatsortes Parnewitz überkam, zu nehmen. Er hätte auch sonst bemerken müssen, mit welcher tieftraurigen Wehmuth öfters des jungen Mannes Blick auf der Blinden Antlitz haftete. Das reine Hochdeutsch, das der Arzt sprach, ließ auch nicht im Geringsten in Grimbkow die Meinung auftauchen, der erstere könne irgend welches großes Verständniß dafür haben, wenn er mit einem ersichtlichen Behagen von seinem Besitzthum in Parnewitz sprach. Er that das in der gehörigen Breite und der drolligen Großmannssucht innerlich biderber Menschen, die alles das, was sie besitzen, nur ihrer Hände Arbeit zu verdanken haben. Ina legte dann leise ihre Hand auf seine Schulter und sagte sanft: „Aber Papa, das interessirt gewiß den Herrn Doctor nicht.“ Dann gerieth Grimbkow in Verlegenheit und brachte einige Worte der Entschuldigung hervor. Der Herr solle ihm das nicht übel nehmen, aber er liebe nun einmal sein Mecklenborg über Alles, vornehmlich aber Parnewitz.

Besonders andächtig lauschten Vater und Tochter, wenn der junge Mann ihnen von dem berühmten Professor S. erzählte. Er mußte ihn sehr genau kennen, denn er war vertraut mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinem ganzen Leben. Grimbkow und Ina fühlten sich ordentlich gerührt von der Hochachtung und Ehrfurcht, mit der sie von dem Augenarzte sprechen hörten.

Der Mühlenbesitzer fühlte sich dann verpflichtet, ein paar Worte zu sagen, die den jungen Mann doppelt tief ergriffen, weil sie schlicht und ohne jedes Pathos gesprochen wurden.

„Mein Leben will ich ihm verschreiben, die Hände ihm küssen, wenn er es zu Wege bringt, daß mein Inning ihren Vater auf seine alten Tag noch einmal sehen kann. So wahr ich Fritz Grimbkow aus Parnewitz bin. Ja," fügte er dann philosophirend hinzu, „was ist woll der Mensch, wenn er die Blomen oppen Felde nicht tau sehn bekömmt. Der Lewenmoth un Lewensfreud wird all' vergrawen."

Wenn er so plötzlich und unwillkürlich in den Dialect seiner Heimat gerieth, dann steigerte sich die Erregung des jungen Arztes. Er wollte plötzlich etwas sagen, was ihm besonders auf dem Herzen lag, stand dann aber auf, drückte Grimbkow die Hand, zum ersten Male auch diejenige seiner Tochter, und empfahl sich kurz und rasch wie gewöhnlich.

Nun war es denn mit den Tagen so gekommen: Ina liebte. Als ihr zum ersten Male dieses Bewußtsein kam, war es zur üblichen Abendstunde, die sie in Gesellschaft des Vaters auf dem Balcon zuzubringen pflegte. Die Luft war milde und warm. Sie verspürte den Duft der Rosentöpfe in ihrer Nähe, die sie nun zu sehen glaubte. Alles um sie herum war plötzlich licht geworden. Ihre Phantasie zauberte ihr die Welt mit all ihrem Glanze, der ihr aus der Erinnerung der Kinderzeit noch vorschwebte, wieder vor die Augen. Ihr Schicksal, von dessen Wendung sie noch keine Ahnung hatte, erschien ihr verklärt in dem Gefühl, das ihr Herz über Nacht schlagen gemacht hatte für den Mann, von dessem Aussehen sie sich nur Vorstellungen machte und von dem sie nicht einmal wußte, ob er die Empfindung, die sie für ihn hegte, theile. Aber sie liebte, das genügte, um nun in Gedanken zu schwelgen, er könnte auch sie wiederlieben, wenn Finsterniß und Nacht von ihrem Antlitz genommen seien. In wenigen Tagen sollte die Operation vorgenommen werden. Man hatte ihren Vater benachrichtigt, daß er an einem bestimmten Tage zur festgesetzten Stunde mit seiner Tochter erscheinen dürfe. Bevor sie in den Schlummer sank, betete sie heiß und inbrünstig um Erlösung von ihren Leide.

Wenn sie sich jetzt mit dem Vater unterhielt, so verstand sie es geschickt, das Gespräch auf den Gesellschafter drüben in der Conditorei zu lenken, wie er an diesem Abend gekleidet ging, ob er vorher schon dort gesessen, ob er vergnügt oder ernst ausgesehen habe? Das waren die gewöhnlichen Fragen, die Grimbkow ihr beantworten mußte. Einmal glaubte sie eine weibliche Stimme von dem Platze her zu vernehmen, den der junge Arzt gewöhnlich inne hatte. Nun wollte sie wissen, ob diese Dame sich in der Gesellschaft ihres Bekannten befunden habe, ob sie jung und schön, oder alt und häßlich gewesen sei. Sie athmete lang auf, als sie erfuhr, daß ihre Annahme eine irrige sei.

Als sie eines Mittags von ihrem täglichen Spaziergange heimgekehrt

waren, fanden sie einen großen Strauß schneeweißer Rosen vor, die Ina so sehr liebte. Ein Dienstmann habe sie gleich nach ihrem Fortgehen gebracht mit einem freundlichem Gruß an das Fräulein, von dem Herrn, der immer drüben in der Conditorei verkehre, berichtete die freundliche Wirthin, von der sie die beiden Zimmer abgemiethet hatten. Ina freute sich äußerlich wie ein Kind, in ihrem Innern aber jauchzte es vor Wonne und Entzücken. Er hatte ihr Blumen gesandt, von denen er wußte, daß sie sie so sehr liebte! Etwas wie eine selige Ahnung überfiel sie: daß er ein so großes Herz habe, welches auch für sie, das unglückliche blinde Geschöpf, schlagen und empfinden könne. Sie kam aus dem Scherzen, Plaudern und Lachen nicht heraus; sie ließ die Blumen in's Wasser stellen, ergötzte sich fortwährend an ihrem Duft und führte die Blüthen heimlich und schnell an ihre Lippen, in der Meinung, ihr Vater, der sie beobachtete, sehe es nicht.

Grimbkow ging etwas im Kopfe herum, den er wiederholt schüttelte. Da war etwas nicht richtig mit seiner Tochter, das wußte er. Ein tiefes Weh beschlich ihn bei dem Gedanken, daß sein Kind sich irgend welchen Illusionen hingeben könne, auf die er am allerwenigsten gerechnet hatte.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er nicht wußte, mit wem er es eigentlich dort drüben in der Conditorei jeden Nachmittag zu thun hatte. Der Argwohn bemächtigte sich seiner. Er war ein gerader Mensch, der keine Winkelzüge liebte; schließlich wurde er eifersüchtig auf seine Tochter. Sie beachtete die Rosen, die er ihr am Vormittag gekauft hatte, gar nicht, sondern hatte nur Sinn für die andern von fremder Hand gesandten? Hm, hm — —

Das soll woll sein, sagte Grimbkow zu sich, daß wir heut noch wissen, mit wem wir es zu thun haben.

Am Nachmittag wartete er vergeblich darauf, bei der Lectüre von dem jungen Arzt unterbrochen zu werden; dieser kam auch nicht, als die Zeit, um welche sie die Conditorei zu verlassen pflegten, längst vorüber war. Ina hatte dafür gesorgt, daß ihr Vater immer noch ein Viertelstündchen zugeben mußte, wenn er bereits aufbrechen wollte. Sie saß wie auf Kohlen und konnte sich das Ausbleiben ihres so schnell gefundenen Freundes nicht erklären. Endlich mußten sie aber doch gehen. Bevor sie aber aufstanden, schrieb er ein paar Worte auf seine große Karte: „Fritz Grimbkow, Mühlenbesitzer in Parnewitz, Mecklenburg, bittet den Herrn Doctor sehr freundlich und gehorsamst um seinen Besuch heute Abend gegen acht Uhr."

Das kritzelte er in sehr großen, unregelmäßigen Buchstaben äußerst schnell unter seinen gedruckten Namen, bat sich dann am Buffet ein Couvert aus und setzte die Bitte hinzu, man möge so freundlich sein, das dem jungen „Herrn Doctor" überreichen, mit dem sie immer des Nachmittags zusammensäßen. Die Mamsell würde wohl wissen, wen er meine. Die freundliche Thüringerin versprach, den Auftrag prompt auszuführen.

„Nun wollen wir ſehen, ob er kömmt, mein Döchting," ſagte er unterwegs zu Ina.

Es war noch nicht ganz acht Uhr Abends. Die Glasthüre zum Balcon war weit geöffnet, und Ina aus dem Herzklopfen nicht herausgekommen, als die behäbige Wirthin, deren Klopfen man überhört hatte, in's Zimmer trat und ganz laut nach dem Balcon hinausrief:

„Herr Grimbkow, ein Herr wünſcht Sie auf ein paar Minuten allein zu ſprechen, hier iſt ſeine Karte, wenn Sie ſo gut ſein wollen —?"

„Ach, Papa, da iſt er," klang es leiſe von der Blinden Lippen. Sie blieb ſitzen, richtete ſich aber mit dem Oberkörper auf, neigte den Kopf zur Seite, um auf die nahenden Tritte zu lauſchen. Ihr Vater hatte ſich ſchwerfällig erhoben und nahm die Karte aus der Hand der Wirthin. Es war ſchon dämmerig im Zimmer, ſo daß er an's Fenſter treten mußte, um die Schriftzüge zu leſen. Dabei wich ihm alles Blut aus dem Geſicht. „Dr. Reinhold Gombert" las er zwei, drei Mal hintereinander. Ein paar Augenblicke war er ſo überraſcht, daß er fühlte, wie ſeine Beine zitterten, und nicht gleich wußte, was er der Frau ſagen ſollte, die noch immer mitten im Zimmer ſtand und der Beſtellung harrte. Ein fürchterlicher Kampf begann in ſeinem Innern zu toben, der ihn drängte, während Jahre hindurch verborgen gebliebenem Groll in lauten Worten Ausdruck zu geben. Aber er bezwang ſich.

„Warten Sie einen Augenblick, liebe Frau," ſagte er mit geheuchelter Ruhe, dann ging er nach den Balcon hinaus.

„Min Döchting, ſei ſo gut und geh' auf Dein Zimmer, ein Geſchäftsfründ will mich ſprechen."

„Nicht der Herr Doctor, Papa?" erwiderte ſie halb enttäuſcht, nahm aber dann ſeinen Arm und ließ ſich nach der Thür geleiten, die ſeitwärts in das nächſte Zimmer führte. Als ſie geſchloſſen war, wandte er ſich an die Wirthin. Sie möge den Herrn gefälligſt erſuchen, näher zu treten.

In der nächſten Minute ſtanden ſich die beiden Männer gegenüber; der junge Arzt nach einer Verbeugung ebenſo freundlich und höflich wie immer während ihrer Bekanntſchaft, und der alte ergraute Mühlenbeſitzer völlig verändert: ohne den Mund zu verziehen, ohne den Kopf zu neigen, kalt und ernſt mit ſchroffer Zurückweiſung auf den Zügen. Er ließ den jungen Mann erſt gar nicht zu Worte kommen und beachtete die ihm entgegengeſtreckte Haud nicht.

„Mein lieber Herr Doctor," begann er, „wir Mecklenburger ſind kurz und bündig, wie Sie woll wiſſen werden. Der Zufall hat uns zuſammengeführt, wir haben fründlich verkehrt, ohne daß ich gewußt habe, wer Sie ſind, mein Wort darauf — ich hätt' Sie nicht wieder erkannt und wenn wir noch eine Ewigkeit hindurch ſo zuſammengeſeſſen hätten wie bisher. Es ſind ja nun woll der Jahre zehne her, als Ihr Vater Hof und Hus verköpte, hm —

er ist todt und die Todten soll man ruhen lassen. Sie werden woll wissen, was ich all' damit meine. Sie waren zwar damals noch ein lütt Bengel, aber ganz Parnewitz sprach davon und da schnappen die Kinners gewöhnlich etwas auf. Sie haben nicht mit offnem Visir gekämpft, sonst hätten Sie gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft frei heraus sagen müssen: Ich heiße Gombert, bin der Sohn von dem Vater, der — — na, wie gesagt, die Todten sollen ruhen. Aber die Gomberts, die noch leben — mit denen hat Grimbkow aus Parnewitz nichts zu thun, das soll woll sein, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, der nichts Unrechtes in seinem Leben gethan hat . . . Min Döchting bedankt sich schönstens für die Blomen und damit. Herr Doctor, wünsche ich Ihnen sehr viel Glück und Freude. Dat hett' Grimbkow aus Parnewitz seggt."

Er machte eine abweisende, für den jungen Mann sehr verletzende Handbewegung, drehte ihm den Rücken und schritt nach dem Balcon zu.

Doctor Gombert empfand, daß er nach solchen Worten, die von diesem Starrkopf kamen, nicht mehr viel sagen durfte. Deshalb faßte er sich kurz:

„Herr Grimbkow," sagte er sehr laut, um sich verständlich zu machen, „Sie sagen, Sie hätten nie ein Unrecht in Ihrem Leben gethan, thun es aber im selben Augenblick, wo Sie den Sohn für eine Schuld des Vaters verantwortlich machen wollen, die noch nicht einmal bewiesen ist."

„Oho, wat seggt dat Kiekinderwelt?" schallte es polternd vom Balcon herein. Und nun folgte ein lautes Lachen, und nach diesem die Worte: Herr Doctor, dat Hus hat ne Doer."

Der junge Arzt fuhr unbeirrt fort: „Ich gehe, Herr Grimbkow, weil ich weiß, daß Sie binnen kurzer Zeit alles Das zurücknehmen werden, wodurch Sie mich hier beleidigt haben. Grüßen Sie Ihr Fräulein Tochter und sagen Sie ihr, daß es mich schmerzt, sie nun tagtäglich zu vermissen."

„Soll bestellt werden, adjes," klang es höhnisch, von einem abermaligen Lachen begleitet, vom Balcon zurück. Dann hörte man sich entfernende Tritte und eine Thür schließen.

Grimbkow saß während Minuten in sich versunken auf dem Balcon und starrte nach dem sternenklaren Himmel. Alte Wunden waren in wenigen Secunden wieder aufgerissen, hatten ihm das Herz laut klopfen gemacht und das Blut seines Körpers in Bewegung gesetzt. Seit Wochen war er allein mit seinem hilflosen Kinde in dieser Riesenstadt, deren hundertfältiger Lärm auf Straßen und Plätzen unter ihm ertönte und sich noch fortsetzte und steigerte zur späten Abendstunde, wo in seiner Heimatstadt Ruhe und Stille der Nacht bereits herrschten. Niemandem waren sie in den Weg getreten, hatten fast scheu die Menschen gemieden und nun, da sie einen gefunden zu haben glaubten, der ihnen Freund sein sollte, der an ihrem beiderseitigen Schicksal Antheil nahm, mußte es gerade der Sohn des Mannes sein, der gewagt hatte, an der Ehre seines Hauses zu rühren. Er mußte den lebenden Sohn ebenso hassen wie seinen verstorbenen Vater, das fühlte

er, das war eine ausgemachte Sache bei ihm. Wie er den Kopf in die Hand gestützt hatte und sich an die Brüstung lehnte, vernahm er ein leises wie tastendes Geräusch in dem nun schon völlig dunklen Zimmer. Gleich darauf fühlte er seinen Hals umschlungen von den Armen seiner Tochter, die nun schluchzend zu ihm sagte:

„O Vatting, was hast Du gethan? Ich habe Alles, Alles gehört."

„Min Döchting, Du leevst ihn?" war Alles was er sagte.

Er zog sie auf seinen Schooß und preßte ihren Kopf an seine breite Brust.

Eine Weile sagten sie dann Beide gar nichts. Sie weinte nur still, und ihn beschlichen die seltsamsten Gefühle, daß er sich in der Beobachtung seiner letzten Tage nicht getäuscht hatte.

„Das wird vorübergehen, Ina," sagte er dann wieder. „Es darf nicht sein und soll nicht sein. Es wird kühl hier draußen, nun geh', min Döchting. Morgen ist ja woll der längst ersehnte Tag? Nun wollen wir Beide in dieser Nacht beten, daß die Sonne morgen nicht eher untergeht, als bis wir wissen, woran wir sind. Nun geh' in's Nest, min lütt Deern."

Am andern Tage in der frühen Vormittagstunde bestieg Grimbkow mit seiner Tochter eine Droschke, um sich nach der Klinik des berühmten Augenarztes Professor S. fahren zu lassen. Zuerst versuchte er beim Dahinrollen wie gewöhnlich durch vieles Sprechen Ina aufzuheitern, dann aber wurde er mit einem Male sehr schweigsam, blieb es auch während der ganzen übrigen Fahrt. Die Stunde nahte, wo er sich auf Wochen, ja vielleicht auf Monate von Ina trennen sollte, die nun als Patientin ganz und gar in der Klinik verweilen mußte.

Auf dem gegenüberliegenden Sitz des Wagens lag ein grauleinener Beutel, schwer angefüllt mit harten Thalern. Daran hatte er zuerst gedacht, als die Stunde zum Aufbruche herangerückt war. Sie sollten sehen, daß Grimbkow aus Parnewitz sich nicht lumpen ließe. Meine Herren, wollte er sagen, hier sind tausend silberne Thaler, die gebe ich, damit es meiner Tochter an nichts fehle. Und was das Andere betrifft — so weiß ich nicht, wie viel ich schuldig bleiben muß, wenn mein Kind die Blumen oppem Felde wieder sehen kann; denn das kann kein König der Welt bezahlen, das weiß Grimbkow sehr wohl, wenn er auch man ein schlichter, einfacher Kerl ist, das soll woll sein. Als er sich diese Worte mehrmals in Gedanken wiederholte, mußte er sich mit dem Aermel seines Rockes über die Augen fahren, denn es war dort naß geworden.

In der Klinik angelangt, bekam Grimbkow den Professor gar nicht zu sehen. Ein Herr, der sich als sein Secretair vorstellte, empfing ihn mit großer Höflichkeit und führte Vater und Tochter in ein kleines, elegant ausgestattetes Wartezimmer, das zu dem Operationszimmer des berühmten

Arztes führte. Hier mögen die Herrschaften nur etwas verweilen, bis noch gewisse Formalitäten erfüllt seien. Grimbkow wollte durchaus sein Geld los werden. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hielt den schweren Beutel auf das Knie gestemmt. Als der Herr Secretair, den das Factotum im Corridor mit „Herr Doctor" angeredet hatte, wieder eintrat, brachte er sein Anliegen ohne Winkelzüge hervor. Zu seinem Erstaunen wurde sein Ansinnen zurückgewiesen; Der junge Herr Doctor schien bereits darauf vorbereitet zu sein. Das hätte noch Zeit, ließe der „Herr Professor" sagen. Damit war kurz und bündig diese Angelegenheit erledigt. Grimbkow kam sich auf ein Mal sehr gedrückt vor und wurde sehr kleinlaut. Ob er denn wenigstens nicht einmal den Herrn Professor auf wenige Augenblicke sprechen könne? Daran sei nicht zu denken, bekam er zur Antwort; denn der Herr Professor habe seine gewissen Angewohnheiten, von denen er nicht abginge. Dazu gehöre auch, daß er niemals vor einer Operation mit Jemand Anderem spreche, als mit seinem Patienten. Er müsse eine sichere Hand haben und wolle sich durch nichts aufregen lassen. Wie der Herr Secretair das sagte, lächelte er eigenthümlich und fügte dann noch einige Worte hinzu, indem er sich diesmal dicht zu des Mühlenbesitzers Ohr neigte. Herr Grimbkow möge sich darauf vorbereiten, daß er seine Tochter, wenn sie in's Operationszimmer geführt worden sei, vorläufig nicht mehr zu sehen bekäme. Jedoch sei ihm gestattet, so lange hier in dem Vorzimmer zu verweilen, bis er erführe, was für einen Verlauf die Operation zu nehmen scheine. Er solle sich aber durchaus nicht ängstigen, der Herr Professor habe erklärt, daß bei einem „weichen Staar" nicht die geringste Befürchtung vorläge.

Dann ließ er sie wieder allein. Trotz des leise geführten Gesprächs war Ina, bei der, wie bei allen erblindeten Menschen, das Gehör ganz besonders geschärft war, kein Wort entgangen. Sie stand auf und saß nun auf seinem Schooß.

„Papa," sagte sie, „Du sollst mich so lange nicht wieder sehen? O mein lieber, guter, einziger Papa! Aber ich werde Dich wiedersehen, nicht wahr?" Sie streichelte ihm mit der kleinen weichen Hand die gebräunten Wangen und küßte ihn wiederholt und herzlich; und er preßte sie heftig an sich und sagte nur ein über das andere Mal:

„Min Döchting, min Döchting, min lewes Döchting!"

Nach wenigen Minuten trat der Secretair abermals ein, diesmal kam er aus dem Operationszimmer.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein, mir Ihren Arm zu geben?"

Ina neigte leicht den Kopf, stand auf und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

„Geh' mit Gott, mein Kind," sagte Grimbkow und faltete dann, als er allein war, die Hände, legte die Arme auf die Knie und blieb so unbeweglich sitzen, lauschend auf jedes Geräusch, das vom Nebenzimmer hätte zu

ihm hereindringen können. So saß er ungestört und unbeweglich beinahe zwei Stunden, wie ein schwergeprüfter Mann, der sich in sein Schicksal still ergeben und nichts Schlimmeres mehr zu erhoffen hat, als was er bereits durchlebte. Grimbkow, sagte er einmal leise vor sich hin, wenn din Mäken das Himmelslicht wiedersieht, dann wirst du all deinen Feinden vergeben, auch dem, den du gestern so schnöde behandelt hast. Ja, Grimbkow, das willst du thun.

Er wurde aus seinem Brüten durch das Oeffnen der Thüre aufgeschreckt. Nur der Kopf des Secretairs zeigte sich: „Es geht Alles gut, bleiben Sie noch etwas hier," rief er leise herein, dann wurde der Riegel wieder vorgeschoben.

Die Operation erwies sich als eine äußerst glückliche. Man hatte die sogenannte Discision des Staares vorgenommen, das heißt das Zerstückeln und Zerschneiden der Linse, wodurch den Lichtstrahlen der Eintritt in das Innere des Auges wieder eröffnet wird. Der Staar wird dadurch in einen Zustand versetzt, daß er nach und nach verschwindet. Indessen dauert die Auflösung der zerstückelten Linse oft monatelang, während welcher Zeit der Patient in einem völlig dunklen Raume verweilen muß, um keine Verschlimmerung herbeizuführen. Die für ewig verloren gegangene Linse des Auges ersetzt man dann durch eine sogenannte Staarbrille, durch deren Convexlinsen die Strahlen des Lichtes sich in das Auge senken und das Sehvermögen je nach der verschiedenen Art der Brillen nothdürftig wieder herstellen. Ohne diese Brille breitet sich vor dem Auge wieder Finsterniß und ewige Nacht aus.

Acht lange Wochen, für sie mehr als eine Ewigkeit, brachte Ina in ihrem dunklen Raume zu, ohne daß ihr Vater sie zu Gesicht bekommen hätte und ohne daß Grimbkow, der tagtäglich in der Klinik vorsprach, mehr von seiner Tochter erfahren hätte, als daß ihr Zustand ein ausgezeichneter sei, und sie ihm tausend Küsse und tausend Grüße sende.

Endlich sollte der Tag kommen, wo er sie wiedersehen sollte und er dem berühmten Augenarzte die Hände küssen durfte. Der Professor hatte selbst an ihn geschrieben, daß er ihn zu sprechen wünsche, um ihm seine Tochter in die Arme zu führen. Der Tag stand ewig in der Seele Grimbkows geschrieben. Es war Mitte September, milde und leuchtend stand die Vormittagssonne am Himmel und verbreitete die wohlthuende Wärme des Spätsommers. Wie Grimbkow den gewohnten Weg die Treppe hinauf zur Privatklinik des Professors nahm, schritt er langsamer als sonst, als müsse er sich erst vorbereiten für etwas, was ihm die Sprache vor Freude rauben könne.

„Bitte, Herr Grimbkow, nehmen Sie gefälligst hier einen Augenblick Platz," sagte der berühmte Professor, dem er nun zum ersten Male gegenüberstand. Dann flüsterte er dem bekannten Secretair einige halblaute Worte zu, und dieser verschwand. Diesmal befanden sie sich im Sprech-

zimmer des Arztes, einem großen Raume, in dem das Licht durch matte Scheiben gedämpft wurde. Ein paar für Grimbkow qualvolle Minuten vergingen, dann erhob er sich, an allen Gliedern zitternd vor freudiger Aufregung und banger, stummer Sehnsucht. Ihm gegenüber hatte sich die Thür geöffnet, wurde eine Frauengestalt hereingeführt, die einen Augenblick die Schritte bannte, wie suchend das Gesicht rechts und links wandte, als müsse sie sich an das Licht erst gewöhnen. Die Führer waren zur Seite getreten, nun stand sie isolirt da im großen Zimmer, gerade gegenüber Demjenigen, den sie suchte. Plötzlich neigte sie den Kopf ein wenig nach hinten über, so daß das Licht der großen Fenster voll auf ihr Antlitz und auf die Brille fiel.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief sie nun laut und jauchzend und schritt mitten durch den Raum auf ihn zu.

„Meine Tochter, Ina, mein Kind!!“

Fritz Grimbkow hielt seine Tochter lange, lange umschlungen. Als sie sich endlich loslösten, rollten ihm große Thränen über die Wangen. Bei dieser ergriffenen Stimmung konnte er weiter nichts sagen, als die stammelnd hervorgebrachten Worte:

„Min Leven, min Leven, Herr Professor — mein Leben gehört Ihnen.“ Und er griff nach der Hand des Arztes und wollte sie küssen; dieser entzog sie ihm halb lächelnd und sagte: „Sie haben nicht mir zu danken, ich bin erst gestern von der Reise zurückgekehrt. Mein erster Assistenzarzt, Herr Doctor Gombert, hat die Operation vollzogen, bei ihm mögen Sie sich bedanken, hier ist er.“ Nun trat der junge Arzt hervor, der bisher sich hinter den übrigen jungen Aerzten bescheiden zurückgezogen hatte.

Der Sohn des Mannes, den er haßte, dem er die Thür gewiesen hatte, hatte seiner Tochter das Licht des Auges wiedergegeben! Er wurde hart, sehr hart bestraft. Ehe er noch was sagen konnte, hatte der Professor und die übrigen jungen Aerzte, die eingeweiht in das Schicksal dieser drei Menschen waren, das Zimmer verlassen, um den Zurückgebliebenen das Peinliche der Situation zu erleichtern.

Eine lange Pause; dann reichte Grimbkow seine Hand dem jungen Arzte hin.

„So gehört mein Leben also Ihnen, Herr Doctor!“ sagte er treuherzig und offen.

„Nein, Herr Grimbkow, das Ihrige nicht; das Leben Innings, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, wir Mecklenborger sind kurz und bündig; lesen Sie erst diesen Brief, den mein Vater kurz vor seinem Tode an mich geschrieben hat, und dann sagen Sie ja.“

Grimbkow las: „Mein lieber Sohn! So Du im Leben noch einmal meinen einzigen und besten Freund Fritz Grimbkow in Parnewitz wiedersehen solltest, so sage ihm, daß ein vor seinem Richter stehender Mann wie

ich nicht mehr nöthig hat, mit einer Lüge auf den Lippen aus dieſem Daſein zu ſcheiden. Sage ihm alſo, daß er ſeiner Frau, die ihm ein gutes, braves und treues Weib war, großes Unrecht gethan hat. Ich war verblendet, von frevelhafter Liebe zu ihr erfüllt. Als er an jenem Abend, von Schwerin zurückkehrend, uns Beide in ſeiner Wohnung überraſchte, war ich nahe daran, zu einem Ehrloſen an meinem Freund zu werden. Ich aber wurde wie ein Schuljunge von der Frau, die ich liebte, zurechtgewieſen und konnte dieſe Schmach nicht ertragen, verkaufte Haus und Hof und verließ Parnewitz mit wahrhaftiger Verehrung im Herzen für Grimbkows treues Weib. Das ſage ihm, damit er mir vergebe und ſeiner Frau ein ehrliches Andenken bewahre."

Als er geendet hatte, war er tief bewegt. „Min Inning," wandte er ſich dann an ſeine Tochter, „Du heſt hört, wat de lütt Jung von früher ſeggt hat? Willſt Du ihn?"

„O Papa —" ſie lag ſchon in den Armen des geliebten Jugendfreundes.

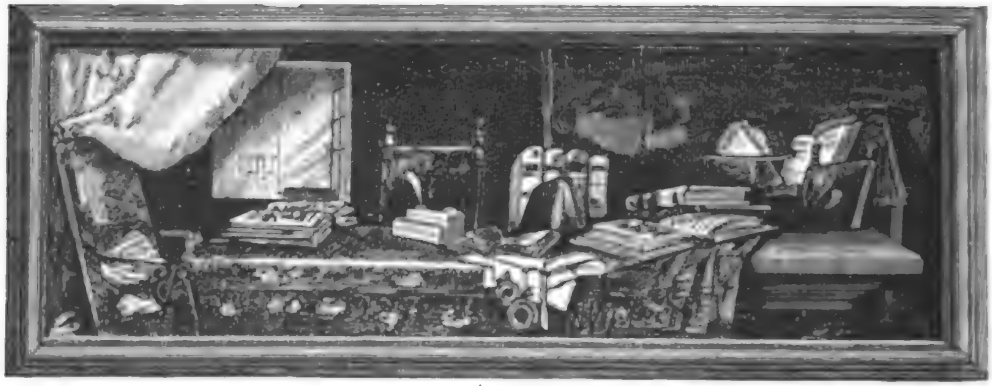
Als nach einer Viertelſtunde alle Drei durch die belebten Straßen fuhren, in denen die Mittagsſonne nur ihretwillen zu leuchten ſchien, Ina ſich an der ungeheuren Fülle des Lichts, die ſie umgab, völlig berauſchte, wie ein Kind, dem ganz neue Dinge vorgeführt werden, ſcherzte und lachte, fand Grimbkow eine Gelegenheit, Reinhold Gombert zuzuflüſtern:

„Sie ſoll niemals von dem Brief erfahren, das wirſt Du mir verſprechen, mein Junge."

Als der junge Arzt ihm die Hand gedrückt hatte, nickte der Alte vor ſich hin und ſagte leiſe:

„Jo, jo, ihre Mudder war ene brave Fru. Das ſoll woll ſein. Nun kann mein Kind doch noch die Blomen ſehen opp ihrem Grab."

Und während die Liebenden weiter ſcherzten und plauderten, zog er das rothgeblümte Taſchentuch hervor und trocknete ſich verſtohlen die Augen . . .



Kant als Begründer der modernen Aeſthetik.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Als Kant im Jahre 1790 ſeine Kritik der Urtheilskraft herausgab, war die Aeſthetik noch ein wenig bearbeitetes Feld. Winkelmann hatte den Sinn für die antike Plaſtik wieder erſchloſſen, Leſſing die Grenzlinie zwiſchen Dichtkunſt und Plaſtik (nicht, wie er ſelbſt irrthümlich ſagt: Malerei) zu ziehen geſucht, und den Kampf gegen den franzöſiſchen Geſchmack durch Hinweis auf die Poetik des Ariſtoteles und die Shakeſpeare'ſchen Dramen aufgenommen; aber das waren doch nur äſthetiſche Vorſtudien auf dem Gebiete der Kunſtlehren, nicht ſelbſt ſchon Anläufe zur Feſtſtellung einer principiellen Aeſthetik. Leſſing hatte bei dem gänzlichen Mangel einer beachtenswerthen modernen Aeſthetik ganz Recht, auf Ariſtoteles, als den größten oder genauer geſprochen: einzigen Aeſthetiker der Alten, hinzuweiſen; aber ſelbſt wenn wir mehr als verſtümmelte Bruchſtücke der Ariſtoteliſchen Schriften beſäßen, ſo würde doch die Geſammtheit ſeiner Lehren über Kunſt, bei der Nichtberückſichtigung der bildenden Kunſt, weder Vollſtändigkeit, noch auch (bei der Unzulänglichkeit des Princips der „Nachahmung") principielle Bedeutung beſitzen. Uebrigens iſt es zweifelhaft, ob und wie weit Kant mit den äſthetiſchen Arbeiten Winkelmanns und Leſſings bekannt war, da er dieſelben meines Wiſſens nicht erwähnt; daß ſeine Kenntniß der alten Philoſophie ſehr gering war, iſt zu bekannt, als daß man ſich über die Nichtberückſichtigung des Ariſtoteles in ſeiner Aeſthetik wundern könnte. So blieben denn für Kants äſthetiſche Arbeiten nur zwei Anknüpfungspunkte von geſchichtlicher Bedeutung: erſtens der engliſche Sen-

Digitized by Google

sualismus, vertreten durch Burke*) und der Wolff'sche Rationalismus, vertreten durch Baumgartens „Aesthetica" (2 Theile 1750—1758); der Erstere stellt das Sinnlich-Angenehme, der Letztere die begriffsgemäße Vollkommenheit als Princip der Schönheit auf. Kant selbst spricht es wiederholentlich auf das Deutlichste aus (z. B. auf S. 217, 68, 89 der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert Bd. IV), daß seine eigene Stellungnahme in der Aesthetik durch das Bestreben bedingt ist, die Fehler und widerspruchsvollen Consequenzen zu vermeiden, welche mit den Principien der Annehmlichkeit und der Vollkommenheit verknüpft sind, und es wird deshalb der passendste Weg zum Eindringen in den Kant'schen Gedankengang sein, wenn wir damit beginnen, seine Kritik des ästhetischen Sensualismus und Rationalismus zu betrachten.

I.

Der Kampf gegen den ästhetischen Sensualismus.

„Es ist ein empirisches Urtheil, daß ich einen Gegenstand mit Lust wahrnehme und beurtheile. Es ist aber ein Urtheil a priori, daß ich ihn schön finde, d. i. jenes Wohlgefallen Jedermann als nothwendig ansinnen darf." (IV. 153.)

Hiermit dürfte der innerste Nerv der Kant'schen Abneigung, dem reinen Geschmacksurtheil materiellen Gehalt zuzugestehen, bloßgelegt sein. Wollte er eine „Kritik der Urtheilskraft" schreiben, so mußte eine transcendentale Deduction des reinen Geschmacksurtheils möglich sein, und diese war nur möglich, wenn es sich um ein Urtheil a priori handelte. (IV. 152—153.) Sollte aber das reine Geschmacksurtheil a priori sein, so durfte es nicht die Materie der Empfindung, sondern nur die Form der Vorstellung betreffen; daher stammt Kants principielle Verwerfung des ästhetischen Sensualismus und Idealismus. Für uns hat diese psychologische Motivirung nur ein historisches Interesse; denn wir erkennen beide hier entscheidenden Behauptungen Kants als Irrthümer: erstens, daß nur die Formen des Vorstellens und nicht ebenso auch die Materie der Empfindung a priori seien, und zweitens, daß das a priori Producirte allen Menschen gemeinsam sein müsse.

Kant behauptet, daß das Angenehme, d. h. „Das, was den Sinnen in der Empfindung gefällt" (IV, 48) rein und ganz subjectiv, d. h. ohne alle objective Allgemeingiltigkeit sei (56—57) ebenso und in noch höherem Grade als die sinnliche Empfindung, auf welche das Gefühl des Angenehmen (oder Unangenehmen) sich gründet (156), daß hingegen die Lust am Schönen bei Jedermann vorhanden und in demselben Sinne vorhanden sein müsse, weil sie nur auf solchen psychologischen Bedingungen beruht, deren Mangel den

*) Kant citirt die 1773 bei Hartknoch in Riga erschienene deutsche Uebersetzung seiner Schrift: „Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Schönen und Erhabenen."

gesunden Verstand aufheben würde (57, 157—158). Beides ist unrichtig, weil in's Extrem getrieben. Bei normalen Menschen dürfen wir annehmen, daß gleiche Wahrnehmungseindrücke unter gleichen subjectiven und objectiven Umständen in der Hauptsache ebensosehr gleiche Sinnesempfindungen wie gleiche Anschauungs- und Denkformen auslösen, und daß gleiche Sinnesempfindungen in der Hauptsache auch gleiche Lust- und Unlustempfindungen erregen. Es ist nicht wahr, daß der Canarienseet nur mir angenehm ist, und daß dieses Urtheil ohne jede Allgemeinheit sei; die Preisverschiedenheit der Weine, welche eine objective Werthordnung durch die allgemeine Nachfrage bedeutet, liefert den Gegenbeweis. Daß dabei dem subjectiven Geschmack ein gewisser Spielraum bleibt, ist richtig, gilt aber nicht minder vom ästhetischen Geschmack; ebenso sind die verschiedensten Defecte, Anomalien und Abnormitäten im Gebiete der Sinnesempfindung und des sinnlichen Geschmacks zuzugestehen, nur mit dem Bemerken, daß nicht minder bedeutende Defecte, Anomalien und Abnormitäten auf dem Gebiet des ästhetischen Geschmacks vorkommen, ohne darum, wie Kant meint, den gesunden Verstand aufzuheben*). Kants Begründung seiner Verwerfung des ästhetischen Sensualismus aus der Allgemeingiltigkeit des ästhetischen Geschmacks im Gegensatz gegen die bloße Subjectivität des sinnlichen Geschmacks ist mithin als ebenso verfehlt zu betrachten, wie die Begründung aus der Nothwendigkeit, daß das Geschmacksurtheil a priori sein müsse.

Den wahren Gründen schon näher kommt Kant mit dem Begriff des „interesselosen Wohlgefallens". Kant definirt Interesse als eine Lust oder ein Wohlgefallen an dem Dasein oder der Existenz eines Gegenstandes, und erklärt „ein Interesse an etwas haben" für identisch mit „etwas wollen" (53, 162). Alles Interesse entspringt also aus einem Bedürfniß, oder bringt ein solches hervor (54), hat also immer Beziehung auf das Begehrungsvermögen (47) und hebt die Freiheit des contemplativen Reflexionsurtheils vom Begehrungsvermögen auf (54). Ein Urtheil kann uninteressirt, aber doch interessant sein, d. h. ein Interesse hervorbringen, ohne sich auf eines zu gründen; die ästhetischen Urtheile sollen aber ebenso uninteressant wie uninteressirt sein (48), da das gesellschaftliche Interesse am Schönen und am Geschmack zwar eine humane, aber keine ästhetische Bedeutung besitzt (163—164). Die Interesselosigkeit des Schönen schließt Reiz und Rührung aus (74), deren Einmengung in das Geschmacksurtheil jederzeit noch einen barbarischen Geschmack anzeigt (70); wo es in der Kunst noch auf Reiz und Rührung abgesehen ist, da läßt solcher Genuß nichts in der Idee zurück, macht den

*) Auf S. 198 räumt Kant im Widerspruch mit sich ein, daß der Sinn für die aus Tönen und Farben entspringende Schönheit gänzlich mangeln könne, „obgleich der Sinn übrigens, was seinen Gebrauch zur Erkenntniß der Objecte betrifft, gar nicht mangelhaft, sondern wohl gar vorzüglich sein ist".

Geist stumpf, den Gegenstand anekelnd und das Gemüth mit sich selbst unzufrieden und launisch (200).

Auch hier schießt Kant über das Ziel hinaus, wenngleich er fruchtbare Keime für die spätere Entwickelung der Aesthetik legt. Er wollte mit Recht jedes reale Interesse aus dem Gebiete des Schönen verbannt wissen; indem er aber vergaß, daß es neben den realen Interessen noch ideale giebt, schüttete er das Kind mit dem Bade aus und raubte dem Schönen jedes Interesse überhaupt. Hätte er seine Definition des Interesses als der Lust an der realen Existenz des Gegenstandes schärfer urgirt, so würde sich ihm sofort das ideale Interesse an der Vorstellung des Gegenstandes, an dem unwirklichen Dasein desselben in Gestalt des ästhetischen Scheins unterschieden haben; dann würden aber auch Reiz und Rührung als ideale Nachempfindungen ihrer realen Namensvettern den ihnen gebührenden Platz behauptet haben, insofern die Unwirklichkeit des ästhetischen Scheines die Gefahr ausschließt, daß unästhetischer Reiz und Rührung im realen Sinne ausgelöst werden. Kant hat ganz Recht, im Naturgenuß allen intellectuellen, moralischen und sentimentalen Reiz als unästhetisch auszuscheiden (165—170); aber er hat Unrecht, zu verkennen, daß auch ein rein ästhetischer idealer Reiz im Inhalt der Naturschönheit liegt, welcher erst der formalen Schönheit der Natur die rechte Tiefe und Weihe giebt. Unrecht hat er endlich darin, daß das Schöne kein Interesse im realen Sinne begründe oder nach sich ziehe; denn die schönen Gegenstände, sowohl der Kunst wie der Natur sind doch als Kunstwerke oder Naturwerke selbst wieder reale Existenzen, auch wenn sie als Schönes nur ästhetischer Schein sind, und die einmal gekostete Freude am Schönen muß nothwendig das reale Interesse wachrufen, mehr solchen, ästhetischen Genuß verschaffenden Objecten zu begegnen, beziehungsweise sie häufiger, und sei es auch mit Opfern an sonstigem Behagem, aufzusuchen.

Der Gegensatz der realen Interessen des praktischen Lebens zu den idealen Interessen bei der Contemplation des Schönen klingt auch aus dem von Kant zuerst betonten Begriff des „Spielens" in der Kunst hervor, welcher seinen natürlichen Gegensatz an dem „Ernst" des Lebens hat. Der Geschmack „spielt" nur mit den Gegenständen des Wohlgefallens, ohne sich an einen zu hängen (55) und giebt seine Beschäftigung selbst für bloßes Spiel aus; selbst Rührung und Zärtlichkeit lassen sich „als Spiel" (d. h. als ideale Empfindungen ohne ernstes reales Interesse) sehr wohl mit solchem „Spiel der Urtheilskraft" vereinigen (211). Daß der Begriff des Spiels viel weiter ist und viel mehr umfaßt, als derjenige des ästhetischen Spiels, ist Kant wohl bekannt (206); dieser Begriff soll aber hier nichts weiter leisten, als den Gegensatz zu dem Ernst der realen Interessen ausdrücken.

Daß Kant zwar die Einmengung der realen Interessen als unästhetisch bekämpfte, aber die positive Bedeutung des idealen ästhetischen Interesses verkannte, führte ihn, wie wir später sehen werden, auch zu seinem ästhetischen Formalismus: dem objectiven Correlatbegriff des idealen, ästhetischen Interesses,

dem Begriff des äſthetiſchen Scheins, iſt er zwar näher gekommen, hat ihn aber doch auch noch nicht ſicher erfaßt und noch weniger deſſen Bedeutung erkannt.

Die Kunſtſchönheit, ſagt er, iſt nicht ein ſchönes Ding, ſondern eine ſchöne Vorſtellung von einem Dinge (181); eine ſchöne Vorſtellung von einem Ding oder Gegenſtande aber iſt die Form der Darſtellung eines Begriffs (ſoll heißen einer Idee), durch die dieſer allgemein mitgetheilt wird (183). Die ſchöne Vorſtellung von einem Dinge kann „ſchöner falſcher Schein" ſein (210), wenn er eine Täuſchung beabſichtigt; er kann aber auch ſchöner Schein ohne Falſchheit ſein, wenn die Kunſt ſelbſt ihre Beſchäftigung für ein bloßes Spiel und ihr Product für bloßen Schein ausgiebt, mit dem ſie Niemand täuſchen oder betrügen will (201). Im letzteren Falle iſt der ſchöne Schein der äſthetiſche Schein und als ſolcher zugleich wahrer Schein, nämlich Darſtellung einer Idee in Form einer ſchönen (ſinnlichen) Vorſtellung. Dieſer von Kant nur angedeutete Begriff iſt ſpäter von Schiller (gleichzeitig mit dem Begriff des „Spielens") weiter durchgebildet und erſt in der idealiſtiſchen Aeſthetik zu ſeiner vollen Verwerthung gelangt.

Aus dem berechtigten Kampf gegen die Einmengung realer Intereſſen, realer Reize und Rührungen in die Auffaſſung des Schönen gewinnt nun Kant in der That ein berechtigtes Argument gegen den äſthetiſchen Senſualismus. Denn die realen Reize umfaſſen ein Doppeltes: erſtens den geiſtigen Inhalt des Gegenſtandes und zweitens die Sinnesempfindungen, durch welche ſeine Wahrnehmung vermittelt wird. In beiderlei Hinſicht iſt der Kampf gegen reale Reize berechtigt. In Bezug auf den geiſtigen Inhalt wird er erſt da unberechtigt, wo er das ideale Intereſſe am äſthetiſchen Schein mit dem realen Intereſſe an dem exiſtirenden Gegenſtand verwechſelt; in Bezug auf die Sinnesempfindung aber fällt dieſe Gefahr weg, weil dieſe nichts Anderes mehr vorſtellt als ſie iſt, weil ſie ſelbſt in ſich beruhende Realität iſt. Der Geſchmack eines Weines, der Duft einer Blume, der einſchmeichelnde Wohllaut einer Stimme, die ſatte Leuchtkraft einer Farbe ſind reale Reize, nicht ideale, und deshalb ſind ſie, ſtreng genommen, etwas unter der Sphäre der Schönheit Liegendes; aus der Luſt an ſolchen realen Reizen das äſthetiſche Wohlgefallen ableiten wollen, wie der äſthetiſche Senſualismus es verſucht, iſt deshalb als Verkennung des Schönen in ſeiner ſchlechthin überlegenen Natur zu tadeln. Dies richtig erkannt und nachdrücklich geltend gemacht zu haben, iſt ein hohes Verdienſt Kants; ſein Kampf gegen die realen Reize und Intereſſen ſinnlichen und geiſtigen Inhalts auf äſthetiſchem Gebiete bildet die Parallele zu ſeinem Kampf gegen den ſinnlichen und geiſtigen Eudämonismus auf moraliſchem Gebiet.

Die Anerkennung dieſes Verdienſtes darf uns aber nicht dagegen blind machen, daß Kant die nothwendige poſitive Einordnung und Unterordnung des realen Sinnenreizes in das äſthetiſche Gebiet neben dem Kampfe und trotz des Kampfes gegen deſſen ſelbſtſtändiges Vordrängen nicht klargeſtellt hat.

wenngleich er dieselbe fühlt und an verschiedenen Stellen durchblicken läßt. Kant bemerkt, daß die Musik den obersten Platz unter den Künsten behaupte, wo sie nach ihrer sinnlichen Annehmlichkeit geschätzt wird (204), und den zweiten nach der Dichtkunst, wo es um Reiz und Bewegung des Gemüths zu thun ist (202), dagegen den untersten, weil sie blos mit Empfindungen spielt (204). Danach würde der Musik ein sehr geringer ästhetischer Werth zukommen, wenn ihr sinnlicher Reiz ebenso wie die von ihr ausgelösten idealen Gemüthsbewegungen aus dem Gebiet des Schönen auszuscheiden wären. Kant fühlt diesen Widerspruch mit den von ihm proclamirten Principien wohl hindurch; er sucht auch auf ganz richtigem Wege diesen Widerspruch zu überwinden, kommt aber nicht damit zu Stande, weil er auf halbem Wege stehen bleibt.

Dieser Weg ist die philosophische Hypothese, daß die Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit der Töne und Farben auf den formalen Verhältnissen ihrer Schwingungszahlen beruhen. Anstatt aber in dieser unbewußten Subsumption des sinnlichen Reizes unter die formale Schönheit den Erklärungsgrund dafür zu suchen, daß der sinnliche Reiz, ohne für das Bewußtsein etwas anderes als unmittelbare reale Empfindung zu sein, doch zum Dienste des Schönen geadelt werden könne, wird ihm die Erklärung des Angenehmen aus dem Sinnenreiz oder aus den formalen mathematischen Verhältnissen zu einer Alternative, in der er keine sichere Entscheidung zu treffen wagt (72, 198). In der Malerei erkennt er an, daß der sinnliche Reiz der Farbenwirkung, wenn er durch Schönheitsrücksichten hinreichend eingeschränkt ist (73), um nicht durch Ablenkung der Aufmerksamkeit dem Geschmacksurtheil Abbruch zu thun (72—73), ästhetisch zulässig ist, insofern er durch die schöne Form veredelt wird (73); in der Tonkunst kann in analoger Weise der sinnliche Reiz der Töne hinzukommen, um die formale Schönheit der Composition genauer, bestimmter und vollständiger anschaulich zu machen (73).

Es zeigt sich hierin, daß der ästhetische Sensualismus nicht so schlechthin berechtigungslos ist, wie Kant ihn principiell behandelt, sondern eine gewisse, obschon untergeordnete Bedeutung in der Aesthetik beanspruchen darf; nur darin hat Kant Recht, daß nicht etwa die sinnlichen Reize, „weil sie für sich angenehm sind, gleichsam einen gleichartigen Zusatz zu dem Wohlgefallen an der Form“ (und dem geistigen Inhalt) abgeben, denn das Unbewußtbleiben der in ihnen steckenden formalen Verhältnisse begründet eben ihren wesentlichen Unterschied von der bewußten Auffassung der formalen Schönheit. Wenn aber das sinnlich Angenehme einen, obschon untergeordneten Bestandtheil des Schönen bildet, so folgt daraus, daß der Kantsche Begriff des Geschmacks, welcher nach seiner eigenen Meinung für die sinnlichen Reize keine Giltigkeit hat, zu eng gefaßt sein muß. Die sinnliche Empfindung, gleichviel ob sie einen Bestandtheil von bloßen Empfindungscomplexen oder von Anschauungen bildet, ist eben conditio sine qua non

der sinnlichen Darstellung einer Idee, und darum ästhetisch unentbehrlich und berechtigt, insoweit sie sich darauf beschränkt, dienendes Mittel für die Versinnlichung der Idee zu sein, und darauf verzichtet, selbstständig etwas bedeuten und gelten zu wollen.

II.

Der Kampf gegen den ästhetischen Rationalismus.

Nach dem Vorhergehenden ist jedes Interesse, also jeder subjective Zweck als Princip der Schönheit ausgeschlossen; nicht minder soll aber auch keine Vorstellung eines objectiven Zwecks das Geschmacksurtheil bestimmen (67). Für Kant ist dies selbstverständlich. Denn das Geschmacksurtheil, obwohl es nicht praktisch, sondern contemplativ ist (69), soll doch kein theoretisches Erkenntnißurtheil, sondern ein ästhetisches (Gefühls-) Urtheil sein (67); nun ist aber alles Begriffsmäßige an den Dingen nur von logischer Giltigkeit für das Erkenntniß derselben, während ästhetisch nach Kant nur dasjenige an der Vorstellung eines Objects ist, was „blos subjectiv ist, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht" (29). Dies ist aber eine petitio principii; denn Kants ästhetischer Subjectivismus bedarf selbst der Begründung und schöpft dieselbe wesentlich aus der Widerlegung des ästhetischen Rationalismus, für welche er also nicht schon vorausgesetzt werden kann. Wir werden also nach anderen Gründen für diese Widerlegung uns umsehen müssen.

Die objective Zweckmäßigkeit ist entweder äußere oder innere, Nützlichkeit oder Vollkommenheit; erstere ist in der Aesthetik ausgeschlossen, weil sie ein reales Interesse an dem Gegenstande erweckt, letztere hingegen ist „von namhaften Philosophen, doch mit dem Beisatze: wenn sie verworren gedacht wird, für einerlei mit der Schönheit gehalten worden" (75). Danach wären die Begriffe des Schönen und Guten nach Ursprung und Inhalt einerlei und nur formell verschieden als verworrene und deutliche Erkenntnißart, gleich wie die sittliche Verurtheilung des Betruges durch den gemeinen Mann und den Philosophen sich nur durch die Verworrenheit und Deutlichkeit ihrer Begriffe unterscheidet (76—77). Nun ist aber das ästhetische Urtheil einzig in seiner Art und von jedem, auch dem verworrenen Erkenntnißurtheil principiell verschieden, weil sein Bestimmungsgrund ein Gefühl ist, das nur empfunden werden kann (77); also nur weil und insofern das ästhetische Urtheil dem ästhetischen Gefühl als dessen Wirkung nachfolgt, und nicht ihm als Ursache vorhergeht ist das ästhetische Urtheil vom Erkenntnißurtheil principiell verschieden und der ästhetische Rationalismus, der beide confundirt, im Irrthum.

Der Kampf gegen den ästhetischen Rationalismus ist mit andern Worten nur insoweit berechtigt, als es die Gefühls-Aesthetik ist; er verliert dagegen seine Berechtigung, wenn das ästhetische Urtheil das bestimmende Prius des

ästhetischen Gefühls ist, wie Kant im Widerspruch mit seiner Gefühlsästhetik principiell behauptet (62—64). Nur insoweit die Gefühlsästhetik aus der Erfahrung zu begründen ist, ist auch ein gewisser ästhetischer Subjectivismus berechtigt, d. h. in Betreff der Entstehung des Geschmacksurtheils aus dem subjectiven Gefühl; durch diesen subjectiven Ursprung ist auch die Autonomie des Geschmacks (144) gerechtfertigt und seine Unbestimmbarkeit durch rationelle Gründe, die mit seinem subjectiven Gefühl in Widerspruch stehen, erklärt (146—147). Wenn ich nicht selbst an der Vorstellung des Gegenstandes die ästhetische Lust fühle und unmittelbar empfinde, so kann sie mir durch keine Beweisgründe aufgeschwatzt werden (148); eine ästhetische Theorie muß demnach falsch sein, wenn aus ihr folgen würde, daß man mit rationellen Gründen die Schönheit demonstriren und durch Schlüsse den Geist zu der Anerkennung nöthigen könnte, daß der dem Schönheitsbegriff subsumirte Gegenstand schön sei (148). Dies müßte aber möglich sein, wenn das Geschmacksurtheil nur ein verworrenes Erkenntnißurtheil wäre; denn die aus seiner Verworrenheit entspringenden Irrthümer müßten durch Verdeutlichung der Begriffe aufzuklären und zu berichtigen sein. Man kann Kant zugestehen, daß der Rückgang auf den subjectiven Gefühlsursprung des Geschmacksurtheils hinreicht zum Beweise, daß dasselbe sich gar nicht auf Begriffe gründet und nicht Erkenntniß ist (144), daß es nicht in der logischen Subsumtion der Vorstellung des Gegenstandes unter einem mitgebrachten abstracten Begriff besteht.

Nun entsteht aber das Problem, wie das Geschmacksurtheil trotz seines subjectiven Ursprungs doch Anspruch auf objective Giltigkeit erheben könne, und da zeigt sich denn, daß Kant doch genöthigt ist, dem ästhetischen Rationalismus näher zu treten, als er wünscht und beabsichtigt. Der ästhetische Rationalismus ist eben doch nicht so ganz abzuweisen, weil sich ohne denselben über ästhetische Urtheile und Urtheilverschiedenheiten nicht einmal streiten ließe (214); es kommt zur Vereinigung des subjectiven Ursprungs mit der objectiven Giltigkeit nur darauf an, klarzustellen, in welchem Sinne der Rationalismus in der Aesthetik gelten und nicht gelten solle (214—216).

Die Vereinigung wäre von selbst gegeben, wenn „wir einen Verstand haben würden, der sinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe seine Objecte vorstellt" (77); zur Anerkennung einer intuitiven Intelligenz und einer intellectuellen Anschauung im Menschen hätte es Kant aber nicht so gar weit gehabt, wenn er einerseits seine Lehre von den unbewußten Vorstellungen und der unbewußten Vernünftigkeit des Instincts (171), andrerseits seine Lehre von dem begrifflosen Schematisiren der Einbildungskraft (150) weiter entwickelt hätte, auch wenn er dabei noch nicht bis zu Schopenhauers Lehre von der unbewußten Intellectualität der Anschauung vorgeschritten wäre. Leider war Kant durch seine abstracte Trennung und Sonderung des Geistes in verschiedene Vermögen verhindert, diesen Weg zu beschreiten und das ästhetische Gefühlsurtheil „als ein verstecktes (d. h. unbewußtes)

Vernunftsurtheil" von (theils formalem theils) teleologischem Inhalt anzuerkennen (223) und in der „verworrenen" Erkenntnißweise Baumgartens nur einen ungeschickten Ausdruck für das unbewußte Eingeschlossensein des vernünftigen Gehalts in der sinnlichen Erscheinung zu sehen. Hätte Kant den Gegensatz des „Begriffes" als die „Anschauung" erfaßt (wie Schopenhauer), so würde er nicht darauf gekommen sein, einen falschen Gegensatz zum „Begriff" in dem blos subjectiven „Verhältniß der Vorstellungskräfte zu einander" (68), den Gegensatz zur begrifflichen Subsumtion in der ebenso unverständlichen wie unmöglichen Subsumtion der Einbildungskraft unter den Verstand zu suchen (151).

Nur in dem einen Punkte geht er, unbeirrt von seinem, dieser Tendenz widersprechenden ästhetischen Subjectivismus, bei der Umbildung des Baumgartenschen Rationalismus den richtigen Weg, nämlich darin, daß er den abstracten logischen Verstandesbegriff in die Idee umwandelt (215—217); anstatt aber darunter die concrete intuitive Idee zu verstehen, wie sie allein für die Aesthetik zu brauchen ist, identificirt er Idee mit einem „unbestimmten Begriff (nämlich von übersinnlichem Substrat der Erscheinungen)" (216 bis 217), und freut sich, durch diesen Rückgang auf ein unbestimmtes Uebersinnliches die Analogie hergestellt zu haben zwischen der Lösung der Antinomie des Geschmacks und der Lösung der Antinomien der reinen und praktischen Vernunft (222).

Der wahre Fortgang vom ästhetischen Rationalismus führt also zum ästhetischen Idealismus; Kant aber ignorirt diese Thatsache in seinen principiellen Auseinandersetzungen ebenso, wie er seinen eigenen ästhetischen Idealismus überhaupt bei denselben ignorirt. Er sucht vielmehr den Fortgang vom ästhetischen Rationalismus und Sensualismus in seinem ästhetischen Subjectivismus, weil der Bestimmungsgrund des Geschmacksurtheils weder in der sinnlichen Annehmlichkeit noch in der begrifflichen Vollkommenheit zu finden sei, darum könne er nur noch gesucht werden in der formalen subjectiven Zweckmäßigkeit ohne allen (weder subjectiven noch objectiven, weder äußeren noch inneren) Zweck (68).

III.

Kant als ästhetischer Subjectivist.

Der tiefste psychologische und systematische Grund für Kants ästhetischen Subjectivismus liegt in seinem erkenntniß-theoretischen Subjectivismus; die subjective Idealität der sinnlichen Erscheinungswelt fordert auch einen subjectiven Idealismus in den Principien der Beurtheilung des Schönen (229). Wenn der Verstand gesetzgebend ist für die empirische Realität, also sogar das Objective der Erkenntniß subjectiv bestimmt ist, so kann der Geschmack erst recht nicht auf einem anderen als einem subjectiven Princip beruhen; wenn z. B. die Qualität des Raums [und mit ihr alle räumlichen Be-

stimmungen, wie Gestalt, Bewegung u. s. w.] „das blos Subjective" meiner Vorstellung der Dinge außer mir ist, wodurch unausgemacht bleibt, was sie als Objecte an sich seien (29), so muß mein Wohlgefallen an solchen räumlichen Bestimmungen wie Gestalt und Bewegung erst recht etwas blos Subjectives in meinem Urtheil über die Dinge sein, d. h. eine subjective Zuthat, durch welche noch weniger als durch die räumlichen Bestimmungen etwas das Object selbst Angehendes ausgedrückt wird. Für die subjectiven Idealisten muß es zweifellos sein, daß „Schönheit keine Beschaffenheit des Objects, für sich betrachtet ist" (224), und daß mithin „kein objectives Princip des Geschmacks möglich" ist (148); daraus folgt dann aber unmittelbar, daß eine Kritik des ästhetischen Geschmacks nur die alleinige Aufgabe haben kann, „das subjective Princip des Geschmacks, als ein Princip a priori der Urtheilskraft [zu] entwickeln und [zu] rechtfertigen" (149). Nur darum, weil Kant irrthümlicher Weise glaubt, daß das Gefühl der Lust und Unlust unter allen Vorstellungen und Empfindungen die einzige sei, welche blos und rein einen subjectiven Zustand darstellt und gar nichts Objectives bezeichnet (46), nur darum stützt er seine Aesthetik auf das Gefühl; der ästhetische Subjectivismus ist also das alleinige Motiv für ihn, zur Gefühlsästhetik fortzuschreiten, obschon diesem Motiv ein Irrthum zu Grunde liegt, insofern doch durch die Eigenthümlichkeit eines Objects, ein bestimmtes Gefühl in mir zu erregen, ebenso gut eine objective Beschaffenheit desselben constatirt wird, wie durch seine Eigenthümlichkeit, auf andere Objecte in bestimmter Weise einzuwirken.

Die Art und Weise des ästhetischen Subjectivismus wird nun bei Kant näher bestimmt durch die Stellung der Kritik des Geschmacks zur Kritik der teleologischen Urtheilskraft und durch die Stellung der Kritik der (ästhetischen und teleologischen) Urtheilskraft zur Kritik der reinen und praktischen Vernunft. Die theoretische und die praktische Vernunft, Verstand und Wille, Naturgesetzmäßigkeit und (sittliche) Freiheit, Sinnlichkeit und Moralität sind für Kant Gegensätze, für die er eine Vermittelung sucht, und zwar nicht blos eine undefinirbare Vermittelung in der Sphäre des Intelligiblen, sondern auch einen Widerschein dieser gemeinsamen übersinnlichen Wurzel in der Erscheinungswelt, welche den Sprung von einem Gegensatze zum andern zu einem Uebergang macht; dieses Bindeglied findet er im Geschmack, beziehungsweise im Gefühlsvermögen, in der formalen oder inhaltlichen Teleologie, wie sie von der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft bestimmt wird, in der Kunst und der teleologischen Naturbetrachtung (16, 38, 40, 232 bis 233, 233—234).

Zwischen der bewußtlosen und anscheinend blinden Naturgesetzmäßigkeit und dem zielbewußten sittlichen Handeln liegt die unbewußte Teleologie in der Mitte, jene Zweckmäßigkeit ohne Zweckbewußtsein, wie sie uns in der Natur überall, beispielsweise in den thierischen Instincten begegnet (38, 171); aus der unbewußten Zweckmäßigkeit erklärt sich beides, sowohl die un-

bewußte Gesetzmäßigkeit der Natur wie der wurzelhaft unbewußte, aber mit seinen Früchten an's Licht des Bewußtseins tretende Motivationsproceß der sittlichen Selbstbestimmung.

Dieser Gedanke schwebt Kant unzweifelhaft vor, wenn er ihn sich auch nicht zu voller Deutlichkeit zu bringen vermag; ebenso fühlt er die Verwandtschaft der unbewußten Zweckthätigkeit der Natur mit der unbewußten Kunstthätigkeit des Genies hindurch (175—177, 182) und läßt sich dadurch verleiten, die Aesthetik mit der teleologischen Naturbetrachtung unter dem unglücklich gewählten Namen „Kritik der Urtheilskraft" zusammen zu koppeln. Diese Verkoppelung wird ausschlaggebend für Kant, das subjective ästhetische Princip in irgend welcher Zweckmäßigkeit zu suchen, weil nur so die Einheit der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft gewahrt werden konnte; umgekehrt wird ihm die Nothwendigkeit, das ästhetische Urtheil vom teleologischen zu unterscheiden, zum Bestimmungsgrund dafür, daß er im Gegensatze zur realen subjectiven Zweckmäßigkeit in der Naturwirklichkeit eine blos formale subjective Zweckmäßigkeit in der Naturschönheit annimmt (34).

Da dem ästhetischen Urtheil keine objective Beschaffenheit des beurtheilten Gegenstandes entsprechen soll, so ist objective (sowohl äußere wie innere) Zweckmäßigkeit im reinen Geschmacksurtheil ausgeschlossen; es fragt sich nur, was unter einer formalen subjectiven Zweckmäßigkeit zu verstehen sei. Eine formale objective Zweckmäßigkeit, d. h. eine solche, die auf die Form des Objects sich gründete und doch über die Beschaffenheit des Objects nichts ausmachen sollte, wäre ein offenbarer Widerspruch (76); es entsteht die Frage, ob eine formale subjective Zweckmäßigkeit ohne materialen objectiven Zweck (67, 93), d. h. eine solche, welche sich zwar auf die Einrichtung des Subjects allein gründen, aber doch auf die Form des Objects beziehen soll, ohne über dessen Beschaffenheit etwas auszumachen, ob eine solche dem Vorwurf des Widerspruches entgeht. Es handelt sich hier um das eigentliche und echte Grundprincip der Kantschen Aesthetik, um Das jenige, worauf Kant als auf seine eigenthümliche grundlegende Entdeckung stolz ist, und wir haben zu prüfen, ob Kants Behauptung, daß die Schönheit eine „zwecklose Zweckmäßigkeit" sei, haltbar ist oder nicht, oder ob dieselbe wenigstens einen haltbaren Kern in sich birgt und welchen.

Geben wir Kant versuchsweise zu, daß die Teleologie nur eine subjective Maxime der Urtheilskraft sei (23, 19), nur ein subjectiver Trieb, durch welchen wir genöthigt werden, überall die Anwendbarkeit des Zweckbegriffs auf die Erscheinungen zu probiren, gleichviel, ob die Natur wirklich nach Zwecken eingerichtet sein mag oder nicht (25), so entsteht doch immerhin folgende Alternative: entweder die Anwendbarkeit der formalen subjectiven Zweckmäßigkeit in einem bestimmten Falle deutet auf eine objective Einrichtung der Natur, welche mit unserem subjectiven Trieb, nach Zwecken zu suchen, harmonirt, oder aber wir glauben an eine solche Einrichtung, obwohl wir es eigentlich besser wissen, geben uns also einer bewußten Illusion hin.

Im erſteren Falle wäre die vermeintlich blos formale und ſubjective Zweckmäßigkeit thatſächlich doch eine materiale objective (228 Z. 23—29), nämlich eine harmoniſche Conformität oder Angemeſſenheit der Beſchaffenheit der Natur an die Einrichtung unſrer geiſtigen Vermögen und Triebe und umgekehrt; dann hätte aber auch das äſthetiſche Luſtgefühl ſeinen Grund doch an einer objectiven realen Zweckmäßigkeit, nämlich an eben dieſer objectiven teleologiſchen Angemeſſenheit der Beſchaffenheit der Dinge an unſre Geiſtesbeſchaffenheit, wennſchon dies eine andere Art objectiver Zweckmäßigkeit wäre als die immanente Zweckmäßigkeit der Dinge ſelbſt (33, 140). In dem andern Fall der Alternative dagegen, wenn wir die Annahme, daß die Natur auf eine Uebereinſtimmung mit unſeren äſthetiſchen Bedürfniſſen angelegt ſei, als einen Wahn durchſchauen (225—229), ſinkt auch die formale ſubjective Zweckmäßigkeit zur Illuſion herab, zur völligen Zweckloſigkeit ſelbſt im formalen und ſubjectiven Sinne.

Wenn ich im Walde einen Raſenplatz antreffe, um den die Bäume im Cirkel ſtehen (76), und mir dabei vorſtelle, daß er etwa zum Zweck ländlicher Tanzbeluſtigungen ſo hergerichtet ſein könne, ohne doch zu wiſſen, ob dem ſo ſei oder nicht, ſo werde ich von einer formalen ſubjectiven Zweckmäßigkeit in meiner Auffaſſung der Erſcheinung allenfalls reden können; wenn ich hingegen ganz genau weiß, daß eine ſolche Entſtehungsart ausgeſchloſſen iſt, ſo kann ich wohl noch von einer formalen Schönheit des Platzes reden, aber ſicherlich dieſelbe nicht mehr auf irgend welche Zweckmäßigkeit beziehen, nachdem der ſubjective Einfall, welcher allein für Zweckmäßigkeit in Betracht kommen konnte, ausdrücklich als illuſoriſch eliminirt iſt. Die formale Schönheit muß dann eben etwas ganz *Anderes* ſein als formale ſubjective Zweckmäßigkeit, ſonſt wäre die Schönheit ebenſo illuſoriſch und unwahr wie die Zweckmäßigkeit; dieſe Folgerung hat Kant ſich auf keine Weiſe zum Bewußtſein gebracht.

Uebrigens ſind die Gründe, weshalb Kant die objective Angemeſſenheit der Natur an unſere ſubjective Geiſtesbeſchaffenheit verwirft, durchaus unhaltbar. Dieſer Gründe ſind zwei, ein äſthetiſcher und ein naturphiloſophiſcher. In äſthetiſcher Hinſicht hält Kant für „geradezu beweiſend" die Erwägung, daß bei Annahme einer objectiven Zweckmäßigkeit als Princip des Geſchmacksurtheils wir „von der Natur lernen müßten, was wir ſchön zu finden hätten", alſo auf die a priori'ſche Autonomie des Geſchmacks zu Gunſten einer empiriſchen Heteronomie deſſelben verzichten müßten (228—229); hierbei verkennt er aber, daß es doch immer erſt der Geſchmack iſt, der auf autonome Weiſe a priori conſtatirt, ob und in welchem Maße die empiriſch wahrgenommene Beſchaffenheit der Dinge ſeinen Anforderungen auf Zweckmäßigkeit entſpricht daß es die unbewußte Vernünftigkeit im Geiſte iſt, die über die unbewußte Vernünftigkeit in der Natur äſthetiſch urtheilt. Der zweite, naturphiloſophiſche Grund beſagt, daß die Natur keine objective reale Zweckmäßigkeit haben könne, weil ſie nach mechaniſchen Naturgeſetzen, alſo mit Ausſchluß bewußter

Absichtlichkeit entstanden sei (225—228); hierbei verkennt Kant, daß die unbewußte Zweckmäßigkeit, eben weil sie bewußte Absichtlichkeit ebenso gut ausschließt, wie die Naturgesetzmäßigkeit dies thut, auch gar nicht mehr im Gegensatz gegen die Naturgesetzmäßigkeit steht, sondern sehr wohl in Einheit mit derselben zu denken ist (307).

Auf diesem Punkte enthüllt sich die positive Bedeutung, welche die Formel der „zwecklosen Zweckmäßigkeit" beanspruchen darf; es ist nichts anderes als der unklare Gedanke einer „unbewußten Zweckmäßigkeit", welcher dem Kampfe Kants gegen die objective reale Teleologie im Sinne einer bewußten Absichtlichkeit zu Grunde liegt, und welcher in der subjectivistischen Wendung einer rein formalen und blos subjectiven Zweckmäßigkeit eine mißrathene Verkörperung sucht. Die Bestätigung für das Gesagte findet man in dem betreffenden Abschnitt von Schellings „transcendentalen Idealismus" (sämmtliche Werke Abth. I. Bd. 3, S. 607—610), wo von dem durch und durch teleologischen Schelling noch immer nominell gegen die Teleologie gekämpft wird, weil im Sprachgebrauch der damaligen Zeit sich der Begriff der Zweckmäßigkeit noch nicht von dem der bewußten Absichtlichkeit losgerungen hatte, und deshalb der Kampf gegen die letztere zugleich den Worten nach als ein Kampf gegen die erstere erscheinen mußte, während er dem Sinne nach das Gegentheil war.

Wenn somit Kants Gründe gegen die Objectivität und Realität der der Schönheit zu Grunde liegenden Zweckmäßigkeit, wofern man dieselbe nur als unbewußte, gesetzmäßig realisirte versteht, hinfällig sind, so gewinnt die oben aufgestellte Alternative eine neue Gestalt. Soll der ästhetische Subjectivismus noch haltbar sein, so ist er es nicht mehr auf Grund irgend welcher der Schönheit zum Princip dienenden subjectiven formalen Zweckmäßigkeit, da solche eine in sich widerspruchsvolle Illusion wäre; soll hingegen die Schönheit in irgend welchem Sinne auf Zweckmäßigkeit beruhen, so kann es sich dabei nur um eine objective reale Zweckmäßigkeit (unbewußter Art) handeln. Entweder hat der Subjectivismus Recht, dann muß auf das subjective Lustgefühl als Princip des Geschmacksurtheils zurückgegriffen werden, ohne alle Rücksicht auf den illusorischen Schein einer Zweckmäßigkeit, weil dann die vom Subject zufällig ausgelösten subjectiven Functionen nichts Anderem mehr zufällig gemäß sind als dem Lustbedürfniß des Subjects; oder aber die teleologische Auffassung des Schönen ist im Recht, dann muß der ästhetische Subjectivismus ein Irrthum sein und das wahre Princip des Schönen im ästhetischen Idealismus gesucht werden, welcher allein der Teleologie Rechnung zu tragen im Stande ist. Die Entscheidung kann für uns nicht zweifelhaft sein; denn erstens hat Kants Kritik des ästhetischen Sensualismus und Rationalismus sich uns als eine über das Ziel hinausschießende gezeigt, welche nicht, wie Kant glaubt, hinreicht, um seine principielle Stellungnahme als allein übrig bleibende zu erweisen, und zweitens hat der erkenntnißtheoretische Subjectivismus Kants, durch den er zum ästhetischen Subjectivismus gedrängt wurde, in unsern Augen keine Geltung. Hiernach müssen wir principiell in dem Fort-

gang zum ästhetischen Idealismus das positive Ergebniß der subjectivistischen Versuchsposition sehen, ohne darum die Nebenbedeutung zu verkennen, welche der Rückzug des Subjectivismus auf die Gefühlsästhetik beanspruchen kann.

In der Richtung auf den Idealismus bewegt sich auch Kant selbst in seinem letzten Wort über das subjectivistische Princip; die Alternative zwischen subjectiv-idealer und objectiv-realer Zweckmäßigkeit sucht er so zu überwinden, daß für die Erscheinungswelt allerdings nur die erstere Berechtigung habe, im Hinblick auf die intelligible Welt aber auch der für die Erscheinungswelt illusorische Glaube an die letztere eine gewisse Rechtfertigung finde, indem das Intelligible den letzten Grund sowohl für die Beschaffenheit der Natur wie für die Einrichtung des Geistes in sich trage (215—216, 232). Versteht man unter Erscheinungswelt die subjective Vorstellungswelt des Bewußtseins und unter intelligibler Welt die Welt der vielen Dinge an sich oder realen Individuen, so fällt letztere mit dem, was wir die objectiv-reale (Erscheinungs-) Welt nennen, zusammen, und die angebliche Ueberwindung der Alternative wäre dann vielmehr eine Anerkennung der Wahrheit ihres zweiten Falles. Versteht man hingegen unter Erscheinungswelt, wie Kant thatsächlich thut, ein unklares Zwitterding von subjectiver Vorstellungswelt und objectiver Welt der realen Individuen, so bedeutet die intelligible Welt nur noch das überweltliche Reich der Ideen. Im ersteren Falle wäre das Princip der Schönheit die objective Zweckmäßigkeit, welche indirect zum ästhetischen Idealismus fortdrängt; im letzteren Falle, der Kants wahre Meinung repräsentirt, gelangen wir direct zu den Ideen als Princip der Schönheit, insofern das Intelligible allein die subjective Zweckmäßigkeit in einer immerhin unklaren und unverständlichen Weise davor bewahren soll, bloße Illusion zu sein. Der Unterschied ist nur der: im ersteren Falle haben wir es mit concreten bestimmten Ideen in der ästhetischen Anschauung zu thun, im letzteren Falle mit abstracten unbestimmten Ideen der übersinnlichen Vernunft, mit denen für die Erklärung des Geschmacksurtheils gar nichts anzufangen ist. Speciell bei Kant haben die Ideen der Vernunft eine specifisch ethische Bedeutung, und so endet denn der Kantsche Subjectivismus damit, das Schöne in eine Abhängigkeit vom Sittlichen zu bringen, welche seinen selbstständigen Werth völlig aufhebt und es zu einem dienstbaren Mittel für moralische Zwecke herabwürdigt. Das Schöne wird zur Versinnlichung *sittlicher* Ideen (236, 86), zum Symbol des *sittlich* Guten (232), das ästhetische Ideal zum Ausdruck des Sittlichen (86), woraus dann weiter folgt, „daß die wahre Propädeutik zur Gründung des Geschmacks die Entwickelung sittlicher Ideen und die Cultur des moralischen Gefühls sei" (236, vgl. 200). Solchen Verirrungen gegenüber wird es Sache des ästhetischen Idealismus sein, die Bedeutung der ästhetischen Ideen klar zu stellen, wozu Kant selbst die Wege geebnet hat.

IV.

Kant als ästhetischer Formalist.

Wir haben oben gesehen, daß und weshalb Kant nicht blos alle Beziehungen auf objective Zweckmäßigkeit im reinen Geschmacksurtheil zu Gunsten einer blos subjectiven, sondern auch alle materiale, inhaltliche Zweckmäßigkeit zu Gunsten einer blos formalen verwirft, weshalb er jedes rationale Geschmacksurtheil, sofern es sinnliche Empfindung oder Begriffe zu seinem Inhalt hat (Sinnenurtheil oder Erkenntnißurtheil ist), verwirft und nur das formale Geschmacksurtheil als rein gelten läßt (71). Ein blos formales Geschmacksurtheil darf sich mithin nicht auf den Inhalt des Gegenstandes, sofern er Sinnesempfindung oder Begriffe erweckt, sondern nur auf die Form desselben in der anschaulichen Auffassung des Gegenstandes beziehen (30, 31, 154); dem formalen subjectiven Geschmacksurtheil entspricht objectiv genommen am Gegenstande die reine Form, und insofern die Aesthetik von allem Inhalt der Objecte absehen und sich auf die bloße Form derselben beschränken soll, ist sie ästhetischer Formalismus.

Freie Schönheit ist allein diejenige, in welcher das Geschmacksurtheil rein ist (78), anhängende Schönheit diejenige, in welcher es unrein, materialiter (insbesondere durch einen Begriff und die Gemäßheit oder Vollkommenheit des Dinges an diesen Begriff) bestimmt ist (78). Die freie Schönheit kann nicht Schönheit im Sinne eines Ideals sein, denn solche muß „durch einen Begriff von objectiver Zweckmäßigkeit fixirte", d. h. anhängende Schönheit sein (82); ebenso gehört die charakteristische Schönheit bereits zur anhängenden, wie Kant an einzelnen Stellen durchblicken läßt (79, 86). Alle Kunst arbeitet nach bestimmten Zwecken, sonst wären ihre Werke nur Producte des Zufalls (180); deshalb gehört alle Kunstschönheit zur anhängenden, nicht zur freien Schönheit (181), und dasselbe gilt von der Naturschönheit, insofern die Natur als eine wirkliche, obzwar übermenschliche, Kunst betrachtet wird (182).

Allerdings hat auch die Kunst ihre formale Seite, in welcher der reine Geschmack sich bethätigt, — derart ist z. B. die thematische Verarbeitung nach mathematisch bestimmbaren Regeln in der Musik (203—204) und die bedeutungslosen Arabesken, Randeinfassungen, Tapetenmuster u. s. w. in der Malerei (73); aber diese formale Seite hat weder Antheil an dem Reiz und der Gemüthsbewegung, welche die Kunst hervorbringt (204), noch gehört zu ihrer Production etwas Anderes als formelles, wohlgeschultes Talent (180). Solche formalschöne Kunstwerke, die Leistungen des geschmackvollen Talents ohne Genie, sind in ihrer tadellosen Geistlosigkeit eigentlich kaum Kunstwerke zu nennen (183); weit eher die formlosen und regellosen Leistungen des Genies ohne Geschmack (184), welche doch noch packen und ergreifen können. Denn das belebende Princip im Gemüthe ist der Geist, und dasjenige, was den Reichthum geistigen Inhalts oder Stoffes zu den Kunst-

werken hergiebt und ſie zugleich abſichtslos ſchön wie Naturwerke erſcheinen läßt, iſt allein das Genie (180, 175—177). Danach iſt alſo die formale Schönheit nur ein ſehr untergeordnetes Moment an der Kunſtſchönheit, die weſentlich anhängende Schönheit iſt, d. h. von der Form auf den Inhalt geht.

In der Naturſchönheit ſpielt die formale Schönheit zwar ſchon eine wichtigere Rolle, aber auch hier iſt ihre Bedeutung beſchränkt. Alle Naturdinge, „deren Begriff ſchon einen beſtimmten Zweck bei ſich führt," alſo alle Thiere von bekannter Naturbeſtimmung und vor Allem der Menſch, ſind nicht als Beiſpiele freier Schönheit zu brauchen (108, 79); um paſſende Objecte für reine Geſchmacksurtheile zu gewinnen, muß man zur „*rohen Natur*" greifen, ſofern ſie für ſich keinen Reiz oder Rührung bei ſich führt (108), alſo zu einzelnen Blumen, buntgeſchmückten Vögeln, Schalthieren des Meeres (78). In der Landſchaft wird die formalſchöne Seite in der Regel ſchon von dem ſtimmungsvollen Inhalt, der Reiz und Rührung erweckt, überwogen, ſo daß das reine Geſchmacksurtheil ſich in der That auf die ärmſten Einzelobjecte der rohen Natur beſchränkt ſieht.

Hiermit iſt von Kant zugeſtanden, daß die freie oder formale Schönheit ſowohl im Kunſtſchönen wie im Naturſchönen nur eine untergeordnete Seite ausmacht; die Folgerung liegt nahe, daß ein Princip, welches nur die formale Schönheit erklärt, nicht den Anſpruch erheben kann, univerſelles äſthetiſches Grundprincip zu ſein, weil es eben nur das, was Nebenſache iſt am Natur- und Kunſtſchönen, nicht das was Hauptſache daran iſt, erklärt.

Es geht mit dem äſthetiſchen Formalismus ebenſo wie mit dem äſthetiſchen Senſualismus; beide ſind berechtigt als dienende Mittel zur Hervorbringung des Inhaltlich-Schönen oder Ideal-Schönen, aber unberechtigt, ſobald ſie eine ſelbſtſtändige Bedeutung beanſpruchen. Wie der äſthetiſche Senſualismus ſich in (unbewußten) Formalismus auflöſt, ſo löſt ſich der äſthetiſche Formalismus in (unbewußten) Idealismus auf, indem die Form nur ſchön iſt als unabſichtliche, unwillkürliche Darſtellung und Verſinnlichung von Ideen (183). Verſteht man unter (ſinnlicher) Form die Art und Weiſe der Verknüpfung gegebener Sinnesempfindungen, ſei es zu Empfindungscomplexen (z. B. muſikaliſchen Formen), ſei es zu Anſchauungen (räumlichen Geſtalten und Bewegungen), ſei es zu Verbindungen von Anſchauungs- und Empfindungscomplexen (poetiſchen Formen), dann repräſentirt in der That die (ſinnliche) Form einen Gegenſatz einerſeits zu dem noch ungeformten Rohmaterial der ſinnlichen Empfindungen und andererſeits zu dem für Erkenntnißzwecke von den Anſchauungen abſtrahirten Begriff (31, 30), und iſt ſo das allein geeignete Mittel zur Verſinnlichung von Ideen, weil die bloßen rohen Empfindungen noch zu ausdruckslos ſind, um *Ideen* zu verſinnlichen, die Begriffe aber ſchon zu abſtract, um Ideen zu *verſinnlichen*. Sieht man den äſthetiſchen Werth der Form nicht in der Form als ſolcher, ſon-

dern in ihrer Fähigkeit, Ideen sinnlich darzustellen und den Geist zu Ideen zu stimmen (199—200), dann ist gegen die ästhetische Werthschätzung der Form nichts einzuwenden; der ästhetische Formalismus besteht aber gerade darin, der Form an und für sich unter Ausschluß jedes geistigen Inhalts einen ästhetischen Werth zuzuschreiben.

Hätte Kant den Begriff des ästhetischen Scheines sicher erfaßt, so würde er an ihm das besessen haben, was er mit dem Begriff der Form in irreleitender Weise auszudrücken bemüht war, nämlich den Schutz gegen einen Rückfall der Aesthetik in unästhetische reale Interessen beim Eingehen auf den Inhalt des Schönen; nur weil er die realen und die ästhetisch-idealen Interessen nicht scharf auseinanderzuhalten vermochte, konnte er auf den unglücklichen Gedanken kommen, die Reinheit des Geschmacksurtheils dadurch zu wahren, daß er aus der „freien Schönheit" allen Inhalt hinauswarf und nur die leere, d. h. nichtssagende Form übrig behielt, wodurch denn das Gebiet der freien Schönheit auf Blumen, Kolibris, Schalthiere und Tapetenmuster reducirt wurde. Der Kantianer Schiller hat die irreleitende Ausdrucksform beibehalten, wenn er lehrt, daß die Kunst den Stoff durch die Form zu vertilgen habe; aber dieser Ausspruch wird doch nur mißverständlicherweise von den ästhetischen Formalisten in Anspruch genommen, denn Schiller will damit nichts sagen, als daß der geistige Gedankenstoff von der Kunst ganz und gar in sinnlichen Formen zur Darstellung gebracht werden müsse, ohne daß ein Rest in gedanklicher, begriffsmäßiger Form übrig bleibe. Auf Kant selbst hingegen können sich die ästhetischen Formalisten mit einigem Rechte berufen, wenn man den Wortlaut seiner Erklärungen und nicht den Geist derselben in Betracht zieht.

Thatsächlich hat Kant alles Naturschöne und Kunstschöne, soweit es irgend welchen höheren Werth beanspruchen kann, als nicht erklärbar durch den ästhetischen Formalismus zugestanden und auf den ästhetischen Idealismus als auf das einzige zu seiner Erklärung brauchbare Princip hingewiesen, und es kann nur als ein (psychologisch erklärliches) Mißverständniß seiner selbst bezeichnet werden, daß er die freie Schönheit und das reine Geschmacksurtheil im Gebiete des formal Schönen suchte, anstatt im Gebiete des ideal Schönen. Deshalb versteht man heute unter anhängender Schönheit solche, die äußeren Zwecken dient, unter freier Schönheit solche, die nur der Ausdruck einer inneren, immanenten Zweckmäßigkeit ist, braucht also diese Worte ganz anders, als ihr Urheber sie gemünzt hat, ohne sich über diese Umwandlung des Wortsinns überall klar zu sein.

V.

Kant als Gefühlsästhetiker.

Kant behauptet die objective Giltigkeit des formalen Geschmacksurtheils und die bloße Subjectivität des ästhetischen Gefühls; anstatt nun aber in

dem Gefühl ein unbewußtes Enthaltensein von rationellen Maßstäben und in der unbewußten Vernünftigkeit des Gefühlsurtheils die Legitimation für seinen Anspruch auf objective Geltung zu erblicken, findet er vielmehr einen Widerspruch in beiden, den er für unlösbar erklärt, wenn das Gefühl dem Urtheil vorhergeht, und für lösbar nur unter der Bedingung, daß das formale Geschmacksurtheil dem Gefühl vorhergeht und dessen Grund ist (62,64).

Kant behauptet als das erste eine objective psychische Thatsache, nämlich eine Belebung der Einbildungskraft und des Verstandes durch das wahrgenommene Object und die Erleichterung des Spieles beider Seelenvermögen zu wechselseitiger Zusammenstimmung und Einhelligkeit (65); dieser thatsächliche Gemüthszustand, dem er allgemeine Mittheilungsfähigkeit zugesteht, soll als subjective Bedingung dem Geschmacksurtheil vorhergehen und zu Grunde liegen, und durch Vermittelung des Geschmacksurtheils die ästhetische Lust zur Folge haben (62—63). Wenn indeß der fragliche Gemüthszustand noch als unbewußte psychische Thatsache gedacht wird, wie soll er dann vom Bewußtsein percipirt werden, um dem Geschmacksurtheil zu Grunde liegen zu können? Wenn er aber nothwendig in irgend welcher Form vom Bewußtsein percipirt werden muß, bevor das Subject über ihn reflectiren und diese Reflexion über seinen Zustand zum Bestimmungsgrund seines ästhetischen Reflexionsurtheils machen kann (148), so muß diese Perception als viertes Glied in dem ästhetischen Proceß, und zwar an zweiter Stelle, eingeschaltet werden. Diese Perception eines inneren Gemüthszustandes kann nicht anders als in der Form des Gefühls oder der Empfindung gedacht werden, was Kant auch ausdrücklich anerkennt (65 Z. 19—28; 77 Z. 14—18); danach hätten wir also erstens den unbewußten Gemüthszustand des erleichterten Spiels der Vermögen, zweitens die bewußte Empfindung oder das Gefühl von demselben, drittens das ästhetische Reflexionsurtheil und viertens das ästhetische Lustgefühl als fortlaufende Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Nun wird aber das ästhetische Lustgefühl von Kant näher bestimmt als Lustgefühl an der Harmonie der Erkenntnißvermögen (64) und mit dem „Bewußtsein der formalen Zweckmäßigkeit im Spiele der Erkenntnißkräfte" identificirt (69); auf der andern Seite räumt Kant ein, daß der *Gemüthszustand* eines irgend wodurch bestimmten Willens (also z. B. der geförderten oder gehemmten Lebensthätigkeit im Spiel der Kräfte und Vermögen) *an sich schon ein Gefühl der Lust* (oder Unlust) und mit ihm identisch sei, so daß der Zustand des harmonischen Spiels von Einbildungskraft und Verstand gar nicht umhin kann, unmittelbar als Lustgefühl bewußt zu werden. Mit andern Worten: das vierte Glied ist mit dem zweiten, und das zweite mit dem vierten identisch, und es ist irrthümlich, beide so zu unterscheiden, daß das zweite zwar unmittelbar mit dem Bewußtwerden des unbewußten Gemüthszustandes gegeben ist, das vierte aber erst als Wirkung des ästhetischen Reflexionsurtheils entstehen soll, welches selbst wieder erst Folge des

zweiten ist. Ueberall behandelt Kant das Gefühl als Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils und definirt „ästhetisch" geradezu als dasjenige, was aus dem Gefühl des Subjects und nicht aus dem Begriff des Objects bestimmt ist (81), und construirt sich im Gegensatz zum subjectiven Privatgefühl ein objectives Gemeingefühl (sensus communis aestheticus), um die Gemeingiltigkeit der aus ihm fließenden Urtheile sicher zu stellen (91, 161); es kann sich also bei allen diesen Aussprüchen nur um jenes zweite Glied, um das unmittelbare Innewerden des Gemüthszustandes als ästhetisch maßgebendes Gefühl handeln, nicht um ein dem Urtheil etwa noch nachfolgendes Gefühl, das, wenn es existiren sollte, für die wissenschaftliche Aesthetik jedenfalls keine Bedeutung hätte.

Daß das eigentliche ästhetische Lustgefühl sich auf Vorstellungen gründen müsse, um allgemeingiltig sein zu können, sah Kant richtig ein; er verkannte nur, daß es sich auf unbewußte Vorstellungen gründet, welche erst nachträglich in dem ästhetischen Reflexionsurtheil (und auch da nur zum kleinen Theil) in's Bewußtsein erhoben werden, und verfiel deshalb in den Irrthum, den Genuß am Schönen auf formale Reflexionsurtheile stützen zu wollen. Aber diesen Fehler, den er als ästhetischer Formalist beging, um die Ursprünglichkeit des formalistischen ästhetischen Princips zu retten, verbesserte er im Widerspruch mit seinem formalistischen Princip als ästhetischer Subjectivist, indem er das Gefühl, als die subjectivste aller Geistesthätigkeiten, als primäres Princip hinter das secundäre des formalen Reflexionsurtheils stellte. Zum Ausgleich dieses Widerspruchs zwischen der formalistischen und subjectivistischen Seite seines Princips hat Kant nichts gethan; wir haben festzuhalten, daß der ästhetische Formalismus, wie er aus irrthümlichen Prämissen entsprang und ästhetisch betrachtet, nach vorwärts in den Idealismus hinüberdrängte, so psychologisch betrachtet auf die Gefühlsästhetik zurückweist.

Wir haben nunmehr noch unsere Aufmerksamkeit auf dem Inhalt des Gefühls zu richten, das Kant als Bestimmungsgrund des Schönen ansieht, und da begegnen wir wiederum jener Inhaltlosigkeit, welche durch das Hinausweisen alles eigentlichen Gefühlsinhalts aus Furcht vor der Einmischung realer Gefühle entstanden ist. Auch die idealen Gefühle, die sich nicht auf reale Gegenstände, sondern auf ästhetischen Schein beziehen, bezeichnen (im Gegensatz zu Kants unlimitirtem Ausspruch S. 46) immer noch etwas im Object, nämlich diejenige Beschaffenheit desselben, welche geeignet ist, gerade solche inhaltlich bestimmte Gefühle zu erwecken; deshalb muß eine Aesthetik, welche die idealen ästhetischen Gefühle von den ästhetisch verwerflichen realen Gefühlen noch nicht zu unterscheiden weiß, danach trachten, nur mit solchen Gefühlen ästhetisch zu operiren, welche gar nichts im Object bezeichnen. Auf diese Weise gelangt Kant zu der überaus dürftigen Bestimmung, daß das ästhetische Lustgefühl nichts als das Innewerden der subjectiven Harmonie der bei der ästhetischen Contemplation betheiligten Vermögen sei, die Lust an dem erleichterten Spiel der eigenen Kräfte, welches

ein gehobenes Lebensgefühl mit sich führt. Die Folge dieser Beschränkung des ästhetischen Gefühls auf die unbestimmte Steigerung des allgemeinen Lebensbehagens und erleichterten Kräftespiels ist aber eine höchst bedenkliche Annäherung des Schönen an das sinnlich Angenehme, welche doch gerade Kant am allermeisten Ursache hätte zu vermeiden.

Diese Consequenz tritt besonders bei der Erklärung des Komischen hervor, in welcher Kant fast ganz auf den Standpunkt des ästhetischen Sensualismus zurückfällt „Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, die mit ihrer Schönheit nur zum nothwendigen Vehikel dient, sondern das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affect, der die Eingeweide und das Zwerchfell bewegt, mit einem Worte das Gefühl der Gesundheit (welche sich ohne solche Veranlassung sonst nicht fühlen läßt) machen das Vergnügen aus“ (207, vgl. 206 Z. 7—14); das Vergnügen am Komischen besteht in einer durch den raschen Wechsel der Vorstellungsstandpunkte herbeigeführten wechselseitigen Anspannung und Loslassung der elastischen Theile unserer Eingeweide, die sich dem Zwerchfell mittheilt, gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen (209). Das ist denn doch eine arge Verwechselung der geistigen ästhetischen Lust am Komischen und der accessorischen sinnlichen Lustempfindungen, welche durch den der ersteren correspondirenden Gehirnproceß in Körpernerven reflectorisch ausgelöst werden. Wenn Kant darin Recht hätte, daß Alles, auch das durch ästhetische Anschauungen veranlaßte Vergnügen „animalische, d. i. körperliche Empfindung“ sei (210), dann wäre die Aesthetik auf keine Weise aus dem Sensualismus herauszuheben, so lange man daran festhielte, daß das Lustgefühl bei der Wahrnehmung des Schönen der Bestimmungsgrund des ästhetischen Urtheils sei; wollte man aber die Priorität des ästhetischen Urtheils vor dem Gefühl aufrecht erhalten, so gäbe es dann wohl noch formale ästhetische Urtheile, aber kein ästhetisches Gefühl mehr, da das dem Urtheil nachfolgende Lustgefühl aus der geistigen Sphäre des Schönen in die körperliche animalische des gesteigerten sinnlichen Lebensgefühls herabsinken würde.

Einen ähnlich sensualistischen Anstrich, wie das Schöne und das Komische, gewinnt in der Kantschen Gefühlsästhetik sogar das Erhabene, wenn auch mit einer umgekehrten Wendung. Wenn das Schöne ein directes Gefühl der Beförderung des Lebens bei sich führt, so ist das Gefühl des Erhabenen eine direct entspringende Lust, „nämlich so, daß sie durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskräfte und darauf sogleich folgenden desto stärkeren Ergießung erzeugt wird“ (98); es ist eine „negative Lust“ (98), d. h. eine Contrastlust, die durch das Nachlassen einer Unlust entsteht. Das Erhabene erweckt zunächst Unlust durch seine formale subjective Zweckwidrigkeit, d. h. durch die Unangemessenheit unserer Einbildungskraft in der Auffassung und Zusammenfassung desselben, dann aber Lust durch die Zweckmäßigkeit dieser formalen Zweckwidrigkeit zur Erweckung von Vernunftideen, vermöge deren der Mensch sich als Vernunftwesen jeder sinnlichen

Größe und Macht überlegen weiß (114, 115, 117). Wir sehen davon ab, ob die Verlegung des Erhabenen aus der Natur in das Gemüth des Subjects in dieser subjectiven Ausschließlichkeit (119—120, 122) berechtigt ist, und betonen nur, daß auch hier die Gefühlsästhetik Kants zwischen nacktem Sensualismus und ebenso einseitigem Intellectualismus schwankt, jedenfalls aber außer Stande ist, das Gefühl des Erhabenen ohne Zuhilfenahme des ästhetischen Idealismus (wiederum mit specifisch moralischer Färbung) zu erklären.

Von Wichtigkeit ist es ferner, zu bemerken, daß der sensualistische Anstrich in Kants Erklärung des Erhabenen und Komischen ihn hindert, dieselben als Besonderungen des Schönen zu behandeln, und ihn nöthigt, dieselben aus der eigentlichen Aesthetik hinauszuwerfen und als bloßen „Anhang" (100) oder gar blos „Anmerkung" (205 fg.) zu derselben zu behandeln. Wenn das Schöne trotz einiger Annäherung an den Sensualismus doch immer noch als positives und zugleich geistiges Lustgefühl interpretirt werden kann, und das Komische schlechthin in das Gebiet des körperlich-sinnlichen Lustgefühls herabsinkt, so wird das Erhabene von der Gefühlsästhetik jeder positiven Lust beraubt und zu den negativen Gefühlen der Achtung verwiesen (98, 104, 113). Dieser Kantsche Gegensatz zwischen positiven Lustgefühlen und negativen Achtungsgefühlen und die Begründung des Unterschiedes zwischen schön und erhaben auf diesen Gegensatz ist besonders von Kirchmann herausgearbeitet worden, der überhaupt als der Vollender der Kantschen Gefühlsästhetik zu bezeichnen ist. Wenn man den Grundirrthum der Kantschen Gefühlsästhetik berichtigt, d. h. wenn man den von Kant hinausgeworfenen inhaltlichen idealen Gefühlen wieder in die Aesthetik Einlaß gewährt und die Aufgabe des ästhetischen Reflexionsurtheils darein setzt, den unbewußten idealen Inhalt derselben zum Bewußtsein zu bringen, dann leuchtet ein, daß auch die Gefühlsästhetik unmittelbar in den ästhetischen Idealismus hinüberführt. Denn die Aesthetik hat dann eben den Inhalt zu expliciren, der im ästhetischen Genießen in der Form des Gefühls als dessen unbewußter implicirt ist, und da dieser Inhalt geistiger, idealer Art ist, so muß die Aesthetik nothwendig Idealismus sein.

VI.

Kant als ästhetischer Idealist.

Die sinnliche Annehmlichkeit hatte sich theils als unbewußte formale Schönheit enthüllt, theils ihren Freibrief dadurch erhalten, daß sie durch den idealen Inhalt veredelt wurde, zu dessen sinnlichem Ausdruck sie diente. Der ästhetische Rationalismus hatte sich für das gesammte Gebiet der Kunstschönheit und den wesentlichen Theil der Naturschönheit als unentbehrlich erwiesen mit der einzigen Berichtigung, daß die Idee nicht in nackter gedanklicher Form, nicht als abstracter Begriff oder Begriffsverknüpfung, sondern

verhüllt in die Form der sinnlichen Anschauung oder des Empfindungscomplexes dargeboten werden müsse. Das specifisch Kant'sche Princip einer blos subjectiven Zweckmäßigkeit hatte sich als Illusion entpuppt und zum Ersatz durch dasjenige einer objetiven immanenten Zweckmäßigkeit hingedrängt, dessen Zuhilfenahme es für das gesammte Gebiet der nicht blos formalen Schönheit ohnehin nicht entbehren konnte. Die Betonung des rein formalen Charakters der Schönheit behauptete ihr Recht nur gegenüber einem die Unentbehrlichkeit der sinnlichen Form verkennenden Rationalismus, verirrte sich aber, wo sie eine Selbstständigkeit der Form gegenüber dem idealen Inhalt, oder gar die völlige Inhaltlosigkeit der schönen Form behauptete, und mußte damit enden, die ästhetische Form lediglich als adäquate Versinnlichung der Idee hinzustellen. Die Betonung des Gefühls als alleiniger Quelle des ästhetischen Urtheils mußte dahin führen, den idealen Gehalt des letzteren als einen im Gefühl implicite und unbewußter Weise schon vorhandenen anzuerkennen und den verhältnißmäßigen ästhetischen Werth verschiedener ästhetischer Gefühle nach der Bedeutung dieses ihres idealen Gehaltes abzuschätzen.

So drängt Alles auf den Idealismus als auf das Princip hin, in welchem allein die Erklärung des Schönen gipfeln kann. Was die innere oder immanente objective Zweckmäßigkeit positiv sei, welche an Stelle der subjectiven zu setzen ist, jene Zweckmäßigkeit ohne bewußte Absichtlichkeit und ohne Dienstbarkeit zu äußeren fremden Zielen, wie sie in der Natur uns überall entgegentritt und in der Kunst uns naturgleich entgegentreten soll (175), das lernen wir erst aus der Idee, die gleichsam das Bild ist, das der Technik der Natur zum Grunde gelegen hat (83—84). Wenn ein durch die Schule gebildetes „Talent" mit seinem „Geschmack" hinreicht, um die schöne Form zu Stande zu bringen, so ist es doch lediglich das „Genie", das, ohne selbst zu wissen wie (177), mit seinem „Geist" den Inhalt (oder geistigen Stoff), d. h. den Reichthum an ästhetischen Ideen herzubringt (180) und zu diesem den naturgemäßen Ausdruck wie unabsichtlich trifft (184, 177). Wie alle Schönheit, sie mag Natur- oder Kunstschönheit sein, darin besteht, der Ausdruck ästhetischer Ideen (192—193) oder die Form ihrer sinnlichen Darstellung zu sein (183), so besteht auch das Genie, d. h. das Vermögen zur Hervorbringung des Schönen, in dem Vermögen, ästhetische Ideen zu fassen (220) und darzustellen (184, 188). Diese Fähigkeit kann keine Wissenschaft lehren und kein Fleiß erlernen (188), und das Genie selbst hat es nicht in seiner Gewalt, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken, oder gar in Regeln zu fassen (177); es ist ein unbewußtes Naturgeschenk, daß ihm vergönnt ist, „das Unnennbare in dem Gemüthszustand bei einer gewissen Vorstellung auszudrücken und allgemein mittheilbar zu machen" (189), gleichviel ob diese Mittheilung mit den Mitteln der bildenden Kunst, der Tonkunst oder der geistvollsten und ideenreichsten von allen Künsten, der Dichtkunst (185—186) erfolgt.

In der Production der Ideen ist die Einbildungskraft zwar an die Auffassung bestimmter Gegenstände und Formen gebunden, die ihr von der Erfahrung gegeben werden, aber sie bewegt sich doch auf dieser empirischen Basis frei nach der ihr immanenten unbewußt-vernünftigen Gesetzmäßigkeit und ist deshalb nicht reproductiv, sondern productiv (93) oder schöpferisch (186) wie die Natur und im Einklang mit dieser, wenn sie die der Naturproduction unbewußt zu Grunde liegenden Urbilder (83) unbewußt a priori mit Zuhilfenahme der empirischen Daten noch einmal producirt. Dieser Begriff einer ästhetischen Idee ist bei Kant wesentlich unterschieden einerseits von dem transcendentalen Vernunftbegriff oder der Vernunftidee (82) und andererseits von der empirischen Normalidee (86 Z. 5—6). In der übrigen Kant'schen Philosophie bedeutet Idee immer die Vernunftidee, und dieser gegenüber kann die ästhetische Idee auch „Ideal" heißen, insofern in letzterer die Vernunftidee bereits concrete Individualität angenommen hat (82); die Normalidee hingegen ist von dieser concret-individuellen ästhetischen Idee noch unterschieden wie ein nachgebildetes Musterbild vom Urbild (195). Die Vernunftiddee als solche hat noch keine ästhetische Bedeutung, insofern sie eigentlich ein abstracter Vernunft*begriff* (215—216), also nicht concret und individuell ist; die Normalidee in ihrem Unterschiede von der ästhetischen Idee oder dem Ideal hat keine ästhetische Bedeutung mehr, da sie rein gattungsmäßige, abstracte Schablone ohne alle specifische Charakteristik ist und nicht mehr auf Schönheit, sondern blos auf schulgerechte Richtigkeit Anspruch erheben kann (85—86). Die Vernunftidee oder intellectuelle Idee (186 Z. 10—11) ist ein Ergebniß der theoretischen Speculation des Verstandes, die Normalidee ein statistisches Ergebniß der Zusammenstellung aller gemachten Erfahrungen, aus denen der Durchschnitt gezogen wird (84—85); nur die ästhetische Idee ist zugleich ein Product des schöpferischen Geistes wie die erstere und concrete individuelle Anschauung wie die letztere. Leider hält Kant diese drei verschiedenen Seiten der Idee nicht überall gehörig auseinander und confundirt öfters namentlich die productive ästhetische Idee mit der empirischen Normalidee (83—84), obwohl die letztere als statistisch ermittelte Durchschnittsform eigentlich nicht den geringsten Anspruch darauf hat, an dem Ehrentitel der Idee theilzunehmen.

„Buchstäblich genommen und logisch betrachtet können [Vernunft-] Ideen nicht dargestellt werden" (127), weil eine Vernunftidee „ein Begriff ist, dem keine Anschauung (Vorstellung der Einbildungskraft) adäquat sein kann" (185). Umgekehrt ist aber auch eine ästhetische Idee buchstäblich genommen keine Idee, weil sie eine concrete individuelle Anschauung der Einbildungskraft ist, welche niemals dieselbe Allgemeingiltigkeit wie ein Begriff haben kann (218); „wie an einer Vernunftidee die Einbildungskraft mit ihren Anschauungen den gegebenen Begriff nicht erreicht, so erreicht bei einer ästhetischen Idee der Verstand durch seine Begriffe nie die ganze innere Anschauung der Einbildungskraft, welche sie mit einer gegebenen Vorstellung

verbindet" (220). Hieraus sollte man schließen, daß der transcendentale Vernunftbegriff und das ästhetische Ideal doch beides nur unzulängliche Annäherungen an die Idee von entgegengesetzten Seiten her darstellen, daß aber die Idee selbst, welche von der ersteren für den Verstand, von der letzteren für die Einbildungskraft repräsentirt wird, sich dem Bewußtsein als solchem entzieht, also an und für sich unbewußt ist, und nur in der einen oder anderen Gestalt in mehr oder minder adäquater Weise in das Bewußtsein hineinscheint; danach wäre dann die [unbewußte] Idee das vom Bewußtsein nur geahnte Urbild, und die ästhetische Idee oder das concrete Ideal das Nachbild und zugleich Musterbild für das Reich des Bewußtseins (nicht wie Kant will, die empirische Normalidee). Zu dieser Folgerung schreitet aber Kant nicht fort, vielmehr zerbröckelt ihm die ästhetische Idee bei der näheren Ausführung in ein Conglomerat von (streng genommen allegorischen) Attributen (186—187), was wohl keiner Kritik weiter bedarf. Scheidet man diese Verirrung und die ungehörige und zwecklose Hereinziehung der statistischen Mittelwerthe von Verhältnissen und Formen in das Reich der Idee wieder aus, so kann man sagen, daß Kant sich mit seinem ästhetischen Idealismus auf völlig richtigem Wege befand, und nur nicht die letzte Folgerung aus seinen eigenen Formulirungen gezogen hat; in vieler Hinsicht sind seine Bestimmungen über Wesen und Erscheinung der Idee brauchbarer und der Wahrheit näher als die seiner idealistischen Nachfolger, vor denen sie sich jedenfalls durch kritische Vorsicht und Besonnenheit auszeichnen.

Ueberblicken wir noch einmal die Leistungen Kants auf dem Gebiete der Aesthetik, so müssen dieselben unsre volle Bewunderung erzwingen. Sie geben einen neuen Beweis dafür, wie wenig empirisches Material für einen großen Denker erforderlich ist, um seine Inductionen darauf zu bauen; denn Kant hatte wenig genug von Kunst gesehen und gehört und ist doch der Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik geworden. Alle principiell wichtigen Richtungen, welche in der modernen Aesthetik vertreten sind, finden wir bei Kant vorgebildet, wenn auch nur embryonisch vorgebildet. Der ästhetische Formalismus Herbarts und seiner Schule, die Gefühlsästhetik J. H. von Kirchmanns, der ästhetische Idealismus Schellings, Schopenhauers, Hegels und der Hegelschen Schule fußen sämmtlich auf Kant und berufen sich sämmtlich mit Recht auf ihn. Kants universeller Geist wußte eben allen in der Sache liegenden Anforderungen auf irgend welche Weise gerecht zu werden; er war zu groß, zu unbefangen und zu weitblickend, um sich mit einer einseitigen Auffassung des Gegenstandes zu begnügen. Es wäre unbillig, wenn man dem Begründer der Aesthetik daraus einen Vorwurf machen wollte, daß er diese Universalität der Gesichtspunkte nur auf Kosten unausgeglichener Widersprüche in seiner Lehre behaupten konnte; Sache der Nachfolger war es, zunächst die verschiedenen Seiten der Kantschen Lehre einzeln und einseitig durchzuarbeiten und endlich

die auf ihre Tragweite geprüften Gesichtspunkte organisch mit einander zu vereinigen. Selbst da, wo Kant sich principiell blos verwerfend verhält, wie gegenüber dem ästhetischen Sensualismus und Rationalismus, fanden wir ihn ehrlich und offen genug, in der näheren Ausführung den bekämpften Standpunkten weitgehende Zugeständnisse zu machen, unbekümmert um die Blößen, die er mit solchem sachlich selbstlosen Verhalten einer nur formellen Kritik darbot.

Nur eine Seite der Kantschen Aesthetik hat bis jetzt gar keinen Anhänger und Nachfolger gefunden und das ist gerade diejenige, auf welche er den höchsten, ja fast alleinigen principiellen Werth legte, sein subjectivistisches Princip, nach welchem die Schönheit als eine subjective formale Zweckmäßigkeit ohne objectiven materialen Zweck definirt wird. Als Ausfluß eines falschen erkenntnißtheoretischen Standpunkts hätte diese Lehre doch Aussicht auf Erneuerung gehabt in einer Zeit, in welcher diese falsche Erkenntnißtheorie wie eine Modekrankheit grassirt, wenn diese Lehre nicht zugleich ein Mißverständniß der unbewußten Teleologie einschlösse, das heute unmöglich noch aufrecht erhalten werden kann; heut verwirft man entweder die Teleologie ganz und gar in jedem Sinne, oder man versteht sie als unbewußte, also ohnehin absichtslose Teleologie, die mithin nicht erst versubjectivirt zu werden braucht, um des Charakters bewußter Absichtlichkeit entkleidet zu werden. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß Dasjenige, worin Kant seine eigentliche principielle Leistung auf dem ästhetischen Gebiete erblickte, und dem er grundlegende Bedeutung für alle Zeiten beimaß, spurlos verhallt ist, während er durch die Gesammtheit seiner Inconsequenzen gegen sein verfehltes Grundprincip zum Begründer der gesammten modernen Aesthetik geworden ist.

Mein Elternhaus.

Ein Bild seiner Wandelungen durch 60 Jahre.

Von

Gustav zu Putlitz.

— Karlsruhe. —

Das Haus, von dem ich berichten will, ist das Herrenhaus des kleinen märkischen Dörfchens Retzin, das so recht inmitten der Priegnitz liegt, wo seit einer Reihe von Jahrhunderten meine Familie seßhaft ist, und wo es die Linie derselben, zu der ich gehöre, mit ausgebreitetem Grundbesitz noch zur Stunde blieb. Von den zwei anderen Linien ist die eine ausgestorben. Sie griff mit ihrem Besitz über die Elbe hinaus in die Altmark hinein. Die andere ist nicht mehr in der Gegend begütert. Retzin hat eine Anzahl von Bauern- und Halbbauern-Gehöften, die im Kreise um den Dorfplatz gebaut sind, wodurch es seinen wendischen Ursprung bekundet. Hinter den Höfen liegen die Obst- und Kohlgärten, an die sich meist ein Wiesenstück anschließt, auf dem einzelne hohe Bäume wie der Zufall sie aufschießen ließ, zum größten Theil alte Eichen, ihre Aeste breiten. So liegen die Höfe, überragt von Baumkronen im Grünen. Eine Kirche fehlt. Der Ort ist in einem Nachbardorfe eingepfarrt. Der Gutshof schließt sich dem Dorfplatze an, ist aber ganz in den Jahren 1816 bis 1830 von meinem Vater neu aufgebaut und zwar an einem Platze, der ehemals Pferdekoppel war. Er wird von dem Herrenhause begrenzt, hinter dem sich Garten und Park ausbreiten, gleichfalls von meinen Eltern geschaffen mit Benutzung alter mächtiger Eichen und Linden. Das ist mein Geburtsort und seit fast 40 Jahren mein Heim.

Ein märkisches Dorf! Die meisten meiner Leser werden dabei an karge Sandstrecken, an flache kümmerliche Felder, an spärlich bestandene Kieferwälder denken; die von der Natur ihrer Länder freilich begünstigteren Süddeutschen

halten noch immer, wenn man von der Mark spricht, an dem Begriff „des deutschen Reiches Streusandbüchse“ fest. Allerdings ist unsere Gegend nicht reich an landschaftlichen Schönheiten, und was sie bietet, muß mit Fleiß und harter Arbeit ihr abgerungen werden, aber unschön ist es nicht bei uns daheim, denn Wiesenpläne und Baumgruppen unterbrechen überall, so weit das Auge reicht, die Felder, als befänden wir uns in einem stark gelichteten Walde, in dem zwischen den ernsten Kiefern mit den dunklen Wipfeln und den schwanken rothen Stämmen, die Birke, mit den leichtflatternden hängenden Zweigen um die weißen Aeste, und die Kraft der Eichen mit der viel gefurchten grauen Rinde, zwischendurch auch Linden und Buchen mit den vollen Kronen um die glatten Stämme, aufwuchsen. Die Felder aber hat Fleiß und Mühe der Bebauer und die vorgeschrittene Cultur zu fruchtbaren Strecken gestaltet, so daß wir uns an unserer märkischen Natur freuen könnten, auch wenn sie nicht unsere Heimat wäre, die uns deshalb in das Herz gewachsen ist. Mir natürlich ist mein Heimatsort mehr. Jeder Baum im Park weckt mir Erinnerungen, jeder Platz im Garten ruft mir vergangene Zeiten zurück; Alles zeigt mir das Schaffen meiner Eltern und mein ganzes Leben im Wechsel bewegter und ruhiger Tage im Vorwärtsschreiten und Rasten durch eine lange Reihe von Jahren, im Hoffen und Zagen; die beglückten sonnigen, wie die schweren und trüben Stunden ziehen an mir vorüber, im Andenken und Nachempfinden. Ich sehe zurück auf einen weiten Weg des Lebens, der nicht immer auf der gewohnten, ausgetretenen Straße hinführte, der seinen Pfad ablenkte und selbst suchte, der vorwärts stürmte im Streben und auf dem ich manche Stunde verträumte im Rasten und verzagten Umkehren.

Aber ich wollte von meinem Elternhause erzählen und da darf ich nicht vorgreifen, um den Faden nicht zu verlieren, sondern ich muß die frühesten Erinnerungen in's Gedächtniß wachrufen, ja mit dem anfangen, was mir meine Eltern berichteten. Ich habe es schon oben ausgesprochen, daß mein Vater den Gutshof mit den Wirthschaftsgebäuden, wie sie mir vor Augen liegen jetzt im Augenblick des Schreibens, die ich mit einem Blick übersehe aus dem Fenster meines Arbeitszimmers, alle baute, denn er war der erste Besitzer, der in Retzin lebte, und sich hier sein Heim, die Stätte seiner Arbeit schuf. Bis dahin war dies kleinere Gut Zubehör zum Besitz meines Großvaters, der das größere, Groß-Pankow, bewohnte. Retzin war für geringen Zins verpachtet und nährte nur mühsam den Pächter.

So ist es natürlich, daß ich kurz von dem Leben meines Vaters berichte, ehe ich von dem Hause erzähle und was ihn bewogen, in demselben seine Heimat zu gründen.

Mein Großvater war 42 Jahr alt geworden, ehe er sich verheirathete mit der Tochter aus einem adeligen Hause der Umgegend. Die Ehe war nach den conventionellen Gewohnheiten der Zeit und wohl nicht aus Neigung geschlossen. Nachdem Erkundigungen eingezogen waren, ob der Stammbaum

keine Fehler nachweise — denn das war nothwendig, sollten die Söhne des Hauses nicht die einträgliche Berechtigung auf die Domstifter, die Töchter die Anwartschaft auf die Fräuleinstifte verlieren — erging die Anfrage durch gemeinsame Freunde zuerst an die Eltern der Braut, die selbst kaum gefragt wurde, jedenfalls nicht gewagt hätte, dem Befehl ihrer Familie entgegen zu antworten. Dann wurde eine flüchtige Bekanntschaft vermittelt, die kaum den Charakter des Zufälligen trug. Gewöhnlich wurden dazu die Jahrmärkte in irgend einem Städtchen der Provinz benutzt, wo die adeligen Familien der fernen Umgegend zusammenzukommen pflegten. Der Bewerber brachte gleich die üblichen Brautgeschenke mit. Die Ueberreichung derselben war der Antrag, der eine weitere Neigungserklärung unnöthig machte, die Annahme war die Form der Verlobung.

Mein Großvater kam mit seiner nachmaligen Gattin auf den Markt in Putlitz zusammen, der Muff und Pelzkragen aus Zobel wurde überreicht und acceptirt. Dann sahen sich die Verlobten nicht wieder bis zur Hochzeit, die im Kreise der Verwandtschaft und Nachbarschaft begangen wurde.

Die Ehe wurde aber eine glückliche Dank der Vortrefflichkeit meiner Großmutter, die durch Pflichttreue, Selbstlosigkeit und Verstand sich der schroffen Eigenartigkeit des an Geist und Bildung überlegenen gelehrten Gatten unterordnete, mit praktischem Sinn das Haus führte und zu der strengen Kindererziehung des Vaters die liebende Milde fügte. Sie erwarb sich dadurch nicht allein die treue Anerkennung des Mannes, sondern die Anbetung ihrer Kinder und aller Derer, die in den Kreis ihres Waltens traten.

Mein Vater sah in ihr das vollkommenste Wesen, das ihm im Leben begegnet war, und sprach bis in sein hohes Alter nie anders von ihr als mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit im Auge, und ich habe von Allen, die sie gekannt hatten, ob hoch oder gering, sein Urtheil bestätigen hören.

Damals bestand noch die Dienstverpflichtung der Bauern dem Gutsherrn gegenüber. Die Männer leisteten dieselbe auf dem Felde oder durch Fuhren, die erwachsenen Töchter der Bauern, indem sie ein Jahr lang als Mägde im Hause der Gutsherrschaft dienten. Das wurde zu einer Art Erziehungszeit unter den Augen und der mütterlichen Anleitung der Gutsherrin, und manche Greisin des Ortes hat mir von diesem Jahre, das sich oft auf längere Zeit ausdehnte, als der glücklichsten Zeit ihres Lebens erzählt und gepriesen, was sie der alten gnädigen Frau verdanke. In der scheinbaren Härte dieser Dienstbarkeit lag der Grund zu einem patriarchalischen Verhältniß, das freilich mit derselben zusammenbrechen mußte, deren Folgen aber noch lange nachdauerten.

Von den vier Kindern meiner Großeltern war mein Vater das jüngste. Zwei Töchter, die eine als Kind, die andere fast erwachsen, starben und nur die beiden Söhne überlebten die Eltern. Die beiden Brüder, kaum ein Jahr im Alter auseinander, waren doch in Anlagen und Lebens-Auf-

fassungen sehr verschieden. Karl, der ältere, war liebenswürdig, aller Welt vertrauend, sich selbst am meisten. Mit glücklichstem Gedächtniß, leichter Fassungsgabe, seinem Sinn für Poesie und Kunst verband er das Talent anregenden Gespräches. Er liebte Geselligkeit, auch die der Damen, war schnell der Mittelpunkt der Gesellschaft und wußte, daß er gefiel. Eduard, mein Vater muß in seiner Kindheit im Vergleich mit seinem Bruder unbeholfen, ohne Vertrauen zu eigenen Fähigkeiten gewesen sein. Wenigstens schilderte er sich selbst so, und sein Vater muß ihn das haben fühlen lassen. Das ging ihm durch das ganze Leben nach und machte ihn in seiner Jugend ungesellig. Dafür war er praktisch und klar in seinem Urtheilen und Schaffen, aber ein Zurückweisen alles Dessen, was ohne Nutzen zum Schmuck allein diente, ließ ihn in der Uebertreibung oft bizarr erscheinen. Jeder äußere Schein war ihm zuwider und blieb es bis in sein hohes Alter. Darin aber waren die beiden Brüder gleich, daß sie, wie sie das an dem Beispiel ihres Vaters lernten, Wissen und Bildung vor Allem hochhielten und erstrebten. Mein Großvater aber bestimmte nach der Ansicht, die er über die Fähigkeiten seiner Kinder hatte, dem ältesten Sohn eine wissenschaftliche Ausbildung, während er meinen Vater für eine militairische Laufbahn vorbereiten ließ. Gegen diesen Beschluß wäre ein Einwand unmöglich erschienen, wie überhaupt mein Großvater unerschütterlich streng war und auch in den Dingen an den Gewohnheiten seiner Zeit und seines Standes fest hielt, die veraltet waren und seinen Söhnen viel schwere Stunden machten. So brachte er seinen ältesten Sohn auf das Alumnat des Klosters Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, da aber dieser damals schon Domherr von Magdeburg war mit der Berechtigung das Domherrnkreuz zu tragen, befahl er das dem Knaben und duldete nicht, daß er ohne diese Decoration ausging. Der Arme mußte die ihm so lästige Auszeichnung noch obenein gegen die Neckereien seiner Mitschüler durchkämpfen.

Mit meinem Vater aber reiste der Großvater, als jener kaum 12 Jahre alt war, nach Berlin, ihn dem König Friedrich Wilhelm III. persönlich vorzustellen, um ihn bei der Leibgarde einschreiben zu lassen. Dem Knaben blieb diese Audienz durch's Leben in unauslöschlicher Erinnerung. Nachdem er einige Fragen, die der König an ihn richtete, fest und entschieden beantwortet hatte, forderte der General von Köckeritz, der der Vorstellung assistirte, ihn auf, durch die geöffnete Thür in das Nebenzimmer zu schreiten und bis an das Ende zu gehen, wo ein grüner Schirm stand. Hinter diesem trat die Königin Luise hervor, richtete an das verlegene Kind ein paar aufmunternde Worte und streichelte ihm die Backen. Von nun an hatte der Knabe das Recht, die Junkeruniform zu tragen, Cordon und Offizierfederbusch und den Säbel mit dem Offizier Porte-epée anzulegen. Aber er erinnerte sich auch sehr deutlich, daß er schon damals die Empfindung gehabt hätte, es sei nicht würdig, daß Kinder Kleidung und Ehrenzeichen wie eine Spielerei trügen, die Männer in voller Kraft als Schützer des Vaterlandes

bezeichneten, und nur mit Thränen des Aergers und der Scham, nur gezwungen hätte er als Knabe die Uniform angelegt.

Zwei Jahre später wurde mein Vater nach Berlin auf die „Académie militaire des Nobles“ gebracht, einer Schöpfung Friedrichs des Großen, die durch ausgezeichnete Lehrkräfte für die Militaircarrière vorbereitete. Diese Schuljahre waren die glücklichste Zeit im Leben meines Vaters. Nach dem strengen Zwang im Elternhause, der, wenn auch durch militairische Disciplin geregelte freie Verkehr mit Altersgenossen, der Freundschaften anbahnte, die für das Leben aushielten, und dazu für den wissenschaftlich strebsamen, heranwachsenden Jüngling der anregendste Unterricht. Vor Allem waren es die Vorträge des berühmten Historikers Ancillon, die ihn fesselten, neben der liebenswürdigen Persönlichkeit des Lehrers selbst. Eins hat er diesem aber nie vergessen. Ich habe schon erwähnt, daß im Vergleich mit den glänzenderen Fähigkeiten seines älteren Bruders die Anlagen meines Vaters unterschätzt wurden, und daß mein Großvater das offen aussprach. Das hatte das Selbstvertrauen des Knaben erschüttert und lange konnte er sich nicht von dem Druck befreien, den das auf seine ganze Entwickelung ausübte. Diesen hob ein Wort des bewunderten Lehrers, der, an einen kleinen Tadel anknüpfend, sagte: „mais vous êtes donc une des meilleurs têtes de la classe!“ Mein Vater sah ihn erstaunt an, und wie durch einen Zauberschlag war der Bann von ihm genommen. Nächst dem Erwecken der eigenen Ueberschätzung giebt es nichts Gefährlicheres in der Erziehung, als das Hemmen des Selbstgefühls.

Unterdessen hatte sich der politische Horizont mehr und mehr verdüstert und im Herbst 1806 zweifelte Niemand mehr an dem Ausbruch des Krieges. Auch unter den Schülern der académie militaire fing der Kampfesmuth ihres Berufes an lebendig zu werden und mit unbeschreiblichem Jubel empfingen sechs derselben, unter denen mein Vater, die Nachricht, daß sie durch Cabinetsordre der Armee eingereiht wären und sofort in dieselbe einzutreten hätten. Mitte September reiste mein Vater nach Naumburg und trat dort in das erste Bataillon Leibgarde ein, mit dem er zunächst über Erfurt und Weimar marschirte, die unglückliche Schlacht bei Auerstädt mitmachte. Darauf kam der Rückzug nach Prenzlau, die Capitulation und die Entlassung der Offiziere, die sich auf Ehrenwort verpflichten mußten, in diesem Kriege gegen Napoleon die Waffen nicht wieder zu führen. Mein Vater kehrte in das Elternhaus zurück. Hier, nach dem Jubel der kampfmuthigen Jugendzeit, begann ein düsteres, trauriges Leben in jeder Beziehung. Das Vertrauen auf die unbesiegbare Armee des großen Friedrich war gebrochen und damit die Hoffnungen auf die militärische Laufbahn vernichtet. Für geträumten Kampf und Sieg Niederlage, Schmach und Thatlosigkeit. Der Feind im Lande, dessen Ertrag die Contributionen weit über die Leistungsfähigkeit absorbirten und dazu durch zwei Jahre die Last feindlicher Einquartierung. Und das Ende dieser Zustände war unabsehbar und

immer unerträglicher wurde das müssige Leben. Mein Vater nahm einen unbestimmten Urlaub, bezog im Herbst 1808 die Universität Göttingen und ging von da im Jahre 1811 nach Berlin, wo ein buntes geselliges und wissenschaftlich anregendes Leben sich für ihn entwickelte. Die ganze Jugend beseelte derselbe Gedanke, dieselbe Hoffnung auf einen ehrenvollen Umschwung der drückenden Verhältnisse, denn Jeder fühlte die allgemeine Noth, und der Patriotismus, der die Begeisterung des Einzelnen kräftigte, erhob zündend die Aller. Alle Verschiedenheiten, Particularismus, überlebte Traditionen schwanden und eine und dieselbe Erwartung erfüllte alle Gemüther und stärkte sich zur Opferwilligkeit, die bereit war, Gut und Blut hinzugeben für die Erhebung des Vaterlandes. Da fiel die Nachricht des Unterganges der französischen Armee wie ein erleuchtender Blitzstrahl durch die gewitterschwarze Nacht der Heimatsgeschicke. Für meinen Vater war das der Ruf zum Wiedereintritt in die Armee, dem er ungesäumt Folge leistete. Mehrere Male leicht und bei Nollendorf durch eine Granate schwer durch das Bein verwundet, wurde er über Teplitz nach Prag transportirt, wo er 3 Monat an das Krankenbett gefesselt war, bis er, kaum geheilt, mühsam nach Berlin transportirt werden konnte. Da erst erfuhr er, daß schon vor Monaten seine über Alles geliebte Mutter nach kurzer Krankheit gestorben sei. Welche Heimkehr in das Elternhaus, das ihn vereinsamt und öde empfing, der Vater alt geworden und noch schroffer und in sich gekehrter als vorher; die Holzgebäude durch eine Feuersbrunst niedergelegt; für den neuen Hof, an ganz anderer Stelle als der alte, kaum die Fundamente gelegt; dazu er selbst noch an Krücken, erschöpft von langer und oft recht unzureichender ärztlicher Behandlung. Das waren schwere freudlose Tage und es erschien fast wie eine Erlösung, daß er, zum Fußdienst untauglich geworden, zum Generalstab versetzt wurde und der Armee nach Frankreich folgte. In Nancy angekommen, wurde er Adjutant und blieb dort längere Zeit. Er wohnte im Hause eines alten 80jährigen Mannes, der nie verheirathet gewesen war, des Baron de St. Vincent, und dem seine 84jährige Schwester das Haus führte. Eine junge Großnichte hatten die beiden Alten als Adoptiv-Kind zu sich genommen. Nach vollbrachtem Dienst dinirte mein Vater mit den Dreien und blieb dann mit ihnen am coin du feu sitzen und das durch mehrere Monate. Die französische Sprache hatte er schon im Elternhause gelernt und auf der Schule vervollkommnet, da dort die meisten Gegenstände französisch gelehrt wurden. So bildete sich ein fast freundschaftlicher Verkehr, der von dem alten Lebemann in freiestem Gespräch aufrecht erhalten wurde. Man vergaß, daß man in Feindesland war, und in der That hatte man nur gemeinsame Feinde, die Revolution und den Usurpator, den gemeinsamen Wunsch nach Frieden. In vielen Dingen wichen freilich die Ansichten der beiden Jungen von denen der beiden Alten bedeutend ab. Zum Beispiel wollte der alte Baron nichts von der Liebe wissen: l'amour, qu'est ce que ça veut dire? Ce sont des bêtises. J'ai

été souvent amoureux de quarante à la fois — en sortant de l'opera!“ Dann, wenn er sich weitläufiger über das Thema expliciren wollte, schnitt ihm die Großnichte die Rede ab mit den Worten: „Oui, mon oncle, nous connaissons vos idées la dessus.“ Vielleicht theilte sie diese nicht. Uebrigens schilderte sie mein Vater, wenn nicht schön, so doch anmuthig voll Frohsinn und Leben. Die Erinnerung an das junge Mädchen war unzertrennlich von der an seinen Aufenthalt in Nancy, und der Ort ist ihm stets lieb geblieben und das trug viel dazu bei, seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen zu mehren. Noch in den Sechsziger Jahren suchte er diese seine Lieblingsstadt wieder auf und erkundigte sich auch nach Mademoiselle de St. Vincent. Sie lebte noch, eine Greisin in Nancy, war aber krank und konnte keinen Besuch empfangen. Im Jahre 70 kam ich selbst mit Lazarethzügen mehrere Mal nach Nancy und lernte die Vorliebe meines Vaters für diese eigenthümlich angenehme Stadt kennen. Ich fragte auch nach der alten Dame. Sie hatte sich nicht verheirathet und lebte noch, wenn auch in strengster Zurückgezogenheit. Wie anders war die Welt geworden, seit damals der junge, feindliche Offizier und die lebensfrohe eben erblühte Französin die Flammen im Camin des grand oncle schürten?

Dann war mein Vater noch einige Mal in Paris, kam aber nach vollendetem Kriege um seinen Abschied ein, da der gealterte und einsame Vater ihn in seiner Nähe zu haben wünschte. Er übernahm einstweilen das kleine Gut Retzin und richtete sich auf demselben so gut es eben ging ein. Das war damals freilich leichter als jetzt, denn der Krieg und seine Nachwehen hatten Jedermann auf höchste Anspruchlosigkeit und Einfachheit hingewiesen. Jeder suchte es dem Andern nach dieser Richtung zuvorzuthun, aber die gemeinsame Noth hatte auch die Schranken, die noch vor wenig Jahren die Kreise der Gesellschaft trennten, niedergerissen und Alle unterstützten sich in der Friedensarbeit für das Vaterland, nachdem sie in dem Werke des Kampfes und der Gefahr gelernt hatten, zusammenzuhalten und zusammenzuwirken. Es kam eine Zeit, in der alle Kräfte sich entwickelten und in der der zertrümmerte Wohlstand anfing sich wieder zu erholen. Mein Vater gab sich mit klarem, praktischen Geist und unermüdlichem Eifer der Aufgabe hin, sein durch lange Verpachtung entkräftetes Gut zu heben, und brachte dieser Aufgabe jedes Opfer, zunächst auch das der eigenen Behaglichkeit. Er richtete sich in einem Häuschen ein, das für den letzten Pächter leicht aus Fachwerk aufgebaut war und das kaum den bescheidensten Ansprüchen genügen konnte. Es hatte drei Fenster zu jeder Seite der Hausthür, war nicht einmal unterkellert, und hatte dann zwei Giebelzimmerchen unter dem Ziegeldach. In diesem Häuschen wohnte mein Vater erst einige Zeit allein, dann verheirathete er sich, ohne das Haus in den ersten Jahren zu erweitern; in demselben wurden meine Schwester und ich geboren und wir verbrachten in ihm die ersten Lebensjahre. Da Dienstboten-Wohnungen und Küche mit in dem Häuschen untergebracht werden

mußten, hatten meine Eltern für sich nur ein zweifenstriges und zwei einfenstrige Zimmer zur Verfügung und meine Mutter fand sich in diese Beschränkung und wußte mit Umsicht und Geschick der Kargheit des Raumes immer noch einen kleinen Schmuck oder Behaglichkeit zu geben. Das hat sie durch das ganze Leben fortgeführt und zu Allem, wozu sich Haus und Garten später entwickelt und herausgearbeitet haben, hat sie allmälig, mit kleinen Mitteln, das Fundament gelegt. Und wie klein war dieser Anfang. Das Häuschen sehe ich noch vor mir. Ich habe es schon und zwar aus der eigenen Erinnerung beschrieben und will nur noch hinzufügen, daß sich hinter demselben ein kleines Gemüsegärtchen hinzog, nicht breiter als das Haus und dann spitz auslaufend, etwa 150 Schritt lang. Begrenzt wurde es durch einen schrägen, halb versumpften Graben, der es von einer Viehkoppel trennte. Der Mittelsteig ging zwischen zwei langen schmalen Beeten hin, auf denen von Buchsbaum eingefaßt, die einfachsten Gartenblumen blühten, ein karger, anspruchsloser Schmuck. Hinter diesen im rechten Winkel auf dieselben angelegt, kamen Gemüsebeete, alle sauber gehalten, Dank dem Fleiß und der Sorgfalt eines zu Allem geschickten Dieners, den mein Vater während der Campagne als Burschen gehabt hatte, der ihn während seiner Verwundung pflegte, den er mitbrachte und der auch im Dienste meiner Eltern bis zu seinem Tode blieb. Daß der alte Wunderlich (so hieß er wirklich) mein besonderer Freund war, nur nebenbei.

Das Gärtchen, das meine Mutter später durch Anpflanzungen blühender Gebüsche abgrenzte, war der Schauplatz meiner ersten Kinderspiele und die Kinderphantasie schuf sich aus ihm eine kleine Welt. Jeder Platz, jeder Stein hatte seinen besonderen Namen, jeder Strauch barg ein eigenes Geheimniß. Je mehr die Einbildungskraft zu ergänzen, die kindliche Erfindung umzuwandeln hatte, desto kühner konnten sie walten. Je enger, je einfacher die Wirklichkeit, desto weiter das Feld der Gedanken. Vom ersten Bewußtsein an zeigt sich im Kinde der Trieb zum Schaffen und Umwandeln und führte das auch nur zum Vernichten und Zerstören; ebenso zum Besitzen und sein Eigen Meinen, und beträfe es auch oft nichts als einen eingebildeten Gegenstand. Zum Spielen bedarf das Vergnügen des Kindes so wenig, und am liebsten ahmt es halb zum Schein, das Schaffen und die Arbeiten der Großen nach. So wurde auch eine verlorene Ecke im Gärtchen zum eigenen Garten geschaffen, mit Graben, Pflanzen und Gießen, und wie stolz waren wir, wenn eine selbst gezogene Blume zum Blühen gelangte.

Als mein Großvater starb, ich war damals 5½ Jahr alt, und mein Vater mit seinem Bruder den Grundbesitz theilte, wurde nach langem Ueberlegen beschlossen, daß wir in Retzin unseren Wohnsitz behalten sollten. Meinem Vater war der Ort lieb geworden, auf den er nun schon seit mehreren Jahren seinen Fleiß gewandt hatte. Eigene Arbeit ist ein Stück von uns selbst, in ihren Erfolgen finden wir uns wieder und trennen uns schwer davon. Es war eine alte Bauernsitte, daß ein junges Ehepaar,

wenn es einzog auf den Hof, gemeinsam einen Baum pflanzen mußte auf das Gehöft und daß die Frau, wenn sie als solche über die Schwelle des Hauses trat, zuerst Feuer anmachte auf dem Herd, als Zeichen, daß sie Wurzel schlagen wollten und schaffen im Mittelpunkt des eigenen Besitzes. Auch meine Mutter hatte gepflanzt im eigenen Garten und freute sich an dem Wurzelschlagen und Aufsprießen. Ein einziger Baum steht noch von dieser ersten Pflanzung, eine alte Akazie, die sich in vier Stämme theilt und oft schon drohte ihr Ziel erreicht zu haben. Noch habe ich sie immer geschützt und zu erhalten gesucht, während alle anderen Bäume der Wandelung der Gartenanlagen zum Opfer fallen mußten. Und diese, eigentlich nicht schöne Akazie bezeichnet mir noch immer den Ort meiner ersten Kinderspiele und um sie baut sich in der Erinnerung das ganze Gärtchen meiner Eltern wieder auf. Außer mir weiß wohl Niemand mehr von ihm.

Aber das Bleiben in Retzin bedingte den Neubau eines Wohnhauses, oder doch die Erweiterung des alten Häuschens. Mein Vater entschloß sich für Letzteres, denn er hoffte das billiger herstellen zu können als ein ganz neues Gebäude, und war überdies immer der Meinung, ein Haus auf dem Lande müsse von innen heraus, nach dem Bedürfniß gebaut werden, weil es dann weder zu groß noch zu klein würde. Auf die äußere Architektur wurde gar nicht Rücksicht genommen, das verlangte auch die damalige Zeit nicht, die sich dem Einfachsten und Unscheinbarsten zuneigte, und die so weit darin ging, daß sie das Zweckmäßige noch über das Bequeme stellte. Das wäre nun Alles ganz zeitgemäß gewesen, wäre überhaupt von dem alten Hause viel Verwendliches übrig geblieben, aber die Rücksicht, von ihm so viel als möglich zu bewahren, hemmte nur das Neue und bedingte manche Unzulänglichkeit und einige sehr unbequeme Jahre für meine Eltern, die in einem Hause wohnen mußten, das zu zwei Drittel neugebaut wurde, das lange nach einer Seite für Wind und Wetter offen war und in welchem sie dann von einem Raum in den anderen zogen. Wie sie das möglich machten und ertrugen, ist mir nicht erinnerlich mehr, denn für uns Kinder war der Bau eine immer neue Quelle des Staunens und Vergnügens. Nicht allein, daß wir mit Bauführern und Handwerkern Freundschaft schlossen, um entweder ein altes Spielzeug auszubessern und wieder herrichten zu lassen, oder neue zu lernen, auch der Wechsel, das Tauschen des einen Raumes mit dem anderen machte uns Freude und mir besonders erweckte jede Arbeit der Bauleute neues Interesse. Die Geschicklichkeit, die durch Erfahrung gewonnenen Handgriffe, die Erfindungsgabe der Handwerker habe ich immer gern beobachtet und mich an dem Entstehenden gefreut. Endlich war das Haus fertig, nun innen groß und geräumig, wenn auch äußerlich unschön und ohne allen Schmuck. Es streckte sich lang hin, steckte in der Erde und trug ein verhältnißmäßig zu hohes Dach. Daß es aber im Laufe der Jahre mancherlei bequeme Verbesserungen erfuhr, mehr und mehr in den Park hineingezogen wurde, namentlich durch einen Vorgarten, zu

dem ich den Raum dem Wirthschaftshofe abgewann und daß es auf der Gartenseite, weit auf's Dach hinauf, mit wildem Wein berankt war, verdeckte den Bau aus Backsteinen und gab dem Ganzen ein freundliches Ansehen. Dazu kam eine sehr bequeme Disposition der freilich niedrigen Zimmer, denn die Höhe hatte das alte Haus, das anstatt des früheren Fachwerks, massive Wände erhalten, bedingt. In diesem Hause verlebte ich die letzten Jahre der Kindheit, die beglückenden Wochen der Schulferien, das Hinausziehen auf die Universität, und hier entstanden meine ersten literarischen Arbeiten.

Zwei Eigenschaften bewährte das Haus — es war wohnlich und gastfrei in ausgedehnter Weise, für die Verwandten und Freunde der Eltern und für die Jugendgenossen der Kinder. Es hat glückliche Tage gesehen, fröhliche und poesievolle und manche freundliche Erinnerung folgte den geschiedenen Gästen, manche dankbare nahmen sie mit.

Mit der Ausdehnung des Hauses erweiterte sich auch der Garten und gestaltete sich, durch glückliche und geschickte Benutzung alter und herangewachsener Bäume, durch Hineinziehen eines neu gepflanzten Gehölzes und zweier Teiche zu einem kleinen Park aus, der größer scheint als er ist, weil er überall hin in freies Feld geht. Ein Dörfchen mit seinen rothen Dächern, von Baumwipfeln überragt, das sich von einem mit dunklen Fichten bewachsenen Höhenzuge abhebt, schließt die Aussicht, wenn der Blick über die kornwogenden Felder und grünen, von Baumgruppen unterbrochenen Wiesenflächen hinstreift. Es ist ein Fleckchen märkischer Erde, das den Fremden nie durch besondere Naturschönheiten überraschen, das ihn aber schnell anheimeln, das er bald lieb gewinnen wird. Wie muß es nun erst dem an's Herz gewachsen sein, dem auf ihm das erste Bewußtsein des Lebens aufging, der hier aufwuchs, dachte und träumte und dem jeder Baum, jeder Durchblick, jede Wendung des Weges eine Fülle von Erinnerungen weckt? Kindheitsfreude, Jubel und Uebermuth der Jugend, höchstes Glück und bitterster Schmerz des Lebens klingen wieder an in der Empfindung. No like home. Aber nicht allein die Bäume im Garten, auch das Haus selbst mußte mehr und mehr den gesteigerten Ansprüchen des Lebens und des Comforts, den Anforderungen der Gastlichkeit Rechnung tragen. Meine Mutter hatte Freude an dem Ausschmücken ihres kleinen Reiches, mit dem sie allmälig und fast unmerklich vorschritt, sowohl im Hause, als im Garten, und später hatte ich nur fortzuführen, was sie in dieser Beziehung begonnen hatte, und auf Grund ihrer Anlagen weiterzugehen. Eins entwickelte sich aus dem Andern und wie aus der schwanken Gerte, die langsam mit ihren Wurzeln weiteren Boden gewann, der Stamm sich hob und die Laubkrone sich wölbte um kräftige Aeste, so wuchs und breitete sich das kleine Gärtchen meiner glücklichen Kindertage zu grünen Wiesenflächen mit schattigen Baumgruppen aus innen heraus, wie mein Vater es gewollt hatte, und obgleich er das Werdende kaum beachtet hatte, freute er sich doch an dem Gewordenen und wenn er als fast 70jähriger Greis mit mir den

Garten durchschritt, rollte sich das Bild seines ganzen Lebens vor ihm auf, an jedem Baum, an jeder Fernsicht schloß sich ihm ein Blatt aus dem Buche der Erinnerung auf. Ich wußte vorher, was er hier in's Gedächtniß zurückrufen, dort wie zum wie vielsten Male mir erzählen würde; und jetzt, wie oft schreite ich denselben Weg und meine, ich hätte ihn noch zur Seite und höre noch den Laut seiner Stimme und wisse genau vorher, was er mir über dies oder jenes sagen müsse, auch über das, was über seine Tage auf Erden hinausreicht. Wenn das Fortleben nach dem irdischen Tode uns auch ein unergründliches Räthsel bleiben soll, das Fortleben in der Liebe der Zurückbleibenden ist mehr als Erinnerung, ist lebendig, und das Beste, was wir wirklich besaßen, kann uns nie ganz genommen werden.

Aber ich muß wieder zurückgreifen, um die Fäden meiner Erinnerungen nicht allzu unchronologisch durcheinander schießen zu lassen. Der Frühling des Jahres 1848 war gekommen und seine politischen Stürme brausten durch Europa. Ich selbst erlebte dieselben in Italien, fast ohne Nachricht von dem, was in der Heimat geschah. Lange zurückgehaltene Hoffnungen entfesselten sich und suchten auf noch ungeebneten Bahnen die Ziele der Erfüllung. Auf der anderen Seite gingen die aufgeregten Wogen der Befürchtungen weit über die Schranken der Dämme, die althergebrachtes Recht durch Jahrhunderte gezogen hatte. Alles schien zu schwanken und Parteiungen zerrissen die Verbindungen der Gesellschaft, die, auf dem Lande wenigstens, sich friedlich geknüpft hatten. Meinen Vater, der Alles das schon längst vorher gesehen und gesagt hatte, fand ich verstimmt über die Meinungskämpfe, denen sich Keiner entziehen konnte, als ich im Juli von der Reise heimkehrte. Im Herbst starb sein Bruder, der zugleich sein nächster Nachbar war. Er selbst sehnte sich nach Ruhe. Seine Arbeit war gethan; er hatte den angestammten Grundbesitz zu neuem Werth herausgeschaffen und der Wunsch, sein Alter in anregendem Verkehr, in wissenschaftlich ausgefüllter Muße zu genießen, reifte den Entschluß, sich mit meiner Mutter und meinen Schwestern, wenigstens für die größte Zeit des Jahres, in Berlin zu etabliren. Dafür erbot ich mich, die Bewirthschaftung der Güter in seiner Gewohnheit und nach seinen Anordnungen weiter zu führen und der Sommer sollte wieder in alter Weise die Familie in dem Allen so lieben Retziner Hause vereinigen. Der freundliche Plan wurde durch mehrere Jahre ausgeführt und gab mir Muße zu literarischen Arbeiten und Reisen. Ich lernte London oberflächlich und, bei zweimaligem Aufenthalt, Paris genau kennen, jeden Winter aber brachte ich ein paar Monate in Berlin zu, jedes Frühlingwerden lockte uns, und mit uns einen großen Kreis von Freunden, nach Retzin und besondere Freude war es mir, halb als Hausherr, den Meinigen die unveränderten Räume zu bereiten und unsere gemeinsamen Gäste zu empfangen; die dem Hause seinen eigentlichen Charakter, den einfachster Gastlichkeit gaben. Ich will diese auch an meinen Lesern üben und sie einladen in der Rückerinnerung zu einem Fest,

das ich aus dem Gedächtniß zurückrufe und das eine Wandelung meines Hauses abschließt, zugleich mit einem Abschnitt meines Lebens.

Ich hatte in Berlin den damals gerade durch seine ersten Erfolge als Operncomponist berühmt gewordenen Friedrich von Flotow kennen gelernt, der sich, getragen von der Anerkennung, die seine Opern Stradella und Martha fanden, einen neuen Librettisten suchte. Mit Biese (pseudonym Friedrich) war er auseinandergekommen, mit Charlotte Birch-Pfeiffer konnte er nicht recht einig werden, kurz es reizte ihn, es mit mir zu versuchen und auch mich lockte ein Zusammenarbeiten mit dem schnellschaffenden, heiteren, dazu theaterkundigen Componisten. Wir waren schnell mit einer Reihe von Vorwürfen zu einem Operntext beschäftigt, und entschieden uns ebenso schnell für eine Episode aus dem Leben des Camoens, die, als einactige Oper von Flotow bereits in Paris, wo er seine Studien gemacht hatte, aber noch schülerhaft und erfolglos componirt war. Ich legte meinen Plan für eine dreiactige Oper vor, anlehnend an das französische Buch, der sofort vom Componisten genehmigt wurde und der ihn gleich zur Arbeit anregte. In Berlin aber ging uns diese zu langsam von Statten; mancherlei gesellschaftliche und andere Zerstreuungen hemmten uns; wir konnten uns nicht gleich im Produciren besprechen und das Umschreiben nahm dadurch zu viel Zeit fort. So entschlossen wir uns, noch in den ersten Frühlingsanfängen nach Retzin zu gehen und vor Abhaltungen sicher, ganz der Collaboration unsere Zeit zu widmen. Es war immerhin ein Entschluß, namentlich für Flotow, denn mein Hausstand war, solange meine Eltern in Berlin waren, in keiner Weise für den Empfang von Gästen eingerichtet; er bestand nur aus einem Diener, der zugleich Kutscher war, und einer Wirthschafterin, die in sehr primitiver Weise die Küche besorgte. Aber die fast überstürzte Arbeit ließ in unserer Zurückgezogenheit keine Einförmigkeit empfinden; der Humor ging nicht aus, und der Mangel wurde zum Vergnügen. Wenn wir den Tag über gereimt und in Musik gesetzt, zwischendurch dabei auch wohl uns tüchtig gestritten hatten, weil wir meinten uns gegenseitig Unmögliches zuzumuthen, machten wir zur Erholung Spaziergänge in den noch unbebauten Wald und trugen uns Holz und Tannenzapfen zusammen, mit denen wir das Kaminfeuer in unserem Zimmer unterhielten. Dabei wurde vom Theater geplaudert, wurden Erfolge geträumt und Pläne neuer gemeinsamer Arbeiten geschmiedet. Bunt und genial genug sah es aus. Ueberall lagen Noten und fliegende Blätter mit Textfragmenten umher, unsere Toiletten waren so ungenirt als möglich, unsere Tageseintheilung ohne alle Regel noch Pünktlichkeit. Aber die Arbeit förderte sich so schnell, daß wir meinten, noch Ueberschuß an Zeit zu haben und daß aus dieser heiteren, künstlerischen Unordnung ein Project entstand, wie es nur Werdende planen konnten. Wir wollten neben der großen Oper „Indra", die bereits für die nächste Saison an mehreren Bühnen angenommen war, noch eine kleine zweiactige fertig machen und diese im Laufe des Sommers mit Dilettanten

in Retzin aufführen. Es fehlte dazu auch wirklich nicht viel mehr als Alles, aber in unserem Schaffensdrang ließen wir kein Hinderniß aufkommen. Kurz — alle unsere musikalischen Freunde wurden aufgeboten, theils zur eigenen Mithilfe, theils zum Werben für unseren Plan; meine Mutter, immer bereit, das zu unterstützen, was ihren Kindern Freude machte, nichts schwer nehmend und stets gewillt mit praktischem Rath und unermüdlicher Thätigkeit die Geselligkeit zu fördern, übernahm alle Sorgen des Hausstandes; meine Schwestern luden ihre Freundinnen ein zur Mitwirkung; Wilhelm Camphausen, mit dem ich seit Jahren befreundet war, sagte sein Kommen aus Düsseldorf zu und versprach uns die Decorationen zu malen, seine schöne und talentvolle Frau eine der Damenrollen in der Oper zu singen; Flotow stellte sich ein kleines Orchester aus den Stadtmusikern zweier benachbarter Orte zusammen; ich übernahm die Regie und Beschaffung der Kostüme. Wir überboten einander im Eifer für die Sache. Bald war ein Holzschuppen, der mit einem Giebel im Garten stand zum Opernhaus hergerichtet und decorirt; überall wurde gehämmert, gestrichen, gemalt. Dann begannen die Proben am Clavier, endlich auf der Bühne. Das kleine Haus füllte sich immer mehr, aber „kaum faßte es die Zahl der Gäste", die nur bei allerbescheidensten Ansprüchen untergebracht werden konnten und deren Bekanntschaft ich zum Theil erst machte. Ein Eßzimmer und der Gartensaal als Clavierzimmer waren, nebst Garten und Bühne, die einzigen gemeinsamen Räume, alle anderen waren zu Fremdenzimmern umgewandelt. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen, bis endlich der Tag des Festes herankam, für den der Geburtstag meines Vaters, der 13. August, bestimmt war. Dieser hatte sich dem ganzen Trubel entzogen und war, freilich mit dem festen Versprechen, zum Fest zurück zu sein, in die Schweiz gereist. Zu solchem künstlerisch gewagten Feste hatte sich freilich mein bescheidenes Landhaus in der Priegnitz noch nie geboten und kaum kannte man es wieder als Schauplatz einer Wilhelm-Meisteriade, die sich schnell herausbildete und im Zusammenwirken zu dem einen Zweck alle Theilnehmer das eigene Interesse vergessen ließ, mochten sie nun hinter den Coulissen schaffen oder vor denselben in Solopartien sich auszeichnen oder anspruchslos im Chor mitwirken. Dadurch arbeitete sich aber auch ein Ensemble heraus, das weit über dem Dilettantischen stand und unter dem unermüdlichen Einstudiren des Componisten auf dem kleinen Raum Schattirungen und Feinheiten zur Geltung brachte, von denen unsere großen Opernhäuser nichts wissen.

„Rübezahl" hieß unsere kleine Oper, nach dem Kobold des Riesengebirges, dessen Bild, auf der Schneekoppe thronend, Wilhelm Camphausen kunstvoll auf den Vorhang des Retzinger improvisirten Theaters gemalt hatte. Einer der freundlichsten Förderer unserer Aufführung und fast mein Nachbar, wenn die Entfernung unserer Wohnsitze von vier Meilen die Bezeichnung noch gestattet: Graf Königsmarck, kam mit seiner Familie direct von einer Reise in's schlesische Gebirge zur Aufführung, bei der mitzuwirken

zwei seiner Töchter sich freundlichst erboten hatten. Er hatte im Reiche Rübezahls scherzend diesen zum Protector unserer Oper aufgerufen, ihm das Gelingen derselben, das Wohl der Mitwirkenden empfohlen. Der Berggeist hielt was man von ihm forderte und leerte das Füllhorn seiner Gunst über mein Haus während der Tage des Festes und lange darüber hinaus. Der Componist hatte den Wunsch geäußert, als noch unser gemeinsames Werk im Stadium des ersten Besprechens stand, ein Lied mit der Harfe begleiten zu lassen, aber dieser Effect war längst aufgegeben, da Niemand, weder unter unseren Nachbarmusikern, noch unter den Dilettanten unseres Kreises dieses Instrumentes kundig war. Graf Königsmarck, der das hörte, schlug sofort seine älteste Tochter dafür vor, da dieselbe als Kind Harfe gespielt, seitdem freilich dies nur noch in den Orchestern gesuchte Instrument nicht mehr geübt hatte. Wir hatten kaum noch der Sache gedacht und waren fast überrascht, als die Damen zu den Opernproben kamen, daß mit dem Gepäck ein Harfenkasten abgeladen wurde. Unser Dank für diese Hilfe wurde freilich lachend mit der Bemerkung beantwortet, daß es allerdings eine Aufopferung für die Oper sei, denn die Saiten hätten die ungewohnten Finger nach der Jahre lang unterbrochenen Uebung wund gemacht, jeder Accord verursache Schmerzen.

„Wenn das ist," sagte ich, „wollen wir Flotow doch unter allen Umständen die Begleitung auf dem Flügel lassen, Niemand wird den Harfeneffect vermissen." „Ich habe es nun einmal, wenn auch vielleicht unbedacht, versprochen," war die Antwort, „und da ich es versprach, werde ich es auch halten."

Das imponirte mir gewaltig, und, um doch auch etwas dabei zu thun. ließ ich es mir nicht nehmen, die Harfe stets in die Probe und wieder hinauf in das Zimmer der Damen selbst zu tragen. Jedenfalls möchte ich aber behaupten, daß bei der Aufführung die Harfen-Accorde hinter der Scene mir von allen Zuhörern den größten Eindruck machten.

Rübezahls Gunst hatte bis dahin Alles weit über Erwarten gefördert, und nichts war störend zwischen unsere Festvorstellungen getreten, ja selbst die Generalprobe war glänzend vorüber gegangen, als noch am letzten Tage eine Aufregung in die Gesellschaft kam, auf die Niemand vorbereitet war. Mein Vater, zu dessen Geburtstagsfeier seit Monaten das Fest bestimmt war, hatte zwar seine Rückkehr fest versprochen, aber in den letzten Tagen blieben die Nachrichten von ihm aus, seine Reiseroute war nicht bekannt, und damals verfügte man noch über keinen Telegraphendraht. Wir warteten erst auf den ankündigenden Brief von Tag zu Tag, dann auf die Ankunft von Stunde zu Stunde. Der Geburtstagsmorgen verstrich, schon kamen die geladenen Zuschauer aus der Nachbarschaft — der, zu dessen Feier sie sich versammelten, fehlte noch immer. Wir berechneten jeden Zug, mit dem er auf der drei Meilen entfernten Eisenbahnstation hätte eintreffen können, Verlegenheit, Spannung, zuletzt Sorge ergriff uns und theilte sich allmählich allen Versammelten mit. Die Stimmung wurde immer peinlicher. Da,

im allerletzten Augenblick kam der Erwartete, ganz vergnügt mit Freunden, die aus Hamburg zur Aufführung gekommen waren. Er hatte auf der Eisenbahnstation übernachtet, wollte uns, trotz der Erwartung, überraschen und war froh, allen Vorbereitungen seiner Geburtstagsfeier vollkommen entgangen zu sein. Wenigstens hatte er erreicht, daß ihn Jubel empfing, lauter, als wenn er sich angemeldet hätte. Sein Erscheinen löste mit einem Schlage den Bann, der durch den ganzen Tag immer drückender geworden war, und die nun freudig erhöhte Stimmung kam der ganzen Feier zum Vortheil. Rübezahl, der Schutzgeist des Festes, hatte gezeigt, daß er auch necken könne, aber schnell wieder seinen scheinbaren Schabernack zum Guten gewendet. Unsere Aufführung ging vollkommen correct, ohne Spur dilettantischer Unfertigkeit, von Statten; als die Gesellschaft in erhobenster Stimmung nach dem Schluß durch den Garten schritt, flammten in allen Bosquets bengalische Flammen auf; und das erleuchtete Haus empfing gastlich die von allen Seiten zusammen gekommenen Gäste, und das Fest setzte sich fort bis spät in die Nacht.

Es war das letzte Fest, das ich im Elternhause als solches feierte. Schon wenige Monate später fing ich an, es als mein eigenes herzurichten, und meine Eltern siedelten auf ein anderes benachbartes Gut zum Sommeraufenthalt über. Die Harfenaccorde der Rübezahl-Oper klangen noch durch ein langes Leben.

Für den neuen Hausstand wurden die Zimmer anders disponirt, durch Umlegung der Treppe neue geschaffen, der große Hausboden für Fremdenzimmer zu Mansarden ausgebaut, das Ganze dem Geschmack der Zeit, die wieder Freude an dem Schmuck der Räume hatte, angepaßt. Im Aeußeren blieb das grüne, bis über das Dach umrankte Haus fast unverändert. Erst nach einigen Jahren baute ich einen kleinen Flügel an, in dem unsere sechs Kinder aufwuchsen. So wandelte sich das Haus wieder zum Elternhause. Welch glückliche Kindheit wurde hier verlebt, welche freudenreiche Jugendzeit, wenn die Söhne in den Schulferien mit ihren Freunden Lebenslust, Knabenübermuth, überbrausende Kraft austobten in der Freiheit, die Haus und Garten so uneingeschränkt gewährte. Dabei empfing die Jugend doch poetisch geschmückte Stunden und nahm aus der Zeit der Knabenspiele und später der Jünglingsbegeisterung manch unvergeßlichen Eindruck hinaus in's Leben. Unser Haus war fast nie ohne Gäste und, selbst für die Winterzeit, so lange wir auch diese auf dem Lande verlebten, verschmähten es unsere Freunde nicht, unsere Zurückgezogenheit auf einige Wochen zu theilen. Im Sommer natürlich war das regste Treiben und, wenn sich die Jugend im Feld und Garten ausgetobt hatte, oder die Regentage im Hause mit Aufführungen dramatisirter Märchen ausfüllte, für die sich allmählich eine vollständige Garderobe angesammelt hatte, die in einer geheimnißvollen Truhe bewahrt wurde, versammelte sich der Kreis des Hauses im luftigen Gartensaal, dessen geöffnete Thüren die Abendkühle einströmen ließ, um die

leuchtende Lampe. Der Goethesche Grundsatz, daß man keinen Tag schließen dürfe, ohne ein schönes Gedicht gelesen, ein gutes Lied gehört, an einem edlen Kunstwerk sich erfreut zu haben, wurde nach Kräften erfüllt. Durch eine Reihe von Jahren kam Emanuel Geibel jeden Sommer auf mehrere Wochen, und dann holte er nach dem Abendessen seine wohlbekannte Mappe, vor ihn wurde die Rheinweinflasche gestellt mit dem Glas, aus dem er von Zeit zu Zeit seine Lippen feuchtete, und er las, mit dem sonoren Klang seines Organs, fast musikalisch rhythmisch, die Gedichte, die im Laufe des Jahres, oft des Tages, aus dem unerschöpflichen Quell seiner Dichtungskraft geströmt waren. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber um diese Recitationen, die ganz den Charakter der Improvisation trugen, zuweilen auch in diese übergingen. Die Empfindung, die Weise des Vortrags waren unzertrennlich von der Person des Dichters, der in ihnen zum edelsten Priester der Poesie wurde, als welcher er sich auch an der Jugend bewährte, die im Banne seines Zaubers andächtig seinem beschwingten Wort lauschte und gewiß diese Stunden poetischer Offenbarung nie vergessen hat.

Dann sammelten wir uns auch wohl um den Flügel, der die Lieder unserer musikalischen Freunde begleitete, oder mir fiel es zu, als ständigem Familien-Vorleser, ein klassisches Drama, oder ein altes Gedicht vorzuführen. Später als ich den Winter als Theaterintendant in Schwerin, dann zur Erziehung meiner Kinder in Berlin zubrachte und als ich schließlich die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe übernahm, wurde die Zeit des Sommeraufenthaltes in dem lieben Retziner Hause immer kürzer bemessen. Vor einigen Jahren stellte sich sogar die Nothwendigkeit einer gründlichen Reparatur heraus, die, als man an das Werk ging, zu einem völligen Umbau führte. Die Räume des Erdgeschosses sind in ihrer Disposition freilich dieselben geblieben, aber die Zimmer sind erhöht; an die Stelle der früheren Mansarden ist ein zweiter Stock mit Fremdenzimmern getreten und für das unschöne Ziegeldach schließt ein stilvoll architektonisch verziertes Schieferdach den stattlichen Bau. Die Baumgruppen im Park sind herangewachsen, Durchblicke auf die freundliche Landschaft gelichtet. Wieder ist der Zeit und ihrem Geschmack Rechnung getragen. Alles ist anders, schöner, zum Theil zweckmäßiger geworden. Auch die inneren Räume haben sich geschmückt, aber mit dem, was eine lange Lebenszeit uns zuführte als Erbschaft der vorangegangenen Verwandten, oder was wir selbst zusammenbrachten, zur Ergänzung, durch eine Reihe von Jahren. Alles sind Andenken, jedes Stück weckt Erinnerungen. Das innere Auge blickt zurück auf eine lange schöne Zeit, aber auch auf kummervolle Tage, denn es läßt ein Menschenleben an sich vorbeiziehen. Verrauschte Stimmungen, gebrochene Hoffnungen, welches Leben hätte die nicht? Aber auch freundliche beglückte Stunden leben wieder auf in dem Gedächtniß:

„Lang', lang' ist's her!"

Ein Beſuch auf der Alhambra.

Von

F. Keller-Leuzinger.

— Stuttgart. —

Europa zählt der hiſtoriſch denkwürdigen und künſtleriſch intereſſanten Schlöſſer und Paläſte viele — aber nur in Andaluſiens ſonnigen Gefilden ſind die Reſte jener mauriſchen Königsburgen zu finden, die zur Zeit ihres Glanzes an Herrlichkeit und heiterer Pracht Alles überſtrahlten, was der Occident in dieſer Hinſicht noch bieten konnte Aber auch im Oriente war ihres Gleichen nicht: mochte die Stadt der Khalifen, El-Kahira, architektoniſch intereſſantere, monumental bedeutendere Bauten — mochte Jeruſalem und Byzanz die gewaltigſten, zum Theil auf chriſtliche Kirchen gepfropfte Moſcheen aufweiſen, jener undefinirbar feine Hauch einer bedeutenden, an poetiſchen Momenten reichen Vergangenheit, der Geiſt einer unter den günſtigen Verhältniſſen ſich entfaltenden hohen Cultur ruht nur über dem auf hiſpaniſchen Boden gegründeten Maurenreiche, auf Andaluſiens luſtigen Schlöſſern, und vor Allem auf der Alhambra. Ihre Zinnen ſind gebrochen, ihre Wände ſind des Farbenſchmucks und der Vergoldung nahezu beraubt, unſer Fuß beſchreitet unwürdig nackten Ziegelboden, ſtatt auf weichen Teppichen geräuſchlos einzuſinken, ihre Waſſer ſelbſt ſpringen heute nur noch auf „höhere Ordre“ und bei beſonderen Gelegenheiten, die Weihe aber, welche Kunſt und Poeſie über ihre Höfe, Säulenhallen und hochgewölbten Gemächer ausgegoſſen, nimmt auch heute noch Geiſt und Sinne gefangen, ſobald wir die Schwelle des ehrwürdigen, alten Baues überſchritten haben.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die von Cordoba nach Granada (ich möchte gebeten haben, die vor-

letzte Sylbe in ersterem kurz, in letzterem lang zu sprechen) führende Bahn überschreitet kurz vor der Station Loja die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des bei Malaga mündenden Guadaljore und dem Genil, einem Seitenwasser des Guadalquivirs.

Es ist ein hochliegendes, von wildzerrissenen, nackten Felsgipfeln umschlossenes Gelände, dessen analoge Gegenstücke im kühleren Deutschland neben zahllosen Heidel- und Preißelbeeren kaum noch einige Krüppelforchen produciren würden; im sonnigen Süden aber trägt es Korn und graue, knorrige Olivenbäume. Von Loja an, einem überaus malerisch gelegenen Städtchen mit altem Schloß und alten Kirchen, folgen wir den Ufern des Genil, der, nebenbei bemerkt, sehr krebsreich sein muß, denn jedesmal, wenn ich den Platz passirte, wurden mir Dutzende von sauber geflochtenen, wohl verwahrten, von Wasser triefende Körbchen angeboten, welche die geschätzten Crustaceen, die „Cangrejos" enthielten und mit denen man mancher braven Hausfrau hätte ein Vergnügen machen können, wenn Beides, Haus und Frau, nur gleich zur Hand gewesen wäre.

Die Bahn zieht sich noch eine Strecke an hügeligen Vorsprüngen hin, um dann jene große, fruchtbare Ebene, die Vega, die zur Maurenzeit wie ein Garten bewässert und bebaut war, quer zu durchkreuzen. Auch heute ist es noch ein prächtiger Landstrich, dem das Grün der Reben, der goldene Ton der Getreidefelder und zahlreiche Gruppen von Obstbäumen ein Aussehn von Ueppigkeit geben, das wir in anderen Landestheilen vergeblich suchen. Doch läßt uns der tiefblaue, wolkenlose Himmel, sowie der Alles überdeckende Staub, der uns selbst im Eisenbahn-Wagen auf's Äußerste belästigt, immer und immer wieder die bange Frage erörtern: wie soll es mit dieser Vegetation werden, wenn in Ermangelung der längst nicht mehr in gutem Stande befindlichen Bewässerungseinrichtungen der Himmel noch auf Wochen und Monate hinaus seine Schleußen nicht öffnet? —

„Wir lieben unsern jungen König, hatte mir wenige Wochen vorher ein braver hijo de Valencia gesagt, und wir sind ihm dankbar für die wohlthuende Ruhe, die er uns gebracht, wenn es aber auf die Dauer besser werden soll en la nuestro des dichada tierra d'España, so muß für großartige Bewässerungsanlagen gesorgt werden, so wie wir sie hier in und um Valencia schon seit Jahrhunderten im Kleinen haben; denn sehen Sie, Señor, was die Menschen zu solchen Unthaten treibt, wie die der Mano-negra-Bande sind, es la hambre, der Hunger und das Elend."

— — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die zackigen Gipfel der Sierra Nevada, in deren Schluchten auch jetzt noch da und dort, trotz des vorgerückten Sommers, Schneemassen blinkten, im Thale aber und über Granadas Thürmen und Kuppeln lagerten schon die Schatten des Abends, als unser Zug in den bescheidenen Bahnhof einlief.

Bis wir dann endlich unser Gepäck verabfolgt erhielten, uns durch

einen Troß von Bettlern, zudringlichen Lohnbedienten und Trägern durchgeschlagen und Alles im Wagen des uns empfohlenen Hôtels richtig verstaut hatten, war es nahezu dunkel geworden.

Fort ging es zuerst über baumbepflanzte Plätze, dann auf holperigem Pflaster durch enge Straßen und Gäßchen, in denen hie und da durch weitgeöffnete Pforten ein Blick auf einen hell beleuchteten kleinen Hof sich eröffnete, in dem geputzte Mädchen und Frauen nachlässig hingegossen unter blühenden Büschen und Schlinggewächsen lehnten, bis wir schließlich die ganze Stadt durchkreuzt hatten und am Fuße des Schloßhügels der Alhambra angelangt waren.

Der Wagen durchrollte eine Art von triumphalem Thorbogen, dessen Bossenquader, sowie der über dem Schlußsteine prangende Doppeladler die verhältnißmäßig naheliegende Zeit seiner Erbauung charakterisiren: Kaiser Karl V. war es, der ihn errichten ließ, und leider ist es nicht die einzige Spur seiner baulichen Thätigkeit, die wir an diesem Ort zu verzeichnen haben werden.

Ein frischer Hauch von Wald- und Bergluft weht uns entgegen, das Gerieſel und Geplätscher eines Wasserlaufes schlägt an unser Ohr, hochragende Stämme und schlankes Geäst silhouettirt sich ringsum gegen ein sternhelles Firmament, — — wir sind im Bann des alten Maurenschlosses und die sonndurchglühten Stoppelfelder der Vega dünken uns wie ein hitziger Fiebertraum!

Weiter geht es auf sanft aufsteigender, gut gepflegter Bahn und binnen Kurzem hält unser schwerfälliges Gefährt vor der Thür des Hôtels Washington Irving, wo wir besorgt und gastlich aufgenommen sind.

— — — — — — — — — — — — — — —

In aller Morgenfrühe weckt uns ein Concert von Glockengeläute, Ziegengemecker und lauten Zurufen der Hirten: es ist die milchspendende kleine Heerde, die jeden Morgen heraufgetrieben wird, und prächtige Thiere sind es, rein von Rasse, deren strotzende Euter beinahe den Boden fegen.

Wir beeilen uns die Treppe herabzusteigen, um in's Freie zu kommen.

Frische Thautropfen funkeln von den Zweigen und ein erquickender Luftzug streicht von den Höhen durch das waldige Thälchen, das hart vor der Thüre unseres Hotels sich hinabzieht zum Genil.

Schweifwedelnd begrüßt uns ein zottiger Bernhardinerhund, dem wir des Abends zuvor im Vorbeigehen den breiten Kopf gestreichelt; er hat die Liebkosung nicht vergessen und folgt auf Schritt und Tritt.

Eine topographische Plansklizze in unserm französischen Reise-Handbuch (ein deutsches giebt es bis jetzt sondererbarer Weise noch nicht, weder über Spanien, noch über Portugal) orientirt uns hinsichtlich des einzuschlagenden Weges, und bewegten Gemüthes, gehobener Stimmung schreiten wir dem naheliegenden Ziel unseres Ausfluges entgegen. Der gut gehaltene, breite, von hohen Bäumen beschattete Weg führt mit geringer Steigung bergan,

und schon blicken die braunrothen und zum Theil noch mit Mörtel überzogenen, hohen Ziegelmauern der alten Burg durch das Grün der Zweige.

Es ist die äußere, das ganze Bergplateau umfassende Umwallung, an der in gewissen Abständen thurmartige Bastionen hervortreten, die gleich trotzigen Wächtern in's Thal herabsehen.

Da mit einem Male enthüllt uns eine Wendung der Straße die Aussicht auf einen viereckigen Bau von mächtigen Verhältnissen: es ist der Thorthurm, die Puerta del Inizio, der Alhambra, und unter seinen hochgesprengten Gewölben hindurch führt, steil ansteigend, in doppelt gebrochener Linie, der Hauptzugang zum Schlosse.

Ueber den schlanken Hufeisenbögen, die den Eingang überspannen, sind zwei Steintafeln eingelassen, die in scharf eingerissenen Linien, ohne alles Relief, eine wie zum Schwur erhobene Hand, sowie einen Schlüssel zeigen — stolze Symbole der Pflichten, die der Prophet dem Moslem auferlegt, und der Rechte, die er ihm verliehen.

Im Inneren des Thurmes ist, bei der zweiten scharfen Wendung des Ganges, in einer Nische ein Madonnenbild mit Altar aufgerichtet, vor dem die fromme Granadinerin kniet, um ein kurzes Gebet zu verrichten.

Des Islam letzte, stolze Burg in West-Europa ist für immer gefallen, die erzbeschlagenen Pforten sind gesprengt und im Thorthurme selbst hat sich die Himmels-Königin niedergelassen! — —

Die Allegorie ist gut und zutreffend, nur möge es gestattet sein den Wunsch auszusprechen, daß granadinische Frömmigkeit etwas mehr für die Erhaltung und besonders Reinigung des geweihten Platzes thue, als in Wahrheit geschieht. — Die Madonna dürfte deshalb nicht weniger hold herunterblicken von ihrem Schrein, wenn es zu ihren Füßen etwas säuberlicher und anständiger aussehen würde. —

Bis hierher ist uns der Bernhardiner getreulich nachgetrollt; — jetzt macht er Kehrt. — „Auch wieder einer von denen, die da kommen, das alte Gemäuer zu beriechen," denkt er, indem er gemächlich heimwärts schreitet, — „aber hundefreundlich scheint er zu sein."

— — — — — — — — — — — — — — —

Der rückseitige Ausgang aus dem Thurme liegt bedeutend höher, als der vordere Eingang, und so ist auch die hintere Pforte niedriger und weniger imposant als jene, aber das quadratisch umschlossene Feld, welches ihren Hufeisenbogen umrahmt, hat wenigstens einen Theil des prächtigen Schmuckes an farbigen Fayenceplättchen, die ohne Zweifel auch das vordere einst zierten, bewahrt, und giebt somit eine Idee von dem Glanze, der selbst diesen äußersten Vorbau des Schlosses verherrlichte. Jeder dieser zierlichen Ziegel ist heute goldeswerth, wie viele aber wurden im Laufe der Zeiten durch Wind und Wetter heruntergeschlagen, um unbeachtet im Schmutze der Straße zu Grunde zu gehen, und wie viele wurden durch räuberische Hand absichtlich ausgebrochen und entwendet? —

Ein weiterer kurzer Anſtieg bringt uns auf eine Terraſſe, die ſich in halber Höhe des Thurmes an denſelben anlehnt, und damit befinden wir uns auf der Höhe des langgeſtreckten Burgplateau. — — — Vor uns erhebt ſich eine mächtige zinnengekrönte Façade, von zierlichen Eckthürmchen flankirt, und in der Mitte von einer tiefen Thorniſche durchbrochen, an deren Wänden, Wölbung und Seitenflächen ſich der Arabesken tauſendfach verſchlungene, märchenhafte Pracht vor unſern trunkenen Blicken entfaltet; die weiten, reichgeſchnitzten Thorflügel aus Cedernholz ſind geöffnet, aber noch verhüllt ein golddurchwirkter Teppich das Innere des Zauberſchloſſes. — — — — — — Doch nein! — das Alles iſt längſt geweſen, und in unſerer Phantaſie nur konnte es ſich auf einen Augenblick wieder farbenprächtig beleben, um gleich darauf wie eine Fata morgana weſenlos zu zerfließen. — Vor uns erhebt ſich düſter und drohend der ungeſchlachte Rieſenwürfel von Karl V. unvollendetem Palaſte, den zu errichten der Alhambrafaçade goldgeſchmückte Thorniſchen, Säulenhallen, Prunkſäle zierliche Fontainen, lauſchige Frauengemächer und Ruheplätzchen mitleidslos zu Boden geworfen und zerſtört wurden!

Wir verzeihen dem großen Kaiſer eine andere Barbarei, die er im unfernen Cordoba begangen, woſelbſt auf ſein Geheiß oder wenigſtens mit ſeiner Zuſtimmung*) eine chriſtliche Kirche mitten in des Khalifen Abderhaman tauſendſäulige Moſchee geſtellt, und deren Wunderbau auf immer verſtümmelt wurde; wir verzeihen dies, weil es natürlich war und im Geiſte der Zeit lag, daß der Triumph des Chriſtenthums über den Islam, das Niedertreten des unterworfenen Maurenvolkes, ſchließlich auch in der Baukunſt ſeinen gewaltſamen Ausdruck finden mußte, obgleich die erſten Könige unmittelbar nach der Eroberung Cordobas noch ziemlich glimpflich verfahren waren.

Auch Abderhaman und ſeine Nachfolger hatten, vom religöſen Fanatismus getrieben, nicht gezögert, altrömiſche wie altchriſtliche Bauten ihrer Architrave und Säulen zu berauben, um die Moſchee damit zu ſchmücken; da jedoch die zierlichen Marmorſchäfte des mauriſchen Schloſſes neben den rieſigen Boſſenquadern des ſtrengſtyliſirten Renaiſſancebaues ſchlechterdings keine Verwendung finden konnten, und da außerdem das Bergplateau Raum genug bot, für ein halbes Dutzend Kaiſerpaläſte, ſo können wir in der angeführten Zerſtörung nichts anderes erblicken, als einen Act jener despotiſchen Willkür, der in der Folge und bis weit in unſer Jahrhundert hinein in ſämmtlichen Staaten Europas ſo manche Perle der Baukunſt zum Opfer fallen ſollte.

Es mag ſein, daß ſich in der zerſtörten Hälfte keine eigentlichen Prachtſäle befanden, daß das Erhaltene alſo den künſtleriſch werthvolleren Theil

*) Er ſoll ſich ſchließlich bei perſönlicher Beſichtigung der Beſcheerung doch ſehr ungnädig dahin geäußert haben, daß man da etwas Unerſetzliches zerſtört habe, nur um etwas Alltägliches, überall Herzuſtellendes, an deſſen Stelle zu ſetzen.

repräsentire, — bei derartigen Werken aber ist auch der Verlust des geringsten Gliedes tief zu bedauern und klingt ein solcher Trost eher wie bitterer Hohn.

Solche Betrachtungen sind allerdings wenig geeignet, uns in die nöthige Gleichgewichtsstimmung zur Abwägung der architektonischen Qualitäten des unvollendeten Palastbaues zu versetzen; ich möchte jedoch bezweifeln, daß sich der Bauverständige selbst dann für denselben besonders begeistern würde, wenn ein Grund zu weniger freundlichen Gedanken nicht vorläge.

Die Profilirungen sind allerdings von großer Kraft und einige der über den Portalen und an den Sockeln angebrachten Marmorreliefs sind von classischer Schönheit, aber das Ganze mit seinem monotonen zirkelrunden Hofe und dem mangelnden Abschlusse muthet uns an wie eine taube Nuß oder wie eine ausgehöhlte Pastete.

Eine ringsumlaufende, zur Verstärkung des Sockelprofils geschickt benützte Bank war für die Pagen und Reitknechte bestimmt, welche von ihr aus jene gewaltigen Bronceringe erreichen konnten, die zum Festlegen der Zügel und Halfter der harrenden Rosse bestimmt waren. Es müssen solcher Ringe ursprünglich wohl ein halbes Hundert gewesen sein, heute aber ist kein einziger mehr am Platze und nur in der kleinen Rumpelkammer im Innern der Alhambra, die von den Trinkgeld hoffenden Dienern mit dem stolzen Namen „Museo“ bezeichnet wird, liegen deren drei oder vier in einer Ecke. Sie haben 25—30 Centimeter Durchmesser und sind reich ornamentirt.

Noch werfen wir einen Blick auf die naheliegende Puerta del Vino, einen kleinen aber durch seine prächtigen Wandfließen ausgezeichneten Rest eines von dem Hauptcomplex der Alhambra in ihrer heutigen Gestalt getrennten, früher jedenfalls mit ihr zusammenhängenden Baues.

Dann wenden wir uns nach Rechts und kommen dem Riesengemäuer des unvollendeten Palastes entlang an die heutige Eingangspforte der Alhambra.

Sie ist bescheiden genug und ebenso ist der Raum, eine Art Vorzimmer, beschaffen, den wir durch sie betreten.

Wir lösen hier unsere Eintrittskarte und suchen uns durch ein angemessenes Trinkgeld, sowie durch die Versicherung, daß wir Etwas von Baukunst verstünden und uns lieber in die Darroschlucht hinabstürzen lassen würden, als daß wir die Wandverzierungen beschädigten oder den Löwenbrunnen entführten, von der obligaten Begleitung des uniformirten Dieners frei zu machen — aber so ohne Weiteres will uns dies doch nicht ganz gelingen, da verschiedene kleine Gemächer und Verbindungscorridore unter Schloß und Riegel gehalten werden und nur späterhin, nachdem das Wirrsal von Gängen und Gängchen glücklich absolvirt, — haben wir den Genuß, uns in den prächtigen, hochgewölbten Sälen, in den schattigen Säulenhallen, in den von klaren Wassern durchzogenen stillen Höfen, frei von jeder lästigen Begleitung, ungestört zu bewegen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine detaillirte Beschreibung

der Alhambra zu geben; berufenere Federn haben dies gethan in Werken, die heutzutage Jedem zugänglich sind, — und nur jenen allgemeinen Eindruck, den der merkwürdige Bau im Innern auf den Beschauer macht, sowie den Charakter von trotzig wehrhafter Kühnheit, den das weit gegen die Stadt vorspringende eigentliche Castell mit seinen Thürmen und zinnengekrönten Mauern ihm von Außen verleiht, möchte ich in diesen Zeilen mit kurzen Worten schildern.

Denn die Alhambra zeigt ja heute noch deutlich ihren zwiefachen Charakter von Königsschloß und fester Zwingburg, welch letztere durch den freien Platz „de los Algibes" (der Cisternen) von dem Complexe der Wohn- und Prunkräume mit ihren Höfen und Hallen getrennt ist, wenn auch die große allgemeine Ringmauer beide zugleich umschließt.

Der erste, weite, säulengeschmückte Hof, den wir von dem bescheidenen Vorraume aus betreten, ist der der Myrthen, patio de los Arrayanes, auch patio de la Alberca (des Wasserbeckens) genannt. Seine Länge beträgt etwa 35 Meter; seine Breite um Weniges mehr als die Hälfte dieser Zahl. An den Schmalseiten ziehen sich Säulengänge hin und in der Mitte befindet sich ein rechteckig ummauertes Wasserbecken, das nahezu die ganze Länge einnimmt.

Der allgemeine Eindruck ist ein überaus vornehmer und eleganter, wenn wir vielleicht auch etwas mehr massige Kraft in den Verhältnissen zu sehen wünschten. Da ein derartiger Wunsch sich dem unbefangenen Beschauer noch des öfteren anfdrängen dürfte, so wollen wir uns gleich offen aussprechen:

Die Alhambra hat, besonders in den Höfen, mit ihren dünnen Säulen und den schwachen Leitungen der Bögen, Etwas von dem, was der Architekt mit dem Ausdrucke „von Pappe" bezeichnet und selbst der prächtige Löwenhof ist davon nicht ausgenommen.

An einer der Schmalseiten des Myrthenhofes treten wir nun durch die Sala de la Barca in den Hauptraum des gewaltigen Comares-Thurmes, dessen Substructionen bis tief in das Thal des Darro hinunterreichen.

Dieser Raum, eine Halle mit wunderbar reich ornamentirter Holzdecke und prächtigen Wandfliesen, führt den Namen Sala de los Ambassadores, und von seinen tief eingeschnittenen Fensternischen genießt man eine entzückende Aussicht.

Die Dicke der Mauern, die über 3 Meter beträgt, verleiht gerade diesem Saale jenen Charakter von massenhafter Stärke, der, wie wir oben angedeutet, den anderen Bauten der Alhambra im Allgemeinen fehlt.

Hier war es, wo „los Reyes catholicos", Ferdinand und Isabel, den großen Genuesen in feierlicher Audienz empfingen, ehe er auszog, einen directeren Weg nach Indien zu suchen und bei dieser Gelegenheit eine neue Welt zu entdecken!!

Durch ein Gewinkel von Gängen und Gängchen gelangen wir in der

Folge einerseits in die Bäder, die noch die Nischen zeigen, in welchen die Ruhebetten ausgebreitet waren, und andererseits in den Hof der kleinen Moschee und in diese selbst.

Dann kehren wir in den Myrtenhof zurück und gelangen durch ein weites, heute noch mit den alten, in Cedernholz geschnitzten und mit Bronce beschlagenen Flügeln versehenes Thor zuerst in Vorräume und schließlich unter säulengetragenen Hallen hindurch in jenen Löwenhof, der den Glanzpunkt der ganzen Anlage bildet.

Er ist allerdings von etwas geringeren Dimensionen, als der Myrtenhof (ungefähr 30 m lang). Der ringsum laufende, zierliche Säulengang, die beiden weit vorspringenden Pavillons an den Schmalseiten, das ehrwürdige, strengstylisirte Doppelbecken des Löwenbrunnens in seiner Mitte, der reiche, in's Unendliche variirende Schmuck seiner Wände, Leibungen, Zwickel, Friese, Decken und Capitäle verleihen ihm jedoch einen Reiz, der mit Worten nicht zu schildern ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Mitte der Langseiten, also gerade dem Löwenbrunnen gegenüber, öffnen sich diejenigen Binnenräume, welche nächst der Sala de los Ambassadores im Comaresthurm, die prächtigsten der Alhambra genannt werden müssen.

Es ist einerseits die Halle der Abenceragen, in deren Mitte sich ein flaches Marmorbassin befindet, das nach der Aussage geschwätziger Führer heute noch die Spuren von Blutflecken zeigen soll, da gerade hier auf den Antrieb ihrer Gegner, der Zegris, die Häupter jener vierzig edlen Mauren gefallen seien, die dem genannten Stamme angehörten.

Aber selbst dann, wenn wir es als erwiesen annehmen, daß die grause Scene sich so, wie die Sage sie berichtet, und zwar in diesem Raume zugetragen, können wir in den braungelben Flecken des Marmorbassins nichts Anderes entdecken, als Spuren von Eisenrost. — Derartige, fälschlich gedeutete oder post festum künstlich geschaffene Zeichen und Reminiscenzen gröbster Art mögen heutzutage etwa noch die Neugierde einer reisenden Yankeefamilie erregen, irgend welchen anderen Werth besitzen sie jedoch nicht.

Der Halle der Abenceragen gegenüber öffnet sich die der „beiden Schwestern", „de las duas Hermanas".

Unwillkürlich denkt man dabei an maurische Prinzessinnen und romantische Abenteuer, und wäre es nur als Gegengewicht zu dem blutigen Mythus der anderen Halle; der Ursprung der genannten Bezeichnung ruht jedoch auf soliderer Basis und bezieht sich auf zwei in den Mosaikboden eingelassene, weiße Marmorplatten von riesigen Dimensionen, die den Spaniern wichtig und gewichtig genug schienen, um den herrlichen Raum nach ihnen zu benennen.

Hinter diesem mit der ganzen Pracht der maurischen Arabeskenwelt geschmückten, mit einem sogenannten Stalaktitengewölbe überspannten Saal, und durch zwei Vorräume von ihm getrennt, befindet sich das reizendste Plätzchen der Alhambra: es ist der weit vorspringende Söller der Lindaraja,

von dem einst der Blick über die gegenüberliegenden, niedrigeren Umfassungsmauern der Burg bis zur jenseitigen Thalwand schweifen konnte; — und auch heute noch, trotz aller Verbauung und Verballhornung (man hat ihm gegenüber zu Philipp II. Zeiten ein ganzes Corps de logis errichtet) — ein Juwel von entzückender Schönheit.

An der einen Schmalseite des Löwenhofes wölbt sich der als Sala del Tribunal bekannte schmale und langgestreckte Raum.

Was ihm diesen Namen verliehen, sind drei in die Decke gemalte oder vielmehr befestigte bildliche und zwar figürliche Darstellungen, die seit der Wiederentdeckung der Alhambra (sie war ja lange genug vergessen und mißachtet, ein herrenloses Gut, in dem Bettler und Vagabonden hausten) den Zankapfel und „puzzle" der Archäologen bilden.

Das größere Mittelbild stellt, um es kurz zu fassen, einen maurischen Fürsten dar, der umgeben von seinen Getreuen zu Gericht sitzt; — von den beiden übrigen stellt eines ritterliche Kämpfe und das andere der Hauptsache nach einen Brunnen dar, um den Herren und Damen in galantem Zwiegespräche sich ergehen.

Das nahezu in Lebensgröße und auf Goldgrund ausgeführte Mittelbild könnte allenfalls — wenn das Verbot des Korans, menschliche Figuren darzustellen, für den Moslim kein allgemein bindendes wäre, oder wenn sich die maurischen Eroberer, fern von Mekka und im Jahrhunderte langen Contact mit Christen, darüber hinweggesetzt hätten — von maurischer Hand herrühren, bei den andern beiden aber, in denen die ganze ritterlich-romantische Anschauung des Abendlandes, gothische Architektur, Tracht, Bewaffnung ꝛc. zur Geltung kommen, ist ein solche Voraussetzung durchaus unzulässig und bleibt keine andere Annahme übrig, als daß ein abendländischer Künstler eingeladen, oder insofern er Gefangener war, gezwungen wurde, dieselben auszuführen.

Selbstverständlich mußte dabei dem Spiritus loci die Concession gemacht werden, daß bei den dargestellten Kämpfen, in denen mehrfach Moslems und christliche Ritter sich messen, stets die ersteren als Sieger erscheinen.

Die Malerei ist auch auf Leder ausgeführt (bei dem Mittelfelde zeigt der Goldgrund sogar „Pressung") und ziemlich gut erhalten.

Ich habe weiter oben der Bauten gedacht, die unter der Regierung Philipp II. dem Söller der Lindaraja gegenüber ausgeführt worden sind.

Sie umschließen zusammen mit den älteren Theilen einen unregelmäßig gestalteten, viereckigen Hof, in dessen Mitte einst eine Fontäne sprudelte. — Das zierliche Marmorbecken liegt heute allerdings trocken, aber noch ist die Anlage steif ummauerter Beete erhalten, in denen alter Buchs seine knorrigen Aeste reckt, Granat- und Citronenbäume blühen.

Vom Comaresthurm und den Bädern kommend, haben wir auch diese neuen Bauten durchstreift, obgleich sie besondere Sehenswürdigkeiten nicht enthalten. — Nur da, wo der als „Tocador de la Reyna", als „Ankleide-

zimmer der Königin" bekannte kleine Raum einen kühn in's Thal hinausgebauten Vorsprung bekrönt, empfinden wir wieder denjenigen Zauber, der diesem wunderbaren Schlosse innewohnt.

Die Wände dieses genannten kleinen Erkerzimmers zeigen übrigens noch Reste alter Pracht, denn sie sind bemalt mit Scenen aus der spanischen Geschichte, Ansichten von Seehäfen ꝛc. und unter andern mit einer Darstellung der Seeschlacht von Lepanto. — Leider sind diese, allem Anschein auch von Meisterhand ausgeführten Schildereien in barbarischer Weise besudelt, zerkratzt und verdorben.

Auf der niederen Marmorbrüstung am Söller der Lindaraja hatte ich einen halbfingertief eingegrabenen Mr. le Capitaine du . . . me de ligne gefunden — und mitten im Meerbusen von Lepanto paradirten andere derselben Art. — Que voulez-vous? On marche à la tête de la civilisation, und wo maurische Prinzessinnen und spanische Königinnen geruht, kann auch ein französischer Capitän sich verewigen! — —

Ganz im Allgemeinen gesprochen ist der Zustand, in dem die Alhambra sich heute befindet, ein verhältnißmäßig befriedigender zu nennen.

Das größte Verdienst dürfte dabei allerdings dem Klima von Andalusien zukommen, denn weder die Stuckornamente noch die Cederholzthore, oder das anderweitige geschnitzte Gebälk hätten sich unter einem weniger freundlichen Himmel so erhalten, wie es hier der Fall ist. — Am schlimmsten ist die Bemalung und Vergoldung der Wandverkleidung, Capitäle und Säulen weggekommen.

Dieselbe war, wie aus manchen Resten zur Evidenz nachgewiesen werden kann und analog mit besser erhaltenen Mustern an anderen Orten — eine überaus glänzende. Wie es scheint, hat jedoch der Pinsel des Weißbinders auch hier zu verschiedenen Zeiten seine nivellirende Arbeit gethan.

Die Farben mochten im Laufe der Zeit da und dort etwas verblichen, die Vergoldung erblindet sein: — „Aha," sagte da ein würdiger und getreuer Cameralbeamter (wir sprechen von Spanien und vom 17. oder 18. Jahrhundert, wohlverstanden!) — „Aha! Da soll geholfen werden — und das gründlich, und zwar ohne den Säckel des gnädigen Herrn viel zu belasten. Weiß ist auch eine schöne Farbe und von ausnehmender Reinlichkeit!"

Auch ein paar neue Stuccodecken in Tonnengewölbform wurden damals eingefügt — mit großen Krautblattrosetten in rohester Ausführung, da die alten Cederholzdecken doch gar so „vertrackt" ornamentirt und so „düster" von Farbe waren; glücklicherweise aber begnügte man sich damit, das Alte zu belassen und das barocke Machwerk einfach einen halben Meter tiefer von Wand zu Wand zu spannen, so daß nun nach dessen Entfernung die ursprüngliche Pracht auf's Neue zur Geltung kommt.

Vollständig erhalten sind selbstverständlich die Farbentöne der Fayenceplättchen, die in ausgedehntem Maße zur Wandbekleidung bis auf Sockel-

höhe verwandt worden sind; da jedoch ihre durchgängig bescheidenen Tinten anfänglich von dem unbeschreiblichen Reichthume der, besonders in den Tiefen der Ornamente, glänzend roth, blau, grün und gelb bemalten Stuckverkleidungen bei Weitem übertroffen wurde, von dem Schimmer des profus verwandten Goldes gar nicht zu reden, — während sie heute gegenüber der verblaßten Arabeskenpracht oft mehr denn nöthig sich vordrängen, so kann der heutige Gesammteindruck unmöglich eine richtige Vorstellung von dem geben, was der maurische Künstler angestrebt und sicherlich auch erreicht hatte.

Aber die Alhambra ist glücklicherweise nicht mehr der verlassene, mißachtete Bau, der er vor wenig Jahrzehnten noch gewesen: es geschieht Etwas für seine Erhaltung und schon zeigen uns einige größere Wandflächen, die sich auf's Neue mit den Abgüssen der alten Arabeskenplättchen bedecken, den ursprünglichen Zustand in Form, Farbe und Vergoldung.

In einem gewissen Sinne wird der alte Bau freilich immer den Eindruck eines verlassenen, wenn auch nicht den einer Ruine machen: den Schmuck der Teppiche und Portièren, der Polster und Divans, die nebst jenen niederen Tischchen, Metallplatten, Krügen und anderweitigen kleinen Geräthen einem orientalischen Interieur erst den rechten Reiz verleihen, wird er wohl auf immer entrathen müssen, und wenn auch ein ähnlicher Mangel leider bei vielen, ja den meisten unserer mittelalterlichen Schlösser und Paläste zu beklagen ist, deren innere Ausstattung an Möbeln, Gobelins ꝛc. im Laufe der Zeiten entweder von räuberischer, oder öfter noch von gedanken- und pietätloser, barbarischer Hand entwendet, zerstört oder verschleudert wurde, — so sind wir vermöge einer größeren Vertrautheit mit dem Thema durch Vergleichungen und Analogien in solchem Falle doch eher im Stande, uns im Geiste das Fehlende hinzu zu denken, als für jene uns ferner stehende, in gewisser Hinsicht einzige Schöpfung. — — —

Hauptsache nach ein von acht Thürmen und Bastionen umschlossener unregelmäßig gestalteter Hofraum. Der gewaltigste und am besten erhaltene der Thürme ist jener der Vela, von dessen Plattform man eine entzückende Aussicht auf Granada, die Zigeunervorstadt Albaycin, sowie über die fruchtbare Ebene der Vega genießt. — In blauer Ferne entdeckt man die Thürme von Santa Fé, ein Städtchen, das an dem Orte entstand, woselbst sich im Jahre 1491 das Christenheer zur Belagerung und Erstürmung von Granada sammelte. — Auf der Plattform hängt in gemauertem Stuhle eine alte Glocke, die heute noch am Jahrestage der Eroberung der Alhambra geschlagen wird, und unter ihr ist eine Steinplatte in die hohe Thurmbrüstung eingefügt mit folgender Inschrift:

El dia 2 de Jan. 1492 de la era christiana o la 777 de la dominacion arabe declarada la victoria y hecho entregue de esta ciudad a los S. S. Reyes Catolicos Se collocaram en esta como una de las mas . . . . de esta fortaleza, os tres estandartes insignaes del reyno Castellano y encerbolando el Cardeal Gonçalez de Mendoza y D. Sanchez de Cordova los Santos Perdones . . . . el estandarte Real por el Conde de Fendilla, diciendo en altas vozes los Reyes de armas: Granada, Granada por los inclitos Reyes de Castilla D. Fernandes y Da Isabel.

Die Alhambra, oder Al-hamra, das rothe Schloß, war gegründet worden durch Ibn-Al-ahmar im Jahre 1259, und mehr denn zwei Jahrhunderte verstanden es die Könige von Granada, obgleich selbst in steten Kämpfen mit andern Maurenfürsten auf der Halbinsel, die periodisch erneuerten Angriffe der Spanier abzuweisen. — Waren doch die Spanier selbst nicht einig unter sich! — Als jedoch im denkwürdigen Jahre 1470 die Kronen von Castilien und Arragon unter Ferdinand und Isabel vereinigt waren, hatte die letzte Stunde maurischer Herrschaft in Spanien geschlagen, um so mehr, da in Granada selbst und im Innern des Königs-Palastes sich eine jener blutigen Scenen abgespielt hatte, die für den Islam so charakteristisch sind.

Im Jahre 1482 war Mohamed II., von den Spaniern Boabdil genannt, nicht ohne Schwierigkeiten auf den Thron gelangt. — Er war der Sohn Ageshas, einer maurischen Prinzessin, und seine Anhänger waren die Zegris, während Zoraya, eine Sultana christlicher Abkunft, gehofft hatte, mit ihren Getreuen, den Abenceragen, dem eigenen Sprößlinge zur Nachfolge helfen zu können. — Um sich zu rächen und die gefährlichen Gegner für immer zu beseitigen, ließ Boabdil bald nach seiner Thronbesteigung die Häupter der Abenceragen in verrätherischer Absicht zu sich berufen und von ihren Gegnern, den Zegris, schmählich ermorden.

Die Nemesis ließ nicht lange auf sich warten. — Bei den schweren inneren Verwickelungen und Zwistigkeiten, die dieser Gewaltthat nothgedrungen folgen mußten, hatte der listige Ferdinand verhältnißmäßig leichtes Spiel. —

Der Schluß des Dramas war der Fall Boabdils und des letzten Maurenreiches auf hiſpaniſchem Boden. — — — — — — — — — — —

Mein Aufenthalt auf der Alhambra ging zu Ende; — ich hatte Abſchied genommen von einigen gravitätiſchen, ſpaniſchen Tiſchgenoſſen, meine beſcheidene Zeche bezahlt und einen Wagen beſtellt, um mich in der Frühe des nächſten Morgens nach Granada und deſſen Eiſenbahnſtation zu bringen. Alles wurde bereitwilligſt zugeſagt und der Oberkellner verſicherte mich bei allen Heiligen und dem Ehrenworte eines ſpaniſchen Caballero, daß Nichts fehlen ſollte. — Aber der Morgen brach an, ſtrahlend an Pracht und Friſche, — und Nichts war da, weder Hausknecht, noch Kellner, noch Caballero, noch Wagen! — Nur die meckernde Ziegenheerde und der getreue Bernhardiner waren auf ihren reſpectiven Poſten. — Auf mein Lärmſchlagen erſchien endlich der Hausknecht und ſchließlich auch eine Art von Kutſcher oder Stallknecht. — Die Beſtellung ſei an das betreffende Departement leider nicht gelangt; — es ſei aber noch Zeit und was dergleichen Floskeln ſind. — Nach halbſtündigem Warten ſtand das Maulthierbeſpannte Gefährt endlich vor der Thüre, — noch einen Blick nach den durch die Bäume ſchimmernden Mauern des alten Schloſſes und ein verſtändnißinniges Augenzwinkern von Seiten des rothhaarigen Vierfüßlers — und fort ging es in ſauſendem Galopp den Burgweg hinunter und durch die holperigen, noch wenig belebten Gaſſen von Granada. —

Schon ſah ich in der Ferne das ſchmuckloſe Stationsgebäude, hell beleuchtet von der Morgenſonne, herüberblicken, — da, — wutſch, verſagte das linke Hinterrad und flog aus der Achſe, während der Wagen ſich knirſchend auf die Seite legte. — Ich griff nach meinem ſchwer bepackten Felleiſen, ſprang hinaus und wollte ſoeben, kochend vor Grimm, dem annoch ungekämmten Automedon die ganze Schwere ſeiner Verantwortlichkeit klar machen, wenn ich ſeines ſpäten Aufſtehens halber — doch da nahte in mächtige — Staubwolken gehüllt ein großer Omnibus, der unzweifelhaft gleichfalls der Station zueilte. — Der braune Conducteur aber, ſo ein Nachkommen der Zegris, überſchaute und überrechnete die Situation mit Blitzesſchnelle: — Wir kommen, denkt er, gerade noch recht, zehn Secunden Zeitverluſt, Bezahlung der ganzen Fahrt kaum dreihundert Schritte und indem er mir in den Wagen half und das Felleiſen nachſchob, — Trinkgeld in Ausſicht — Avante! — fünf Minuten ſpäter war ich auf dem Wege nach Cordoba, Madrid und Barcelona. — Der Andere aber mit ſeinem dreiräderigen Gefährt, mitten auf der Landſtraße, ſah nicht klüger aus, als Augenblicks zuvor.

Die Anfänge der Kunst in Griechenland.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Wenn ein junger Archäologe zum erstenmale Rom betritt und die Antikensäle des Vatikans durchschreitet, so ist das Gefühl, welches sich allen andern zuvor seiner bemächtigt und ihn lange nicht freigiebt, ein niederschlagendes. Die ungeheuere Erweiterung des Gesichtskreises und der Kenntniß, die ihm bevorsteht, kündigt sich zunächst an durch Betäubung und Verwirrung. Das Gebäude seines Wissens, das er stolz über die Alpen getragen, um ihm nur noch das Localcolirt der Autopsie aufzutragen, schrumpft zusammen und zerfließt beinahe wie ein Nebelbild. Er muß es auf neuem Grundriß und mit frischem Material von Anfang wieder aufrichten. Nicht unähnlich geht es in größeren Verhältnissen, wenn sich unter den Spatenstichen einer zielbewußten Generation von Alterthumsforschern der Schoß der Erde willig öffnet und Sammlungen, inhaltreicher als die der päpstlichen Paläste, Museen, von deren Existenz und Bedeutung die Schulweisheit unserer Väter sich nicht träumen ließ, verschwenderisch von sich giebt. Das letzte Decenium war an großartigen Entdeckungen auf altklassischem Boden — wir nennen nur Olympia, Pergamon, Troja, Mykenae, Gjölkaschi, Delos und könnten leicht noch ein anderes Halbdutzend namhafter Fundstätten aufzählen — ergiebiger als vordem manches Jahrhundert, ja so productiv, daß man glauben könnte, jetzt sei endlich ein Höhepunkt erreicht, auf dem man für's Erste stillstehen und Umschau halten dürfe. Aber wir sind nicht nur bereichert, sondern auch gewitzigt und haben zur Schatzkammer des Lehrstoffes endlich auch einen Schlüssel, die Methode, gefunden. Sicher in seinem Besitze ordnen wir das Erworbene, hüten uns aber davor, es in das land-

läufige Baargeld fester Ueberzeugungen umzuprägen, ehe wir gesehen, was uns die nächsten Jahrzehnte noch bescheeren, womit sie unsern Gewinn überbieten und unsern Stolz beschämen werden. Fast will es scheinen, als wäre das Vermächtniß der Vergangenheit unermeßlich und die Rückschau uferlos wie der Blick in die Zukunft. Hierdurch ist der Punkt bestimmt, den wir in unseren zeitweiligen Betrachtungen einzunehmen haben. Wer scharf und sicher in die ferne Zukunft blicken will, gilt mit Recht, da wir an Propheten nicht mehr glauben, für einen Phantasten, und dasselbe Urtheil müssen wir bereithalten für Historiker, die uns über längst entschwundene Epochen auf Grund einer schwankenden Tradition unumstößliche Aufklärungen geben wollen. Daher geht durch die Reihe der Archäologen heute ein Loosungswort, das von vielen, namentlich jüngeren Gelehrten nur ungern angenommen wird. Zurückhaltung heißt es und verpflichtet just die feurigste Thatenlust zu einem Opfer, an das ihre Träger wohl nicht gedacht, als sie auf den Kampfplatz traten.

Ein Schüler Heinrich Brauns, der Göttinger Privatdocent A. Milchhöfer*), hat nun doch die Schranken übersprungen und wie jeder rhodische Ritter den verpönten Kampf gewagt. „Die vorsichtige Reserve," sagt er (Vorr. p. VI.), „welche man in Fachkreisen dem hier behandelten Stoffe gegenüber beobachtet, erklärt sich wohl nur aus der Abneigung, unserm vorwiegend kritischen Zeitalter ein Object darzubieten, welches in seiner Erstlingsgestalt nimmermehr abgeschlossen und unangreifbar auftreten kann. Dieses persönliche Bedenken wird in mir wenigstens aufgewogen durch die Zuversicht, daß jede Anregung auf so grundlegendem Gebiete der Sache nur förderlich sein kann und daß lebensfähige Keime noch stets, früher oder später, zur Fortentwickelung gelangt sind." Das ist ganz richtig, und wir wollen nun sehn, ob in dem Buche fruchtbare Anregungen, lebens- und entwickelungsvolle Keime gegeben sind, oder ob nichts vorliegt, als ein unreifer Versuch, den wir einem Einbruch in jene Schatzkammer, die der Schlüssel der Methode nur langsam öffnet, vergleichen müssen.

Auch die Aufgabe seiner Untersuchung stellt sich der Verfasser sehr richtig. Er bezeichnet als letzten Zielpunkt derselben die Ermittelung des besonderen Elementes, das bereits unter den ältesten Erzeugnissen bildnerischer Thätigkeit in Griechenland zu finden sein muß und hierin gleichsam den Grundton bildet, während der verhältnißmäßig bequeme vergleichende Standpunkt, welcher den offenkundigen Einfluß angrenzender, fertig abgeschlossener und darum übermächtiger Culturgebiete nachweist, hiezu nur eine Vorstufe darstellt. Die äußere Veranlassung zu dieser Arbeit fand Milchhöfer bei seiner Beschäftigung mit den ältesten griechischen Gemmen, den im zweiten Capitel behandelten „Inselsteinen"; dabei mußte er natürlich auf verwandte Gebiete

*) Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien von Dr. A. Milchhöfer. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883.

der Tradition Rücksicht nehmen und so erweiterten sich seine Studien zu dem Umfange, welchen das vorliegende Buch, wie er selbst bekennt, mehr andeutend und gemeinverständlich, als gründlich und ausführlich zu erfüllen strebt.

Zum Ausgangspunkte nimmt es den ersten großen Gesammtfund aus uralter Zeit, welcher auf dem Boden Griechenlands gemacht wurde, den Inhalt der 1876 von Schliemann auf der Akropolis von Mykenae entdeckten „Königsgräber". Dieser Fund harrte bisher seiner kunsthistorischen Verwerthung, er war für uns zunächst etwas Fremdartiges, Isolirtes, das den Charakter einer schwer zu entwirrenden Mischkunst an sich trug. Sehen wir, wie Milchhöfer den Knoten löst! Am schnellsten läßt sich innerhalb des Goldfundes aus gewissen sicheren Kennzeichen (Götterbildchen und ihrem Zubehör, tropischen Pflanzenformen wie Palmblatt und Lotoskelch) ein semitisches, beziehungsweise egyptisches Element nachweisen, das auch constant durch dieselbe Technik — Prägung oder Guß in fertigen Hohlformen — vertreten ist. Eine zweite Gruppe von Objecten ist ihrem Princip nach rein ornamental (Hauptmotive: Spirale, Triquetrum, Rhombus) und technisch nicht auf rein mechanischem Wege wie die vorige, sondern in freier Weise durch Zeichnen, Eindrücken und Treiben auf dünnem Goldblech hergestellt. Hier tritt uns, namentlich in flach ornamentirten Umhüllungen von Waffen und Geräthen, ein fertig ausgebildeter Stil entgegen, der auch in den Motiven der Decoration auf einer hochgradigen Entwickelung der Metalltechnik beruht. Den localen Ausgangspunkt dieses Metallstiles, der späterhin über Phönikien auch nach Egypten Verbreitung fand, sucht der Autor im goldreichen Kleinasien, wo er an Felsengräbern und auf Münzen alle Elemente des complicirtesten mykenischen Decorationsstückes wieder erkennt. Diese Herleitung ist sehr flüchtig und „andeutend" begründet; namentlich den auf das Midasgrab in Phrygien gebauten Schluß halten wir für hinfällig und den bezüglichen Satz geradezu für monstruös*). Aehnlichen gewagten Combinationen begegnet man mehrfach in Milchhöfers Buche. Allein ihn verführten die geschichtlichen und sagenhaften Nachrichten vom uralten Culturvolk der Phryger, vom Goldreichthum ihrer Berge, Flüsse und Könige; vom mythischen Metallurgengeschlecht der Daktylen, ferner die ausgebreitete und vornehme

*) „Wiewol dasselbe (Midasgrab) weder ein hohes Alter, noch in der Hauptsache einen eigentlichen Metallstil aufweist, vielmehr in seiner Façadenfläche die Einwirkungen des Holzstiles und der (von letzterem beeinflußten?) Teppichdecorationen verräth, dürfen wir es dennoch, mehr als irgend ein anderes bisher bekanntes kleinasiatisches Monument, unbekümmert für urälteste nationale Typik verwerthen und unmittelbar an diejenigen mykenischen Funde anknüpfen, welche die Kunst der Holzarbeit in gewiß engster, nicht zufälliger Verbindung mit jener Metallornamentik darstellen." S. 24 f. Wir halten das für unerlaubt. Wie kann man jüngere Arbeiten, welche den ausgesprochenen Charakter des Teppichstiles an sich tragen, für die Herleitung einer viel, viel älteren Kunstweise, welche ganz an die Metalltechnik geknüpft ist, verwenden?

Verwandtschaft der Phryger unter den arischen Völkern Kleinasiens und endlich die populäre Zurückführung der mykenischen Goldschätze auf den Phryger Pelops, die in Thukydides einen klassischen Zeugen besitzt. Dies genügt ihm, das gedachte altarische Kunstelement, welches im Goldfund von Mykenae neben dem semitisch-egyptischen auftritt, fortan als „phrygisch" zu bezeichnen; er verspricht uns jedoch, die Schicksale und Wanderungen derselben bis zu seinem Auftreten in Mykenae an anderem Orte ausführlich darzustellen.

Zu diesen beiden Kunstgattungen — dem Guß- und Prägestil, welchem sämmtliche orientalisirende Typen zufallen, und dem freien Treibe- und Flachstil, in dem mit verschwindenden Ausnahmen alle übrigen Motive vertreten sind — gesellt sich nun in Mykenae noch eine dritte Gruppe: Kriegs- und Jagdscenen in einem eigenthümlich harten, durchaus naturalistischen Stil auf massiven goldenen Ringen und Schiekern vertieft eingegraben und den Darstellungen gleicher Art auf den Basreliefs der großen Kalksteinplatten über den Gräbern (wo sie mit „phrygischen" Ornamenten äußerlich verbunden sind) zunächst verwandt. Diese Goldgravirungen beruhen nach Stil und Inhalt auf einer Ausbildung der Gemmenkunst, von der auch Mykenae hinreichende Beispiele gewährt, die aber zu einem andern, seit Decennien seiner kunsthistorischen Verwerthung harrenden Zweige uralter Kunstthätigkeit in Griechenland gehört.

Es sind dies die sogenannten „Inselsteine", eine umfangreiche Gruppe uralter Gemmen, die sich nach Form, Inhalt und Stilcharakter innerhalb unseres Denkmälervorrathes sehr scharf abgrenzt, in sich aber wieder in zwei Haupttypen — neben einer Reihe localer oder jüngerer Abarten — zerfällt. Rund oder länglich geformt wie Bachkiesel oder Pflaumenkerne, die wohl ursprünglich zu diesem Zweck verwendet wurden, sind sie sämmtlich durchbohrt und wurden somit amuletartig oder reihenweise an Schnüren getragen. Der kunsthistorische Werth dieser Gruppe liegt nicht zum geringsten Theile in der sicheren Kenntniß ihrer geographischen Verbreitung. Auf dem asiatischen Festland ist sie durchaus nicht heimisch, auf Cypern und Rhodus nur in localen Abarten oder mit fremdartigen Einflüssen vertreten. Dagegen muß Kreta, woher die meisten und ansehnlichsten Exemplare dieser Kunstgattung stammen, durchaus als eines der Hauptcentren derselben in Anspruch genommen werden. Unter den übrigen Inseln ragt namentlich Melos hervor; als ihre zweite Heimat kommt aber neben Kreta der Peleponnes in Betracht. Attika und Böotien scheinen wie Cypern und Rhodus schon eher der Peripherie dieses Kreises, einem Grenzgebiete, wo sich fremde Einflüsse bemerkbar machen, anzugehören. Die Bezeichnung dieser Gemmen als „Inselsteine" ist somit einseitig und unhaltbar; Alles weist vielmehr darauf hin, daß dieselben nicht auf einen oder einige Mittelpunkte der Erzeugung und des Exportes zurückzuführen sind, sondern daß sie mit einem bestimmten Volk verwachsen und mit diesem ihre Verbreitung finden.

Was den Stil dieſer Gemmen betrifft, ſo bildet den eigentlichen Keim desſelben die geometriſche Decorationsweiſe mit ihrem in der älteſten „pelasgiſchen" Bronzetechnik und Keramik ſo reich vertretenen Vorrath an ornamentalen und bildlichen Formen. Während aber die beſchränkte handwerkliche Thätigkeit der Metall- und Vaſendecoration allmälig erſtarrt und zurückbleibt, bereichert ſich die Gemmenkunſt durch Aufnahme freier mehr oder minder naturaliſtiſcher Motive, die jedoch weder ſtiliſtiſch noch inhaltlich nach dem ſemitiſchen Orient hinweiſen.

Ariſchen Urſprung erkennt man namentlich in dem ſehr häufig wiederkehrenden Typus eines Miſchweſens mit Pferdekopf und Vogelkörper, deſſen Furchbarkeit durch ſeine Gewalt über andere Thiere (Stier, Hirſche, Löwen) deutlich ausgedrückt wird. Die nahe Verwandtſchaft von Roß und Vogel iſt in einer poetiſch-dämoniſtiſchen Anſchauung begründet, deren Heimat Indien iſt und wofür der griechiſche Mythus zahlreiche Belege bietet, namentlich wenn er Sturm- und Wolkengottheiten, wie Boreas, die Harpyien, Erinnyen, Gorgonen Roſſe zeugen oder gebären läßt. Minder glücklich erſcheint uns die Ableitung acceſſoriſcher Theile dieſer Miſchform von dem Bild der Heuſchrecke, das hier gleichſam einen prophetiſchen Einfluß geübt haben ſoll. Die verheerende Wirkung des Heuſchreckenfluges, worin allerdings eine Aehnlichkeit mit dem Weſen jener Sturmdämonen hervortritt, gewährt dieſer Annahme doch nur eine ſchwache Stütze. Nach vollzogener Berührung mit dem Meere ſoll dann das „Heuſchreckengeſpenſt" (vielleicht eine Mitgift aus den Steppen Centralaſiens) weiter gemodelt worden ſein und den Höckerkamm des Seepferdchens erhalten haben, woraus dann der Hippokamp, der auf den Inſelſteinen ebenfalls ſchon vorkommt, entſtand. In dieſem Falle könnten wir nicht ſo ſehr die Phantaſie des bildenden Volksgeiſtes loben als die des Gelehrten, der den merkwürdigen Proceß verfolgt, an dem wir jedoch vorläufig noch zweifeln müſſen. Unzweifelhaft ſind aber jene Miſchweſen Vorſtufen zur Bildung des Flügelpferdes, das ſchon in der älteſten griechiſchen Kunſt, wie in der perſiſchen, eine hervorragende Rolle ſpielt, dem ſemitiſchen Orient jedoch faſt gänzlich fehlt. Eine Nebenſtufe der Entwickelung führt von jenem roßköpfigen Miſchweſen zu anderen männlichen Typen der griechiſchen Kunſt, den theilweiſe roſſegeſtaltigen Centauren und den Satyrn, denen der fortſchreitende Proceß der Vermenſchlichung nur mehr den Schweif und die Ohren eines Pferdes gelaſſen. Doch macht der gleiche geiſtige Inhalt von Centauren und Satyrn wahrſcheinlich, daß ſich die letzteren erſt ſpäter in Folge localer Differenzirung von den erſten abgelöſt haben. Wie die Erinys als Sturmwolke in der Saranyu, die Flügelroſſe in den Açvinen der Rigweda Vorbilder beſitzen, ſo kehren die indiſchen Gandharven in den helleniſchen Centauren wieder. Centauren finden ſich zwar nicht auf den „Inſelſteinen", aber auf ſtilverwandten Thonreliefs, wo ſie in erſter Linie vertreten ſind. So wäre denn eine Anzahl dämoniſcher Gattungsweſen, die wir auf griechiſchem Boden kennen lernen, kunſtbildlich einerlei Urſprungs und gruppirte

sich um die Centralfigur des Rosses. Die ältesten Zeugnisse dafür gehören einer Epoche an, in welcher die Trennung und Sondergestaltung der daraus entspringenden Typen erst geringe Fortschritte gemacht hat; daran schließt sich eine lange Reihe der Emanationen, welche das ganze Gebiet des ausgebildeten griechischen Dämonenthums erfüllt. Von schlagender Richtigkeit dünkt uns ferner die Ableitung der Chimaira (die ja der spätere Mythus mit dem Flügelpferde des Bellerophon in Verbindung setzt und die schon auf dem Revers einer kretischen Gemme dem Pegasus gegenübersteht) aus der perspectivischen Ueberschneidung zweier Thierkörper, wie sie vielfach in Abbreviatur fest zusammengewachsen auf den Inselsteinen vorkommen und später thatsächlich organisch verbunden gedacht wurden. Aehnlich denkt sich der Verfasser die Entstehung des Minotaurus.

Der Einfluß des semitischen Orients auf diesen Bilderkreis erscheint verschwindend gering, zudem jüngeren Ursprungs. Die Hauptmasse desselben ist so offenbar arischen Geistes und Gepräges, daß der Schluß, die Träger dieser Kunst als Arier, und zwar als Arier von reiner Abstammung anzusehen, sich mit Nothwendigkeit ergiebt. Dieser Schluß erhärtet sich, wenn wir unter den äußerst wenigen mythologischen Darstellungen der Inselsteine zweimal den gefesselten, vom Geier gequälten Prometheus erblicken und also eine Sage von unbestritten arischer Wurzel so frühzeitig schon in vollendeter Ausbildung dargestellt sehen. Es entsteht nun die Frage: „Welchem Volke gehört diese Gemmenkunst mit ihrer Bilderschrift an? Wenn sie auf den Boden Griechenlands und der Inseln beschränkt war, wenn sie arisches Gepräge trägt, kann sie schlechtweg als griechisch bezeichnet werden?“

Die Cultur, welche den bisher betrachteten Kunstleistungen entspricht und sich aus ihnen ergiebt, zeigt wohl einen gemeinsamen Grundton mit der homerischen Welt (Kämpfe, Jagden, Wagenfahrten sind auch ihr heroischer Hauptinhalt), steht aber in jedem besonderen Zuge noch weit hinter derselben zurück. Tracht und Bewaffnung der Männer stimmt weder mit der achäisch-jonischen, noch mit der des semitisch-egyptischen Orients, und dasselbe gilt von der vollständigeren, doch nicht minder eigenartigen Frauentracht, zu welcher uns die altpersische Gewandung Analogieen bietet. Eigentlichen Vergleichungsstoff gewährt erst die Cultur der arischen Bevölkerung Indiens, die auch in geistiger Beziehung bereits entscheidende Aufschlüsse und Parallelen hergab. Milchhöfer verhehlt sich nicht, daß derartige Operationen „von vornherein vielfachem Mißtrauen und Mißverständniß ausgesetzt sind“, und daß das reiche Material, welches uns hier zur Vergleichung vorliegt, verhältnißmäßig sehr jungen Ursprungs ist; er stützt sich aber auf die außerordentliche Stabilität der materiellen wie der geistigen Existenz, jene frühzeitige Erstarrung in uralten Formen, welcher Indien nicht minder wie der übrige Orient und Egypten anheimfiel. Dennoch können wir hier, wie früher gegenüber dem „phrygischen“ Stile der mykenischen Ornamentik, das Bedenken nicht unterdrücken, welches die Herleitung uralter Kunstweisen von

Formen, die uns nur in jüngerer Ueberlieferung vorliegen, umsomehr erwecken muß, als auch dieses Gebiet, wie der Verfasser selbst zugiebt, nur „andeutungsweise" behandelt ist. Hier also, in Indien, findet er nicht nur jenen pferdeköpfigen wirklichen Dämon, der auf den Inselsteinen (jedoch mit Vogelkörper!) so häufig ist, sondern namentlich die charakteristischen Gewandstücke der ältesten kunstgeschichtlich bezeugten Bewohner Griechenlands. Den Lendenschurz der Männer und das den Oberkörper nackt lassende, die Beine hülsenartig umschließende Costüm der Frauen. Es kann nicht geleugnet werden, daß in den indischen und mykenischen Frauenfiguren, welche Milchhöfer auf S. 102 seines Buches zusammenstellt, eine gewisse Uebereinstimmung sich zeigt, aber von Beweiskraft ist sie doch noch weit entfernt, auch wenn wir auf den großen Altersunterschied nicht weiter Gewicht legen. Ueberdies verkennt der Autor selbst nicht, daß uns die Mittelglieder fehlen, welche zu diesem Gegenbild in weiter Ferne hinüberführen müssen, er hofft aber, daß die weitere Durchforschung der arischen Zwischenländer eine innige Verknüpfung der beiden Endpunkte ergeben werde. Wir vermissen also in der ältesten Cultur auf griechischem Boden, was für den nationalen Charakter der homerischen Griechen am bezeichnendsten ist: Waffenrüstung und volle Bekleidung. Wir vermissen ferner diejenige Form des griechischen Götterſystems, in welcher Athene und Apollo epochemachend hervortreten, und finden dagegen fast in unbeschränkter Alleinherrschaft jene elementaren, vandämonistischen und großentheils monstrosen Vorstellungen, welche in der homerischen Periode wie etwas Ueberwundenes zurücktreten. Scheiden wir von diesen materiellen und geistigen Elementen aus, was sich als arisches Gemeingut vor der Völkertrennung nachweisen läßt, so zeigt sich nur eine sehr geringe Entfaltung desjenigen Stammes, der sich von den arischen Völkern zuerst auf griechischem Boden angesiedelt hat. Wenn sich nun auf demselben Boden in der Form des Hellenenthums neue Keime zu eigenartiger und hoher Blüthe entwickelt haben, so kann dies nur innerhalb gleichartiger, stammverwandter Volkstheile stattgefunden haben. „Aber diese neuen Ansätze werden sich schwerlich anders erklären lassen, als durch den Zuzug frischer höher begabter Kräfte, die bisher im Hintergrunde standen." Es scheint dem Autor daher unvermeidlich, nebst den Dorern auch die andern Griechenstämme von einer homogenen Grundbevölkerung zu scheiden, welche längst vor denselben ihre Wohnsitze über Griechenland ausgebreitet hatte. Zu diesem Zweck verwendet er vom geschichtlichen Standpunkte aus den Namen und Volksbegriff der Pelasger, mit welchem leider vielfach Mißbrauch getrieben und von Niebuhr bis auf Kiepert so zahlreiche Operationen verknüpft wurden, daß eine Verständigung schier unmöglich scheint. Indeß haben die Alten niemals die Erinnerung daran verloren, daß die „göttlichen Pelasger" einst den Grundstock der Bevölkerung Griechenlands bildeten, und wenn man nun die authentisch überlieferten Merkmale der Pelasgerzeit mit dem aus den ältesten Kunstdenkmälern gewonnenen Culturbilde vergleicht,

ergiebt sich die volle Bestätigung des Zusammenhanges und eine willkommene Ergänzung der letzteren Tradition. Der unsichtbare pelasgische Zeus manifestirt sich hier wenigstens in seinen Wahrzeichen, zumal in dem Attribute der Doppelaxt oder des Hammers, der als Symbol des Blitzes weit über die Grenzen des griechischen und kleinasiatischen Arierthumes hinausgeht. Die Einwanderung der Pelasger läßt unser Autor aus Kleinasien und zwar über den Hellespont erfolgen, „die eigentlich hellenischen Stämme, welche wir von den Pelasgern nicht allzuweit trennen dürfen, wurden vielleicht über den Bosporus hinweg zunächst weiter nach Norden abgelenkt". (?) — So wäre denn die älteste Cultur Griechenlands zwar nicht ungriechisch, aber doch vorgriechisch, ein zweideutiger Begriff, der uns die räthselhaften Pelasger vorläufig noch nicht erheblich näher rückt.

Wie die mykenischen Funde lehren, fand die pelasgische Cultur in Griechenland Bereicherung durch den Contact mit der entwickelteren arischen Bevölkerung Kleinasiens (Phrygiens?) und mit dem stammfremden Orient. Diese reichere Entwickelungsstufe, welche vom Mythus in der Perseus- und Pelopssage historisirt wird, ist durch Mykenae nur für unsere Erkenntniß der Stilarten repräsentirt; ein Fabrikationscentrum war weder hier noch in einem andern Theile des Peloponnes. Der Ort, wo die Hauptströmungen zusammengeflossen sind, ist nicht auf dem Festland, sondern auf einer der größeren Inseln im Süden des griechischen Archipel zu suchen. Cypern wird aus nationalen und künstlerischen Gründen von vornherein abzuweisen sein; aber auch für Rhodus fehlt uns jedes Mittel, um dem pelasgischen Element neben den concurrirenden Völkerschaften hervorragende Vertretung zu sichern. Dagegen erfüllt Kreta im reichen Maße alle Bedingungen für die Annahme, daß hier der Zusammenfluß jener befruchtenden Ströme stattgefunden. In den Grundlagen, auf welchen ein politisches Centrum, wie die minoische Herrschaft, die älteste Thatsache nationaler Geschichte auf griechischem Boden, erwuchs, finden sich in historischer Ueberlieferung jene Elemente und Beziehungen wieder, aus denen sich kunstgeschichtlich betrachtet die Gesammterscheinung der ältesten Cultur in Griechenland ergiebt. Auf dem Kreuzungspunkt aller großen Seewege des östlichen Mittelmeeres gelegen, öffnet sich Kreta gegen Griechenland, Kleinasien, Phönikien, Egypten und Italien hin, am zugänglichsten jedoch für die Einflüsse Kleinasiens, woher wahrscheinlich auch die erste arische Bevölkerung der Insel stammt. Der phönikische Einfluß, dem früher wohl das ganze Reich des Minos zugeschrieben wurde, erscheint daneben viel geringer, jedenfalls wurden fremdartige semitische Elemente auch hier wie in Griechenland assimilirt und verarbeitet, nicht selbstständig fortgepflanzt. Die Beziehungen zwischen Kreta und Mykenae, resp. dem griechischen Continent, lassen sich nur an den Fäden zahlreicher mythischer Verbindungen verfolgen; doch erscheint die Thatsache eines regen Kunstimports auch sonst nach dieser Richtung gesichert. „In Volksthum, Sage und Kunst vollzog sich auf Kreta eine folgenreiche Verbindung von Gegensätzen, in denen nicht

unverwandte, aber doch hinreichend lang getrennte Bestandtheile zusammengeführt werden, um lebensfähige Neubildungen zu erzeugen: im ethnologischen Sinne das rauhe spröde Pelasgerthum und das erregbare asiatisch-arische Element, im Religiösen namentlich der pelasgische Zeus und die idäische Naturgöttin mit ihrem orgiastischen Gefolge, im Technischen der eckige, trockene, an hartem Material geübte pelasgische Stil und die biegsame, phantastische, asiatische Metallkunst."

Allein das aufgestellte System der ältesten Kunstentwickelung in Griechenland besteht die Probe seiner praktischen Zuverlässigkeit erst dann, wenn es gelingt, die Kluft zwischen jenen Anfangserscheinungen und der specifisch hellenischen Cultur zu überbrücken und den Uebergang vom Fremdartigen zu vertrauteren Formen als naturgemäße Fortentwickelung fruchtbar darzustellen.

Dies unternimmt der Autor in einer zunächst dem homerischen Zeitalter gewidmeten Fortsetzung seiner Studien. Einen ersten Fortschritt erkennt er in der architektonischen Gliederung der mykenischen Bauwerke (Löwenthor, Tholosbauten), wo sich in der Belebung der Flächen durch Halbsäulen und Profile, in der giebelartigen Entlastungsöffnung über den Portalen und deren stilvollen Figurenschmuck gegenüber dem rein decorativen Grundcharakter der Gräberfunde unzweifelhaft eine jüngere Periode ankündigt. Zur ferneren Füllung jener Lücke dient, bei dem Mangel plastischer Arbeiten, die über das 7. Jahrhundert zurückliegen, eine Kunstthätigkeit, die von der übereinstimmenden Tradition des Alterthums vorzugsweise an Kreta, speciell an den Namen des Dädalus geknüpft wird, die uralte Technik des Schnitzens, Gravirens und Einlegens in harten Stoffen auf trockenem und kaltem Wege, daneben wohl auch des Treibens und Ueberziehens von Blechen. Gefäße und Waffen aus Mykenae, namentlich eine Dolchklinge mit figurenreicher und lebhafter Darstellung einer Löwenjagd beruhen einerseits noch augenfällig auf der pelasgischen Cultur und rücken uns andererseits bereits mitten in jene Kunstanschauung, welche den homerischen Sängern, zumal in der Beschreibung des achilleïschen Schildes, geläufig war.

Die fühlbarste Kluft scheidet jedoch in religiöser und mythischer Beziehung die alte von der neueren Zeit. Die homerische Dichtung ist gesättigt mit nationalem Gehalt. Eine fertige Welt mit seltsam gefestigten, ja sogar überreifen Zuständen in olympischen wie in irdischen Dingen sondert sich scharf von der unmittelbar vorhergehenden Epoche, die noch auf der Grundlage einer vagen, vielfach ungeläuterten, dämonistischen Naturanschauung beruht. Hier muß eine Kraft, welche die schwankenden Gestalten des mythischen Bewußtseins regelte und vermenschlichte, thätig gewesen sein, und hier ist der Punkt, wo wir den Eintritt hellenischer Stämme mit ihren bevorzugten Gottheiten (Athene, Apollon, Hera), namentlich des Jonierthums, und im Zusammenhang mit letzterem insbesondere die Erscheinung des epischen Gesanges als zunftmäßige Kunstform zu Hilfe nehmen müssen. Die homerische

Epik, eine aus rationaler und künstlerischer Tendenz eklektisirende Poesie, steht in ausgesprochenem Gegensatz zu den ungeläuterten, volksthümlichen Vorstellungen, die wir aus den weitverbreiteten, amuletartigen Producten der Steinschneidekunst kennen lernen. Sie ist trotz ihrer Unmittelbarkeit und Frische von jener ältesten mythenbildenden Naturanschauung bereits unendlich weit entfernt, und die vereinzelten Züge aus uralt-volksthümlichen Vorstellungsgebieten ragen wie Reste einer überwundenen Epoche in diese Kunstdichtung hinein. Um so bedeutsamer tritt die Verwendung rein begrifflicher Personificationen und Allegorien auf, welche sicher nicht auf volksthümlichem Boden erwachsen, sondern sozusagen modernen Ursprungs sind. Auch in der Behandlung und Gruppirung der Göttergestalten waltet ein bestimmtes eklektisches Princip. Gerade die Mächte des Erdsegens und der Flur, der Feuchtigkeit, der Flüsse und Gewässer, welche im religiösen Leben der Alten den ersten und ausgedehntesten Platz einnahmen (Demeter, Dionysos, Poseidon, Hermes, Dioskuren) spielen eine mehr als untergeordnete Rolle gegenüber den Gestalten von ethischer Bedeutung: Zeus, Hera, Athene, Apollon*). Die offenbare Absicht der Sänger ist die, Lehrer des Volks zu sein im Sinne einer geläuterten, höheren Weltanschauung, weshalb eigentlich kein Unterschied zwischen Priestern und Dichtern besteht, oder vielmehr die ersteren in den letzteren aufgingen.

Man wird zugeben, dies Alles hat die größte Wahrscheinlichkeit, aber es bleibt noch manches Dunkel aufzuhellen, manche naheliegende Frage unbeantwortet. Wo haben sich die glücklichen hellenischen Stämme vor ihrem Auftreten in Griechenland zuletzt befunden, wo jene reineren Götterbegriffe aufgenommen oder ausgebildet? Milchhöfer läßt sie recht aus Verlegenheit plötzlich eintreten, ja man kann sagen, beinahe vom Himmel fallen, um als dii ex machina die unvereinbaren Gegensätze der älteren und der jüngeren Epoche auszugleichen.

Den Einfluß des Epos und der Dichtung überhaupt auf die älteste Kunst der Griechen denkt sich unser Autor sehr gering. Er bevorzugt „ästhetische Vorurtheile" abweisend, das technisch-mechanische Moment bei der Entstehung der Compositionen aus gegebenen Motiven, die sich selbstständig mit immer neuem mythischen Gehalt erfüllen und so von keimartigen Anfängen aus organisch emporwuchsen. Dabei läßt er unser bisheriges Lieblingsmaterial, die bemalten Vasen, mit Geringschätzung bei Seite und erläutert die Typik der archäischen Kunst an den spärlichen Resten und Zeugnissen von dädalischer Technik. Nur die Klasse der „kyrenäischen" Vasen spricht er von einer gewissen Erstarrung, die dem Begriff des Archäisirens schon sehr nahe kommt, frei und sucht dieselben ihrem Inhalt, Stil und

*) Die späteren Mysterien, in deren Mittelpunkt Demeter steht, sind denn nichts anderes, „als eine dogmatisch umgebildete und ausgedeutete Reaction jener ältesten Naturmächte".

ornamentalen Charakter nach mit den älteſten, namentlich kretiſchen Gemmen, mit einer merkwürdigen kretiſchen Bronzeplatte und den urkundlich überlieferten Werken der Dädaliden, endlich mit altſpartaniſchen Kunſtwerken in ſehr nahen Zuſammenhang zu bringen. Dieſer älteſte geſchloſſene Kreis der bildlichen Tradition enthält einen Vorrath von Grundformen, die dann an jüngeren Productionscentren, namentlich in Korinth, Halkis, Attika übernommen und weiter ausgeſtaltet wurden. Die Verbreitung älteſter Typen über Hellas und die Colonieen iſt nicht etwa auf dem Wege des Maſſenimports zu erklären, wie bei den korinthiſchen und attiſchen Thongefäßen, ſondern der handwerkliche und ſchulmäßige Zuſammenhang, ausgedrückt durch die Wanderungen der Dädaliden, hat die Fäden gewoben, welche gewiſſermaßen die Grundtextur für zahlreiche neue Anknüpfungen abgaben. Das dädaliſche Kunſthandwerk ſtellt, bis in hiſtoriſche Zeiten hinein, eine Continuität der Entwickelung her, welche die Kluft von Jahrhunderten, namentlich das Dunkel der auf die Archäerzeit folgenden Periode ausfüllt und in der lange Zeit fortdauernden Einwirkung Kretas auf die geiſtlichen Angelegenheiten Griechenlands eine beachtenswerthe Parallelerſcheinung beſitzt.

Allein nicht nur für Griechenland hatte Kreta eine, auf den alterthümlich conſervativen Zuſtänden der Inſel beruhende, vorbildliche Autorität. Auch den Antheil Italiens an dem Typenkreiſe der älteſten in Griechenland nachweisbaren Kunſt möchte Milchhöfer kretiſchen oder peloponneſiſchen Einflüſſen zuſchreiben. Was endlich die Etrusker betrifft, ſo nehmen ſie nach ſeiner Hypotheſe eine eigenartige, aber keineswegs räthſelhafte Stellung ein. Ihre Sprache hat zwar bisher jede Auskunft über die ethnologiſche Verwandtſchaft der Völker verweigert, doch auch der materielle Nachlaß derſelben, die etruskiſche Kunſt, enthält Thatſachen, deren Wurzeln nicht wandelbarer ſind als die der Sprache, und die ein Urtheil über den Urſprung und Charakter ihrer Träger wohl ermöglichen. Vergleicht man die Anfänge griechiſcher Kunſt mit der älteſten etruskiſchen Cultur, ſo erklärt ſich eine Reihe gemeinſamer Züge nur unter der Vorausſetzung, daß ſich urſprünglich homogene Standeselemente in getrennter Entwickelung fortbewegt haben, eine Trennung, die zu weſentlich verſchiedenen Reſultaten führen mußte, ohne doch die Uebereinſtimmung gewiſſer Grundformen und Erſcheinungen völlig zu verwiſchen. So erſcheint die Cultur der Etrusker als eine directe, wenn auch iſolirte Fortſetzung zur vorhelleniſchen, das Volk ſelbſt als eine Verbindung pelasgiſcher und aſiatiſch-ariſcher Beſtandtheile, ein auf griechiſch-aſiatiſchem Grenzgebiet erwachſenes Miſchvolk. Dies ſucht der Verfaſſer namentlich durch die Uebereinſtimmung ſepulcraler Vorſtellungen, die zwiſchen Kleinaſien (Lykien), Griechenland und Etrurien vermitteln, wahrſcheinlich zu machen. „Während ſpäter das Hellenenthum ſich weit darüber hinaus zu ſelbſtſtändiger Umbildung des Gegebenen erhob, verharrte das Etruskerthum in gewiſſem Sinne trotz aller äußeren Anſtöße ſtets auf demſelben Niveau. Mit formalem und doch nicht künſtleriſchem Talent ausgeſtattet, mit einer Neigung zum

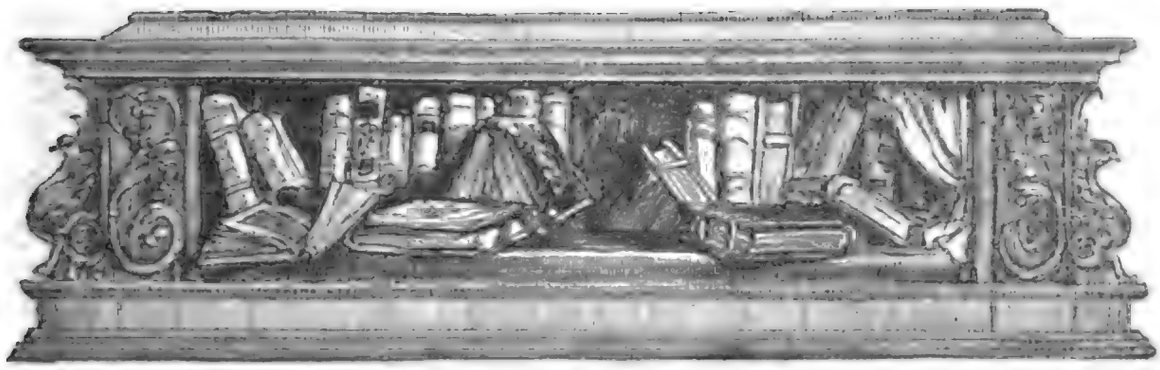
Phantastischen ohne eigentliche schöpferische Phantasie, nicht ungelehrig in der Aneignung homogener Entwickelungsformen, bewahrte Etrurien fortwährend den Charakter einer barocken Mischcultur, deren äußere Ausdrucksmittel kaum über das decorative Gebiet hinausgingen. Für die Einführung des zwiefachen Volkselementes und die Herleitung desselben aus dem griechischen Archipel werden nun auch die Stimmen des Alterthums, doch ohne den Werth derselben im Einzelnen kritisch zu prüfen, herbeigezogen. Die Fragen, wie und wo sich jene Mischung pelasgischer und asiatischer Elemente im Besonderen vollzog, ob dieselben auf dem Land- oder Seeweg nach Italien gelangten, läßt unser Autor vorläufig unbeantwortet und begnügt sich festzustellen, in welcher Richtung die Sprachwissenschaft Mittel und Wege suchen müsse, um hier weitere Entscheidung zu fällen. Im räthselhaften etruskischen Idiom müsse eine Kreuzung zweier Sprachen, einer indoeuropäischen und einer kleinasiatischen vorliegen.

Milchhöfer formulirt die Hauptresultate seiner Studien in der Einleitung wie folgt: „Auf dem Boden Griechenlands finden wir von jeher, soweit das vorhandene Material uns leitet, einen festen Stamm localer Production vertreten. Derselbe läßt sich als Eigenthum einer arischen (indo-europäischen) Grundbevölkerung erweisen. Die inneren Berührungspunkte mit auswärtigen benachbarten Culturvölkern regeln sich in erster Linie nach Maßgabe der Stammesverwandtschaft. Erst an zweiter Stelle kommen für äußerliche Formenbereicherung die Einflüsse des nicht-arischen Orients in Betracht. Am intensivsten vollzog sich die Mischung der genannten Elemente an solchen Punkten, welche geographisch die geeignetste Mittelstellung und zugleich historisch den Schauplatz der ältesten in Griechenland nachweisbaren selbstständigen Entwickelung bezeichnen. Die hellenische Kunst im engeren Sinne endlich beruht keineswegs auf lauter neuen Anfängen, sondern ist überwiegend an das Vorhergehende gebunden. Alle diese Beziehungen und Vorgänge finden ihr verwandtestes Gegenbild in der volksthümlichen Religionsgeschichte und Mythologie."

Von diesen Schlußsätzen dünkt uns der zweite und dritte, welcher den fast exclusiven, um nicht zu sagen nationalen Charakter der pelasgischen Kunst und Cultur betont, am bedeutsamsten; weiterhin verflacht sich das Ergebniß bis zu Gemeinplätzen, die manche Phrase im Buche selbst wiederspiegeln. Fassen wir unser Urtheil über dasselbe zusammen, so müssen wir sagen: es ist eine Leistung, wie sie bei dem gegenwärtigen lückenhaften Bestand unserer Kenntniß eben möglich war. Es hätte wohl in einer etwas strengeren Form, sonst aber schwerlich viel besser geschrieben werden können, als es vorliegt — wenn es geschrieben werden mußte! Jedenfalls bringt es eine Reihe werthvoller Anregungen und löst so das Versprechen des Autors ein, aber diese wären auch mit Verzicht auf die Buchform und den anspruchsvollen Titel dort, wohin solche Studien ihrem Wesen nach gehören, nicht unbeachtet und unfruchtbar geblieben. Sie hätten dort ruhig wachsen

und ausreifen können, bis der Zeitpunkt gekommen wäre, sie einem größeren Publikum vorzulegen. Wir sind weit davon entfernt, den Vorwurf der Buchmacherei zu erheben, müssen uns aber einer solchen wenigstens formell abgeschlossenen Erscheinung gegenüber das Recht einer strengeren Beurtheilung wahren. Als einen Hauptmangel des Buches müssen wir es bezeichnen, daß fast alle darin betrachteten Erscheinungen schlechtweg als „prähistorisch", wie der bequeme Ausdruck lautet, behandelt sind und fast nirgends auch nur der Anlauf zu einer chronologischen Verknüpfung mit geschichtlichen Thatsachen gemacht wird. Und doch wäre gerade dies die Aufgabe einer abgerundeten Darstellung, die sich durch andeutungsweise Behandlung ihre Sache ohnehin leichter macht.

Wir verzichten hier darauf, die neuen Thesen an einzelnen Punkten anzugreifen; auf verschiedene schwache Stellen ist schon im Verlauf unserer Uebersicht hin und wieder verwiesen worden. Es liegt übrigens in der Natur solcher Untersuchungen, daß sich das Beste, was sie bringen, nur zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit erhebt. Immerhin bleibt die Arbeit ein anerkennenswerther Versuch, die Anfänge griechischer Kunst und Cultur auf Grund eines reichen, neugewonnenen Materials skizzenhaft zu reconstruiren. Als solcher steht sie auf der Höhe moderner Wissenschaft und wird diese behaupten, bis der Boden Griechenlands und der Inseln und Küsten, die es umgeben, ringsum so gründlich aufgelockert ist, wie es durch Schliemann an einigen Stellen geschehen.



Die neueſten Romane von Daudet und Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

II.

La Joie de vivre von Emil Zola*).

Emil Zola macht zu allen ſeinen Romanen die gründlichſten Studien. Wenn er die Markthallen, eine Waſchanſtalt, ein ſtädtiſches Krankenhaus, die Couliſſen eines kleinen Theaters, das Dienſtbotengelaß eines beſcheidenen bürgerlichen Hausſtandes, ein großartiges Modegeſchäft und dergleichen ſchildern will, ſo begnügt er ſich nicht damit, dieſe Dinge genau anzuſehen und ſo auf ſich wirken zu laſſen, wie ſie auf denjenigen, der in dieſem Raume nicht heimiſch iſt, eben wirken müſſen; er begnügt ſich nicht damit, uns den Geſammteindruck zu ſchildern, er erſpäht und durchforſcht ein jedes Winkelchen. Nichts entgeht ſeinem ſcharfen Auge, alles erſcheint ihm intereſſant und beachtenswerth; und wenn er ſich mit der Fülle neuer Wahrnehmungen und neuer Eindrücke ganz vollgepfropft hat, dann empfindet er das Bedürfniß, das eben erworbene Gut möglichſt ſchnell ſchriftſtelleriſch wieder umzuſetzen. Dann hält er auch alles, was ihn intereſſirt hat, für mittheilenswerth.

Man kann von dem Romanſchriftſteller, deſſen Erfindung ſich auf dem unbegrenzten Felde der Vergangenheit und der ganzen modernen Geſellſchaft bewegt, nicht verlangen, daß er, wenn er ſich die Behandlung eines beſtimmten Stoffes zur Aufgabe ſtellt, alle dabei in Frage kommenden äußerlichen Umſtände ganz genau beherrſche und ſich alle dazu erforderlichen Kenntniſſe ſchon zu eigen gemacht habe; er wird vielmehr genöthigt ſein,

*) Paris, G. Charpentier u. Cie. 1884.

zu einem jeden neuen ernsten Werke besondere Studien vorzunehmen. Der geschmackvolle Erzähler wird aber vor allem dafür Sorge zu tragen haben, daß er den Leser nicht in jedem Augenblicke an diese Vorarbeiten, an diese nothwendigen Geheimnisse des Handwerks erinnere. Der Leser soll nicht bei jedem Anlasse mit der Nase auf das Notizbuch des Schriftstellers gestoßen werden. Dieses absichtliche Auskramen von Kenntnissen, denen man sofort anmerkt, daß sie allerjüngsten Datums sind, hat etwas protzenhaft Beleidigendes. Es ist die Renommirsucht des eitlen Emporkömmlings, der vor einem jeden Fremden seinen Reichthum, weil er ihm selbst noch etwas Neues und Fremdes ist, ausbreiten muß; es ist der Drang des Autodidakten, wie ihn Gutzkow einmal sehr gut bezeichnet hat, „die eben eingenommene Ladung schnell zu löschen, damit das leichte Fahrzeug nicht kentere", wie ihn auch Schiller in den Distichen geißelt:

„Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!"

Diese Unart ist an Zola scharf zu rügen. In jüngster Zeit hat er sich, nachdem er sich vom Studium des Modebazars in „Au Bonheur des Dames" gründlich erholt hatte, eingehend mit Schopenhauer und Anatomie beschäftigt, und sein neuester Roman ist von der ersten Seite bis zur letzten nichts weiter, als eine Darlegung der finsteren Weltanschauung Schopenhauers, als ein klinisches Tagebuch: und da ihn die Anatomie unbedingt lebhafter angesprochen hat als die Stoffe zu Damentoiletten, so giebt er von seiner jüngsten Errungenschaft hier auch noch mehr aus als früher. Er treibt mit dem Rechte der epischen Breite geradezu Mißbrauch.

An Schopenhauer müssen wir auch denken, wenn wir den Titel „la Joie de vivre" übersetzen wollen. Zola stellt seinen Uebersetzern mit den Titeln, die er seinen Romanen beilegt, immer sehr schwierige Aufgaben: „La Curée", „L'Assommoir", „Pot-Bouille" sind gar nicht zu übersetzen, und auch die Uebersetzungen von „Une Page d'Amour" und „Au Bonheur des Dames" hat ihre Mißlichkeiten. Mit „la Joie de vivre" verhält es sich nicht anders. Es ist natürlich bittere Ironie; von „Lebensfreude" und Lebensfreudigkeit ist in dem Buche nirgends die Rede. Vielleicht würde man dem Richtigen nahe kommen, wenn man den Titel, anknüpfend an Schopenhauers Lehre von der „Nichtigkeit des Daseins", mit „die Freude am Dasein" übersetzen wollte.

Zola betrachtet einen jeden seiner neuen Romane, der zwar in sich abgeschlossen und ganz selbstständig sein soll, doch nur als einen Theil des großen Gesammtwerkes, das er in einer langen Reihe von Erzählungen auszuführen den Vorsatz gefaßt hat, und das den Titel führt: „Die Rougon-

Macquart, Natur- und Socialgeſchichte einer Familie unter dem zweiten Kaiſerreich.“ Wir haben in den früheren Bänden geſehen, wie er dieſe Geſchichte an den Abkommen der Adelheid Fouque, die, mit dem Bauern Rougon vermählt, ein eheliches Kind und in der wilden Ehe mit dem Wilderer Macquart zwei Kinder gezeugt hatte, ſich abſpielen läßt. Wir haben geſehen, wie er gewiſſe beſonders charakteriſtiſche Erſcheinungen unter dem zweiten Kaiſerreiche ſchildert: die Speculationswuth in Grundſtücken, die Gründungen in „la Curée“, das politiſche Streberthum und den Einfluß leichtſinniger Weiber auf die Geſchichte des Staates in „Son Excellence Eugène Rougon“, die Spionage und Polizeiwirthſchaft in „Le ventre de Paris“, die Verderbtheit des Arbeiterſtandes in „L'Assommoir“, die Verderbtheit der Ariſtokratie in „Nana“, die Verderbtheit des Bürgerthums in „Pot-Bouille“, das Verſchlingen des ehrſamen Kleinhandels durch das Ungeheuer der Großinduſtrie in „Au Bonheur des Dames“. In den anderen Romanen des groß gedachten Geſammtwerkes, wie in „Une Page d'Amour“, „La Faute de l'Abbé Mouret“ tritt dieſer Zuſammenhang mit den eigenthümlichen Bildungen und Verbildungen des zweiten Kaiſerreiches weniger ſcharf hervor. Und das ſcheint auch in „La Joie de vivre“ der Fall zu ſein, — es ſei denn, daß Zola die Abſicht gehabt habe, die Ertödtung des Idealismus in der Jugend, die Zerſetzung durch finſteren Peſſimismus und in Folge deſſen die vorzeitige Erſchlaffung, die Zerfahrenheit, Thatloſigkeit, den Lebensüberdruß, gepaart mit einer ſeltenen Angſt vor dem Ende, als Wirkungen der Napoleoniſchen Wirthſchaft hinzuſtellen.

Die Heldin dieſer Geſchichte, Pauline Quenu, gehört zu den illegitimen Sproſſen der Adelheid Fouque. Sie iſt eine Urenkelin des Wilderers Macquart, alſo blutsverwandt mit den Helden in „Le ventre de Paris“, im „Assommoir“, in „Nana“, „Pot-Bouille“ und „Au Bonheur des Dames“. Sie iſt die Tochter der älteren Schweſter von Gervaiſe, der Liſa Macquart, die ſich mit dem Schweinemetzger Quenu verheirathet hatte, und der wir im Roman „Le ventre de Paris“ begegnet ſind. Sie iſt alſo die leibliche Couſine von Nana, der Tochter der Gervaiſe, grundverſchieden in der Hauptſache von dieſer und doch von überraſchender Aehnlichkeit in vielen Beziehungen.

Es iſt ſehr intereſſant zu beobachten, wie Zola in den beiden ganz und gar verſchiedenen Mädchen, in Nana und Pauline, die Blutsverwandtſchaft gezeichnet hat: die ſtarken unbewußten Uebereinſtimmungen in der Grundanlage der beiden Naturen und die völlig von einander abweichende Entwickelung, die dieſe durch ſtarke Einwirkungen, namentlich durch die erſte Erziehung in der Jugend nehmen. Nana, die Tochter der gutmüthigen, aber völlig verlüderten und dem Trunke ergebenen Gervaiſe, die in der Schnaps-Atmoſphäre der Verkommenheit und des Laſters aufwächſt, und kaum den Kinderſchuhen entwachſen, in das wüſteſte Leben der Ausſchweifung hineingeräth, in dem ſie, ohne jemals auch nur eine Regung nach Reinerem verſpürt zu haben, ſchließlich zu Grunde geht, iſt die typiſche Dirne; Pauline,

die Tochter der correcten philisterhaften Frau des ehrsamen Schweinemetzgers Quenu, ist das typische anständige Mädchen.

Aber bei dieser völligen Verschiedenheit haben die Beiden auffallend starke gemeinsame Züge. Zunächst äußerlich: Beide sind üppige, vollsaftige Weiblichkeiten, beide haben daran eine merkwürdige Freude, beide mustern ihren Körper und ihre verborgenen Schönheiten mit froher Neugier und mit ungewohnter Aufmerksamkeit, beide sind sinnliche Naturen. Bei Nana ist die Sinnenlust ungezügelt und heischt Befriedigung; bei Pauline äußert sich diese Eigenthümlichkeit anders: in der aufmerksamen Beobachtung der Thiere, in dem Verlangen, die Geheimnisse des menschlichen Organismus kennen und verstehen zu lernen. Nana nimmt Geliebte, Pauline anatomisch-pathologische Lehrbücher. Beiden gemeinsam ist eine große Gutmüthigkeit, die bei beiden zur Verschwendung verleitet; bei Nana ist diese Verschwendung zweck- und ziellos bis zum Wahnsinn entartet, bei Pauline beschränkt sie sich auf's Wohlthun.

Pauline hat noch von ihren Eltern her das klare Bewußtsein der Zahlen, sie rechnet; aber ihre Herzensgüte siegt über ihre ökonomischen Bedenken. Sie opfert ohne Gewissensbisse und in dem klaren Bewußtsein, daß sie auf's Schnödeste ausgebeutet wird, ihr Vermögen den Personen, die sie lieb hat. Beide haben auch von ihrem wilden Urgroßvater her einen Tropfen überheißen Blutes, der bei Nana weiterwirkt in einer ganzen Kette namenloser Brutalitäten, bei Paulinen aber, durch anständige Empfindung gezügelt, nur einmal gewaltsam losbricht: in der Mißhandlung eines unschuldigen Thieres.

So ist trotz dieser starken Uebereinstimmung zwischen den Beiden Nana ein widerwärtiges, abscheuliches Geschöpf, Pauline, von einigen wenigen Seltsamkeiten abgesehen, durch und durch sympathisch und wahrhaft rührend.

In logischer Folge nimmt die neueste pessimistische Geschichte Zolas denn auch einen andern Verlauf als die früheren. Trotz aller Unbill, die die gutmüthige Pauline erdulden muß, klingt das Buch in einem zwar wehmüthigen, aber doch harmonischen Accorde aus, und über dem Schicksal der gemißhandelten und ausgebeuteten Heldin erglänzt Etwas wie ein sonniger Hauch von Versöhnung.

In einem geradezu meisterhaft geschriebenen Eingangskapitel, das an sich als ein großes Kunstwerk bezeichnet werden muß, führt uns Zola diesmal wiederum in die Provinz, und zwar an die Nordwestküste Frankreichs, an den tückischen Seinebusen, an den vom Canal bespülten, ausgebuchteten Streifen der Normandie. Da nördlich von Caen, bei Bayeux liegt an dem felsigen Strande ein elendes Fischerdorf, das nur noch aus einigen jämmerlichen Baracken besteht und den Namen Bonneville führt. Seit unvordenklichen Zeiten führt das Meer einen unerbittlichen und unaufhörlichen Vernichtungskampf gegen diese kümmerlichen Behausungen der Menschen,

jede Sturmfluth verſchlingt einige davon und drängt die unglücklichen Fiſcher weiter in's Land zurück. Aber der wunderliche, ſchier unbegreifliche menſchliche Starrſinn bietet dem Sturm der Elemente immer wieder Trotz, und anſtatt dem Stärkeren ganz zu weichen, rücken ſie nur ſchrittweiſe mit ihren Herbergen zurück und ſchlagen immer wieder in der unmittelbaren Angriffslinie des Meeres ihre Buden auf. Sie können nur in der beſtändigen Bedrohung durch das Verderben ihr Daſein friſten.

Die geringe Bevölkerung dieſes Dorfes iſt durch und durch verderbt; es ſind Trunkenbolde, Diebe; vierzehnjährige Mädchen werden Mütter — es herrſcht mit einem Worte der Zuſtand völliger ſittlicher Verwahrloſung, äußerſter Jammer, Schmutz und Gemeinheit. Die einzigen anſtändigen Leute ſind der Pfarrer und der Maire Chanteau.

Der Pfarrer Horteur iſt ein prächtiger Typus. Er iſt ein Bauernſohn und ſein ganzes Leben lang ein Bauer geblieben. Mit Kummer ſieht er, wie ſeine Gemeinde dem Böſen gänzlich verfallen iſt, und in den langen Jahren, die er als Hirt dieſer räudigen Schafe nun vollbracht, hat er allmählich alle Hoffnung auf Heilung aufgegeben. Er nimmt ihre Schlechtigkeit hin wie etwas Unabänderliches, thut ſeine Pflicht, beſucht die Kranken, giebt von ſeinem höchſt dürftigen Einkommen noch einen erheblichen Theil an die Aermſten, arbeitet bei Wind und Wetter beſtändig in ſeinem Gemüſegarten, raucht im Verborgenen ſeine Pfeife, beſucht an einem beſtimmten Tage in der Woche regelmäßig den Maire, ſpeiſt da zu Mittag, ſpielt mit ihm Dame und verbraucht ſo in ſteter Entbehrung, in unausgeſetzter harter Arbeit, ohne Freuden, ohne Anregungen, ſein einförmiges Daſein.

Chanteau, der erhebliche Geldverluſte erlitten, hat ſich nach Bonneville zurückgezogen, um da das Gleichgewicht in ſeinem Haushalt wieder herzuſtellen, er iſt zum Maire ernannt worden und ſchließlich an der Scholle kleben geblieben. Chanteau iſt ein gutmüthiger, unbedeutender Menſch, der ſeit Jahren an einem hartnäckigen, boshaften Gichtleiden krankt und dieſem Leiden durch unaufhörliche kleine Diätfehler immer neue Nahrung zuführt. Die Krankheit hat ihn ganz verdummt und alle Energie in ihm zerſtört. Der eigentliche Herr vom Hauſe iſt ſeine Frau, eine kluge, feſt zugreifende Dame, die aus einer adligen Familie ſtammt und das alleinige Regiment im Hauſe führt.

Aus dieſer Ehe iſt ein Kind hervorgegangen, Lazare, der zu Beginn der Handlung ſoeben das Abiturientenexamen gemacht hat und nun im Begriff ſteht, ſich für einen Beruf zu entſcheiden. Lazare fühlt in ſich den Drang, Künſtler zu werden, er hat auch eine gewiſſe muſikaliſche Anlage, und wie alle verworrenen Dilettanten macht er ſich ſogleich an die ſchwierigſte Aufgabe: er ſchreibt die Skizze zu einer großartigen Symphonie, welche den „Jammer des menſchlichen Daſeins" veranſchaulichen ſoll; namentlich auf das Finale, den „Zug des Todes", bildet er ſich ſehr viel ein. Die Eltern wünſchen natürlich, daß ihr Sohn einen Beruf ergreife, der ein etwas ge-

ſicherteres Einkommen in Ausſicht ſtellt als die unberechenbare Zukunft des Künſtlers; und ſchon jetzt, an der Schwelle des Jünglingsalters, zeigt ſich der charakteriſtiſche Zug Lazares, der ſein ganzes Leben beſtimmen ſoll: die Zerfahrenheit, die Pfuſchernatur, die Begeiſterung für jede neue Thätigkeit, die ſchnelle Abſpannung, der Ekel, die entſchiedene Abwendung davon, die abermalige Begeiſterung für das Kommende, bis zum abermaligen Ueberdruß.

Der einzige Dienſtbote des Hauſes iſt die mürriſche, aber hundetreue Köchin Veronika, die nie ein freundliches Geſicht macht, immer ſchimpft, auf alles, was geſchieht, wüthend iſt, aber ſich trotzdem gar nicht vorſtellen kann, daß ſie unter andern Bedingungen und in einer andern Umgebung athmen könne. Außerdem zählt der Hausſtand noch zwei Köpfe: einen großen mächtigen treuen Hund, Mathieu, und eine Katze, die beſtändig Junge zur Welt bringt und ſich den ganzen Tag ſauber putzt. Ein regelmäßiger Gaſt im Hauſe iſt der Doctor aus dem benachbarten Flecken, Cazenove, ein alter Marinearzt, ein grundehrlicher Mann, der den kranken Chanteau treulich pflegt und am Samſtag niemals an dem Familientiſche fehlt.

In dieſes reizloſe und langweilige Haus wird nun die Heldin unſerer Geſchichte, Pauline Quenu, eingeführt. Sie iſt plötzlich Waiſe geworden. Ihre Mutter iſt vor einem halben Jahre geſtorben und ihr Vater hat deren Tod nicht überleben können. Der wohlbeleibte Schlächtermeiſter Quenu iſt am Schlagfuß geſtorben.

Chanteau, ein Anverwandter, iſt zum Vormund der Kleinen eingeſetzt worden. Madame Chanteau iſt mit den nöthigen Vollmachten nach Paris gereiſt, da ihr Mann ſich wegen ſeines Gichtleidens nicht vom Flecke bewegen kann, und ſie hat da in kürzeſter Zeit alles in Ordnung gebracht. Sie hat die Erbſchaft regulirt, das Geſchäft verkauft und bringt die kleine Pauline mit einem Vermögen von 150 000 Franken, in ſicheren Papieren wohl angelegt, nach Bonneville. Von den Zinſen hat die Kleine eine anſtändige, aber keineswegs übertriebene Penſion an die Familie Chanteau zu entrichten, die den jetzt etwas bedrängten Leuten gar nicht unangenehm iſt. Im Uebrigen ſind ſie grundehrlich, und Madame Chanteau betont, als ſie in Gegenwart der kleinen Pauline die Werthpapiere in eine alte kreiſchende Kommode verſchließt, mit einer gewiſſen ſalbungsvollen Feierlichkeit, daß das Geld bei ihr gut aufgehoben ſei, und daß es ihr auf Heller und Pfennig an dem Tage ihrer Mündigkeit, da ſie darüber verfügen könne, ausgehändigt werden würde. Die kleine Pauline iſt ein entzückendes Kind. Sie zählt zu dieſer Zeit etwa zehn bis elf Jahre, ſie hat ein offenes, treuherziges, freies Weſen und ein waches Auge für die Großartigkeit der Natur. Der Anblick des Meeres macht einen tiefen, mächtigen, erſchütternden Eindruck auf ſie. Mit Lazare, der etwa acht bis neun Jahre älter iſt als ſie, befreundet ſie ſich ſchnell, und zwiſchen den Beiden entſpinnt ſich bald ein zärtliches, geſchwiſterliches Verhältniß. Pauline iſt ein ſehr aufgewecktes, kluges, gutes Kind. Mit rührender Hingabe pflegt ſie den Onkel Chanteau,

dessen Heulen, Winseln und Schreien sonst alle Angehörigen des Hauses aus dem Krankenzimmer verjagt. Niemand weiß behutsamer mit ihm umzugehen, niemand ist geduldiger und geschickter als sie.

Ihr frühreifer Verstand kommt auch ihrem Freunde Lazare zu gute, der noch immer nicht weiß, was er eigentlich mit sich anfangen soll. Sie redet ihm die musikalischen Grillen aus und bestimmt ihn, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon ablegt, dazu, Medicin zu studiren. Pauline ist wie der Säugling in der reizenden Novelle von Bret Harte, der gute Engel des Hauses. Chanteau, dessen Frau, Lazare, der Hund und die Katze, alle vergöttern sie; nur Veronika, die Köchin, ist über die Veränderung im Hause wie über alles in der Welt ungehalten und verdrießlich.

Alle diese Verhältnisse und Persönlichkeiten werden von Zola mit wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit geschildert, und auch an diesem Roman ist der Aufbau mit den wärmsten Worten zu rühmen. Diese ersten Kapitel sind lichtvoll und gesättigt. Da ist nichts Gesuchtes; Zola schöpft aus dem Vollen; es ist ein Extract, aus dessen Aufguß andere Erzähler einen ganzen Band machen würden; und mit der vollen Freude über das künstlerische Gelingen hat man zugleich das Bedauern, daß Zola sich nicht auf solche Schilderungen beschränken kann, daß er immer wieder den unwiderstehlichen Drang spürt, das Geschlechtliche in einer verletzenden Weise in seine Erzählung hineinzuziehen. Dieses Haus, diese Familie, das ist so echt, so anschaulich wie nur möglich; das Gewöhnliche und Alltägliche, das in seiner Wahrheit von Jedermann nachempfunden wird, wirkt in dieser bedeutenden Schilderung eigenartig und reizvoll.

Wie gewöhnlich kommt auch in diesem Jahre aus dem benachbarten Caen die Tochter des wohlsituirten Bankiers Thibaudier, Luise, auf ein paar Wochen zu Chanteaus. Sie ist ungefähr im Alter Paulinens, sie wird in einer Pension erzogen, ein hübsches Kind, unschuldig kokett, und erweckt durch die Art und Weise, wie sie mit Lazare verkehrt und wie dieser auf ihre unbewußten weiblichen Kunststücke antwortet, Paulinens kindliche Eifersucht. Pauline fühlt sich, wenn sie die Beiden beobachtet, entsetzlich unglücklich; eines Tages verläßt sie den Tisch, läuft nach dem Hofe und prügelt in wahnsinniger Wuth den armen Hund durch. Das ist ein Blutstropfen des wilden Ahnherrn, des Schmugglers und Wilddiebes Macquart. Aber Pauline beruhigt sich wieder. Luise kehrt zu den Ihrigen zurück, und Lazare geht nach Paris, um sich dort dem Studium der Medicin zu widmen.

In den ersten Ferien kommt er als ein gänzlich Veränderter wieder. Er hat in Paris das richtige Bummelleben geführt, er ist gänzlich blasirt, er nennt die Professoren Ignoranten und Esel, bezeichnet den Fortschritt der Wissenschaft als eine entsetzliche Lüge und ist von der Lehre Schopenhauers, die er verschlungen hat, ohne sie zu verdauen, bis auf's Mark durchkränkelt. In derselben Stimmung kehrt er nach Beendigung der Ferien nach Paris zurück. So verfließt einige Zeit. Im Chanteau'schen Hause

geht Alles seinen regelmäßigen Gang. Das Gichtleiden des Alten verschlimmert sich immer mehr, sonst fehlt es aber an allen Aufregungen und namentlich auch an allen Anregungen.

Pauline ist sich, wenn sie nicht im Krankenzimmer sitzt, meistens allein überlassen, und da es ein kleines Mädchen mit sehr wachem Verstande ist, beschäftigt sie sich in Ermangelung eines andern Gegenstandes viel mit sich selbst. Dazu bietet ihr das kritische Alter, in das sie nun eintritt, reichlich Gelegenheit. Mit merkwürdiger Aufmerksamkeit beobachtet sie die Wirkungen der Naturgesetze an sich. Es macht Zola eine Art teuflischen Vergnügens, recht lange bei der Schilderung dieser Erscheinungen, die lediglich in einer medicinischen Fachschrift zulässig erscheint, zu verweilen. Es sind höchst widerliche abstoßende Seiten, und wenn man sie liest, glaubt man das trotzig lächelnde Gesicht des Schreibers vor sich zu sehen, der zwischen den Zeilen uns zuruft: Ihr bildet Euch ein, daß man so etwas nicht schreiben dürfe? Ich schreibe es doch und zwinge Euch, es zu lesen! — In der entsetzten Verwunderung über ihr Heranreifen findet Pauline im Zimmer ihres Freundes Lazare einige anatomische Lehrbücher mit Abbildungen. Anstatt die Geschichte vom gestiefelten Kater, von Dornröschen und Robinson Crusoe zu lesen, verschlingt das junge Mädchen diese Lehrbücher, und wenn ihr auch vieles unverständlich bleibt, so gewinnt sie daraus doch gewisse Kenntnisse der Geheimnisse des menschlichen Organismus, die ihr bisher verborgen geblieben waren, und deren Aneignung ihr nun eine merkwürdige Ruhe und Zuversicht giebt. Ihre Entwickelung, die sie zunächst erschreckt hatte, gewährt ihr jetzt eine Art von freudigem Stolz.

Lazare, der ebenso wie seine Schmerzenssymphonie, auch das Studium der Medicin an den Nagel gehängt hat, hat sich jetzt mit dem vollsten Eifer der Chemie in die Arme geworfen. Er ist mit einem berühmten Chemiker zusammengekommen, der eine Erfindung gemacht hat, von der sich Lazare einredet, daß sie ihn in ganz kurzer Zeit zum Millionär machen müsse. Es handelt sich um die Gewinnung irgend eines chemischen Stoffes, der eine große industrielle Bedeutung hat, aus den Vegetabilien des Meeres. Von wahnsinnigen Hoffnungen ganz erfüllt, kehrt Lazare nach Bonneville zurück. Er will eine großartige Fabrik anlegen in der nächsten Nähe von Bonneville. Den geeignetsten Platz dazu findet man, ebenso die Pflanzen des Meeres, die in Betracht kommen, und zwar in solcher Menge, daß für Millionen und aber Millionen des kostbaren Stoffs daraus erzeugt werden kann; er hat auch schon einen Partner, der eine ganz beträchtliche Summe einschießen will. Es fehlen ihm nur dreißigtausend Franken, hätte er diese, so wäre er Millionär! Alle diese Pläne werden in Gegenwart Paulinens in der Familie Chanteau beständig besprochen. Es ist auch die Rede davon, daß man Thibaudier, den Vater Luisens, um das Darlehen angehen wolle; er würde ja ohne Zweifel darauf eingehen, da man sein Capital gar nicht besser anlegen könne . . . und so wird dem heranwachsenden jungen Mädchen

der Gedanke zuerst nahe gelegt und schließlich durch Eifersucht auf Luisen geradezu aufgenöthigt, Chanteaus zu bitten, von ihrem Gelde die erforderliche Summe zu nehmen. Nachdem Frau Chanteau ihr Gewissen völlig von allen Bedenken freigemacht und sich ausdrücklich hat bestätigen lassen, daß sie nur auf Paulinens dringendes Verlangen die Summe entnimmt, schließt sie die kreischende Commode auf und übergiebt ihrem Sohne die dreißigtausend Franken. Und wiederum hebt sie mit pedantischer Gewissenhaftigkeit beim Abschließen des Kastens hervor, daß Pauline das Geld bei Heller und Pfennig von dem unzweifelhaften Ertrage der Fabrik mit reichlichen Zinsen zurückerstattet werden solle, daß Paulinens Geld nirgends besser aufbewahrt werden könne als bei ihr. Nun werden also die Pläne zur Fabrik gemacht, nun wird mit dem Bau begonnen; Lazare sieht wieder das Leben von der rosigsten Seite an, und Frohsinn und Lust ziehen wieder in das Haus am Strande ein, in dem man während der letzten Zeit nur das Wehklagen und Schreien des kranken Chanteau gehört hatte.

Während der Errichtung der Fabrik treten die üblichen Schwierigkeiten zu Tage. Es müssen starke bauliche Veränderungen vorgenommen werden; der berühmte Chemiker hat inzwischen sein Verfahren vereinfacht: es müssen andere Maschinen angeschafft werden; die Rechnungen werden weit höher als der Anschlag, und wohl oder übel muß Pauline, die nun einmal angefangen hat, die Ausführung des Werkes zu ermöglichen, zu weiteren und immer weiteren Opfern sich entschließen. Tausende und immer neue Tausende verschlingt das Ungeheuer, die Fabrik. Der Partner, ein praktischer Geschäftsmann, hat sich, sobald er seinen geschäftlichen Irrthum erkannt hat, sofort mit einem geringen Schaden zurückgezogen; aber Lazare, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, sich herauszuarbeiten, versinkt immer tiefer. Immer wieder wird die Commode aufgeschlossen, das Bündel von Werthpapieren wird immer schmächtiger, und da Frau Chanteau den Schlüssel hat und sie die ungeheuren Summen verschwinden sieht, gewöhnt sie sich allmählich auch daran, die kleinen Zuschüsse zum Haushalte aus Paulinens Vermögen zu bestreiten. Und auf diese Weise werden während der nächsten zwei, drei Jahre an die hunderttausend Franken von Paulinens Vermögen in unverantwortlicher Weise verschwendet. Das geschieht unter der beständigen Versicherung der Frau Chanteau, daß Paulinens Geld nirgends besser aufgehoben sei als bei ihr.

Lazare fühlt doch, daß Pauline ein merkwürdig gutes Mädchen ist, und die Zärtlichkeit aus ihrer ersten Zeit erwacht auf's Neue in ihm und stärkt sich immer mehr. Pauline ist inzwischen zur blühenden Jungfrau herangereift, sie ist ein kerngesundes, bildhübsches Mädchen, und auch für die üppige weibliche Schönheit sind Lazares Augen nicht blind. Frau Chanteau sagt sich, daß es am einfachsten sei, die Kinder mit einander zu verloben, dann wären alle Unannehmlichkeiten wegen der bevorstehenden Vermögensauseinandersetzung vermieden; und sie legt es Lazare nahe, endlich

Ernſt zu machen und zu geſtehen, daß er Pauline liebe. Die Beiden verloben ſich denn auch richtig. Pauline iſt ſelig.

Inzwiſchen geht das Werk der Vermögensverringerung ſeinen ruhigen Gang. Frau Chanteau hat ſich mit der Zeit ganz daran gewöhnt, das Deficit der Wirthſchaft mit regelmäßigen Anleihen aus Paulinens Vermögen zu decken. Eine gewiſſe Unſicherheit kommt über Frau Chanteau, als an der Ferne des Horizontes der Nebenvormund auftaucht, der ſich um die Vermögensangelegenheiten ſeines Mündels jetzt, da ſie zum Alter der Mündigkeit heranrückt, einigermaßen kümmern will. Zum Glück wird dieſer bedrohliche Vormund durch große Speculationen, die ihm im Kopfe herumgehen, daran verhindert, Ernſt zu machen, und in der Zwiſchenzeit ſchiebt Frau Chanteau mit großer Geſchicklichkeit die Sachen ſo, daß unter Zuziehung des ehrenwerthen, völlig argloſen Doctors Cazenove am Tage der geſetzlichen Mündigkeit in feierlicher Weiſe der richtige Beſtand der Pupillengelder anerkannt wird, daß Frau Chanteau alſo für ihr unverantwortliches Verwalten Indemnität erhält. Paulinen wird der Reſt ihres etwa auf fünfzigtauſend Franken zuſammengeſchmolzenen Vermögens überwieſen.

Nach dieſer Abrechnung wird Pauline Frau Chanteau immer unangenehmer. Zola hat da eine ſehr feine pſychologiſche Beobachtung gemacht. Das Mädchen, das von dieſen ehrbaren Leuten, die ſich der Unanſtändigkeit ihres Verfahrens gar nicht bewußt zu ſein ſcheinen, in ſchnödeſter Weiſe ausgebeutet wird, wird der Frau Chanteau, die alle dieſe Manöver leitet, mit der Zeit geradezu widerwärtig. Frau Chanteau ſchämt ſich, daß unter ihren Händen Paulinens Vermögen zerfließt, und dieſe Scham äußert ſich in beſtändigem Aerger über das Mädchen, die rechtmäßige ſchwer geſchädigte Beſitzerin. Frau Chanteau redet ſich ſogar ein, ſie ſelbſt ſei das bedauernswerthe Opfer ihrer Gutmüthigkeit. Weswegen hatte ſie auch Pauline zu ſich genommen? Und was wäre erſt aus der Waiſe geworden, wenn ſie ſie in Paris hätte verkommen laſſen? Gerade ihr Geld habe Unglück über das Haus Chanteau gebracht. Sie wären ohne Pauline ganz gut fertig geworden, und wenn das Geld von Pauline nicht dageweſen wäre, würde ihr Sohn nicht auf den wahnſinnigen Gedanken verfallen ſein, für die Fabrik Tauſende und Tauſende zu verausgaben. Ihr armes Kind, Lazare, ſei darüber ganz krank geworden, er habe dabei ſeine beſten Jahre und ſeine Geſundheit verloren. Kurz und gut, Pauline ſei an Allem Schuld! Pauline ſei auch eine Verſchwenderin. Was könne ſie dazu veranlaſſen, hier philanthropiſchen Grillen nachzuhangen? Weshalb rufe ſie die ſchmutzigen verkommenen Kinder aus Bonneville allwöchentlich an einem beſtimmten Tage zu ſich und verſehe ſie mit Nahrung und Kleidung? Da müſſe ja das Geld bald aufgezehrt ſein! Mit einem Worte, Frau Chanteau haßt Paulinen, weil deren Geld von ihr und den Ihrigen durchgebracht iſt.

Inzwiſchen hat ſich auch Lazare von der Unhaltbarkeit der Fabrik überzeugen müſſen. Er mag nicht mehr daran denken, er hat jetzt etwas

Anderes vor. Die Verwüſtungen Bonnevilles durch das Meer haben über Nacht aus ihm einen maritimen Architekten gemacht. Er iſt nicht mehr Muſiker, nicht mehr Chemiker und Fabrikant, jetzt ſitzt er den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer und zeichnet Pläne. Er hat eine Schutzwehr gegen die Brandung conſtruirt, die Bonneville für alle Zeiten gegen den Andrang der Wogen ſichern ſoll. Auch die Gemeinde intereſſirt ſich für dies Project, und der Staat will ſogar, wie er guten Grund hat zu glauben, einen ſtarken Zuſchuß zu den Herſtellungskoſten leiſten, und wenn ſich die Sache, wie es gar keinem Zweifel unterliegt, bewährt, dem opferfreudigen Menſchenfreunde obenein noch eine namhafte Prämie ausſetzen. Es werden wieder einige tauſend Franken, diesmal allerdings eine geringere Summe, gebraucht, und wieder muß Pauline herhalten. Sie giebt es gern, ſie giebt es für ihren zukünftigen Mann, mit dem ſie ſich bald für's Leben verbinden wird. So meint ſie wenigſtens.

Aber Frau Chanteau hat nun mit der Heirath gar keine Eile mehr. Pauline mit ihren etwa vierzigtauſend Franken iſt keine Partie mehr für ihren Sohn. Nun aber kommt Luiſe wieder, die eine unangetaſtete Mitgift von baaren zweimalhunderttauſend Franken beſitzt, und die ſich zu einer ſehr niedlichen, graziöſen, koketten, nach Heliotrop duftenden jungen Dame herausgebildet hat. Pauline bemerkt bald, daß Lazare von den zarten, etwas krankhaften Reizen der hübſchen Luiſe viel tiefer bewegt wird, als von ihrer ungekünſtelten Kerngeſundheit. Sie ſieht, wie ſich die Beiden anſehen und Zeichen geben, wie ſie jeden Vorwand benützen, um allein zu ſein. Sie iſt ohnmächtig dagegen, aber ſie leidet ſchwere Qualen.

Wieder erwacht die Eiferſucht mit erneuter Heftigkeit in ihr, diesmal bricht ſie aber nicht in wildem Jähzorn wie in den Tagen ihrer Kindheit los, ſie wird heruntergewürgt und wirft ſie auf das Krankenlager. Ein gefährliches Halsleiden, ein Geſchwür an der Stimmritze, hält ſie wochenlang im Zimmer zurück. Ihre Erkrankung iſt während einiger Tage lebensgefährlich. Lazare pflegt ſie mit rührender Treue. Langſam geſundet ſie, und ſobald ſie ſich wohlauf fühlt, fliegen die beiden, die die Erkrankung Paulinens auseinandergetrieben hatte, Lazare und Luiſe, wieder zuſammen und Frau Chanteau kuppelt nach allen Regeln der Kunſt. Sie haßt Paulinen immer mehr und begünſtigt in jeder Weiſe das Alleinſein zwiſchen ihrem Sohn und Luiſen. Eines Tages überraſcht Pauline die Beiden wie ſie ſich nach Herzensluſt abküſſen. Eine wilde Wuth kommt über ſie, ſie jagt Luiſen zum Hauſe hinaus.

Mit der Schilderung der Gicht in allen ihren Phaſen und des Halsgeſchwürs hat Zola ſein Müthchen noch nicht gekühlt. Auch Frau Chanteau erkrankt plötzlich und ſehr gewaltſam. Sie hat Luiſen nach Caen begleitet. Bei ihrer Rückkehr klagt ſie über Fußſchmerzen, der Stiefel müſſe ſie wohl gedrückt haben. Schon nach zwei bis drei Tagen ſind ihre Beine gänzlich geſchwollen.

Lazare hat soviel von seinem medicinischen Studium doch behalten, daß er ein schweres Herzleiden mit der Folgekrankheit, der Wassersucht, erkennt. Aus dem Krankenzimmer des alten Chanteau und aus dem eigenen tritt Pauline nun in das der todtkranken Frau Chanteau, deren Körper in jäher entsetzlicher Auflösung begriffen ist.

Sehr bald wird auch das Gehirn afficirt, es tritt wüster Stumpfsinn ein, die Todtkranke wird von einem unsagbaren Angstgefühle und schließlich vom Verfolgungswahn ganz beherrscht, sie redet sich ein, daß Pauline sie vergiftet hat. Nach entsetzlichen Martern stirbt sie eines qualvollen Todes.

Auf Lazare macht der Tod seiner Mutter einen tiefen, ja unheimlichen Eindruck. Schon von Jugend auf hat dieser unglückliche Mensch, diese echte Pfuschernatur, an einer fast unbegreiflichen Angst vor dem Ende, die ihn in gewissen Momenten immer plötzlich befallen hat, gelitten; und er, der in seinen philosophischen Prahlereien das Dasein als das größte aller Uebel betrachtet, schaudert wie eine wahnsinnige Memme vor dem Gedanken, der sich ihm immer wieder aufdrängt, zurück, daß dieses elende Dasein ein Ende haben müsse! Mit grausigem Argwohn beobachtet er beständig seinen Organismus, überall gewahrt er die sicheren Symptome seines baldigen Todes. Er „hörte sich leben", wie Zola sagt. „Er befand sich in einer so nervösen Ueberreizung, daß er genau das Geräusch des Räderwerkes seiner Existenz zu vernehmen glaubte. Er spürte ein jedes seiner Organe, vor Allem die Arbeit des Herzens." Jeden Abend vor dem Zubettgehen tritt das Gespenst des Todes an sein Lager und verscheucht den Schlaf. Er wagt nicht mehr einzuschlafen, weil er fürchtet, daß er nicht wieder aufwacht. Und diese Angst hetzt ihn wie einen Besessenen. Lazare, der sonst kein Feigling ist, der sogar unter Umständen Beweise des wahren Muthes giebt, schämt sich dieser krankhaften Anwandlungen, die er nicht beherrschen kann, und verheimlicht sie; aber Pauline erkennt doch, wenn sie auch den wahren Grund der trüben Stimmung Lazares nicht durchschaut, das tiefe seelische Leiden ihres unglücklichen geliebten Freundes, und wenn ihr's auch gar nicht so um's Herz ist, so zeigt sie doch nur ein vergnügtes Gesicht, um in das traurige und trauernde Haus ein bischen Sonnenschein zu bringen. Bei Chanteau gelingt es ihr auch. Sein Leiden hat ihn selbstsüchtig gemacht, hat ihn gegen alle Regungen für Andere mehr oder minder abgestumpft. Der Tod seiner Frau ist ihm zwar sehr nahe gegangen, aber jetzt denkt er nicht mehr daran. Pauline pflegt ihn, und er hat nur eine Angst: daß Pauline ihn verlassen wird. Trotz seiner schweren Leiden wird er wieder ganz lustig, und die kleinen Familiendiners am Samstag mit dem Pfarrer Horteur und dem Doctor Cazenove werden wieder aufgenommen. Lazare gegenüber aber bleiben Paulinens Bemühungen erfolglos. Lazare ist krank, traurig, verdüstert, und Veronika, die mit der Zeit Sympathie für Pauline gewonnen hatte, hat sich seit dem Tode der Frau Chanteau, ihrer Herrin, der sie treu ergeben war, wieder von Paulinen abgewandt; denn

Veronika macht ſich Gewiſſensbiſſe darüber, daß ſie die letzten Stunden ihrer Herrin verläſtert hat. Auch der alte Hund Mathieu ſtirbt. Niemand wird dieſe rührenden Seiten leſen, ohne tief davon ergriffen zu werden.

Der Sturm hat die Schutzwehr, die Lazare unter dem Kopfſchütteln der Fiſcher errichtet hatte, wie Streichhölzer zerbrochen. Lazare hat auch dafür kein Intereſſe mehr, aller Thatendrang ſcheint in ihm erſtorben zu ſein. Pauline iſt tief betrübt und leidet bitterlich unter Lazares Schlaffheit. Sie merkt ihm deutlich an, daß er Luiſen noch immer nicht vergeſſen hat, und nachdem ſie nun Alles geopfert, ihr Vermögen, die Freuden ihrer Jugend, bringt ſie das ſchwerſte Opfer, opfert ſie auch ihr Herz. Sie ſelbſt führt Luiſen in das Haus zurück, aus dem ſie ſie früher verjagt hatte!

Sie beobachtet die Beiden, die zunächſt in großer Befangenheit einander gegenüberſtehen, mit der Zeit ſich aber wiederum nähern. Sie laſſen ſich jetzt nichts mehr zu Schulden kommen, aber Pauline ſieht, daß ſie ſich lieben. Sie ſelbſt bringt die Beiden zum Geſtändniſſe, ſie entſchließt ſich, das Haus, das für ſie ein ſo unglückliches geweſen iſt, zu verlaſſen, um bei einer Verwandten des Doctor Cazenove eine ihr zuſagende Stellung als Geſellſchafterin anzunehmen. Lazare heirathet Luiſen.

Pauline beherrſcht ſich vollkommen. Als ſie aber nach der Hochzeit heimkehrt, als ſie allein in ihrem Zimmer iſt und ſich entkleidet, löſt ſich aller Schmerz, den ſie bisher unterdrückt hat, in heiße Thränen auf. Sie verbringt eine ganz ſeltſame Brautnacht einer Verlaſſenen, und Zola plantſcht da förmlich im Häßlichen herum.

Lazare iſt nun wieder voller Zuverſicht. Er hat einen Roman entworfen, der unbedingt das größte Aufſehen machen wird. Er will die Geſellſchaft da ſtudiren, wo ſie in ihren entſcheidendſten Gegenſätzen und am unverhüllteſten auftritt: in Paris, und das junge Paar ſchlägt in der Hauptſtadt ſeinen Wohnſitz auf. Ein neuer heftiger Gichtanfall Chanteaus verhindert Paulinens Abreiſe. Sie opfert ſich abermals und bleibt.

Die junge Ehe iſt zunächſt eine ſehr glückliche. Luiſe iſt eine niedliche, verführeriſche kleine Perſon, und ſo lange die Sinnenluſt währt, währt auch das Glück. Aber die Flitterwochen verrauſchen ſchnell, der Ueberdruß kommt, und mit ihm taucht an Lazares Lager wieder das fürchterlich marternde Geſpenſt des Todes auf. Schlotternd liegt er neben Luiſen, der Angſtſchweiß ſteht ihm auf der Stirn, mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrt er vor ſich hin, ein Bild des Jammers. So beobachtet ihn auch in einer Nacht ſeine junge Frau, und auch ſie, die nervöſe kleine Perſon, wird von der furchtbaren Angſt angeſteckt. Daß Luiſe ſeine Schwäche kennt, daß ſie ſeine Angſt theilt, das wendet ihn gänzlich von ſeiner Frau ab. Es wird ihm unerträglich, an ihrer Seite weiter zu leben; er giebt die Stelle eines Verſicherungsbeamten, die ihm ſein Schwiegervater verſchafft hatte, wieder auf und will wieder an ſeinem großen Romane in ſtiller Abgeſchiedenheit arbeiten.

Inzwiſchen ſieht Luiſe ihrer Niederkunft entgegen. Sie hat ſehr zu

leiden, sie ist sehr schwach, und auf Anrathen des Arztes begiebt sie sich zu einer befreundeten Familie; der Luftwechsel werde ihr gut thun. Lazare aber kommt eines Tages wieder in Bonneville an. Er kann sich noch einige Wochen Urlaub gönnen, bevor der Tag, der sein Zusammensein mit Luisen nöthig erscheinen läßt, anbricht. Das reizende Verhältniß von ehedem wird zwischen ihm und Pauline wieder aufgenommen. Sie verkehren mit einander wie zwei gute Geschwister. Aber es schlägt bald zum sehr Bedenklichen und Peinlichen um. Es wird nahezu zur Gewaltthätigkeit gesteigert. Lazare schließt Paulinen in heftigem Verlangen an seine Brust, und im ersten Sinnesrausche widerstrebt Pauline auch nicht; sobald ihr aber die Erkenntniß kommt, flieht sie, und an ihrem Widerstande zerschellt die sündhafte Gewalt der Sinne Lazares.

So liegen die Dinge, als Luise, von einem merkwürdigen Angstgefühl getrieben, von einer unüberwindlichen Sehnsucht, mit ihrem Manne wieder vereinigt zu sein, eines Tages unangemeldet Einlaß bei Chanteau begehrt. Luise leidet schwer unter ihrem Zustande, und die Beiden, Lazare und Pauline, nehmen Abschied von einander. Noch einmal drückt er einen sinnlichen Kuß auf ihre schwellenden Lippen. Es ist die Umkehr des Früheren: diesmal ist Pauline die Halbschuldige.

Luisens Kind kommt einen Monat zu früh zur Welt. Zola schildert mit einer geradezu fürchterlichen Anschaulichkeit die Niederkunft in allen Stadien, von den ersten leisen Anfängen bis zur Katastrophe. Niemals ist die Strafe für Evas Sünde: „Und in Schmerzen sollst du Kinder gebären", schriftstellerisch bedeutender und zugleich abstoßender und qualvoll erregender geschildert worden als hier. Zola muß ein Privatissimum in einem Hebammeninstitute gehört haben, um das haben schreiben zu können. Er hat sich natürlich das Schlimmste ausgesucht: die Geburt nach acht Monaten. Er schildert nun die fürchterlichen, übermenschlichen Leiden des armen Weibes mit einer schmunzelnden Behäbigkeit so wahrheitsgetreu, daß einem die Haare zu Berge stehen. Ich würde keiner Frau, die Mutter zu werden hofft, anrathen, diese literarische Förderung der Frühgeburt in die Hand zu nehmen. Es ist einfach schauderhaft. Wem macht Zola damit ein Vergnügen? frage ich. Dem männlichen Leser wird dabei übel und schlimm — was aber muß eine Leserin dabei empfinden? Und diese Kunst auf die Schilderung eines solchen Vorganges verschwendet! Denn die Schilderung ist großartig, dagegen ist gar nichts zu sagen! Aber gerade das empört am meisten; man empfindet bei aller Bewunderung vor dem Talent zugleich den tiefsten Abscheu vor dem Mißbrauch, der mit diesem Talente getrieben wird.

Das Kind, ein erbärmliches, hinfälliges Wesen, wird durch Paulinens mütterliche Pflege am Leben erhalten. Luise erholt sich langsam wieder. Die Ehe zwischen ihr und Lazare bleibt eine unerquickliche, von ewigen Zänkereien zerquälte, freudlose. Der alte Chanteau, der von der Gicht ganz gekrümmt, im Gebrauch der Hände und Füße völlig behindert, eine Stunde

um die andere in ewigen Qualen gewohnheitsmäßig verächzt, hält trotzalledem krankhaft an ſeinem jämmerlichen Daſein feſt. Die Köchin Veronika aber, der Pauline den Vorwurf gemacht hat, daß ſie eine Ente um zehn Sous zu theuer bezahlt hat, und die den Tod ihrer Herrin nie hat verwinden können, nimmt ſich das ſo zu Herzen, daß ſie ſich am Bande ihrer Küchenſchürze erhängt.

Pauline lebt ruhig, glücklich, beruhigend und beglückend, Frieden ſtiftend und Linderung ſchaffend weiter, in der unbewußten Aufgabe, ganz dem Nächſten zu leben, oder wie Zola ſagt: „la chose des autres“ zu ſein Sie, die Mißhandelte, die Ausgeplünderte, iſt ſchließlich die einzige Zufriedene, und an ihr beſtätigt ſich das Wort, das Lazare im Ausbruch der Verzweiflung, als er ſieht, wie weit es mit ſeinem Peſſimismus gediehen iſt, ausſpricht: „Frohſinn und Güte, — es giebt ſchließlich nur das! Alles Andere iſt ein beängſtigender Traum.“

Es iſt alſo die trübe, nur ſelten durch einen Sonnenſtrahl aufgehellte Schmerzensgeſchichte des Menſchendaſeins, die Zola in „La Joie de vivre“ hat ſchreiben wollen. Er gebraucht für dies Daſein ſogar denſelben Ausdruck wie Schopenhauer: er nennt es einen Alpdruck. Wenn er nicht den ironiſchen Titel gewählt hätte, ſo würde man ohne Schwierigkeit aus dem Buche ſelbſt eine ganze Reihe paſſender Titel, die den Inhalt vollkommen decken, entnehmen können, die wiederum — und das iſt gewiß kein Zufall — ſtark Schopenhaueriſch anklingen. Man braucht keine gewaltſamen Anſtrengungen zu machen, um den Ausdruck Zolas „les embêtements de l'existence“ (S. 106) mit dem Schopenhauer'ſchen Satze: „Was habe ich vom Daſein? Iſt es beſchäftigt, habe ich Noth, iſt es unbeſchäftigt, lange Weile“ — und Zolas „la bêtise aveugle *du* vouloir vivre“ — nicht „*de*“ — (S. 107) mit der Lehre der „Bejahung des Willens zum Leben“ in Zuſammenhang zu bringen. „Es iſt des Leidens kein Ende,“ ſagt Zola an einer anderen Stelle (S. 348).

Und all dieſem vernichtenden Peſſimismus gegenüber hat Zola nur ein tröſtliches Wort gefunden, Doctor Cazenove ſpricht es aus. „Leben Sie!“ ſagt der alte Mann. „Genügt denn das Leben an ſich nicht ſchon? Die Freude iſt in der Handlung (action)?“ wofür im Deutſchen vielleicht beſſer das Fauſtiſche Wort „die That“ zu ſetzen wäre. Aber dieſe freundlichere Weltanſchauung verkriecht ſich in dieſem Buche ſo in die Ecke und ſpricht ſo ſchüchtern, daß man alle Aufmerkſamkeit anſpannen muß, um ihrer überhaupt gewahr zu werden. Sonſt ſieht man nur beklagenswerthe Menſchenkinder, körperlich und ſeeliſch ſchwer Leidende, und die Klagetöne des Wimmerns und Stöhnens erfüllen es ganz und gar. Es iſt eine dumpfige Krankenſtube, ganz erfüllt von Spitalluft.

Ein ſo mediciniſcher Roman iſt nie geſchrieben worden. Da beobachten wir an der Heldin Pauline ganz genau die langwierige, ſchmerzliche und

lebensgefährliche Erkrankung an dem boshafteſten Halsgeſchwür (Retropharyngialabſceß), von allen peinlichen Erſcheinungen begleitet, vom heftigſten Fieber; bei Lazare night-terrors, die bei nervöſen Kindern und jungen Leuten ſich bisweilen einſtellende Krankheit des jähen Aufwachens aus dem Schlafe mit furchtbarem Angſtgefühl, das ſich bis zur Beſinnungsloſigkeit ſteigert; bei Frau Chanteau die Herzkrankheit mit der Waſſerſucht und Gehirnaffection. Dazu kommen noch nebenbei Skropheln und widerwärtige Hautkrankheiten bei den Kindern des Dorfes; dann die rein mediciniſchen Schilderungen der Pubertät, der Entbindung, die lange Bogen füllen, dann die Schilderung des Todes eines alten Hundes, die von ihrer rührenden Wirkung abgeſehen, wiſſenſchaftlich ſo genau iſt, daß man annehmen muß, Zola habe ein Colleg in einer Thierarzneiſchule gehört, um ſich von allen Einzelheiten über die Leiden und Gebreſte eines alten Hundes ſo gründlich zu unterrichten.

Aber das alles, ſo ausführlich und richtig es ſein mag, iſt noch nichts im Vergleich zu der vollkommen erſchöpfenden Gichtſtudie, die Zola an dem unglücklichen Chanteau vorgenommen hat. Der geplagte Menſch heult und ſchreit und winſelt und ſtöhnt durch das ganze Buch wie ein angeſchoſſener Eber oder, um einen Zola'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, wie ein Schwein unter dem Meſſer des Metzgers. Die Schilderung der Gicht fängt gleich auf der erſten Seite des Buches an, und ſie endet auf der letzten. Sechs Druckſeiten braucht Zola gleich zu Anfang dazu, um uns das gichtiſche Leiden Chanteaus in dem Stadium zu Beginn der Handlung klarzumachen. Dann müſſen wir ganz genau in jedem Kapitel erfahren, welche Fortſchritte die entſetzliche Krankheit macht, und wenige Seiten vor dem Schluß wird uns die Gicht an Chanteau in ihrem letzten furchtbaren Grade geſchildert. Ich will dieſe Schilderung, die zugleich unverfänglich und für Zolas Art der Schilderung überaus bezeichnend iſt, in der Ueberſetzung hier wiedergeben.

„Chanteau ſtieß einen dumpfen Klageton aus.

‚Faßt es Dich wieder?‘ fragte Pauline.

‚Ob es mich faßt! Das heißt, es läßt mich gar nicht mehr los! Ich habe wohl geſtöhnt? Merkwürdig! Ich merke es ſchließlich gar nicht mehr.‘

Er war der Gegenſtand ſchaudernden Mitleids geworden. Allmählich hatte die chroniſche Gicht in allen Gelenken Anſammlungen von Kreide bewirkt. Es hatten ſich ungeheuere Auswucherungen gebildet, die die Haut mit weißlichen pflanzenartigen Gebilden durchbrachen. Die Füße, die man nicht ſah und die in großen Socken ſtaken, hatten ſich krumm gezogen wie die Klauen eines kranken Vogels; aber die Hände zeigten ihre ſchauererregende Mißgeſtalt. An jedem Gliede zeigten ſich Geſchwulſte von rothen und leuchtenden Knoten, die Finger waren durch die Dicke, die ſie von einander trennte, auseinandergetrieben, die Hände ſelbſt waren ganz von unten nach oben gekehrt, namentlich die linke, die durch eine Aufſchwellung

von der Stärke eines kleinen Eies ſcheußlich erſchien. Am linken Ellenbogen hatte eine noch ſtärkere Ablagerung ein Geſchwür herbeigeführt. Die Steifigkeit war eine vollkommene; weder Hände noch Füße vermochten noch ihren Dienſt zu verrichten, und die wenigen Gelenke, die einer geringen Bewegung noch fähig waren, knackten klappernd, als ob man einen Beutel mit Steinkügelchen ſchüttelte. Mit der Zeit ſchien ſein Körper ſelbſt in der Lage, die er angenommen hatte, um das Leiden beſſer ertragen zu können, verſteinert zu ſein, nach vorn herübergebeugt, mit einer ſtarken Abweichung nach rechts, ſo daß er die Form des Lehnſeſſels angenommen hatte; und in dieſer gebeugten und gekrümmten Haltung verblieb er auch, wenn man ihn in's Bett legte. Der Schmerz verließ ihn nicht mehr, und bei dem geringſten Witterungswechſel oder dem leiſeſten Diätfehler brach die Entzündung aus."

Das iſt eine der mediciniſchen Seiten des Buches. Ich glaube mich keiner Uebertreibung ſchuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß deren mehr als hundert in dieſem neueſten Werke von Zola zu finden ſind.

Das Leben iſt für ihn eben ein ewiges Leiden, körperlich und ſeeliſch. Schmerz bei der Geburt, Krankheit während des Daſeins, Angſt vor dem Tode, Jammer beim Sterben, der Tod keine Erlöſung und dahinter das Nichts. „Man lebt gerade genug, um zu leiden," ſagt Zola. Es iſt eine Leidensſtätte, die man mit Jammer betritt, mit Jammer bewohnt, mit Jammer verläßt.

Dieſe Anſchauungen werden namentlich in Lazare, dem unfertigen und überfertigen jungen Manne verkörpert. Zola ſtellt dieſe Mißbildung von Schopenhauerianismus und Wertherthum zwar als verächtlich hin, aber er macht ſich dabei eines auffälligen Widerſpruchs ſchuldig; denn er ſelbſt, der Erzähler, theilt ja die Anſichten ſeines traurigen Helden vollkommen. Auch für ihn iſt unſere Erde nichts Anderes als das wahre Jammerthal. Das einzige Glück, das ſie gewährt, iſt in der Beraubung ſeiner ſelbſt, in der Aufopferung für Unwürdige zu finden. Um das zur Anſchauung zu bringen, hat Zola der finſteren Erſcheinung Lazares die Lichtgeſtalt Paulinens gegenübergeſtellt, deren ganzes Daſein nichts Anderes iſt als Selbſtloſigkeit und Hülfeleiſtung ohne Dank. Der alte Doctor, ihr natürlicher Freund, findet für ihr Geſchick das richtige Wort: „Das Unglück wird hienieden oft recht theuer bezahlt."

So bildet „La Joie de vivre" in dem Geſchick der Heldin gewiſſermaßen einen Gegenſatz zu „Au Bonheur des dames". Da war es der Sieg der unbewußten Anſtändigkeit, hier iſt es die Niederlage, eine umſtändliche Ausführung des Bibelwortes „der Gerechte muß viel leiden". Aber trotz alledem, trotz dieſer unverdienten Kränkungen, obwohl Pauline in ſchmachvoller Weiſe ausgebeutet wird und ihr Niemand für alles Gute, das ſie thut, dankbar iſt, obwohl ſie von dem, dem ſie Alles geopfert hat, verlaſſen wird, und ſie, die zu einer guten Mutter von der

Natur bestimmt war, als alte Jungfer, als Krankenwärterin und Kindermädchen zu altern verurtheilt ist, trotz alledem ist sie die Einzige, die noch wirkliche „Freude am Dasein" hat, und die aus dem unendlichen Schatze ihrer Herzensgüte innere Befriedigung, Kraft und Fröhlichkeit zum Leben schöpft. Sie ist die einzige Gesunde, alle Anderen sind von körperlichen Leiden und von des Gedankens Blässe angekränkelt. Sie lebt das ruhige Leben strenger Pflichterfüllung, ohne sich um dessen Werth besonders zu kümmern und steht somit auf einem ganz anderen Boden als Lazare, Chanteau und die Köchin Veronika, für welche das Leben hauptsächlich als Werthobject gilt. Lazare erachtet es für nichts; aber gleichwohl arbeitet in ihm der unwiderstehliche Drang, sich dieses Nichts um jeden Preis so lange wie möglich zu erhalten; gleichwohl bebt er vor dem Gedanken zurück, daß er sterben muß. Chanteau, für den das Leben nur eine ununterbrochene schwere Kette von kaum erträglichen Leiden ist, stellt den Werth dieser ununterbrochenen Qual über Alles. Er will die schlimmsten Leiden weiter erdulden, er will nur leben. Die Köchin Veronika denkt nicht weiter darüber nach; sie hat eigentlich nie eine fröhliche Stunde erlebt, und eines Tages, als ihr wegen einer lächerlichen Kleinigkeit ein berechtigter Vorwurf gemacht wird, geht sie, ohne sich zu beschweren, in den Garten und erhängt sich. Der Doctor meldet den Selbstmord. „Lazare und Luise, von Furcht erstarrt, schwiegen; da brach plötzlich aus Chanteau, der still zugehört hatte, bei der Erwägung, daß das Mittagessen darüber verderben würde, die Entrüstung hervor, und der Elende ohne Füße und ohne Hände, den man in's Bett legen und füttern mußte wie ein Kind, dieses jämmerliche Ueberbleibsel eines Menschen, dessen bischen Leben nur noch ein langes Schmerzensgeheul war, rief in wüthender Entrüstung aus: ‚Muß man dumm sein, um sich um's Leben zu bringen!'"

Das sind die Schlußworte des Romans, die wie immer bei Zola sehr überlegt und sehr absichtlich gewählt sind.

„La Joie de vivre" enthält wegen seiner medicinischen Eigenthümlichkeiten noch mehr anstößige, ja geradezu widerwärtige und ekelhafte Seiten als „L'Assommoir", „Pot-Bouille", ja selbst als „Nana". Zola schreibt das Unerträgliche mit einer selbstverständlichen Gelassenheit und Ruhe hin, und er stellt sich, als begreife er gar nicht, wie man daran irgend welches Aergerniß nehmen kann. Seine Unanständigkeiten sind ja wissenschaftlich, und die Wissenschaft ist rein. Er hat sich seine eigene Anschauung gebildet, er hat seine bestimmten Ueberzeugungen, und er sieht nicht ein, weshalb er seine Ueberzeugung dem Vorurtheile der Allgemeinheit unterzuordnen habe. Was geht ihn die Cultur an, in der wir nun einmal stecken? Sind die Dinge, die er schildert, nicht richtig? Sind sie nicht Jedermann bekannt? Weshalb soll der Romanschriftsteller darauf verzichten? Ist das Reifen

eines jungen Mädchens anſtößiger als das Reifen einer Frucht? Was hat ſich der Dichter um modiſche Alfanzereien zu kümmern und die geſellſchaftlichen Unterſcheidungen gelten zu laſſen, die rein äußerlicher Art ſind, von denen die Naturgeſetze nichts wiſſen! Zola behauptet der Reine, der Unbefangene zu ſein, die Geſellſchaft aber, die durch ſeine rauhen Schilderungen natürlicher Vorgänge ſich verletzt fühlt, — ſie iſt die verbildete, ſie iſt unrein! Er allein hat Recht, alle Anderen haben Unrecht.

Er hat in dieſem neuſten Romane dieſen Gegenſatz auch veranſchaulicht. Pauline, die in der Unſchuld ihrer Seele und ihres Körpers anatomiſche Bücher lieſt und anatomiſche Abbildungen betrachtet, die nichts Menſchliches kennt, das ihr ekelhaft erſchiene, ſpricht ſeine Gedanken aus. Luiſe, die oberflächliche, verführeriſche Braut Lazares, denkt wie die übrigen Sterblichen. Die beiden Mädchen ſind zuſammen. Pauline theilt Almoſen an die Kinder des Dorfes aus. Das eine erzählt eine Schauergeſchichte von ſeiner Mutter. „Luiſe wandte ſich verlegen ab, aber Pauline erzählte ihr die Geſchichte, ohne irgendwelche Befangenheit zu empfinden. Pauline, die in Freiheit erzogen war, zeigte die ruhige Tapferkeit der Barmherzigkeit vor aller menſchlichen Schande. Sie wußte Alles und ſprach von Allem mit dem Freimuthe ihrer Unſchuld. Luiſe dagegen, die in ihrem zehnjährigen Penſionsleben allerlei erfahren hatte, erröthete bei den Bildern, die dieſe Worte in ihrem Kopfe hervorriefen. Das waren ja Sachen, an die man dachte, von denen man aber doch nicht ſprechen durfte!“

Zola meint das ſehr ironiſch, aber thatſächlich hat Luiſe vollkommen Recht. Es iſt eine nichtswürdige Unwahrheit, daß „naturalia non turpia“. Es giebt allerdings natürliche Dinge, die in der That vollkommen anſtößig ſind! Es giebt Dinge, an die man zwar denkt, aber von denen man nicht ſprechen darf; das hat ſchon vor Zolas Luiſen ein Bedeutenderer geſagt:

„Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.“

Es iſt eine unumſtößliche Wahrheit, daß von der Natur gleichberechtigte Dinge geſellſchaftlich verſchiedenartig gemeſſen und behandelt werden. Es giebt einen ſtarken Regulator, der dieſes zuläßt und jenes verbietet. Was iſt denn die Schamhaftigkeit, die Keuſchheit anders? Iſt denn die Schamhaftigkeit ein leerer Wahn? Der Naturzuſtand iſt die Wildheit, die Cultur hat ihre feſten Satzungen aufgeſtellt, die unumſtößlich ſind. Und das ſind keine Zufälligkeiten, keine gemachten Scherze, keine Willkürlichkeiten der Verbildung und Verzärtlichung; dieſe Geſetze der Cultur haben ſich langſam herausgebildet in Uebereinſtimmung mit allen übrigen Bedingungen des Daſeins. Es ſind logiſche Nothwendigkeiten, und wer dagegen verſtößt, tritt aus den Geſetzen der Richtigkeit, der Schicklichkeit und des Anſtandes heraus.

Es ſind Regeln, die gerade ſo feſtſtehen, wie die Regeln der Grammatik. Man kann tauſend logiſche Gründe finden, um nachzuweiſen, daß es richtiger

sei zu sagen: „Ich liebe Dir“ — es bleibt falsch, es heißt nun einmal: „Ich liebe Dich.“ Hand und Fuß sind doch gewiß gleichberechtigt, und es ist doch ein großer Unterschied, ob man die Hand einer Frau drückt, oder ihren Fuß berührt. Dieselben Dinge nehmen unter der Veränderung der Zeit, des Ortes, des Zweckes eine ganz andere Bedeutung an. Wenn sich eine Dame im ausgeschnittenen Ballkleide in der Mittagssonne auf der Straße zeigte, so würden ihr die Jungen nachlaufen. Es ist etwas ganz Anderes, ob eine Zeichnung in einem anatomischen Lehrbuche oder in einer Kinderfibel steht. Die gemalte und gemeißelte Nacktheit wirkt anders, als die mit Worten geschilderte. Das sind Sachen, die gar nicht bewiesen zu werden brauchen, die selbstverständlich sind, grundsätzliche!

Zola allein versteht sie nicht, will sie nicht verstehen. Zola schreibt wie ein Indianer für Indianer. In Arizona würde ihm kein Mensch seine Schilderung im mindesten verübeln; die Culturvölker aber, für die er doch nun einmal schreibt, dürfen ihm mit Recht den Vorwurf machen, daß er in diesem Roman der Anatomie und der Klinik unerträgliche Widerwärtigkeiten und Unflätigkeiten höchst überflüssiger Weise gehäuft habe.

Auch sein neuer Roman ist also im höchsten Grade verletzend; um so verletzender, da es ein wirklich guter Roman ist. Und in einem guten Romane treten wir Leser in ein näheres Verhältniß zu den handelnden Personen, die der Dichter geschaffen hat. Es sind Geschöpfe, die uns menschlich nahestehen, die uns lieb und werth sind, nicht corpora vilia, und gerade deshalb verletzt es uns, wenn man sie schamlos enthüllt, und wenn an ihren Verborgenheiten mediciniſche experimenta gemacht werden.

Ich kann den Kritikern keineswegs beistimmen, die behaupten, daß Zola ermattet sei. Im Gegentheil, sein Talent scheint mit der Zeit immer mehr zu wachsen. Zola schreibt sehr breit, und stofflich sind seine Erzählungen nicht immer sehr belangreich, die Fabel ist meist von wenig hervorragendem Interesse; gleichwohl liest man sein Werk mit andauernder steter Theilnahme, freut sich immer wieder an der Macht der Darstellung, der Anschaulichkeit der Schilderung, der Schärfe der Beobachtung. Er erregt nicht die billige Spannung, es ist nicht die athemlose Jagd nach dem Schluß, die den Leser in Athem hält; man legt das Buch während des Lesens ohne besondere Ueberwindung aus der Hand; aber man nimmt es immer wieder mit wahrer voller Freude auf; und das ist ein Merkmal, das eigentlich nur wirklichen Kunstwerken zu eigen ist. Trotz aller Abscheulichkeiten, die man gerne vermieden sähe, ist also „La Joie de vivre“ ein neues glänzendes Zeugniß für Zolas ungewöhnliche Begabung. Er ist durch die Macht und Fülle seines Talentes allen seinen Nebenbuhlern weit überlegen.

Der Krieg der Heiligen.

Von

C. Bergi.

— Kommt, ihr Heiligen. —

(Aus der Offenbarung des Johannes von Philipp Galenius.)

Und der Tag des heiligen Krieges kam; unser Heiland hatte uns gerufen, und wir folgten ihm. Wir waren ausgezogen, um das Reich des Antichrist, welches über die ganze irdische Kugel sich spann, über das wahre Heiligthum und die himmlischen Heerscharen zu siegen.

Es erhob sich Jubel im englischen Heerlager, als Gerichte und Gebeten, als Glaubensbekenntniß, einhellig laute der Heiligthum kund, daß die Heere Gottes, die Heiligen, die Auserwählten und Treuesten sich zu der Fahne des Lammes gesellt hatten, und daß sie nun ausgezogen seien, um das Weltreich Christi, und den Sieg des Antichrist, welcher Heiligen und Gott bekämpfe, zu vernichten.

Hunderte, Millionen und Millionen waren sie heute, aus dem Heere der Heiligen, und Niemand zählte sie.

Die heiligen Schaaren hingen nun an den Lippen ihres Führers, des Christus und den heiligen Boten, und in brünstigen Gebeten erflehten sie Gottes Segen und Beistand für ihren Kampf — und in einer dieser Bitten hörte ich Einen sagen:

Soll nun nur wieder ein einziger Tod bei Gott Ehre, Ruf und Preis sein? Nein, Herr, nein, wir wollen Leben!

Ich schauderte, als ich unbewußter Zeuge dieser Worte war, und ich sah mich um, ob Niemand sie hören konnte, ob sie nicht vernommen

Die Frommen von San Rocco hatten kein Geld und keine Mühe gespart, um die Festa ihres Kirchenpatrons recht großartig zu insceniren; man hatte aus der Stadt eine Musikbande kommen lassen, über zweitausend Böller gelöst und eine neue goldgestickte Fahne angeschafft, die wie eine leuchtende Wolke ob der andächtigen Menge schwebte.

Das mußte die Anhänger San Pasquales nicht wenig ärgern, und wen konnte es Wunder nehmen, wenn dann einer von ihnen, dem heiligen Rochus und seinen Verehrern zum Trotz, „Viva San Pasquale!" zu brüllen anfing.

Daß darauf eine tüchtige Prügelei folgte, war auch natürlich. Dem heiligen Rochus so mir nichts dir nichts Viva San Pasquale in's Gesicht zu schreien, ist doch keine kleine Impertinenz — 's ist gerade so, als ob man Jemand vor die Füße spuckte. In solchen Fällen vergißt man Himmel und Erde und tritt das kleine Restchen Ehrfurcht, das man für die anderen Heiligen, die untereinander alle verwandt sind, mit Füßen und vergißt jeglichen Anstand.

„Bei allen Teufeln," brüllte Gevatter Nino, „den wollte ich sehen, der noch einmal Viva San Pasquale zu rufen sich erlaubte!"

„Ich!" schrie Gevatter Turi zur Antwort, ganz vergessend, daß Nino binnen Kurzem der Gatte seiner Schwester werden sollte; ein Verehrer San Roccos hatte dem Turi beinah ein Auge ausgeschlagen, und Turi schrie daher nochmals: „Ich, ja Viva San Pasquale bis an's Ende aller Tage!"

Nino fiel über ihn her und so lagen sich denn die zwei zukünftigen Schwäger in den Haaren, und umsonst waren alle Bemühungen Sariddas, der Schwester Turis, die Streitenden zu trennen.

Sie konnte ihren Bräutigam, den Nino, nicht beruhigen, er geberdete sich wie toll und schrie einmal über's andere: „Was? San Pasquale? lieber meine Stiefel, ja, meine Stiefel sollen leben!"

„So?" schrie Turi, „Deine Stiefel, das möcht' ich sehen, da, da hast Du eins für Deinen San Rocco, da, da!" und dabei schlugen die Zwei auf einander los mit Püffen und Hieben, die einen Ochsen hätten umbringen können. Nur mit Mühe gelang es den herbeieilenden Freunden, die Kämpfenden zu trennen.

Saridda war während dessen auch in's Feuer gerathen und treu dem Heiligen ihres Sprengels schrie sie aus voller Kehle: „Viva San Pasquale!"

Nino hatte Lust, sie zu packen und sie zu behandeln, als ob er schon seit Monaten ihr angetrauter Gatte gewesen.

Ja, das sind eben solche Gelegenheiten, wo sich Eltern mit ihren Kindern, Brüder mit ihren Schwestern entzweien, wenn unglücklicherweise ein Familienglied aus dem Sprengel von San Rocco sich sein Ehegespons aus dem Sprengel von San Pasquale geholt!

Als die Gevatterinnen Saridda umringten und ſie begütigen wollten, ſchrie dieſe einmal um das andere: „Ich mag nichts mehr von ihm wiſſen, ich ſag's Euch, ich heirate den Nino nicht und wenn er um mich käme ganz in Gold und Silber."

Und der liebe Nino war auch nicht vernünftiger als ſeine Braut.

„Gut, meinetwegen mag die Saridda verſchimmeln," ſagte er zu ſeinen Kameraden, die ihm im Wirthshaus das mit Blut bedeckte Geſicht wuſchen, „'s iſt eine Bande Lumpen und Räuber ſammt ihrem San Pasquale; wie mir's nur einfallen konnte, ein Mädchen aus dem Sprengel heiraten zu wollen! ich mußte rein von Sinnen ſein!"

Das unvernünftige Lärmen und Spektakeln hatte den Syndicus auch nicht wenig erboſt und er erklärte, daß, da man keinen Heiligen mehr herumtragen könne ohne Prügelei, was eine rechte Schande ſei, er weiter keine Proceſſion, keine vierzigſtündigen Gebete, ja keine brennenden Kerzen mehr geſtatten werde, nein, nicht einmal Kerzen werde man den Heiligen anzünden dürfen, „ſonſt" ſchwor er, „laſſe ich Euch Alle einſperren".

Aber die Drohungen des Herrn Sindaco halfen wenig und änderten an der Sache nichts. Ja, die Geſchichte wurde noch ärger, weil der Biſchof der Diöceſe den Geiſtlichen von San Pasquale das Recht einräumte, die Mozetta zu tragen, jenen Prieſterrock mit abgehackten Aermeln, den die hohe Geiſtlichkeit Italiens zu tragen berechtigt iſt. Die von San Rocco waren nach Rom gereiſt, hatten ſich dem heiligen Vater zu Füßen geworfen, allerlei Documente auf Stempelpapier in regelrechter Ordnung mitgebracht — Alles umſonſt! Ihre Gegner aus dem Sprengel von San Pasquale — die ganze Gegend erinnerte ſich ihrer als elender armer Schlucker — hatten ſich durch die hier zu Lande neue Induſtrie der Ledergerberei bereichert come porci — und — nun, es weiß ja Jeder zur Genüge, daß hier auf Erden die Gerechtigkeit feil iſt, wie die Seele des Judas Iſchariot.

Die von San Pasquale triumphirten und erwarteten jetzt den Delegirten Monſignores, der den Canonici die Mozetta überbringen ſollte.

Der Delegirte war ein Mann, der großes Anſehen genoß und ſilberne Schnallen an ſeinen Schuhen trug, zu einem halben Pfund das Stück.

Um ihn gebührend zu empfangen, hatte man eine Muſikbande kommen laſſen und wollte ihm etwa drei Meilen vor das Oertchen entgegengehen. Abends ſollte dann am Platz ein Feuerwerk abgebrannt werden und überall, an allen Ecken ſtand mit großen Lettern Viva San Pasquale!

Die Verehrer San Roccos waren ob all dieſer Vorbereitungen in keiner kleinen Unruhe. Einige der Aufgeregteſten verſahen ſich mit recht elaſtiſchen Stöcken und meinten: „Na, wenn's durchaus Muſik geben ſoll, ſo darf der Tact nicht fehlen."

Der Delegirte des Biſchofs lief wirklich keine geringe Gefahr, bei ſeinem triumphalen Einzug zerſchlagene Knochen davon zu tragen. Aber der hochwürdige Herr, ein rechter Pfiffikus, ließ die Muſik ſchön draußen auf der

Straße seiner warten und pian, piano schlich er sich auf den kurzen Seitenwegen durch die Vignien in die Pfarrei.

Dorthin berief er die Rädelsführer der beiden Parteien.

Wie nun diese Galantuomini einander gegenüberstanden und sich so recht in die Augen sehen konnten, bekamen sie nicht übel Lust, sich sie gegenseitig auszuschlagen, und es bedurfte der ganzen Autorität des hochwürdigen Delegirten, um die bereitgehaltenen Erfrischungen anstandslos serviren lassen zu können.

Der Syndicus steckte seine Nase tief in's Glas und versicherte: „Wenn's zum Frieden und zur Eintracht heißt, da bin ich immer dabei."

Der Herr Delegirte betheuerte, er sei in der That nur gekommen, um die Versöhnung herbeizuführen, mit dem Oelzweig im Munde, wie das Täubchen Noas. In liebenswürdigem' Eifer verschwendete er Lächeln und Händedrücke und meinte, nachdem er den Boden genügend vorbereitet glaubte, er hoffe, die Herren würden ihm am Tage der Festa das Vergnügen machen, eine Tasse cioccolata in der Sacristei zu nehmen.

„Ach, lassen wir das Fest sein," sagte der Vicepretor, „sonst giebt es wieder Spektakel."

„Natürlich muß es wieder Spektakel geben, denn wer wird denn solche Uebergriffe dulden," schrie Bruno, der Gerber, „warum soll man sich denn nicht unterhalten dürfen, wie man Lust hat, sein Geld nicht ausgeben wie man will."

„Ich mag nichts davon wissen; die Befehle des Governo sind genau; wenn Ihr ein Fest veranstaltet, so schicke ich um die Carabinieri, ich will Ordnung haben," rief der Vicepretor.

„Für die Ordnung bürge ich!" rief der Sindaco, klopfte dabei mit seinem Regenschirm auf den Boden und sah sich rings im Kreise um.

„Schön! Als ob nicht Jeder wüßte, daß Ihr immer nur das thut, was Euer Schwager Bruno will!" gab ihm der Vicepretor zurück.

„Und Ihr, Ihr opponirt, weil Ihr einen Pick habt wegen der Strafe für die Wäsche," erwiderte der Sindaco, der gewaltige Herr Bürgermeister, „das könnt Ihr nicht verwinden!"

„Ich bitte, meine Herren, so geht es nicht, so kommen wir zu keinem Resultat, ich bitte, meine Herren!" rief immer wieder beruhigend der Delegirte.

„Ach was, wir werden, wir müssen aufbegehren," brüllte Bruno, mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd.

Schnell ließ der Pfarrer in aller Stille Tassen und Gläser bei Seite bringen und der Sacristan lief über Hals und Kopf der Musikbande entgegen, die mit Trompeten und Clarinetten herbeigeeilt war, um, nachdem sie erfahren, daß der Delegirte angekommen, ihn gebührend zu begrüßen, und hieß sie umkehren.

„Ja, meine Herren, so geht es nicht," murmelte immer wieder der

Delegirte und ärgerte sich, so nutzlos seine Zeit zu verlieren mit dem Gevatter Bruno und dem Herrn Vicepretor, die einander am liebsten erdrosselt hätten. Der hochwürdige Herr wollte nun auch wissen, was denn das gewesen sei mit der Wäsche.

„Die gewöhnlichen Uebergriffe," versicherte ihm einer der Anwesenden. „Man darf ja jetzt kein Taschentuch mehr beim Fenster lüften, gleich wird man gestraft. Die Gattin des Vicepretors, gestützt auf die Stellung ihres Gatten, — bis jetzt hatte man immer noch ein wenig Rücksicht für die Organe der Regierung gehabt — pflegte auf dem Terazzino allwöchentlich ihre Wäsche zu trocknen, eine Kleinigkeit, aber seit dem neuen Gesetz scheint dies eine Todsünde zu sein. Hühner und Hunde und die Schweine, mit Respect zu sagen, die früher Ordnung auf den Straßen machten, darf man ja jetzt auch nicht mehr hinauslassen, — na, Gott habe uns Alle in seinem gnädigen Schutz, damit wir beim nächsten Regenguß nicht Alle mit einander im Schlamm umkommen. Wegen der Hunde ließ wieder der Vicepretor den Bruno abstrafen — kein Wunder, daß die zwei auf einander nicht gut zu sprechen sind — das, was ich da zu berichten die Ehre hatte, ist die lautere Wahrheit."

* * *

Um nun die erhitzten Gemüther etwas zu beruhigen, setzte sich der Delegirte am nächsten Morgen in den Beichtstuhl und blieb dort hocken wie ein Käuzchen, vom Morgen bis zum Abend. Selbstverständlich wollten alle Frauenzimmer bei dem Stellvertreter des Bischofs beichten, da er assoluzione plenaria für alle Art Sünden hatte, wie als ob er der Bischof selbst gewesen wäre.

Saridda that natürlich wie die andern, sie ging beichten, und ihr Näschen an das Gitter des Beichtstuhls legend, klagte sie auch über Nino.

„Padre," sagte sie, „Nino ist schuld, daß ich alle Sonntage in der Kirche sündigen muß."

„Wieso denn, figlia mia?"

„Ja, ehe all' die Streitigkeiten hier im Oertchen waren, sollte Nino mein Mann werden; jetzt ist's aber aus mit der Heirat. Sonntags da stellt sich nun Nino immer in die Nähe des Hochaltars und das ganze Hochamt hindurch sieht er mich an, zischelt und lacht mit seinen Kameraden."

Der hochwürdige Herr ließ sich's nicht verdrießen und wollte dem Nino in's Gewissen reden, aber mit dem war nichts zu machen. „Ach, sie behandelt mich wie einen elenden Bettler, wie sie mich nur erblickt, zeigt sie mir den Rücken," sagte Nino.

Uebrigens hatten die Verehrer San Roccos, Nino unter ihnen, noch eine andere gewichtige Ursache, dem San Pasquale zu grollen.

Im Frühjahr war der nöthige Regen ausgeblieben, seit März war kein Tröpfchen gefallen und die Saaten waren gelb und vertrocknet, — sie

ſtarben vor Durſt. Bruno, der Gerber, hatte ſich hören laſſen, er ſei überzeugt, daß es regnen würde, wenn man den San Pasquale in feierlicher Proceſſion herumtrüge — ihn, den Bruno, kümmere der Regen übrigens wenig, er ſei Gerber und brauche keinen.

Außer den Gerbern lebten aber doch noch viele kleine Ackersleute im Sprengel von San Pasquale, und auf deren Wunſch wurde eine Proceſſion veranſtaltet und der Heilige hinausgetragen von Sonnenaufgang nach Sonnenniedergang und dann den Hügel hinauf, damit er die Fluren ſegne.

Es war einer jener drückend heißen Maitage, wo der troſtloſe Bauer ſich beim Anblick der verbrannten Felder die Haare rauft und die Aehren hinſinken, wie in den Tod.

Trotz aller alten Feindſchaft hatten ſich aus Sorge und Liebe für ihre Saaten Viele aus dem Sprengel San Roccos den Veranſtaltern der Proceſſion mit San Pasquale angeſchloſſen, hatten ſogar Dornenkronen am Kopf getragen und ſich gegeißelt wie die Eſel.

Aber es regnete nicht.

Nino war darob ſehr erboſt und lief in ſeinen Feldern herum wie ein Raſender, ſpuckte in die Luft und rief: „Vermaledeiter San Pasquale, Du haſt mich zu Grunde gerichtet, haſt mir nichts gelaſſen, als meine Senſe, damit ich mir den Hals abſchneiden kann!“

Da im Sprengel San Roccos meiſtentheils Bauersleute lebten, ſo war die Verzweiflung dort allgemein. Es war eines jener langen Jahre, wo der Hunger ſchon im Juni anfängt, wo die Weiber ungekämmt in den Thüren ſtehen und unthätig, ſtarr vor ſich hinblicken.

Nino konnte ſeinen Pacht nicht bezahlen, er mußte ſich entſchließen, ſeine Mula zu verkaufen.

Als dies Saridda hörte, vergaß ſie allen Groll und ſandte ihren Bruder Turi raſch mit ihren kleinen Erſparniſſen zu Nino, um ihm zu helfen.

Nino ſtand am Marktplatz, die Hände in den Hoſentaſchen, ſah er wie geiſtesabweſend dem Verkauf ſeiner lieben Mula zu. Auf Turis Anrede antwortete er nur: „Ich brauche nichts; ich habe, Gott ſei Dank, noch meine Arme; aber, 's iſt ein ſchöner Heiliger, Euer San Pasquale,“ fügte er noch höhnend hinzu.

Turi ſah, daß da nichts zu machen ſei und ging fort, um nicht wieder in Streit zu gerathen.

Die nach San Rocco Eingepfarrten waren Alle in einer Stimmung, die der Ninos ganz ähnlich ſah, ſie konnten es San Pasquale nicht verzeihen, daß er nichts für ſie gethan.

Als nun am Abend des Tages, wo der Delegirte im Beichtſtuhl geſeſſen, Trommelwirbel erſcholl und es hieß, der Syndicus habe erklärt, das Feſt werde morgen doch ſtattfinden, fingen die Leute an, ſich in Vorwürfen zu ergehen, und viele von ihnen, darunter Nino, ſchrieen, wozu man denn

ein Fest feiern wolle, wo sie doch beinah Hungers stürben. Die Leute hatten wirklich nicht so ganz Unrecht, und da die Aufregung wuchs, statt sich zu legen, hielt es der Delegirte für gerathen, sich in aller Stille, wie er gekommen, davon zu machen, ohne Pomp und ohne Festa.

Den Vicepretor gelüstete es doch nach einer kleinen Rache, dem verhaßten Gerber Bruno gegenüber — er telegraphirte daher an das Governo, die Gemüther seien erhitzt, er könne nicht für Ruhe und Ordnung stehen, er bitte um eine kleine Einquartierung.

Und richtig, einige Tage nachher verbreitete sich das Gerücht, es seien in der Nacht Carabinieri eingelangt.

Die Leute konnten sich die Einquartierung nicht erklären und meinten, sie sei geschickt worden wegen der Cholera; das ließ sich nicht leugnen, unten im Sprengel von San Pasquale starben die Leute wie die Fliegen.

Der Apotheker hatte seinen Laden gesperrt und der Doctor war davongelaufen aus Furcht, man könnte ihn erschlagen.

„Es wird nicht so arg sein," beruhigten die wenigen Zurückgebliebenen, die nichts gehabt, wohin zu flüchten, „unser gebenedeiter San Rocco wird uns in seinen Schutz nehmen und wer sich unterfteht, in der Nacht auszugehen, sich der Fieberluft auszusetzen, den prügeln wir durch."

Die unten im Viertel von San Pasquale Zurückgebliebenen kamen jetzt barfuß hinauf nach der Kirche San Roccos.

Da plötzlich fingen auch hier, wie die einzelnen großen Tropfen, die einem Unwetter vorangehen, die Todesfälle an. Man tröstete sich wohl damit, daß der Eine unmäßig gegessen bei einem Fest, der Andere bei sinkender Nacht draußen in der Campagna gewesen — aber kurz und gut, die Cholera war da bella e buona, trotz der Carabinieri, trotz San Roccos und trotz eines als heilig verschrienen alten Weibes, das geträumt haben wollte, San Rocco sei ihm erschienen und habe gesagt, er werde sie Alle vor der Cholera bewahren, denn er sei kein solcher Taugenichts wie der San Pasquale.

Es hieß, Turi und seine Schwester Saridda lägen unten auch krank an der Cholera.

Als Nino dies hörte, lief er so schnell er konnte, allen Streit vergessend, nach dem Häuschen der Geschwister hinunter. Er fand seine Saridda blau und entstellt im hintersten Winkel des Stübchens liegend, den Bruder händeringend und sich das Haar raufend an ihrem Lager. Der arme Teufel wußte sich keinen Rath.

„O meine theure Saridda!" rief Nino, „kennt Ihr mich denn nicht mehr?" und dann fügte er hinzu: „Der elende San Rocco, der ist auch zu nichts, ach, Saridda, Saridda, ich bin's ja, Nino, Euer Nino von ehemals!"

Die arme Saridda sah ihn an mit ihren eingesunkenen, verfallenen Augen, die so tief lagen, daß man eigentlich hätte eine Laterne anzünden sollen, um sie zu finden.

Dem Nino liefen die Thränen über die Wangen wie die Bäche.

Aber kurz darnach fühlte ſich Saridda beſſer und genas bald ſo weit, daß ſie, in ihr dickes Tuch eingehüllt, unter ihrer Thür ſtehen konnte neben Nino.

„Seht Ihr," ſagte ſie, „'s iſt doch der heilige Rochus, der ſich meiner erbarmt hat, Ihr müßt ihm deshalb eine Kerze weihen zu ſeinem Feſt."

Nino nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Er konnte nicht mehr ſprechen, denn er fühlte, daß jetzt ihn die Krankheit gepackt, und kurz nachher war er am Tod.

Saridda zerfleiſchte ſich das Geſicht vor Verzweiflung und ſchrie, ſie wolle ihr Haar abſchneiden und ihm in den Sarg mitgeben und Niemand ſolle je ihr Antlitz wieder erblicken, ſo lange ſie lebe.

„Nein, nein, meine Theure," ächzte Nino, „Deine Haare würden nur noch ſchöner wachſen, als früher; wer Dich nie mehr ſehen wird, das iſt Dein armer Nino!"

„Ein ſchöner Wunderthäter Dein San Rocco!" ſagte Turi, das war Alles, was der arme tiefergriffene Freund zum Troſte hervorbrachte.

Aber Nino hatte eine geſunde Natur und überſtand die Krankheit. Wenn auch noch blaß und gelb, ſo ſtand er doch bald wieder mit Turi, ſich ſonnend, an einer Mauer und beide fanden auch da nichts Klügeres zu thun, als ſich ihre Heiligen San Rocco und San Pasquale vorzuwerfen.

Eines Tages ging Bruno, der Gerber, an ihnen vorüber. Er war, nachdem die Seuche erloſchen, zurückgekehrt und ſagte jetzt zu den Zweien:

„Wir wollen ein großes Feſt veranſtalten. Es wird nun keinen Streit und keinen Spektakel mehr geben, denn der Vicepretor, der an allem Unfrieden ſchuld war, iſt todt. Ihr begreift, daß wir doch dem heiligen Pasquale dafür danken müſſen, daß er uns von der Cholera erlöſt hat.

„Ja, gebt ihm nur ein Feſt, weil ſo Viele geſtorben," höhnte Nino.

Da aber ſprang Saridda herbei: „Na, jetzt bitt' ich mir's aus, wollt Ihr ruhig bleiben, ſonſt müßte ja noch einmal die Cholera kommen, um den Frieden herzuſtellen, und wir wollen doch unſere Hochzeit feiern!"

Zur Centralstelle.

1. **Erich Schmidt-Lissa**, Centralstelle deutsche Literaturgeschichte. Ein Vorschlag. Berlin, Weidmann, 1894. 8°. 16 S. 0,50 M.

Nachdem Erich Schmidt in seiner Rede auf Scherer (Deutsche Rundschau, Juli 1886) die Errichtung einer Centralstelle für deutsche Literaturgeschichte angeregt hatte, ist es Lissa, der sich zuerst an die Ausführung dieses Gedankens gemacht hat. Er hat sich dabei an die Vorschläge gehalten, die Schmidt in seiner Rede gemacht hatte, und hat sie nur in einigen Punkten ergänzt. Die Centralstelle soll eine Sammlung von Zettelkatalogen sein, die alle Bücher und Aufsätze über deutsche Literatur verzeichnen. Sie soll ferner eine Bibliothek der Bücher und Zeitschriften besitzen, die für die Literaturgeschichte in Betracht kommen. Sie soll endlich eine Sammlung von Handschriften, Briefen, Bildern, Autographen, Büsten, Masken, Medaillen, Münzen, Siegeln, Wappen, Trachten, Möbeln, Geräten, Waffen, Musikinstrumenten, Tänzen, Spielen, Sitten, Gebräuchen, Volksliedern, Volksmärchen, Sprichwörtern, Redensarten, Rätseln, Volksbüchern, Volksschauspielen, Volksbelustigungen, Volksfesten, Volksaberglauben, Volksmedicin, Volksrechtsgewohnheiten, Volksmundarten, Volksnamen, Volksetymologien, Volksdichtungen, Volksgesängen, Volksmusik, Volkstänzen, Volksspielen, Volkssitten, Volksgebräuchen, Volksliedern, Volksmärchen, Sprichwörtern, Redensarten, Rätseln, Volksbüchern, Volksschauspielen, Volksbelustigungen, Volksfesten, Volksaberglauben, Volksmedicin, Volksrechtsgewohnheiten, Volksmundarten, Volksnamen, Volksetymologien, Volksdichtungen, Volksgesängen, Volksmusik, Volkstänzen, Volksspielen, Volkssitten, Volksgebräuchen

Wir beſitzen Klaſſiker-Bibliotheken, theuere und billige, in großer Menge. Wir beſitzen aber keine einzige Sammlung, welche auf hiſtoriſcher Grundlage einen Geſammtüberblick über das Werthvolle, was uns die Vergangenheit hinterlaſſen hat, gewährt. In dieſer Art iſt das Kürſchner'ſche Unternehmen das erſte.

Die bisher vorliegenden Bände zeigen ſchon in hohem Grade, wie vortheilhaft es ſich von den früheren ähnlichen Unternehmungen auszeichnet. Wir bekommen

natürlich auch unſere Klaſſiker wieder, wie dürfte Goethe, Schiller, Leſſing, Kleiſt u. ſ. w. in einer Bibliothek deutſcher Dichter fehlen. Aber auch hier wird Neues geboten. So verdient z. B., um nur eines zu erwähnen, was gerade uns beſonders neu und belehrend erſchien, der 33. Theil von Goethes Werken, welcher den erſten Band der naturwiſſenſchaftlichen Schriften enthält und von Rudolf Steiner herausgegeben iſt, beſonders hervorgehoben zu werden. Es iſt unſeres Wiſſens dieſe Seite der Thätigkeit Goethes

in einer für alles Weitere ausgezeichnet klaren und sicher verarbeiteten Ausdrucksweise. Es sind hier die einfachen Gesetze, die Statistik und Physik in ihren Beziehungen zueinander, die Grundlagen der Theorie der Gase, die Theorie der Flüssigkeiten, die Theorie der Kapillarität, die Lehre Maxwell für reibende Flüssigkeiten und die Grundgesetze der Lehre jener Erscheinungen, die man Diffusion, Wärmeleitung und Ähnliches nennt.

Über der Betonung von Differentialgleichungen ruhte sonst. Wie Meyer anschließt sich hier vollkommen Maxwell selbst vorangeht. Der angewandte Rechenapparat ist ein einfacher, und es ist nicht zu verkennen, daß Meyer mit Vorliebe Gleichungen, die sich durch Integration lösen lassen, in weiten und ausführlichen Betrachtungen und Erörterungen durchdenkt. Es ist kein Zweifel, daß hierdurch die große Klarheit und Verständlichkeit Meyer, dem Meyer auf diesem Gebiete eigen ist.

Abb. 1. Christus als Weltrichter. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

Abb. 2. Christus als Weltrichter. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

Gabe, Kraft, Ausdauer, Geduld, Sanftmut, Demut, Gehorsam, Keuschheit, Reinheit, Liebe, Barmherzigkeit, Mitleid, Gastfreundschaft, Freigebigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Vorsicht, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Nüchternheit, Tapferkeit, Beharrlichkeit, Treue, Hoffnung, Glaube, Gottesfurcht, Gottesliebe, Gottesverlangen, Gottesschau, Gottesgenuß, Gottesbesitz, Gottesvereinigung, Gottesumfassung, Gottesdurchdringung, Gottesumwandlung, Gottesverwandlung, Gottesvergottung, Gottesverklärung, Gottesverherrlichung, Gottesverewigung, Gottesverähnlichung, Gottesverbildlichung, Gottesverkörperung, Gottesverleiblichung, Gottesverwirklichung, Gottesverlebendigung, Gottesverjüngung, Gottesverschönerung, Gottesverzierung, Gottesverschmückung, Gottesverherrlichung, Gottesverewigung, Gottesverähnlichung, Gottesverbildlichung, Gottesverkörperung, Gottesverleiblichung, Gottesverwirklichung, Gottesverlebendigung, Gottesverjüngung, Gottesverschönerung, Gottesverzierung, Gottesverschmückung.

Diese Reihe ist in das unendliche fortzusetzen. Wir sehen, wie Gottes Wesen sich in der Welt offenbart, wie Gott sich in der Welt verwirklicht, wie Gott sich in der Welt verkörpert, wie Gott sich in der Welt verleiblicht, wie Gott sich in der Welt verlebendigt, wie Gott sich in der Welt verjüngt, wie Gott sich in der Welt verschönert, wie Gott sich in der Welt verziert, wie Gott sich in der Welt verschmückt, wie Gott sich in der Welt verherrlicht, wie Gott sich in der Welt verewigt, wie Gott sich in der Welt verähnlicht, wie Gott sich in der Welt verbildlicht, wie Gott sich in der Welt verkörpert, wie Gott sich in der Welt verleiblicht, wie Gott sich in der Welt verwirklicht, wie Gott sich in der Welt verlebendigt, wie Gott sich in der Welt verjüngt, wie Gott sich in der Welt verschönert, wie Gott sich in der Welt verziert, wie Gott sich in der Welt verschmückt.

Wie der Herr Jesus Lazarus von den Todten auferweckt hat, und wie er die Ehebrecherin vor der Steinigung rettet, in Gegenwart der Juden. Nach Schnorr's Bibelwerk.

gejaidt" des Albertinus ist nun nicht blos ein vortreffliches, sondern zugleich auch ein sehr ergötzliches Lehrbuch, und es war darum ganz berechtigt, es aus dem Staube der Vergessenheit, der es seit dem 30jährigen Kriege verfallen ist, wieder hervorzuziehen.

Der Leser wird zwar nicht bald Gefallen finden an der Art der Darstellung, liest er sich aber nur ein klein wenig hinein, so thut sich vor ihm ein Bild mittelalterlicher Anschauungen auf, wie es eindringlicher und zugleich kürzer gar nicht gegeben werden kann.

Englischer Pickelhering, jetzt vornehmer Eisenhändler mit Aexten, Beilen, Barten zu Prag jubilirend. Fliegendes Blatt von 1621. (Orig.-Größe.)

Aus: Brenning Gesch. d. deutsch. Litt. Lahr.

Moritz Schauenburg.

Als ebenso verdienstlich betrachten wir die Herausgabe der „Asiatischen Banise" von Heinrich Anselm von Zigler, die Felix Bobertag besorgt hat. Die Banise ist für die Romandichtung aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert typisch. Sie zeichnet sich durch außerordentlich flotte, lebhafte Darstellung aus und durch — eine anerkennenswerthe Kürze. Die Zahl der Ausgaben dieses Zigler'schen Romans zeigt schon hinlänglich, wie beliebt die Banise gewesen ist. Sie wurde sogar noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgesetzt und wiederholt nachgeahmt. Auch einem Operntext und einer Tragödie diente sie zur Grundlage. Noch Goethes Wilhelm Meister ließ auf seiner Puppenbühne den Tyrannen Chaunigren auftreten, welcher der Held des mittelalterlichen Romans ist. Der Banise, welche in extenso abgedruckt ist, fügt Bobertag interessante „Proben der Romanprosa aus den letzten Jahrzehnten des XVII. und den ersten des XVIII. Jahrhunderts" bei, von Anton Ulrich Herzog von Braunschweig, Daniel Caspar von Lohenstein u. A. Man könnte meinen, daß Lohensteins Romane, wenn auch nur theilweise, als äußerst charakteristische Vertreter einer ganzen Zeit und literarischen Richtung eine besondere Behandlung verdienten. Wir wissen nicht, ob es in Kürschners Plane liegt, Lohensteins Romane in einer Auswahl zu ediren, da uns zwar die „Gegner der zweiten schlesischen Schule", nicht aber diese selbst vorliegt.

Bobertag ist auch der Herausgeber von Abraham a Santa Claras „Judas der

Erzschelm", einem Buche, das äußerst selten und wenig bekannt ist, und dessen Herausgabe schon darum als ein Verdienst zu betrachten ist.

Unser Gesammturtheil über die Kürschner'sche National-Literatur muß nach dem Gesagten, das ja keineswegs der großen Leistung gerecht werden kann, außerordentlich günstig ausfallen. Kürschner hat es verstanden, einen klaren Plan vorzuzeichnen, einen Verleger zu finden, der den Ausgaben eine in jeglicher Beziehung schön zu nennende Ausstattung giebt, und einen Stab von Mitarbeitern um sich zu sammeln, die in ihren Specialgebieten als hervorragende Männer zu bezeichnen sind — und die Frucht seiner Bemühungen ist ein Unternehmen von dauerndem Werth, für welches ihm das deutsche Publikum den Dank nicht schuldig bleiben wird.

2. **Geschichte der deutschen Literatur** von Emil Brenning. Lahr. Moritz Schauenburg.

Dieses Werk hat nur eins mit dem Kürschner'schen Unternehmen gemein, die sehr vernünftige Auswahl der Illustrationen, und das giebt uns den Anlaß, es an dieser Stelle zu besprechen. Die Illustration ist das Schoßkind der modernen Literatur, oder sagen wir richtiger, des modernen Bücherhandels. Was ohne Illustration auf den Markt kommt, darf kaum auf Absatz rechnen. Wir unterschätzen die Bedeutung einer künstlerischen Ausstattung keineswegs und sind auch nicht blind für den Aufschwung, welchen die Bücherausstattung nach jeder Richtung hin in letzter Zeit genommen hat. Aber der Geschmack oder richtiger der Ungeschmack des Publikums hat es dahin gebracht, daß Verleger Illustrationen dort bieten, wo sie durchaus nicht am Platze sind, oder daß sie den Umstand, daß Illustrationen wünschenswerth wären, in unberechtigter Weise ausbeuten. Wir mögen hier dasjenige Buch nicht erst namhaft machen, welches uns vorschwebt, wenn wir von einer übertriebenen Illustrirung literärgeschichtlicher Werke sprechen. An dieser Stelle wollen wir nur die Aufmerksamkeit auf die Brenning'sche Literaturgeschichte lenken, welche in dieser Beziehung als Muster dienen kann. Bei ihr ist die Illustration nicht dominirende Hauptsache, sondern thatsächlich nur eine Unterstützung der Phantasie. Das Buch selbst gliedert seinen Stoff zwar nicht ganz nach hergebrachter Weise, aber auch nicht gerade sehr abweichend von derselben. Es unterscheidet drei große Perioden: Die heidnisch-germanische, die christliche und die christlich-klassische. Die erste erreicht um das Jahr 800 ihr Ende, die zweite geht für den Verfasser bis ca. 1450, sie zeigt das deutsche Volk unter der Herrschaft des christlichen Geistes, der noch das ganze IX. Jahrhundert mit dem heidnischen kämpfte, der aber den vollständigen Sieg davonträgt. Es bildet sich nun eine rein geistliche Dichtung aus, nur von Geistlichen gepflegt, bis sich durch den Einfluß der Kreuzzüge und das Eindringen der französischen Poesie die ritterliche Romantik an deren Stelle drängt. Mit dem Sinken des Ritterthums tritt der Bürgerstand auf, bis durch das Eindringen der Renaissance von Italien her ein neuer Umschwung sich ankündigt. In Deutschland wird die Renaissance Weckerin und Bundesgenossin der Reformation. Die neue Einheit, die sich durch Versöhnung des christlichen mit dem klassischen Geiste bildet, ist das Charakteristikum der jüngsten Periode. Dies ist der Grundplan des ganzen Werkes, das für eine große Anzahl von Lesern schon darum einen besonderen Werth beansprucht, weil es ausführliche Analysen des Inhalts der größeren Gedichte giebt, soweit thunlich sogar mit den eigenen Worten des Dichters. Auch die Kritik ist in einer Weise behandelt, die uns für ein ähnliches Buch als die berechtigte erscheint. Sie urtheilt nicht mit apodiktischer Gewißheit, sondern sucht vielmehr, den historisch-ästhetischen Maßstab anlegend, die geschichtliche Stellung zu fixiren, welche das betreffende Werk einnimmt, und von den Voraussetzungen der Zeit aus seinen Werth zu bestimmen.

Eins vermiſſen wir an dem Buche, was vielleicht noch nachgeholt werden könnte: die erwähnten Illuſtrationen gewähren, da ſie vortrefflich ausgewählt ſind, ein gutes Bild von der allmäligen Entwickelung des Druckes, der Schreibmethode, der Aus-

Aus der Bilderhandſchrift der Weltchronik von Rudolf von Hohenems in der Landesbibliothek zu Kaſſel (Orig.-Größe).
Aus: Brenning. Geſch. d. deutſch. Litt. Lahr. Moritz Schauenburg.

malungen mittelalterlicher Manuſkripte, und zum Theil auch der Bücher-Illuſtrationen. Wäre es nicht vortheilhaft, wenn auch nur ganz kurz, darüber Einiges zu ſagen? Die Kenntniß dieſer Dinge befindet ſich heute in einem Stadium, welches vollkommen geſtattet, jedem Gebildeten eine Darſtellung der Entwickelung der Technik von Schrift und Druck zu geben. —rl.

Neuer deutscher Novellenschatz.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Der deutsche Novellenschatz, den Heyse im Verein mit Herrmann Kurz in den Jahren 1870—74 herausgegeben hat, war für Alle, die sich ästhetischen und literarischen Studien widmen, eine außerordentlich willkommene Gabe. Der Tod des feinsinnigen Herrmann Kurz hemmte damals die Fortsetzung der Sammlung, in der noch lange nicht alle namhaften Erzähler der Gegenwart zu Worte gekommen waren. Heyse hatte sich stets mit dem Gedanken getragen, den Novellenschatz fortzusetzen, und schritt zur Ausführung desselben, als ihm durch Ludwig Laistner die gewünschte Unterstützung wurde. Vielfache Umstände, zum Theil rein äußerliche, vor Allem das massenhafte Umsichgreifen der Wochenschriften, haben, wie Heyse in der Vorrede mit Recht bemerkt, die Schaffenslust auf dem Gebiet der Novelle in's Unabsehliche vergrößert, und die Auswahl ist darum um so schwieriger, als das Stoffgebiet der Novelle und ihre Form sich bedeutend verändert haben, und als die Herausgeber in dieser neuen Sammlung fast ausschließlich ihren mitlebenden Collegen gegenüberstehen.

Die Aufnahme in den „Neuen deutschen Novellenschatz" soll nach denselben Grundsätzen erfolgen, die schon bei der ersten Sammlung maßgebend waren. Heyses und Laistners Plan ist, „die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen, in der es natürlich auch an Halbedelsteinen und leichteren Schmuckstücken nicht fehlen kann, immerhin aber keine unechte Fabrikwaare mit unterlaufen soll". Es soll den mannigfaltigen Formen und Stilen, „sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart", ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn gelassen werden.

Die ersten drei Bändchen des neuen deutschen Novellenschatzes umfassen neun Erzählungen. Eröffnet wird er durch eine Schlösser- und Höhlengeschichte „Sirene" von L. Starklof, die zum ersten Male 1846 in Leipzig erschienen ist. Starklofs Name ist heute vollkommen verschollen; auch bei Lebzeiten des Trägers war er nicht weit über die Grenzen seines kleinen Vaterländchens — er ist in Ludwigsburg geboren — hinausgedrungen. Und doch war der merkwürdige Mann — wie Heyse in einer kleinen biographischen Einleitung sagt — durchaus nicht eines jener unberufenen Halbtalente, die höchstens durch einen glücklichen Zufall einmal sich zu einer erfreulichen Leistung aufschwingen, sondern ein voll ausgereifter Künstler.

Marie von Ebner-Eschenbachs humoristische Novelle „Die Freiherren von Gemperlein" galt den Herausgebern mit Recht als eines der Producte feinsten humoristischen Talents, wie es bei weiblichen Schriftstellern selten gefunden wird. Die wenigen liebenswürdigen autobiographischen Worte, welche der Einleitung Heyses vorausgehen, werden dem Leser jedenfalls sehr angenehm sein. Denn wer wünschte nicht, etwas über einen Autor zu erfahren, der ihn durch eine künstlerisch vollendete Schöpfung erfreut hat.

„Jephtas Tochter" von S. Th. Mosenthal ist eine jüdische Dorf- und Stadtgeschichte, und erinnert in den Mitteln, mit welchen der Dichter den Leser zu fesseln sucht, sehr an die viel berufene „Deborah". Von O. Müller, dem Verfasser der „Charlotte Ackermann", ist eine treffliche Humoreske, „Münchhausen am Vogelsberg", aufgenommen, von Hans Marbach eine alterthümelnde Erzählung „Salathus". Der dritte Band bringt Ida von Düringsfelds „Wer?", Adolf Sterns „Die Fluth des Lebens", Alfred Schönes „Der blaube Schleier", eine ergreifende Erzählung, die in den Rahmen einer lustigen Rheinreise eingefügt ist, und P. K. Roseggers „Maria im Elend". —

Wir begrüßen die Fortsetzung des alten Novellenschatzes durch diesen neuen mit lebhaftester Freude. Man darf erwarten, daß Meister Heyse, unterstützt von einem Kunstjünger, der seine ästhetischen Ueberzeugungen zu theilen scheint, nur das Beste und Charakteristischste aus der ungeheuren Fluth der modernen Novellen auswählen wird, und so Jedem, der die Entwickelung der deutschen Erzählungskunst aus welchen Gründen immer verfolgen möchte, den besten Leitfaden geben wird, der ihm gegeben werden kann. Wir wünschen dem Unternehmen schon darum eine gute Aufnahme, damit Paul Heyse sich auch verpflichtet fühle, seinen „Novellenschatz des Auslands" durch eine ähnliche neue Sammlung bis auf die jüngste Zeit fortzuführen.

rl.

Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Hamburg. J. F. Richter.

„Es giebt Verehrer und Verehrerinnen der Poesie," beginnt Hamerling das Vorwort zu diesen Skizzen und Studien, „welche glauben, daß der Poet, der sich für gewöhnlich in gebundener Rede vernehmen läßt, heruntersteigt und sich etwas vergiebt, wenn er Prosa schreibt. Es giebt auch solche," meint er, „die sich vorstellen, wenn ein Dichter (im engeren Wortsinne) Prosa schreibe, so thue er es so nebenbei und gelegentlich, auf äußeren Antrieb, werfe so ‚leichte Waare' gleichsam zur Erholung hin." Es hätte solcher Bemerkungen zur Einführung der Prosaschriften eines Mannes, wie Hamerling, nicht bedurft. Wer Hamerlings Individualität und seine Schriften nur ein wenig kennt, weiß, wie ernst er es mit Allem, auch mit Kleinigkeiten nimmt. Die vorliegende Sammlung, die Hamerling seinen Freunden als „einen kleinen Ersatz" für eine Geschichte seines Lebens und seiner Entwickelung bieten will, bestätigt das von Neuem. Wir finden in ihr ziemlich Alles, was das Herz eines edeldenkenden Menschen beschäftigen kann. Aber allerdings verdienen wohl nicht alle hier vereinigten Aufsätze Verewigung in einer zweibändigen Sammlung in Buchform. Hamerling hätte uns mit der Hälfte ein treffenderes Bild seiner Individualität geboten. Die kleinen novellistischen Arbeiten sind uns höchst willkommen. Auch die kleine hübsche Schilderung: „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft" wird jeder Freund Hamerlings — und deren giebt es ja sehr viele — mit Vergnügen lesen. Aber die kleinen feuilletonistischen Spielereien passen doch nicht ganz in die Sammlung hinein. Zu viel Alltägliches, zu viel Flüchtiges, was den Zeitungsleser für einen Augenblick angeregt haben mag, das aber für die Dauer einen Werth nicht beanspruchen kann. In höherem Grade befriedigen diejenigen Aufsätze, welche sich mit unserer Sprache beschäftigen. Hamerling geht vielleicht in manchen Dingen ein wenig zu weit, auch will uns bedünken, als fehle ihm zu gründlicheren philologischen Auseinandersetzungen das nöthige Wissen in all den Kleinigkeiten, die nun einmal zu solchen Auseinandersetzungen unentbehrlich sind, aber der Ernst, mit dem er für die Reinhaltung der Muttersprache, Ausmerzung unnützer Fremdwörter und ganz besonders für die Ausstoßung häßlicher Austriacismen eintritt, erfreut und erfrischt.

Das Streber- und Gründerthum in der Literatur. Vade mecum für Herrn Pastor Krause in Hamburg. Von Kuno Fischer. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884. (63 Seiten.)

„Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben — — Pastor zur Erde sinken."

Das gilt von der Wirkung des wuchtigen Streiches, den Kuno Fischer gegen das verdienstlose Streberthum führt. Macht es doch einen kläglichen Eindruck, daß

sich angesehene öffentliche Blätter in nicht geringer Zahl unkritisch und leichtgläubig mystificiren ließen und den lärmenden Trompetenstoß dienstfertig mit Schmähungen und hämischen Ausfällen gegen Kuno Fischer weitergaben, der Pastor Albrecht Krause in Hamburg habe ein nachgelassenes Werk von Kant als dessen „tiefsinnigste und folgenschwerste" Schrift „entdeckt". Soviel sagte auch der Titel des neuesten Buches von Krause: „Em. Kant wider Kuno Fischer zum ersten Male mit Hülfe des verloren gewesenen Kantischen Hauptwerkes vom Uebergange der Metaphysik zur Physik vertheidigt." Zu dem Bombast dieses Aushängeschildes für einen noch nie dagewesenen Kaufartikel kam der Lärm, den Krause dem preußischen Cultusminister vormachte, um diesen zur Herausgabe des Kantischen Werkes auf Staatskosten zu bewegen.

Wie schneidender Hohn, wie eine tief beschämende Züchtigung, klingt die in ihrem kühl überlegenen Tone würdige, sachlich ruhige, in ihrer Polemik vernichtende Antwort des kundigen Historikers der Philosophie, die in der Geschichte der polemischen Literatur gewiß bemerkenswerth zu bleiben verdient und selbst den zweifellosen Wunsch Krauses erfüllen wird, ein genannter Mann zu werden — allerdings nur da erfüllen wird, wo man Kuno Fischers Vade mecum liest und dabei die geläufige Abneigung gegen jede entschiedene und siegreiche That überwindet. Das jetzt schon rasch verbreitete „Vade mecum" erregt verdientes, sehr bedeutendes Aufsehen und zwar gerade in unterrichteten, der gerechten Sache geneigten Kreisen, die sich von der Clique unabhängig erhalten. Mit scharfen, klaren Argumenten führt es die Verirrungen des Gegners auf die Haltlosigkeit und Nichtigkeit seiner ganzen philosophischen Scheinexistenz zurück. Man traut seinen Augen nicht, wenn ein literarischer Freund Krauses in den „Grenzboten" die philosophische Nullität Krause zum Genie aufbauscht, welches der „Zunftneid" des Professors nicht aufkommen lasse! Wer hat Krause und seinen literarischen Genossen A. Classen bisher gekannt? Beider Väter sind als tüchtige leistungsfähige Männer bekannt, aber ihre Herren Söhne mögen sich das Wort der Schrift einprägen: „Wir sind weniger als unsere Väter!" —r—

Die Heilkraft des See- und Höhenklimas. Ein ärztlicher Wink zur hygienischen Verwerthung der Ferien. Von Dr. med. J. Gildemeister. Langensalza. H. Beyer u. S. 1884.

Auf kaum 19 Seiten legt der Verfasser den heilsamen Einfluß dar, den der Aufenthalt am Meere und im Hochgebirge auf den durch geistige Ueberarbeitung, Nervenüberreizung anderer Art, Ernährungsstörungen u. A. geschwächten Organismus ausübt. Aus der überaus gediegenen Arbeit spricht ein Autor, der die durchgebildete wissenschaftliche Erkenntniß mit dem lebensvollen Interesse und der durchdringenden Kraft verbindet, die besten Gedanken der neueren Wissenschaft, die bleibenden, d. h. sicheren Resultate der Forschung in That umzusetzen und für das Leben geltend zu machen. Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und die Wärme eines gesunden männlichen Gemüths kennzeichnen den Verfasser, der seine reichen Erfahrungen nicht nur durch umfassende Studien und wissenschaftliche Reisen, sondern auch durch umfassende ärztliche Praxis in Bremen, Gleschendorf und den Ostseebädern Hasskug und Scharbeutz gesichert hat. hg.

Ausgewählte deutsche Dichtungen. Für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert von Lic. Dr. Karl L. Leimbach. 5. Band. Kassel, Theodor Kay.

Dieser fünfte Band bietet, wie das Vorwort sagt, eine Ergänzung zu desselben Verfassers, theilweise in dritter, theilweise in zweiter Auflage erschienenen Erläuterungswerke: Ausgewählte deutsche Dichtungen, und behandelt als erster Supplementband die deutschen Dichter der Neuzeit. Uns ist das genannte Werk nicht bekannt, und es steht

uns demnach nur ein Urtheil über den Supplementband zu. Leimbach ordnet die Autoren nach dem Alphabet — der vorliegende Band beginnt mit Alexander Graf von Württemberg und schließt mit Johannes Fastenrath — bietet umfangreiche Biographien und eine reichhaltige Auswahl aus ihren Dichtungen. Die Rücksichten, die ihn leiten, sind nicht immer dieselben, die wir einer solchen Auswahl zu Grunde legen würden. Leimbach ist einseitig, theologisch und kirchlich. Davon jedoch abgesehen, ist sein Buch von großem Interesse. Mit Erstaunen bemerkt man, welche lyrischen Perlen Dichter zu Tage gefördert haben, die man kaum dem Namen nach kennt. Die vollständige Aufzählung aller Werke der angezogenen Dichter ist für jeden Leser auch außerhalb der Schulkreise, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, von Werth; es erleichtert in hohem Grade das Studium. Die Biographien selbst, denen sich eine kritische Beurtheilung der Leistungen anzuschließen pflegt, sind mit Wärme und einer wohl zu tolerirenden Milde geschrieben. Wem die oben gekennzeichnete Einseitigkeit kein Hinderniß ist, wer sich über dieselbe bei Anerkennung der großen Vorzüge der Sammlung hinwegsetzen kann, dem können wir das Buch redlich empfehlen. fd.

Emanuel Geibel. Ein Gedenkblatt. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Lübeck. Ferdinand Grautoff.

Eine von Liebe und Verehrung für den verstorbenen Dichter dictirte Biographie, die aus persönlicher Bekanntschaft mit Geibel manches noch Unbekannte zu erzählen weiß. So z. B. über Geibels Verhältniß zu Halm, gegen welchen der Münchener Lyriker ursprünglich ein arges Vorurtheil hatte und dieses auch in Karlsbad Laube gegenüber äußerte. „Wir taugen nicht zusammen," hatte Geibel gesagt. Da fuhr Laube grob auf. „Was reden Sie da, das ist ja Thorheit. Sie jungen Leute schreiben ja lauter Stücke, die kein Mensch spielen kann. Schreiben Sie doch erst etwas, was so ist, wie Halms Sachen." — „Ich, beschämt, schwieg still und sah ein, daß Laube Recht haben könne. Dann entdeckte ich in Halm einen der allerliebenswürdigsten Menschen und auf zwei längeren Spaziergängen theilte dieser mir so viel über das Drama mit, soviel Geistvolles und Anregendes, daß ich für mein Leben lang daran zu lernen gehabt." Geibels größte Freude war es, wenn ein moderner Dichter etwas geleistet, das ihn mit Begeisterung erfüllen konnte. Als er Conrad Ferdinand Meyer's Roman „Der Heilige" gelesen, sagte er, er sei stolz darauf, daß dieses Meisterwerk in neuerer Zeit geschaffen worden, und noch im letzten Herbst, da seine Kräfte bereits erschreckend abnahmen, äußerte er, daß er sich kein Gedicht dieses Dichters, das zerstreut in diesem oder jenem Blatte erscheine, entgehen lasse.

Die Schilderung der letzten Tage Geibels und die Darstellung seiner Bestattung am 12. April 1884 haben ohne Zweifel ein dauerndes Interesse. fd.

Das serbisch-wendische Schriftthum in der Ober- und Nieder-Lausitz. Von A. N. Pypin. Aus dem Russischen übertragen, sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von Traugott Pech. Separatabdruck aus: Geschichte der slavischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasović. Leipzig, F. A. Brockhaus

Die kleine Schrift dürfte als die Darstellung der Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes des geistigen Lebens einer mitten unter uns wohnenden slavischen Völkerschaft auch für die weitesten Kreise von Interesse sein. Aus diesem Grunde erwähnen wir auch an dieser Stelle den Separatabdruck aus dem hervorragenden Werke, dem wir demnächst eine ausführliche Besprechung zu widmen gedenken. Nur wenige wissen überhaupt, daß das kleine Völkchen der Lausitzer seine eigene Literatur besitzt und daß es auch heute noch so zu sagen geistig lebe. Wir sind Herrn Pech für den Separatabdruck und seine umfangreichen Zusätze außerordentlich dankbar. Pech, selbst

ein Sohn des lauſitziſchen Volksſtammes, mit deſſen Sprache und Literatur genau vertraut, war wohl berechtigt, der Darſtellung eines Pypin Ergänzungen und Berichtigungen anzufügen. Denn der ruſſiſche Forſcher ſteht der Bewegung zu fern und ſeine Hilfsmittel ſind jedenfalls nicht ſo reiche, wie die des mitten in der Bewegung ſtehenden und räumlich nahegerückten Lauſitzers. fd.

Am Wege gepflückt. Eine Liedergabe von A. Stanislas. Berlin, F. C. Entrich.

Schleſien, das in der Geſchichte der deutſchen Dichtung von jeher einen würdigen Platz beanſprucht, iſt auch heute noch reich an Dichtern, die zwar auf dem deutſchen Parnaß nicht die höchſten Stufen beſetzen, immerhin aber eine bemerkenswerthe Beiſteuer zu der dichteriſchen Production Deutſchlands leiſten. Eine große Zahl ſchleſiſcher Dichter findet ihren Vereinigungspunkt in der ſchleſiſchen Dichterſchule, einem Verein, deſſen Mittelpunkt in der Hauptſtadt liegt, deſſen zahlreiche Mitglieder aber über die ganze Provinz verſtreut ſind. Einer der begabteſten Dichter dieſer Schule iſt A. Stanislas. Sein Liederbuch „Am Wege gepflückt" iſt nicht das erſte, das er der Leſerwelt darbietet. Es zerfällt in vier Abtheilungen, von welchen uns die zweite „Von der Wanderſchaft" am gelungenſten erſcheint. Stanislas hat offenbar eine feine Beobachtungsgabe für die Natur, und trotz des manchmal durchbrechenden Peſſimismus Verſtändniß für die heiteren und ſchönen Seiten des menſchlichen Lebens. Beides kommt in ſeinen Gedichten, und wie wir glauben, in hervorragendem Maße in der Abtheilung „Von der Wanderſchaft" zum Ausdruck. Seine Sprache iſt nicht gerade originell, aber rein, ſeine Versbildung bietet nichts Neues, ſie bewegt ſich in der fertigen Sprache der deutſchen Lyrik, aber in dieſen Grenzen mit Sicherheit und Anmuth. Stanislas würde vielleicht in weiteren Kreiſen Anklang finden, wenn er ſich entſchließen könnte, aus ſeinen bisher veröffentlichten Sammlungen eine neue Auswahl zu treffen und nur einen Bruchtheil deſſen, was er geſchaffen hat, in dieſe Auswahl aufzunehmen. fd.

Große Menſchen. Hiſtoriſcher Roman von Levin Schücking. 3 Bde. Breslau und Leipzig. E. Schottlaender.

Ein Schwanengeſang — das letzte Product der Feder des geiſtreichen Romanſchriftſtellers, welcher dem deutſchen Leſerkreis nach dem Tode des Verfaſſers, alſo gewiſſermaßen als ein literariſches Vermächtniß in die Hände kommt. Viele deutſche Leſer — und wir rechnen uns nicht unter die letzten — haben die zahlreichen Romane Levin Schückings mit großem Vergnügen geleſen, ſehr Wenige haben Etwas von den Lebensſchickſalen des Verfaſſers und noch viel Wenigere gewußt, ein wie hohes Alter derſelbe erreicht hat. — Diejenigen aber, welche anderweit ſich nicht um das Leben eines unſerer fruchtbarſten deutſchen Romanciers gekümmert haben — aus dieſem Schwanengeſang werden ſie ſicher nicht auf das hohe Alter des Autors ſchließen. Das Buch iſt mit einer Friſche der Empfindung geſchrieben und trägt ein ſo lebensvolles Colorit zur Schau, daß es ſelbſt viele ſeiner früheren Erzählungen übertrifft. Der Roman führt uns in ungezwungener Weiſe in die Beziehungen Deutſchlands zu Italien in der Zeit Leos des Zehnten ein und verlegt ſehr bald den Schauplatz der Handlung nach Rom ſelbſt. — Kaum in einem der älteren Romane iſt es dem Verfaſſer gelungen, die Charaktere ſich ſo vor unſeren Augen ohne jedes gewaltſame Eingreifen entwickeln zu laſſen, als in dieſem. Wir ſehen ſie ſich an ihrem Geſchick erheben, vertiefen, ausreifen, oder zu Grunde gehen, und es ſcheint uns, daß der Verfaſſer in pſychologiſcher Beziehung gerade in dieſem Roman eine Vertiefung gewonnen hat, wie ſie in der That das Product eines langen Lebens — ſein kann, aber doch ſelten iſt. Dabei iſt die ganze Erzählung von dem Colorit Roms und des glanzvollen Lebens jenes Zeitalters durchleuchtet, ohne daß man, wie an ſo vielen

modernen „Culturromanen", die Absicht merkt, ihnen äußerlich den Firniß und Lack der Zeit zu geben, aus welcher heraus die Helden der Erzählung zu betrachten und zu begreifen sind. Der Verfasser versteht uns eine meisterhafte Entwickelungs-Geschichte einzelner in der Geschichte bedeutsamer Männer zu geben — er flößt uns ferner ein lebhaftes Interesse an dem Geschick derselben und ihrem menschlichen Ergehen ein — wir leiden und freuen uns mit ihnen — er weiß uns mit Gewaltthaten und Schlechtigkeiten, welche Zeit und Umstände mit sich bringen, ja selbst mit der Niedertracht einzelner Charaktere zu versöhnen, weil er sie als die Producte der Zeit und geschichtlicher Entwicklungsphasen darzustellen weiß. Das einzige, was wir vielleicht nicht unterschreiben möchten, ist der Titel: „Große Menschen" — kaum bedeutsame: interessante haben wir sehr viele, große ungleich weniger gefunden, wenn wir dann auch sehen, daß hier wie so oft „die Kleinen" die eigentlich Großen sind. Wir haben bei der Besprechung nicht dem gewöhnlichen Gebrauch gehuldigt, statt unserer Meinung einen kurz skizzirten Inhalt des Buches zu geben. Möge Jeder den letzten Roman Schückings selbst zur Hand nehmen und er wird sich sagen, daß es ein interessanter, geistig nervöser, aber geistreicher Schriftsteller gewesen ist, dessen Hand die Feder im ewigen Schlafe entsunken ist. sa.

Geschichtenbuch von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Druck und Verlag von W. Kohlhammer, 1884.

Geschichtenbuch nennt der Verfasser die uns vorliegende, fünf Erzählungen umfassende Sammlung, und sagt dazu in einer Vorrede von wenigen Zeilen, er nenne sie deshalb nicht Volkserzählungen, weil sich so manche schiefe Vorstellung mit dieser Bezeichnung verbinde. Wolle man unter einer Volkserzählung eine solche verstehen, die den gebildeten Geschmack zu fesseln vermag, aber auch dem „gemeinen Manne" genießbar bleibt, dann könne man sich das Wort gefallen lassen, ja sogar sich eine Ehre daraus machen. Seine Frage an die Leser, ob seine Geschichten wohl diese Bezeichnung in diesem Sinne verdienten, können wir getrost mit „ja" beantworten. Behandelt Weitbrecht das von ihm beherrschte Stoffgebiet auch nicht mit besonderer Originalität, so ist doch der gesunde, volksthümliche Ton, in welchem seine Geschichten geschrieben sind, anzuerkennen, wie auch die sittliche Weltanschauung, die, ohne in vordringlicher Tendenz sich bemerkbar zu machen, den Grundzug seiner Erzählungen bildet. Der schlichte Geschmack des Volkes sollte überall auf solche Lecture hingewiesen werden, im Gegensatz zu den nach groben Effecten haschenden novellistischen Erzeugnissen. Unserem Geschmacke entspräche allerdings eine etwas knappere Form, die behäbige Weitschweifigkeit der Schilderungen wirkt zuweilen ermüdend und beeinträchtigt das Interesse an dem eigentlichen Sujet. mz.

Zu den Heine-Memoiren.

Wir erhalten von der Verlagshandlung folgenden Brief, dem wir gern Aufnahme gewähren:

Geehrter Herr!

Sie stellen der Engel'schen Uebersetzung der Briefe an die Mouche die Version aus Costenobles Buch gegenüber, *als wenn diese Original sei.* Das ist ein Irrthum Ihrerseits. Aus unserer Correspondenz mit Herrn Costenoble, mit dem wir bezüglich dieser Publication vollständig Hand in Hand gehen, ist *auch er nicht im Stande gewesen, die Original-Version* von dem Besitzer, dem Herrn Calman Levy, Paris, *zu erlangen.* Auch dieser war, wie wir, in der Lage, die Briefe *zu übersetzen.* Eine Herabsetzung unserer Version wird um so unangebrachter erscheinen, wenn Sie erkennen, wie „Original" (aber in anderem Sinne) die Costenoble'sche Version ist.

Im Briefe 20. Juli 1855 giebt Costenoble „Gelbveiglein" suabos mit „schwäbisches Vögelein".

Im 2. Brief ohne Datum das Wort „curé" Pfarrer (von Liszt fälschlich für „curirt" gebraucht), welches im Original so angeführt stehen muß, um Sinn zu haben, mit „noch nicht auf Deck" ꝛc.

Wir können nur mit Ihnen den Vandalismus bedauern, daß ein französischer Verleger, der eine deutsche Ausgabe verkauft, nicht den deutschen Wortlaut solcher Actenstücke giebt, aber unsere überrheinischen Collegen haben nicht viel Pietät für Deutschland, außer im Geldnehmen: ferner werfen Sie uns *„häßliche Reclame"* vor. Ihr Herr Verleger, Herr Schottlaender, mit dem wir über die Heine-Memoiren-Angelegenheit des Genauesten conferirten, wird Ihnen am besten sagen können, wie diese Reclame von Herrn Julia und seinem Satelliten gemacht wurde, vor und zur Verwerthung des Manuscripts.

Unser Circulair im Buchhandel, das hierbei folgt, warnte vor hochgespannten Erwartungen; unsere Annoncen enthalten nichts, als das Factum des Erscheinens, ohne Empfehlung.

Daß in einem derartigen Ergänzungsband schließlich auch die Einordnung der seit letzter Auflage bekannt gewordenen Briefe gehört, ist Zwecks Completirung der „sämmtlichen Werke" wohl selbstverständlich. Man kann dabei die Reproduction schon anderweitig abgedruckter Piecen nicht umgehen. Auch die Memoiren waren ja durch die „Gartenlaube" längst bekannt. Es kann also keinesfalls unsererseits von irgend absichtlicher Täuschung die Rede sein.

Wenn das Publikum mehr erwartet hat, trotz der vorherigen mehrmals nach den Publicationen der „Gartenlaube" durch Zeitungsberichte erhaltenen Notizen, so können wir nichts dafür.

Wir schulden den Käufern der *„sämmtlichen Werke"* diese Ergänzung, so gut und so schlecht wie sie eben ist, und haben uns dieser Pflicht entledigt. Von einer „Novität", die die Kritik noch herausfordert, konnte nach längst geschehener Publication durch die „Gartenlaube" nicht mehr die Rede sein.

Hochachtungsvoll

Hoffmann & Campe.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. Heft 6. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn).

Berlepsch, H. E. v., Der Gotthard-Führer. Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstätter See und die einschlägigen Seitentouren, für die Gotthardbahn und die oberitalienischen Seen. 3. verb. Auflage. München, Exped. von Berlepschs Reisehandbüchern.

Dewall, Joh. van, Sonnige Tage. Aus den Erinnerungen von Joh. van D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger).

Ernstlieb, Joseph, Faust. Zweiter Theil. Dramatische Dichtung. (Fragment.) Mannheim, Commissionsverlag von J. Bensheimer.

Goebel, Dr. Julius, Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).

Hugo, Heinrich, Die Worte der Wala, aus der Edda. Eine Erzählung. Erste Abtheilung. Leipzig, Gustav Fock.

Jaubert, Madame C., Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens (1835—1855). Autorisirte Uebersetzungen von Luise Wolter. Paris und Leipzig. Commissions-Verlag von H. Le Soudier.

The Monograph, a serial collection of indexed essays. Published monthly. New York, J. W. Christopher.

Prschewalski, N. von, Reisen in Tibet und am oberen Lauf des gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880. Aus dem Russischen frei in's Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Hermann Costenoble.

Pypin, A. N., und **Spasović,** V. D., Geschichte der slawischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Autorisirte Ausgabe. I. Bd. II. Bd. 1. und 2. Hälfte. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Schipper, Dr. J., William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Uebersetzungen nebst einem Abriss der altschottischen Poesie. Ein Beitrag zur schottisch-englischen Literatur- und Culturgeschichte. Berlin, Robert Oppenheim.

Springer, Anton, Raffael und Michelangelo. Mit Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 2 Bde.

Sweet, Alex. E., und **Knox, J. Armoy.,** Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher, Dr. med. Mit 167 Illustr. im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln. Jena, Hermann Costenoble.

Thilo, Ernst, Advocat, Die öffentlichen Lagerhäuser mit Warrant-Ausgabe und die Elevatoren in ihrer Bedeutung für Russland und namentlich Riga. Leipzig, Verlag von Friedrich Wilh. Grunow.

Ulpius, Der Stammtisch. Humoreske. Berlin. Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer).

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XI. No. 4 u. 5. Berlin, Dietrich Reimer.

Werner, W., Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken an Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski gewidmet. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Hermann Costenoble.

Wessely, J. E., Kunstübende Frauen. Leipzig, Bruno Lemme.

Widemann, Schlüssel zur Erkenntniss des höchsten Gesetzes, unter welchem Natur und Geschichte stehen. Herausgegeben vom Verfasser Georg Otto Widemann, Ingenieur. Plauen i. V., den 10. November 1883. Nachdruck verboten.

Viktor, Max, Sommer und Winter. Ein Roman in zwei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von Prof. Dr. W. Koner. XIX. Bd. 3. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwasser
1886. Frische Füllung 1911 ex.

Täglicher Versand

Quelle Theresien-Quelle

Quelle Sprudel-Quelle

Kohlensäure	0,1%
Natrium	0,1%
Kalium	0,1%
Calcium	0,1%
Magnesium	0,1%
Eisen	0,1%
Chlor	0,1%
Schwefelsäure	0,1%
Kieselsäure	0,1%

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Carlsbader TRINKKUR zu Hause

Die Carlsbader Mineralwasser und Quellenprodukte sind zu haben durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versandhaus
Liboš Schiffmann, Carlsbad (Böhmen)

die Niederlagen, Apotheken und Drogerien.

Literaturbeilagen, Analysen und Broschüren gratis und franko.

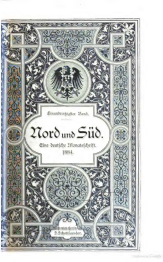
Apollinaris

Natürliches
KOHLENSAURES MINERAL WASSER
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

ABFÜLLUNG DES KLEIN BONNER NIEDERLÄNDISCHEN MINERAL-WASSERS.

DIE APOLLINARIS-COMPAGNIE GEMBERTH.

Abtheilung: Weinhandlung & Brennerei.


Gesellschaftsbau Band
Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift
1894

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einunddreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Ernst von Wildenbruch, Jacob von Falke und Carl Schurz.)

1884.

Breslau — Berlin.

Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 51. Bandes.

October — November — December.

1884.

Udo Brachvogel in New-York. Seite

Carl Schurz 334

Adolf Böttticher in Berlin.

Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos 351

Jacob von Falke in Wien.

Der englische Garten 185

Rudolf Gneist in Berlin.

Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes 29

Paul Heyse in München.

Das Fagott 214

M. v. H. in Konstantinopel.

Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien 271

Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.

Darwinismus in der Völkerentwickelung 367

Fr. Kreyssig.

Thiers und seine Zeit 378

Eduard Graf von Lamezan in Wien.

Die neuesten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer. 65. 196

Rudolph Lindau in Berlin.

Die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango 118

Seite

Paul Lindau in Berlin

Ein neuer Roman von Oskar von Reidwitz, Haus Wartenberg. 419

Raphael Löwenfeld in Breslau.

Ernst von Wildenbruch 107

Max von Pettenkofer in München.

Die Cholera..... 86. 232

A. Schneegans in Messina.

Sirenengold 394

Carl Schurz in New-York.

Eisenbahn- und Telegraphen-Streik in den Vereinigten Staaten.... 45

M. Corvus in Leipzig.

Der Professor..... 301

Ernst von Wildenbruch in Berlin.

Die heilige Frau..... 1. 159

* * *

Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen 279

Bibliographie 139. 289. 425

Bibliopraphische Notizen..... 155. 29. 4379

Band 21. — Heft 61

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Oktober 1882

Breslau
Verlag von Eduard Trewendt

October 1884.

Inhalt:

Seite

Ernſt von Wildenbruch in Berlin.
Die heilige Frau 1

Rudolf Gneiſt in Berlin.
Die neueſten Reformen der engliſchen Univerſitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtsſyſtem des Landes 29

Karl Schurz in New-York.
Eiſenbahn- und Telegraphen-Streik in den Vereinigten Staaten .. 45

Eduard Graf von Lamezan in Wien.
Die neueſten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer 65

Max von Pettenkofer in München.
Die Cholera 86

Raphael Löwenfeld in Breslau.
Ernſt von Wildenbruch 107

Rudolph Lindau in Berlin.
Die Geſchichte des Negerfürſten Mioko Koango 118

Bibliographie 139

Anton Springer, Raffael und Michelangelo. — Geographiſche Literatur (N. v. Priſchewalski, Reiſen in Tibet etc.; W. Werner, Das Kaiſerreich in Oſtindien etc.; Sweet und Knox, Humoriſtiſche Reiſe durch Texas).

Bibliographiſche Notizen 155

Hierzu ein Portrait von Ernſt von Wildenbruch Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerſtraße 2/3, ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten.

Beilagen zu dieſem Hefte
von:

Engelhorn, J., in Stuttgart. (Romanbibliothek.)
Geſchäftsſtelle „Fürs Haus" in Dresden. („Fürs Haus".)

Prospect.

Mit dem soeben erschienenen 91. Hefte eröffnen wir das 3. Quartal unseres achten Jahrganges. In dem ununterbrochenen Gedeihen unseres Unternehmens und in der Treue, mit der unsere Abonnenten und Freunde uns seit dem Erscheinen des ersten Heftes anhängen, dürfen wir wohl eine Gewähr für die unserem Unternehmen innewohnende Lebenskraft erkennen. Es war von jeher unser Streben, „von den ersten Autoren nur das Beste zu bringen", und es ist uns zu unserer Freude gelungen, in der Reihe der periodischen Unternehmungen mit ähnlichem Programm eine der ersten Stellen zu erringen und zu behaupten. Der inneren Vornehmheit der Monatsschrift wird auch in Zukunft ihre äußere Erscheinung entsprechen. Die 90 Hefte unserer Monatsschrift setzen sich aus den Beiträgen von **mehr als 200 Mitarbeitern** zusammen, unter denen wir den ersten Geistern unserer Nation, den Leitern des geistigen Lebens in Deutschland immer wiederkehrend begegnen. So gestalten sich die bereits erschienenen Hefte von „Nord und Süd" zu einer eigenartigen und treffenden Uebersicht über das gesammte Culturleben fast eines Decenniums, und die ihnen folgenden Hefte sollen und werden in gleichem Maße ein Spiegelbild ihrer Zeit sein.

Indem wir unseren Heften auch Portraits der hervorragenden Zeitgenossen beifügen, geben wir dem Leser die Möglichkeit, dieselben sozusagen persönlich kennen zu lernen, und durch den Abdruck eines Beitrages aus der Feder der dargestellten Persönlichkeit oder eines Essays über deren Leben und Wirken wird diese persönliche Bekanntschaft noch gefestigt, sie wird inniger, intimer.

Eine kurze Prüfung des nachstehenden Inhaltsverzeichnisses über die ersten 30 Bände wird für die Richtigkeit der vorstehenden Anschauung Zeugniß ablegen, nicht minder wie die Durchsicht des ersten Heftes des neuen Quartals (No. 91) für das Beharren der Redaction auf ihrem ursprünglichen Plan.

Eine Liste des in den Redactionsmappen des Abdruckes Gewärtigen oder demnächst versprochener Beiträge würde dieses Zeugniß bekräftigen, hier seien nur folgende hervorgehoben:

Belletristische Beiträge von **Karl Braun-Wiesbaden, M. Corbus, Rudolf von Gottschall, Paul Heyse, Rudolph Lindau, Stephan Milow, Marie v. Redwitz, E. von Wildenbruch** u. A. Kunsthistorische Essays von **Jacob von Falke, Otto Gumprecht, K. Vischer** u. A. Wissenschaftliche Aufsätze von **Udo Brachvogel, Wilhelm Geiger, Rudolf Gneist, Max v. Pettenkofer, Karl Schurz, Isidor Soyka** und aus dem Nachlasse **Friedrich Kreyssigs.** Außerdem bringt die Mehrzahl der Hefte Beiträge aus der Feder des Herausgebers **Paul Lindau.**

So hoffen wir denn, daß „Nord und Süd" sich die Gunst seiner alten Leser erhalten und zahlreiche neue erwerben wird!

Anhängenden Bestellzettel halten wir einer geneigten Beachtung empfohlen.

Breslau, Leipzig und **Berlin.**
Ende September 1884.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — October 1884. — 91. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst von Wildenbruch.)

1884.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die heilige Frau.

Von

Ernſt von Wildenbruch.

— Berlin. —

Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich, zwiſchen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umſchließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen ſehe an Menſchen, die ich beſaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.

Großes furchtbares Berlin, wie ſchnürt ſich mir jedesmal das Herz wieder zuſammen, wenn ich von Reiſen zurückkehrend die ſteinernen Glieder deines Leibes hinauswachſen ſehe in's Land, weiter und weiter, gleich den Rieſen-Armen eines Polypen, der, am Grunde gelagert, Schaaren von Lebe-Weſen an ſich reißt, unerſchöpflich im Verlangen, unerſättlich im Verſchlingen.

Du Behauſung des Widerſpruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen.

Immer ſind dieſe Gegenſätze deines Weſens in meiner Seele gegenwärtig geweſen, nie aber lebendiger als einſtmals, an einem Sommer-Abende, zu jener Zeit, als man im Victoria-Theater Wagners Nibelungen ſpielte.

Aus dem gluth- und geräuſcherfüllten Hauſe war ich hinausgetreten und hatte mich über den Straßendamm hinüber in die einſame Gaſſe zur Linken gerettet, welche Münz-Straße und Neue Friedrich-Straße verbindet, in die ſchweigſame, dunkle Roch-Straße. Tobender raſſelnder Lärm war draußen, tiefe ruhende Stille war hier; kaum ein Fußgänger kam des Weges, kaum ein Wagen ging mir vorbei, und indem ich mich an das Geländer der

Brücke lehnte, welche dort den Königsgraben überſchreitet, war es mir, als ſtünde ich auf einſamer Inſel, mitten im brauſenden Meere.

Der Tag war brennend heiß geweſen, ein dunſtiges Gewölk bedeckte den Himmel, und vom Lichte der tauſend und abertauſend Laternen röthlich angeglüht, hing dieſer Dunſt wie der Widerſchein einer verflackernden Feuersbrunſt über den Häuſern der Stadt. Zögernd löſten ſich einige Tropfen ab und fielen als ſchwerer, warmer Regen hernieder. Leiſe hörte ich es in den Graben niederrauſchen, über dem ich ſtand. Berge von Schutt und Erde waren in demſelben gehäuft; man warf ihn zu, um die Bogen der Stadtbahn darin zu erbauen.

Ich blickte in das Dunkel hinunter und überlegte, wie dieſe ſchönen Tropfen, die ſo rein, ſo makellos vom Himmel herabkamen, morgen nichts weiter ſein würden als Pfütze und Koth. Draußen in den Vorſtädten mit Gärten, Blumen und Bäumen regnete es nun auch, und wenn morgen der Tag aufgeht, ſagte ich mir, werden dort zitternde Tropfen an Zweigen und Halmen ſich wiegen und es wird ausſehen, als wären über Nacht Perlen vom Himmel geſtreut worden. Und doch war es dieſelbe Wolke, aus welcher dieſe Tropfen geboren wurden und jene, nur daß die einen in den Staub fielen und zu Koth wurden, während die anderen in das duftende Grün ſanken und ſich in Diamanten verwandelten.

Ob es das Nachwogen der großen Töne ſein mochte, die ich ſoeben im Theater vernommen — meine Seele ſpann ihre Traumfäden weiter und weiter:

Gleich den Tropfen des Regens, die rein vom reinen Himmel fielen und, vom Winde geweht, in dem weiten Straßenmeer dort unten ihr ungleichartiges Schickſal fanden, ſo ſah ich die Menſchenkinder dahergezogen kommen von fernher nach dem großen Berlin, von dem ſie in ihrer Heimat ſo viel gehört hatten, Wunderbares und Verlockendes. Ich ſah ihre Augen geöffnet, ihre Herzen ſchwellend in der Erwartung alles deſſen, was ſie erleben würden, und ich ſah, wie der Schickſalswind ſie ergriff und zur Erde ſetzte, den Einen auf grünem freundlichen Fleck, den Anderen an böſem Orte, wo es ſchmutzig war und häßlich und wo ihm die Menſchen abgewandten Geſichtes vorübergingen. Und in dem Augenblick ſank ein Tropfen auf meine Hand, ein einzelner Tropfen, beinah wie eine Thräne — und da — fiel mir ein — — —

Eine Reihe von Jahren iſt es her — es war bald nach Beendigung des großen Krieges und zu der Zeit, als Berlin ſich darauf beſann, daß es die Augen der Welt auf ſich gelenkt habe und deshalb ein den Anſprüchen der großen Welt entſprechenderes Gewand anlegen müßte. Dieſe Ueberzeugung kam bekanntlich etwas plötzlich, und der fieberhafte Zuſtand, den ſie hervorrief, lebt unter dem Namen der Gründerzeit in unſerer Erinnerung fort.

Wie sich das Vorhandensein des Fiebers im menschlichen Körper durch gewisse Erscheinungen kund giebt, die es auf der Haut zum Vorschein bringt, so erging es auch dem Körper der Stadt Berlin, auf dessen Oberfläche in beinah überstürzender Folge neue Gebäude aufwuchsen. Und damit die neuen Raum zum Dasein erlangten, mußten die alten weichen; da verschwanden in der westlichen Vorstadt die kleinen, tief in Gärten eingebetteten Landhäuser, da erstickten die grünen Rasenplätze der Gärten unter den Haufen von Backsteinen, die man zu Bergen darauf thürmte, und die alten Bäume legten sich stumm und traurig nieder, weil die neuen vierstöckigen Häuser ihnen zu dreist auf die Köpfe herabschauten.

Immerhin gab es damals, zu Beginn jener Zeit, noch hin und wieder einige größere, gitterumschlossene Erdflecke, und ein solcher, zum Genuß von Bier und Kaffee eingerichteter Garten war vor dem Potsdamer Thore, unmittelbar jenseits der Potsdamer Brücke gelegen.

Der Garten war geräumig und durchaus nicht elegant; viereckige Tische von weißlackirtem Holz mit Stühlen von derselben Art bildeten die Ausstattung; er war für den „Mittelstand" berechnet, und dieser Bestimmung kam er im vollsten Maße nach, denn der „Mittelstand" liebte ihn und besuchte ihn zahlreich. Besonders lebhaft ging es an Sonntagen zu, und an einem solchen Sonntag Nachmittag im Sommer war es, als an einem der vielen Tische zwei junge Männer saßen und Bier tranken.

Der Eine von ihnen, der mit übereinander geschlagenen Knieen nachlässig an den Stuhl zurückgelehnt saß, hatte seinen Platz so gewählt, daß er den ganzen Garten und die Insassen desselben überschauen konnte, und die braunen Augen, die wie zwei lustige gute Kameraden aus dem hübschen jugendfrischen Gesichte herausblickten, besorgten ihren Aufpasser-Dienst vortrefflich.

Unablässig wanderten sie umher, und sobald sie etwas Bemerkenswerthes entdeckt hatten, wurde an den gegenübersitzenden Freund Bericht erstattet. Dabei nannten sich beide „Collegen", und aus dieser Bezeichnung, wie aus der Kleidung der beiden jungen Leute, die gewählter als die der übrigen Gartengäste war, durfte man den Schluß ziehen, daß es junge Beamte, vielleicht Referendarien an einem der Berliner Gerichte waren. Uebrigens gab es ziemlich viel zu berichten, denn der Garten bildete nicht nur den Sammelplatz für kaffeedurstige Familien. Zahlreich vertreten waren vielmehr Laden-Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, jener mühsalbeladene Theil des weiblichen Geschlechtes, welcher Tag aus Tag ein im Frohndienste kärglichen Erwerbes hinzuschmachten verurtheilt ist.

Da saßen sie, diese armen, blassen Geschöpfe, die aus den tiefen Winkeln der dumpfen heißen Stadt aufgetaucht waren, zu zweien oder dreien, manchmal auch ganz allein, eine Handarbeit in den mageren Fingern, ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee vor sich auf dem Tisch. Da saßen sie und genossen den kümmerlichen Brosamen des Glücks, der für sie von der Tafel

des Lebens gefallen war; für eine Woche der Knechtſchaft eine Nachmittagsſtunde der Freiheit. Sie hatten vielleicht einen endloſen Weg machen müſſen, um bis heraus zu kommen vor das Potsdamer Thor, aber ſie konnten doch für einen Augenblick den müden Rücken aufrichten, welcher ſechs Tage lang von früh bis ſpät auf die Arbeit ſich gebeugt hatte, ſie ſahen wirklich einen grünen Baum, ſaßen im Freien, in der Natur, wenigſtens in dem, was ſie für Natur hielten, und konnten von den Herrlichkeiten träumen, welche Andere ihres Geſchlechts alljährlich in Badereiſen und Schweizerreiſen genoſſen.

Ob es dies gerade war, was die Augen des Referendars auf ihrer Beobachtungsreiſe ſuchten? Schwerlich. Aber wenn ſein Blick auf eine ſolche Gruppe fiel, dann wurde er nachdenklich, und man ſah alsdann das Geſicht eines gutmüthigen, weichherzigen Menſchen, dem freilich das eigene Glück noch nicht die Zeit gelaſſen haben mochte, über das Unglück Anderer nachzudenken.

Die Aufmerkſamkeit, die er dem weiblichen Geſchlechte widmete, war indeſſen keine ungetheilte, denn von Zeit zu Zeit blickte er ſuchend auf der Erde umher und jedesmal erhob er dann mit dröhnender Stimme den Ruf: „Schnipp!“ Zunächſt erfolgte hierauf gar nichts, dann aber, nach einem Weilchen, kam aus irgend einer Ecke des Gartens ſtürmenden Laufes ein kleiner gelber Affenpintſcher dahergejagt, der mit heftig geſtikulirendem Schweife an dem Referendar emporſprang und ſeine Zugehörigkeit zu ihm bekundete. Mit verſtändnißvoll leuchtenden Augen nahm Schnipp demnächſt einige Verhaltungsmaßregeln entgegen, wie zum Beiſpiel: „Wo ſoll das gute Hundchen bleiben?“ „Hier ſoll das gute Hundchen bleiben,“ und dann, nachdem er zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes ſeinen Kopf in die Hand ſeines Herrn gedrückt hatte, ſprang er hinunter, um weiteren Plänen zur Durchführung des Kampfes um's Daſein nachzuſinnen.

Soeben hatte ſich ein derartiger Vorgang abgeſpielt, Schnipp lag, den ſinnenden Kopf auf die Vorderpfoten gebeugt, zu Füßen ſeines Herrn, als plötzlich von einem anderen Tiſche her ſein Name ertönte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn ausgeſprochen hatte, und der Laut klang wie ein zartes Echo zu dem vorherigen Rufe des Referendars.

Hund und Herr richteten gleichzeitig die Köpfe auf. An einem nicht allzuentfernten Tiſche ſaßen zwei Mädchen; die Eine ein blaſſes, hageres Weſen mit ſpitzem Geſicht und ſpitzen Fingern, in denen ſich eine Häkelarbeit mühſam fortquälte, die Andere ein junges, blühendes Geſchöpf mit kleineren runderen Formen, lieblich gerötheten Wangen und blonden, unter einem Rembrandthute vorquellenden Locken.

Der Hut war keck ein wenig auf die Seite geſetzt, eine hübſch ausgeſuchte und zugerichtete Feder ſchmückte denſelben, die ganze Erſcheinung des Mädchens athmete jenen unbeſchreiblichen Reiz des kleidſamen Geſchmacks, der wie der Duft der Weiblichkeit über den Frauen ſchwebt, unerreichbar trotz Reichthum und Vornehmheit, wenn er von der Natur verſagt iſt, unver-

lierbar trotz Armuth und Niedrigkeit, wenn die Natur ihn einmal verliehen hat.

Sie war es, welche Schnipp gerufen hatte, und als sie jetzt den Referendar herüberschauen sah, wurde sie feuerroth und beugte sich kichernd zu ihrer Begleiterin über den Tisch. Diese blickte von ihrer Arbeit nicht auf und nur die schmalen Lippen bewegten sich, anscheinend um einen Tadel über das Benehmen der Andern auszusprechen.

Die Kleine hörte ihr zu und es ging wie eine leise Beschämung über ihr Gesicht; dann aber blitzte der Muthwille wieder auf, die Augen glitten, den Referendar vermeidend, nach der Stelle zu seinen Füßen und „Schnipp" rief sie halblaut noch einmal.

Nun erhob sich Schnipp auf seine Füße; ein Weilchen stand er, die Augen mit staunender Gelassenheit auf die Rufenin gerichtet, dann setzte er sich langsam in Bewegung nach ihr hin, und sein leise wackelnder Schweif schien zu sagen: „Da bin ich aber doch wirklich neugierig."

Sobald das Mädchen ihn kommen sah, neigte sie sich ihm entgegen, schnalzte lockend mit den Fingern und „Komm Schnipperle," rief sie, „komm Schnipperle!" Vor ihr stand ein halbgeleertes Glas Bier; sie beugte sich zu der Freundin hinüber, welche Kaffee trank und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß dieselbe nicht alle Milch gebraucht hatte, nahm sie, ohne viel zu fragen, das Milchkännchen, goß den Inhalt desselben in die kleine Schale, in welcher der Zucker gelegen hatte und hielt das gefüllte Gefäß dem Pintscher vor die Nase. Schnipps Augen nahmen einen verklärten Glanz an, er erhob sich auf den Hinterbeinen, indem er die Vorderpfoten auf die Kniee des Mädchens stützte; die Milch in ihrer Hand aber rückte höher und höher, so daß der unglückliche Schnipp Tantalus-Qualen auszustehen begann; ein leises Winseln ertönte, ein letzter äußerster Entschluß malte sich in den spitz emporgerichteten Ohren, und mit einem Satze befand er sich auf dem Schoße der Unbekannten.

Nun wurde ihm der Lohn für seine Mühe zu Theil, er durfte die Milch ausschlecken, und nachdem dies besorgt war, drehte er sich, die letzten Tropfen aus seinen Barthaaren leckend, zu dem Mädchen herum, mit einem Ausdruck, als ob er fragen wollte: „Wer bist denn Du eigentlich?"

Das Mädchen schien ein unendliches Wohlgefallen an dem Hündchen zu finden, sie streichelte es, drückte ihre Wange an seinen Kopf, und als Schnipps Zunge ihr leckend in das Gesicht fuhr, schrie sie beinah vor Vergnügen auf. „Wo soll das gute Hundel bleiben?" sagte sie, die Worte des Referendars wiederholend, „hier soll das gute Hundel bleiben, hier soll es bleiben, hier" — dabei stieß sie kichernd ihre Freundin mit dem Ellbogen an, und als diese mißbilligend das Haupt schüttelte, überkam sie das Lachen so stark, daß sie den Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm legen mußte. Der Rembrandt-Hut verschob sich, die blonden Locken quollen ihr

über Stirn und Geſicht, und ihr Geſicht lag über der weißen Tiſchplatte wie eine rothe Roſe.

Dieſen Augenblick benutzte Schnipp, um von ihrem Schoße zur Erde hinabzuſpringen und zu ſeinem Herrn zurückzukehren.

Mit ſtummer Aufmerkſamkeit war dieſer dem ganzen Vorgange gefolgt.

„Welch' ein reizendes Geſchöpf!“ ſagte er unwillkürlich halblaut vor ſich hin.

„Wer?“ fragte der College, der den beiden Mädchen mit dem Rücken zugewandt ſaß und nichts von Allem hatte ſehen können.

„O, — nichts,“ ſagte der Erſtere, und indem er das ſagte, wurde er etwas roth, wie ein Menſch, der etwas für ſich behalten will.

Ihr Benehmen war ein wenig keck, das konnte er ſich nicht verhehlen, aber wie ſo ganz frei von Dreiſtigkeit war dieſe Keckheit, wie ſo ganz ohne Gefallſucht ihr gefälliges Gethue und Gehabe.

Und wie hatte ſie geſagt? „Schnipperle?“ und „Hundel?“ Sonderbar, ſo ſprach doch keine Berlinerin? das klang ja ganz nach Süddeutſchland.

Vor ſeiner Erinnerung erſchien ein Bild, das er im vergangenen Jahre geſehen hatte, als er auf einer Sommerreiſe nach München gekommen war. Er hatte ſich am Abende in eine Bierbrauerei begeben, wo eine Militär-Capelle Muſik machte. An einem großen runden Tiſche mitten im Saale ſaßen mehrere bayeriſche Unteroffiziere, unter ihnen Einer, der durch ſeine friſche Jugendlichkeit auffiel. Das Schenkmadl brachte gefüllte Maßkrüge an den Tiſch und nachdem ſie alle ihre Krüge vertheilt hatte, behielt ſie den für den jungen Unteroffizier beſtimmten in der Hand, klappte den zinnernen Deckel zurück und indem ſie dem jungen Manne lachend zunickte, trank ſie ihm einen kräftigen Zug vor. Dann ſetzte ſie den Maßkrug vor ihn hin, der Unteroffizier zog ſein Taſchentuch heraus, ſie nahm es, wiſchte ſich damit die rothen blühenden Lippen ab und gab es ihm zurück, ſo harmlos, als wenn das Alles gar nicht anders ſein könnte. Niemand hatte dem kleinen Vorgange Aufmerkſamkeit geſchenkt, aber er, der Norddeutſche, hatte das ſeltſam reizende Bild nicht vergeſſen können. Immer ſah er die kecken braunen Augen des Mädchens über den Schaum des Getränkes hin den jungen Mann anlachen, immer ſah er die natürliche Anmuth, mit der ſie ſein Taſchentuch nahm, um ſich damit die Lippen zu trocknen — das Alles war ſo ohne jede Spur von gezierter Sprödigkeit, und ſo ohne jede Ahnung von Unkeuſchheit — er erinnerte ſich, wie ihm zu Muthe geworden war, als ob plötzlich eine ſonnigere, freiere Lebensluft an ſein Herz ſpülte, und wie er zu ſich ſelbſt geſagt hatte: „Bei Gott, hier iſt Deutſchland.“

Und alle dieſe Erinnerungen und Empfindungen tauchten jetzt wie mit einem Zauberſchlage wieder in ihm auf, als er das liebe ſchalkhafte Ding da drüben ſah, das ſich wie ein Kind an ſeinem Schnipp ergötzte.

Er rief den Hund zu ſich heran und ſtreichelte ihm den Kopf.

„Nu — Schnipp?“ ſagte er mit erhobener Stimme, „war es hübſch drüben?“ Er folgte mit blinzelnden Augen der Richtung ſeiner Worte; aber das Mädchen blickte jetzt geradeaus vor ſich hin, und er konnte nicht erkennen, welche Wirkung dieſelben gemacht hatten.

Sie nahm ihr Bierglas auf und that einen Zug; es dauerte jedoch ziemlich lange, bis ſie das Glas wieder niederſetzte und man hätte glauben können, daß ſie ein Lächeln darin verſtecken wollte.

Mittlerweile hatte ſich unter den Gäſten des Kaffeehaus-Gartens eine gewiſſe Unruhe zu zeigen begonnen, immer mehr und mehr derſelben waren verſchwunden, und jetzt kam von Weſten her ein ſchweres blaugraues Gewölk am Himmel heraufgezogen. Ein erſter Windſtoß fegte heran und dies war das Signal zu einem Trommel-Concert auf allen Tiſchen, durch welches die Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbeigerufen und die Anſtalten zum Aufbruche vorbereitet werden ſollten.

Auch die beiden Mädchen rüſteten ſich. Die Aeltere hob die ſcharfkantige Naſe witternd gen Himmel, raffte mit einem geſchwinden Griffe ihre Häkelarbeit zuſammen und erhob ſich; die Kleine folgte ihrem Beiſpiele, und nebeneinander herſchreitend verließen beide den Garten. Am Ausgangsthore blieben ſie ſtehen, es ſchien, daß ſie verſchiedene Wege einzuſchlagen hatten, und in der That, nach einigen wenigen Worten trennten ſie ſich, und während die Aeltere nach links die Potsdamer Straße weiter hinausſchritt, wandte ſich ihre jüngere Gefährtin der Brücke zu, um dem Innern der Stadt zuzuſtreben.

Mit einem Ruck erhob ſich der Referendar.

„Wir werden gleich naß werden“, ſagte er, „ich gehe.“

„Ich denke, wir gehen in's Haus und machen eine Partie Billard,“ meinte der Andere.

Mit einer gewiſſen Verlegenheit aber wurde dieſer Vorſchlag abgelehnt, ein energiſches Klopfen beflügelte die Schritte des Kellners, und nachdem die Rechnung beglichen war, drückte er dem Collegen haſtig die Hand. Von den halblaut gemurmelten Abſchiedsworten glaubte dieſer ſo etwas wie „noch viel zu thun bis morgen“ zu verſtehen, dann befand er ſich allein und hatte Muße, ſich von ſeiner Verblüfftheit zu erholen.

Im Augenblick, als der Referendar aus dem Garten heraustrat, hatte ſich der Himmel ganz ſchwarz bezogen, und als er die Brücke überſchritten hatte, erdröhnte ein lang rollender Donnerſchlag und die Pflaſterſteine ſprenkelten ſich unter den erſten großen Tropfen des Gewitterregens. Er ſpannte den Schirm auf und unter demſelben ſcharf auslugend, als wenn er etwas oder jemanden ſuchte, ging er die Potsdamer Straße entlang.

Als er bis an die Eichhorn-Straße gelangt war, hatte ſich der anfänglich ſanfte Regen in einen Platzregen verwandelt, und als er noch zwanzig Schritte weiter gegangen war, hatte er gefunden, was er ſuchte. Unter

einem der großen Bäume, möglichſt dicht an den Stamm gedrückt, ſtand das Mädchen. Sie hatte keinen Schirm, Pferde-Eiſenbahnen gab es damals noch nicht, ziemlich rathlos blickte ſie zum Himmel auf, der krachend Blitz auf Blitz und ſchäumend Guß auf Guß herniederſchickte.

Mehr als vor dem wilden Ausbruche der Elemente ſchien ſie aber doch zu erſchrecken, als ſie plötzlich die Stimme eines Mannes neben ſich vernahm, der ſie fragte, ob er ihr ſeinen Schirm anbieten dürfte. Sie ſchaute empor und „O je — der Herr" ſagte ſie, als ſie den Referendar erkannte.

Dann aber wußte ſie offenbar gar nicht mehr, was ſie thun und ſagen ſollte, denn ſie wandte ſich ab und blickte ſtumm in den ſtrömenden Regen.

„Der Regen wird ſobald nicht nachlaſſen, und der Baum wird Sie nicht lange mehr ſchützen," ſagte er mit eindringlichem Tone.

„Das glaub' ich freilich ſelber," erwiderte ſie nachdenklich, „und wahr iſt's, ich verderbe mir alle Sachen" — wie mit plötzlichem Entſchluſſe wandte ſie ſich zu ihm, ohne ihn anzuſehen — „wenn der Herr denn alſo ſchon von der Güte ſein will" — und ſie hatte es noch kaum ausgeſprochen, als ihr Arm ſchon in den ſeinigen gezogen war und ſein Schirm über ihrem Haupte die Flügel ausbreitete.

In ſchweigender Befangenheit gingen ſie dahin, da gewahrte ſie Schnipp, der waſſertriefend vor ihnen einhertrabte.

„O je, das arme Hundel," rief ſie unwillkürlich, „wie das naß wird!"

Der Ausruf klang ſo drollig, daß der Referendar laut auflachen mußte.

„Es iſt doch wahr," ſagte ſie, „ſolch' ein armes Thier." „Wiſſen Sie was," fuhr ſie fort, „ich möcht' ihn auf den Arm nehmen."

Sie wollte wirklich ſtehen bleiben, und er hatte beinah Mühe, ihr den Gedanken auszureden, indem er verſicherte, daß Schnipp durch den warmen Regen nicht den mindeſten Schaden nehmen würde.

„Na, ſo lauf alſo, Du armes Kerlchen," ſagte ſie.

Nun war das Eis gebrochen, man fing an, ſich zu unterhalten. „Eine Berlinerin aber wäre ſie doch nicht?" meinte er.

„Na, das mein' ich," erwiderte ſie lachend, „daß der Herr das bald gehört haben wird, daß ich keine bin." Aus Bayern ſei ſie her, und nach Berlin ſei ſie gekommen, weil ſie bei ſich zu Haus gehört hätte, wie es in Berlin Geld zu verdienen gäbe wie Heu, viel, viel mehr als bei ihnen zu Haus, und hier arbeite ſie in einem Geſchäft, wo künſtliche Blumen und Putzfedern und dergleichen Dinge gemacht würden, in der Jägerſtraße, denn ſo etwas zu machen, darauf hätte ſie ſtudirt.

Alles das kam ſo poſſirlich und doch auch ſo verſtändig herausgeplaudert, und wenn er ein wenig nach rechts blickte, ſo ſah er, wie der Rembrandt-Hut zu jedem ihrer Worte nickte.

„Wie ihr denn Berlin gefiele?" fragte er.

„Je nun, sie sei erst kurze Zeit hier, und könne drum noch nicht urtheilen," meinte sie, „aber ein wenig sehr groß sei es schon, und wenn man so ganz allein sei —"

„Sie sei also ganz ohne Verwandte und Angehörige hier?"

„Ja, eine alte Tante in Bayern, das wäre Alles, was sie noch an Verwandten hätte; bei der hätte sie gelebt, aber sie hätte es nicht ausgehalten bei ihr, denn die hätte gewettert und geschimpft von früh bis spät."

„Nun, und die Berliner," wagte er sich weiter, „wie gefallen Ihnen denn die?"

„Ja, die Berliner," meinte sie nachdenklich, „die Berliner —"

„Haben Sie sich nicht vor ihnen gefürchtet, bevor Sie herkamen?"

„Das schon," erwiderte sie, „denn bei uns die Leute, die sprachen oftmals recht häßlich von den Berlinern, aber das muß ich schon sagen, sie sind nicht so schlimm, nein, es sind rechtliche Leute, auch gegen Solche, die von anderswo kommen, aber arbeiten muß man, arbeiten von früh bis spät, wenn man's auch nur zu etwas Wenigem bringen will."

„Sie haben wohl recht angestrengt zu thun?" fragte er mitleidig.

„Je nun, ja, das hätte sie wohl, aber ihr ginge es flinker von der Hand als mancher Anderen — aber freilich, so Tag aus Tag ein, alle Morgen früh in das Geschäft hinein zu müssen, und Abends spät erst wieder heraus —" sie nickte sinnend mit dem Haupte — „aber wissen Sie," unterbrach sie ihre Gedanken, „was komisch an den Berlinern ist? daß sie gar so gern lachen; immer wenn ich etwas gesagt habe, lachen Alle, und ich weiß doch oft gar nicht, weshalb?" Sie richtete plötzlich die Augen zu ihm empor: „Sie sind auch wohl ein Berliner? nicht wahr?"

„Allerdings," sagte er, „warum?"

„Nun, Sie haben doch vorhin auch immer gelacht, wenn ich etwas sprach, und dann — und dann —"

„Und dann?" fragte er.

„Ja, schau'n Sie," und sie kicherte leise vor sich hin, „ein wenig keck sind die Berliner Herren schon."

Er drückte leise ihren Arm.

„Aber sie meinen es gut," sagte er, „wirklich, sie meinen es gut."

Langsam wandte sie das Gesicht nach seiner Seite und sah ihn schweigend mit ernsten Augen an.

„Und wenn wir manchmal zu dem lachen, was Sie sagen," fuhr er fort, „so geschieht es nicht, um Sie zu verhöhnen, sondern weil wir uns freuen, weil es so niedlich und hübsch klingt, wenn Sie sprechen."

Sie erwiderte nichts, aber es war ihm, als fühlte er einen ganz leisen, leisen Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arm.

Unter diesen Gesprächen waren sie die Leipziger Straße hinunter bis an die Mauerstraße gelangt.

„Hier muß ich nun entlang," ſagte ſie, indem ſie mit dem Kopfe nach links deutete, und ſie machte eine Bewegung, als wollte ſie ihren Arm aus dem ſeinigen ziehen.

Er hielt ihren Arm feſt.

„Aber Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten? Es regnet ja noch immer furchtbar; wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?"

Sie zauderte einen Augenblick.

„In der Kronenſtraße," ſagte ſie dann leiſe, „es iſt nicht eben weit mehr zu gehen."

Sie ſchwenkten in die Mauerſtraße ein, und von nun an trat wieder das verlegene Schweigen ein, welches anfangs zwiſchen ihnen geherrſcht hatte.

Nur wenige Schritte hatten ſie alsdann in der Kronenſtraße gemacht, als ſie anhielt.

„So," ſagte ſie, „hier bin ich, und nun dank' ich halt auch ſchön!"

Er blickte auf und ſah, daß ſie vor einem mehrſtöckigen Hauſe ſtanden. Zu der Hausthür, welche ein wenig in das Haus hineingebaut war, führten einige ſteinerne Stufen empor; wenn man auf dieſen ſtand, war man vor dem Regen geſchützt.

Das Mädchen löſte ſich von ſeinem Arme los und ſchlüpfte behend die erſten Stufen hinan; bevor ſie jedoch die Thür erreicht, hatte er den Schirm zugeklappt und war gleichfalls auf die Treppe getreten.

Die Thürklinke in der Hand, wandte ſie ſich zu ihm zurück.

„Nu, nu," ſagte ſie, halb verlegen, halb lächelnd, „jetzt find' ich mich aber ſchon allein."

Im nämlichen Augenblick brach ſie jedoch in ein helles Gelächter aus; Schnipp war hinter ihnen drein unter das ſchützende Vordach getreten und ſchüttelte ſich aus Leibeskräften. Dann drängte er ſich mit Hintanſetzung jeglicher Rückſicht an ſie, um ſein naſſes Fell an ihrem Kleide zu trocknen.

„Wirſt Du wohl," rief der Referendar, aber das Mädchen hatte bereits ihr Taſchentuch herausgezogen und fing an den Hund wie mit einem Scheuerlappen abzureiben.

„Er bekommt ja das Reißen, der arme Narr," ſagte ſie, während ſie ſich ganz tief zu ihm niederkauerte.

„So, und jetzt leb' wohl, Du, Herr Schnipp, und vergiß mich nicht." Dabei nahm ſie ſeinen Kopf zwiſchen ihre Hände und bewegte ihn hin und her. Dann erhob ſie ſich, und als ihr der Referendar, um ihr dabei behilflich zu ſein, die Hand hinſtreckte; ſtützte ſie ſich leicht darauf. Er hatte ihre Hand erfaßt und hielt ſie, als ſie dieſelbe jetzt zurückziehen wollte, feſt.

„Darf ich nicht erfahren, mit wem ich die Ehre gehabt habe?" fragte er leiſe.

Sie ſenkte das Köpfchen.

„Wie ich heiße, möchten Sie wiſſen? Nun, alſo denken Sie einmal, ich hieße Hildegard.“

„Hildegard?“ wiederholte er.

„Ja, aber wie ich ſonſt noch weiter heiße,“ fuhr ſie fort, „das ſag' ich Ihnen nicht, ſonſt lachen Sie wieder über mich.“

„Weshalb ſollte ich denn lachen?“ fragte er.

„Je nun, weil's auch gar zu putzig klingt; geben Sie einmal Acht, aber leiſe, daß es kein Anderer hört.“ Dabei trat ſie an ihn heran und näherte ihren Mund ſeinem Ohre, um ihm ihren Namen zuzuflüſtern; aber jedesmal wenn ſie anfangen wollte, überfiel ſie das Lachen, ſo daß ſie nicht von der Stelle kam. Ihre Lippen berührten die Spitzen ſeines Haars, ihr warmer ſüßer Hauch floß um ſeine Wange. Endlich brachte ſie es heraus.

„Hardermiezl,“ flüſterte ſie mit einem Tone, als erwartete ſie einen Heiterkeits-Ausbruch von ſeiner Seite. Er lächelte indeß nur ganz wenig.

„Das gefällt mir aber ganz gut,“ ſagte er.

„Das gefällt Ihnen?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ja, namentlich das Miezl am Ende, das macht ſich ſehr niedlich, find' ich; das — das paßt ſo gut zu Ihnen.“

Sie wurde ganz nachdenklich.

„Ja, wenn man's von der Seite anſchaut,“ ſagte ſie, „dann hat's ſchon was Wahres.“

Den träumeriſchen Blick in die dämmernde Straße hinaus gerichtet, ſchien ſie ſich in Gedanken darüber zu verlieren, ob ihr Name zu ihrer Perſönlichkeit paſſe, dann wandte ſie ſich mit dem ſchelmiſchen Ausdrucke, der ſo plötzlich in ihren Zügen aufblitzte, zu ihm.

„Jetzt aber warten Sie einmal,“ ſagte ſie, „ob ich errathe, wie Sie heißen?“

„Das wollten Sie errathen können?“ fragte er.

„Ja, ſo etwas ſieht man den Menſchen an den Augen an,“ und ſie ſenkte den lächelnden Blick in ſeine Augen.

„Alſo — alſo — Karl?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Theodor?“

Er ſchüttelte abermals.

„Aber ſagen müſſen Sie's, wenn ich's getroffen habe!“

Er würde es ſchon ſagen, verſicherte er.

„Nun dann — dann vielleicht — Kurt?“

Er zuckte ein wenig zuſammen.

„Wahrhaftig,“ ſagte er, „Sie haben es errathen.“

Ausgelaſſen fröhlich klatſchte ſie in die Hände.

„Und wiſſen Sie noch etwas?“ fuhr ſie fort, „ich weiß auch, wie Sie weiter heißen.“

„Wie ich mit Familien-Namen heiße?“ fragte er.

„Mit Familien- oder mit Vaters-Namen, wie Sie's nennen wollen, ſoll ich's Ihnen ſagen?"

„Ja, da bin ich wirklich geſpannt," erwiderte er.

Sie näherte, wie vorhin, ihren Mund ſeinem Ohre, diesmal aber ſchien das, was ſie zu ſagen hatte, noch viel drolliger als das erſte Mal, denn ſie pruſtete vor Lachen, ſobald ſie anfangen wollte.

„Sie ſind — aber Sie dürfen's nicht übel nehmen," unterbrach ſie ſich.

„Ich bin alſo?" fragte er.

„Sie ſind — der Herr — Kurt von Schnipperle —"

Ihr Scherz bereitete ihr, wie es ſchien, ein ganz unſägliches Vergnügen. „Der Herr von Schnipp — der Herr von Schnipperle," wiederholte ſie, und als er in ihre Heiterkeit einſtimmte, kam ſie vor Lachen ganz außer ſich. Eine glühende Wärme überſtrömte ihn, er warf den Arm um ihren Leib und küßte die volle Wange, die nah vor ſeinem Munde war.

„O je!" ſagte ſie, indem ſie ſich aufrichtete, und der Ton klang, als ob ihr weh gethan worden ſei.

Sie war von ihm fort bis an die gegenüberliegende Wand getreten und hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Leiſe ergriff er ihre Hände und zog ſie herab.

„Sind Sie mir böſe?" fragte er.

Sie gab keinen Laut von ſich und ſah ihm ſchweigend in's Geſicht. Beim flackernden Scheine der Laternen, die mittlerweile angezündet worden waren, konnte er die Veränderung wahrnehmen, die in ihren Zügen vor ſich gegangen war, ein tiefer Ernſt lagerte auf ihrem Antlitz, es ſah aus, als ſchimmerte es feucht in ihren Augen.

„Sind Sie mir gar nicht ein wenig gut?" fragte er leiſe.

„Ich weiß es noch nicht," gab ſie, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„Sie wiſſen es noch nicht?"

„Nein, ich kenne Sie erſt gar zu kurze Zeit" — und die ſchönen braunen Augen ſchauten ihn an, tief und ehrlich wie die Wahrhaftigkeit ſelbſt. „Aber ich will Sie einmal etwas fragen," fuhr ſie fort, und ſie ſenkte das Haupt. „Vorhin, entſinnen Sie ſich, haben Sie mir geſagt, daß Sie — daß Sie es gut meinten — iſt das nur ſo hingeredet geweſen, wie man ſo etwas ſagt? Oder iſt's wahr geweſen?"

„Es war die Wahrheit," ſagte er haſtig. Ihre Hände lagen regungslos in den ſeinigen.

„Die wahre, wahrhaftige Wahrheit?"

„Die lautere Wahrheit," gab er noch einmal zur Antwort.

Ein tiefer Seufzer ſchwellte ihre Bruſt, und indem ſie jetzt langſam den Blick erhob und auf ihm ruhen ließ, ſah es aus, als gewahrte ſie einen ganz anderen Menſchen, als den, mit dem ſie bisher verkehrt hatte. Ihre

Augen gingen über ſein Geſicht, indem ſie prüfend jeden einzelnen Zug in demſelben muſterten.

„Sie haben ſo gute Augen," ſagte ſie leiſe, „ich meine wirklich, Ihnen darf man trauen."

Die eine ihrer Hände neſtelte ſich langſam aus ſeinen umſchließenden Händen los, ſie öffnete die Hausthür. Im Treppenflur brannte kein Licht, eine ſchwarze Finſterniß gähnte auf. Sie trat über die Schwelle, indem ſie mit der anderen Hand ſeine Finger umſpannte; die ſtumme Bewegung ſchien zu ſagen: „Folge mir" — er trat hinter ihr zur Thür hinein, die Pforte fiel hinter ihnen zu.

In der Dunkelheit, die ſie umgab, fühlte er, wie ſich zwei Hände auf ſeine Schultern legten, wie ſie ſich weiter ſchoben und hinter ſeinem Nacken vereinigten; er konnte nichts ſehen, nur empfinden konnte er, wie ihre junge Bruſt ſich an die ſeine legte, wie ihr Geſicht ſich neben ſein Geſicht ſchob, ſo daß ihre Wange ſich an die ſeine ſchmiegte. Seine Hände zitterten als ſie die blühende Geſtalt umfaßten, und als ihr Buſen wogend an ſeinem Herzen auf und nieder ging, da war es ihm, als ſei es der Wellenſchlag dieſes reinen jungen Lebens, das unaufhaltſam in ſein Daſein hinüberzuſtrömen begann.

„Eins muß ich Ihnen ſagen," ſprach ſie, und ihre Stimme hatte einen tiefen bebenden Klang, „wenn's nicht wahr geweſen wäre, was Sie mir heut geſprochen haben, das wäre ſchade geweſen, das hätte mir ſchrecklich weh gethan in meinem Herzen, denn wiſſen Sie, ich glaub' faſt, ich könnte Ihnen gut werden, recht von Herzen gut."

„Ich war Ihnen gut vom erſten Augenblick an, da ich Sie zuerſt geſehen habe," erwiderte er flüſternd, „Sie liebes, liebes Kind Sie." Er wandte das Haupt zur Seite und küßte ſie auf den Mund. Sie ließ es widerſtandslos geſchehen.

„Was machen Sie aus mir, was machen Sie aus mir," ſprach ſie hilflos ſeufzend.

Da klappte oben im Hauſe eine Thür, ſie riß ſich von ihm los, er fühlte, wie ſie im Schreck erbebte.

„Geh'n Sie heim jetzt," ſagte ſie, ich bitt' ſchön, geh'n Sie fort." Damit wandte ſie ſich nach der Treppe.

„Die Treppe iſt ſo dunkel," ſagte er, „wohnen Sie hoch?"

„Zwei Stiegen," erwiderte ſie, „aber ich finde mich ſchon."

Er zog eine Büchſe mit Wachskerzchen aus der Taſche.

„Bitte nehmen Sie die," ſagte er, „damit Sie nicht zu Schaden kommen."

„So viel brauch' ich nicht," antwortete ſie, „das wär' ja unbeſcheiden, das eine genügt ſchon." Damit hatte ſie ein Kerzchen herausgenommen und an der Wand entzündet. Sie ſtand am Fuße der Treppe, zu ihm zurück-

gewandt, plötzlich blies ſie das Licht aus und kam auf ihn zugeſtürzt; er fing ſie in ſeinen Armen auf.

„Behüt' Sie Gott!“ flüſterte ſie, „Behüt' Sie Gott!“ Ihre Lippen ſchloſſen ihm die Augen und brannten im Kuß auf ſeinen Lippen.

„Ja und noch eins iſt, wiſſen Sie, was ich Sie gern bitten möcht',“ raunte ſie ihm zu, „aber Sie dürfen nicht über mich lachen?“

„Gewiß nicht,“ verſetzte er, „was iſt es denn?“

„Ich möchte dem Schnipperle gern ein Halsband machen? Werden Sie's nicht übel aufnehmen?“

Sie ſah im Dunkel nicht, wie er lächelte.

„Im Gegentheil,“ ſagte er, „ich werde Ihnen ſehr dankbar dafür ſein, und der Schnipp wird ſich freuen, es wird ihm gewiß gut ſteh'n.“

„O ja,“ meinte ſie, „kleiden ſoll's ihn ſchon, ich hab' mir ſchon unterwegs ſo ausgedacht, wie es werden ſoll — himmelblau mit — aber nein — das ſoll eine Ueberraſchung ſein,“ unterbrach ſie ſich.

Er nahm ihre beiden kleinen Hände wieder in die ſeinigen und drückte ſie. „Darf ich mir's denn bei Ihnen abholen?“ fragte er.

„Ja ſo,“ und ſie verſank in Gedanken; daran ſchien ſie gar nicht gedacht zu haben.

„Zwei Treppen hoch?“ fuhr er leiſe fragend fort, „und dann?“

Sie ſchwieg — „Gradeaus,“ ſagte ſie endlich ganz ſchnell und leiſe, zugleich warf ſie ſeine Hände zurück und ohne umzuſchauen, eilte ſie, ſo haſtig ſie vermochte, die Treppe hinauf.

Er hörte ihr Kleid auf dem Flur des erſten Stockes rauſchen.

„Hildegard!“ rief er mit gedämpfter Stimme hinauf. Da beugte ſich etwas über das Geländer der Treppe. „Behüt' Sie Gott,“ kam es flüſternd von droben herab, „behüt' Sie Gott — Sie lieber Herr von Schnipp“ — dann ein Geräuſch wie eine Kußhand, ein erſticktes Gekicher, -- trappelnd verlor ſich der Schall ihrer Füße auf der oberen Treppe. —

„Da hätten wir ja nun ein kleines Verhältniß,“ ſagte Kurt von Steigendorf zu ſich ſelber, als er nach Haus gekommen war und Licht angezündet hatte.

Er war in Gedanken und zwar ſo ſehr, daß er nach einiger Zeit erſt die Briefe gewahrte, die ſeiner wartend auf dem Tiſche lagen. Es waren ihrer zwei, der eine von dem Rechtsanwalt, bei dem er ſeit einem halben Jahre gearbeitet hatte. Der Juſtizrath überſandte ihm das Zeugniß über ſeine nunmehr abgeſchloſſene Thätigkeit bei ihm, daſſelbe war in den ſchmeichelhafteſten Formen abgefaßt; Kurt von Steigendorf galt für einen ſehr tüchtigen jungen Juriſten. Seine Referendariatsthätigkeit war damit beendigt, er konnte daran gehen, ſich zum Aſſeſſor-Examen vorzubereiten.

Die Schrift auf dem zweiten Briefe war von einer unbekannten Hand; als er ihn öffnete, fand er, daß er von dem Banquier Großberger kam, der ihn zu dem Feſte einlud, das er zur Eröffnung und Einweihung ſeines

neuen Hauſes geben wollte. Von dieſem Hauſe, welches der Genannte ſich in der Behrenſtraße gebaut hatte, ſprach man ſeit einem Vierteljahre in Berlin; es ſollte an Pracht der Ausſtattung und Einrichtung alles Dageweſene übertreffen.

Großberger war eine Finanz-Capacität erſten Ranges und hatte eine Hand wie König Midas, von dem bekanntlich die Sage erzählt, daß er Alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Er ſtand an der Spitze einer großen Actien-Geſellſchaft, und man ſprach von weiteren bedeutenden Unternehmungen, die er demnächſt in's Leben zu rufen gedachte. Kopfſchüttelnd betrachtete Kurt Steigendorf den Brief. Er konnte ſich nicht recht erklären, wodurch er ſich den Vorzug erworben hatte, zu dieſem Feſte eingeladen zu werden; er hatte im Hauſe des Banquiers noch niemals Beſuch gemacht. Allerdings war er ihm zu wiederholten Malen im Bureau des Juſtizraths begegnet und dieſer hatte niemals unterlaſſen, ihn Herrn Großberger als einen jungen Mann vorzuſtellen, dem eine bedeutende juriſtiſche Zukunft bevorſtände. Herr Großberger war jedesmal ſehr entgegenkommend zu ihm geweſen und hatte nie unterlaſſen, ſeine Hand in ſeinen fetten Händen zu ſchütteln.

„Wir kommen zuſammen, junger Mann," pflegte er in orakelhaftem Tone hinzuzufügen, „wir kommen zuſammen; dem Juriſten gehört die Welt; wenn mein neues Haus fertig iſt, beſuchen Sie mich, wird mich freuen, Sie bei mir zu ſehen; mein châtel wird Ihnen gefallen." Dabei klopfte er ihn auf die Schulter, indem er ſich im Stillen über die von ihm gefundene Bezeichnung „châtel" freute.

Kurt Steigendorf wußte recht gut was Großberger damit ſagen wollte, daß dem Juriſten die Welt gehörte. Damals war das Zeugniß über das beſtandene Aſſeſſor-Examen ein Werthpapier; es verlieh dem glücklichen Inhaber die Anwartſchaft auf eine Fülle von Lebensſtellungen, zwiſchen denen er zu wählen hatte. Der Staat brauchte Richter an ſeinen Gerichten, die Verwaltungskörper ergänzten ihren Bedarf an Arbeitskräften lediglich aus den Aſſeſſoren der Juſtiz. Dem Staate gegenüber aber ſtanden die großen Unternehmungen des Privat-Capitals, welche damals wie Pilze aus dem Boden ſchoſſen. Sie brauchten juridiſch gebildete Männer zur Leitung ihrer Geſchäfte. Auch ſie ſtreckten ihre Hände nach den Aſſeſſoren aus, und dieſe Hände waren ſoviel ſchwerer vergoldet als die des Staats, daß ſie ſich häufig als die ſtärkeren Magnete erwieſen.

Das Examinationsgebäude war gewiſſermaßen die Aſſeſſoren-Börſe und wenn die jungen Leute, mit der Strangulationsmarke des Examens, der weißen Halsbinde, angethan, aus dem feurigen Ofen der Prüfung heraus auf die Straße traten, ſo brauchten ſie ſich eigentlich nur danach umzuſehen, an wen ſie ſich am zweckmäßigſten „verkaufen" ſollten.

Der Kaufpreis, der geboten wurde, war in den meiſten Fällen ein ganz ungeheuerer, und ſo geſchah es, daß junge Männer, die aus beſcheidenen, oft ſogar ärmlichen Verhältniſſen hervorgegangen waren und in ſolchen

gelebt hatten, plötzlich zu Einnahmen gelangten, die im Verhältniß zu ihren bisherigen fürstliche genannt werden mußten.

Alle diese Gedanken gingen Kurt Steigendorf durch den Kopf, als er jetzt sinnend auf die beiden Briefe schaute, die auf dem Tische nebeneinander lagen, als wären es der Justizrath und der Banquier selbst, die sich verständnißinnig anblickten.

Das Examen bot für ihn keine Schwierigkeit; es war nur eine Frage der Zeit, wann er es machte, und ein halbes Jahr durfte als äußerster Termin gelten. Noch ein halbes Jahr also — und dann —

Unwillkürlich stand er auf und wie von einer gewissen Unruhe ergriffen, ging er auf und ab. Bald aber setzte er sich wieder, das Zimmer war für solche Spaziergänge zu eng. Er sah sich um und bemerkte, daß es eigentlich ein ziemlich einfaches, beinah dürftiges Zimmer war. Schon seit Jahren wohnte er darin und hatte es noch nie bemerkt; seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, wie sie während seiner Studentenzeit gewesen waren, obschon seine in der Provinz lebenden Eltern es ihrem einzigen Sohne an nichts hatten fehlen lassen. Aber was hatte er viel gebraucht? Heute zum ersten Male kam ihm der Gedanke, daß man sich eine größere Wohnung beschaffen, daß man sich dieselbe mit Glanz einrichten könne und daß es sich angenehm in einer solchen Wohnung leben lassen müßte. Und das Alles vermöge der eigenen Begabung und Kraft; es bereitete ihm ein behagliches Gefühl, sich in den Gedanken zu versenken.

Und während so die ersten Träume von künftigem Erringen, Besitzen und Genießen gleich einem schweren narkotischen Dufte in den Tiefen seiner Seele aufstiegen, war es ihm, als wehte durch den berauschenden Dunst plötzlich der süße Duft einer frischen Waldblume, und über Großbergers gemästetes Organ drang eine Stimme an sein Ohr, dem Zwitschern eines Vogels ähnlich: „Behüt' Sie Gott, Sie lieber Herr von Schnipp," und das holde Geschöpf, das heute so plötzlich in seinen Lebensweg getreten war, stand vor ihm da in all' seiner Unschuld, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Unwillkürlich mußte er lächeln; er hatte sich soeben im Geiste als Syndicus irgend einer großen Actien-Gesellschaft gesehen, mit feierlicher Miene hinter irgend einem mächtigen Schreibtische in einem mächtigen Geschäftssaale Rechtsgutachten von sich gebend, und wie malte sein Bild sich in der Seele dieses Mädchens! Sie hatte gar nicht für nöthig befunden zu fragen, was er sei, für sie war er der „Herr von Schnipp", nichts weiter — ja freilich, etwas noch dazu, der „liebe" Herr von Schnipp.

Er rief den Hund zu sich heran und ließ ihn an seinem Knie emporspringen, er legte die Hand auf sein Köpfchen und dachte an die kleine Hand, die vorher an dieser Stelle gelegen hatte und plötzlich kam ihm ein ganz sonderbarer Einfall:

Wenn er das Examen gemacht hatte, so konnte er, falls er sonst wollte und sich dem Staate zur Verfügung stellte, innerhalb weniger Tage ange-

ſtellter Richter ſein. Man ſchickte ihn dann vorausſichtlich nach irgend einem kleineren Orte in der Provinz und da konnte er von ſeinem Gehalte und dem, was er von Hauſe aus beſaß, recht gut einen Hausſtand begründen, eine Frau heimführen, und dieſe Frau war? — „Hildegard," ſprach er halblaut in Gedanken vor ſich hin.

Wie er ſie vor ſich ſah in dem Augenblick, ſo deutlich, ſo lieblich verlockend in dem weißen Brautkleide, das ſeine Phantaſie ihr bereits angezogen hatte; wie ſie ſich an ihn ſchmiegte, ſo ſüß, ſo dicht, daß der Brautkranz ſich verſchob und der Schleier ſich zerknitterte und wie ſie, als er ſie darauf aufmerkſam machte, ſo kindlich ſagte: „Es thut ja nix, Du lieber, lieber Mann Du!" Wie ſie mit ihm zur Trauung fuhr und wie ſie den kleinen zartbeſchuhten Fuß ſo lächelnd und zögernd auf die Roſenblätter ſetzte, mit denen man ihren Weg vom Wagen bis zur Kirche beſtreut hatte, und wie ſie ganz heimlich ſich umſah, ob auch das Schnipperle nicht abhanden gekommen ſei, das hinterdrein gelaufen war — er lachte laut für ſich auf — wahrhaftig, ſie würde im Stande ſein zu bitten, daß der Schnipp mit in die Kirche dürfte, um der Trauung beizuwohnen.

Und wie er dann mit ihr leben würde, mit dem holden Kinde Süddeutſchlands in dem fernen norddeutſchen Städtchen. Wie ſie miteinander ſpazieren gehen würden in der hübſchen Umgebung ihres Wohnorts, nicht mehr befangen wie heut, ſondern glücklich, liebend und geliebt; er täglich neu ſeinen Entſchluß ſegnend, der ihn mit raſchem Griffe dieſe ſchöne Feldblume an ſeinem Wege hatte pflücken laſſen, ſie täglich dankbarer dem theuren Mann, der es nicht verſchmäht hatte, ſich von der Höhe ſeiner Bildung zu ihm, dem armen kleinen Mädchen, herabzubeugen.

Kurt Steigendorf ſtand auf und ging an den Schreibtiſch, um Herrn Großberger dankend auf ſeine Einladung abzuſchreiben. Als er jedoch den Grund mittheilen wollte, der ihn zu kommen verhinderte, ſtockte er. Krankheit mochte er nicht vorſchützen, Geſchäftsüberbürdung konnte er nicht angeben, das hätte Großberger nicht geglaubt, was ſollte er ſagen? Er riß den Briefbogen entzwei, und dem nächſten ging es nicht beſſer.

Er fing an ſich zu ärgern, daß er über einer ſolchen Lappalie wie dieſe paar Zeilen ſich den Kopf zerbrechen mußte und er merkte, daß es ſchwerer iſt drei Zeilen zu ſchreiben, mit denen man etwas verſchweigen, als zehn Zeilen, mit denen man etwas ſagen will. Es wäre ihm unangenehm geweſen, wenn Herr Großberger ihn nach ſeinen Zukunftsplänen befragt und er ihm hätte ſagen müſſen, daß er als Kreisrichter in irgend ein Landſtädtchen zu gehen beabſichtige. Er wollte das erſtaunte Geſicht nicht ſehen, welches Herr Großberger als Antwort auf dieſe Eröffnung zeigen würde; es wäre ihm peinlich geweſen, wenn er mit Vorſtellungen beſtürmt worden wäre — und das Alles konnte er doch eben Herrn Großberger nicht ſagen, und ſo kam es, daß auch der dritte Briefbogen zerriſſen in den Papierkorb flog.

„Morgen werde ich ihm ſchreiben," entſchied er endlich und damit erhob er ſich, um den Abend am Stammtiſch mit ſeinen Collegen zuzubringen.

Als er ziemlich ſpät nach Mitternacht in ſeine Wohnung zurückgekehrt war und Licht gemacht hatte, ſetzte er ſich noch einmal an den Schreibtiſch und ſchrieb an Herrn Großberger einen Brief, in welchem er deſſen Einladung mit verbindlichem Danke annahm.

Dann blieb er noch ein Weilchen, über ſich ſelbſt den Kopf ſchüttelnd, am Schreibtiſche ſitzen.

War er das wirklich ſelbſt geweſen, der vorhin, die Feder zerdrückend und Bogen nach Bogen zerreißend, an dieſer Stelle geſeſſen hatte? Er, der luſtige Kurt von Steigendorf, der denn doch ſo manches Mädchen ſchon geküßt, ſo manches kleine Verhältniß ſchon gehabt hatte, plötzlich verwandelt in einen ſentimentalen Schwärmer? Welch ein Glück, daß er ſich noch unter vernünftige Menſchen begeben hatte und daß ihm dabei ſein „Rappel" vergangen war.

Durch den Freund, mit dem er heut Nachmittag vor dem Potsdamer Thore zuſammengeweſen war, hatte ſich unter den Collegen ſo etwas verbreitet, daß Kurt Steigendorf wieder einmal irgendwo den „Anſchluß" gefunden hätte. Er widerſprach nicht geradezu, aber er erzählte auch natürlich nichts von Allem, was ſich zwiſchen ihm und dem Mädchen begeben hatte, denn er fühlte ganz deutlich, daß er mit ſeiner Erzählung die ungeheuerſte Heiterkeit des Biertiſches hervorgerufen haben würde. Und als er beim dritten Glaſe war, kam er ſich ſelbſt mit ſeinen Gedanken von vorher unglaublich lächerlich vor.

Eine kleine Putzmacherin, die er an einem Sonntag Nachmittag in einem Kaffee-Garten kennen gelernt hatte! und mit der ſich am anderen Tage verheirathen! Würde es auf der Welt einen Menſchen gegeben haben, der das nicht eine tolle Verrücktheit genannt hätte? Was ſeine Eltern für ein Geſicht dazu machen würden, davon ganz zu geſchweigen; aber das Mädchen ſelbſt würde über den Gedanken gelacht haben. Sie, eine preußiſche Frau Kreisrichter — das würde ihr ſchön langweilig geweſen ſein! Wer ſagte ihm außerdem, weß Geiſtes Kind das Mädchen eigentlich war? Was wußte er weiter von ihr, als daß ſie ein hübſches Geſicht hatte und niedlich ſüddeutſch ſprach — und darauf hin heirathen! Sollte man es für möglich halten, auf was für tolle Einfälle der Menſch gerathen kann?

So ernüchtert legte er ſich zu Bett, und in dieſer Stimmung erhob er ſich am anderen Morgen.

Die Vorgänge des geſtrigen Tages ſtanden halb verblaßt vor ſeiner Seele und er beſchloß, die Sache mit einem energiſchen Riß zu Ende zu bringen, er wollte das Mädchen nicht mehr ſehen. Mochte ſie ihn mit dem Halsbande, das ſie für Schnipp arbeiten wollte, erwarten, er wollte es nicht abholen. Sie würde ſich vielleicht ein paar Tage lang ein wenig grämen, dann würde ſie ihn vergeſſen, und ſo war Alles gut.

Jetzt war das Examen zu machen und daran sollte ohne Weiteres gegangen werden. Noch an demselben Vormittag machte er sich daraum nach dem Kammergericht auf den Weg, um sich den Urlaub für die nothwendigen Arbeiten zu holen.

Als er von dort zurückkehrte und müssig durch die Straßen schlenderte, gerieth er in die Jägerstraße, und dabei fiel ihm ein, daß das Putzfedergeschäft, in dem sie arbeitete, in der Jägerstraße liegen sollte. Unwillkürlich musterte er die Schaufenster und richtig, nicht weit von der Ecke der Oberwallstraße entdeckte er einen sehr eleganten Laden, in dem künstliche Blumen, Putzfedern und alle möglichen anderen Schmuckgegenstände für Damen auslagen. Sie hatte ihm den Namen ihres Geschäftes nicht genannt — ob dies ihr Laden sein mochte? Sollte er einmal zusehen? Folgerichtiger wäre es wohl eigentlich gewesen, es nicht zu thun — aber ach was — Philisterei! Und damit war er bereits eingetreten. Es wurde ihm schwer, seine Befangenheit zu bemeistern, als er den etwas erstaunten Blick wahrnahm, mit dem ihn die hinter dem Kassenpult sitzende Dame musterte; ob sie es ihm ansehen mochte, daß er weniger nach künstlichen als nach natürlichen Blumen suchte?

Hinter dem Ladentische, dem Eingange gegenüber, auf eine Pappschachtel mit nachgemachten Veilchen sich herabbeugend, war ein blondes Lockengewirr sichtbar; jetzt richtete sich dasselbe auf, und eine lodernde Gluth flammte unter den Locken auf — sie war es.

Mit der Fassung jedoch, die Frauen in solchen Fällen ja so weit mehr zu Gebote steht als Männern, erhob sie sich anscheinend unbefangen und erkundigte sich nach seinem Begehren.

„O — er — er wünschte — einige künstliche Blumen zu sehen."

„Schön, sie würde ihm sogleich eine Auswahl vorlegen."

Schnell wandte sie sich um, es schien ihr lieb zu sein, daß sie einen Augenblick seinen Augen ausweichen konnte — und fing an, unter den Schachteln, welche hoch bis an die Decke hinauf in den Schränken standen, zu kramen. Sie wandte ihm dem Rücken zu, er hatte Muße, ihre reizende Gestalt zu betrachten, deren blühende Umrisse sich unter dem Sommerkleide von leicht gewebtem Stoffe abzeichneten. Indem sie an den Schränken emporlangte, fielen die weiten Aermel des Kleides bis über die Ellbogen zurück, und die weißen nackten Arme wurden sichtbar.

Er dachte daran, wie diese Arme ihn gestern umschlungen hatten —

Endlich setzte sie ihre Schachteln auf den Tisch, und nun standen sie sich Beide gegenüber. Er versuchte, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie hielt die Augen gesenkt, als wenn sie nur an das Geschäft dächte. Aber er sah ihre Brust sich heben und senken und fühlte, wie das arme Kind litt. Sie war jedoch gar zu reizend in ihrer stummen Pein anzusehen, als daß er sich hätte entschließen können, die Quälerei zu enden.

„Ich möchte mich für Veilchen entscheiden," meinte er.

Sie nahm eine Guirlande davon auf, er legte ſeinerſeits die Hand daran, und unter den Blumen berührten ſeine Fingerſpitzen ihre warme kleine Hand.

Sie ſeufzte beinah hörbar auf, und ein verſtohlenes Lächeln huſchte über ihr glühendes Geſicht.

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, die Blumen einmal in Ihrem Haare zu probiren?“ fuhr er grauſam fort, „die Haare, für die ſie beſtimmt ſind, ſehen den Ihrigen zum Verwechſeln ähnlich.“

„Ah — wirklich?“ Ihre weißen Zähne faßten die Unterlippe — ſie konnte es wahrlich kaum mehr ertragen, was der loſe Schalk ihr anthat — dann drehte ſie ſich nach dem Spiegel um, der gerade hinter ihr ſich befand, und begann die Veilchen in ihr Haar zu neſteln. Er trat ſo, daß er ihr Geſicht im Spiegel erhaſchen konnte, und mit ihrem Spiegelbilde begann er ſich zu unterhalten.

Sie wollte böſe ſein, das ſah man ihr wohl an, recht, recht böſe — aber wenn nur das Lachen nicht geweſen wäre, das ihr faſt die Kehle ſprengen wollte! Wenn er nur nicht ſo lieb und nett bei alledem geweſen wäre, der böſe, böſe Menſch!

Jetzt wandte ſie das blumengeſchmückte Haupt zu ihm herum.

„O wie wunderhübſch!“ brach er, von unwillkürlicher Bewunderung ergriffen, ſo laut heraus, daß auch die Kaſſirerin aufmerkſam wurde. Sie trat herzu.

„Es macht ſich gut, recht gut,“ ſagte ſie, indem ſie mit wohlwollender Hand noch ein wenig an den Veilchen rückte. Und ſo, die Hände ineinander gelegt, ganz erglühend in holder Scham, ſtand Hildegard nun da, und da ſie ſich jetzt nicht mehr den Zwang der Heimlichkeit auferlegen brauchte, hob ſie das Antlitz empor und ſchaute ihn an. Aus ihren Augen brach ein Strom des Lichtes, und ihr glückſelig lächelndes Antlitz ſprach zu ihm in ſtummer ſchöner Sprache: „Ich liebe Dich.“

„Morgen Nachmittag hole ich mir das Halsband für Schnipp bei ihr ab“ — das war der Entſchluß, mit dem Kurt Steigendorf den Laden verließ. Der Vorſatz, mit dem er gekommen, war vergeſſen, verblaßt wie ein elendes Nachtlicht, das man zur Seite ſtellt, wenn die Sonne aufgegangen iſt.

„Solch ein hinreißendes Geſchöpf ſein nennen zu dürfen, und es dahin geben, ohne Noth, blos einer ſentimentalen Schrulle zu Liebe?“ Ja, wenn das die Collegen und die Welt erfahren hätten, ſo würde er etwas zu hören bekommen haben, was noch häßlicher klang als der Vorwurf der Tollheit; einen jammervollen Philiſter würde man ihn genannt haben, und das mit Recht.

Freilich, es zuckte ihm durch den Kopf, was ſchließlich aus all' dem werden ſollte? Aber — ach was — die einfältige Sentimentalität ſollte ihn nicht wieder um ſeine Freude betrügen! Muß man denn gleich an das Heirathen denken, weil man liebt? Iſt nicht die Ehe gewiſſermaßen eine

Penſionsanſtalt für die in Ruheſtand geſetzte Liebe? Und junge friſche Liebe ſollte ſo von vornherein für ihr Altentheil beſorgt ſein? War er denn der Erſte und Einzige, der ein liebes holdes Geſchöpf in die Arme geſchloſſen, auf dem Schoße gewiegt hatte, um ſpäter, wenn der Ernſt des Lebens herankam, eine Andere zu heirathen? Und das Mädchen ſelbſt — wollte und verlangte es denn etwa, daß er ſie heirathe? Kein Gedanke! ſie war jung, er war jung, lieben wollte ſie ihn und von ihm wiedergeliebt ſein — und das ſollte ſie haben, reichlich, üppig, mit aller Fülle und allem Genuß, denn er liebte ſie, o wahr und wahrhaftig, er liebte ſie!

Das Herz ſchlug ihm bis in den Hals, als Kurt Steigendorf am nächſten Tage, zur Stunde, da die Geſchäfte geſchloſſen waren, etwa um acht Uhr Abends, die zwei Treppen in der Kronenſtraße hinaufſtieg. „Die Thür gradeaus," hatte ſie geſagt — in der Mitte der Flurwand befand ſich eine Thür — er klopfte leiſe an. Es verging einige Zeit, er klopfte noch einmal, etwas ſtärker. Im Innern der Pforte entſtand ein Klappern; die Doppelthür — er hörte, daß es eine ſolche war — wurde nach innen geöffnet, dann griff eine Hand an den Riegel der Außenpforte, und im nächſten Augenblicke zuckte es durch ſein Herz — ein blonder Lockenkopf ſtreckte ſich fragend aus der halbgeöffneten Thürſpalte.

Mit einem abgebrochenen Schrei ließ ſie den Riegel fahren, als ſie ihn erkannte, und flüchtete in das Zimmer zurück. Die Thür aber war offen geblieben, behutſam trat er über die Schwelle, indem er leiſe hinter ſich ſchloß; zwiſchen ſeinen Beinen ſchlüpfte Schnipp in das Gemach. Soweit ſie konnte, bis an die der Thür gegenüberliegende Fenſterwand war Hildegard geflohen, und dort ſaß ſie, auf einen Stuhl geſunken, das Geſicht in beiden Händen vergraben, ein Bild der bitterlichen Verwirrung und Angſt. Kurt Steigendorf war unmittelbar an der Thür ſtehen geblieben; auch er wagte nicht zu ſprechen, ſein Athemholen ſelbſt ſchien ihm zu laut.

Er blickte umher, ſcheu, als wenn er ſich an unerlaubtem Orte befände.

Die Ausſtattung des Raumes war die allerbeſcheidenſte; ein Sopha mit einem Tiſch davor, an der gegenüberliegenden Wand ein großer Koffer und neben dieſem ein einfacher Schrank. Ein paar Stühle und in der Ecke links ein weiß zugedecktes Bett. Als einzigen Schmuck gewahrte er auf dem Tiſche vor dem Sopha ein Gefäß mit friſchen Roſen und über dem Bette, von einem Immortellenkranz umgeben, ein Madonnenbild.

Welch' tiefe Anſpruchsloſigkeit in dem Allen und in dieſer Anſpruchsloſigkeit welche Keuſchheit! Ein Zimmer, das für keines Fremden Augen beſtimmt war! Und in dieſem Allerheiligſten des jungfräulichen Weibes ſtand nun er, der fremde Mann, der Eindringling.

Seine Augen gingen noch einmal zu dem Madonnenbilde zurück; es war ein werthloſer Stahlſtich, „Ora pro nobis" ſtand darunter. „Bitte für uns" — er hatte dieſe Worte auf manchem katholiſchen Heiligenbilde

geleſen — wie kam es, daß ſie jetzt einen ſo ganz beſonderen Eindruck auf ihn machten? Er überlegte, und plötzlich war es ihm, als träte die Seele des Mädchens, dieſe ſchlichte reine Seele, verkörpert vor ihn, als kniete ſie vor ihm nieder, ihn mit angſtvollen Kinderaugen anblickend, als höbe ſie die gefalteten Hände zu ihm empor und ſpräche: „Bitte! bitte! bitte!“ Was bat ſie, was erflehte ſie von ihm? Wußte er es nicht? Ahnte er es nicht? Vielleicht doch, denn es überkam ihn plötzlich wie das ſchwere Gefühl der Schuld und ein tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Geſchöpf, das zitternd und ſchamvoll dort drüben vor ihm ſaß.

Er trat auf ſie zu, kniete an ihrem Stuhle nieder und verſuchte von unten auf in ihr Geſicht zu blicken.

„Hildegard,“ ſagte er und man hörte dieſem Tone an, daß er aus einem guten Herzen kam — „Hildegard, iſt es Dir ſo gar nicht ein wenig recht, daß ich zu Dir gekommen bin?“

Sie antwortete nicht, aber ſie beugte ſich zu ihm herab, verbarg ihr Geſicht an ſeinem Halſe und weinte.

Schweigend hielt er ſie in ſeinen Armen.

Da ertönte ein leichtes Geklapper und Meiſter Schnipp, der nun einmal vom Schickſal beſtimmt zu ſein ſchien, den Vermittler zwiſchen Beiden zu ſpielen, zog die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſah, daß er ſich in geſchloſſenem Raume befand und begriff die Rückſichtsloſigkeit nicht, daß man ihn nicht von ſeinem Maulkorb befreite. Von dem Inſtincte geleitet, welcher Hunden ſagt, daß ſie bei Frauen durch Betteln leichter etwas erreichen als bei Männern, ſprang er daher an ſeiner Freundin empor und fing an, ſeinen vom Maulkorb beläſtigten Kopf auf ihrem Schoße zu reiben.

Unter Thränen lächelnd, wandte ſie ſich nach ihrem kleinen Lieblinge um und hakte ihm den Maulkorb ab, dann hob ſie ihn auf ihren Schoß und ſtreichelte ihn und küßte ſeinen Kopf.

Kurt Steigendorf hatte einen in Seidenpapier gehüllten Gegenſtand aus der Bruſttaſche gezogen und hielt ihr denſelben lächelnd hin.

„Kennſt Du das?“ fragte er. Sie wickelte das Päckchen auf — es waren die Veilchen von geſtern. Sie wiegte lächelnd das Haupt.

„Das hab' ich mir geſtern bald gedacht,“ ſagte ſie, „Du Schlimmer Du, wie haſt Du mir zugeſetzt.“ Sie wollte ihn vorwurfsvoll anſehen, aber indem ihre Augen ſich in die ſeinigen tauchten, ging aller Vorwurf in tiefer, ſeliger Liebesfreude unter. In plötzlicher faſſungsloſer Hingebung ſank ſie an ſeine Bruſt.

„O Du mein — wie bin ich Dir gut,“ ſagte ſie, „Du lieber, lieber Mann Du!“

Dann ſprang ſie auf.

„Nun gelt? Ich ſoll ſie doch wohl wieder in's Haar ſtecken?“ fragte ſie; und als er es bejahte, hüpfte ſie vor den Spiegel, der zwiſchen den Fenſtern an der Wand hing. Er war hinter ſie getreten, und während ihre

beiden Hände droben am Haupte beſchäftigt waren, umfing er ſie mit ſeinen Armen und zog ſie rücklings an ſein Herz.

Sie ſträubte ſich, aber er nickte ihr lächelnd, Verſöhnung heiſchend, im Spiegel zu, ſeine Lippen flammten auf ihren Wangen, auf ihrem Halſe, ſie fühlte ihren Leib an den ſeinen gepreßt, und in die Küſſe, mit denen nun auch ſie ihm Stirn und Mund bedeckte, miſchte ſich eine Gluth, die vorher nicht auf ihren Lippen geweſen war.

„Jetzt aber das Halsband," rief ſie, indem ſie ſich freimachte, „das Halsband für den Schnipp!" Sie ſchlug den Deckel des Koffers zurück, griff in denſelben hinein und hielt triumphirend ein blaues, mit Silberperlen geſticktes Band empor.

„Da ſchau her," rief ſie, „iſt's hübſch?"

Er nahm es in die Hand. „Ich bin Schnipp," las er, zierlich mit Perlchen darauf geſtickt. „Und da unten in der Ecke," ſagte er, „da ſteht ja noch etwas? Gewidmet von H. H." Er brach in lautes Lachen aus.

„Aber das iſt ja reizend!" rief er. Sie ſtand ganz verſchämt. „Gefällt's Dir?" fragte ſie.

„O Du kleine Künſtlerin," erwiderte er, „das mußt Du dem Schnipp gleich ſelber umbinden. Hier Schnipp, komm her!" Er ſetzte ſich auf den Stuhl und ließ den Hund auf ſeine Kniee ſpringen, während Hildegard ſich zur Erde kauerte, um ihm das Band um den Hals zu küpfen. Zunächſt machte Schnipp ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Was ſoll denn daraus werden?" Dann wurde ihm die Sache unbequem und er ſprang zu Boden. Sie griff nach ihm, um ihn feſtzuhalten, der Hund glaubte, daß ſie mit ihm ſpielen wolle und fuhr blaffend um ſie herum; bei den vergeblichen Verſuchen, ihn zu erhaſchen, ſank ſie zur Erde und ſo, das Haupt auf den Arm gebettet, lachend, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen, lag ſie auf der Diele.

Kurt Steigendorf blickte auf ſie herab; er ſah ihr blumendurchflochtenes Haar, ihren wogenden Buſen, ihre kleinen, mit zierlichen Morgenſchuhen bekleideten Füße; in ihrer Aufgelöſtheit erſchien ſie ihm wie eine trunkene Bachantin, und ein Strom wilden verlangenden Blutes ſchoß ihm zum Herzen empor.

„Komm," ſagte er, indem er mit beiden Armen zu ihr hinuntergriff und ſie emporhob. Seine Stimme hatte einen heiſeren unterdrückten Klang. Schnipp wurde noch einmal herangerufen, er hielt ihn feſt und nun ging das Umlegen des Halsbandes ohne Anſtoß vor ſich.

„Jetzt ſchau' ihn an," ſagte ſie, indem ſie, am Boden ſitzend, das Haupt zurückgebeugt, ſo daß es ſein Knie berührte, den Hund emporhob, „gefällt Dir das Hundel jetzt?"

In der That ſah das Thierchen allerliebſt aus, man konnte keinen geſchmackvolleren Putz für daſſelbe erſinnen.

„Ja," ſagte er, indem er ſie emporzog und auf ſeinen Schoß ſetzte, „das Werk Deiner Hände gefällt mir, wie Deine Hände ſelbſt mir gefallen, wie Alles an Dir mir gefällt, wie Du ſelbſt mir gefällſt." Er drückte ihre Hände, er hob ſie an ſeine Lippen, er preßte ihre Geſtalt in ſeine Arme, und in all' dieſen Bewegungen war eine heiße, verzehrende Gluth.

Anfänglich ließ ſie ihn gewähren, denn das Lachen vorhin hatte ſie ganz erſchöpft, dann wehrte ſie ſeinen ungeſtümen Händen.

„Nicht ſo," flüſterte ſie, „o nicht doch ſo — ſieh' doch, wie die Mutter Gottes uns zuſchaut."

„Wer?" fragte er überraſcht.

„Dort, die Mutter Gottes," und ſie nickte mit dem Kopfe nach dem Madonnenbilde hin. Seine Augen folgten der Richtung, die ſie angab.

„Sieh nur, wie ernſt ſie ausſchaut," fuhr ſie fort, und ſie dämpfte den Ton, als wenn das Bild ſie hören und verſtehen könnte. Kurt Steigendorf ſchwieg und blickte ſie von der Seite an.

„Du ſollſt mir Eins ſagen," hub ſie nach einer Pauſe an, „Du biſt ein Berliner, alſo biſt Du auch ein Proteſtant, nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte er, „warum fragſt Du?"

„Iſt's wahr, daß Ihr keine Mutter Gottes habt, Ihr Proteſtanten?"

„Ja, das iſt wahr," ſagte er. Sie blickte ihm in das Geſicht.

„Ach wie ſchrecklich das ſein muß?"

Er wollte lächeln, aber als er ihr ernſtes Geſicht erblickte, zog ſein Lächeln ſich zurück.

„Wenn ich dächte, daß ich ohne Mutter Gottes leben ſollte," ſprach ſie wie in Gedanken vor ſich hin, „ich wüßte gar nicht, wie ich das anfangen ſollte." Er ſchwieg.

„Denn ſiehſt Du," fuhr ſie fort, „ich hab' keine Menſchenſeele, aber die Mutter Gottes iſt bei mir, mit ihr ſpreche ich alle Abende und erzähle ihr Alles."

Ihr Blick hing mit ſonderbar ſtarrem Ausdruck an dem Bilde, ſie neſtelte ſich tiefer in ſeinen umſchlingenden Arm, beinah als wenn ſie Furcht empfände.

„Aber die da ſieht auch gar ſo ſtreng aus," ſagte ſie, „beinah bös — findeſt Du es nicht?"

Er vermochte noch immer kein Wort zu erwidern. Sie drückte das Haupt an ſeinen Hals.

„Weißt," ſagte ſie, „wenn Du — wenn Du bei mir biſt, werd' ich ein Tuch über ſie hängen, ich meine, ſie ſieht's nicht gerne? Denn von der Liebe — ich meine, ſo wie wir uns lieb haben, Du und ich — da weiß ſie doch eigentlich nichts davon? Dazu iſt ſie doch viel zu fromm? Und dann, der heilige Joſeph, ja nun ja, es iſt wohl ein heiliger Mann, aber ſo alt, gar ſo alt — gelt?"

Kurt Steigendorf gab keine Antwort; in lautloſem Staunen blickte er das ſonderbar liebliche Weſen an, das er im Arme hielt, und lauſchte ihrem Munde, der ihm plaudernd den Einblick in ein Seelenleben erſchloß, wie ihm noch keins begegnet war.

„Wie merkwürdig," das war Alles, was er empfand, „wie merkwürdig!" Thorheit und unbewußte Weisheit durcheinander in ſüßem Geſchwätz, wie das Rieſeln einer Quelle aus dunklem duftendem Mooſe hervor.

„Siehſt Du Bilder gern?" fragte er.

„Ja, gern — damals als ſie einmal in München geweſen ſei, da hätte ſie Bilder geſehen, die wären prachtvoll geweſen und hätten ihr ſehr gefallen."

„Dann wollen wir einmal zuſammen in das Muſeum gehen — willſt Du?" Sie nickte.

„Ob ſie gern in's Theater ginge?" fragte er weiter.

Sie zuckte auf und faßte ſeine Hand mit beiden Händen.

„O, das Theater! ja, da möchte ſie gern, gern einmal hinein!"

„Ob ſie lieber ein Luſtſpiel ſähe?" forſchte er weiter.

„Ach nein — das möchte ſie nicht; etwas Ernſtes müßte es ſein, etwas ſo recht Erhabenes, und womöglich in Verſen! Ein klein wenig traurig dürfte es auch ſchon ſein, o ja, daß man tüchtig dabei weinen könnte, aber lieben müßten ſie ſich in dem Stück, ſo recht natürlich lieben, daß man ſo von Herzen dran glauben könnte, und ſo feſt müßten ſie an einander hangen, daß man ſo recht ein Gefühl bekäme, wie die ganze Welt um ſie herum zerbrechen könnte und es ihnen doch nichts anhaben könnte." Sie unterbrach ſich plötzlich und ſchaute ihn mit verſchämten Augen an.

„Ich ſprech' recht einfältiges Zeugs, nicht wahr?" fragte ſie.

Er küßte ſie ſanft auf den Mund.

„Nein," ſagte er, „ich könnte Dir ſtundenlang zuhören, wie Du ſprichſt. Dabei fällt mir ein, morgen wird der Fauſt im königlichen Theater gegeben — möchteſt Du den einmal ſehen?"

Sie neigte ganz leiſe das Haupt.

„Gut alſo," fuhr er fort, „ich werde Dir ein Billet ſchenken — willſt Du?"

Mit einem Jauchzen fiel ſie ihm um den Hals.

„O Du guter, guter Mann Du!" rief ſie.

„Ich werde es in ein Couvert ſtecken und Dir im Laufe des Tages in Dein Geſchäft ſenden; um 6 Uhr mußt Du im Opernhauſe ſein, da fängt es an."

„O je," ſagte ſie, „um 6 Uhr? Da iſt mein Geſchäft aber noch nicht geſchloſſen."

„Kannſt Du Dich denn nicht einmal etwas früher losmachen?" fragte er. Sie überlegte. Dann warf ſie den Kopf zurück.

„Ach was," ſagte ſie, „ich weiß zwar, ſie ſehen's nicht eben gern, aber einmal iſt keinmal — ich werd' mich ſchon herausbringen, daß ich zur Zeit im Theater bin. Wirſt Du auch hinkommen?"

„Ja freilich," antwortete er, „wir ſitzen nebeneinander."

„Bei einander!" und ſie ſchlang die Arme um ſeinen Hals, „bei einander ſitzen wir und ſehen das ſchöne, ſchöne Stück in dem ſchönen Theater! Wie das ſchön ſein wird! Wie ich mich freue auf morgen!" — „Auf morgen! auf morgen!" wiederholte ſie, indem ſie tänzelnd vor Vergnügen umherhüpfte.

Er ſah ihr ſchweigend zu; immer, wenn ſie lachte, oder ſich über etwas freute, gerieth ſie wie in einen Taumel und Rauſch — daran mußte er denken, und das Bild fiel ihm wieder ein, wie ſie ihm einer Bacchantin gleich erſchienen war.

Seine Bruſt hob ſich in tiefen Athemzügen, ſeine Naſenflügel erzitterten leiſe — es war als wenn er noch etwas auf der Seele, noch etwas zu ſagen hätte — aber er ſtand auf, unwillkürlich den Kopf ſchüttelnd, wie wenn er eine ſtumme Anfrage ſeines Innern mit „Nein" beantwortete, wie wenn er etwas, das aus der dunklen Tiefe heraufverlangte, zurückweiſe.

Er trat an das Fenſter und legte die Stirn an die Scheiben; draußen war es dunkel geworden, die Laternen brannten, er ſah nach der Uhr.

„Wahrhaftig," ſagte er, „es geht auf zehn; ſie werden gleich die Hausthür ſchließen. Nun alſo denn, Du meine Süße, Geliebte, leb' wohl". Faſt unbewußt waren dieſe Worte über ſeine Lippen gequollen, mit ausgebreiteten Armen ſtand er mitten im Zimmer, ſie eilte in ſeine Arme und ſchmiegte ſich hinein, an ſeine Bruſt.

„Mußt wirklich ſchon gehen?" fragte ſie leiſe, „iſt's gar ſo ſpät ſchon?"

„Ja, ja — ich muß," gab er flüſternd zur Antwort.

„Nun denn alſo — auf morgen?" fuhr ſie fort.

„Morgen — ja morgen," ſagte er, und „Morgen — morgen" wiederholte ſie, indem ſie ihn zu jeder Wiederholung des Wortes küßte.

Er machte ſich los, er kam zurück und umfaßte ſie noch einmal, er riß ſich zum zweiten Male los und während ſie, im Zimmer ſtehend, ihm Kußhände nachſchickte, ging er hinaus, die Treppe hinab, eilig, haſtig, beinah' als flüchtete er vor etwas; die Hausthür fiel dröhnend hinter ihm zu, er trat auf die gegenüberliegende Seite der Straße und blickte zurück, zu ihren Fenſtern hinauf. Eins derſelben war geöffnet, und aus demſelben beugte ſich etwas heraus, und in die dunkle Nacht löſte ſich ein weißer, leuchtender Arm hinaus, ihm nachwinkend „Fahr' wohl, fahr' wohl".

„O ja — fahr' wohl," liſpelte er vor ſich hin, und es war ihm, als er dahinſchritt, als umſtröme ihn noch einmal der Duft der holden Geſtalt, die er am Herzen gehalten hatte, in ſeinen Ohren klang ihr ſüßes „Auf morgen" und das ſtürmende Blut, das in ſeinen Ohren hämmerte und

brauſte, gab das Echo zurück „Morgen! morgen!“ Es ſchlang den Laut in ſeine heißen Wellen und trug ihn wirbelnd durch alle Adern und Canäle dahin, an jedem Organe anpochend, ihm zurufend „Morgen! morgen!“ und der ſanfte Laut, der wie der Hauch auf eines Engels Lippen geboren war, verwandelte ſich in den gewaltſamen Schrei tobender Dämonen, die mit glühenden Geſichtern aufſtanden und nach Sättigung verlangten. —

Als am Abende des nächſtfolgenden Tages ſpät nach zehn Uhr der Vorhang des Opernhauſes über Gretchens Leid und Liebe gefallen war, hörte Kurt Steigendorf einen langen, tiefen Seufzer an ſeiner Seite, und das war beinah das erſte Lebenszeichen, das Hildegard ſeit dem Beginne der Vorſtellung von ſich gab.

Die ſtarren Augen auf die Bühne gerichtet, die Hände im Schoße zuſammengefaltet, ſo hatte ſie geſeſſen; wenn er ſie in den Zwiſchenpauſen fragte, ob ſie mit ihm hinausgehen wollte, hatte ſie ſchweigend das Haupt geſchüttelt; nicht die Ausſchmückung des herrlichen Raumes, nicht die Menſchen rings um ſie her, nur die wunderbaren Dinge waren für ſie vorhanden, welche dort vor ihr ſich begaben, und der großen Dichtung brauſender Strom ging über ſie dahin wie die Fluth des Meeres, in dem ſie verſank und ertrank.

Sie hatten in der innerſten Mitte des Parquets geſeſſen und mußten jetzt einen Augenblick warten, bis daß die Sitzreihe, an deren Ende ihre Plätze lagen, ſich entleert hatte. Er ſtand neben ihr und fand Zeit, ſie ſchweigend anzuſchauen. Noch immer ſaß ſie, wie gebannt, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der alle Herrlichkeit verbarg, in ihren Augen ſtanden zwei große Thränen, jetzt löſten ſich dieſelben und floſſen langſam an ihren Wangen herab.

Er beugte ſich zu ihrem Ohre nieder. „Komm, Hildegard,“ ſagte er, wir müſſen gehn.“

Sie erhob ſich, ohne ihn anzuſehen. Draußen reichte er ihr Hut und Ueberwurf, dann bot er ihr den Arm.

„Iſt es Dir kalt?“ fragte er, als ſie in die Nacht hinaustraten; er hatte gefühlt, wie ſie zuckte und ſchauerte.

„Das nicht.“ gab ſie leiſe zur Antwort, „aber — ich weiß nicht — wie ſagt doch das Gretchen? Mir läuft ein Schauer über'n Leib — ſo iſt mir.“

Er drückte ihren Arm feſter und ſchlug einen Weg durch möglichſt einſame Straßen mit ihr ein; an einer ganz menſchenleeren Stelle blieb er ſtehen und ſchlang den Arm um ihren Leib; er fühlte, wie ſie zitterte.

Mit einem dumpfen Seufzer ſank ſie an ſeine Bruſt und blieb an ſeiner Bruſt liegen, ſo daß er ſelbſt ſie wieder aufrichten mußte.

„Komm,“ ſagte er flüſternd, „komm.“

Sie ſetzten ſchweigend ihren Weg fort. Als ſie vor Hildegards Wohnung angelangt waren, ſtieg er mit ihr die Stufen zur Hausthür hinauf

und mit dem Schlüſſel, den ſie ihm einhändigte, ſchloß er die Pforte auf. Dann ſtanden ſich Beide im Dunkel gegenüber, vor der erſchloſſenen, aber noch nicht geöffneten Thür, ohne Wort, ohne Laut, ſo daß Jeder des Anderen ſchwere Athemzüge hörte. Und dann ergriff er leiſe, leiſe ihre Hände. Sie hob das Antlitz und ſchaute ihn an; es war das erſte Mal, daß ſie ihn heute Abend anblickte, und es war ein wunderbarer Blick; Zukunft und Gegenwart, Beides lag darin. Wie ein Gewittergewölk, das langſam aus fernen Tiefen emporduntet, die Zukunft; ein Sonnenblick, der unter der laſtenden Maſſe um ſo funkelnder Himmel und Erde überſtrahlt, die Gegenwart — und die Gegenwart trug den Sieg davon. Er ſchaute ſie an — und ohne daß er ein Wort geſagt, wußte ſie, daß er eine Frage an ſie gerichtet hatte — ſie ſchaute zurück, und ohne einen Laut von ihrer Seite wußte er, daß ſie auf ſeine Frage geantwortet hatte — die Pforte ging leiſe knarrend auf, und hinter Beiden fiel ſie dumpf hallend in's Schloß.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältnis zum nationalen Unterrichtsleben des Landes.

Von

Rudolf Dvorik.

Berlin.

Die Universitäten mit ihr und ihren Bildungen verbundenen geistigen Interessen sind in England in einer ungeahnten Weise in den Vordergrund des Interesses der Nation getreten. Nachdem sie sich in den letzten Jahrzehnten durch die Verschiedenheit der Richtungen, in welcher man auch England hin in der besonderen Entwickelungsweise unserer Zeit bewegte, in den Vordergrund gedrängt hatten war ihre Bedeutung eine so eine Wertschätzung zu finden gebracht hat.

Zur Mitwirkung war die unabhängige Lösung dieser Universitätsfragen durch die Kräfte der nationalgeistigen Arbeit von Bedeutung, daß die Kräfte eine so freie und lebendige sind wie Macht und Einfluß, die Universität in England besitzt. Es ist ein Zeichen der Lebendigkeit und der großen Bedeutungsfülle der heutigen Fragen, daß sie in England Gegenstand der Diskussionen einer weit über die Kreise der Universitätsmänner hinaus gehenden Bedeutung gewonnen haben.

Durch die neuerdings eingetretene Bedeutung haben sich die Aufgaben und die Stellung der Universität zu den übrigen Kräften des Volkslebens sehr wesentlich verändert. Es ist dadurch auch die Stellung der Universitäten zu den Kirchen, zu den Schulen, zu den Gelehrten, zu den Künstlern, zu den Gewerben, zu den Gewerbetreibenden, zu den Arbeitern, zu den Arbeitgebern, zu den Arbeitsmitteln, zu den Arbeitsmethoden, zu den Arbeitsmaschinen, zu den Arbeitsmaterialien, zu den Arbeitsprodukten, zu den Arbeitsmärkten

gegeben und vergessen. Die weite Entfernung von Rom und die insulare, abgeschlossene Lage hatten in der englischen Geistlichkeit einen starken Zug zu nationaler Selbstständigkeit jederzeit erhalten. Seit dem 14. Jahrhundert gab sodann die kräftige Entwickelung der Parlamentsverfassung den Königen in ihren Streitigkeiten mit dem Papst einen ebenso starken Rückhalt, wie solchen später die deutschen Landesherren in der Reformationszeit an ihren Landständen fanden. Das Königthum befand sich schon wieder im Besitz erheblicher Gewalten über die Kirche, als Heinrich VIII. zu jener Reformation schritt, welche durch die sog. Suprematie-Erklärung den König kurzweg an die Stelle des Papstes setzte und alle hergebrachten Gewalten des Kirchenregiments zu persönlichen Regierungsrechten des Königs gestaltete. Als eine populäre Maßregel, getragen von den Sympathien der Mehrheit der Nation, vollzog sich hier die Kirchenreform scheinbar leicht als ein politischer Staatsact. Die innerliche Seite, von welcher die deutsche Reform ihren Ausgang nimmt, holt sich in England erst später nach. Die englische Reformation erhält ihre Bluttaufe unter der Königin Marie und ihre theologische Seite verläuft in die langen späteren Kämpfe zwischen Staatskirchenthum und Dissidententhum.

Es war unverkennbar in hohem Maße die persönliche Schuld der Dynastie der Stuarts, wenn aus diesen dogmatischen Streitigkeiten später der Bürgerkrieg und die Vertreibung der Dynastie hervorging. Die katholisirende Richtung dieser Dynastie, nicht zufrieden mit dem durch Parlamentsverfassung und Landesgesetze beschränkten Kirchenregiment, welches die Tudors durch ihre Suprematie-Erklärung in der Wirklichkeit erworben hatten, verstanden ihr Kirchenregiment als eine „Ober-Souveränität" und absolute Gewalt, mit welcher eine Beschränkung durch Parlament und Landesgesetze allerdings nicht bestehen konnte. Wie die Reformation im 16. Jahrhundert als staatspolitischer Act begonnen hatte, so verläuft sie im 17. Jahrhundert in einen Kampf zweier extremen politischen Parteien, deren Parteiprogramme und Schlagworte aus Gegensätzen der Kirchenverfassung entlehnt sind.

Erst nach dem Dynastiewechsel von 1688 haben die lange unversöhnlichen Gegensätze zwischen Parlament und Convocation, d. h. zwischen dem Selbstständigkeitsbestreben der regierenden Klasse und dem Autoritätssystem des staatskirchlichen Clerus langsam ihre Versöhnung gefunden. Die Geistlichkeit behält ihren mittelalterlichen Stand; sie behält ihre großartigen Einkünfte in England und Irland; sie bleibt im Besitze der Universitäten, Colleges, Volksschulen, als Beherrscherin der geistigen Bildung. Die regierende weltliche und geistliche Klasse verketten sich nun mit einander in folgender Gliederung. Die Erzbischöfe und Bischöfe behalten ihren Platz im Oberhause mit einem Vortritt vor den weltlichen Lords. Dafür ordnen sich alle Pfarreien dem Patronate der regierenden Klasse unter, ziemlich genau entsprechend den Besitz- und Machtverhältnissen der Lords, der Land-Gentry, den Besitzungen der Bischöfe und Capitel und dem alten Hausbesitz der Krone.

Andererſeits tritt dann wieder die Pfarrgeiſtlichkeit überzahlreich in die Verwaltung des obrigkeitlichen Localamts durch die Ernennung zu Friedensrichtern. Dem Ortsgeiſtlichen bleibt die Leitung der Ortsgemeindeverſammlung (parish vestry) und die Ernennung eines der beiden Kirchenvorſteher. Auf der Ineinanderflechtung dieſer Machtſtellungen beruhte der übermächtige Einfluß einer regierenden Klaſſe, der im Verlauf der Regierung Georg III. zu einer vollentwickelten Parlamentsregierung wurde.

Ein integrirender Theil dieſes ſtändiſchen Syſtems waren nun auch die beiden alten Landesuniverſitäten in Oxford und Cambridge geworden. In den Kämpfen der Periode der Stuarts hatten ſie in den vorderſten Reihen der Vorkämpfer für die abſolute Gewalt des Königthums geſtanden. In der Periode der Reſtauration gingen von ihnen die exceſſiven Loyalitätsadreſſen aus, die in ihrer geſchmackloſen Uebertreibung noch heute unvergeſſen ſind. Dem gemäßigten Syſtem der neuen Regierung ſeit der „glorreichen Revolution“ ſtanden ſie Anfangs feindſelig, der neuen Dynaſtie Hannover in kalter Zurückhaltung gegenüber. Zu einer von dem Kirchenregiment unabhängigen Stellung hatten ſie im Verlauf der langen politiſchen Kämpfe weder gelangen können noch wollen. Sie erſcheinen daher im 18. Jahrhundert als Inſtitute zur gemeinſamen Erziehung der geiſtlichen und weltlichen regierenden Klaſſe, und jene höhere Vorbildung wiederum als eine Hauptvorbedingung der parlamentariſchen Aemter.

Dieſe Verquickung der kirchlichen und weltlichen Intereſſen einer regierenden Klaſſe konnte auf die Dauer weder der Kirche noch der Wiſſenſchaft zum Segen gereichen. Es war eine Zeit, in welcher auf den Kanzeln oft mehr Politik gelehrt wurde als Religion, in welcher die Seelſorge armen Vicaren, die Volksſchule, ſoweit ſie vorhanden, noch ärmeren Schulmeiſtern überlaſſen wurde. Mit ihren ſchweren Millionen Revenüen ließ die Staatskirche am Schluß des 18. Jahrhunderts dreiviertel der Kinder Englands ohne Unterricht aufwachſen. In dem geſetzlich noch beſtehenden Zwang zum Kirchenbeſuch und in der Theilnahme an den Ceremonien war nach dieſer Auffaſſung der Begriff der Volksbildung erſchöpft. Es war das kalte vornehme Weſen der Kirche, welches in dieſer Zeit die ärmeren Klaſſen den Methodiſten in die Arme trieb und eine Zerſplitterung in zahlreiche Secten herbeiführte.*)

Unter Leitung der Geiſtlichkeit und unter Oberleitung der anglikaniſchen Biſchöfe konnte nun aber keine universitas literarum, d. h. keine wirklich univerſale Bildungsanſtalt im deutſchen Sinne entſtehen aus Gründen,

*) Heutigen Tags erfüllt die Anglikaniſche Kirche den Beruf einer proteſtantiſchen Kirche in einer würdigen und wirkſamen Weiſe. Wie der Zuſtand der Univerſitäten, ſo hat ſich auch das Verhältniß der Staatskirche im letzten halben Jahrhundert umgewandelt, aber nicht aus ſich heraus, ſondern durch eine einſichtige und wohlwollende Staatsgeſetzgebung. Die lange Reihe der neuen Geſetze zur Reform der äußeren Kirchenverfaſſung ſ. in Gneiſt Engl. Verwaltungsrecht (1884) II. S. 1059—1069.

die in der Lebensanschauung der Geistlichkeit unabänderlich liegen. Es ist die unabänderliche Natur jedes Berufsstandes, seine Lebensaufgabe als eine absolute und ausschließliche anzusehen, die übrigen nothwendigen Seiten des gesellschaftlichen Lebens daneben zurückzusetzen, unterzuordnen, nach Umständen zu verdächtigen und anzufeinden. Die Besonderheit des geistlichen Berufsstandes liegt aber in den Formen und in dem Geist einer solchen Streitführung.

Indem die theologische Lebensanschauung ihre kirchlichen Wahrheiten als die höchsten menschlichen Wahrheiten festhält, ist sie nur zu geneigt, all' unser sonstiges Wissen für „eitel" zu erklären. Sie beschränkt daher den Kreis des Wissens und insbesondere die freie Forschung. Die Philosophie beschränkt sie womöglich auf formelle Kategorien, die Naturwissenschaften auf das unmittelbar Anwendbare schon wegen der möglichen Gefahr einer Abirrung vom wahren Glauben.

Die theologische Lebensanschauung stellt in den Lehranstalten den Erziehungszweck obenan und sieht mit Recht die religiöse Seite als den Schwerpunkt der erziehenden Thätigkeit an. Diese erziehende Aufgabe aber, welche zunächst der Familie, der Seelsorge und anderen Institutionen anheimfällt, macht sie in dem Maße zum Hauptgesichtspunkt der Lehranstalt, daß mit Unterschätzung der freien Lehr- und Lernthätigkeit, alle ihre Lehranstalten den Charakter der Convicte, Seminare und des Hofmeistersystems (tutorial system) annehmen.

Die theologische Lebensanschauung verlangt nicht mit Unrecht die dauernde Lebensversorgung ihres Lehrstandes als Vorbedingung ihres dauernden Lehrberufs: aber im Besitz dieser Mittel ist sie der Gefahr ausgesetzt, Besitz und Macht als Selbstzweck anzusehen. Die aus frommen Gaben ihr überreichlich zugeflossenen Mittel gestalten sich daher zu einem Pfründensystem, in dessen Aufrechterhaltung und Erweiterung das Interesse einer besitzenden Klasse bewußt oder unbewußt mit dem kirchlichen Beruf verschmilzt und jede noch so nothwenige Aenderung dieses Besitzes als ein gottloses Bestreben religionsfeindlicher Mächte ansieht. Es ist dies der entscheidende Grund, aus welchem ein Kirchenregiment im Besitz großer Macht und materieller Mittel niemals aus sich heraus zu einer Reform zu gelangen vermag.

Aus diesen Anschauungen ist die Verfassung der anglikanischen Universitäten hervorgegangen, wie sie unmittelbar nach der Zeit der Reformbill von 1832 V. Huber vorfand und wie er solche, seines streng kirchlichen Standpunktes ungeachtet, wahrheitsgetreu auch in ihren Schattenseiten geschildert hat (V. G. Huber, Geschichte der engl. Universitäten 1839. 1840. 2 Bände).

Die Selbstständigkeit des Corporationslebens, welche in früheren Jahrhunderten zur Abwehr roher und feindlicher Mächte gedient hatte, ist zum Hinderniß der geistigen Entwickelung geworden. Oekonomische und Standesinteressen sind zur Hauptsache, geistige Forschung und allgemeiner Unterricht

zur Nebenſache geworden. Die Univerſity iſt in ein Pfründenweſen ausgeartet, überwachſen und erdrückt von den ſtiftsmäßigen Colleges. Das Hauptbeſtreben der gelehrten Studien iſt die Erlangung einer fellowship geworden und über die fellowship hinaus einer Pfründe. Faſt alle fellowships von Oxford ſind durch ſociale Bedingungen beſchränkt, welche mit der Wiſſenſchaft wenig oder nichts gemein haben. Allgemeine Vorbedingung iſt aber das ſtaatskirchliche Bekenntniß und der unverheirathete Stand. Der vorhandene Zuſtand drückt ſich am anſchaulichſten in dem Finanz-Etat aus. Von dem reichen Geſammteinkommen von 311170 Lſtr. gleich 6223400 Mark beanſpruchen die Profeſſorengehalte 100800 Mark, die akademiſchen Beamten 40000 Mark, die Beamten der Colleges dagegen 300000 Mark, die Vorſteher der Colleges 360700 Mark, die fellows 2330000 Mark; akademiſche Stipendien 23760 Mark, Collegiatſtipendien 320600 Mark, akademiſche Preiſe 3200 Mark, Werth der Univerſitätspfründen 48000 Mark, Werth der 455 Collegiatpfründen 2730000 Mark jährlich! Etwas freier war in einzelnen Beziehungen die Verfaſſung von Cambridge geſtaltet.

Die Corporationsverfaſſung war in Oxford und Cambridge in den Namen und Einzeleinrichtungen verſchieden: aber in den zahlreichen alterthümlichen Aemtern ging als der gemeinſame Grundzug die Aufrechterhaltung der beſtehenden Beſitz- und Machtverhältniſſe hindurch. Der Kanzler der Univerſität iſt eine Titularwürde für einen Peer, in der Regel ein hochconſervatives Mitglied des Oberhauſes. Der active Rector iſt der Vicekanzler; in der Wirklichkeit wechſeln die Chefs der einzelnen Colleges von 4 zu 4 Jahren in dem Amt. Da nun aber die Vorleſungen der Univerſität als ſolcher kaum noch gehalten und noch weniger beſucht werden, ſo hat dieſe centrale Leitung für die Lehranſtalt als Ganzes nur eine untergeordnete Bedeutung. Als Lehrinſtitute activ ſind in Oxford nur die neunzehn ordentlichen Colleges thätig, von welchen das älteſte anno 1280, das jüngſte 1714 geſtiftet iſt. Cambridge zerfällt in 17 Colleges von ungefähr gleichem Alter und gleicher Verfaſſung. An der Spitze eines jeden ſteht ein Head, Principal, Rector, Master, President, Warden oder Provost.

Die lehrenden Mitglieder (fellows) ſind Pfründenanwärter im eheloſen Stande, welche nach dem Dienſtalter in die vom College zu vergebenden Pfründen einrücken. Niemand kann Mitglied der Univerſität ſein, ohne Mitglied eines College zu ſein.

In dieſem Rahmen der Corporationsverfaſſung iſt das Perſonal der Studirenden (undergraduates) eingefügt, welches nun neben den Berufstheologen und Anwärtern auf eine fellowship eine große Mehrzahl von Söhnen der vornehmeren Klaſſen umfaßt, welche hier die Erwerbung einer allgemeinen Bildung für die höheren Lebensberufe und eine Propädeutik für andere gelehrte Profeſſionen ſuchen. Sie haben ſich dem Hofmeiſterſyſtem eine gemeſſene Reihe von Jahren zu unterwerfen und erhalten privatissime

von ihrem Tutor Anleitung zu Studien in einer Weise, die unter günstigen Umständen den Zwecken der Erziehung, zweckmäßiger Selbstbeschäftigung und beschaulichem Leben wohl förderlich sein konnte. Die Kosten dieser Universitätsbildung waren und blieben aber so hoch, daß, abgesehen von einer verhältnißmäßig kleinen Zahl protegirter Stipendiaten, die Universitätsbildung nahezu ausschließlich den Angehörigen der vornehmeren Klassen und der jeunesse dorée zugänglich blieb. Am strengsten bewahrten diesen Charakter die Einrichtungen von Oxford, wo in den Colleges folgende Rangordnung galt: 1. Heads, 2. Fellows, 3. Noblemen und Graduirte, 4. Gentlemen-Commoners, 5. Commoners, 6. Stipendiaten. Die Noblemen haben das Recht des Purpurtalars und eines Sitzes an der Tafel der Fellows, bezahlen aber auch höhere Gebühren. In diesem engen akademischen Convictsleben sind zahlreiche Freundschaften auf Lebenszeit geschlossen worden. Hier bildete und erhielt sich auch ein engeres Verhältniß zwischen der englischen Aristokratie und dem geistlichen Stand und den gelehrten Berufen. Hier entwickelte sich aber auch als Schattenseite eine Gewohnheit des Andrängens an Personen höherer Stände, das englische tuft hunting.

Derselbe Grundton geht durch die 17 Hauptcolleges der Universität Cambridge, während in der Zusammensetzung des weiteren und des engeren Senats der Universität als Gesammtkörperschaft einige Verschiedenheiten zwischen beiden Universitäten stattfanden.

Ein Wendepunkt für diese Gestaltung der Universitäten mußte nothwendig mit der Reformbill von 1832 eintreten.

So schonend diese erste Reformbill die Machtverhältnisse des englischen Adels, der Land-Gentry und der ihnen assimilirten städtischen Honoratioren wahrte, so gewannen doch die städtischen Mittelklassen einen so ansehnlichen Einfluß auf die Gestaltung des Unterhauses und den Gang der Gesetzgebung und Staatsverwaltung, daß der streng ausschließliche Charakter der Universitäten nicht länger aufrecht zu erhalten war, am wenigsten der rein staatskirchliche Charakter im Widerspruch mit den jetzt bei den städtischen Wahlen einflußreichen Dissidenten. Immerhin handelte es sich um wesentliche Interessen der englischen Staatskirche und zugleich um Einrichtungen, die mit den Lebensgewohnheiten und Neigungen der vornehmen Welt eng verwachsen waren. Die Reformgesetzgebung ist daher auf diesem Gebiet mit besonderer Vorsicht vorgegangen, doch mit unverrückter Festhaltung des Zieles, die Universitäten zu allgemeinen höchsten Unterrichtsanstalten umzuwandeln, welche als nationale Institute allen Confessionen und soweit wie möglich auch allen Ständen zugänglich werden sollen.

Nach einigen schwachen Anläufen ergeht 1854 die erste eingreifende Oxford University Act (17 et 18 Vict. cap. 81). Es wird danach eine Commission ernannt, bestehend aus Lords, Bischöfen und Notabilitäten der Gerichtshöfe und der Wissenschaft, zunächst zur Reform des verwaltenden Körpers. An die Stelle des alten Senats der Corporation tritt ein neuer

Senat, zu welchem der Kanzler, der Vicekanzler und die Syndici (Proctors) von Amtswegen gehören und ſodann 6 gewählte Vorſteher von Colleges, 6 gewählte Profeſſoren und 6 aus dem Generalconcil gewählte Mitglieder ohne Rückſicht auf bisherige beſchränkende Vorbedingungen der Statuten. Zur Beſeitigung von Hemmniſſen, welche die älteren Corporationsſtatuten in dieſer Richtung noch enthielten, erklärt das Geſetz kurzweg eine Anzahl ſtatutenmäßiger Eide für null und unverbindlich, namentlich den Eid, „in keine Aenderungen der Statuten willigen zu wollen“. Eine veränderte Zuſammenſetzung erhält auch das Generalconcil (convocation). Die neugeſtalteten Univerſitätsbehörden haben in gemeſſener Friſt der königlichen Commiſſion revidirte Statuten zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen, widrigenfalls nach fruchtloſem Ablauf der Friſt die Staatscommiſſion ſelbſt ſolche Entwürfe aufſtellt. Eine Hauptbeſtimmung der neuen Statuten ſoll ſein, daß die Aufnahme in die Univerſität von keinem Teſt und keiner Declaration abhängig gemacht, die Univerſität alſo allen Unterthanen ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß geöffnet wird. In allgemeinen Zügen werden ferner Geſichtspunkte für die künftige Erweiterung der Vorleſungen und Studienpläne der Univerſität gegeben. Die Statutenentwürfe ſollen nach gehöriger Bekanntmachung und Anhörung von Einſprüchen dem Privy Council (Staatsminiſterium) zur Amendirung und Beſtätigung unterbreitet und demnächſt dem Parlament vorgelegt werden, welchem das Recht vorbehalten wird, binnen 21 Tagen die gänzliche oder theilweiſe Aufhebung einer ſo erlaſſenen königlichen Verordnung zu beantragen. — Zwei Jahre ſpäter erging ein parallel gehendes Geſetz für die Univerſität Cambridge.

Die neuen auf Grund dieſer Geſetze erlaſſenen Univerſitätsſtatuten änderten jedoch nur wenig in den beſtehenden Verhältniſſen. Einen Schritt weiter geht nunmehr das amendirende Geſetz von 1871 (34 Vict. c. 26), welches für beide Univerſitäten jede Beſchränkung des Glaubensbekenntniſſes aufhebt, ſowohl für die Zulaſſung zu den akademiſchen Graden, wie zu den Aemtern und Würden der Univerſität und der Colleges; ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme der Aemter und Würden der Theologie, ſowie mit Vorbehalt der geltenden Vorſchriften für die religiöſe Erziehung und den üblichen Gottesdienſt der Univerſitätskörperſchaft. Uebrigens ſoll Niemand genöthigt werden, Vorleſungen zu hören, an welchen Theil zu nehmen er vermöge ſeines Glaubensbekenntniſſes Bedenken trägt. Für minderjährige Studirende ſteht die Beſchließung darüber dem Vater oder Vormund zu.

Sehr viel weitertragend iſt nun aber das neueſte Reformgeſetz von 1877 (40 et 41 Vict. c. 48) mit der ausgeſprochenen Tendenz, den Univerſitäten eine neue Verfaſſung als Lehranſtalten im Sinne der Hochſchulen Deutſchlands und Frankreichs zu geben. Die neue Verfaſſung ſoll die Lehrſtühle und die Vorleſungen in fortſchreitendem Maße zum Schwerpunkt der Inſtitution und die überreichen Mittel der Colleges für dieſe Aufgaben nutzbar machen. Es wird zu dieſem Zweck eine Commiſſion von 7 Mit-

gliedern (Lordkanzler, Chief Justice und Notabilitäten der Kirche und Wissenschaft) ernannt für Oxford, eine analoge Commission von 8 Mitgliedern für Cambridge. Die Entwürfe zu den neuen Grundgesetzen (statutes) der Universität und der Colleges haben die jetzt bestehenden akademischen Behörden bis zum Ende des Jahres 1878 selbst zu entwerfen und zur Bestätigung oder Abänderung einzureichen. Die Hauptgesichtspunkte der neuen Organisation als Lehranstalt werden im Gesetz bereits vorgezeichnet. Zahlreiche Vorbehalte für die gewährten Einrichtungen alter Stiftung werden durch besondere Provisos im Gesetz gemacht. Insbesondere sollen die aus neueren Stiftungen herrührenden Anordnungen in der Regel intact bleiben. Nach einer in den neueren Reformgesetzen oft wiederkehrenden Clausel werden die in den letzten 50 Jahren gemachten Stiftungen in der Regel als solche behandelt, die als den Zeitverhältnissen entsprechend von der Reform ausgenommen bleiben. Die von den Universitätsbehörden entworfenen, von der Commission approbirten Entwürfe sind nach dem neuen Gesetz zuerst der Königin im Rath (dem Staatsministerium) vorzulegen und im Staatsanzeiger zu veröffentlichen. Binnen 3 Monaten nach dieser Veröffentlichung steht jedem Interessenten ein Petitionsrecht gegen den Entwurf zu. Ueber die Einwendungen hat die Universitätscommission die Betheiligten zu hören und an die „Königin im Rath" zu berichten, welche darüber endgiltig entscheidet. Das so festgestellte Statut ist schließlich noch 12 Wochen lang beiden Häusern des Parlaments zur Kenntnißnahme vorzulegen, binnen welcher Frist jedes der beiden Häuser eine darauf bezügliche Adresse an die Krone erlassen mag. Nach Passirung dieses letzten Stadiums erfolgt die Bestätigung durch die Königin im Rath (Staatsministerium) und wird sodann der Universität bezw. den einzelnen Colleges, als das gesetzlich bindende neue Statut zugefertigt. Die Universitätscommission, in ihrer jetzigen Gestalt, bestehend aus dem Erzbischof Primas, dem Lordkanzler, den Universitätskanzlern, und aus einem oder zwei Mitgliedern, welche zugleich Mitglieder der Justizabtheilung des Staatsraths sein sollen, erscheint fortan als die höchste Staatsbehörde zur Handabung der staatlichen Organisationsgewalt, vermöge deren auch noch weitere Abänderungen der Statuten auf Antrag vorgenommen werden mögen.

Auf der Grundlage dieses neuen Gesetzes sind nunmehr die neuen Statuten der Universitäten und der Colleges zu Stande gebracht und veröffentlicht worden. Mir liegen jetzt zunächst die in dem Jahre 1881 publicirten Statuten für Cambridge vor (Cambridge University Press 1883) in einem sehr umfangreichen Octavbande, aus welchem etwa folgende neue Bestimmungen von Interesse zur Vergleichung mit deutschen Verhältnissen sein werden.

Das erste allgemeine Universitätsstatut A vom 19. Januar 1881 enthält die äußere Verfassung und zwar zunächst die Bestimmung der drei Lehrperioden (terms) entsprechend im Allgemeinen den Quartalen des Jahres,

ſo daß das Sommerquartal vom 24. Juni bis zum Schluß des September als Ferienzeit offen bleibt. Es ſchließen ſich daran die Erforderniſſe zur Erlangung der akademiſchen Grade, die Zuſtändigkeiten des Senats, die Wahl des Kanzlers, Vicekanzlers und der Beamten der Univerſität, die Verwaltung des Univerſitätsfonds, der akademiſche Gottesdienſt, die Handhabung der Disciplin und der Umfang der Befugniſſe der Univerſität zum Erlaß ergänzender Regulative (ordinances) über eine Reihe von Gegenſtänden innerhalb der geſetzlichen Normen.

Von noch größerem Intereſſe iſt das Statut B vom 15. März 1881, welches die Ueberleitung in eine univerſale Lehranſtalt zum Zweck hat. Jedes College hat zu dem Zweck einen verhältnißmäßigen Theil ſeines Jahreseinkommens an den allgemeinen Univerſitätsfonds abzuliefern, und zwar in den nächſten drei Jahren eine Summe von 5000 bis 6000 Lſtr., in den folgenden 3 Jahren 10000 bis 12000 Lſtr., und ſo in dreijährigen Perioden aufſteigend bis zu 30500 Lſtr. Dieſer allgemeine Univerſitätsfonds iſt fortan beſtimmt zur Beſchaffung der Gehälter und Penſionen der Profeſſoren und Docenten, ſowie zur Beſchaffung von Muſeen, Laboratorien, Bibliotheken und Auditorien für die Vorleſungen. Zur Regelung der künftigen Studiencurſe werden 12 Special-Commiſſionen ernannt: die erſte für die fünf ordentlichen Profeſſuren der Theologie, die zweite für die drei ordentlichen Profeſſuren der Rechtswiſſenſchaft, die dritte für die vier ordentlichen Profeſſuren der Medicin. Die übrigen neun Studiencommiſſionen umfaſſen ungefähr das weitſchichtige Gebiet unſerer philoſophiſchen Facultäten: klaſſiſche Sprachen, orientaliſche Studien, mittelalterliche und moderne Sprachen, Mathematik, Phyſik und Chemie, Biologie und Geologie, Geſchichte und Archäologie, moraliſche Wiſſenſchaften (politiſche Oekonomie, Philoſophie ꝛc.) und endlich Muſik. Das Perſonal der ordentlichen Profeſſoren iſt für jetzt auf 27 Lehrſtühle berechnet, die normalen Gehalte auf 700 bis 850 Lſtr. Daneben ſollen noch mindeſtens zwanzig außerordentliche Profeſſoren (Readers) mit Normalgehalten von 400 Lſtr., ſowie eine Anzahl Docenten (Lecturers) mit Remunerationen von mindeſtens 50 Lſtr. ernannt werden. Die Ernennung der ordentlichen und außerordentlichen Profeſſoren erfolgt in dauernder Amtsſtellung (during good behaviour); die Bewilligung von Penſionen hängt von Specialbeſchlüſſen des Senats ab. Die Beſtimmung der Nominalprofeſſuren unterliegt auch noch künftigen Erweiterungen. Zu dieſem Zweck wird eine General-Studien-Commiſſion (General Board of Studies) ernannt, beſtehend aus dem Vicekanzler, je einem von den 12 Specialſtudiencommiſſionen und 8 vom Senat zu wählenden Mitgliedern. Da die Durchführung des neuen Syſtems der Lehrvorträge vorausſichtlich noch manchen Schwierigkeiten und Verſuchen unterliegen wird, ſo ſind der General-Studiencommiſſion wichtige Befugniſſe beigelegt, insbeſondere auch die Beſtimmung, ob und welche Honorare von den Studirenden zu zahlen ſind; welche Vorleſungen obligatoriſch, in welcher Weiſe der Beſuch der Vorleſungen zu controliren iſt u. ſ. w. Eine

Reihe der wichtigsten Ausführungsverordnungen dieser Art sollen vom Senat auf Vorschlag der General-Studien-Commission definitiv festgestellt werden. — Eine der schwierigsten Fragen war die Berufung der Professoren. Nach der Weise, in welcher die Aemtervergebung (patronage) von den durchschnittlich alle drei bis vier Jahre wechselnden Ministerien gehandhabt wird, konnte man diese Ernennungen nicht in die Hände eines Ministers legen. Das System eines ausgebildeten Parteiwechsels in den Verwaltungen wird überhaupt mit den Interessen einer höchsten Lehranstalt und den Anforderungen der Wissenschaft schwer zu vereinigen sein. Andererseits konnte man die Berufungen nicht den einzelnen Facultäten und Colleges anvertrauen, ohne die dringendste Gefahr eines gelehrten Partei- und Familien-Nepotismus. Man hat deshalb eine Special-Commission gebildet, bestehend aus dem Vicekanzler und 8 Personen, von welchen 2 vom Senat, 3 von der General-Studien-Commission, 3 von der Special-Studien-Commission, in deren Bereich die Professur gehört, ernannt werden sollen. Damit nun aber im Kreise der Körperschaft nicht allzu exclusive Richtungen zur Geltung kommen, vielmehr auch Ansichten außerhalb der Universität (outside the University), so soll wenigstens eine der drei von der General-Studien-Commission und eine der drei von der Special-Studien-Commission ernannten Personen weder durch Wohnsitz noch durch Amt mit der Universität in Verbindung stehen. Auf demselben Gesichtspunkte beruht die Bestimmung, daß die Wahl der Mitglieder nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren erfolgen und jährlich wenigstens ein Mitglied aus der Commission ausscheiden soll. — Neben diesen allgemeinen Grundgesetzen der Universität sind demnächst noch Specialstatuten für einige ordentliche Professuren erlassen, veranlaßt durch ältere besondere Stiftungsbedingungen, die mit den neueren Anforderungen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen waren. — Den voluminösesten Theil der neuen Statuten bilden nun aber für Cambridge die neuen Grundgesetze der 17 einzelnen Colleges, die mit Rücksicht auf die neu organisirte Gesammt-Universität und auf den jetzt stärker hervortretenden Lehrzweck abgeändert sind, und welche sich insbesondere auch eine Verminderung ihrer fellowships zu Gunsten des allgemeinen Universitätsfonds gefallen lassen müssen. Verfassung und Verwaltung dieser Körperschaften sind nunmehr durch codificirte Vorschriften oft bis in die kleinsten Einzelheiten geregelt.

Uebersieht man den Gang dieser umfangreichen Gesetzgebung im Ganzen, so treten darin die Eigenthümlichkeiten der englischen Reformgesetzgebung des letzten halben Jahrhunderts in besonderer Schärfe hervor. Es ist die Gesetzgebung einer regierenden Klasse, die durch das Parlamentssystem seit Menschenaltern die Staatsgeschäfte praktisch kennt, mehr oder weniger widerwillig den unabweisbaren Forderungen der heutigen Gesellschaft nachgiebt, in den Reformen schrittweise vorgeht, aber consequent und ohne Rückfälle. Wo wie bei uns die Anforderungen an den Staat von einer Gesellschaft ausgehen, die durch neu gestaltete Verfassungen zu einer Theilnahme

an der Geſetzgebung, zu einer Einwirkung auf die Verwaltung neu berufen iſt, gehen die Reformforderungen von allgemeinen Sätzen und Schlagworten aus. Denn eine Geſellſchaft, die in ihren Beſitz- und Erwerbsverhältniſſen getrennt aus ihrem Privatleben heraus Aenderungen in Staat und Kirche erſtrebt, kann ſich nicht anders über ihre Ziele verſtändigen, als durch allgemeine Sätze, und das Verdienſt der leitenden Parteimänner iſt, dieſe gemeinverſtändlichen Worte zu finden. Die daraus hervorgehenden Reformen leiden an dem Mangel, daß die herrſchende Richtung in Verfaſſungsurkunden und Geſetzesvorlagen allgemeine Normen durchſetzt, deren Tragweite man noch nicht überſah und überſehen konnte. Erſt bei der Ausführung kommen dann die Folgen des neuen Princips in der Verletzung zahlreicher geſellſchaftlicher Intereſſen zum Vorſchein, welche unabänderlich zu einer Rückſtrömung der öffentlichen Meinung führen. Es entſteht daraus die lange Reihe abortiver Anläufe zu Reformen und die immer wiederkehrende Erſcheinung einer „Reaction", die man ſich dann nur aus einer langen Kette böswilliger Einflüſſe zu erklären vermag. In den Ländern romaniſcher Nationalität entſteht daraus jener unſtäte Wechſel der Verfaſſungen und der Verwaltungsſyſteme; in dem deutſchen Leben, dem ruhigeren Temperament entſprechend, eine Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung, welche ſich ſehr ſchwer über zeitgemäße Fortſchritte einigt, glücklicher Weiſe aber auch ebenſo ſchwer mit praktiſchen Maßregeln der Reaction zu Stande kommt.

England hat in dem letzten halben Jahrhundert ſeine Staats- und Communalverwaltung, der Natur der induſtriellen Geſellſchaft entſprechend, ſo umgeſtaltet, daß man nahezu ſagen kann: in jedem Gebiet liegt heute kaum mehr ein Stein auf dem andern, und wer Land und Leute ſeit 40 Jahren kennt, mag den Eindruck haben, als ob heute eine andere Nation auf der britiſchen Inſel ſich niedergelaſſen habe. Die ſtarke Seite dieſer Entwickelung lag unverkennbar darin, daß das Parlament und die darin leitenden Parteiführer durch die Selbſtthätigkeit in den Geſchäften des Staats und der Selbſtverwaltung die volle praktiſche Tragweite der von der öffentlichen Meinung geforderten Aenderungen kannten und deshalb die Reformprojecte alsbald unmittelbar auf die Fragen richteten, in denen der Angelpunkt der Aenderung und in der Regel auch die Schwierigkeiten und Hinderniſſe derſelben liegen. Darauf beruht die Stetigkeit, die energiſche Ausdauer und der durch keine Reaction in Frage geſtellte Erfolg der allerweittragendſten Reformen, unter denen England bis jetzt noch die Hauptſache bewahrt hat: eine unparteiiſche, tüchtige und rechtſchaffene Staatsverwaltung. (Daß die Verfaſſungsreformen und der innere Zerfall des Communalweſens ſchon für die nächſte Zukunft eine Fortdauer dieſer günſtigen Bedingungen nicht gewährleiſten, liegt hier außer Frage, wo eben nur eine wichtige Seite der Verwaltungsreform zu erörtern war.) Auch die Umgeſtaltungen des Univerſitätsweſens ſind langſam und in gemeſſenen Schritten vor ſich ge-

gangen, während man vom deutschen Standpunkte aus die Umgestaltung von Oxford und Cambridge zu einer akademischen Lehranstalt in vier Facultäten mit voller Lehr- und Lernfreiheit sich wohl als eine viel leichtere Sache gedacht hätte. Allein man wolle dabei nicht vergessen, welche mächtigen Interessen der Staatskirche und der englischen Aristokratie diese Aenderungen verletzten, wie viel ehrwürdige Traditionen und gute Erfolge durch die Neuerungen bei Seite gesetzt wurden, wie viel wohlerworbene Rechte dabei zu berücksichtigen waren. Nach einem Menschenalter erscheint das richtige Ziel der Reform nunmehr sicher anerkannt und unaufhaltsam seiner Verwirklichung entgegengehend, ohne die Gefahr eines Rückfalls. Die zähe Ausdauer in der Verfolgung der entscheidenden praktischen Punkte bewahrt solche Reformen auch vor einer überstürzenden Centralisation, die, wenn sie in der französischen Weise vor sich gegangen wäre, das englische Unterrichtswesen in den Schematismus der französischen Université in dem Parteiwechsel der Ministerien und in einen hin- und herwogenden Streit mit der Kirche verwickelt haben würde.

Den Gegenpol der Universitäten, ebenso in den vorhandenen Zuständen wie in den Reformmaßregeln, bildet die Elementarschule, welche unter dem anglikanischen Kirchenregiment in völlige Verwahrlosung gerathen war. Kirchenlehre und Seelsorge bildeten und erschöpften den obligatorischen Volksunterricht nach kirchlicher Auffassung. Die sehr ungleich vertheilten Einkünfte der Staatskirche ließen für die Mehrzahl der Kirchspiele eine überaus dürftige Pfarrausstattung übrig, noch viel weniger die Mittel für Gemeindeschulen. Verkümmerte „Parochialschulen" bestanden daher in der Regel nur durch Schulgelder, aus Privatmitteln oder Stiftungen und fehlten in der Mehrzahl der ländlichen Gemeinden ganz. Die Erhaltung der unteren Schichten in Unwissenheit galt längere Zeit hindurch sogar als ein Theil hochconservativer Parteiprogramme.

In der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde nun aber die bessere Bildung der arbeitenden Klassen für England zur nationalen Existenzfrage auf dem Weltmarkt. Die besitzenden Klassen selbst empfanden die Folgen der Verwahrlosung in dem Maße, daß eine Reihe von Schulvereinen, einerseits unter dem Einfluß der Dissenters und der Fabrikherren, andererseits (seit 1811) auch im staatskirchlichen Interesse entstanden, in welchem letzteren nun die National Society durch großartige Mittel das von dem Kirchenregiment Versäumte nachzuholen bemüht waren. Gleichen Schritt mit diesem lobenswerthen Wetteifer hielten aber auch die gegenseitigen Hemmungen und Feindseligkeiten.

Die Reformbill von 1832 erscheint auch auf diesem Gebiet als Wendepunkt für das Einschreiten der Staatsgewalt. Zum ersten Mal im Jahre 1834 entschloß sich das Parlament, 20000 Lstr. zur Beförderung einer general

education zu bewilligen, zunächſt zur Unterſtützung der großen Schulvereine in dem Bau von Schulhäuſern. Dies Votum wurde ſeitdem jährlich erneut, erhöht und iſt allmälig auf einen mehrhundertfachen Betrag gewachſen. Im Jahre 1839 wurde die Bildung einer Unterrichtsabtheilung im Privy Council durchgeſetzt und in dem Amt des Vicepresident ein Verwaltungschef für dieſe Aufgabe creirt. Die Geldunterſtützungen werden nun auch ausgedehnt auf die Bildung von Schullehrerſeminaren, Gehaltserhöhungen für geprüfte Lehrer, Schulbücher, Prämien ꝛc. Aus den Normativbeſtimmungen dieſer Unterſtützungen geſtalten ſich allmälig *Schulregulative*, die nach den gemachten Erfahrungen jährlich geändert, nach drei Jahrzehnten ſchon die Geſtalt einer Codification (Revised Code) erhalten: immer jedoch noch in der Richtung einer Beihilfe zu *freiwilligen* Local-Schulunternehmungen für den Elementarunterricht. Die unterſtützte Schule ſoll ſein *entweder* eine Schule in Verbindung mit irgend einer religiöſen Confeſſion oder Secte, *oder* eine Schule, in welcher wenigſtens die heilige Schrift nach einer autoriſirten Ueberſetzung geleſen wird. „Die Inſpection des Staats miſcht ſich nicht in den Religionsunterricht, die Disciplin oder Verwaltung von Schulen."

Das bis dahin feſtgehaltene Syſtem des Voluntarism ließ indeſſen die fühlbarſten Lücken zurück. Die ärmſten Schulgemeinden wurden am ſchlechteſten bedacht. Den bedürftigſten, welche überhaupt keine Schule erhalten konnten, blieb die Staatshilfe ganz verſagt. Ueberall fühlbar machte ſich der Mangel eines für dieſen Beruf gleichmäßig ausgebildeten Lehrerperſonals. In Ermangelung einer feſten geſetzlichen Grundlage unterlag das Unterſtützungsſyſtem nach Regulativen in jeder Parlamentsſeſſion einem immer erneuten Streit der confeſſionellen Standpunkte.

In dieſe Situation tritt nun die neue *Reformbill von 1869* mit ihrer überſtürzten Ausdehnung des Wahlrechts für die ſtädtiſche Bevölkerung. Die von den arbeitenden Klaſſen in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe längſt formulirte Forderung eines „allgemeinen obligatoriſchen Volksunterrichts" war nun nicht länger abzuweiſen, und die regierende Klaſſe ſelbſt ſtand jetzt unter dem Eindruck, daß „unſere zukünftigen Herren" doch etwas beſſer erzogen werden müßten, wenn der Einfluß der Maſſenabſtimmungen auf die Parlamentswahlen nicht zum Verderben des Landes führen ſollte.

In dieſem neuen Entwickelungsſtadium folgt nun die Einführung des *obligatoriſchen Volksunterrichts* durch die Elementary Education Act 1870 (33 et 34 Vict. c. 75). Die Unterhaltung der Volksſchule iſt fortan geſetzliche Pflicht der politiſchen Gemeinde, und die dazu nöthigen Mittel ſind auf der Baſis der ordentlichen Gemeindeſteuer, alſo der Armenſteuer (wie ſolche von allen Liegenſchaften der Gemeinde als Haus- und Miethsſteuer erhoben wird) aufzubringen, jedoch mit Beihilfe eines mäßigen Schulgeldes und eines erheblichen Staatszuſchuſſes, wenn ein ſolcher beanſprucht wird. Der obligatoriſche Unterricht begreift einen „ausreichenden Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen" für alle Kinder vom vollendeten 5. bis

zum vollendeten 13. Jahre, „für deren Unterricht nicht schon anderweit gesorgt ist“. Die Rechte und Vorrechte einer „öffentlichen Schule“ kommen aber nur denjenigen Anstalten zu, welche nach Maßgabe der Staatsgesetze und Regulative geleitet werden, insbesondere nach dem Grundsatz: kein Unterschied der Religionsbekenntnisse; aber Trennung des Religionsunterrichts von dem eigentlichen Schulunterrichte, mit welchem er äußerlich nur so verbunden wird, daß in dem Stundenplan das Gebet, der Religionsunterricht oder das Bibellesen entweder vor oder nach den Schulstunden eingeschaltet wird. Für die Inspection dieser Schulen ist zur Zeit England und Wales in hundert und neun Districte eingetheilt, mit je einem Inspector und einem oder mehreren Assistenten mit einem festen Amtssitz (head quarter). Das jetzige Personal von 10 Oberinspectoren, 131 Inspectors, 124 Assistants ist ungefähr zur Hälfte aus geistlichen und weltlichen Schulherren formirt, von deren Inspectionsbereich indessen der Religionsunterricht grundsätzlich ausgeschlossen bleibt. Die Neuheit der Organisation und der Mangel eines pädagogisch und wissenschaftlich gleichmäßig gebildeten Personals machen diese Verwaltung allerdings zu einer schwierigen, etwas äußerlich und schematisch gestalteten, unter sehr minutiösen Reglements der Centralbehörde. Der radicale Charakter der Reform hat an dieser Stelle eine bureaukratische Centralisation nach französischem Muster erzeugt. Die gewählten Schul-boards in den einzelnen Schulverbänden zur Verwaltung der äußeren Angelegenheiten haben (wie alle neueren boards dieser Art) nur eine untergeordnete Stellung gewinnen können, und ebenso mangelhaft blieben längere Zeit die engeren Ausschüsse zur Ueberwachung des Schulbesuchs, School Attendance Committees.

Ein wichtiger neuer Fortschritt wird endlich durch die Elementary Schools Act 1876 gemacht. Eltern und Vormünder sind nunmehr gesetzlich (in dem älteren Gesetz nur durch Ortsregulative) verpflichtet, den Kindern im schulpflichtigen Alter von 5 bis 14 Jahren einen ausreichenden Elementarunterricht zu verschaffen unter Androhung von Geldbußen und Haft, auf welche nach Ausweis der Straftabellen ziemlich häufig erkannt wird. Bei hartnäckiger Versäumniß kann durch Ordre eines Friedensrichters die Ueberweisung an eine Anstalt für verwahrloste Kinder erfolgen.

Der daraus hervorgehende Gesammtzustand des Elementarunterrichts ist mit deutschen Verhältnissen verglichen noch vielfach lückenhaft, mangelhaft, in einen bureaukratischen Schematismus eingezwängt: aber der Hauptzweck ist erreicht mit großer Energie. Ließ sich in wenigen Jahrzehnten die Versäumniß vieler Menschenalter nicht gutmachen, so geht doch die Ausbildung des Personals und der Einrichtungen energisch weiter. Der Staatszuschuß wächst mit jedem Jahr. In Folge der Mischung der Confessionen in Stadt und Land sind es aber gerade die von der Verbindung mit den bestehenden Kirchenverbänden getrennten gemeinschaftlichen Schulen (board schools), deren Klassenzahl und Staatsunterstützung fast in geometrischen Proportionen wächst.

Noch nicht ausgefüllt iſt die weite Kluft, die in England zwiſchen den Univerſitäten als Erziehungsinſtituten der vornehmen Klaſſen und zwiſchen der Elementarſchule beſteht, von deren Auffaſſung als einer „Volksſchule für die arbeitenden Klaſſen“ die herrſchende Meinung noch immer nicht loszukommen vermag, wie denn auch noch beſondere Armenſchulen, in Verbindung mit den Arbeitshäuſern, bis heute fortbeſtehen. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Polen ſtand von Alters her eine Anzahl höherer Stiftungsſchulen (foundation schools) mit ſehr anſehnlichen Mitteln. Manche derſelben reichen bis in's 14. Jahrhundert zurück und haben, wie Eton und Harrow, einen hochberühmten Namen erworben. Sie waren indeſſen dem Zuge der Univerſitäten gefolgt, als ſtreng ſtaatskirchliche Anſtalten — Ritterakademien zur Erziehung der Söhne vornehmer und reicher Klaſſen. Ihr Viſitor war entweder ein Biſchof oder der Dechant eines Capitels oder einer Univerſität oder der Lordkanzler im Namen der Krone. Ihr Verwaltungskörper beſtand entweder in einem Warden und Fellows oder einem Collegium von Edelleuten und Geiſtlichen oder in der Gewürzkrämer-Innung, der Lohgerber-Innung, der Schneider-Innung, dem Magiſtrat von London. Der Schuldirector war ein Geiſtlicher oder ein Doctor der Theologie, die ordentlichen Lehrer entweder Geiſtliche oder Graduirte der Univerſitäten. Auch hier iſt die Geſetzgebung ſehr zögernd vorgegangen. Erſt durch die Endowed Schools Act 1869 wurde eine Special-Commiſſion eingeſetzt mit der Aufgabe, binnen gemeſſener Friſt neue Statuten für dieſe Anſtalten zu entwerfen, nach welchen der Religionsunterricht mit dem wiſſenſchaftlichen zu verbinden iſt, „daß Niemand ſeines Glaubensbekenntniſſes wegen von der Schulanſtalt ausgeſchloſſen werde“. Auch von dem Curatorium einer ſolchen Anſtalt ſoll Niemand wegen ſeiner Confeſſion ausgeſchloſſen ſein. Die Directoren brauchen nicht Geiſtliche zu ſein und bedürfen fortan keiner Beſtätigung durch den Biſchof. Durch ſpätere Geſetze iſt eine Special-Commiſſion unter dem Lordkanzler eingeſetzt, um noch weitere Reformen in Gang zu bringen. In Folge zahlreicher Vorbehalte iſt indeſſen der Zuſtand dieſer alten Ritterakademien bisher nicht erheblich geändert.

Weniger Umſtände hat die Geſetzgebung mit den kleineren Lateinſchulen gemacht, die auf Grund älterer Stiftungen in den Städten ſich vorfanden. Durch die Grammar Schools Act 1840 erhielten dafür die Gerichtshöfe der Billigkeit eine Ermächtigung, mit möglichſter Wahrung der Intentionen des Stifters dem lateiniſchen und griechiſchen Sprachunterricht reale Unterrichtsgegenſtände zu ſubſtituiren und dieſe Anſtalten der Ausbildung zu „praktiſchen Lebensberufen mehr anzupaſſen“, was denn auch in einer Anzahl von Fällen geſchehen iſt.

Bei dieſer Sachlage blieb nichts übrig, als die beſtehende Kluft zwiſchen der Hochſchule und der Elementarſchule durch zahlreiche Privat-Unterrichtsanſtalten von ſehr ungleichem Werth auszufüllen. Dem Bedürfniß und den Anſchauungen der engliſchen middle classes entſprechend, verfolgen

dieſe Anſtalten der Mehrzahl nach ungefähr den Plan von Realſchulen II. Ordnung, höheren Bürgerſchulen oder Gewerbeſchulen. Und wie in England die ſtändiſche Scheidung auch im Schulweſen noch ziemlich fühlbar blieb, ſo nahm man von dieſen bürgerlichen Kreiſen aus nun auch die Staatshilfe vorzugsweiſe für die Errichtung von Gewerbeſchulen, Zeichnenſchulen und zahlreichen Anſtalten für „praktiſche Wiſſenſchaft und Kunſt“ in Anſpruch, aus denen dann ein zweites Departement in der Unterrichtsabtheilung des Privy Council mit anſehnlichen Staatsunterſtützungen erwachſen iſt. Es iſt damit eine Art von Compromiß geſchloſſen, ſofern dagegen der Charakter der vornehmen Stiftungsſchulen noch ziemlich unverändert geblieben iſt. Ein Gegenſatz der klaſſiſchen und der realiſtiſchen Bildung dauert hier noch fort, unverkennbar entſprechend den Lebensanſchauungen der höheren und der Mittelſtände.

Eine Anzahl dieſer Privatanſtalten ſind indeſſen im höheren Styl errichtet, darunter obenan die ſog. London University, zuſammengewachſen aus einem University College und Kings College, größtentheils auf der Baſis einer Actiengeſellſchaft. Beide wurden 1836 zu einer Corporation vereinigt mit der Befugniß, Doctorgrade der Philoſophie, des Rechts und der Medicin zu ertheilen. In der Wirklichkeit beſchränkt ſich die Thätigkeit des Inſtituts indeſſen auf eine gut beſetzte, vom Staat autoriſirte Examinations-Commiſſion.

Von erheblicher Bedeutung iſt daneben noch eine kleinere Zahl von akademiſchen Lehranſtalten in größeren engliſchen Städten, welche in ihren Vorleſungen an den Maßſtab unſerer Univerſitätsvorleſungen heranreichen. Aus dem Zuſammenwirken der neugeſtalteten Univerſitäten mit dieſen concurrirenden freien Akademien wird ſich nun wohl allmälig das ſelbſtſtändige höhere Lehrperſonal herausbilden, deſſen Mangel für die einheitliche Entwickelung des engliſchen Unterrichtsweſens ein Haupthemmniß geweſen iſt. Der friſche freie Geiſt, der in den neuerdings entſtandenen akademiſchen Lehranſtalten trotz ihres mäßigen Umfangs und mäßiger Mittel waltet, wird auch auf die großen Stiftungsuniverſitäten ſeine Rückwirkung nicht verfehlen und allmälig die innere Einheit des Unterrichtsſyſtems herſtellen. Es wird dann England diejenige Stufe des nationalen Unterrichtsweſen erreichen, welche Deutſchland der ausdauernden Arbeit früherer Generationen und einer aufgeklärten Geſetzgebung verdankt. Die Energie, mit welcher England aber in dieſer Richtung vorgegangen iſt, giebt den überzeugenden Beweis, wie tief ein ſolches Unterrichtsſyſtem mit dem Weſen der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft verwachſen iſt und wie vergeblich die Bemühungen bleiben müſſen, unſere Univerſitäten und das von ihnen beherrſchte Unterrichtsweſen auf die Stufe früherer Menſchenalter zurückzudrängen, wie dies in Preußen während deſſelben Zeitraumes verſucht wurde.

Eisenbahn- und Telegraphen-Streik in den Vereinigten Staaten.*)

Von

Karl Schurz.

— New-York. —

Der große amerikanische Eisenbahn-Streik des Jahres 1877 wird in den Vereinigten Staaten nicht so leicht vergessen werden. Aufrührerische Erhebungen von erschreckender Heftigkeit versetzten das Land in allgemeine Aufregung und die Unterbrechung der Personen- und Güter-Beförderung auf einigen der wichtigsten Eisenbahnlinien rief überall Besorgniß und Unruhe hervor. Die Geschäftswelt litt unter der Störung, von der alle ihre Veranstaltungen und Calculationen betroffen wurden, beträchtlichen Schaden, und die plötzliche Erschwerung des persönlichen Verkehrs zwischen verschiedenen Localitäten hatte für sämmtliche Klassen der Gesellschaft höchst ernstliche Ungelegenheiten und Widerwärtigkeiten zur Folge.

Im Sommer des vorigen Jahres, im Juli, fand ein umfangreicher Aufstand unter den Angestellten und Bediensteten der großen Western Union Telegraphen Compagnie statt. Die Streiker betrugen sich dabei im Allgemeinen, wie es gesetzestreuen Bürgern geziemt, und nirgends kam es zu einem Bruch des öffentlichen Friedens. Aber da die Western Union Compagnie die Vermittlerin des weitaus größten Theils des telegraphischen

*) Dieser Aufsatz des angesehenen Deutsch-Amerikaners sollte gleichzeitig mit dem Bilde und der Biographie des hervorragenden Staatsmannes und Generals aus der Feder Udo Brachvogels veröffentlicht werden. Da aber die Frage, welche Karl Schurz behandelt, von besonders actuellem Interesse ist, haben wir es für richtig gehalten, diese Abhandlung sogleich zu veröffentlichen und behalten uns vor, das Portrait des Verfassers und den biographischen Aufsatz von Udo Brachvogel in einem der nächsten Hefte zu bringen. D. H.

Verkehrs des ganzen Landes war, so beraubte die Unterbrechung ihres Betriebes Geschäftswelt wie Publikum der Möglichkeit jenes schnellen Austausches von Mittheilungen und Nachrichten, welche auf mehr als einem wichtigen Gebiet des modernen Lebens zu einem der Bedürfnisse desselben geworden ist.

In beiden Fällen — bei dem Eisenbahn-Streik des Jahres 1877, wie bei dem der Telegraphisten im vorigen Jahr — wurde ein äußerstes Unheil durch rechtzeitige Vorkehrungen und Maßnahmen verhütet, welche Eisenbahn und Telegraph auf's Neue einer geregelten Thätigkeit zurückgaben. In beiden Fällen ward aber, auch ganz abgesehen von der Frage, ob die Streiker im Recht oder Unrecht waren, die öffentliche Aufmerksamkeit mit unwillkürlicher Gewalt auf gewisse Fragen gelenkt, welche in der derzeitigen Organisation der Gesellschaft überhaupt eine äußerst wichtige Rolle spielen. Die schnelle Beförderung von Personen und Gütern und die schnelle Vermittelung von Nachrichten sind, wie kaum erst besonders betont zu werden braucht, so unerläßliche Factoren in unserm socialen und geschäftlichen Leben geworden, daß schon eine Unterbrechung derselben von wenigen Tagen nicht verfehlen kann, für eine Menge von Personen große Verluste und Ungelegenheit empfindlichster Art herbeizuführen, während eine anhaltende Lahmlegung vollends unberechenbares Wirrsal und Schaden für das gesammte Gemeinwesen im Gefolge haben müßte. In den Vereinigten Staaten nun liegen diese beiden Factoren in den Händen von privaten Corporationen, welche ihrerseits wieder ihre riesige Geschäfts-Maschinerie durch eine entsprechende Anzahl gegen Bezahlung in ihren Diensten stehender Angestellten im Gange erhalten. Die Angestellten aber sind gelegentlich mit der Bezahlung sowohl, wie mit der Behandlung, die man ihnen zu Theil werden läßt, unzufrieden, — ob mit oder ohne Grund, das zu erörtern, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Um nun ihre gemeinschaftlichen Interessen wahrzunehmen und unter Anderm auch die Forderungen, welche sie bei solchen Gelegenheiten an ihre Arbeitgeber stellen, durchsetzen zu können, haben sie „Unionen", „Brüderschaften" und ähnliche Verbindungen gegründet. Und indem sie die Mitgliederschaft derselben über alle jene Klassen der arbeitenden Bevölkerung, welche etwa mit ihnen um den nämlichen Broterwerb concurriren könnten, auszudehnen suchen, beabsichtigen sie durch diese Controle über ihre möglichen Mitbewerber deren Mitbewerb von vorneherein auszuschließen und somit im Fall eines Streik jeden Widerstand gegen ihre Forderungen seitens der Arbeitgeber dadurch zu vereiteln, daß diesen ihre Ersetzung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist.

Auf diese Weise haben sich in Amerika die Angestellten und Bediensteten der Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnien gleich andern Arbeitern und Werkleuten zu großen, fest organisirten Verbänden zusammengeschlossen, welche durch den sie lenkenden gemeinsamen Willen unter andern Dingen auch dazu in Stand gesetzt werden, mit Hilfe einer allgemeinen und plötzlichen Einstellung der Arbeit den gesammten Eisenbahn- und Telegraphen-Dienst in's

Stocken zu bringen, wenn die Corporationen sich weigern, auf die von ihnen betreffs ihrer Bezahlung und Behandlung gestellten Forderungen einzugehen. Die Corporationen ihrerseits aber sind für gewöhnlich geneigt, diesen Forderungen Widerstand entgegenzusetzen; sei es, daß dieselben thatsächlich übertrieben seien, oder sei es, daß jene nicht darauf verzichten können, die Gewinnste ihrer Geschäftsführung mit Hilfe einer ungerechten und bedrückenden Ausbeutung ihrer Angestellten zu erhöhen.

Es wird angenommen, daß Conflicte, welche auf diese Weise zwischen Arbeitgebern und Arbeitern erwachsen, im Laufe der Zeit durch das den gesammten Arbeitsmarkt beherrschende Verhältniß von Nachfrage und Angebot geregelt werden. Wenn die Angestellten behufs Erlangung einer besseren Bezahlung, oder behufs Vorbeugung einer Herabsetzung der bisher bezogenen Gehalte und Löhne, oder aus sonst einem Grunde streiken, so mögen die Arbeitgeber Leute finden, welche ihnen unter ihren Bedingungen dieselben Dienste leisten, oder im Fall ihnen dies unmöglich wird, es im Interesse ihres Geschaftsbetriebes selbst für gerathen finden, denselben zeitweilig ganz einzustellen und die Streiker durch „Aushungerung" zur Uebergabe zu zwingen. Ein entsprechendes Aufgebot von Ersatzleuten für die von den Ausständigen verlassenen Plätze zu finden, wird stets schwierig und zeitraubend sein, sobald es sich um gelernte und erfahrene Arbeiter handelt, oder im Fall die Streiker durch ihre Organisationen und Verbände in der Lage sind, Denjenigen, welche an ihre Stelle treten könnten, Vorschriften zu machen. Was aber den Versuch einer „Aushungerung" betrifft, so wird derselbe schließlich auf einen einfachen Kampf der beiderseitigen Ausdauer hinauslaufen — einen Kampf, dessen Länge einerseits von den seitens der Streiker getroffenen Vorbereitungen, den vorher von ihnen angesammelten Mitteln oder der ihnen für die Dauer ihrer Verdienstlosigkeit von Außen her gesicherten Unterstützung, andererseits aber davon abhängen wird, welche Ansichten die Arbeitgeber betreffs ihrer eigenen Interessen und der etwaigen Zeitdauer haben werden, während welcher sie ihr Geschäft liegen lassen können. Schließlich wird dann die Arbeit auf die Bedingungen der ausdauerndsten der beiden kriegführenden Parteien, oder auch wohl auf Grundlage eines Compromisses von Neuem aufgenommen werden. Aber in jedem dieser Fälle wird, wenn nicht die eine oder die andere Seite sofort nachgiebt, eine zeitweilige Einstellung des Geschäftsbetriebes eintreten.

Ereignet sich nun ein derartiger Arbeitsconflict in einer Baumwollenspinnerei, in einem Eisenwerk, in einer Tabakfabrik oder einem Industriebetrieb verwandter Art, so mag die damit verknüpfte Geschäftseinstellung für die unmittelbar daran betheiligten Parteien von denkbar größtem Belang sein; das große Publikum indeß wird nur ein verhältnißmäßig geringes Interesse daran haben. Wenn aber in Folge einer Meinungsverschiedenheit gewisser Eisenbahn- oder Telegraphen-Corporationen und deren Angestellten das Reisen und der Gütertransport durch umfangreiche Streiks in's Stocken geräth, oder

der Telegraph zu sprechen aufhört, und so das Geschäftsleben des Landes theilweiser Lähmung anheimfällt, und Millionen von Menschen Ungelegenheiten der empfindlichsten Art ausgesetzt werden: dann wird, wie groß auch die Einbuße der Corporationen an Geschäftsgewinnsten und der Angestellten an Gehalten und Löhnen sein mag, in erster Reihe doch das große Publikum der Hauptleidende sein.

Es ist somit klar, daß die Beziehungen zwischen den Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und ihren Angestellten, soweit ihre Thätigkeit als Factoren einer schnellen Personen- und Frachtbeförderung in Betracht kommt, nicht nur die betreffenden Corporationen und deren Angestellten angeht, sondern daß sie vielmehr ein Gegenstand weitgehendsten Interesses für das ganze Gemeinwesen sind. Sie sind nicht eine bloße Privatsache, sondern eine öffentliche Angelegenheit. Und ebenso einleuchtend ist es, daß sich im Hinblick auf den nothwendigen Schutz dieses öffentlichen Interesses das Problem nicht dahin formulirt: wie die durch Streiks hervorgebrachten Unterbrechungen des Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs in jedem einzelnen Fall durch eine entsprechende Regelung zum Abschluß gebracht werden könnne, sondern vielmehr dahin: wie sie überhaupt gänzlich zu vermeiden sind? Denn wie es bei Störungen des Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs das Publikum in erster Reihe ist, welches leidet, so kann das nämliche Publikum auch nur durch Verhinderung solcher Störungen geschützt werden, und zwar nicht nur durch die Verhinderung des Erfolges derartiger Streiks, sondern durch Ausbruch des Streiks selbst.

Wie ist das nun anzufangen? Diese Frage ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus beantwortet worden.

Der eine derselben faßt vornehmlich die Pflichten der Corporationen gegen die Oeffentlichkeit in's Auge. Eine hervorragende Autorität der amerikanischen Richterbank*) sprach sich kürzlich über die Eisenbahnen als öffentliche Verkehrswege, wie folgt, aus: „Können Eisenbahn-Corporationen die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Oeffentlichkeit auf den Grund einer Meinungsverschiedenheit über die Kosten derselben mit ihren Angestellten hin vernachlässigen oder verweigern? Wir glauben, es giebt auf diese Frage nur eine Antwort. Das Gesetz läßt eine derartige Ausrede absolut nicht zu, und die den Eisenbahnen obliegenden Pflichten müssen, koste es was es wolle, erfüllt werden!" Und wie hier den Eisenbahnen gegenüber, wird von verschiedenen Seiten darauf gedrungen, daß derselbe Grundsatz auch auf den Telegraphendienst angewendet werde, weil Telegraphen-Corporationen ebenfalls die Geschöpfe von Gesetzgebungen sind. Sie sind vom Staate mit werthvollen Vorrechten ausgerüstet worden, in deren Entgelt sie bestimmte öffentliche Pflichten zu erfüllen haben. Diese Pflichten bestehen darin, telegraphische Botschaften prompt und richtig zu befördern. Und zwar

*) Richter Noah Davis von der New-Yorker Supreme Court.

sind sie unter der öffentlichen Verpflichtung dies zu thun, gleichviel ob sie den zu ihrem Dienst benöthigten Angestellten hohe oder niedere Gehälter und Löhne zu zahlen haben. Sind diese Angestellten mit den ihnen bewilligten Bezahlungen unzufrieden und stellen sie, um mehr zu erhalten, ihre Arbeit ein, so sind die Corporationen verpflichtet, ihnen die verlangten Bedingungen zuzugestehen, es sei denn, daß sie im Stande wären, die von den Streikern aufgegebenen Stellen so unmittelbar neu zu besetzen, daß keine Dienststörung eintreten kann. Es mag dies schwer, wenn nicht unmöglich sein — was immer aber sie ihren Angestellten zu zahlen haben mögen, auf keinen Fall wird ihnen das Recht einzuräumen sein, den Dienst eine Störung erleiden zu lassen! Wir hätten da thatsächlich eine Theorie, auf deren Grundlage, — vorausgesetzt, daß sie einer rücksichtslosen Durchführung fähig ist — das Problem der Vermeidung von Dienststörungen gelöst werden kann.

Der andere Gesichtspunkt ist mehr derjenige der Corporationen. Und zu ihren Gunsten wird von ihm aus geltend gemacht: daß, wenn die Corporationen behufs ununterbrochener Aufrechterhaltung des Eisenbahn- und Telegraphendienstes gehalten sind, ihren Angestellten an Gehalten und Löhnen zu bezahlen, was diese immer verlangen mögen, dieselben sich eine derartige Sachlage in ungebührlicher Weise zu Nutzen machen möchten; daß sie angesichts der Unmöglichkeit, ihre Stellungen umgehends mit competenten Personen zu besetzen, sich leicht veranlaßt sehen könnten, mehr und immer mehr zu verlangen, bis schließlich ihre Forderungen eine solche Höhe erreichen würden, daß ihre Bewilligung mit dem Ruin der Corporationen gleichbedeutend sein müßte; und daß zur Verhütung einer solchen Möglichkeit die Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnien das Recht haben müßten, sich im Falle von Streiks auf den Arbeitsmarkt zu begeben und dort zu den für sie möglichst günstigen Bedingungen Ersatzkräfte anzuwerben, wenn dadurch auch eine zeitweilige, das Publikum belästigende und schädigende Störung ihres Betriebes eintreten sollte. Eine derartige Auffassung, wenn zur endgiltigen erhoben, würde die Frage in ganz demselben unbefriedigenden Zustand belassen wie vorher.

Aber es ist der Versuch gemacht worden, diese nämliche Auffassung noch durch ein weiteres Argument aufrecht zu erhalten, welches nicht die Pflichten der Corporationen, sondern die der Angestellten der Corporationen gegen das Publikum in's Auge faßt. Und dieses kann nicht schärfer und klarer dargelegt werden, als es in den Worten geschah, deren sich ein angesehener Publicist in einer Reihe von Artikeln bediente, die er gelegentlich des jüngsten großen Telegraphisten-Streiks in einem der leitenden New-Yorker Tageblätter*) veröffentlichte. Hier die hauptsächlichen Punkte seines Raisonnements:

„Die Stockung des Eisenbahn- und Telegraphendienstes wäre gleichbedeutend mit einer Stockung des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie sie (abgesehen von Gewalt und Blutvergießen) die Invasion einer feind-

*) Herr E. L. Godkin in der „N. Y. Evening Post".

lichen Heeresmacht mit ſich bringen würde. Dieſelbe gehört ſomit zu jenen Dingen, denen kein Volk ſich lange ausſetzen dürfte. Es kann in dieſen großen öffentlichen Dienſtzweigen ebenſowenig den Angeſtellten erlauben zu ſtreiken, wie es den Corporationen eine plötzliche Unterbrechung ihres Betriebes als geeignetes Mittel zur Erzielung höherer Beförderungsraten vom Publikum geſtatten kann. Keine Geſetzgebung würde dies zugeben, und noch eine oder zwei Erfahrungen wie der Eiſenbahnſtreik von 1877 würden jede Legislatur veranlaſſen, Maßregeln gegen eine Wiederholung deſſelben zu ergreifen." — „Telegraphiſten, Eiſenbahn-Bedienſtete, Poſtbeamte und Poliziſten füllen in der modernen Geſellſchaft Poſten aus, welche denen von Soldaten ganz ähnlich ſind. In der That, ſie Alle zuſammen thun für die Geſellſchaft, was früher Soldaten für ſie zu thun pflegten. Sie ſetzen Jedermann in Stand, in geſetzmäßiger Weiſe nach Belieben zu kommen und zu gehen und ſeinen Obliegenheiten und Geſchäften ohne Verſäumniß und Hinderniß nachzukommen." — Der gegenwärtige Telegraphiſtenſtreik wird ſein mannigfaches Gute haben, wenn er die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Thatſache lenkt, daß die enorme Anzahl von Perſonen, welche im Dienſt moderner Corporationen ſtehen, und die Beziehungen einiger dieſer Corporationen zum Publikum den Streik als ein Mittel zum Austrag ihrer Streitigkeiten mit ihren Bedienſteten ganz außer Frage ſtellen. Ob ſolche Streiks durch das Geſetz verboten ſind, oder nicht, macht dabei gar keinen Unterſchied. Keine große Corporation kann denſelben geſtatten, auf Koſten ihres Ruins erfolgreich zu ſein. Die zehn- bis vierzigtauſend Leute, welche einige unſerer derzeitigen Corporationen im Augenblick im Eiſenbahn- und Telegraphendienſt beſchäftigen, ſind eine Armee und müſſen nach den Grundſätzen einer Armee-Leitung regiert werden. Der unerläßlichſte Grundſatz einer Armee-Leitung aber iſt der: daß keine Theilung der Autorität ſtattfinden, und daß nichts, wie vernünftig es auch an ſich ſein mag, auf ein dictatoriſches Verlangen der Untergebenen hin bewilligt werden darf. Keine Compagnie darf ſich durch ihre Untergebenen in eine Aenderung ihres Betriebes hineinſchrecken laſſen, oder außenſtehenden Perſonen einen Antheil an der Regelung und Beſtimmung deſſelben geſtatten, ohne unter Umſtänden dieſen ganzen Betrieb ſelbſt in die Brüche gehen zu ſehen. Kein Zweifel, daß das häufig Ungerechtigkeiten und ſelbſt Grauſamkeiten im Gefolge hat. Aber es iſt nun einmal bei der Leitung und Handhabung großer Menſchenmengen unvermeidlich und dieſe Vereinigung großer Menſchenmengen zu induſtriellen Zwecken iſt eine neue Erſcheinung, auf welche es abſurd wäre, jene Regeln und Erfahrungen anzuwenden, die man aus den kleinen Lohnkriegen in Werkſtätten oder Fabriken mit ein paar Dutzend oder ein paar Hundert Arbeitern gewonnen hat. Kein Leiter einer großen Corporation, welcher ſein Geſchäft kennt und an ſeinem Platz der richtige Mann iſt, wird nicht lieber Millionen opfern, um einem Streik Widerſtand zu leiſten, als eine Kleinigkeit ſparen, indem er nachgiebt." — „Alle Geſchäfts-Corporationen (mit Einſchluß von

Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnieen) sind zu dem Zweck in's Leben gerufen, Profite zu machen. Ihnen Bedingungen auferlegen zu wollen, die den Profit ausschließen, heißt soviel, wie sie gegen den Willen ihrer Mitglieder in philanthropische Organisationen zu verwandeln — Etwas, wozu weder das Gesetz noch die öffentliche Meinung ein Recht hat." — „Augenscheinlich haben die Theilnehmer an diesem großen Telegraphen-Streik keine Idee davon, daß sie gewisse Pflichten gegen das Publikum haben, und daß es ihnen durchaus nicht freisteht, demselben Verluste oder Schädigungen zuzufügen, welche sie in ihrem Lohnkampf gegen ihre Arbeitgeber fördern sollen. Wahrlich, ein recht sonderbarer Zustand der Begriffe für eine so große Menge verständiger Leute!"

Es wäre schwer, diese andere, corporationsfreundliche Seite der Frage deutlicher darzulegen, als es in dem Vorstehenden geschehen ist, und nichts dürfte geeigneter sein, die eigenthümliche Stellung der Eisenbahn-Bediensteten und Telegraphisten klarzustellen, als eine kritische Beleuchtung dieser Darlegung.

Alles, was der Verfasser der betreffenden Artikel über die Schädigungen sagt, welche der Gesellschaft in allen ihren Schichten und Interessen aus solchen Streiks erwachsen mögen, welche den Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehr unterbrechen, ist zweifelsohne wahr. Ebenso wahr ist es, daß in Anbetracht der Unerläßlichkeit der von Telegraph und Eisenbahn der Gesellschaft geleisteten Dienste die Angestellten derselben Etwas wie Soldaten sind. Wer sich aber von dieser Analogie zu dem weiteren Schluß fortreißen lassen wollte, daß deshalb diese Angestellten auch nach Art von Soldaten militärisch regiert werden sollen, der übersieht ganz, daß sich jene Analogie in jedem weiteren wesentlichen Punkt als nicht stichhaltig erweist. Der Soldat leistet dem Publikum nicht nur gewisse Dienste, sondern dieses Publikum oder vielmehr seine politische Organisation, der Staat, sorgt auch ganz und gar für ihn. Der Staat weist ihm seine Obliegenheiten an, hält ihn unter stricter Disciplin und bestraft ihn für Ungehorsam oder Desertion. Aber derselbe Staat sorgt auch für seine Löhnung, seinen Unterhalt und sein Wohlbefinden; er schützt ihn vor Mißhandlung durch seine Vorgesetzten; er hat Hospitäler für ihn, wenn er krank ist, und Pensionen, wenn er zum Invaliden wird. Mit einem Wort, der Soldat steht in allen Beziehungen nicht allein unter den Befehlen, sondern auch unter dem Schutz der nämlichen Gewalt, welcher er seine Pflichten schuldet und der er seine Dienste leistet, und seine Bezahlung und seine Behandlung sind genau nach den Erfordernissen und den Interessen dieses Dienstes geregelt. Anders die Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten. Während sie sich auf der einen Seite als im Dienst des Publikums stehend zu betrachten haben und man von ihnen erwartet, daß sie sich in diesem Dienst auch zur ununterbrochenen Erfüllung ihrer Pflichten gehalten erachten, so daß das Publikum zu keiner Zeit geschädigt werde, stehen sie auf der andern Seite keineswegs unter dem Schutz oder der Fürsorge des Publikums, sondern einfach unter den Befehlen

geſchäftlicher Corporationen. Dieſe Corporationen aber ſind durchaus nicht zum bloßen Dienſt für das Publikum organiſirt, ſondern ihr Zweck iſt der, „geſchäftliche Profite zu machen“. Die Art und Weiſe, in der ſie ihre Angeſtellten „regieren“, wird daher weder ausſchließlich noch vornehmlich durch das öffentliche Intereſſe beſtimmt, ſondern einfach durch das, was ſie als ihr privates Intereſſe erkennen. Und es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß ſie dieſes private Intereſſe zunächſt in der Erzielung ſo großer Geſchäftsprofite wie möglich erblicken und zu dieſem Zweck die Gehalte und Löhne ihrer Angeſtellten ſo niedrig wie möglich halten. Dies iſt denn auch bereits häufig genug geſchehen und wird ſich wahrſcheinlich noch oft genug wiederholen. In einem oder dem andern Fall mögen die Corporationen dabei durch keine merkliche Concurrenz ſeitens des Arbeitsmarkts geſtört werden. So ſagt uns beiſpielsweiſe der Verfaſſer unſerer „Evening Poſt-Artikel: daß die Weſtern Union Compagnie „ein thatſächliches Monopol innerhalb ihres Geſchäftsbetriebes beſaß“ und daß „daſſelbe ſie in Stand ſetzte, die Löhne der Telegraphiſten im ganzen Lande zu beſtimmen“ — was Beides zur Zeit der Fall war. Eine Corporation, die ſich im Beſitz ſolcher Vortheile befindet, mag behufs Vermehrung ihrer Profite wohl den Verſuch machen, die Gehalte ſoweit herabzudrücken, daß ſie eben zur nothdürftigen Friſtung des Lebens ihrer Angeſtellten hinreichen und weniger günſtig ſituirte Corporationen mögen ihrem Beiſpiel folgen. Man kann ſich eine Combination der hauptſächlichen Eiſenbahn-Geſellſchaften vorſtellen, welche gleichfalls im Stande wäre, die Löhne der Maſchiniſten und ſonſtigen Angeſtellten im ganzen Lande zu fixiren und dann zur Erhöhung ihres Geſchäftserträgniſſes in derſelben Weiſe die Gehalte und Löhne herabzuſetzen verſuchte. Bis zu welchem Grade ſich ſolche Dinge in Wirklichkeit ereignet haben, das bedarf hier keiner Erörterung. Niemand wird behaupten wollen, daß man ſich ihrer nicht ganz gut verſehen könne. Was bleibt nun in ſolchen Fällen den „Telegraph-Soldaten“ und den „Eiſenbahn-Soldaten“ zu thun übrig?

Nehmen wir an, ſie fänden es äußerſt, wo nicht unmöglich, ſich zu unterwerfen; ſie könnten mit den ihnen gelaſſenen Bezahlungen nicht ſo menſchenwürdig leben, wie ſie leben ſollten; ſie können möglicherweiſe überhaupt nicht damit leben. Sie beſchreiten zuerſt den Weg der Bittſtellung an die Corporations-Leiter, aber ohne Erfolg. Sie werden in ihren Vorſtellungen und Forderungen dringender, immer noch umſonſt. Endlich ſehen ſie ſich zu dem Schluß getrieben, daß ſie angeſichts dieſer Fruchtloſigkeit von Bitten und Vorſtellungen zu ſtärkeren Mitteln zu greifen haben und beſchließen in ihrer Verzweiflung zu ſtreiken. Die Ankündigung dieſes Entſchluſſes ruft große Mißbilligung, Beſtürzung und Ungehaltenheit im Publikum hervor. Und nun, ſtelle man ſich vor, träte irgend Jemand als Wortführer dieſes beunruhigten Publikums auf und riefe den Aufſtändiſchen zu: „Euch Eiſenbahn- und Telegraphen-Angeſtellten kann es nicht geſtattet werden, zu ſtreiken. Ihr ſteht im Dienſt des Publikums. Wenn Ihr die

Arbeit einstellt, so erleidet das Publikum eine Menge Ungelegenheiten und Schaden. Euer Verhältniß zur Gesellschaft ist dasjenige von Soldaten und ihr solltet wissen, daß ein Soldat, der seinen Posten verläßt, ein großes Verbrechen begeht. Es ist wahr, daß andere Arbeiter ein Recht haben, zum Streik, als einem Schutzmittel für ihre Lebensinteressen, ihre Zuflucht zu nehmen. Aber ihr Telegraphen- und Eisenbahn-Bediensteten dürft Euch etwas Derartiges nicht einfallen lassen. Durch Eure Pflicht gegen das Publikum seid Ihr davon ausgeschlossen, und diese Pflicht gegen das Publikum habt Ihr zu begreifen und anzuerkennen. Sie gebietet Euch in Eurer Arbeit fortzufahren, so daß das Publikum unbelästigt und ungeschädigt bleibe."

Die Antwort, welche die also angeredeten Angestellten geben werden, wird sehr einfach die folgende sein: „Wir haben um das, was uns absolut nothwendig ist, gebeten und petitionirt, aber vergebens. Mit dem, was wir haben, können wir nicht existiren. Unsere Vorstellungen und Bittgesuche sind erfolglos geblieben, wir sind zu dem Schluß gekommen, daß uns kein anderes Mittel bleibt, als der Streik. Nun aber sagt Ihr uns, daß, während alle anderen Klassen von Arbeitern das Recht haben, sich dieses Mittels zum Schutz ihrer Lebens-Interessen zu bedienen, wir durch unsere Pflicht gegen das Publikum davon ausgeschlossen sind. Wohlan denn, wenn wir im Dienste des Publikums stehen, wenn dieser öffentliche Dienst uns von jenem äußersten Mittel, unsern Beschwerden abzuhelfen, welches allen andern Arbeitern offensteht, ausschließt, und wenn wir dem Publikum gegenüber pflichtgebunden sind, unsere Arbeit ohne Unterbrechung zu thun, wird dann nicht auch dieses Publikum uns gegenüber pflichtgebunden sein, darauf zu sehen, daß wir, wie es sich geziemt, behandelt und bezahlt werden?"

Diese Erwiderung dürfte wohl dazu angethan sein, unsern Wortführer des Publikums einen Augenblick aus dem Concept zu bringen. Aber unerschrocken wie er ist, replicirt er, wie folgt: „Ihr seid durchaus unvernünftig und befindet Euch in einem für eine so große Menge verständiger Leute recht sonderbaren Zustand der Begriffe. Das Publikum hat durchaus nichts mit Eurer Bezahlung und Eurer Behandlung zu thun. Das ist Sache der Corporationen, unter denen Ihr dient. Diese Corporationen sind lediglich zu dem Zweck, ‚Geschäftsprofite zu machen' und ‚weder Gesetz noch öffentliche Meinung haben ein Recht, dieselben gegen ihren Willen in philanthropische Organisationen zu verwandeln'. Alles, was wir diesen Corporationen sagen können, ist: daß, wenn sie ihr Geschäft verstehen, sie Euch nach den Grundsätzen behandeln, nach denen man eine Armee regiert, und daß sie lieber Millionen dafür aufopfern, Euren Forderungen Widerstand zu leisten, als dieselben dadurch zu ersparen, daß sie Euch auch nur das Geringste, wie vernünftig Euer Verlangen auch immer sei, nachgeben. Und Alles, was wir Euch zu sagen haben, ist, daß Ihr — ausgenommen den nicht wahrscheinlichen Fall, daß die Corporationen sofort competente Ersatzleute für Euch finden können — bei Eurer, nicht ohne großen Schaden für uns und

das Publikum zu unterbrechenden Arbeit zu bleiben habt, gleichviel, ob das, was Ihr gefordert und was man Euch verweigert, auch noch so vernünftig sei und gleichviel, ob man Euch zum Leben hinreichende Bezahlung zu Theil werden lasse oder nicht!"

Das mag eine recht kräftige Sprache sein, aber man kann unmöglich von dem Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten erwarten, daß er sie auch als gerecht und schlüssig ansehe. Sie wird ihm vielmehr recht brutal und inconsequent erscheinen. Je gescheidter und je fähiger eines logischen Raisonnements er ist, um so eifriger und beharrlicher wird er zu der Ansicht halten, daß, wenn er als Eisenbahn- oder Telegraphen-Angestellter von gewissen Hilfsmitteln, sich seiner Haut zu wehren, welche andern Arbeitern offen stehen, auszuschließen ist, er zum Ersatz dafür zu irgend einer Art öffentlichen Schutzes berechtigt sein muß, und daß er, wenn er im Punkt des Dienstes dem Publikum gegenüber pflichtgebunden ist, im Punkt der Bezahlung und Behandlung auf keinen Fall der Gnade und Ungnade von privaten Corporationen preisgegeben werden dürfe, welche zur Erzielung privater Geschäftsprofite organisirt worden sind. Und es ist nicht leicht einzusehen, wie irgend ein vernünftiger Mensch die Richtigkeit dieser Schlußfolgerungen anzweifeln will. Der Arbeiter hat ein Recht zu verlangen, daß beide Seiten der Frage von den Pflichten und Rechten im Geist der Billigkeit erwogen werden. Wenn geltend gemacht wird, daß die Corporationen nicht zu philanthropischen Zwecken, sondern zur Erzielung geschäftlicher Gewinne organisirt werden, so muß auch geltend gemacht werden, daß der Angestellte ebenfalls nicht für philanthropische Zwecke, sondern zu dem Behuf arbeitet, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und daß von den Arbeitern, die fast alle arm sind, unmöglich mehr Philanthropie verlangt werden kann, als von den Corporationen, deren Mitglieder fast alle reich sind. Die Angestellten und Arbeiter mit ihren Löhnen sollten auf keinen Fall zu drückenderen Pflichten gegen das Publikum gehalten sein als die Corporationen mit ihren Geschäftsprofiten, denn während eine Verringerung der Profite so viel heißt, wie kleinere Dividenden für die Capitalisten, ist eine Herabsetzung des Gehalts für die Angestellten gleichbedeutend mit Mangel und Entbehrung. Wenn Eisenbahn- und Telegraphen-Bedienstete aus Rücksicht für das Publikum gezwungen werden können, bei ihrer Arbeit zu bleiben, gleichviel, ob ihnen ihre Bezahlung ein menschenwürdiges Dasein gestattet oder nicht, dann können die Corporationen erst recht gezwungen werden, ihre Leute an der Arbeit zu erhalten, gleichviel, ob die Löhne, welche sie denselben zu zahlen haben, ihnen die Erzielung großer Geschäftsgewinne gestatten oder nicht. Denn es wird kaum bestritten werden können, daß, wenn ein Unterschied zwischen den beiden in Betreff des Maßes ihrer Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen besteht, derselbe von der Thatsache herrührt, daß die Corporationen sich im Genuß werthvoller öffentlicher Privilegien befinden, welche auch öffentliche Verpflichtungen mit sich bringen, während ihre An-

gestellten einfache Lohnarbeiter sind, welche als Klasse vom Publikum oder dem Staat nicht um ein Haar besser gestellt sind, als andere Arbeiter in privaten Diensten.

Das Resultat, zu dem das Alles führt, ist, daß das Publikum denen, die gehalten sind, ihm gewisse Dienste so zu leisten, daß dieselben keiner Unterbrechung und Störung ausgesetzt sind, auch ein entsprechendes Maß von Schutz in der Leistung dieser Dienste gewähren muß. Insofern jede Störung in den Beziehungen zwischen den Corporationen und ihren Angestellten dazu angethan ist, auch zu einem Hinderniß für ihren öffentlichen Dienst zu werden, ist dieselbe nicht nur Sache der unmittelbar betheiligten Parteien, sondern auch Sache des Publikums. Es muß daher auch dem beschränktesten Verstande einleuchten, daß die Angestellten von Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen unter solchen Umständen nicht „nach denselben Grundsätzen, wie eine Armee" regiert werden können, und daß namentlich jener „Hauptgrundsatz der Armee-Regierung, daß keine Theilung der Autorität zulässig ist," in diesem Fall ganz und gar nicht anzuwenden ist. Wo auf einer Seite eine Verpflichtung gegen das Publikum vorliegt, da muß auf der andern auch eine solche seitens dieses Publikums vorliegen: die Pflicht zuzusehen, daß, soweit dies möglich ist, zwischen den Corporationen und ihren Bediensteten jene Gerechtigkeit obwalte, welche das öffentliche Interesse zu wahren gestattet, ohne daß der einen oder der andern Seite Unrecht geschieht.

Wie ist dies nun zu bewerkstelligen? Angesichts der Thatsache, daß die Eisenbahn und der Telegraph innerhalb der modernen Organisation der Gesellschaft Functionen verrichten, welche für die Wohlfahrt der Menschen ebenso unerläßlich sind, wie die der Post und der Polizei, ja daß sie bereits einen großen Theil des Postdienstes leisten und für die Polizei ein nicht mehr zu entbehrendes Hilfsmittel bilden, so drängt sich der Gedanke von selbst auf: daß der Staat auch sie ganz und gar controliren sollte, daß mithin die Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten unter die Regierung und die Fürsorge des Publikums als jener Macht gestellt werden sollten, welcher sie ihre Pflichten und Dienste schulden. Sie würden dadurch ihres Zwitterverhältnisses einer gleichzeitigen Verpflichtung gegen das Publikum und gegen die Corporationen enthoben und ihre Stellung würde eine einfache und logische werden. Ob nun aber die Probleme, welche durch diese neuen Elemente der gesellschaftlichen Organisation in diesem sowohl, wie in anderen Ländern heraufbeschworen worden sind, ihrer Zeit auf eine Lösung im Sinne der Verstaatlichung hindrängen werden oder nicht, so viel steht fest: daß eine solche Verstaatlichung, wenigstens soweit die Eisenbahnen in Betracht kommen, hier zu Lande nicht ohne große Gefahr für den Charakter und die Wirksamkeit unserer Institutionen vor sich gehen könnte, solange nicht die rein administrativen Functionen der Regierung von der Partei-Politik dermaßen getrennt sind, daß eine Erweiterung dieser administrativen Maschinerie nicht mehr mit einer Vergrößerung der Aemter-Patronage und der politischen Macht

der regierenden Partei gleichbedeutend wäre, und so lange nicht eine derartige Trennung das politische Denken und die politischen Gewohnheiten des amerikanischen Volkes hinlänglich durchdrungen hat, um als eine unumstößliche Thatsache angesehen werden zu können. Man hat in den Vereinigten Staaten thatsächlich einen hoffnungsvollen Anfang in der Reformirung des Civildienstes gemacht, aber es ist immer nur erst ein Anfang. Man hat ein Civildienst-Gesetz, welches, soweit es reicht, ganz gut ist. Aber einige der schlimmsten Schlupfwinkel der Aemter-Patronage werden dadurch nicht berührt. Und wie wenig der eigentliche Geist dieses Gesetzes das Thun und Treiben der Partei-Politik bis jetzt beeinflußt hat, geht am besten daraus hervor, daß die demokratische Majorität des Repräsentantenhauses und die republikanische Senats-Majorität des derzeitigen Congresses bei der Besetzung ihrer Hausämter ganz in der nämlichen, diese Aemter als selbstverständliche Parteibeute betrachtenden Weise vorgingen, welche früher maßgebend gewesen! Es ist wahr, die Maschinerie des Telegraphendienstes erfordert durchaus gelernte Arbeit einer ganz bestimmten Sorte, so daß dieselbe leicht und nachhaltig unter die Bestimmungen des bereits in Thätigkeit befindlichen Civildienst-Gesetzes gebracht werden könnte. Die Administration eines telegraphischen Dienstsystems durch die Bundesregierung als ein Zweig der Postverwaltung mag daher wohl als ein Gegenstand der öffentlichen Discussion betrachtet werden. Aber dieselbe amerikanische Bundesregierung, wie sie jetzt beschaffen ist, mit der Verwaltung einer großen Anzahl von Eisenbahnen und dem Bau neuer Linien zu betrauen, deren Bestimmung dem bekannten gegenseitigen Localschacher im Congreß unterliegen würde — schon der Gedanke ist unheimlich und bedrohlich genug, um einen Jeden nur vor dem bloßen Vorschlag einer solchen Neuerung zurückzuschrecken.

Wir werden es daher in dieser Frage vor der Hand noch nach wie vor mit privaten Corporationen und deren Bediensteten zu thun haben und müssen somit auch nach einem Mittel zur Verhütung von Streiks durch Intervention des Publikums in einer anderen Richtung ausschauen. Das Nächstliegende, was sich da darbietet, ist die gesetzliche Errichtung von Schiedsgerichten mit einer hinlänglichen Jurisdiction. Wie ganz von selbst sich dieser Ausweg den Nachdenkenden aufdrängt, wird am besten durch die Thatsache bewiesen, daß selbst der oben soviel citirte Publicist der „Evening Post" in dem nämlichen Artikel, in welchem er seine klassische Erklärung erläßt: „daß Eisenbahn- und Telegraphen-Bedienstete von ihren Corporationen nach militärischen Grundsätzen behandelt werden müssen, deren wichtigster der ist, daß keine Theilung der Autorität zugelassen werden darf", — daß selbst unser „Evening Post"-Publicist sagen wir, ebenfalls auf den Schiedsgerichtsplan zu sprechen kommt und sich da, wie folgt, vernehmen läßt: „Sollte das Publikum nach reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung kommen, daß die Angestellten der Corporationen nicht im Stande sind, für sich selbst einzustehen und ihre eigenen Contracte zu machen, so dürfte das richtige Mittel

zu ihrem Schutz in der Errichtung schiedsrichterlicher Behörden zu finden sein, deren Entscheidungen für beide Parteien bindend sein sollten." Unserem ausgezeichneten Publicisten scheint es dabei für einen Augenblick ganz und gar entfallen zu sein, daß „Armee-Regierung und Schiedsgerichte" in diesem Sinne kaum Hand in Hand werden gehen können, denn wenn es ein paar unvereinbare Dinge in dieser Welt giebt, so sind dies ein militärisches Regiment mit dem Hauptgrundsatz seiner „untheilbaren Autorität" und die einem außerhalb stehenden Tribunal übertragene schiedsrichterliche Gewalt der Entscheidung von Zwistigkeiten zwischen Denen, die commandiren und Denen, die zu gehorchen haben. Die Armee-Regierung kennt ein aus Offizieren zusammengesetztes Kriegsgericht, aber sie hat keine Idee von civilistisch zusammengesetzten Schiedsgerichten, deren Zweck es ist, ausgleichend zwischen Vorgesetzten und Untergeordneten einzuschreiten. Die Einmischung von Schiedsgerichten zwischen Corporationen und ihren Bediensteten würde gerade so unverträglich mit militärischen Verwaltungsgrundsätzen sein, wie diejenige von Arbeiter-Genossenschaften. Man kann daher mit Bestimmtheit behaupten, daß Derjenige, der von einem Armee-Regiment spricht, nicht zugleich Schiedsgerichte im Auge haben kann, und daß für Denjenigen, der von Schiedsgerichten spricht, in dieser Frage eine „Regierung auf militärischer Basis" absolut ausgeschlossen ist. Auf welcher Seite jedoch unser Publicist in Wirklichkeit steht, mag aus dem weiteren Satze seines Artikels geschlossen werden: „Aber die Hauptschwierigkeit einer derartigen Einsetzung von Schiedsgerichten ist und wird stets in den Sympathien aller Geschäftsmänner mit einem Jeden beruhen, der durch ein Gesetz daran verhindert werden soll, sein Geschäft auf seine eigene Manier zu führen, vor allen Dingen aber daran die Höhe der Löhne und Gehalte zu bestimmen, welche er im Stande ist zu zahlen. Sobald man anfangen wird, die Höhe von Löhnen durch Regierungsbehörden bestimmen zu lassen, wird jeder Arbeitgeber bis in seine Stiefel hinein zittern." Da diese Schlußfolgerung ohne Frage nur die eine Absicht haben kann, den Nachweis zu führen, daß Schiedsgerichte weder eingesetzt werden können, noch sollen, taucht schließlich der Geist der Armee-Regierung wieder siegreich aus allen Confusionen der Ideen empor. Aber trotzdem wird uns das Citat als ein vollwiegendes Muster der wichtigsten Einwände, welche gegen den Schiedsgerichtsplan erhoben werden, gute Dienste leisten.

Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß alle Geschäftsleute, oder selbst nur ein ansehnlicher Theil von ihnen die Einsetzung von Schiedsgerichten zum Zweck der Beilegung von Zwistigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und deren Bediensteten mit Mißtrauen und Ungunst betrachten würden. Der Grund ist einfach genug. Wenn Eisenbahn- oder Telegraphen-Verkehr, oder beide zugleich durch umfangreiche Streiks unterbrochen werden, so sind die Geschäftsleute des Landes Diejenigen, die am ersten und schwersten darunter zu leiden haben. Jedes wirksame Mittel,

ſolchen Streiks vorzubeugen, wird ſomit gerade ihnen am willkommenſten ſein. Sie wiſſen, daß die bis jetzt in Anwendung gekommenen Methoden ſich als unzulänglich erwieſen haben. Sie wiſſen auch ſehr wohl, daß Streiks nicht durch das bloße Geſchrei: „daß ſolchen Dingen ein Ende gemacht werden müſſe," oder durch einen Ruf nach der Polizei verhindert werden können. Sie fühlen ferner nicht nur, daß die Phraſen vom Regieren der Arbeiter nach Armee-Grundſätzen in einem Lande wie die Vereinigten Staaten einen äußerſt bedenklichen Klang haben, ſondern ſie fangen allgemach auch an, ſich darüber klar zu werden, daß die Erwartung, der Wiederholung von Streiks durch bloßen Widerſtand, koſte derſelbe an Opfern was immer er wolle, vorzubeugen, ſowie die Hoffnung, die Arbeitergenoſſenſchaften durch die eigenſinnige Weigerung, ſie in ihrem repräſentativen Charakter anzuerkennen, aus einer höchſt beklagenswerthen Verkennung der Verhältniſſe entſpringt.

Nichts dürfte in der That beſſer dazu angethan ſcheinen, Streiks für alle Zukunft zu entmuthigen, als die Geſchichte der Streiks ſelbſt. Die Zahl der erfolgreichen Arbeiter-Ausſtände iſt im Verhältniß zu den dabei draufgegangenen Maſſen von Geld und dem Betrage der durch das zeitweilige Aufhören der Arbeit verlorenen Löhne — von der Demoraliſation und dem, Perioden des Müſſigganges folgenden ſonſtigen Elend gar nicht zu reden — eine ſo geringe geweſen, daß die Arbeiter allen Grund hätten, vor weiteren Verſuchen zurückzuſchrecken. Auch ſind ihnen dieſe Dinge keineswegs unbekannt. Im Gegentheil, ſie ſind häufig und in durchaus verſtändiger Weiſe in ihren Kreiſen discutirt worden. Der ungeheure Vortheil, den der Capitaliſt im Punkt der Ausdauer vor den Arbeitern voraus hat, iſt für die Letzteren kein Geheimniß. Er hat ſich ihnen durch nur zu viele Triumphe über gut organiſirte und zum Aeußerſten entſchloſſene Ausſtände handgreiflich fühlbar gemacht, um nicht von ihnen anerkannt zu werden. Und doch, allen dieſen verhängnißvollen Erfahrungen zum Trotz wird der Streik immer wieder verſucht, und nehmen die Verbände und Brüderſchaften, welche ſie organiſiren und ausführen, beſtändig an Mitgliederzahl und Einfluß zu. Jede neue Niederlage ſcheint thatſächlich ſtatt einer entmuthigenden, eine aufreizende Wirkung zu üben. Wie iſt dieſe Beharrlichkeit unter ſo widrigen Umſtänden zu erklären? In einem oder dem andern Fall mag ſie wirklich, wie man ſo oft hört, das Reſultat gewiſſenloſer Demagogie ſeitens der Führer oder kurzſichtiger Unwiſſenheit ſeitens der Gefolgſchaft ſein. Aber im Allgemeinen liegt denn doch die Urſache weit tiefer.

Jeder erfolgloſe Streik läßt den Arbeiter mehr und mehr von der überlegenen Stärke der gegneriſchen Gewalt durchdrungen werden, gegen welche er anzukämpfen hat. Und doch kennt er gleichzeitig, wie die Dinge im Augenblick einmal liegen, kein anderes Mittel als den Streik, um ſeine Forderungen durchzuſetzen, wenn Bitte und Vorſtellung ſich als fruchtlos

erwiesen haben. Er ist daher in Ermangelung von irgend etwas Besserem nicht willens, diese letzte Zuflucht aufzugeben. Der Gedanke liegt ihm nahe, daß, wenn Streiks bisher so oft fehlgeschlagen sind, dies deshalb der Fall sei, weil sie nicht gründlich und nicht allgemein genug organisirt waren, und daß sie durch eine großartigere Organisation ungleich wirksamer gemacht werden könnten. Er macht auch die Beobachtung, daß Corporationen und Arbeitgeber in der Regel sehr abgeneigt sind, die Comités der Arbeiter-Unionen und Brüderschaften als die legitimen Repräsentanten und Organe der Arbeiter anzuerkennen, ja, daß einige sogar besondere Feindseligkeiten gegen sie zur Schau tragen. Er schließt daraus, daß diese Arbeiter-Verbände dasjenige sind, was die Arbeitgeber am meisten fürchten. Und so kommt es, daß aus diesen und ähnlichen Gründen erfolglose Streiks, statt betreffs der Wirksamkeit dieses Mittels, Forderungen durchzusetzen, zu entmuthigen, regelmäßig nur erneute Anstrengungen, die Arbeiter-Organisationen zu vergrößern, und erneute Vorbereitungen zu einer größeren Einigkeit des Handelns im Gefolge haben. Das Ziel, welches der Arbeiter dabei im Auge hat, ist die allmähliche Feststellung und Erreichung einer Basis, auf welcher die Arbeiter ihre Ausstände zu organisiren haben, um jeden Widerstand überwinden zu können. Der Zeitpunkt, da dies erreicht sein wird, mag noch so entfernt sein, und die Versuche, ihn zu erreichen, noch so schlecht berathen und stümperhaft sein, doch werden diese Versuche wieder und immer wieder zu neuen Streiks führen und damit auch das leidige Uebel schlimmer und schlimmer werden lassen, so lange man fortfährt, es in der alten Manier zu behandeln. Verständige Geschäftsleute sehen dies sehr wohl ein. Und sie sehen auch ein, daß, wenn wir die Lohnarbeiter auf das Mittel des Streiks verzichten und namentlich die Eisenbahn- und Telegraphen-Angestellten ihrerseits eine Verpflichtung gegen das Publikum anerkennen machen wollen, welche ihnen das plötzliche Niederlegen der Arbeit als Abhilfsmittel ihrer Beschwerden verbietet, wir andere, vernünftigere und wirksamere Mittel ihnen zugänglich machen müssen. Daß Schiedsgerichte geeignet seien, diesen Zweck zu erfüllen, wird kaum bestritten werden können. Es ist somit aller Grund zur Annahme vorhanden, daß die Geschäftswelt es im Großen und Ganzen mit ungeheuchelter Genugthuung begrüßen würde, wenn die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und ihren Angestellten gesetzlich etablirten Schiedsgerichten überwiesen würde. Und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß eine ansehnliche Zahl anderer Arbeitgeber, anstatt „bis in ihre Stiefeln zu zittern", geneigt sein würden, denselben Plan für ihre eigenen Geschäftsbetriebe zu adoptiren, lediglich auf den Grund hin, daß er dazu angethan ist, sie einer Menge von Scherereien und Widerwärtigkeiten zu überheben.

Schon die bloße Verpflichtung, ihre Zwistigkeiten einem derartigen Schiedsgericht zu unterbreiten, dürfte auf der einen Seite die Arbeitgeber in

der Behandlung ihrer Arbeiter rücksichtsvoller und vorsichtiger machen, auf der anderen aber die Arbeiter, wenigstens die einsichtigeren und sich selbst achtenden unter ihnen, von der Aufstellung thörichter Forderungen zurückhalten — diese wie Jene aus dem Grunde, daß es für Beide gleich unerquicklich wäre, ihre Aufführung öffentlich vor einem unparteiischen Gerichtshof verurtheilt zu sehen. Gar viele Leute fürchten sich vor einem Argument mehr, als vor einem Kampf. Aber gleichviel, ob diese Wirkungen in größerem Maßstab erfolgten, oder nicht, auf jeden Fall würden der Austragung von Lohnkämpfen durch schiedsgerichtliche Entscheidung nicht erst jene Arbeitseinstellungen mehr vorangehen, welche der einen Partei einen Verlust an Geschäfts-Profiten, der anderen einen solchen an Löhnen und, wie im Fall der Eisenbahn- und Telegraphen-Streiks, einen noch viel größeren Schaden dem großen Publikum zufügen. Wir behaupten nicht, daß viele von den großen Corporationen die Einsetzung derartiger schiedsrichterlicher Tribunale begünstigen werden. Diejenigen, welche bereits in ihrem Geschäftszweige ein Monopol und damit auch die Lohnbesteuerung in der Hand halten, werden wahrscheinlich nicht dafür sein. Aber die große Mehrheit der Geschäftsleute und Arbeitgeber sind weder so gestellt, noch sind sie so gesonnen. Es ist sogar eine Thatsache, daß sie in zahlreichen Fällen zur Vermeidung eines Streiks freiwillig zu dem Auskunftsmittel einer schiedsgerichtlichen Entscheidung gegriffen haben, und wenn auch nicht immer, so doch häufig mit ausgezeichnetem Erfolg. Die geregeltere und umfassendere Einführung einer derartigen Einrichtung ist, wir sind davon überzeugt, nur eine Frage der Zeit. Die Praxis, Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern durch einen Wettkampf der bloßen Kraft und Ausdauer zu entscheiden, ist kaum weniger wüst und barbarisch als Kriege, die zwischen Völkern, und Zweikämpfe, die zwischen einzelnen Personen zum Austrag von Interessen- und Ehrenfragen ausgefochten werden. Es ist das nun bezeichnend für die frühe Periode von Kämpfen mit neuen gesellschaftlichen Problemen, wenn die landläufigen Ideen über die Natur dieser Probleme, über die anzustrebenden Ziele und anzuwendenden Mittel noch ganz unentwickelter Art sind, und wenn der Impuls, bestehende Schwierigkeiten in Ermangelung von etwas Besserem durch einfache Gewalt zu meistern, sich am leichtesten der allgemeinen Anschauung bemächtigt. Civilisirtere, weniger kostspielige und zur Erzielung gerechter Resultate geeignetere Methoden werden nothwendiger Weise gefunden und angewendet werden, je besser man die Natur des Uebels, die Unzulänglichkeit der bislang dagegen versuchten Mittel, das Rechts- und Pflichtverhältniß auf der einen und der anderen Seite und das unmittelbare Interesse, welches, wie im Fall der Eisenbahnen und Telegraphen, das große Publikum an den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hat, verstehen und würdigen wird.

Aber je allgemeiner die Praxis schiedsgerichtlicher Entscheidungen eingeführt wird, um so wahrscheinlicher ist es, daß ihre Wirksamkeit über den

Bereich einer bloßen Beilegung von gelegentlichen Lohnstreitigkeiten herauswachsen muß. Wir haben nur den Anfang der Complication gesehen, welche die industrielle Entwickelung unserer Tage begleiten. Die Schwierigkeit, sie zu erledigen, wird, wie dies bei solchen Dingen gewöhnlich der Fall ist, zum großen Theil durch den Geist bedingt werden, in welchem man an sie herantritt, und in welchem die unmittelbar daran betheiligten Parteien versuchen werden, einander zu verstehen. Die modernen Productionsweisen und die daraus folgenden großen Ansammlungen von Lohnarbeitern unter großen industriellen Organisationen haben unter der Arbeiterbevölkerung die Neigung erzeugt, sich selbst als eine gänzlich gesonderte und abgeschlossene gesellschaftliche Klasse zu betrachten, die im Gegensatz, wenn nicht geradezu in absoluter Gegnerschaft zu den Angehörigen aller anderen Klassen ihre eigenen, bestimmten und gesonderten Interessen hat und darauf angewiesen ist, auch seine eigenen und eigenthümlichen ökonomischen und politischen Doctrinen zu cultiviren. Mit dieser Anschauung aber wächst in ihnen auch — in Amerika vielleicht weniger als in anderen Ländern, aber immerhin auch hier in einem wahrnehmbaren Grade — ein Gefühl, daß ihre Interessen lediglich mit Hilfe einer allgemeinen Organisation ihrer Kräfte und einer steten Bereitschaft zu irgend einer Art offenen Kampfes gewahrt werden können. Es ist das ein geistiger Zustand, der in solchem Grade dazu angethan ist, die Gemüther in wunderlich falsche Auffassungen der Welt, in welcher sie leben, zu drängen und dadurch alle möglichen Arten von Luftschlössern und ausschweifenden Plänen auszubrüten. Und naturgemäß erzeugt eine solche Lage der Dinge allerlei gefährliche Tendenzen. Während die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter nicht nur aus ehrlichen, sondern auch gut gesinnten und verständigen Leuten besteht, befinden sich ohne Frage auch ein gut Theil von Träumern unter ihnen, welche in dem aufrichtigen Glauben an die Ausführbarkeit derselben gewisse phantastische Projecte einer plötzlichen und gründlichen Reformation aller menschlichen Dinge durch revolutionäre Erscheinungen nähren; und ebenso giebt es auch nicht wenig selbstsüchtige und verschmitzte Demagogen unter ihnen, welche es darauf abgesehen haben, sich durch Ausbeutung der Leidenschaften der leicht Erregbaren und der Leichtgläubigkeit der Unwissenden eine Führerrolle an sich zu reißen. Das Erste, was diese Demagogen anstreben, ist stets eine möglichst große Entfremdung der Arbeiterbevölkerung von den andern Klassen der Gesellschaft und dadurch die möglichste Ausschließung alles dessen, was diese etwa an Einfluß auf sie ausüben könnten. Nichts aber könnte nach dieser Seite hin mehr darauf berechnet sein, den Demagogen in die Hände zu arbeiten, als das in den Arbeitern hervorgerufene Gefühl, daß die Capitalisten entschlossen seien, alle zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern entstehenden Uneinigkeiten als eine bloße Frage der Gewalt zu betrachten. Nichts könnte den Demagogen gelegener sein, als den Capitalisten zum Arbeiter sagen zu hören: „Wann immer Ihr Abschlüsse mit uns durch die Weigerung, zu unsern Bedingungen

zu arbeiten, erzwingen wollt, ſind wir, wie vernünftig auch Eure Forderungen an ſich ſein mögen, entſchloſſen, Euch zu beweiſen, daß wir mit unſerm Reichthum eine Einſtellung der Arbeit ein gut Stück länger und beſſer ertragen können, als Ihr armen Schelme in Eurer Abhängigkeit von Euren Löhnen!" Die Aufrechthaltung eines ſolchen Standpunktes ſeitens der Arbeitgeber wird naturgemäß unter den Arbeitern die Annahme ſtärken, daß ſie ſich behufs Schutzes ihrer Intereſſen auf nichts verlaſſen können, als auf eine ſtarke Organiſation der Kräfte ihrerſeits und möglicherweiſe einen vollkommenen Umſturz des geſellſchaftlichen Gebäudes. Wenn ſolche Anſichten gang und gäbe werden, dann werden die Demogogen und Extremiſten allerdings leichtes Spiel haben.

In dieſer Hinſicht würde jede Maßnahme, welche nach Art der Schiedsgerichte dazu angethan wäre, das Vertrauen der Arbeiter für ſich zu haben, geeignet ſein, eine äußerſt geſunde Wirkung zu üben. Sie würde den Beweis liefern, daß die Geſellſchaft nicht geſonnen iſt, die Entſcheidung über Zwiſtigkeiten zwiſchen Arbeitgebern und Lohnarbeitern lediglich zu einer Frage der größeren Mittel und Ausdauer auf der einen oder der anderen Seite zu machen, und daß aus dieſem Grunde die Vorbereitungen zur Inſcenirung und Unterhaltung von Streiks oder andern Veranſtaltungen gewaltſamen Charakters weder die einzige noch die Hauptſache ſind, auf welche ſie behufs Durchſetzung ihrer gerechten Forderungen oder behufs Abhilfe ihrer Beſchwerden ihr Augenmerk zu richten haben. Sie würde ihnen ſtatt deſſen die Gewißheit geben, daß ihnen, wenn immer ſie vernünftige Forderungen erheben, ein viel friedlicherer und weniger koſtſpieliger Weg, als ein Streik, offenſteht, um das Verlangte ſelbſt dann zu erreichen, wenn die Arbeitgeber ſich zuerſt unwillfährig erweiſen ſollten. Ebenſo würden ſie einſehen, daß zum Zweck eines Erfolges die Gerechtigkeit ihrer Forderungen durch zwingende Gründe und nicht durch eine bloße Anſammlung von Streikkräften unterſtützt werden ſollte. In dieſer Thatſache würde eine nachdrückliche Mahnung für ſie liegen, beide Seiten der Frage zu erwägen, bevor ſie überhaupt ein Verlangen ſtellen, ſich die wirkliche Lage der Dinge und was möglicher Weiſe erreichbar iſt, gegenwärtig zu halten und auf dieſe Weiſe die Welt, in der ſie leben, richtig zu beurtheilen. Sie würde nicht die Auflöſung der Arbeiterverbände zur Folge haben — wie es denn auch keineswegs wünſchenswerth iſt, daß dieſelben aufgelöſt werden ſollen, da ſie mannigfaches Gute zu ſtiften vermögen — aber ſie würde ſehr geeignet ſein, die Möglichkeit eines ſchädlichen Gebrauchs dieſer Organiſationen ſeitens gewiſſenloſer Führer einzuſchränken. Die große Maſſe der Arbeiter wird nicht ſo leicht mehr zu gewaltthätigem und koſtſpieligem Vorgehen hingeriſſen werden können, ſobald ſie ſehen, daß ihnen ein verſtändiges und verläßliches Mittel geboten iſt, mit deſſen Hilfe ſie darauf rechnen können, auf friedlichem Wege und zu geringen, wenn überhaupt irgend welchen Koſten Gerechtigkeit zu erlangen. Mit einem Wort, die Beziehungen der ver-

schiedenen Klassen der Gesellschaft werden um so weniger Störungen ausgesetzt sein, je breiter der vermittelnde Boden wird, auf dem sie sich zur Erörterung und Beilegung widersprechender Interessen treffen können. Durch die Einsetzung von Schiedsgerichten aber würde dieser vermittelnde Boden wesentlich erweitert werden. Nach dieser Seite hin würden sie ihre bedeutendsten Wirkungen üben können. Freie Erörterung ist das beste Sicherheitsventil für die demokratisch organisirte Gesellschaft. Ihr Einfluß ist namentlich dann ein heilsamer, wenn sie das Gebiet von bloßen Allgemeinheiten verläßt und sich mit praktischen Details beschäftigt, wie sie dies bei Erwägung specieller Fälle von Lohnstreitigkeiten und verwandten Dingen zu thun haben würde. Reichliche Gelegenheit und Anregung zu solchen Erörterungen sind ganz besonders nothwendig, wenn verschiedene gesellschaftliche Klassen, von deren harmonischen Zusammenwirken ihre eigene Prosperität, wie bis zu einem beträchtlichen Grade des Wohlbefinden des ganzen Gemeinwesens abhängt, vermöge der Natur ihrer Stellung zu einander dazu angethan sind, sich in Betreff ihrer beiderseitigen Beweggründe und Ziele zu mißtrauen und in Folge dessen nur zu leicht in ungesunde Reibungen und gefährliche Conflicte gerathen.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ist es viel wahrscheinlicher, daß die Einsetzung von gesetzlichen Schiedsgerichten zur Entscheidung von Zwistigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und deren Angestellten auf die Billigung, als auf den Widerstand der Masse der Geschäftswelt stoßen wird, selbst auf die Gefahr hin, dies Schiedsgerichtswesen, im Falle es gute Dienste leistet, im Laufe der Zeit noch eine viel weitere Ausdehnung finden zu sehen. Wenn immer zum Behuf der Entscheidung von Interessen-Conflicten friedliches Begegnen und Erörtern an Stelle eines Austrags durch rohe Gewalt treten, hat die Menschheit Grund, sich dazu, als zu einem Fortschritt wahrer Civilisation, Glück zu wünschen. Kluge Geschäftsleute werden unter den Ersten sein, das anzuerkennen, denn sie werden sehr bald den wirthschaftlichen Werth dieser Neuerung würdigen. Zugleich werden sie auch begreifen, daß, während die Demagogen, die Aufreizer zur Unzufriedenheit und die Anwälte revolutionärer Gewalt mit dem Wachsthum ihres Einflusses auf die großen Massen eine Gefahr für den öffentlichen Frieden und die öffentliche Ordnung werden mögen, ihre wirksamsten Unheilshelfer unter Denen gefunden werden, welche sich gerechten Forderungen und nothwendigen Reformen eigensinnig entgegenstellen.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, die Einsetzung gesetzlicher Schiedsgerichte als eine neue Entdeckung hinzustellen, oder als ein unfehlbares Heilmittel für alle Schwierigkeiten, welche die neuen Methoden industrieller Production über die Gesellschaft gebracht haben. Sie sollen nur dazu beitragen, über einige derselben hinwegzuhelfen. Das Maß des Erfolges in Erreichung dieses Zieles wird zumeist von der Art und Weise abhängen, in welcher diese Schiedsgerichte derartig constituirt werden, daß

ſie die Achtung und das Vertrauen aller daran Betheiligten genießen mögen. ſowie von einer ſorgfältigen Beſtimmung ihrer Jurisdiction. In dieſer Beziehung wird man werthvolle Fingerzeige in den Erfahrungen finden, welche in den zahlreichen Fällen geſammelt wurden, in denen in den Vereinigten Staaten wie in andern Ländern das Schiedsgerichts-Princip mit Erfolg zur Anwendung gekommen, wie auch in den gelegentlichen Fällen ſeines Mißerfolges. Der Zweck dieſer Darlegung iſt lediglich der, das allgemeine Princip zu erörtern. Selbſt wenn die Einſetzung ſolcher geſetzlichen Schiedsgerichte und die Feſtſtellung ihrer Jurisdiction als ein ſchwieriges Experiment zu betrachten iſt, wie dies ja mit jedem Vorſchlag einer Löſung dieſer modernen Probleme der Fall iſt, ſo wird doch zugegeben werden müſſen, daß ſie angeſichts der abſonderlichen Stellung gewiſſer Klaſſen von Angeſtellten und Bedienſteten, welche in einem Pflicht- und Dienſt-Verhältniß zum Publikum ſtehen, während ſie ſich gleichzeitig unter dem Regiment privater Corporationen befinden, eine Nothwendigkeit iſt. Und ebenſowenig kann geleugnet werden, daß es ein vernünftiges und deshalb vielverſprechendes Experiment ſein würde — ein wichtiger Fortſchritt im Dienſt der Gerechtigkeit und damit zugleich des Friedens und der allgemeinen Wohlfahrt!

Die neueſten Criminalfälle in Wien.

Von

Ed. Grafen von Lamezan.

— Wien. —

III.

Stellmacher und Kammerer.

Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß von allen jenen Gewaltacten, welche zu Ende des vorigen Jahres und im Beginne des laufenden in Wien ſich zutrugen oder entdeckt wurden, gerade diejenigen, die ſich unter den beiden oben vorangeſtellten Namen zuſammenfaſſen laſſen und eine ganz abſonderliche Kategorie von verbrecheriſchen Emanationen bilden, das Intereſſe und die Neugierde der großen Menge bei weitem nicht in dem Maße erregten, wie die von mir zuletzt beſprochenen Thaten eines Hugo Schenk und ſeiner Genoſſen, obwohl bei näherer Betrachtung zweifellos wird, daß jene als ſymptomatiſche Erſcheinungen gewiſſer ſehr bedeutſamer Zuſtände im ſtaatlichen und ſocialen Leben der Gegenwart eine viel größere Beachtung, ein viel eindringlicheres Studium verdienen, als dieſe, die ſich doch, wie ich bereits zu betonen Gelegenheit hatte, mehr als epiſodiſche Ereigniſſe von vorübergehender Bedeutung darſtellen. Als am 15. December 1883 der Polizeibeamte Hlubek in ſo geheimnißvoller Weiſe den Tod fand, war man beſtürzt, betroffen, ja in gewiſſem Sinne verblüfft, weil man Urſache und Zweck der That nicht zu erkennen vermochte; man ſah ſich irgend einer „dunklen Macht“ gegenüber, deren Weſen und Geſtalt man nur vermuthen und errathen konnte, und ähnlich war die Wirkung, als am 25. Januar 1884 der Polizeidiener Blöch getödtet wurde; aber von dem Augenblicke an, als einige Tage ſpäter der Name und die Perſönlichkeit des bei der That ergriffenen Mörders ihrer geheimnißvollen Anonymität entkleidet war, erlahmte das allgemeine Intereſſe an der ganzen

Sache in der auffälligsten Weise, und die weiteren Enthüllungen, welche sich im Laufe der Zeit den ersten Entdeckungen zugesellten, begegneten kaum mehr einer besonderen Aufmerksamkeit. Man stellte die Sorge dafür, daß die allgemeine Wohlfahrt keinen Schaden erleide, dem Ermessen der Staatsverwaltung anheim, weil man fühlte, daß der einzelne Bürger solchen Erscheinungen gegenüber machtlos sei, und beruhigte sich mit großer Bereitwilligkeit, als man sah, daß die Regierung des Staates auch in der That durch außerordentliche Maßregeln dem Uebel, das da zu Tage getreten war, zu begegnen bestrebt war.

Dieses Verhalten der Bevölkerung erklärt sich ganz und gar aus der Sache selbst und aus der Empfindungsweise des Volkes. In den „Criminalfällen", zu deren Betrachtung ich mich im Nachstehenden wenden will, hat man es durchaus vorwiegend mit Principien, mit Ansichten, mit intellectuellen Verirrungen zu thun; die Personen der Thäter als solche treten als rein nebensächlich in den Hintergrund; keine individuelle Leidenschaft, keinerlei Gemüthsbewegung setzt ihre tödtlichen Waffen gegen die ihnen zumeist unbekannten Opfer in Bewegung; ihre Handlungen sind das Ergebniß eines verruchten und verwerflichen Denkprocesses, an dem die Impulse des Herzens keinen Antheil haben; sie sind aus der Reflexion hervorgegangen, nicht aus der Begierde, die sonst den Verbrecher erfüllt und beseelt, und wir sehen sie daher ganz so starr, so kalt, dem Menschengemüthe so fremd und feindselig vor unserem Auge stehen, so schwer verständlich und unfaßbar, wie ein abstractes Problem.

Die Menschenmenge aber bedarf, wenn sie sich für irgend etwas und sei es auch ein Grauenhaftes, interessiren soll, einer Menschengestalt, von der sie sich einen Begriff, ein Bild zu machen, deren Motive und Leidenschaften sie zu durchblicken, zu erfassen, mit den eigenen Empfindungen vergleichend, zu messen vermag. Das Alles fand sie bei Hugo Schenk; es fehlte ihr bei den Thaten des Heinrich Stellmacher. Um diese zu begreifen, um zu verstehen, wie es denn möglich wurde, daß ein so unbedeutender Mensch zu solch' unerhörten, für ihn selbst und zunächst auch für „seine Sache" ganz zwecklosen Handlungen gelangen konnte, — dazu bedarf es eines langen und dunklen Weges, auf welchem man um so manches Jahrzehnt der menschlichen Entwickelungsgeschichte zurückgreifen, scheinbar Fernliegendes heranziehen, viel Schmerzliches berühren, vielleicht manch' liebgewordene Illusion zerstören muß. Der Gang ist daher ein ernster, vielleicht zu ernster für den Leser dieser Blätter, und da ich mir nicht verhehle, daß das Ernste nur zu leicht in das einzig verpönte Genre des Langweiligen verfällt, so würde ich beinahe vor der Aufgabe, ihn zu beginnen, zurückweichen, wenn ich mir nicht gegenwärtig hielte, daß es doch für Jedermann ersprießlich sein kann, jenen Fragen, welche in der Gegenwart allerorts die menschliche Gesellschaft bewegen, bei einem Anlasse in's Auge zu sehen, der so recht geeignet erscheint, sie bis in ihre letzten Consequenzen zu überblicken und zu prüfen.

Stellmacher und Kammerer, die beiden Typen ihrer Partei, mit denen wir es heute zu thun haben, sind im allgemeinen Sinne des Wortes Socialisten, speciell der sogenannten „social-revolutionären" Gruppe, die sich in jüngster Zeit den Namen „Anarchisten" beigelegt hat, und rühmen sich, ihre Thaten im Interesse, im Sinne und Geiste dieser Partei begangen zu haben. Es widerstrebt schon hier der Feder, den Begriff „Partei", dem man bisher stets eine politische Bedeutung beizulegen gewohnt war, auf diese Gruppe von Menschen, und wären sie auch noch so zahlreich, anzuwenden, allein der Kürze wegen und um sich der Vorstellungsweise derselben zu nähern, möge es gestattet sein, diesen Ausdruck beizubehalten. Es entsteht daher die Frage, wie der „Socialismus" entstanden ist, was er bedeutet und besagen will, wie sich aus ihm die extreme Richtung der „Socialrevolutionäre" entwickelt hat und wodurch endlich diese von der letzten Form, dem „Anarchismus", zu unterscheiden ist. Ich muß zur Beruhigung schon hier vorausschicken, daß ich gewiß nicht unternehmen will, den ganzen unermeßlichen Stoff an Thatsachen und an wissenschaftlichen Erörterungen, der mit diesen Fragen verknüpft ist und heute schon eine ganz specielle Literatur umfaßt, auch nur flüchtig zu berühren. Ich werde vielmehr nur jener Wendepunkte Erwähnung thun, welche zum Verständniß der letzen Ereignisse mir unerläßlich erscheinen, damit daraus erhelle, in welchem Zusammenhange jene verschiedenen Richtungen mit diesen Begebenheiten stehen und auf welchem Wege aus abstracten Theorien schließlich praktische Thaten geworden sind.

Zunächst muß ich mir erlauben, auf einige thatsächliche Darstellungen einzugehen, welche darthun werden, daß die letzten Vorkommnisse keineswegs so ganz unvermittelt und plötzlich zur Erscheinung gelangten, als man vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte, wenn man den kurzen Rückblick auf die letzten Jahre unterläßt. Die sogenannte Arbeiterbewegung hat sich in Oesterreich wie auch anderwärts durch eine Reihe von Jahren auf dem Boden der theoretischen Discussion bewegt; durch Reden, Versammlungen, Druckschriften und dergleichen Mittel wurde für die Verbreitung der ihr zu Grunde liegenden Ideen gearbeitet; das Ziel war allerdings auch damals die Verbesserung der ökonomischen Existenzbedingungen des Arbeiterstandes, allein der Weg, auf welchem man zu derselben zu gelangen dachte, war noch der der Erringung politischer Rechte und Freiheiten für die bisher im staatlichen Organismus nicht activ vertretenen Stände und Klassen der Gesellschaft, damit sonach allmählich durch den Gebrauch dieser politischen Rechte die ökonomische Emancipation des „vierten Standes" erreicht werde. Man forderte ein möglichst freisinniges Vereins-, Versammlungs- und Preßgesetz, das Recht der Coalition der Arbeiter zum Zwecke der Erringung besserere Arbeitsbedingungen, welches denselben früher nach österreichischer Gesetzgebung als strafbares Beginnen versagt war, und endlich die Verleihung des allgemeinen directen Wahlrechts an jeden Staatsbürger ohne Rücksicht auf die directe Steuerleistung. Das war noch die Lehre Ferdinand Lasalles, der seinen

Anhängern als Ziel ihres Strebens die Gestaltung freier individueller Arbeiterassociationen, der sog. Productivgenossenschaften mit Hilfe des Staates, bezeichnet und als das Mittel zur Erreichung der Staatshilfe das allgemeine Wahlrecht fordert, für das er glühende Worte der Begeisterung findet, die ein heutiger Socialist nur belächeln wird. (Öff. Sendschr. v. 1. März 1863.)

Diese Forderungen nun, welche im Grunde genommen nicht viel mehr in sich schließen, als was der seinerzeitige dritte Stand für sich geheischt und zumeist auch erlangt hatte, wurden allerdings mitunter in ziemlich leidenschaftlicher Weise mit ungestümen Worten und Geberden geltend gemacht, man gefiel sich in aufreizenden Demonstrationen, rothen Fahnen, großen Aufzügen und dergleichen, so daß schließlich ein Conflict mit den Sicherheitsbehörden des Staates kaum vermeidlich wurde, — allein es kam weder zu besonders erschütternden Zusammenstößen mit der bestehenden Ordnung der Dinge, noch zu irgend einem fanatischen Gewaltacte. Nach und nach verschwanden aber auch diese äußeren Lebenszeichen der socialistischen Richtung; es mag sein, daß sie sich in Folge mehrjähriger Dauer allgemach in die Breite ausdehnte und zuletzt auch die unteren, jedes Verständnisses baaren Schichten der Arbeiterbevölkerung ergriff, zweifellos aber ist, daß sie sich, was die intellectuelle Begabung ihrer Wortführer und hiermit die Klarheit und Bestimmtheit der Führung selbst betrifft, fortwährend mehr und mehr verflachte. Diese Thatsache allein giebt schon einen der mehrfachen Erklärungsgründe dafür, wie es geschah, daß der ursprünglich auf gesetzlichem Boden stehende Socialismus nach und nach in revolutionäre Bahnen gedrängt wurde. Denn es ist ja einleuchtend, daß die wissenschaftlichen Prämissen des Socialismus, die Fragen, die er unbedingt lösen muß, bevor er selbst mit all' seinen neuen Organismen in's Leben treten kann, zu den schwierigsten und bestrittensten auf dem Gebiete der staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen Lehre gehören. Besitz, Eigenthum, Erbrecht, Capital, Arbeit, Lohnvertrag u. s. w. in unendlicher Reihe — wer kann einem Arbeiter von allen diesen Dingen sprechen und dabei auf ein Verständniß rechnen, zu welchem geradezu alle Voraussetzungen fehlen? Die rohen Schlagworte hingegen, die zu brutaler Gewaltthat auffordern, sind nur zu leicht verständlich und bedürfen keiner Bildung, um Gehör zu finden.

Ein weiterer Factor aber, der im Laufe der Zeit gleichfalls die eben berührte Wirkung herbeiführte, einen Theil der Anhänger des Socialismus in das Lager der sogenannten Socialrevolutionäre zu führen, lag in der Erkenntniß, die sich den Führern aufdrängen mußte, daß die bisher angewendeten Mittel nicht geeignet seien, das vorgesteckte Ziel in absehbarer Zeit oder überhaupt jemals zu erreichen. Soweit ich hierbei österreichische Verhältnisse im Auge behalten darf, muß ich bekennen, daß für unsern „Mann aus dem Volke", – ich abstrahire hierbei noch vollkommen von der ländlichen Arbeiterbevölkerung und spreche nur von dem städtischen Lohnarbeiter, — die Preßfreiheit beispielsweise ein ziemlich geringwerthiges Gut

darstellt, denn er hat nicht die Gewohnheit, ein Zeitungsblatt zu kaufen und zu lesen, und wenn er es auch zur Hand nimmt, so wird ein Aufsatz, der ihn über die Tendenzen und Ziele des Socialismus in ernster, der Sache angemessener Weise belehren möchte, für ihn ganz ohne Nutzen sein! Mit dem Rechte, sich in Vereinen zusammen zu thun oder Versammlungen abzuhalten, ist an und für sich noch gar nichts erreicht; die Arbeitseinstellungen hat man sich abgewöhnt, weil sie meist zum Nachtheile des Arbeitnehmers ausschlugen, und für das allgemeine directe Wahlrecht kann man hierzulande, wo von den berechtigten Wählern oft nur ein Drittel zur Wahlurne schreitet, nur wenig Herzen erwärmen. Ueberdies konnte sich doch Niemand der Wahrnehmung verschließen, daß auch in jenen Staaten, wo das allgemeine Wahlrecht besteht und ausgeübt wird, die Lage der arbeitenden Klassen darum auch um nichts anders beschaffen ist, als anderswo. In Oesterreich insbesondere würde die Einführung dieses Princips höchst wahrscheinlich ein Ergebniß liefern, welches den Postulaten auch eines sehr gemäßigten Socialismus nichts weniger als günstig wäre.

Dies Alles mußte jedem halbwegs denkenden Führer unter den Socialisten schließlich doch einleuchten und die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen darthun. Die Meisten verließen den undankbaren Boden des Kaiserstaates, wandten sich zuerst nach Deutschland, dann nach England, nach der „freien" Schweiz, zum Theil nach Amerika und es währte nicht lange, so trat schon jetzt im Schooße der Partei eine für den außenstehenden Beobachter geradezu ergötzliche Spaltung ein, welche den unversöhnlichen Widerstreit zwischen den gemäßigten Socialisten, jenen des „gesetzlichen Weges", und den „rothen", den extremen oder revolutionären, bekundete. Wer die Erscheinungen auf diesem Gebiete auch nur einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, wird sich des heftigen und erbitterten Federkrieges entsinnen, der sich da zwischen den beiden Lagern entspann. Zwei Ereignisse, deren Zusammenhang mit der ganzen Bewegung im übrigen nur ein ganz äußerlicher sein mag, trugen dazu bei, diesen Kampf zu einem ganz acuten zuzuspitzen und die Anhänger der einen und der anderen Richtung zum Bekenntniß ihrer Gesinnungen zu zwingen. Die Attentate eines Hödel und Nobiling einerseits und die Ermordung des Czaren Alexander am 18. März 1881 andererseits entfachten die Leidenschaft der Discussion in einer bis dahin ungesehenen Weise und nährten mit höchst verderblicher Wirkung den Sinn und die Neigung zu greuelhafter Gewaltthätigkeit. Während die „Gemäßigten" bestrebt waren, die Thaten eines Hödel und Nobiling zu desavouiren und diese beiden Verbrecher „von den Rockschößen der Partei abzuschütteln", feierten die Extremen sie als Heroen, die sich um die Sache des Volkes wohlverdient gemacht haben, in der überschwänglichsten Weise und empfahlen ihr Beispiel zur Nacheiferung. Schon hierin zeigt sich die vollständige Sinn- und Gedankenlosigkeit dieses Standpunktes, dessen ethische Verwerflichkeit und Verworfenheit ja gar keiner Erörterung bedarf; die unselige und erschütternde

That vom 18. März 1881 hat den Beweis geliefert, daß auch das Gelingen eines solchen verbrecherischen Anschlages in der Lage der Dinge etwas Wesentliches nicht zu verändern vermag und in einem monarchischen Staate zwar die Gemüther erschrecken und betrüben, im übrigen aber den festgefügten Bau der staatlichen Ordnung weder in politischer, noch viel weniger aber in socialer Hinsicht irgendwie zum Wanken bringen wird. Es hat auch bisher noch keiner der Apostel des „Tyrannenmordes" es unternommen, seinen Zuhörern oder Lesern darzuthun, welcher Nutzen aus einer solchen That für die Sache des „vierten Standes" erwachsen könne; es wurde eben nur der Mord an und für sich gepredigt und gepriesen. Aus diesem Gesichtspunkte nahm die extreme Parteigruppe der Socialisten auch die Greuelthaten der russischen Nihilisten für sich in Anspruch, obwohl zwischen diesen beiden örtlich und persönlich ganz verschiedenen Erscheinungen keinerlei gemeinsames Band zu finden ist. Entstehungsweise, Art der Organisation und der Zweck der nihilistischen Bewegung, wenn von einem solchen gesprochen werden kann, sind von jenen der socialistischen eben so sehr verschieden, wie die politischen Zustände Rußlands, der Volkscharakter und die Denkweise des Russen von denen des übrigen Europas. Der einzige Berührungspunkt, der sich beklagenswerther Weise zwischen diesen beiden revolutionären Richtungen im Laufe der Zeit ergab, bestand in der verbrecherischen Wahl der gewaltthätigen Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, und wenn es sich nicht schon aus der Vergleichung der thatsächlichen Begebenheiten klar ergeben würde, so könnte man aus den vielfachen Emanationen der extremen Socialisten mit Leichtigkeit eine große Anzahl von Belegen dafür hervorheben, daß das Beispiel der Nihilisten in Rußland als Lehre und Schule für die socialistischen Verschwörer verwerthet wurde. Jeder mörderische Anschlag, der dort mit Dolch, Revolver oder Dynamit erfolgreich vollführt wurde, gereichte hier zur Ermuthigung und reizte zur Nachahmung und ich darf daher dem oben Angeführten die Behauptung hinzufügen, daß alles Dasjenige, was sich zum Erstaunen und Entsetzen der Welt seit den letzten Jahren auf dem Gebiete des Czarenreichs zugetragen hat, nicht unwesentlich dazu beitrug, die Socialrevolutionäre unserer Länder in ihrem verbrecherischen Vorhaben zu bestärken, zu verhärten und geradezu anzuleiten. Desgleichen darf man nicht vergessen, daß auch die Ereignisse in Irland, so wenig sie auch sonst mit dem Socialismus des europäischen Continents in Zusammenhang stehen, doch durch die Kühnheit ihrer Inscenirung, die Wildheit und Grausamkeit ihrer Ausführung, die eiserne Starrheit der ihnen zu Grunde liegenden Organisation und die Raffinirtheit der angewendeten Zerstörungsmittel auf die Geister der zu Gleichem geneigten Socialisten vom verderblichsten Einflusse waren und ihre Erfindungsgabe nur allzusehr befruchteten.

Gleichzeitig mit all' diesen Vorkommnissen entstand und fungirte eine Agitation, die sicherlich an sich ohne erhebliche Wirkung geblieben wäre, wenn durch die eben erwähnten Begebenheiten nicht schon die Phantasie so manch'

eines Unzufriedenen erhitzt, der Sinn für Recht und Gesetzlichkeit nicht erschüttert, die Atmosphäre nicht schon von den stets sich erneuernden Nachrichten von Mord und Brand und Zerstörung erfüllt gewesen wäre. Diese Agitation erfolgt von London aus, wo der aus Oesterreich, rücksichtlich Deutschland dahin übersiedelte Johann Most die Beschaffenheit der englischen Gesetzgebung, welche dem gedruckten Worte kaum irgend welche Schranken entgegenstellt, dazu benützte, eine Wochenzeitschrift herauszugeben, welche ungefähr seit Ende 1879 unter verschiedenen, ganz willkürlich gewählten Titeln, später aber fortlaufend unter dem Titel „Freiheit" erschien. Der Inhalt dieser Zeitschrift, welche in ziemlich lebhafter Weise und auf allen möglichen Schleichwegen in die Gebiete Deutschlands und Oesterreichs vertrieben wurde, kann so ziemlich als das vollständige Repertorium der Ansichten, Wünsche Hoffnungen und Pläne der extremen Socialisten angesehen werden. Als Lecture ist er ziemlich monoton, so daß es wahrlich ein recht ermüdendes Vergnügen ist, diese langen Spalten des feinsten englischen Zeitungsdruckes zu lesen. Historische Darstellungen der „Heldenthaten" der Pariser Commune vom J. 1871, Lobeshymnen auf jede irgendwo vorgekommene Gewaltthat gegen die bestehenden Zustände, Anleitungen zur Erzeugung von Dynamit und andern Explosivstoffen, Belehrungen, was das „siegreiche Volk" am Tage nach dem Triumphe der allgemeinen Revolution mit seinen Feinden zu beginnen haben wird, — all das erneuert sich ohne große Abwechslung so ziemlich in jedem Monat und nur selten begegnet man irgend einem Aufsatze, der sich mit den eigentlichen Themen des Socialismus oder mit der zukünftigen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft nach dem Sinne der extremen Socialisten befassen würde. Wo dies geschieht, ist der Communismus die Basis der socialökonomischen, der Anarchismus jene der socialpolitischen Zukunft. Ich gestehe, daß mich dieser Theil der socialistischen Theorien jederzeit am meisten interessirt hat, daß ich am eifrigsten nach solchen Aufsätzen gesucht habe, weil ich mich gerne darüber unterrichtet hätte, wie man sich diese Gestaltung zu denken habe; vielleicht ist auch der Leser so gütig, mir bis zu jenem Punkte meiner Ausführungen zu folgen, wo ich mich mit dieser Seite der Sache beschäftige.

Da diese Zeitschrift aber, zur Versendung oft zu voluminös, der Aufmerksamkeit der Behörden des Continents nicht entgehen konnte, ihr Inhalt zu Verschiedenartiges enthielt, als daß sie sich für Jedermann und für jede besondere Gelegenheit passend erwiesen hätte, so wurden neben ihr Flugschriften verfaßt, gedruckt und auf gleichen Wegen verbreitet, deren Inhalt sich theils an besondere Schichten oder Berufszweige der Bevölkerung wendet, theils an einzelne Anlässe und Gelegenheiten anknüpfend die Gemüther der Menge zu bearbeiten versuchte. Einmal war es die ländliche Bevölkerung, ein andermal der niedere Beamte, der „Bruder in der Kaserne", oder der Wähler, oder der Proletarier überhaupt, der da haranguirt wurde; als Anlaß diente irgend ein bemerkenswerthes Datum oder Ereigniß, wie etwa die

Märztage von 1848 oder 1871, der Namenstag eines Monarchen u. dgl., und man kann zugeben, daß die Agitation und Verbreitung dieser Flugblätter in den größeren Städten eine ziemlich rührige war, wenn sie auch oft in unrechte oder in ganz theilnahmslose Hände fielen.

Auch in dem Charakter dieser Blätter trat in der jüngsten Zeit eine für den vorliegenden Fall bedeutsame Wandlung ein. Früher war die stets wiederkehrende Parole: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch, organisirt Euch in geheimen Gruppen, Verbänden, geheimen Centralcomités und dergl. und eine eigens zu diesem Zwecke verfaßte Brochüre gab die Anleitung zur Organisirung und Leitung dieser Verschwörerkreise nach dem bekannten Mazzini'schen System, und es ist auch zweifellos, daß sich solche Gruppen und Kreise mit Centralleitungen in einzelnen Ländern oder gewerbreichen Bezirken gebildet haben. Allein die ganze Sache konnte schließlich zu nichts führen. Zu solcher Organisation gehört vor Allem eine sehr bedeutende Zahl intelligenter Individuen, da jede unterste Gruppe doch mindestens *einen* Kopf besitzen muß; es gehört dazu Geduld, Ausdauer, Vorsicht und Verschwiegenheit und vor allem auch einiges Geld, lauter Dinge, die den betreffenden Bevölkerungsschichten zumeist gänzlich fehlten. Unter zehn Eingeweihten befand sich gewöhnlich schon Einer, der sich der Polizeibehörde für geringes Entgelt angeboten hatte, wie wir dies ja auch bei Hermann Stellmacher sehen werden und Gelder wurden zwar durch kreuzerweises Einsammeln aus dem Wochenlohne der Arbeiter mancherlei zusammengebracht, allein das reichte kaum für die dringlichsten Unterstützungen der verhafteten Genossen oder ihrer Familien, für strikende Gewerbsgruppen, nicht aber zur Subvention der Parteijournale oder anderer weiterreichender Zwecke. Das Endziel, welches sich die Propaganda bei der Schaffung dieser geheimen Verschwörerbunde gesetzt hatte, nämlich die Vorbereitung für den „nahe bevorstehenden" Tag des allgemeinen, großen Aufstandes, auch mit Vorliebe der „Tag der Rache, der allgemeinen Abrechnung, der Morgen der Freiheit und des allseitigen Volksglückes" genannt, die dazu nothwendige allmälige Herbeischaffung von Waffen, Munition und Geld und was dergleichen Wahnwitz mehr auf dem geduldigen Papier sich breitmachen konnte, — das war auf diesem Wege noch viel weniger zu erreichen und man mußte deshalb von dieser unfruchtbaren Methode abstehen.

Bald wurde daher in der „Freiheit" und in den analogen Flugblättern eine andere, neue Tactik des Kampfes gegen die Gesellschaft und die bestehende Ordnung der Dinge empfohlen und gelehrt, und da ist's nun ganz insbesonders, wo man die Wirkungen des Beispieles der russischen Nihilisten wahrzunehmen vermag. Man erinnert sich ja der zahlreichen Attentate, welche dort gegen einzelne Staatsbeamte, Gouverneure, Polizeioberste und dergleichen mit mehr oder minder Erfolg in's Werk gesetzt worden sind; desgleichen auch, daß es den Nihilisten mitunter gelang, durch List und Gewalt sich in den Besitz irgend einer weniger sorgsam gehüteten Cassa zu setzen.

Das gab die Lehre an die Hand, daß man mit ebenſoviel Grund und Berechtigung, als man bisher den „Tyrannenmord" gepredigt oder auszuüben verſucht hatte, doch auch zur Ermordung einzelner Träger oder Stützen der Staatsgewalt ſchreiten könne. Ein Zweck oder eine Wirkung iſt dabei allerdings noch weniger abzuſehen oder zu erreichen, allein wer frägt da nach einem auch nur halbwegs vernünftigen Zwecke? Und ſo konnte man denn alsbald die Belehrung leſen, daß zum Gedeihen der Sache die bisher ſo ſehr empfohlene Organiſation und Verbindung mehrerer Perſonen nicht nothwendig iſt, ja daß ſie gefährlich und unnütz ſei; ein entſchloſſener Mann bedürfe zur That keines Genoſſen und gegen den „Einzelkampf" (d. h. den meuchleriſchen Mord) nütze keine Polizeimacht und keine Armee; darum tödte Jeder im Einzelkampfe der „Büttel" ſo viele, als er erreichen könne, und wenn er dabei ergriffen werde, ſo räume er ihrer noch ſo viele aus dem Wege als möglich, da er ja ſicher ſei, auch keinen Pardon zu finden.

Man wird in dieſen Worten, die ich nur in gemilderter Form, ſonſt aber ohne Aenderung einer hier verbreitet geweſenen Flugſchrift entnehme, leicht das genaue Recept wieder erkennen, nach welchem ſpäter Stellmacher und Kammerer verfuhren.

Was aber die Beſchaffung von Geldmitteln betrifft, ſo belehrte die „Freiheit" ihre Leſer, daß die heutigen Eigenthumsbegriffe ein ganz verwerfliches Vorurtheil und daß die von den „Bourgeois" zum Schutze ihres Eigenthums und zur „Ausbeutung" des Volkes aufgerichteten Geſetze durchaus nicht bindend wären. „Der Krieg muß den Krieg bezahlen, der Socialiſt braucht Geld und zwar raſch; er nehme alſo aus der Taſche des Bourgeois und wenn die Moral der Eigenthumsprediger dagegen Zeter ſchreit, ſo muß ihr eben deshalb eheſtens ein Loch geſchlagen werden —." Dabei der Hinweis auf die ruſſiſchen „Requirirungen". (Nr. 36. II. Jahrg.)

Man kann hieraus entnehmen, wie allmählich der Boden vorbereitet, die Gemüther derjenigen, denen eine reife Intelligenz nicht ſchützend zur Seite ſtand, durch die ſtete Wiederholung ſolcher Lehren und liſtige Verheißungen einer glücklichen Zukunft bethört wurden, um ſie für die verderbliche Ausſaat empfänglich zu machen.

Die erſte praktiſche Verwirklichung dieſer in ein Syſtem gebrachten Raubzugtheorie ſtellte ſich in dem Falle des Schuhmachers Joſef Merſtallinger dar. Dieſer bedauernswerthe Mann, der in dem Rufe ſtand, einige Schmuckſachen und Erſparniſſe ſein eigen zu nennen, pflegte gewöhnlich einige Stunden um die Mittagszeit allein in ſeinem Locale zuzubringen. Am 4. Juli 1882 fand ſich ein Individuum bei ihm ein, welches ihn durch eine angebliche Beſtellung einer Waarenlieferung zu beſchäftigen ſuchte, alsbald erſchien ein Zweiter unter der Maske eines Gerichts- oder Gemeindedieners mit einer vermeintlichen Zuſtellung, und indeß der Eine den bejahrten und kränklichen Mann feſthielt, betäubte ihn der Zweite mittelſt einer narkotiſchen Subſtanz, ſo daß ſonach die geplante Enttragung von Pretioſen und Geld im Be-

laufe von ungefähr 800 fl. ohne weitere Schwierigkeit vor sich gehen konnte. Der Fall hatte damals einiges Aufsehen erregt; die ganze Art seiner Ausführung war der sonstigen Praxis großstädtischer Fälle so ganz unähnlich, er bekundete eine so absonderliche Vorbereitung dabei, — weil zu voller Mittagszeit in einer stets sehr belebten Straße vollführt, — eine gewisse Kühnheit der Thäter, so daß man ihn mit Recht als ein Novum in der criminalistischen Praxis ansehen durfte. Niemand ahnte damals, daß man es da mit einer Bethätigung der neuesten socialistischen Lehren zu thun hatte, bis es nach einigen Monaten gelang, die unmittelbaren Thäter in der Person zweier ziemlich herabgekommener Tischlergesellen, Namens Josef Engel und Franz Pfleger, den intellectuellen Urheber in der Person eines sogenannten Arbeiterführers und zugleich Redacteurs eines hiesigen Parteiblattes, Namens Heinrich Hotze, zu entdecken. Die beiden erstern standen im März 1883 vor dem Schwurgerichtshofe und bekannten sich dazu, die That im Interesse und zum Nutzen der Partei unter Anstiftung des Hotze verübt zu haben; dieser selbst hatte es vorgezogen, mit dem Erlöse der That — offenbar auch im Interesse der Partei — das Weite zu suchen. Man hat sich zwar damals von gewissen Seiten bemüht, die Verantwortlichkeit dieser häßlichen That von den Schultern der angeblich nur auf gesetzlichem Boden stehenden Partei der radicalen Socialisten Wiens abzuwälzen, allein heute kann nach Allem, was seither hervorgekommen, Niemand mehr mit Recht daran zweifeln, daß Josef Merstallinger das erste Versuchsobject der neuesten socialistischen Theorien war, wenngleich die dadurch erzielte Beute nicht den Parteizwecken zu Gute kam, sondern diesen Theorien ganz entgegen als individuelles Eigenthum in den Händen eines Einzelnen verblieb.

Neben den beiden oben genannten Vollstreckern dieses räuberischen Angriffes standen damals noch etwa 25 ähnlich geartete Gesinnungsgenossen unter der Anklage hochverrätherischer Vereinigung, beinahe durchwegs unbedeutende Individuen, von denen nur ein einziger, Namens Josef Peukert, ein Zimmermalergehilfe, durch eine für seinen Stand ganz ungewöhnliche Bildung, energische, aber doch maßvolle Haltung und einige Rednergabe hervorragte. Auch er lehnte jede Solidarität mit den Urhebern des räuberischen Attentates oder auch nur eine intellectuelle Billigung desselben entschieden ab, betonte die Gesetzlichkeit und Berechtigung der Bestrebungen seiner Partei, und es verfehlte seine Vertheidigungsrede auch nicht des Eindruckes auf die Geschworenen, welche die sämmtlichen an dem Raube nicht direct betheiligten Angeklagten freisprachen. Peukert, obzwar in Oesterreich geboren, hatte sich viel im Auslande, in Paris und in der Schweiz aufgehalten, und kurz vor seiner Rückkehr nach seinem Heimatlande war noch ein gewisser August Reinsdorf, auch Gfeller genannt, sein Reisegenosse gewesen, welcher derzeit wegen des Dynamitattentates auf das Gebäude der Polizei-Direction in Frankfurt a. M. unter Anklage steht.

Obgleich der eben erwähnte Proceß mit der Freisprechung der meisten

Beschuldigten endete und diese zu ihrer früheren Thätigkeit für Parteizwecke zurückzukehren durch nichts behindert waren, so trat doch wenigstens äußerlich für einige Zeit ein Stillstand in den Bethätigungen der Partei zu Tage, soweit dabei Oesterreich, der Schauplatz der letzten Verbrechen, in Frage kam. Es ist zwar anläßlich eines vor dem Landesgerichte Graz im Juni d. J. durchgeführten Strafprocesses zur Sprache gekommen, daß am 25. und 26. October 1883 in Lang-Enzersdorf, einem kleinen Orte in der nächsten Umgebung Wiens, ein geheimer Congreß anarchistisch gesinnter Parteigenossen stattgefunden habe, dessen Hauptarrangeur eben jener Josef Peukert gewesen sein soll und bei welchem insbesonders die Ermordung der Polizeiorgane Hlubek und Blöch beschlossen worden wäre, allein ich kenne, aufrichtig gesagt, die Beweise, welche hierfür vorlagen, nicht hinreichend und kehre daher zu jenen zweifellos festgestellten Thatsachen zurück, welche sich der Zeitfolge nach zunächst außerhalb Oesterreichs zutrugen.

In der Nacht vom 22. zum 23. October 1883 war Straßburg der Schauplatz einer Reihe erschütternder Greuelthaten, deren Urheber damals nicht ermittelt werden konnten. Der Inhaber der sogenannten „Storchenapotheke", Namens Lienhardt, war kurz nach Mitternacht in seinem Geschäftslocale ermordet und die Geldlade mit einer übrigens geringfügigen Baarschaft enttragen worden; zugleich entdeckte man, daß ein Soldat Namens Adels, der die Wache in der Nähe des Spitalwalles versah, nach einem offenbar ungemein heftigen Kampfe getödtet worden sei, und endlich lag die Anzeige eines Droschkenkutschers Schätzle vor, daß drei ihm unbekannte Männer, die sein Fuhrwerk Abends zu einer Fahrt in die Umgegend Straßburgs gemiethet hatten, an einer einsamern Stelle den Versuch gemacht hätten, ihn gewaltsam mittelst eines mit Chloroform getränkten Schwammes zu betäuben, welches Unternehmen aber in Folge seines Widerstandes und Schreiens mißlungen sei. Man sah offenbar, daß diese drei Attentate im Zusammenhange standen und von denselben Thätern verübt worden seien, doch eine Aufklärung darüber und insbesonders über den Zweck, der bei den Angriffen gegen Schätzle und Adels verfolgt wurde, konnte nicht gefunden werden. Auf dem Thatorte, wo der Soldat Adels sein Leben verlieren mußte, fand sich ein falscher Bart und ein Messer, wie es Buchbinder bei ihrem Gewerbe verwenden, vor; in Lienhardts Apotheke ein Stück eines Papierkragens, ein Stück einer stählernen Uhrkette und ein Recept, unterfertigt von dem Arzte Schulthes in Zürich. Auch erfuhr man, als die Ereignisse bekannt wurden, daß am Morgen des 23. October drei sehr auffällig aussehende Individuen mit falschen Bärten, bis an die Hüften mit Koth und Schlamm bedeckt, um 5 Uhr in der von Straßburg zweitnächsten Bahnstation Fegersheim erschienen und den in der Richtung nach Basel verkehrenden Zug bestiegen, doch eine weitere Spur der Thäter wurde nicht ermittelt.

Heute ist der ganze Sachverhalt durch die von Anton Kammerer vor

dem competenten Militärgerichte abgelegten Geständnisse klargestellt. Da er von dem Augenblicke an, wo er das früher eingehaltene System, auf alle Fragen Auskunft oder Antwort zu verweigern, aufgegeben hatte, alle ihm zur Last gelegten Handlungen unumwunden eingesteht und vom Standpunkte der anarchistischen Theorie zu erklären und als berechtigt darzustellen versucht, so folge ich fortan bei der Darstellung der einzelnen Ereignisse den Angaben Kammerers, welche übrigens mit allen schon früher ermittelten sachlichen Umständen ganz im Einklange stehen und daher füglich als wahrheitsgetreu angesehen werden können.

Anton Kammerer ist in Jedlersee nächst Wien als Sohn eines Bahnwächters im Jahre 1862 geboren. Es ist wohl kaum erforderlich zu betonen, daß Unterricht und Erziehung bei ihm nur in den elementarsten Anfängen vorliegen, hingegen soll seine Körperkraft eine nicht gewöhnliche sein und es ist daher einleuchtend, daß, wenn er zum Verständnisse irgend welcher politischer oder socialer Fragen auch gar nicht geeignet war, er sich doch um desto besser zum Werkzeuge und Vollzieher gewaltthätiger Eingriffe gegen die bestehende gesellschaftliche Organisation und ihre Gesetze herausbilden konnte. Sein Gewerbe war das eines Buchbinders. Seine Gesichtsbildung verräth sonst gerade keine Spuren besonders verruchter Instincte, zeigt vielmehr einen gewissen Grad von geistiger Begabung und Offenheit des Blickes. Der Sicherheitsbehörde seines Heimatsbezirkes machte er sich frühzeitig durch eine lebhafte Betheiligung an dem unter den Fabrikarbeitern der dortigen Umgebung ziemlich regen Parteileben bemerklich. Im Jahre 1882 wurde er zum Militärdienste assentirt und am 20. Februar 1883 zur Dienstleistung thatsächlich einberufen, doch entzog er sich dieser Verpflichtung durch die Flucht in's Ausland, so daß er von diesem Zeitpunkte an als Deserteur anzusehen war. Er begab sich nach seiner Angabe nach der Schweiz, wo er sich in Bern gleichfalls an dem Treiben der dort aus verschiedenen Landen zusammenströmenden Socialisten betheiligte, gelegentlich auch nach Zürich kam und daselbst die Bekanntschaft Stellmachers machte, der sich in dieser Stadt als Schuhmacher aufhielt, während seine Frau ein Kleidermachergeschäft betrieb.

Kammerer behauptet, die Unternehmungen, zu denen er sich später mit Stellmacher und noch zwei anderen Genossen verabredete und zusammenfand, seien nicht durch irgend einen Beschluß eines Central-Comités oder einer ähnlichen, außerhalb stehenden Körperschaft geplant oder angeordnet worden, sondern lediglich ihrer eigenen Initiative entsprungen, und obwohl dies eben nicht sehr wahrscheinlich klingt, läßt sich doch das Gegentheil Mangels irgend welcher Anhaltspunkte nicht nachweisen. Er giebt an, es habe die Zeitschrift „Der Rebell", ein im Sinne der Anarchisten redigirtes Blatt, im Herbste 1883 die schon oft vorgebrachten Aufforderungen, Geld für die Parteizwecke auf was immer für eine Art herbeizuschaffen, eindringlich wiederholt, und da habe darauf hin Stellmacher im October ihm von Zürich aus brieflich den

Vorſchlag gemacht, in Straßburg etwas in's Werk zu ſetzen; er habe dem gleichfalls brieflich zugeſtimmt, und ſo ſeien ſie Beide am 21. October in Baſel zuſammengetroffen, wo Stellmacher in Begleitung noch eines dritten (bisher unbekannt gebliebenen) Genoſſen erſchien. Am 22. October ſeien ſie in Straßburg angelangt, wo Stellmacher den Vorſchlag machte, den Raubzug gegen mehrere Apotheken der Stadt zu richten, um ſich in denſelben vorräthiger Gifte und gewiſſer Ingredienzen zu bemächtigen, deren man ſich ſohin zur Erzeugung des ſogenannten „Bändigers", eines ſeinerzeit viel beſprochenen angeblichen Betäubungsmittels, bedienen könnte. Als Sammelpunkt für den Eintritt ſtörender Zwiſchenfälle wurde ein einſam ſtehender Brunnen am Spitalwall erwählt, wo während des Tages auf weite Entfernung hin ein Wachtpoſten nicht ſichtbar iſt. Um die Rundfahrt bei den mehreren in's Auge gefaßten Apotheken zu beſchleunigen, wollte man ſich zunächſt einer Droſchke bemächtigen und deshalb mietheten die drei Genoſſen das Fuhrwerk des Schätzle; allein der Widerſtand dieſes Mannes vereitelte dieſen Theil ihres Vorhabens und zwang ſie zur ſchleunigen Flucht. Sie vereinigten ſich jedoch wieder bei dem erwähnten Brunnen, um dort die Vorbereitungen zu dem Angriffe gegen die Apotheke des Lienhardt zu treffen. Da taucht plötzlich aus dem Dunkel der Nacht der Soldat Adels auf und dringt auf die Ueberraſchten los; es entſpinnt ſich ein lebhafter Kampf zwiſchen dem Manne und ſeinen drei Gegnern, von dem die Spuren an dem weitumher zerwühlten Boden des Walles Zeugniß geben, Kammerer verliert ſeinen falſchen Bart und ſein Buchbindermeſſer; einmal hat Adels einen durchdringenden Schrei ausgeſtoßen, den man auch in dem nahegelegenen Spitale vernahm, dann war Alles wieder ſtill. Nach der Angabe Kammerers ſoll Stellmacher den Soldaten durch einen Schlag ſeines eigenen Gewehrkolbens auf den Kopf zu Boden geſtreckt haben. Ungeachtet dieſes unvorhergeſehenen Zwiſchenfalles ſchritten die drei Genoſſen dennoch zur Ausführung ihres urſprünglichen Planes. Stellmacher wies dem Lienhardt das Züricher Recept vor, und als dieſer zögerte, der Aufforderung Folge zu leiſten, ſtürzte ſich Kammerer nach ſeiner eigenen Angabe auf den Mann und ſchlug mit einem ſcharfen Haubajonett, welches angeblich Stellmacher ſchon von Baſel aus mitgebracht haben ſoll, ſo lange auf ihn los, bis er leblos zuſammenbrach. Cravatte, Papierkragen und ein Theil der Uhrkette Kammerers wurden ihm bei dieſem Kampfe abgeriſſen und blieben zurück; Stellmacher bemächtigte ſich der Geldlade, die blos zwanzig Mark enthielt, und nun endlich flohen die Thäter längs des Rhein-Rhonecanals aus dem Weichbilde der Stadt über Grafenſtaden hinaus zur Station Fegersheim, von wo ſie nach der Schweiz zurückkehrten.

Die „Frankfurter Zeitung", in welcher eine eingehende Beſprechung dieſes Ereigniſſes nach dem Ergebniſſe der heut vorliegenden Erhebungen zu finden war, ergeht ſich in Klagen über die Verſäumniſſe und Fehler, welche zur Zeit der Entdeckung der That begangen worden ſeien, und in Betrachtungen,

welch' unheilvolle spätere Verbrechen damals durch rasche Verfolgung der Verbrecher hätten verhütet werden können, und man kann diesen Combinationen zustimmen, ohne daß deshalb der alte Erfahrungssatz an Wahrheit verlieren würde, wonach hinterher rathen leichter ist, als besser machen. Das gilt ganz besonders in der Praxis der Criminalpolizei! Thatsache ist, und allerdings beklagenswerth genug, daß es den drei verworfenen Missethätern gelang, unaufgehalten ihren Wohnsitz in Bern und Zürich wieder zu erreichen und alsbald wieder zu neuen verbrecherischen Plänen zu schreiten.

Als Schauplatz des nächsten Angriffs wurde diesmal Stuttgart erwählt und soll Stellmacher angeblich den Vorschlag hiezu gemacht haben. Die Thäter trafen in Schaffhausen zusammen und wurde diesmal neben Stellmacher und Kammerer und jenem Genossen, der schon in Straßburg mit betheiligt gewesen sein soll, auch noch der 30jährige Schreinergeselle Michael Kumitsch, aus Czernic in Slavonien gebürtig, zur Mithilfe herangezogen. Kumitsch hat vor Gericht jenem Mann den Namen Limbach beigelegt, doch ist dieser Name ohne Zweifel fingirt. Stellmacher brachte zur Bewaffnung eines jeden der Raubgenossen vier Bleihämmer im Gewichte von je 3 Pfund mit; ferner erhielt jeder zwei sogenannte Orsinibomben, welche sie selbst nach den Anleitungen, wie sie der „Rebell" öfters enthielt, angefertigt hatten, und endlich hatte Stellmacher noch eine Blechcassette mit einer Dynamitladung an einem Riemen um den Leib hängen. Diese Ausrüstung erscheint für die zunächst vorgesetzten Zwecke beinahe übertrieben und ihr Zweck nicht abzusehen, so daß man beinahe versucht wäre zu glauben, daß die Schilderung derselben eine prahlerisch erdichtete sei, allein es zeigt sich aus den späteren Ereignissen, daß Kumitsch und Kammerer, welche unabhängig von einander die gleichen Mittheilungen in dieser Beziehung machen, nicht mehr als die Wahrheit sagen, sowie auch, daß diese Explosivgefäße dazu bestimmt waren, im Falle der Ergreifung unter den Verfolgern Tod und Vernichtung zu säen.

Am 21. November 1883 kamen die obigen vier Genossen in Stuttgart an. Stellmacher soll derjenige sein, der das Banquiergeschäft des J. A. Heilbronner, Kronprinzenstraße 12, als Object des Angriffs ausgeforscht hat. Herr Heilbronner hat auch wirklich bei der Verhandlung gegen Kumitsch mitgetheilt, daß bereits im Laufe des Nachmittags einer der vier Genossen in seinem Local erschienen sei und sich nach einem gewissen „Schulz" erkundigt habe; desgleichen sei ein zweiter Mensch Nachmittags durch den rückwärtigen Eingang des Locales eingetreten und von ihm angewiesen worden, sich zur vorderen Thür an der Straßenseite zu begeben.

Ungefähr um $^3/_4$6 Uhr Abends war Herr Heilbronner mit seinem Freunde Herrn Louis Oettinger allein im Locale anwesend und offenbar mit den letzten Vorkehrungen zum Schlusse seines Geschäfts befaßt, indeß Oettinger am Sopha saß und die Zeitung las — als plötzlich jeder von ihnen einen Mann vor sich auftauchen sah, im nächsten Moment aber schon, durch einen schweren Schlag auf das Haupt getroffen, betäubt zu Boden sank. Nach der

Angabe Kammerers sei es Stellmacher gewesen, welcher Oettinger niedergeschlagen habe, während er, Kammerer, sich gegen Heilbronner gewendet hätte, doch trifft die Beschreibung, die Oettinger von seinem Angreifer, allerdings nur auf Grund einer unklaren Erinnerung, als einem sehr großen Manne mit Schnurr- und Kinnbart abgiebt, auf Stellmacher gar nicht zu. Limbach, den Kumitsch beschreibt, entspräche diesem Bilde eher. Kumitsch selbst soll nach Inhalt der gegen ihn erhobenen Anklage während dieses Angriffs auf der Straße Wache gestanden haben; im Momente aber, als er das Klirren der zertrümmerten Schaufensterscheiben und das Geschrei der Verwundeten vernahm, drang er in das Local auch ein, verschloß es von innen und betheiligte sich mit seinen Genossen an dem Zusammenraffen der Werthseffecten des Geschäfts. Im Ganzen wurden aus dem Bankgeschäfte J. A. Heilbronner circa 1000 Mark baares Geld und 16000 Mark an Werthpapieren räuberisch enttragen. Die vier Bleihämmer blieben am Thatorte zurück. Ein besonders bemerkenswerther Umstand ist darin zu erblicken, daß die Thäter oder einer derselben sich nach Verübung der blutigen That noch so viel Zeit nahmen, aus dem Hauptgeschäftsbuche des Herrn Heilbronner eine Reihe von Blättern herauszureißen, welche die Eintragungen der letzten Tage enthalten mochten, und sie sohin an den Gasflammen zu Asche zu verbrennen, offenbar in der wohlberechneten Absicht, dadurch die Ermittelung des letzten Geschäftsbestandes an Werthpapieren, deren Art, Werthhöhe und Ziffernbezeichnung möglichst zu erschweren, um auf diese Weise der sogleichen Verlautbarung aller dieser Kennzeichen und einer allfälligen Entdeckung bei Veräußerung derselben vorzubeugen. Dieser Vorgang ist bei Verbrechen gewöhnlicher Art, die meistens vor Allem nur auf die rascheste Flucht vom Thatorte bedacht sind, gewiß noch selten oder niemals beobachtet worden und gab schon damals, abgesehen von anderen Momenten der That, die Vermuthung an die Hand, daß man es da mit Emissären der social-anarchistischen Gruppe zu thun habe; eine ganz besondere Bedeutung aber erlangte gerade dieser Umstand zur Zeit, als die Details des Raubanfalles in der Wechselstube des H. Eisert in Wien bekannt wurden, der, wie sich zeigen wird, in Allem einen ziemlich getreuen Abklatsch des Attentates Heilbronner darstellt.

Der Zustand, in welchen die Thäter ihre so sehr bedauernswerthen Opfer in Stuttgart versetzten, war ein ganz erschrecklicher. Herr Heilbronner hatte an Kopf, Hand und Arm acht verschiedene Wunden, darunter einen complicirten Schädelknochenbruch mit Depression; Herr Oettinger trug vier Wunden davon, welche bei relativer Heilung dennoch wahrscheinlich einen bleibenden Nachtheil für seinen Gesundheitszustand nach sich ziehen dürften.

Kumitsch, der mit einem Theile des geraubten Geldes sich nach St. Gallen in der Schweiz zurückbegeben wollte, wurde auf diesem Wege schon am 21. November in Pforzheim ergriffen, während Stellmacher und Kammerer abermals entkamen. Nach den damals bekannt gewordenen Nach-

richten konnte er erst nach einem außerordentlich heftigen Widerstande gegen die ihn ergreifenden Personen dingfest gemacht werden, doch wurde aus diesem Grunde ein weiteres gerichtliches Verfahren wegen versuchter Tödtung nicht eingeleitet. Die Persönlichkeit dieses Menschen ist den Behörden in Wien durchaus nicht unbekannt gewesen, da er durch mehrere Jahre daselbst in Arbeit stand, im Mai 1883 wegen auffälliger socialistischer Umtriebe polizeilich ausgewiesen wurde und sich von da in die Schweiz begab. Er bethätigte seinen Eifer für die Partei nach seiner eigenen Angabe durch emsige Verbreitung und Beförderung der Most'schen „Freiheit" nach Oesterreich.

Wien. December 1883. Januar 1884.

Durch die bisherigen Darstellungen, so vielerlei Unerhörtes und Erschreckendes sie auch enthalten, habe ich doch eigentlich nur eine Art Vorgeschichte zu jenen Ereignissen gegeben, welche nach der mir obliegenden Aufgabe den wesentlichen Inhalt meiner Ausführungen zu bilden haben. Ich glaube aber, daß ich das Vorangeschickte nicht verschweigend übergehen konnte, ohne der Vollständigkeit des Bildes Eintrag zu thun, da der Zusammenhang der beiden Theile nicht allein durch die Personen der Thäter, sondern noch in viel höherem Grade durch die den Thaten zu Grunde liegenden — bis zum heutigen Tage im europäischen Völkerleben unerhörten Motive und Anschauungen ein ganz unzertrennbarer ist.

Die drei Vorfälle, welche ich noch zu besprechen habe, scheiden sich nach den dabei verfolgten Zwecken in zwei Richtungen.

Der am 15. December an dem Königl. Polizei-Concipienten Joseph Hlubek und der am 25. Januar 1884 an dem Polizeidiener Ferdinand Blöch verübte Mord gehören ein und derselben Kategorie an, während das Attentat in der Wechselstube H. Eisert am 10. Januar jenem bei Heilbronner in Stuttgart ganz analog ist. Diese beiden letzteren stellen sich lediglich als Verbrechen aus Gewinnsucht dar, wenngleich der angestrebte Gewinn nicht den Interessen der Thäter allein und ausschließlich, sondern auch jenen ihrer Gesinnungsgenossen im Allgemeinen dienen sollte; die zwei ersteren Handlungen aber nach ihren Motiven und Zwecken zu charakterisiren, setzt mich beinahe in Verlegenheit, denn als Racheacte, als Mord aus persönlicher Feindseligkeit kann man sie kaum bezeichnen, da solche Beziehungen zwischen den Thätern und ihren Opfern, am allerwenigsten in dem Falle Blöch, gar nicht vorlagen und daher auch das Gefühl der Leidenschaft, des Hasses oder der Vergeltung für etwa erlittene Unbill, wie es sonst dem Mörder aus Rache eigen ist, in diesen beiden Fällen den Antrieb zur That nicht bildete. Die Mörder wollten in den beiden Beamten den Stand, den Beruf derselben treffen und ein am meisten für sie selbst ganz abstractes Ding, die Staatsgewalt und die heutige Gesellschaftsordnung bekriegen und erschüttern. Diesen Zweck nun haben sie allerdings nicht erreicht und konnten ihn auch nicht erreichen; die nächste

Wirkung ihrer Thaten war eine legale Erstarkung der Staatsgewalt und ein engeres Zusammenschließen der solidarisch bedrohten socialen Factoren. Das hätte auch ihnen oder Jenen, auf deren Geheiß sie vielleicht handelten, bei bei einigem Nachdenken klar werden müssen; wenn sie aber dennoch zur That schritten, so konnte die einzige Absicht dabei nur die sein, Schrecken zu verbreiten, den „herrschenden Klassen" der Gesellschaft das Gefühl der Furcht vor einer so kühn und entschlossen auftretenden Partei einzuflößen, kurz Terrorismus zu üben. Ich glaube aber, daß sich bei näherer Betrachtung ergeben wird, daß auch dieser einzig übrig bleibende Zweck der Greuelthaten durch dieselben nicht erreicht wurde. Es giebt gewiß auch in maßgebenden Kreisen eine Anzahl etwas zaghafter Gemüther, welche nach jenen Ereignissen allerwärts neue Attentate vorhersahen oder befürchteten, allein im Grunde genommen halte ich mich für berechtigt, das scheinbare Paradoxon auszusprechen, daß eben diese äußersten Auswüchse der socialistischen Gesinnung, gerade diese zwecklosen Gewaltacte ein Zeichen und Beweis für die Schwäche und Ohnmacht der Sache sind, die sie zu fördern bestimmt sein sollen. Denn um unter tausenden und aber tausenden von Angehörigen des „vierten Standes" endlich einen oder zwei Desperados von der Art eines Kumitsch, eines Stellmacher oder Kammerer zu finden und sie durch stetes Aneifern durch flammende Worte, durch glänzende Verheißungen zu einer herostratischen That anzutreiben — dazu bedarf es fürwahr keiner besonderen geistigen Ueberlegenheit und keiner besonders erhabenen und mächtigen Idee. Die große Menge des wahrhaft arbeitenden Volkes aber bleibt allen diesen Erscheinungen gegenüber kalt und unbewegt, so sehr sich die socialistische Theorie auch bemüht, ihre Schlagworte demselben „auf den Leib zu schneiden", weil es durchaus nichts Verlockendes an sich hat, die Gedankenarbeit in sich selbst durchzumachen, die zur Auffassung der dabei gebotenen Probleme nothwendig ist, ehe irgend Jemand auch nur zum Verständniß der Sache oder gar zu einer Ueberzeugung gelangen kann, die ihn hinreichend stark und muthig machen würde, auch danach zu handeln. Die größten Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte lehren uns aber, daß ohne ein solch lebendiges Gefühl, ohne eine solche starke und tiefgewurzelte Ueberzeugung weder der Einzelne, noch ein ganzes Volk jemals etwas zu vollbringen vermochte.

Ich kehre zu den Thatsachen zurück. Der Ort Floridsdorf, in welchem sowohl der Concipist Hlubek als auch der Polizeidiener Blöch ihren amtlichen Wohnsitz und Wirkungskreis hatten, grenzt beinahe an die äußersten Linien der Stadt Wien in nordöstlicher Richtung am linken Ufer des Donaustroms. Er besitzt große und zahlreiche Fabriken und demzufolge eine sehr ansehnliche Bevölkerung von Fabriksarbeitern, unter denen wohl socialistische Anschauungen, insoweit sie sich bei dem niederen Bildungsgrade derselben eigenartig krystallisiren können, um sich gegriffen haben mögen. Doch war von besonderen Excessen in dieser Richtung, von bedrohlichen Conflicten zwischen den Arbeitern und der Behörde niemals etwas zu hören. Hlubek

bewies sich stets als ein sehr ehrenhafter, pflichtgetreuer und maßvoller Beamter, und Niemand vermochte zu behaupten, daß er jemals die Gewalt, die ihm sein Amt verlieh, dazu angewendet habe, irgend einen Arbeiter besonders zu bedrücken oder zu verfolgen. Kammerer jedoch, der in dem nahegelegenen Jedlersee geboren und aufgewachsen war und sich schon mit 20 und 21 Jahren zum socialistischen Agitator und Wortführer der Arbeiter aufwarf, kannte ihn, gewiß als den einzigen Polizeibeamten, mit dem er je in Berührung gekommen war und der ihm daher nach seinem beschränkten Gesichtskreise als das Prototyp der Regierungsgewalt, als eine Stütze des Staates erscheinen mochte. Der Gedanke aber, an Hlubek irgend einen Gewaltact auszuüben, wurde in ihm schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz im Laufe des Jahres 1883 lebendig, denn er giebt zu, jene Artikel in der Most'schen „Freiheit" vom 19. März 1883 geschrieben zu haben, welche es rügen, daß der „Büttel" Hlubek noch immer unter den Lebenden weile, wobei nicht unterlassen wird, dem Aermsten eine Menge Missethaten zum Schaden des „arbeitenden Volkes" anzudichten. Nicht allzulange nach seiner Rückkehr von dem Stuttgarter Attentate begab er sich nach Wien und behauptet, seit seinem Eintreffen daselbst, vom 6. December 1883 an täglich Abends dem Hlubek mit dem Revolver aufgelauert zu haben, doch sei ihm die Ausführung seines Vorhabens jedesmal unmöglich gewesen, weil Hlubek stets in Begleitung dritter Personen seines Weges kam. Endlich aber habe er für den 15. December endgiltig die Ausführung der That beschlossen weil er sich schon für den 17. verpflichtet hatte, in Mährisch-Ostrau in Arbeit einzutreten.

Für diesen Abend nun hatte ein gewisser Ferdinand Schaffhauser, ein sogenannter Brotführer eines in dortiger Gegend ansäßigen Bäckers, die Abhaltung eines „Vortrages" in dem Gasthause des Aschenbrenner in Groß-Zeblersdorf für die Mitglieder des Stahlarbeitervereins dortselbst angezeigt und wurde zu dieser Versammlung nach Vorschrift der hierlands bestehenden Gesetze ein Vertreter der Behörde in der Person des Concipisten Hlubek abgeordnet. Der besagte Vortrag Schaffhausers hatte „das antike und das moderne Proletariat" zum Gegenstande, und bei der späteren gerichtlichen Verhandlung gegen Schaffhauser wurde behauptet, er habe diesen Vortrag, dessen Dauer man aus früheren Gelegenheiten her ganz wohl kannte, ungewöhnlich zeitlich beendet, woraus man die Annahme ableitete, er habe hiedurch den ihm wohlbekannten Plan der Ermordung Hlubeks zu fördern gesucht, indem hiedurch Hlubek zu einer Zeit seinen Rückweg nach Floridsdorf anzutreten in die Lage kam, wo die Wegstrecke von Wachleuten erfahrungsgemäß am wenigsten beschritten wurde. Wenn sich auch bei der spätern Gerichtsverhandlung hinreichende Beweise für dieses Mitwissen des Schaffhauser um den Mordplan und für seine Beihilfe dazu nicht erbringen ließen und somit seine Verurtheilung wegen Mitschuld an dieser That nicht erfolgte, so ist doch soviel gewiß, daß Hlubek sich in Begleitung Schaff-

hauſers aus dem Aſchenbrenner'ſchen Gaſthauſe entfernte, um ſich nach ſeinem Wohnorte Floridsdorf zu begeben. Die Entfernung beträgt ungefähr 20 bis 30 Minuten und iſt der Weg an und für ſich, beſonders im Winter und zur Nachtzeit recht wenig einladend, da er theils über Felder, theils zwiſchen eingeplankten Gärten, Werkplätzen und Bauſtellen dahin führt und ſehr wenig begangen iſt. Schauffhauſer behauptet jedoch, er ſei eine kurze Strecke Weges mit Hlubek gegangen und habe ihn dann verlaſſen, weil ein Herr und eine Dame ihnen entgegen gekommen wären, von denen Erſterer mit Hlubek ein Geſpräch begonnen hätte. Daß er aber ganz dieſelbe Wegſtrecke nach Floridsdorf zurückgelegt habe, wobei er nothwendiger Weiſe den Punkt, wo die That geſchah, betreten hat, giebt er zu. Es wurden mehrere Zeugen ermittelt, welche erklärten, im Moment wo der Schuß fiel, Schaffhauſer und noch einen zweiten Mann in Begleitung des Hlubek geſehen zu haben, während ein Dritter in einer Entfernung von etwa 10 Schritten hinter dieſen drei Perſonen einherging. In geringer Entfernung von der dort befindlichen Polizeiwachſtube und gerade als Hlubek von dem Scheine einer Gaslaterne heller beleuchtet wurde, fiel der Schuß von rückwärts auf ihn. Das Projectil, eine Revolverkugel von 7 cm. Kaliber, traf ihn in's Hinterhaupt, drang in die Hirnhöhle ein und hatte den ſofortigen Tod des beklagenswerthen Mannes zur Folge. Kammerer, welcher die Verübung dieſer That zugeſteht, giebt an, es habe ſich Schaffhauſer im Augenblicke der Begehung derſelben allerdings in der Nähe oder an der Seite Hlubeks befunden und auch Stellmacher hat hierüber geäußert, Schaffhauſer ſei dabei zugegen geweſen und habe ſich, als Hlubek zu Boden geſtürzt war, über den Körper des Opfers gebeugt, allein Beide ſtimmen darin überein, daß Schaffhauſer weder von der That vorher etwas gewußt, noch irgendwie abſichtlich dazu beigetragen habe, auch ſei er nicht im Stande geweſen, ſie zu hindern. Der Ruf und das Vorleben Schaffhauſers, welcher ſehr vorgeſchrittene ſocialiſtiſche Anſichten zur Schau trug und aus ſolchen Anläſſen ſchon einigemal gerichtlich beſtraft worden war, laſſen die Annahme ſeiner vollſtändigen Unſchuld und eines ganz zufälligen Zuſammentreffens all dieſer ſo auffällig gegen ihn ſprechenden Umſtände ſchwer feſthalten. Das Urtheil des Gerichtes ſprach ihn des Verbrechens der „Vorſchubleiſtung" zu dem Morde Hlubeks ſchuldig, indem es annahm, er wäre in der Lage geweſen, die Vollſtreckung hintanzuhalten und zu verhindern, habe dies aber „aus Bosheit", wie ſich das Strafgeſetz ausdrückt, unterlaſſen.

Die Beſtattung der Leiche des in Erfüllung ſeiner Pflicht gefallenen Beamten geſtaltete ſich zu einer ungemein erhebenden Feierlichkeit und nahmen an derſelben gegen dreitauſend Fabriksarbeiter der Umgegend theil, ein Vorgang, der mir wenigſtens den Eindruck machte, als wollten dieſe Kreiſe hiedurch in unverkennbarer Weiſe kundgeben, daß ſie, ſo ſehr ſie auch ſonſt ſocialiſtiſch geſinnt ſein mögen, doch den Mord als Mittel zur Erreichung ihrer Ziele verabſcheuen. Doch gebe ich als möglich zu, daß ich mich mit

dieser Auffassung in einem optimistischen Irrthume befinden kann, welchen andere besser informirte Personen vielleicht nicht theilen werden.

Von dem düstern Schauplatze seiner That entfloh Anton Kammerer querfeldein und trat wirklich am 17. December in Ostrau bei einem Buchbinder in Arbeit. Die Geldmittel zu allen von ihm unternommenen Reisen und zu seinem Lebensunterhalte stammten nach seiner Angabe aus den bei Heilbronner in Stuttgart geraubten Geldern her. In Ostrau verweilte er bis 7. Januar 1884, an welchem Tage er sich nach Wien zurückbegab und hier mit Stellmacher zusammentraf, der inzwischen aus Zürich hergekommen war. Es ist zweifellos, daß Stellmacher diesen seinen Aufenthaltsort am 5. Januar verlassen hat und daß er sich vom 7. bis 12. Januar schon in Wien aufhielt, doch hat er jederzeit jede Auskunft über seinen Verbleib in dieser Zeit beharrlich verweigert, angeblich darum, weil er nicht sagen könne wo und in wessen Gesellschaft er sich in diesen Tagen befunden habe, da er hiedurch Freunde und Genossen compromittiren würde. Der wahre Grund ist allerdings ein anderer; er leugnet mit derselben Beharrlichkeit seine Betheiligung an dem raubmörderischen Ueberfalle bei Eisert und befürchtet offenbar, daß er, wenn er sich überhaupt in eine Besprechung seines Aufenthaltes in der kritischen Zeit einlassen würde, sich in Widersprüche verwickeln oder Angaben machen könnte, deren Unwahrheit sich alsbald erweisen würde. Er zog es daher vor, hierüber nichts zu sagen, wodurch allerdings allen weiteren Auseinandersetzungen ein Ende gemacht war.

Die Wechselstube des Heinrich Eisert, ein kleineres Geschäft, welches von diesem Manne allein ohne Hilfe eines Untergebenen betrieben wurde befand sich in der sogenannten Mariahilferstraße in einem Hause, welches an dem Kreuzungspunkte zweier Straßenzüge steht. Die genannte Straße ist eine der belebtesten Verkehrsadern der Stadt und namentlich in den Abendstunden wogt eine ansehnliche Menschenmenge an jenem Punkte hin und her. Auch befinden sich zur Rechten und Linken der Wechselstube Räumlichkeiten anderer Geschäftslocale. Eiserts Local bestand nur aus einem einzigen Gelasse, das seinen Eingang von der Straße her hat, doch schließt sich daran rückwärts, nur durch eine Bretterwand geschieden, eine Art Zimmerchen, aus welchem wieder eine Thür in die Einfahrt des Hauses führt. Die Oertlichkeit hat, wie man sieht, die größte Aehnlichkeit mit der des Heilbronner'schen Geschäftes in Stuttgart und dementsprechend schließt sich auch die That in ihren äußeren Umrissen diesen Voraussetzungen in ganz ähnlicher Weise an.

Heinrich Eisert, ein kräftiger Mann von angenehmem Aussehen, etwa 42 Jahre alt, befand sich am 10. Januar um ½6 Uhr allein in seinem Geschäftslocale, als plötzlich zwei Männer eintraten, von denen einer Rubel umzuwechseln begehrte; kaum aber hatte Eisert sich hinter seinem Zahltische erhoben, um mit den Eingetretenen zu sprechen, so schleuderte ihm dieser eine Partie Sand in die Augen und gleich darauf erhielt Eisert einen wuchtigen Schlag mit der Kehrseite einer Holzhake auf den Kopf. Doch war dieser

Schlag nicht geeignet, ihn ſogleich zum Falle oder zur Bewußtloſigkeit zu bringen, ſondern der Mann eilte durch die kleine Verbindungsthür der erwähnten Bretterwand in das dahinter gelegene Zimmerchen und von da durch die Hinterthür in den Hausflur, wo er aber an den Stufen des Ausganges zu Boden ſank. Der Angreifer aber folgte ihm auch dahin nach und verſetzte dem Liegenden noch mehrere Schläge mit der Schneide der Hacke auf den Kopf und das Geſicht. Inzwiſchen war aber der Begleiter des erſterwähnten Mannes und noch ein Dritter ebenfalls aus der Wechſelſtube in jenes Zimmer gedrungen, wo ſie, gewiß zu ihrer eigenen Ueberraſchung, drei Perſonen antrafen, die Zeugen aller Vorgänge waren und die Vollführung des beabſichtigten Raubes ſicherlich verhindern konnten. Es waren dies die Kinder des Eiſert, Heinrich und Rudolf, zwei kräftige Knaben im Alter von 8 und 10 Jahren mit lieben, treuherzigen Geſichtchen, die da eben von einer armen, alten Frau, Namens Caroline Berger, Unterricht in der franzöſiſchen Sprache nahmen. Auch vor dieſen armen Kindern ſchreckten die Mörder nicht zurück; raſch entſchloſſen ſtreckte je ein Schlag mit dem furchtbaren Mordwerkzeug jedes dieſer drei ahnungsloſen Geſchöpfe nieder und man muß geſtehen, daß die grauſe Schlächterarbeit gut gethan war, denn das eine der beiden Knäblein, Rudolf, deſſen Hirnſchale wie durch eine Flintenkugel mit ganz präciſen Rändern durchbohrt erſchien, blieb auf der Stelle, wo es geſeſſen hatte, todt liegen, indeß das andere trotz allen Aufwandes ärztlicher Kunſt am 26. Januar dem Vater, der am 22. Januar ſeinen Wunden erlegen war, in's Grab folgen mußte. Die Lehrerin Berger iſt zwar geneſen, befindet ſich aber in einem Zuſtande des Siechthums und intellectueller Depreſſion, welcher ſie in ihrem ohnedies kärglichen Erwerbe ungemein beeinträchtigt und zum Gegenſtande öffentlicher Mildthätigkeit machen mußte.

(Schluß folgt.)

Die Cholera.

Von

Max von Pettenkofer.

— München. —

Die Cholera ist eine Infectionskrankheit. Infectionskrankheiten nennt man solche Krankheiten, welche durch einen von Außen in den gesunden Körper eingedrungenen specifischen Infectionsstoff verursacht werden, welcher wie ein Gift wirkt. Zu den Infectionskrankheiten gehören sowohl die ansteckenden schwarzen Blattern, als auch das nicht ansteckende Wechselfieber. Von den eigentlichen Giften, welche leblose, chemische Verbindungen sind, unterscheiden sich die Infectionsstoffe wesentlich dadurch, daß sie lebende Organismen, wenn auch der kleinsten Art, sind, welche, in kleinsten Mengen in den gesunden Körper gebracht, sich unter gewissen Umständen in ihm rasch vermehren und ihn durch ihr Leben krank machen. Sie gehören zu den kleinsten Lebewesen, zu den Spaltpilzen, welche an der Grenze des Sichtbaren sind, und werden je nach ihrer Form als Kocken, Bacterien, Bacillen, Vibrionen und Spirillen bezeichnet, wovon nach Naegeli im luftrockenen Zustande 30000 Millionen Individuen kaum ein Milligramm schwer sind.

Die Infectionsstoffe gehen theils vom Kranken auf Gesunde über, in welchem Falle man die Krankheiten contagiöse nennt, theils gehen sie von Oertlichkeiten aus, in denen sie sich entwickelt haben, in welchem Falle man von miasmatischen Krankheiten gesprochen hat. Es kann selbstverständich auch solche geben, welche beiden Quellen entstammen, und solche Krankheiten hat man früher als contagiös-miasmatische bezeichnet, und bezeichnet sie auch zur Zeit noch oft so.

Ich bin der Ansicht, man sollte die Bezeichnungen Contagium und Miasma, welche zu vielen Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben, ganz aufgeben, und dafür den Begriff „Infectionsstoff", der ja beiden gemeinsam ist, an die Spitze stellen, und die Infectionsstoffe in entogene und

ectogene theilen, entogen, wenn die Infection vom Kranken, ectogen, wenn sie von der Oerlichkeit ausgeht.

Die Cholera wird von Vielen zu den entogenen, von Manchen aber auch zu den ectogenen Krankheiten gezählt. Die Vertreter der ersteren Anschauung kann man Contagionisten, die der Letzteren Localisten nennen. Der Widerstreit der theoretischen Meinungen ist insofern wichtig, als hier, wie stets in der Medicin, von der theoretischen Anschauung die Maßregeln abhängen, welche zur Heilung und zur Abwehr der Krankheit ergriffen werden.

Gegenwärtig, wo die Cholera ihr drohendes Haupt im Süden Frankreichs wieder erhoben und im Norden Italiens zu erheben begonnen hat, glaubte ich einer Aufforderung der Redaction von „Nord und Süd", daß ich mich für den Leserkreis ihrer Zeitschrift über diese wunderbar wandernde Weltseuche äußern möchte, nicht ablehnen zu dürfen.

Alle Leser wissen, daß die Cholera aus Ostindien stammt, und die meisten wissen wohl auch, daß die Seuche erst in diesem Jahrhundert (1830) nach Europa gelangte. Sprechen wir daher zuerst über ihr Alter in Indien, in ihrer Heimat. Dort scheint die Krankheit von jeher heimisch gewesen zu sein; nicht nur, daß die Portugiesen nach Entdeckung des Seeweges dahin bereits sie vorfanden und in Goa bald unliebsame Bekanntschaft mit ihr machten, sondern schon in den ältesten Sanskritschriften, viele Jahrhunderte vor Christi Geburt wird sie genau beschrieben und ihre Epidemien, mit mahâ mârî (magna mors, großes Sterben) bezeichnet. In diesen Schriften wird die Krankheit unter verschiedenen Namen genannt, welche von ihren Hauptsymptomen genommen sind: 1) vishû dschikâ bedeutet Erbrechen und Abweichen, also genau wie auch im Deutschen Brechruhr, 2) alasikâ, Krämpfe welche Ermattung und Starre herbeiführen, 3) rilambikâ, Zusammenbrechen, was man in der gegenwärtigen medicinischen Terminologie etwa mit collapsus ausdrückt. Ein anderes Wort, das in Indien öfter für Cholera gebraucht wird, ist dem Mahrattischen entnommen, mordeshin oder mordschi, was die Franzosen in mort de chien (Hundetod) verkehrt haben, was aber auch Zusammenbrechen, collapsus, bedeutet.*)

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegen zahlreiche Hinweisungen und Beschreibungen von zeitweise auftretenden größeren Epidemien dieser Krankheit vor, namentlich unter Truppen; am bekanntesten aber wurde sie in Europa unter dem Namen Cholera, Cholera Morbus, asiatischen Cholera durch die Epidemien von 1817 bis 1819, welche das englische Heer unter dem Oberbefehl des Marquis von Hastings während eines Krieges gegen die Eingeborenen kampfunfähig machten und der Vernichtung nahe brachten. Nach Europa aber kam sie doch nie, bis sie in diesem

*) Ich verdanke diese Angaben meinem leider früh verstorbenen Collegen, dem Sanskritforscher Haug, der lange in Indien lebte. Siehe meine „Verbreitungsart der Cholera in Indien." Braunschweig, 1871, bei Vieweg.

Jahrhundert, Ende der Zwanziger Jahre endlich über Orenburg und Moskau nach Rußland und 1830 bis Polen wanderte, wo eben Krieg war. Seitdem hat sie uns öfter, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit heimgesucht.

Die Frage, warum die Cholera Jahrtausende lang in Indien geblieben ist und erst so spät zu uns auszuwandern begann, ist gewiß von großem Interesse, aber sie kann nicht mit der wünschenswerthen Bestimmtheit beantwortet werden. Das Hauptmoment scheint mir, daß das Ereigniß in die Zeit fällt, in welcher die Beschleunigung des menschlichen Verkehrs nach allen Richtungen hin, zu Wasser und zu Land eintrat. Das erste Dampfschiff in den indischen Gewässern erschien zu Anfang der zwanziger Jahre. Auch zu Lande suchte man den Verkehr in jeder Weise zu heben und zu beschleunigen. Die Russen haben sich vielleicht damals mit Eilposten und Courieren die Cholera aus einem Nachbarlande Indiens, vielleicht aus Arabien, oder Afghanistan, oder Persien geholt. Es hat sich nämlich bald gezeigt, daß die Cholera, der specifische Cholerakeim sich wirklich an den menschlichen Verkehr in irgend einer Weise heftet, aber auch daß er auf dem Wege zu Wasser und zu Lande abstirbt, wenn er nicht binnen einer gewissen Zeit wieder auf fruchtbaren Boden gelangt.

Schon immer zeigte es sich, daß die Cholera in Indien gewisse Gegenden und in diesen wieder gewisse Orte besonders liebt, andere oft ebenso auffallend meidet, so daß manche Orte oft alljährlich, andere hingegen erst im Zwischenraume von vielen Jahren von Cholera heimgesucht werden. Ebenso ist es Thatsache, daß die asiatische Cholera noch nie an einem Orte aufgetreten ist, welcher nicht mit anderen Orten, wo Cholera herrschte, vorher Verkehr gehabt hätte, aber auch Thatsache, daß die Krankheit von einem Choleraorte noch nie nach einem anderen Orte verschleppt wurde, wenn die Reise ohne anzuhalten eine gewisse Zeit lang dauerte. Der große Verkehr Europas und namentlich Englands mit Indien auf Schiffen, die um's Cap der guten Hoffnung gingen, hat noch nie Cholera von Indien gebracht, nach England gelangte sie immer nur auf dem Landweg über Europa; ja selbst das Capland hat noch nie eine Choleraepidemie gehabt, ebensowenig Australien. Es ist möglich, daß in Zukunft der Verkehr noch so beschleunigt wird, daß sie auch noch dahin gebracht wird, ähnlich wie es mit Südamerika der Fall war, welches während der Epidemie in den dreißiger und vierziger Jahren in Europa und in Nordamerika von Cholera frei blieb. Man dachte schon daran, daß vielleicht für Südamerika das gelbe Fieber genug sei, oder daß dieses die Cholera ausschließe, bis endlich plötzlich im Jahre 1854, nachdem die schnell fahrenden Klipperschiffe zwischen Philadelphia und Rio de Janeiro eingerichtet waren, auch die Hauptstadt Brasiliens von einer heftigen Cholera-Epidemie ergriffen wurde.

Auch wenn die Cholera den Landweg einschlägt, geht sie auf dem Marsch zu Grunde, wenn sie nicht inzwischen binnen einer gewissen Zeit wieder auf fruchtbaren Boden gelangt. Die regenlose Wüste ist unfruchtbar

für Cholera. Die Karawanen, welche in Asien von Choleraorten abgehen und durch Wüsten ziehen, haben bisher auch noch nie die Krankheit weiter eingeschleppt, wenn der Weg durch die Wüste mindestens zwanzig Tage dauerte.

Die Cholera braucht zu ihrer Weiterverbreitung stets fruchtbare Stationen, Etappen auf dem Lande, und deshalb sieht man auch in der Regel, wenn man die Wanderungen der Epidemien im Großen verfolgt, ein allmähliches Weiterschreiten in aufeinander folgenden Jahren in bestimmten Richtungen. Im östlichen und südöstlichen Rußland z. B. zeigte sich die Cholera, nachdem sie im Jahre 1868 in Persien geherrscht hatte, im Jahre 1869 in elf, im Jahre 1870 in 37 Regierungsbezirken, darunter schon in 5 Bezirken in Polen. Im Jahre 1871 breitete sie sich in Rußland nach Westen, Osten und Norden noch weiter aus, und gelangte in ihren Vorläufern bereits nach Ostpreußen, wo namentlich wieder Königsberg heftig ergriffen wurde, wo vom 24. Juli bis 8. November 2012 Personen an Cholera starben, während in Berlin nur 52, in Potsdam 71 der Krankheit erlagen. Im Jahre 1872 ging sie auf Oesterreich-Ungarn über, und hielt im darauffolgenden Jahre reiche Ernten in Deutschland.

Man hat deshalb mit Recht schon immer gesagt, die Cholera reise nicht schneller als der Mensch.

Was aber bei diesen Reisen auch schon immer aufgefallen ist, das ist ihr sprungweises Fortschreiten; sie geht z. B. regelmäßig nach Paris, wenn sie in Marseille war, oder auch umgekehrt von Paris nach Marseille, und überspringt stets Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, oder um die Reisende in kleineren Distanzen zu verfolgen, sie geht 1854 auf der Eisenbahn von München nach Augsburg, läßt aber die zehn dazwischen liegenden Stationen aus, obschon daselbst mehrere Kranke aussteigen und einige davon sogar sterben; nachdem sie sich in Augsburg und längs dem Lech für lange Zeit festgesetzt, macht sie nicht einmal einen Sprung über's Lechthal hinüber nach der Stadt Friedberg, wohin ein guter Fußgänger doch leicht in einer Stunde geht; oder um einen noch engeren Kreis zu ziehen, sie überzieht dreimal (1836, 1854 und 1873) die Stadt München und macht jedesmal vor den Häusern auf dem Lehmrücken in der Vorstadt Haidhausen Halt.

Die nämliche Launenhaftigkeit zeigt die Cholera nicht blos in örtlicher, sondern auch in zeitlicher Beziehung, einmal fällt sie in Preußen ein und verschont Sachsen, ein anderes Mal macht sie es gerade umgekehrt. Im Jahre 1849 z. B. hatte Berlin seine schwerste Choleraepidemie, die Epidemie berührte damals Sachsen nur noch ganz leicht mit 488 Fällen, und Bayern gar nicht mehr. Im Jahre 1850, als es in Berlin und Umgebung schon größtentheils vorüber war, stieg es in Sachsen doch bis zu 1551 Choleratodesfällen, aber sie kam wieder nicht bis Bayern. Hingegen im Jahre 1854 war es umgekehrt, da hatte München und Bayern seine schwersten

Epidemien, damals war die allgemeine Industrieausstellung in München und der Verkehr zwischen München und Sachsen, überhaupt zwischen München und ganz Deutschland ein sehr reger. Nach Sachsen verbreitete sich damals die Cholera nicht, Alle, die in diesem Jahre in Sachsen an Cholera starben, hatten sich die Krankheit in München geholt, und auch weiter nördlich nicht, die Sachsen und Preußen hätten genügend persönliche Empfänglichkeit, individuelle Disposition für Cholera gehabt, denn die nach München kamen erkrankten gerade so daran, wie die Münchener. Erst im kommenden Jahr 1855 wurde es plötzlich wieder anders, da blieb Bayern von Cholera frei und entwickelten sich die Epidemien in Sachsen und Norddeutschland.

Schon diese Thatsachen werden genügen, um jeden Vorurtheilslosen zu überzeugen, daß bei der Verbreitung der Cholera sowohl örtliche, als auch zeitliche Momente eine entscheidende Rolle spielen müssen. In welchem Zusammenhange nun der von Indien ausgehende, durch den menschlichen Verkehr verbreitbare Cholerakeim oder Infectionsstoff mit Ort und Zeit, mit der örtlichen und zeitlichen Disposition steht, ist noch zu finden, und lassen sich darüber vorläufig nur Hypothesen aufstellen; aber die thatsächliche Existenz einer örtlichen und zeitlichen Disposition ist so sicher wie die Cholera selbst eine Thatsache ist, und muß mit dieser Disposition gerechnet werden. Mit dem Cholerakeime allein kommt man nicht aus.

Untersuchen wir nun, was sich ergiebt, wenn man für Cholera empfängliche Orte mit Orten vergleicht, welche sich dafür unempfänglich zeigen, und was sich ergiebt, wenn man in einem für Cholera empfänglichen Orte die Zeiten vergleicht, in welchen der durch den Verkehr verbreitete Infectionsstoff Epidemien verursacht, und in welchen Zeiten nicht.

Schon die Gestaltung der Oberfläche des Bodens zeigt sehr deutlich einen gewissen Einfluß. Relativ tiefe Lage in Mulden, an Abhängen, an sogen. Steilwänden begünstigt die Cholera sehr. Wo eine Bodenoberfläche wellig geformt ist, zeigen sowohl ganze Ortschaften als auch einzelne Häuser auf dem Gipfel einer Welle sehr häufig gar keine oder nur eine sehr geringe Disposition für die Entwickelung einer Epidemie, während in der Tiefe der Welle unter sonst gleichen Verhältnissen sie üppig gedeiht. Das Gleiche zeigt sich in einzelnen Ortschaften, wo Theile oder einzelne Häuser auf Gipfeln, andere in Tiefen der Terrainwellen liegen.

Eine andere, bei allen Choleraepidemien auftretende, bekannte Erscheinung ist das Abnehmen der Krankheit gegen ein Gebirge zu, und im Gebirge. Die Gebirge des Himalaya, des Libanon und die Alpen haben stets die Zufluchtsstätte der Choleraflüchtlinge gebildet. Hie und da kommt eine Epidemie auch im Gebirge vor; diese Ausnahmen von der Regel werde ich später besprechen. Die Immunität oder die äußerst geringe und seltene Empfänglichkeit der Gebirge zeigt sich in Indien so deutlich wie bei uns.

Ein bekanntes Beiſpiel iſt dort das faſt völlige Freibleiben der Bergkaſernen (hill-tastions) längs der Himalayakette, in welche durch häufigen Truppenwechſel der Cholerakeim aus der Ebene doch ſo oft eingeſchleppt wird. In dem für Indien ſo ſchlimmen Cholerajahr 1869 lieferten von neunzehn Bergkaſernen nur zwei Cholerafälle.

Das Nämliche zeigt ſich auch im engen Rahmen ein und deſſelben Ortes häufig genug. In München z. B. war 1873/74 die Choleraſrequenz in den ſieben Kaſernen der Garniſon höchſt verſchieden: in der tiefſtgelegenen Iſarkaſerne (mit einem Küraſſier-, jetzt ſchweren Reiter-Regiment belegt) erkrankten von 1000 Mann 40 an Cholera, in der höchſtgelegenen Max II. Kaſerne (mit zwei Feld-Artillerie-Regimentern belegt) nur 3 Mann, ohne daß man in der Bauart der Kaſerne, noch in Beſchäftigung oder Ernährung der Mannſchaft, noch im Trinkwaſſer einen entſprechenden Unterſchied finden konnte.

Ein anderes locales Moment, was ſich in epidemiſch ergriffenen Ortſchaften ſehr beſtimmt geltend macht, iſt verſchiedene Bodenbeſchaffenheit verſchiedener Ortstheile. Namentlich zeigt ſich ein compacter, für Luft und Waſſer nicht, oder nur ſehr wenig durchgängiger Boden der Entwickelung der Cholera ſehr hinderlich. Schon Jameſon hat bei Beſchreibung der Epidemien in Indien von 1817 und 1819 geſagt: „Die Cholera ſcheint ſteinigen Boden nicht zu lieben.“ Franzöſiſche Epidemiologen (Boubée und u. A.) haben das Gleiche gefunden. Am eingehendſten habe ich dieſen Geſichtspunkt im Jahre 1854 in Bayern verfolgt und ſo viele Thatſachen beigebracht, daß die damals für Erforſchung der Choleraurſachen niedergeſetzte Commiſſion es einſtimmig als Theſe ausſprach, daß die Cholera zu ihrer epidemiſchen Entwickelung eines poröſen, für Waſſer und Luft durchgängigen Bodens bedürfe, und daß compacter Boden ſie ausſchließe. Es ſei geſtattet, ein paar Beiſpiele anzuführen. Als die Cholera in München ausgebrochen war, flohen die Münchner ſchaarenweiſe gegen das Gebirge zu. Viele haben ſich in Traunſtein niedergelaſſen, wo mehrere erkrankten und ſtarben. Der größere Theil der Stadt, in welchem namentlich die beſſeren Gaſthöfe ſind, und die Cholerafälle unter den Flüchtlingen vorkamen, liegt auf einem compacten Muſchelkalkfelſen, ein kleinerer Theil der Stadt auf Diluvialgeröll. In dieſem Theile trat die Cholera epidemiſch, in dem höher gelegenen Theile (Schrödelgaſſe) ſchon Anfangs Auguſt, in dem tiefer gelegenen (Saline) Ende September auf, ohne in den größeren, auf Muſchelkalk liegenden Stadttheil überzugehen.

Im Juragebirge, links der Donau, liegt ein Dorf Kienberg ganz von Steinbrüchen eingeſchloſſen. In dieſem Dorfe brach die Cholera ſo heftig aus, daß binnen Monatsfriſt dreißig Procent der Bevölkerung begraben wurden. Als ich hinkam, fand ich ganze Häuſer ausgeſtorben, aber auch eine Anzahl Häuſer, welche nicht einen Erkrankungsfall gehabt hatten. Damals glaubte ich noch an das Trinkwaſſer als Infectionsquelle: aber das ganze Dorf hatte einen einzigen Brunnen am Fuße des Abhanges, auf dem

es steht. Als ich den Boden untersuchte, ergab sich, daß alle ergriffenen Häuser auf porösem, etwas lehmigen Sande standen, hingegen die immunen Häuser auf compactem Juragestein. Der größere Theil von Kienberg steht auf einer Spalte des Gebirges, die ganz mit den feinen Theilen ausgefüllt ist, welche das Wasser von höher gelegenen Theilen als Alluvium zugeführt hat.

Daß der bestimmte Ausspruch der Commission damals außerhalb Münchens überraschte und angezweifelt wurde, darüber durfte man sich nicht wundern. Man wies auf ganze Gebirgsgegenden, z. B. auf Süd-Krain und den Karst hin, wo die Cholera reiche Ernten halte, und auf ganze Städte, die auf nackten Felsen stehen und trotzdem zeitweise sehr arg von Cholera heimgesucht werden, z. B. auf die Städte auf der Insel Malta.

Ich ließ mich diese Mühe nicht verdrießen, nach Krain und dem Karst zu reisen, fand aber dort anstatt eines Widerspruches nur eine unerwartete Bestätigung. Die im dortigen Gebirge liegenden und von Cholera ergriffenen Ortschaften leiden auch noch an einer anderen Krankheit, welche vom Boden stammt und gewöhnlich im Gebirge nicht vorkommt, nämlich an Wechselfieber. Das Gebirge dort ist so zerklüftet, und die Klüfte mit porösem, wasser- und luftdurchlässigem Material ausgefüllt, wie es in dem gröbsten Geröllboden nicht besser sein kann. Dort rennen Flüsse gegen einen Berg an, verschwinden an seinem Fuße und fließen jenseits wasserreicher wieder fort. Man sieht dort oft das Terrain von allen Seiten sich nach einem tiefsten Punkte hin, nach einer Art Trichter, nach einer sogenannten Doline hin sich senken, und kommt man zu unterst an, so findet man weder Wasser noch Moor, sondern trockenen Boden. In der Adelsberger Grotte verschwindet das Wasser der einlaufenden Poik; auf der andern Seite des Gebirgsstockes, in dem die Grotte liegt kommt das Wasser der Poik unter dem Namen Unze wieder zum Vorschein. Auch die Unze verschwindet wieder am Fuße eines Berges, um jenseits als Laibach schiffbar zu Tage zu treten.

Als ich von Laibach gegen Novomesto (Neustadtl) zog, blinkte mir aus der Ferne schon, hoch vom Gebirge herab, ein Ort entgegen. Als ich nach dem Namen frug, wurde mir der Ort Rasderto genannt, und Rasderto stand unter den Orten verzeichnet, wo die Cholera stark gehaust hatte. Als ich unter Führung des Schullehrers die Cholerahäuser Rasdertos besuchte, fiel mir auf, daß ich fast in jedem Hause Kranke im Bette liegend fand. Als ich nach der Ursache frug, erfuhr ich, daß zur Zeit Rasderto wieder sehr am Wechselfieber leide. Auch am Fuße des Felsenkammes, auf welchem Rasderto liegt, verschwindet ein Bach, der jenseits gleich so mächtig wieder erscheint, daß er eine Mühle treibt.

Um die Cholera auch auf Malta zu studiren, reiste ich 1868 auf eigene Kosten dahin. John Simon hatte mir Empfehlungen dahin verschafft. Im

Hafen von Valletta angekommen, imponirte mir allerdings die felsige Lage der Stadt ganz gewaltig. Vom Schiffe aus schon sah ich auf senkrecht in die Höhe steigenden Felswänden Gebäude stehen, in Valletta an's Land steigend, trat mein Fuß aus dem Kahne sofort auf nackten Felsen. Nachdem ich auf in Stein gehauenen Stufen auf das Plateau, auf welchem der größere Theil der Stadt liegt, emporgestiegen war, ging ich auf einem Trottoir, das auch der natürliche Felsen bildete, nach meinem Gasthofe. Ich war nun sehr begierig, was ich weiter finden würde.

Herr Inglott, damals Vorstand der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten auf Malta, und Professor Dr. Pisani, ein hervorragender Malteser Arzt, die mir ein paar Wochen lang liebenswürdige und lehrreiche Führer und Dolmetscher waren, klärten mich bald auf. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern, daß ich wegen des Malteser Felsens die weite Reise gemacht habe. Wie oft sagten sie mir, wenn ich sie mit Fragen über die Bodenbeschaffenheit der felsigen Insel belästigte und mich dahin und dorthin bringen ließ: „Unser Felsen ist kein Felsen in Ihrem Sinne, er ist ein Schwamm, der Alles einsaugt, was auf ihn gegossen wird." Die Untersuchung hat auch ergeben, daß der Malteser Felsen so porös wie der Berliner Sand ist, daß er zu mehr als zum dritten Theile seines Volums aus Poren, aus Luft besteht. Er ist so weich, daß er mit Messer und Säge wie Holz geschnitten wird. Wie die Fremden aus Berchtesgaden und Oberammergau Holzschnitzereien mitnehmen, so kaufen, die nach Malta kommen, Schnitzwerke aus Malteser Stein. Platten, aus Malteser Felsen geschnitten, sind ein bedeutender Exportartikel nach Italien, um dort damit die Hausfluren und Zimmerböden zu belegen, weil sich diese Platten wegen ihrer physikalischen Eigenschaft, wegen ihrer großen Porosität nicht so kalt anfühlen, wie andere Steinplatten. Die Malteser Platten nähern sich dem Holze, ohne brennbar zu sein. Ferner ist mit aus Malteser Stein gehauenen Kesseln die englische Marine zur Filtration von Trinkwasser versehen. Trüb gewordenes Wasser auf Schiffen wird in solche Kessel gegossen, durch die es klar abläuft.

Schließlich sah ich allerdings ein, daß es viel einfacher und für mich auch viel billiger und ebenso überzeugend gewesen wäre, wenn ich mir Malteser Felsen hätte nach München kommen lassen und im Laboratorium untersucht hätte. Aber ich bereue die Reise dahin durchaus nicht, denn ich habe über das Vorkommen der Cholera auf dieser denkwürdigen Insel gar Manches gelernt, was mir sonst entgangen wäre. Der geneigte Leser wird nun einsehen, daß ich nicht viel darauf gebe, wenn hier und da Einer meint einen auf Felsen ruhenden Ort gefunden zu haben, welcher trotz compacten Untergrundes eine Choleraepidemie gehabt hat.

Nicht blos die physikalische Beschaffenheit des Bodens zeigt sich von Einfluß auf Cholera, sondern auch der chemische Bestand desselben,

namentlich der Gehalt an organischen Stoffen und an Wasser. Einfluß des Bodens auf die Entwickelung von Infectionskrankheiten ist überhaupt blos denkbar durch organische Processe, welche in ihm vor sich gehen und deren Träger oder Producte daraus zum Menschen gelangen. Diese Processe werden wesentlich durch niedrige Organismen, durch Spaltpilze bewirkt, und diese brauchen zu ihrem Leben außer Wasser und Luft auch noch andere Nährstoffe und eine gewisse Temperatur. Ein Einfluß der Bodenbeschaffenheit wurde von jeher beobachtet, weshalb man auch glaubte, er könnte von der geognostischen Formation herrühren, welcher der Boden entstammt, und war man geneigt, vor Allem der Urgebirgsformation, dem Granit, die Eigenschaft der Immunität zuzusprechen, aber es wurden bald viele Fälle bekannt, wo die Cholera auf Quarzsand ebenso üppig gedieh, wie auf Kalksand, und daß compacter Muschelkalk die gleichen Dienste thut, wie Granit. Die physikalische Beschaffenheit des Bodens, die Aggregation seiner kleinsten Theile und sein Gehalt an organischen Stoffen (Verunreinigung des Bodens) und an Wasser blieb allein zur Erklärung über.

Die Landwirthe wissen, wie wenig auf reinem Boden wächst und wie üppig alle Pflanzen gedeihen, wenn der Boden gedüngt wird. In dieser Beziehung verhalten sich die niedrigsten Pflanzen, die Bacterien nicht anders, als unsere Getreide- und Gemüsearten. Die Fäulniß- und Gährungskeime schweben allgegenwärtig in der Luft, aber sie entwickeln und vermehren sich und wirken nur, wo sich Nahrung für sie und fäulniß- und gährungsfähige Stoffe finden. Der hygienische Nutzen der Reinlichkeit, der empirisch längst feststeht, findet dadurch seine Erklärung und wissenschaftliche Begründung. Die Abfallstoffe des menschlichen Haushaltes, namentlich, soweit sie flüssig werden oder in Wasser gelöst oder auch nur suspendirt sind, haben wir als Nährlösungen für niedrige Organismen zu betrachten, die uns schädlich werden können. Emmerich hat experimentell gezeigt, daß das reinste Wasser, mit welchem man einen Zimmerboden aufwäscht, in kürzester Zeit Krankheitsgifte entwickelt, und Kaninchen oder Meerschweinchen einige Tropfen unter die Haut gespritzt, tödtet. Mit diesen gefährlichen Schmutzwässern haben wir bisher unbedenklich und reichlich den Boden unserer Wohnungen innen und außen getränkt und gedüngt, indem wir sie theils im Hause in die Zwischendeckenfüllungen versitzen ließen, oder sie außerhalb des Hauses in Versitzgruben leiteten, oder in Gossen ohne Gefälle oder auf ungepflasterte Höfe schütteten. Seit man in Städten anfing, die Schmutzwässer durch geeignete Canalisation rasch abzuführen, haben die vom Boden abhängigen Krankheiten, darunter namentlich Abdominaltyphus und Cholera, überall auffallend abgenommen.

Gleichwie ein auch übermäßig gedüngtes Feld nicht für immer fruchtbar bleibt, sondern in seinen Erträgnissen gar bald wieder erlahmt, wenn nicht mehr gedüngt wird, so ist es auch mit der Verunreinigung des Bodens unserer Wohnorte. Sobald wir aufhören, ihn zu verunreinigen, zu düngen,

reiniget er sich bald wieder von selbst, gleichwie aus einem Friedhofe die Leichen verschwinden, wenn man einmal aufhört, Todte darin zu begraben: nach kurzer Zeit findet man nur noch die unverweslichen Knochen. Das erklärt sehr einfach die prompte Wirkung einer guten, mit Canalisation verbundenen Hausentwässerung und die Nothwendigkeit eines reinen Wassers zur Reinigung des Hauses. In diesen Dingen liegt nach meiner Ueberzeugung auch die einzige praktisch durchführbare und allein wirksame Schutzmaßregel gegen Cholera. Das zeitweise Einschleppen des Cholerakeimes läßt sich nicht verhüten, aber der Boden läßt sich unfruchtbar machen für den eingeschleppten Keim.

Daß es Orte giebt, welche schon von Natur aus, ohne menschliches Zuthun dafür unfruchtbar sind, habe ich bereits erwähnt, und werde ich darauf noch näher eingehen, wenn ich zuvor noch einige Mittheilungen über den anderen wesentlichen Bodenbestandtheil, über das Wasser, gemacht haben werde.

Wo das Wasser gänzlich fehlt, da hören überhaupt alle organischen Processe auf und damit auch die im Boden. In der regenlosen Wüste wird nur die oberste Bodenschicht während der Nacht von etwas Thau befeuchtet, das aus der Luft condensirte Wasser kann nicht in den Boden eindringen, weil es während des Tages sofort wieder durch Verdunstung in die Luft übergeht. Daß im Wüstenboden keine organischen Processe vor sich gehen, zeigt sich dort sehr deutlich, nicht nur an der Vegetationslosigkeit, sondern auch an der Zusammensetzung der Luft im Boden, der Grundluft. Wo man bei uns die Grundluft untersucht, findet man stets beträchtliche Mengen Kohlensäure darin, welche aus dem organischen Leben im Boden stammt. Selbst in einem Kies- und Sandboden, welcher dem unbewaffneten Auge keine Spur von Organischem zeigt, findet man es so, und mit dem Mikroskop findet man dann auch selbst viele Meter unter der Oberfläche noch Mikroorganismen am Leben. In der regenlosen und auch durch keine andere Quelle bewässerten Wüste ist es anders; da ist die Grundluft genau so zusammengesetzt, wie die über dem Boden befindliche Luft, die freie Atmosphäre. Dieses konnte ich experimentell constatiren, als mir einst Professor v. Zittel aus der libyschen Wüste Grundluft und Luft von deren Oberfläche mit nach München in Glasröhren eingeschmolzen heimbrachte. Der Kohlensäuregehalt der Grundluft ist nicht größer als der Kohlensäuregehalt der dortigen freien Atmosphäre. Als ich aber Grundluft, die dem Boden eines Palmenhaines der Oase Farafréh entnommen war, untersuchte, ergab sich wieder der bei uns dem feuchten Boden entsprechende Kohlensäuregehalt. Das erklärt auch, warum ein ganz oder sehr trockener Boden der Cholera ungünstig sein muß.

Gleich wie für gewisse Pflanzen auch zu viel Wasser im Boden ungünstig sein kann, so ist das gewiß auch bei den niedrigsten Formen des

Pflanzenlebens möglich. Ebenso ist denkbar, daß der organische Proceß im Boden, von welchem die Choleraepidemien abhängen, bei zu viel Wasser nicht, oder viel weniger von Statten geht. Man theilt bekanntlich die Mikroorganismen, an die man ja zunächst zu denken hat, in solche, welche zu ihrem Leben Luft brauchen, und nennt diese aërobe (luftlebige), und in solche, welche ohne Luft leben, die man anaërobe nennt. Falls nun der Mikroorganismus im Boden, von welchem die örtliche und zeitliche Disposition abhängt, ein aërober ist, was wahrscheinlich ist, dann muß der Wassergehalt des porösen Bodens einen großen Einfluß üben, denn vom Wassergehalt im Boden hängt auch die Luftmenge derselben ab. Je mehr die Poren mit Wasser gefüllt sind, um so weniger Luft hat darin Platz. In manchem porösen Boden treibt das Wasser die Luft vollständig aus, z. B. in schwerem Thonboden, der nur durch Austrocknen wieder lufthaltig wird. Klebs und Tommasi-Crudeli haben bereits einen solchen pathogenen Mikroorganismus beobachtet, von dem sie die Fieber in den pontinischen Sümpfen ableiten, der nur in feuchtem, lufthaltigen Boden, der gar kein Sumpfboden oder Moorboden zu sein braucht, wächst und gedeiht, und nicht in's Wasser übergeht, weil er darin zu Grunde geht.

Damit wäre neben den örtlichen Bedingungen auch ein Moment für das zeitliche Auftreten der Cholera gefunden. Untersuchen wir daher, wie sich die zeitliche Bewegung der Cholera zunächst in ihrer ständigen Heimat, in Indien in Niederbengalen verhält.

Dr. John Macpherson hat in seiner Cholera in its home die angemeldeten Choleratodesfälle in Calcutta von 26 Jahren, nach Monaten geschieden, mitgetheilt. Ich habe daraus das Mittel für jeden einzelnen Monat berechnet und die mittleren Regenmengen der betreffenden Monate damit verglichen.

Das Resultat ergiebt sich aus folgender Tabelle:

Mittlere Cholerafrequenz und
mittlere Regenmenge (engl. Zoll) in Calcutta.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	October	Novbr.	December	Summa
Cholera	275	359	566	745	513	243	153	132	151	239	320	317	4013
Regen	0.21	0.42	1.13	2.10	4.29	10.1	13.9	14.1	10.4	4.2	0.9	0.13	62.[illegible]8

Man sieht, wie ungleich die große Niederschlagsmenge, zwei und drei Mal mehr, als in vielen Gegenden Deutschlands, in Calcutta sich auf die

einzelnen Monate des Jahres vertheilt. Calcutta hat eine Regenzeit, welche Ende Mai beginnt und Anfangs October endet. Die Cholera nimmt vom Beginn der Regenzeit an ab, und nimmt nach ihrem Schlusse wieder zu, erreicht ihr Maximum zur heißen und trockensten Zeit (März und April), ihr Minimum zur heißen und nassesten Zeit (August), bewegt sich also umgekehrt mit der Regenmenge.

Diese Bewegung der Cholerafrequenz ist in ihrem endemischen Gebiete sehr constant, aber in ihren blos epidemischen Gebieten, die nur zeitweise Choleraepidemien haben, oft sehr verschieden davon. Einen vollständigen Gegensatz dazu bildet die monatliche Cholerafrequenz im Nordwesten von Indien, im Pandschab. Dort bringen die Regenwinde (die Monsuns) die Cholera, so oft sie dort überhaupt epidemisch auftritt, worüber oft viele Jahre vergehen, und bald nach der Regenzeit hört sie wieder auf. Das könnte man als einen Widerspruch mit dem Gesetze betrachten, das sich in Niederbengalen kund giebt. Aber es ist kein Widerspruch mit dem Einfluß der Bodenfeuchtigkeit auf Choleraepidemien. Die Regen erfolgen im Pandschab zur Zeit der Regen in Niederbengalen, aber in einem viel geringeren Maße. Die mittlere jährliche Regenmenge in Lahore, der Hauptstadt des Pandschab, beträgt nur 22 Zoll gegenüber 62 Zoll in Calcutta. Man kann daher annehmen, daß es in Lahore den größten Theil des Jahres hindurch für die Cholera zu trocken ist, und daß erst die Monsuns die nöthige Feuchtigkeit bringen.

Daß diese Annahme thatsächlich berechtigt ist, zeigen andere Gegenden Indiens, welche einen anderen Rhythmus und andere Mengen Niederschläge haben. Am deutlichsten spricht sich das in Regen- und Choleramenge und ihre Vertheilung in Madras aus, wo sowohl der Einfluß zu großer Nässe, wie in Calcutta, als auch zu großer Trockenheit, wie in Lahore, regelmäßig zu Tage tritt, was aus folgender Tabelle deutlich hervorgeht:

Mittlere Cholerafrequenz und
mittlere Regenmenge (engl. Zoll) in Madras.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	October	Novbr.	December	Summa
Cholera	194	191	123	64	65	59	164	191	186	143	93	104	1577
Regen	0.89	0.22	0.48	0.68	2.26	1.65	3.46	4.38	4.58	10.9	12.90	5.42	47.82

Die Regenmenge von Madras, 48 Zoll, steht nahezu genau in der Mitte zwischen der Regenmenge von Calcutta (62 Zoll) und der von Lahore (22 Zoll), aber die Vertheilung des Regens auf die einzelnen

Monate des Jahres ist eine andere. Madras steht nicht unter dem Einfluß der Südwestmonsuns, sondern unter dem der Südostmonsuns, und die Regenzeit dauert da von Juli, August bis December. Da Madras noch viel südlicher liegt als Calcutta, und die Regenmenge um fast 25 Procent geringer ist, so ist selbstverständlich, daß die Trockenheit während der regenlosen und heißen Zeit viel größer werden muß, als in Calcutta. Und das zeigt sich deutlich an der Vegetation. Im April, Mai und Juni wird es, wie bei uns im Winter. Das Grün verschwindet, Blätter fallen, die Bäume bekommen abwärts steigenden Saft, nicht wie bei uns vor Kälte, sondern vor Trockenheit, und in diese Zeit fällt auch ein Minimum der Cholera. Wenn im Juli mehr Regen kommen, so bringen sie Cholera wie in Lahore, die zu einem Maximum im August steigt. Nun dauern aber die Regen fort und werden viel stärker, als sie in Lahore fallen, es wird der Boden sehr feucht und nun entwickelt sich der Choleraryhthmus von Calcutta. In den November, in den Monat mit dem meisten Niederschlägen, fällt ein zweites Choleraminimum im Jahre, das sich nach dem Schluß der Regenzeit rasch zu einem Maximum im Januar, im kältesten Monat, entwickelt, wonach wieder der Choleraryhthmus von Lahore Platz greift und ein Trockenheitsmaximum mit einem Choleraminimum zusammenfällt.

Zur Controle dieser Anschauung will ich noch eine Thatsache aus Indien anführen. Orte außerhalb des endemischen Choleragebietes, welche mit Calcutta den gleichen Regenrhythmus und die gleiche Regenmenge haben, zeigen auch einen ganz gleichen Choleraryhthmus. Ein solcher Ort ist z. B. Bombay, eine ebenso große Stadt wie Calcutta, deren Regenzeit auch von dem Südwestmonsun abhängt. Aus folgender Tabelle geht das hervor. Ich habe in dieselbe auch noch die mittlere Monatstemperatur eingesetzt, welche von der in Calcutta nicht viel verschieden ist. Die Statistik ist der Durchschnitt aus 15 Jahren.

Mittlere Cholerafrequenz, mittlere Regenmenge (engl. Zoll) und mittlere Temperatur (°C.) in Bombay.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	October	Novbr.	December	Summa
Cholera	235	213	263	295	294	278	162	93	60	76	95	163	2217
Regen	0.03	0.01	0.01	0.02	0.41	20.02	22.69	13.10	9.47	2.01	0.27	0.09	68.12
Temperatur	24.1	24.7	26.2	29.1	30.4	29.1	25.2	25.2	27.1	27.2	26.2	24.7	

Ich habe die Temperatur beigefügt, damit man sieht, daß der Gang der Temperatur in Indien, wo es fast immer gleich heiß ist, keinen Ein-

fluß auf den Gang der Cholera hat, sondern nur die Regenmenge, während man irrthümlich so gerne annimmt, daß bei uns im Sommer mehr Cholera als im Winter vorkommt, weil es wärmer ist.

Daß Bombay nicht mehr zum endemischen Bezirke gehört, spricht sich sehr deutlich darin aus, daß in den 15 Jahren, welche meine Statistik umfaßt, drei Jahre inbegriffen sind, in welchen der Ort keine Epidemie hatte.

Vom October 1852 bis September 1853 starben in Bombay 127 Personen an Cholera
= = 1857 = = 1858 = = = 147 = = =
= = 1860 = = 1861 = = = 188 = = =

während der Durchschnitt aus den 15 Jahren 2217 Todesfälle jährlich ergiebt. Daß in Bombay ein ganzes Jahr lang gar kein Cholerafall vorkommt, ist bei dem regen Verkehr der Stadt mit dem endemischen Gebiete und anderen Choleraorten nie zu erwarten.

Wenn man die Tabelle von Bombay mit der von Calcutta vergleicht, so sieht man sofort die durchschnittliche volle Uebereinstimmung. Das Choleramaximum fällt in Bombay wie in Calcutta in den April, und das Minimum in Calcutta in den August und in Bombay in den September, und darnach steigt die Cholera in beiden Orten wieder an.

Auch die epidemiefreien Jahre von Bombay verrathen ihre Abhängigkeit von den Niederschlägen, von zu viel Regen oder zu viel Trockenheit. Die Jahre 1852/53 und 1860/61 folgten auf sehr nasse vorausgegangene Jahre, und das Jahr 1857/58 auf sehr trockene. Daß diese Abhängigkeit wirklich besteht, spricht sich sehr deutlich im Cholerarhythmus der Jahre aus, welche sich an die epidemiefreien anschließen. Die Jahre 1853/54 und 1861/62 zeigten den für Bombay gewöhnlichen Rhythmus von Calcutta, hingegen das Jahr 1858/59 den für Bombay abnormen Rhythmus von Lahore. Während im Durchschnitt in Bombay im März 253 und im April 295, im Mai 294 Choleratodesfälle registrirt sind, und im Juni, wo die Monsuns einsetzen, die Zahl schon wieder abnimmt, starben im März 1859 9, im April 7, im Mai 69, und als im Juni die Monsuns mit 26.8 Zoll Regen kamen, stieg die Zahl auf 843, während das Mittel für den Juni, wie aus der Tabelle zu ersehen ist, nur 278 beträgt. Nach trockenen Zeiten kann also auch einmal Bombay eben so gut wie Lahore Monsun-Cholera haben.

Die Cholera in Indien hat bekanntlich auch eine merkwürdige zeitliche Beziehung zu den Hungerjahren in Indien. Wenn dort einmal die Regen fehlen, oder zu gering fallen, entsteht bekanntlich jedesmal Hungersnoth. Die Menschen hungern dann sowohl in Niederbengalen, als auch im Pandschab, aber die Cholera ergreift heftiger als sonst nur Niederbengalen, und meidet das Pandschab ganz und gar.

Diese Abhängigkeit der Choleraepidemien von der Jahreszeit, d. h. von der Bodenfeuchtigkeit tritt außerhalb Indiens und namentlich in Deutschland noch viel prägnanter hervor. Als unumstößlichen Beweis für die Existenz

eines mächtigen zeitlichen Momentes für die Cholera kenne ich kein schlagenderes und großartigeres Beispiel, als die zeitliche Vertheilung der Choleratodesfälle während der Jahre 1848 bis 1860 im Königreiche Preußen. Während dieser ganzen Choleraperiode kamen in Preußen jedes Jahr Cholerafälle vor, wenn auch in verschiedener Stärke und in verschiedenen Provinzen. Während dieser Zeit war die Cholera in Preußen geradeso zu Hause, wie in Indien. Brauser hat nun alle zwischen 1848 und 1860 zur Anzeige gekommenen Fälle nach der Zeit, nach Wochen zusammengestellt. Von den Choleratodesfällen, deren Meldung wohl am zuverlässigsten ist, kamen in diesen 13 Jahren auf alle Monate

April	112	October . . .	35,271
Mai	446	November . . .	17,530
Juni	4,392	December . . .	7,254
Juli	8,480	Januar . . .	2,317
August	33,640	Februar . . .	842
September . . .	56,561	März	214

Die Choleratodesfälle sowohl in Indien als auch in Preußen sind Thatsachen, die jeder Theorie gegenüber stehen bleiben, auf welche jede Theorie Rücksicht zu nehmen hat. Jede Theorie, welche für diese Thatsachen keinen Platz hat, muß nothwendig falsch sein.

Die Zahlen sind auf statistischem Wege festgestellt. Nicht alle statistischen Erhebungen aber, kann man sagen, entsprechen der Wahrheit; untersuchen wir daher, ob die Zahlen für die zeitliche Bewegung der Cholera nicht so vom Zufall und Irrthum beeinflußt sind, daß sie werthlos werden.

Gegen die preußische Statistik, aus welcher das Gesetz am deutlichsten hervorleuchtet, wird Niemand einen begründeten Einwurf erheben wollen. Wenn auch einzelne Irrthümer unvermeidlich sich eingeschlichen haben werden, so sind die Zahlen viel zu groß, als daß dieses ausgeben könnte; selbst viele Procente Fehler würden an dem Verhältniß 112 im April und 56,561 im September nichts ändern. Gegen die Statistik in Indien kann man einwenden, daß dort Todtenschau und Beerdigungswesen nicht so geordnet ist, wie bei uns, daß dort gar mancher Choleratodte nicht zur Anzeige kommt und vielleicht Mancher als solcher angegeben wird, der an einer andern Krankheit gestorben ist. Ich habe deshalb auch nur größere Städte Indiens ausgewählt, wo die Statistik jedenfalls schon besser gepflegt wird, als sonstwo. Die Mängel und Irrthümer, die auch da noch vorkommen, ereignen sich jedenfalls das ganze Jahr hindurch und beschränken sich nicht auf einzelne Monate und fallen auch nicht blos immer auf eine Seite, sondern rechts und links. Da es sich nicht um ein absolutes, sondern nur um ein relatives Zahlenverhältniß handelt, so ist es gleichgiltig. Dann besitzt man in Indien eine sehr gute Controle für die Anmeldungen der Civilbehörden

durch die Statistik aus Garnisonen und Gefängnissen, wo überall Aerzte angestellt sind. Diese Statistik ist nahezu so gut, wie die in Deutschland, namentlich bezüglich der Cholera, die in Indien eine so wohlbekannte Krankheit ist, daß sie auch von jedem Laien hinreichend erkannt würde.

Daß bei größeren Zahlenreihen die unvermeidlichen statistischen Fehler sich bis zur Unbedeutendheit eliminiren, davon habe ich in München ein sehr lehrreiches Beispiel erlebt. Als Buhl vor zwanzig Jahren seine Sätze über Bewegung der Typhusfrequenz in München im umgekehrten Sinne mit der Grundwasserbewegung aufstellte, benützte er nur die aus dem allgemeinen Krankenhause von 1856 bis 1864 zur Section gekommenen Todesfälle. Nicht die ärztliche Diagnose in der Klinik, sondern erst der pathologisch-anatomische Befund an der Leiche stellte die Todesursache fest. Als ich später darlegte, daß die zeitliche Typhusfrequenz in der ganzen Stadt keine andere sein könne, als im allgemeinen Krankenhause, und nachdem schon Professor von Seidel mit seinem bekannten Scharfblick die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Sätze von Buhl angewandt hatte, wurde mir entgegnet, daß ich das nicht annehmen dürfe, weil die Statistik aus der ganzen Stadt nur auf den in den Todtenzetteln angegebenen Diagnosen sämmtlicher Aerzte von München ruhe, welche selten eine Section an ihren Todten vornehmen, und diese Diagnosen seien bei Weitem nicht so sicher, wie die von Buhl, welche sich nur auf die Section stützen. Es wurden mir Münchener praktische Aerzte mit Namen genannt, welchen noch nie ein Kranker an Typhus gestorben sei, obwohl sie große Praxis hätten, welche nämlich nie Typhus als Todesursache in einen Todtenzettel eingeschrieben hätten. Wenn bei ihren Patienten ein Typhusgeschwür den Darm durchbrach, so starben dieselben nicht an Typhus, welchen der Arzt schon als curirt betrachtete, sondern an Bauchfellentzündung, welche die unmittelbare Folge der Darmperforation war; wenn der typhöse Proceß sich auf die Lunge warf, beim sogenannten Pneumotyphus, starben die Patienten auch nie an Typhus, sondern an Lungenentzündung u. s. w. Diesen Fällen gegenüber gab es natürlich auch wieder viele andere, in welchen in den Todtenzettel Typhus als Todesursache eingeschrieben wurde, ohne daß es Typhus wirklich war.

Wenn solche Zufälligkeiten nach rechts und links fallen, so ändern sie das Wesen des statistischen Resultates doch nie. Auf meinen Rath hin unternahm es Wagus, aus den auf der Polizei deponirten Todtenzetteln die Typhuszahlen aus der ganzen Stadt nach Monaten für den Zeitraum von 1851 bis 1867 zusammenzustellen. Ich prüfte nun diese Zahlen auf ihre Wahrscheinlichkeit, indem ich aus den Sectionen von Buhl und aus der Zusammenstellung von Wagus Monatsmittel berechnete und diese miteinander verglich. Schon dem oberflächlichen Blicke ergab sich sofort, daß der Typhus in der ganzen Stadt sich im Großen und Ganzen genau so bewegt, wie im allgemeinen Krankenhause, daß dieses somit ein richtig verkleinertes Spiegelbild des Typhusganges in der ganzen Stadt giebt. Noch auffallender aber

wurde die Uebereinstimmung, als ich daran ging, die mittlere Typhussterblichkeit des allgemeinen Krankenhauses, die ja als absolut sicher angenommen werden konnte, aus der für unsicher gehaltenen Typhussterblichkeit zu berechnen und das Resultat der Rechnung mit dem der Beobachtung verglich. Maximum und Minimum fielen in beiden Statistiken ohnehin auf die gleichen Monate. Die höchste mittlere Typhussterblichkeit fällt in den Februar und beträgt für die Stadt 33.5, für das Krankenhaus 13.1, ist also in der ganzen Stadt 2.61 mal größer, als im Krankenhause. Wenn die beiden Zahlen im Februar nicht von einer Gesetzmäßigkeit, sondern von einer Zufälligkeit bedingt sind, so kann sich in den übrigen elf Monaten des Jahres nicht eine annähernde Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung ergeben, wenn man alle Monatsmittel aus der ganzen Stadt mit 2.61 dividirt. Das Resultat ist aber folgendes:

Monate:	Mittlere Sterblichkeit an Typhus			Differenz zwischen Rechnung u. Beobachtung
	in der ganzen Stadt 1851—1867	im allgemeinen Krankenhause 1856—1864	Durch Division mit 2.61 berechnet	
Januar	33.5	13.1	13.1	0
Februar	36.8	14.1	14.1	0
März	31.8	12.0	12.1	+ 0.1
April	23.1	6.9	8.8	+ 1.9
Mai	17.6	5.2	6.7	+ 1.5
Juni	15.2	5.2	5.8	+ 0.6
Juli	15.8	6.0	6.0	0
August	16.7	4.8	6.4	+ 1.6
September	16.1	6.8	6.2	— 0.6
October	15.0	4.2	5.7	+ 1.5
November	19.0	7.6	7.3	— 0.3
December	28.5	12.2	10.9	— 1.3

Für die Monate, in welchen damals der Typhus in München überhaupt am stärksten auftrat, Januar, Februar und März, ist die Differenz zwischen Rechnung und Beobachtung nahezu gleich Null. Der Februar muß allerdings stimmen, weil die Verhältnißzahl 2.61 ihm entnommen ist, aber Januar und März brauchte nicht mehr zu stimmen. Erst in den Monaten mit kleineren Typhuszahlen, wo entsprechend der kleineren Zahl Zufälligkeiten mehr ausgeben, werden die Unterschiede wieder größer, erreichen aber doch nie zwei ganze Todesfälle.

Man sieht also deutlich, daß die Münchener Aerzte im Großen und Ganzen die Typhustodesfälle richtig diagnosticirt und angemeldet haben, eher

etwas zuviel als zu wenig, aber auch das kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, da im Krankenhause keine Kinder aufgenommen werden, welche in der Stadt doch auch an Typhus sterben.

Und so darf man auch annehmen, daß die Choleravorkommnisse in den Garnisonen und Gefängnissen Indiens richtig verkleinerte Spiegelbilder der Cholera in dem großen Reiche sind. Bryden hat in seinem großen Werke über die örtliche und zeitliche Ausbreitung der Cholera in Indien sich wesentlich auf die Choleraberichte aus Garnisonen und Gefängnissen gestützt.

Daß bei uns in Europa und namentlich in Norddeutschland die Cholerafrequenz ihr Maximum in den Monaten August, September und October hat, und daß Winterepidemien selten sind, erklärt man sich gern aus den Temperaturen, welche zu diesen Zeiten in der Luft und im Boden herrschen. Bei den ectogenen Infectionskrankheiten, zu welchen ich die Cholera zähle, hat die Temperatur, wie bei allen organischen Vorgängen, sicherlich auch ihren Einfluß, aber daß sie da nicht das Maßgebende sein kann, darauf habe ich bereits oben bei der Tabelle über Bombay aufmerksam gemacht. Auch außerhalb Indiens zeigt es sich, daß die Cholera von der Temperatur nicht sehr abhängig sein kann, denn sonst wären die gar nicht so seltenen Winterepidemien nicht möglich und könnte die Krankheit nicht vom indischen Ocean bis an's Eismeer, von Calcutta bis Archangel wandern. Warum sie bei uns im Sommer und zu Anfang des Herbstes besser gedeiht, als im Winter und Frühling, muß daher einen anderen Grund haben.

Es läßt sich nachweisen, daß auch bei uns der Boden, die Bodenfeuchtigkeit eine Hauptrolle spielt, welche unter gewissen Umständen sich am deutlichsten im Stande des Grundwassers ausspricht. Die Choleraepidemien fallen wesentlich in die Zeit des sinkenden Grundwassers, in relativ bodentrockene Zeiten oder bald darnach. Unter Grundwasser verstehe ich jenen Feuchtigkeitszustand des porösen Bodens, wenn alle Poren mit Wasser erfüllt sind. Wenn Wasser und Luft in den Besitz der Poren sich theilen, heiße ich den Boden feucht, wo sie ganz mit Wasser erfüllt sind, steht Grundwasser, was sich auf einer wasserundurchlässigen Schichte sammelt und weiter bewegt. So lange und so oft ich schon über Grundwasser und den Einfluß seines Steigens und Fallens auf die Frequenz von Abdominaltyphus und Cholera gesprochen habe, glaubt heutzutage doch noch eine große Anzahl von Aerzten, welche sich nur oberflächlich mit dem Studium meiner Arbeiten beschäftigt haben, daß ich in dem Grundwasser als solchem eine Schädlichkeit suche. In diesem Falle ist das Wasser und der Wasserspiegel in unseren Brunnen das unschuldigste Ding von der Welt! Wie oft habe ich schon hervorgehoben, daß mir der Grundwasserstand für sich allein so bedeutungslos ist, wie der Zeiger und das Zifferblatt einer Uhr getrennt von dem Uhrwerk, zu dem sie gehören. Für mich hat der Grundwasser-

ſtand nur dann eine Bedeutung, wenn er den Wechſel der Feuchtigkeit in den über ihm liegenden Bodenſchichten anzeigt und davon bedingt iſt. Wenn das Grundwaſſer durch Auspumpen oder auf andere zufällige Weiſe geſenkt, oder durch Stauung z. B. von einem Fluſſe her erhöht wird, ſo hat das nicht die geringſte Bedeutung für Typhus oder Cholera in der Nähe. Es kann deshalb auch kein Brunnen zu Grundwaſſerbeobachtungen für ätiologiſche Zwecke benützt werden, deſſen Spiegel nicht vom Stande des nächſten offenen Waſſerlaufes unabhängig iſt, oder deſſen Spiegel zur Zeit der Meſſung nicht den wirklichen Stand des Grundwaſſers in der Umgebung angiebt. Wo aber die Beobachtungen richtig und an den richtigen Brunnen gemacht werden, da giebt der Stand des Grundwaſſers den Feuchtigkeitszuſtand und deſſen Wechſel in den darüber liegenden Schichten viel genauer an, als die Beobachtung der atmoſphäriſchen Niederſchläge, welche auf den Boden fallen. Es regnet ja oft wochenlang, ohne daß das Grundwaſſer in's Steigen kommt, und oft ſteigt es noch fort, wenn es auch längſt zu regnen aufgehört hat. Wer ſich über die Bewegung des Waſſers im Boden näher unterrichten will, dem empfehle ich Profeſſor Franz Hofmanns Unterſuchungen darüber im zweiten Bande des Archives für Hygiene.

Wo die Cholera Winterepidemien macht, da wird ſich auch im Winter ein relativ niedriger Grundwaſſerſtand zeigen. München z. B. hat, ſeit wir die Cholera in Europa haben, dreimal Epidemien gehabt, die erſte vom Ende October 1836 bis März 1837, die zweite von Juli bis November 1854; die dritte vom Juli 1873 bis April 1874. Alle drei fielen in verhältnißmäßig abnorm bodentrockene Zeiten, was ſchon aus den meteorologiſchen Daten über die Regenverhältniſſe hervorgeht. 1836 und 1854 wurden noch keine Grundwaſſerbeobachtungen gemacht, die erſt 1856 begannen, aber für 1873 und 1874 liegen ſie vor, und nur durch ſie iſt die merkwürdige Zweitheilung und die lange Dauer der letzten Epidemie zu erklären. Das Grundwaſſer ſank von Ende Juni 1873 bis Anfang Auguſt. Der Cholerakeim kam damals wahrſcheinlich von Wien, wo die Epidemie bereits im April herrſchte. Zwei von dort eingeſchleppte Fälle, einer im Juni, einer im Juli, wurden conſtatirt. Ende Juli zeigen ſich die erſten Choleraerkrankungen von Münchnern, aber in Stadttheilen und an Perſonen, welche mit den beiden eingeſchleppten Fällen weder einen localen noch perſönlichen Zuſammenhang ermitteln ließen. Jedesmal, 1836, 1854 und 1873 ſetzte ſich die Epidemie zuerſt in ein und demſelben Stadttheile, in dem nordöſtlichen, feſt und verbreitete ſich dann erſt weiter. Als ſich die Epidemie von 1873 Ende Juli zur ſelben Zeit wie die von 1854 entwickelte, erreichte ſie Mitte Auguſt ihren verhältnißmäßig niedrigen höchſten Stand, um den ganzen September hindurch raſch abzunehmen und den ganzen October hindurch nur noch in ſehr wenigen vereinzelten Fällen ſich zu zeigen und bis Mitte November ganz zu ſchweigen. Man hielt ſie für erloſchen, obſchon es merkwürdig war, daß dieſe Sommerepidemie ſich weſentlich nur auf die

höher gelegenen Stadttheile geworfen, und die tiefer gelegenen, welche sonst auch, wenn auch nie zuerst, stark heimgesucht waren, in ganz auffallender Weise verschont hatte. Mitte November, in kalter Jahreszeit brach sie wieder aus und holte zunächst in den tiefer gelegenen Stadttheilen reichlich nach, was sie im Sommer versäumt hatte. Durch Ansteckung von Mensch zu Mensch ist diese zeitliche und räumliche Theilung der Epidemie unmöglich zu erklären. Wenn die Cholera von Wien nach München getragen wurde, was man ja gern glaubt, so muß man auch annehmen, daß der in München selbst während der Sommerepidemie so reichlich erzeugte Keim auch von der Neuhauser Straße in's Thal und vom Marienplatz auf den Gärtnerplatz getragen wurde, wohin man überall in wenigen Minuten gelangt und zwischen welchen Stadttheilen verhältnißmäßig ein viel häufigerer und innigerer Verkehr besteht, als zwischen Wien und München. Die Contagionisten werden auch nicht behaupten wollen, daß die ganz unerwartete Abwehr der Epidemie von Mitte August an von einer Durchseuchung der Bevölkerung, von einer Art Impfung und Tilgung die individuellen Disposition herrührte, an welcher die Bewohner der tiefstgelegenen Stadttheile ohnehin keinen Antheil gehabt hätten und welche Disposition sich auch bei den übrigen Bewohnern ein paar Monate später plötzlich wieder eingestellt hätte.

Wer aber die Grundwasserbewegung in München verfolgt, der findet, daß in die erste Hälfte des August ein Ereigniß fällt, welches ebenso ausnahmsweise und unerwartet war, wie der Rückgang der Sommerepidemie in der zweiten Hälfte des August. In der ersten Hälfte des August fiel damals eine so abnorme Regenmenge (171 Millimeter), wie sie in München noch nie beobachtet worden ist, seit der Regen gemessen wird. Die dadurch bedingte Durchfeuchtung des Bodens sprach sich auch in einem wesentlichen, für den August ganz abnormen Steigen des Grundwassers aus.

Aber vom August an bis in den Winter hinein, bis zum Beginn des Frühjahrs blieben die Niederschläge wieder weit unter dem Mittel und sank das Grundwasser wieder beständig. Erst Mitte April 1874 begann es zu steigen und verschwand die Cholera nun gänzlich. Der so abnorme Augustregen 1873 in München hatte die gleiche Wirkung auf die Cholera in München, wie sie die Südwestmonsuns in Calcutta jedes Jahr regelmäßig ausüben. Erst in der darauf folgenden anhaltenden Trockenheit konnte sich der epidemische Proceß in der Winterepidemie wieder fortsetzen.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch eine Thatsache erwähnen, welche recht deutlich zeigt, daß die atmosphärischen Niederschläge und was damit zusammenhängt, viel örtlicher, in viel engere Grenzen eingeschlossen sind, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann sich nicht leicht zwei Städte gleichmäßiger gelagert denken, als München und Augsburg und das Mittel der meteorologischen Factoren ist auch für beide Orte ganz gleich. Beide Orte liegen in gerader Luftlinie nicht 60 Kilometer von einander. Aber daß sie sich in der Regenmenge in einzelnen Jahren ganz gewaltig

unterscheiden können, hat das Cholerajahr 1873 gezeigt. In München erreichte die Niederschlagsmenge des Jahres trotz des so abnormen Augustregens nicht ganz das Mittel, in Augsburg überstieg sie das Mittel um 30 Procent. 1873 näherte sich die Niederschlagsmenge in Augsburg der mittleren Regenmenge in Salzburg. Auch die Vertheilung war von der in München ganz verschieden. Und so ist auch die Cholerageschichte von Augsburg sehr verschieden von der von München. Augsburg hatte erst einmal eine Choleraepidemie, im Jahre 1854, keine 1836 und keine 1873, wo nur einzelne eingeschleppte Fälle vorkamen. Daß aber Augsburg örtliche und zeitliche und auch individuelle Dispositionen hinreichend haben kann, hat es 1854 bewiesen, wo es an Cholera etwa 3 Procent der Bevölkerung verlor, während München nur etwa 2½ Procent verlor. Wenn zu Cholerazeiten der Verkehr allein entscheidend ist, so muß der Cholerakeim jederzeit von München nach Augsburg, oder umgekehrt kommen. Im Jahre 1836 blieb Augsburg verschont, während München 6 Monate lang Cholerafälle hatte. Ueber die damaligen Regenverhältnisse liegt kein Ausweis vor, aber das ist erwiesen, daß auch im Jahre 1836 Cholerafälle von München nach Augsburg kamen, und daß damals kein Mensch an Isolirung der Cholerakranken oder an Desinfection ihrer Ausleerungen dachte; damals war die Cholera als eine rein miasmatische Krankheit officiell erklärt und als vom Verkehre ganz unabhängig. Aus dem Jahre 1854 liegen meteorologische Daten vor, das Jahr war damals für Augsburg ein ebenso trockenes wie für München, und Augsburg bekam auch die Cholera. 1873 nur war es anders. Die Augsburger Behörden bildeten sich allerdings ein, sie hätten die Stadt durch Isolirung der einzelnen Fälle und durch Desinfection gerettet, also durch Maßregeln, ohne welche Augsburg 1836 auch freigeblieben ist, aber sie hatten keine anderen Desinfectionsmittel in Augsburg und überhaupt keine anderen prophylaktischen Methoden, als auch in München reichlich gebraucht wurden. Aber die epidemische Cholera kam thatsächlich 1873 nicht nach Augsburg, und das berechtigt zu dem logischen Schlusse, daß in Augsburg geholfen hat, was in München nichts geholfen hat.

So zeigte sich München in dem nassen Sommer von 1866 unempfänglich gegen die Cholera in Norddeutschland und gegen Einschleppungen vom Kriegsschauplatze her.

(Schluß folgt.)

Ernſt von Wildenbruch.

Ein Verſuch

von

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —

Nur der Literarhiſtoriker, dem die geſammte Wirkſamkeit eines Dichters abgeſchloſſen vorliegt, iſt im Stande, ſein Bild in der Weiſe zu zeichnen, wie es der Nachwelt dauernd in Erinnerung bleiben ſoll; der Kritiker, der die Züge des ſchaffenden Zeitgenoſſen feſthalten will, kann nicht anders, als das Bild fixiren, welches der Dichter in der gegebenen Periode zeigt — ein Bild, das täglich der Veränderung unterliegt, und das mit der Zeit ganz die Aehnlichkeit mit dem Original verlieren kann. Denn die dichteriſche Phyſiognomie verändert ſich, wie der Ausdruck der leiblichen Züge, mit jedem Jahre. Wer das Bild des Dichters von Werther und Götz fixirt hätte, wäre dem Schöpfer des Fauſt keineswegs gerecht geworden, wer nach den Erſtlingsproducten eines Schiller ſeine dichteriſche Entwickelung vorweg hätte beſtimmen wollen, wäre ſicherlich zu falſchen Schlüſſen gelangt, denn ſchon der Don Carlos irrt ſoweit von den Sturm- und Drang-Schöpfungen der Jugendjahre Schillers ab, daß man ihn leicht einem andern Dichter zuſchreiben könnte; Wallenſtein und Tell ſcheinen nicht nur einem andern Menſchen, ſondern auch einer andern Zeit anzugehören.

Ernſt von Wildenbruch ſteht mitten im rüſtigſten Schaffen. Vor wenig Jahren kannte den jetzt ſo vielgenannten Namen faſt Niemand in Deutſchland. Nur ein kleiner Kreis von Freunden, dem Wildenbruch von Zeit zu Zeit die neuen Producte ſeines Talentes vortrug, erkannte in ihm das hervorragende Talent. Sowohl in ariſtokratiſchen Kreiſen, denen der Dichter durch ſeine Geburt nahe ſteht, wie in einem Berliner akademiſchen Verein, deſſen Mitglied und gern geſehener Gaſt Wildenbruch Jahre hindurch blieb, ſchätzte man ſeine Werke, ehe ſie der öffentliche Erfolg gekrönt hatte.

Das Jahr 1882 war für den Dichter entscheidend. Länger als ein Decennium hatte er, man darf sagen, ohne jeden äußeren Erfolg, gearbeitet, stetig und zielbewußt, mit klar vorgezeichneten Plänen. Die Mittelmäßigkeit, welche die deutsche Bühne beherrschte, besonders aber die Scheu vor dem ernsten Drama waren diejenigen Momente, welche Wildenbruchs schöpferische Thätigkeit herausforderten. Der Gedanke, dem deutschen Drama eine neue Richtung zu geben, wurde die Triebfeder seines poetischen Schaffens.

In seinem Schreibtisch lag ein halbes Dutzend dramatischer Arbeiten, die sehnsüchtig nach einer Bühne ausschauten, welche sie durch würdige Darstellung dem deutschen Publikum darzubieten vermöchte. Endlich gelang es dem Dichter, „Die Karolinger" dem urtheilsfähigen Publikum der deutschen Reichshauptstadt vorzuführen.

Zwar hatte die Berliner Studentenschaft einige Zeit vorher Wildenbruchs „Menoniten" zur Darstellung gebracht, aber diese studentischen Aufführungen erfreuten sich lange nicht mehr derselben Theilnahme des Publikums, wie vor einem Jahrzehnt, und dies mag es auch veranlaßt haben, daß das kräftige, männliche Drama des jungen Dichters so wenig beachtet wurde.

Erst der Erfolg der „Karolinger" machte ihn zu einem nicht nur oft genannten, sondern auch mit Recht geschätzten Dichter. Kein Wunder, daß sich ihm jetzt alle Bühnen Deutschlands öffneten; kein Wunder, daß das Publikum der kleineren Residenzen und Provinzialstädte das Werk des so unerwartet emporgekommenen Dichters zu sehen verlangte; kein Wunder — daß der Dichter nunmehr seinen Schreibtisch auf einmal zu leeren vermochte. Die „Karolinger" erschienen im Druck, und ihnen folgten auf dem Fuße das Trauerspiel „Harold", das fünfactige Schauspiel „Väter und Söhne", das patriotische Trauerspiel „Der Menonit" und das Schauspiel „Opfer um Opfer". Man hatte keinen Grund, über die reiche Productionskraft des Dichters zu staunen, denn man wußte, daß er die Werke eines Decenniums auf den Markt brachte. Wie so oft in der Geschichte des deutschen Theaters, hatte auch hier der kühne Versuch eines kunstverständigen und unternehmenden Directors über das Schicksal eines begabten jungen Dichters entschieden, der ohne diese Hilfe vielleicht noch lange, lange auf die Anerkennung seines Talentes hätte warten müssen.

Freilich sind die genannten Dramen nicht alle gleichwerthig. Wir vermögen zwar nicht in ihnen wahrzunehmen, wie das Talent des Dichters sich entwickelt hat, wie es allmählich erstarkt ist, wie es aus dem Mißlingen dieses oder jenes Zuges in dem einen Drama eine Lehre für das andere gezogen hat — denn wir kennen die Entstehungszeit der einzelnen Werke nicht. Sie zeigen aber unter einander eine gewisse Familienähnlichkeit: in allen herrscht ein edles vornehmes Pathos, allen ist die Größe des Vorwurfs gemeinsam, allen auch eine gewisse Sprunghaftigkeit in der Führung der Handlung und Gestaltung der Charaktere.

Die Karolinger und der Harold gehören in eine Familie. In beiden

wird die unſelige Wirkſamkeit eines altersſchwachen und ſein ganzes Leben hindurch kraftloſen Monarchen, den ein tückiſcher Zufall an die Spitze eines großen Volkes geſtellt zu haben ſcheint, und endlich der Untergang deſſelben gezeichnet. Aber ſowohl in den Karolingern, wie in dem Harold tritt diejenige Kraft, welche, wenn wir ſo ſagen dürfen, das ſtrafende Schwert des Schickſals gegen den läſſigen Herrſcher zu führen hat, nicht mit der Klarheit und Schärfe hervor, welche die dramatiſche Geſtaltung erfordert.

Fragen wir nach alter Schablone: wer iſt der Held der „Karolinger"? ſo werden wir nur zagend antworten dürfen: Bernhard Graf von Barcelona. Bernhard iſt zwar von dem Dichter reich ausgeſtattet mit Manneskraft, Furchtloſigkeit und Ehrgeiz, einem Ehrgeiz, der keine ſittlichen Geſetze kennt, wenn ihm die Erreichung ſeiner Ziele nur auf dem Wege des Unrechts möglich iſt, einem Ehrgeiz, der alle Schranken überſpringt, weil ſeines Bedünkens die Welt dem Starken gehört und alles Wirken in der Geſchichte nur ein Zufall iſt, ein Ehrgeiz, dem der Thron des Kaiſers der Chriſtenheit nicht begehrenswerth dünkt ohne den Beſitz derjenigen, die ihn bisher mit ihm getheilt, und in dieſem krankhaften Ehrgeiz liegen auch die Keime ſeines Untergangs. Glücklich ſteigt er von Staffel zu Staffel, bis auf die vorletzte Stufe des deutſchen Kaiſerthrones. Ihm gehört das vollkommene Vertrauen des Königs, der Dank des ſechszehnjährigen Karl, dem er im Kampfe mit ſeinen älteren Brüdern aus erſter Ehe den Königs- und Kaiſerthron zu erringen verſprochen, das Herz Judiths, der Tochter Welfs, die er ſchon damals geliebt haben will, als der alternde Ludwig ihr den Platz auf ſeinem Throne bot. Aber in dem entſcheidenden Augenblicke läßt er ſich zu der ſchrecklichen That des Giftmordes verleiten, und der junge Karl, der ſeinen greiſen Vater aufrichtig liebt, wendet ſich voll Abſcheu von ſeinem Wohlthäter. Er ſelbſt iſt es, welcher der bisher ſo hoch verehrten Mutter den Vorwurf des Treubruchs in's Geſicht ſchleudert, der ſeinen Brüdern die Hand zur Verſöhnung bietet und dem ehrſüchtigen Emporkömmling den Untergang bereitet.

Aber immerhin iſt die Stellung, welche Bernhard von Barcelona den zahlreichen andern Perſonen des Dramas gegenüber einnimmt, nicht dominirend genug, um die Aufmerkſamkeit des Leſers und Zuſchauers in dem Grade auf ſich zu concentriren, wie wir es von einem wirkungsvollen Drama zu Recht fordern. Die Geſtaltenfülle, über welche der Dichter gebietet, ward ihm hier zum Fallſtrick. Judith iſt an ſich eine ebenſo begreifliche, wie trotz ihres ſittlichen Fehls ſympathiſche Erſcheinung; der jüngere Bruder Karl übt, wo immer er ſich zeigt, eine erfriſchende Wirkung durch ſeine muntere Jugendlichkeit und unverfälſchte Unſchuld; das Brüderpaar, Lothar und Ludwig, zwar etwas typiſch gehalten, nimmt doch immer noch einen bedeutenden Raum im Drama ein; der mark- und willenloſe König beanſprucht ſchon als die Verkörperung der mächtigen Herrſchaft Karls des Großen einen beträchtlichen Theil unſerer Aufmerkſamkeit — und um dieſe

ganze Summe der Theilnahme wird der Held des Dramas, wenn wir nun einmal Bernhard von Barcelona so nennen wollen, gekürzt.

In dieser Beziehung ist „Harold" bei Weitem einheitlicher. Harold gewinnt die volle Theilnahme des Zuschauers bei seinem ersten Auftreten. Der Adel des Gedankens, die Energie des Handelns, die der junge Stürmer von Vater und Mutter geerbt zu haben scheint, macht uns blind für seine Schwäche, eine Schwäche, die aus einem Uebermaß von Vertrauen in die Menschen hervorgeht. Von Anfang bis zum Schlusse des Trauerspiels — der allerdings, um dies bald hier zu sagen, gänzlich vom Zufall beherrscht wird — bleibt uns der blonde Sachsenfürst ein Freund, dessen Leid in unserm Herzen ein lebendiges Echo findet. Er hat einen weiten Vorsprung vor allen Gestalten des Dramas, er nimmt — ein richtiges Verhältniß! — den Vorderraum des Interesses ein, um ihn gruppiren sich die Uebrigen. In diesem Punkte ist, wie gesagt, Harold den Karolingern weit überlegen. Aber er krankt an einem argen Fehler. Sein Handeln ist für unser Gefühl unbegreiflich, unlogisch. Wir sagen nichts Neues, wenn wir auf die Schwäche des Hauptmotivs des ganzen Dramas hinweisen: auf den Eid. Warum fühlt sich Harold durch diesen Eid, der doch kein Eid ist, gebunden? Wie konnte er überhaupt einen Schwur in so unbestimmter Form leisten?

Was Eduard, Englands König, Euch versprach,
Hilft Harold Euch erlangen.

So lautet die Eidesformel. Kann stürmische Jugend, kann selbst die Liebe zu Adele, der reizenden Tochter seines bisherigen Feindes Wilhelm, kann überhaupt ein psychischer Vorgang in der Seele eines geistig gesunden Menschen einen solchen Eid erklären? Harold schwört und weiß nicht, was er schwört; er, der durchaus Redliche, Ritterliche, leistet einen Schwur, ohne sich zu fragen: werde ich auch halten können, was ich eide? Erwägt man, daß auf diese Scene der ganze Fortgang der Handlung begründet wird, daß sie — wenn wir den Dichter recht verstehen — die eigentliche tragische Schuld Harolds ausmachen soll, so wird man diesen Höhepunkt des Trauerspiels als verunglückt bezeichnen müssen.

Wir haben schon angedeutet, daß wir den Schluß des Stückes nicht genügend motivirt finden. Harold ist eben todt. Der Augenblick des Sterbens wird dem Zuschauer nicht vorgeführt. Ob hierbei bühnentechnische Schwierigkeiten den Ausschlag gaben? Wir glauben nicht.

Dagegen stehen wir nicht an, den ersten Act des „Harold" als Wildenbruchs hervorragendste Leistung auf dramatischem Gebiete zu bezeichnen. Mit wunderbarer Anschaulichkeit werden wir sofort in die Gesammtheit der vorgeführten Verhältnisse hinein versetzt. Wir lernen den Gegensatz von Angeln und Normannen kennen, wir erfahren die Ursache des Schwankens aller Verhältnisse, die fluchwürdige Schwäche des Herrschers. Wir werden auf alles Kommende in einer klaren und bestimmten Weise vor-

bereitet und doch so, daß die dramatische Spannung nicht vorweg genommen wird — kurz, die Exposition ist eine vollkommen abgerundete. Auch in manchen Einzelheiten, die für die Wirkung des Dramas von entscheidender Bedeutung sind, stellen wir den Harold über die Karolinger. In der Gestaltung der Charaktere herrscht größere Sicherheit. Die Schwäche Eduards ist uns bei weitem weniger unsympathisch, als die Entschlußlosigkeit des Frankenkönigs Ludwig. In der scheinbar untergeordneten Figur des angelsächsischen Diakonus Willfried wird uns der Typus jener kirchlichen Unterwürfigkeit und schweigenden Gehorsams vorgeführt, welcher der ganzen Zeit einen prägnanten Stempel aufdrückt. Die stolze Wittwe des Grafen Godwin, in ihrer starren Hartnäckigkeit ein echtes Kind des ritterlichen Adels, die liebliche Mädchengestalt Adelens, der Tochter Wilhelms von der Normandie, in deren Adern kein Blutstropfen des falschen, ehrgierigen Vaters zu rollen scheint — beide Frauengestalten sprechen für die größere Reife des beobachtenden und gestaltenden Dichters.

Harold sowohl, wie die Karolinger, gehören jener Gattung der Tragödie an, die man vor Zeiten als Ritterschauspiel zu bezeichnen pflegte. Aber auch in ihnen leuchtet schon diejenige Idee hindurch, welche man in Wildenbruchs anderen Dramen, wie überhaupt in seiner gesammten dichterischen Thätigkeit, als die leitende erkennt: die poetische Verherrlichung des germanischen Geistes im Allgemeinen und des deutschen (ja bisweilen müßte man einschränkend sagen: des preußischen) im Besonderen.

Das Schauspiel „Väter und Söhne“ und das vieractige Trauerspiel „Der Menonit“ sind der schärfste Ausdruck dieser Idee. Wir stehen nicht an, diese beiden Werke — selbst wenn es sich ergeben sollte, daß sie früher geschrieben sind, als die Karolinger und der Harold — als die reiferen dramatischen Erzeugnisse Wildenbruchs zu bezeichnen. Berührt uns dort, in den Karolingern und im Harold, die verwandte Gefühlswelt der germanischen Vorzeit, so spricht hier eine Zeit zu uns, in der wir selbst noch wurzeln. Die Tage der tiefsten Erniedrigung Deutschlands zur Zeit der napoleonischen Herrschaft, die Freiheitskriege, sind sie nicht der Anfang derjenigen Entwickelungsperiode unseres Vaterlandes, die ihren glücklichen und beglückenden Abschluß in den großen Kämpfen von Sedan und Bionville gefunden? Sind die Empfindungen, die hier mit einander streiten, die den dramatischen Conflict vorbereiten und bilden, nicht unsere eigenen Gefühle? Und nicht Alltagsempfindungen sind es, die in den beiden genannten Dramen poetisch verkörpert sind. Die Begriffe „Vaterland“ und „Ehre“ und ihre Gegensätze, Vaterlandslosigkeit und feige Duldsamkeit, wie sie in jener Zeit zum Ausdrucke kamen, sind auch für uns noch unverändert von derselben Heiligkeit und Verächtlichkeit. Ja unter dem Eindruck der erhebenden Ereignisse vom Jahre Siebzig sind sie in uns vielleicht noch mächtiger, als in jenen Zeiten des Unglücks, und wer uns durch den Widerstreit dieser lebhaft erregenden Empfindungen von der

Bühne herab zu bewegen weiß, ist — trotz aller Mängel, die wir durchaus nicht übersehen wollen — ein dramatischer Dichter, wie er uns noth thut.

Wildenbruch ist sich über seine poetische Mission durchaus klar.

Glücklich noch nicht, wer große That erlebte,
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glücklichste, wen Thaten so entzünden,
Daß trunken sich in ihm die Seele regt.
Daß er's im Lied der Nachwelt kann verkünden,
Was seines Volkes Herzen einst bewegt.

In diesen Worten, welche den Schluß der Einleitung zu dem Heldenliede „Vionville" bilden, faßt Wildenbruch seine Mission zusammen.

Etwas volltönender — wahrscheinlich im Ueberschwang jugendlichen Stürmens — klingt derselbe Gedanke aus der Widmung „An Deutschlands Jugend" wieder, welche der Dichter seinem 1873 erschienenen größeren Gedichte: „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen" voraussschickt. Er vergleicht sein Lied dem Feuer, das man zur Nacht auf hohem Berge entzündet, und das dem schlummertrunkenen Thal als verheißungsvolles Zeichen ein „Wach auf!" zuruft. Und wie das Feuerzeichen von Berg zu Berge weiter gegeben wird,

So möcht' ich sehen rings in Deutschlands Gauen
In heil'ger Gluth die Jünglingsherzen sprühen,
Am alten Himmel neue Sterne glühen,
Die froh herab in's Land der Sänger schauen.

Und hört' ich's dann mit tief entzücktem Ohr,
Wie sich die Harfen rührten und die Saiten,
Wie sich an meinen Sang Gesänge reihten,
Nur leise erst, doch bald in voll'rem Chor,

Dann jauchzte ich: Mein Werk ist mir gelungen,
Erreicht das Ziel, das ich mir vorgesteckt:
Erwecken wollt' ich und ich hab' erwecket,
Und nicht vergebens habe ich gesungen.

„Vionville" besingt in tadellosen, bisweilen edel schwungvollen Versen die Thaten der preußischen Heere auf dem Felde der entscheidenden, blutigen Schlacht. Nicht immer ist die Schwierigkeit überwunden, die allermodernsten technischen Ausdrücke, Namen und Zahlen, die sich spröde der Versfügung widersetzen, zu bemeistern. Und die Nähe der geschilderten Ereignisse, die kein dichterisches Vermögen unserem geistigen Auge soweit entrücken kann, daß wir sie wie Vergangenes ansehen, schädigt die Wirkung des Werkes. Die Gefahr, in einen gereimten Tagesbericht zu verfallen, liegt gar zu nahe!

„Die Söhne der Sibyllen und der Nornen", ein Gedicht in dramatischer Form, sind von großartigster Conception, offenbar aber in einer Zeit geschrieben, wo W.'s dichterisches Talent seinem Wollen noch nicht gleichkam. Das Ganze spielt in überirdischen Sphären. Der Herr selbst und alle himmlischen Heerschaaren treten auf und begleiten das Schicksal der Welt mit prophetischer Rede und Gegenrede. Die alte Welt ist untergegangen — mit diesen

Worten führt uns der Dichter in das poetische Zwiegespräch ein — erlahmend am großen Werk des Christenthums. Gott aber, Werkzeuge begehrend zur Erfüllung seiner ewigen Zwecke, beschließt der Erde ein neues Geschlecht von Menschen zu verleihen. Da erscheinen die Mütter des Südens (Sibyllen), die schon die alte Welt geboren, und die jungfräulichen Mütter des Nordens (Nornen), und es gebären jene den Romanen, diese den Germanen. Die Söhne der neuen Zeit haben die große Aufgabe „der Erkenntniß der christlichen Lehre" zu erfüllen; der Romane (Italiener) greift das Werk mit heldenhafter Entschließungskraft an und reißt den Germanen bekehrend zu sich empor aus der Nacht des Heidenthums. Allmählich aber fühlt der Germane seine Kräfte wachsen und er begehrt gleichen Schritt mit dem Romanen zu gehen. Die Hohenstaufen, „Deutschlands echteste Söhne in Tugenden und Fehlern," wollen gewaltsam Romanenthum und Germanenthum in Eins verschmelzen. Aber der Germane unterliegt, Deutschlands Kraft ist gebrochen. Da wird zwischen Romanen und Germanen der gewaltige Haß geboren, der immer neue Kämpfe erzeugt bis zu dem letzten großen Ringkampfe, in welchem das wiedererstandene Germanenthum den Gegner zu Boden wirft. Doch der Völkerhader muß endlich der versöhnenden Vereinigung weichen, der romanische Geist lehnt sich willig an den germanischen an, um den gemeinsamen Feind, das die Kraft der Nationen lähmende Papstthum, zu Boden zu werfen. — Die Darstellung dieser gewaltigen Gedanken verlangt eine poetische Kraft, die der jugendliche Dichter nicht besitzen konnte; ein Vorwurf wie dieser, wäre vielleicht jetzt erst eine Aufgabe für ihn, jetzt, wo er seine Kraft abzuwägen gelernt hat und die Wege kennen wird, die seine eigengeartete Begabung zu gehen und die sie zu vermeiden hat.

Auch die „Söhne der Sibyllen und der Nornen" dienen demnach der großen patriotischen Idee, dem Gedanken der Verherrlichung germanischen Geistes und germanischer Thatkraft.

In diese Kategorie der patriotischen Dichtungen gehören die beiden genannten Dramen „Väter und Söhne" und „Der Menonit". Es ist ein merkwürdiger Parallelismus, der sich zwischen ihnen und den oben behandelten Trauerspielen aus dem Mittelalter bemerkbar macht. Wie die „Karolinger", leiden auch „Väter und Söhne" an dem Mangel einer großen, alles Interesse auf sich ziehenden Persönlichkeit. Man weiß kaum, wem man seine Aufmerksamkeit zuerst zuwenden soll. Da ist der Lieutenant Ferdinand, der hochherzig sein Leben, ja seine Ehre opfert, um dem Vaterlande zu dienen, und endlich die Grausamkeit seines Vaters, des Commandanten von Küstrin, wett zu machen sucht durch großmüthiges Verzeihen. Da ist Heinrich, der junge Sohn des früheren Dorfschullehrers Valentin Bergmann, dem sein Vater das Leben vergiftet hat, indem er Spionendienste bei den Franzosen geleistet und für den Sündensold seinem geliebten, nunmehr einzigen Sohne die Ausbildung auf der Hochschule ermöglicht. Diese vier Männer nehmen das Herz des Zuschauers zu gleichen Theilen in Anspruch und —

was nothwendiger Weise daraus folgt, — ein Jeder von ihnen in zu geringem Maße. Und das ist um so bedauerlicher, als die Handlung in diesem Drama mit besonderer Geschicklichkeit geführt wird, und als, wie schon wiederholt angedeutet, der Gegenstand uns voll und ganz zu beschäftigen vermöchte.

Der „Menonit" theilt mit dem Harold die straffe Einheitlichkeit des Aufbaues und hat vor demselben die durchsichtige Klarheit der Motivirung voraus. Die Grundlage des Stückes zeugt für die große Erfindungsgabe des Dichters. Reinhold, diese junge Feuerseele, die, herausgerissen aus dem engen und engherzigen Kreis der Menonitengemeinde, in der Welt gelernt hat, welche Güter wir an Vaterland und Ehre besitzen, und nun zurückkehrt in die dumpfe Betstube, in welcher sein Pflegevater Waldemar die Andachten leitet und den Gemeindebetrachtungen vorsitzt — Reinhold *muß* in Conflict kommen mit den Anschauungen, die hier herrschen; diese junge Feuerseele mitten hinein zu versetzen in die verknöcherte Gesellschaft ausgedörrter Feiglinge, war sowohl in poetischer wie dramatischer Beziehung ein glücklicher Gedanke. Und was ist es, was die schlummernden Empfindungen in der Seele Reinholds weckt? Die Schmach des Vaterlandes, die Beschimpfung Mariens, der Tochter Waldemars, die dem Gemeinde-Mitgliede Matthias verlobt ist und Reinhold liebt, die Botschaft Schills, des kühnen Reitersmannes, der die Schranken der Disciplin zerbricht, um ein Retter des geknechteten Deutschland zu werden. — Wohl wahr, in diesem Reinhold ist Vieles noch unausgeglichen, jugendlich unreif; zu seinen Gunsten, offenbar um den Gegensatz schärfer hervortreten zu lassen, thut der Dichter der sittenreinen, ruhigen Gemeinde der Menoniten Unrecht. Aber wir lassen das in diesem Falle gern gelten; denn angesichts der Gefahr des Vaterlandes und der That Schills müssen auch die sonst vielleicht sittlich berechtigten Grundsätze der Menoniten ihre Berechtigung verlieren.

Nur der Vollständigkeit halber gedenken wir des modernen Schauspiels „Opfer um Opfer". Wildenbruch hat sich in diesem Werk auf ein Gebiet begeben, das seiner dramatischen Befähigung gänzlich fern liegt. Er bedarf durchaus großer Ideen, er bedarf des pathetischen Schwunges, den nur das von dem alltäglichen Leben der Zeit losgelöste Drama haben kann.

Wildenbruch ist bis heute vornehmlich als dramatischer Dichter gewürdigt worden, wie uns bedünkt, nicht ganz mit Recht, denn die wenigen Novellen, die er veröffentlicht hat, sind Zeugnisse eines kräftigen, vielversprechenden Erzählertalentes. Die Novelle steht in inniger Verwandtschaft mit dem Drama. Das nahe Verhältniß dieser Dichtungsarten beruht vornehmlich darauf, daß beide ihr Interesse auf eine Hauptperson oder ein hervorragendes psychologisches Moment concentriren. Was im Drama den Höhepunkt der Handlung ausmacht, genügt für den Stoff einer Novelle, und es wird in erster Linie darauf ankommen, mit welcher Kraft der Culminationspunkt herausgearbeitet und wie die Handlung psychologisch motivirt und ihr Träger charakterisirt ist.

Allen größeren novelliſtiſchen Arbeiten Wildenbruchs — „Francesca von Rimini“, „Vor den Schranken“, „Brunhild“, „Der Meiſter von Tanagra“ — iſt die energiſche Führung der Handlung und die mächtige Wirkung des Höhepunktes gemeinſam. Faſt alle leiden an ungenügender pſychologiſcher Motivirung oder, um es genauer auszudrücken, ſie ſind nicht fein und tief genug motivirt. Wo dem Dramatiker eine Andeutung genügen mag, heiſcht die Novelle die breitere Ausführung. Der Mangel der ſinnlichen Wahrnehmung, wie ſie die Bühne gewährt, fordert Erſatz in der eingehenden Begründung jedes einzelnen Vorgangs. Dieſes nothwendige Erforderniß der Novelle vermiſſen wir hie und da bei Wildenbruch, wir werden aber reichlich dafür entſchädigt durch eine bedeutſame Handlung, getragen von bedeutenden und ſympathiſchen Menſchen.

Das letztere Attribut würden wir auf die beiden jungen Leute anwenden, welche im Mittelpunkt der Erzählung „Vor den Schranken“ und „Brunhild“ ſtehen. Freilich iſt zwiſchen dem Sonderling von Referendar („Vor den Schranken“) und dem nervöſen, unreifen Studioſus der Medicin („Brunhild“) ein gewaltiger Unterſchied, und die Motive, welche ſie Beide zu verhängnißvoller That treiben, irren ſo weit von einander ab, daß man das eine als menſchlich berechtigt und edel, das andere als unnatürlich und daher unglaubhaft bezeichnen könnte. Zwiſchen den beiden Jünglingen herrſcht eine gewiſſe Familienähnlichkeit. Beide ſind paſſive Naturen, die angeregt und geſtoßen ſein wollen, wo es ſich um eine entſcheidende That handelt, beide in ihrem Denken und Fühlen edel, beide menſchenſcheu und zurückgezogen. Wildenbruch ſcheint für dieſe Klaſſe ſchwacher Menſchen Vorliebe zu haben. Allerdings eignen ſich Charaktere, wie der Referendar Heidenſtein und der blonde Holſteiner vorzüglich zu Helden einer Novelle, nur dürfen ſie nicht gar zu farblos gezeichnet werden. Wir verbinden nun doch einmal, und wohl mit Recht, einen edlen Charakter nicht gern mit äußerſter Unbeholfenheit und abgeſchmackter Menſchenſcheu.

Einem dritten Sohne dieſer Familie begegnen wir in „Francesca von Rimini“. Mit der einzigen Einſchränkung, die wir oben allgemein gemacht haben, daß nämlich die pſychologiſche Begründung nicht tief genug geht und nicht fein genug ausgearbeitet iſt, erblicken wir in „Francesca“ ein novelliſtiſches Kunſtwerk von hoher Bedeutung.

Ein Mädchen, das einen liebenden Jüngling zurückſtößt und einen alten Mann heirathet, weil er Reichthümer oder Stellung beſitzt, die dann die Leere in ihrem Herzen wahrnimmt und ein Opfer des einen falſchen Schrittes in ihrem Leben wird, iſt die Heldin unzähliger erzählender Dichtungen.

Wildenbruch hat dieſem alten Gedanken durch eine geringe Umgeſtaltung eine Form gegeben, die, wie ſie durch Neuheit frappirt, ſo auch durch den reichen Inhalt anregt und erfriſcht. Hier iſt das Mädchen nicht das willenloſe Opfer ſpeculirender Eltern, auch nicht das thörichte Geſchöpf, das den äußeren Flitter über innere Befriedigung ſtellt — Francesca iſt eine ſtolze, in ſich

abgeschlossene, klar denkende Jungfrau, welche das Schönthun und die Liebeleien jugendlich-kindlicher Mädchen verachtet. Sie will in ihrem Manne den überragenden Geist, den kräftigen fertigen Menschen verehren, der ihr, der Hochbegabten, mehr bieten kann, als das an kleinen Freuden so reiche Einerlei häuslichen Glückes. Das ist es, was ihr den grauhaarigen, aber stattlichen, viel gereisten General werth macht. Ohne die Bedeutung ihrer Handlungsweise zu ahnen, läßt sie die stummen Liebeswerbungen des Lieutenant Paul Gardenhofen unbeachtet und reicht dem Manne, der ihr Vater sein könnte, die Hand. Allmählich, nur ganz allmählich kommt ihr zum Bewußtsein, daß zwischen diesem Manne, der über Alles so klug und verständig spricht, weil er erfahren ist, den nichts mehr erregt und in Erstaunen setzt, weil er Alles gesehen und gehört, daß zwischen diesem Manne und ihr, der jugendlich Begehrenden eine Kluft liegt, die kein geistiger Vorzug überbrücken kann. Dieses Bewußtsein wird immer mehr genährt durch die Klatschsucht Mißgünstiger und durch die Leerheit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Gerade in einem Moment fürchterlichster Verzweiflung fällt ihr die Bildermappe Gardenhofens in die Hände, die bisher noch Niemand gesehen hat. Der General hatte von ihrem Inhalt durch einen Zufall Kenntniß erhalten. Er läßt sie zu sich bringen; da ist kein Blatt, das nicht das treue Bild seiner Gattin zeigte. Er zweifelt nicht daran, daß sie dem Maler Modell gesessen, und wirft ihr in der Erregung ihren tadelnswerthen Schritt vor. Von diesem Augenblick an gehört ihm Francescas Herz nicht mehr. Von brennender Neugier getrieben, schleicht sie in der Nacht in sein Arbeitszimmer. Sie findet die Mappe und wendet Blatt um Blatt. Sie und immer sie! Mit ihrem Bilde hat die Phantasie des Künstlers ein todtbringendes Spiel getrieben. Immer glühender erfaßt sie der Gedanke der Zusammengehörigkeit mit Jenem, und als sie gerade das letzte Blatt betrachtet, welches sie und ihn in der Gestalt des Paolo und der Francesca zeigt, die sich in höchstem Lustgefühl umschlungen halten, als sie ihrer Sinne kaum mächtig zum Fenster hinunterblickt — bemerkt sie die brave Wirthin Pauls. Er wird sterben, meldet diese, er hat sich mit dem Adjutanten, der seine Mappe entwendet hatte, geschlagen und ist schwer verwundet. Schnell wirft sie einen Mantel um und eilt in Gardenhofens Wohnung. Er versichert ihr, daß er an dem Unglück unschuldig sei, und stirbt. Sie stürzt über ihn mit der Betheuerung ihrer Liebe. Der Morgen findet sie bleich neben ihm, ihre Häupter auf ein Kissen gebettet.

Ein gewaltiges Stück Leben, das in dem engen Rahmen der Novelle zusammengedrängt ist. Alles groß, erstaunlich und doch so natürlich. Diese Francesca ist ein so abgerundeter Charakter, ihre Handlungen und Empfindungen fließen so folgerecht aus ihren natürlichen Anlagen, daß man nirgends etwas Unerwartetes findet, und bei alledem ist die Wirkung der Situationen von tragischer Gewalt, das Schicksal der Francesca mächtig erschütternd.

Den drei Novellen aus dem modernen Gesellschaftsleben war „eine

Künstlergeschichte aus Alt-Hellas", „Der Meister von Tanagra", vorausgegangen. Wildenbruch hat sich in dieser Erzählung eine eigenthümliche Aufgabe gestellt. Die Phantasie des Dichters soll die Entstehung jener kleinen Thonkunstwerke erklären, welche die Wissenschaft in unserer Zeit an's Licht gefördert hat, und die einen so bedeutenden Einfluß auf die Umgestaltung unseres Geschmacks geübt haben. Eine reizend ersonnene Fabel schildert uns die Erfindung der ersten Tanagrafigur als die augenblickliche Eingebung eines liebeerfüllten, glückverklärten Herzens. Der junge Künstler Myrtolaos mit seinem ruhig dahinfließenden, wenn auch erst nach ernstem Ringen gewonnenen, Familienglück wird seinem großen Lehrer Praxiteles gegenübergestellt, der seine Begeisterung aus der Verbindung mit Phryne schöpft, einer Verbindung, die allen sittlichen Traditionen zuwiderläuft und die nur dem gottbegnadeten Künstler verziehen wird.

Des Dichters jüngste Veröffentlichung auf novellistischem Gebiet, „Kinderthränen", enthält die köstliche Gabe „Der Letzte", eine in ihrer Einfachheit an's Herz greifende, tief rührende Erzählung.

Wildenbruchs Balladen („Dichtungen und Balladen") — um auch diese Seite seiner Thätigkeit nicht ganz zu übergehen — entnehmen ihren Stoff fast ausnahmslos, wie seine Dramen, der germanischen Vorzeit und der jüngeren Geschichte Deutschlands und Preußens. —

Ernst von Wildenbruch besitzt in hervorragendem Grade die Gabe, im Drama gewaltige Scenen, in der Novelle hinreißende Situationen zu schaffen. Es bedarf nur der Klärung und Vertiefung, um sein ursprüngliches, kräftiges Talent zu vollkommener Reife zu bringen.

Was uns aber seine dichterische Persönlichkeit, auch bei vollkommen freiem Blick für die Schwächen seines Talents und den Mangel an künstlerischer Abrundung, so anziehend macht, ist der Adel der Gesinnung und das Pathos einer gefestigten männlichen Ueberzeugung. Die Größe und der Ruhm des Vaterlandes und die Reinerhaltung des deutschen Geistes sind die Leitsterne seines künstlerischen Schaffens.

Nur reines Lied entströme unserm Munde

ruft er Deutschland's Jugend zu,

Drum sei verbannt aus unserm jungen Bunde,
Wer zur Gemeinheit rühren will die Leier! —

Der Dichter tritt jetzt in das fünfte Jahrzehnt seines Lebens — er ist am 3. Februar 1845 geboren — ein Alter, in welchem bei regelmäßiger Entwickelung der Mann zu höchster Kraftentfaltung gelangt, und welches gerade für den dramatischen Dichter das productivste zu sein pflegt.

Wir hoffen zuversichtlich, daß auch Wildenbruchs Begabung ihren Höhepunkt noch nicht überschritten hat.

Die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango.

Aus dem amerikanischen Roman „Die Grandissimes" von Georg W. Cable.*)

Von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Mioko Koango war in seiner afrikanischen Heimat unter einem anderen Namen ein gefürchteter Häuptling gewesen. Zu seinem Unglück hatte ihn damals wilder Thatendurst beseelt, und er war, um sich zu zerstreuen, auf Eroberungskriege ausgezogen, von denen der letzte damit geendet hatte, daß er in die Hände eines siegreichen Gegners gefallen war. — Dieser besaß augenscheinlich keine Vorurtheile in Bezug auf die Abkunft der in Kriegsgefangenschaft Gerathenen, denn er hatte Mioko Koango, nachdem er ihn seiner königlichen Waffen und Schmucksachen entledigt, an die Küste abgeführt, wo der schwarze Fürst in seiner nackten Herrlichkeit als ein begehrenswerther Handelsartikel für den Preis eines hübschen Handspiegels in den Besitz des Capitäns des Schooners „Egalité" übergegangen war.

Ueber die Reise der „Egalité" von Afrika nach Neu-Orleans ist nicht viel Gutes zu berichten. — Die lebendige Waare, welche das Fahrzeug an Bord hatte, verdarb theilweise: das Wetter war nämlich schlecht, und das kleine Schiff etwas zu voll beladen; der Capitän entdeckte aber noch

*) Georg W. Cable, von dessen eigenartigem und hervorragendem Talente die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango, die ein Bruchstück des großen Romans „The Grandissimes" bildet, beredtes Zeugniß ablegt, ist in Deutschland noch wenig bekannt. — In den Quellen, die uns vorliegen, finden wir nichts über seine Lebensgeschichte. Aus seinen Schriften geht jedoch hervor, daß er in den amerikanischen Südstaaten geboren ist, oder wenigstens lange Jahre dort verlebt haben muß: und die Aufgabe, die er sich gestellt zu haben scheint und die er mit großem Geschick löst, ist, Louisiana zu zeigen, in der Art etwa, wie Bret Harte Californien und dessen Bewohner beschrieben hat.

rechtzeitig, daß auf „der anderen Seite“ der Schiffsplanken unendlich viel freier Raum ſei, und dort wurden im Laufe der Ueberfahrt alle diejenigen Neger gebettet, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſchwerlich friſch genug bleiben würden, um in Amerika noch ſchnellen und guten Abſatz zu finden.

Mioko Koango jedoch überſtand die verſchiedenen Unannehmlichkeiten der langen Seereiſe, und als endlich die Luken der „Egalité“ geöffnet wurden, und der ſüße Wohlgeruch des Landes in die dumpfen Schiffsräume drang, und bald darauf der Anker in den ſchlammigen Boden des Miſſiſſippi ſich feſtbiß, und das wild dahinrauſchende Waſſer des Stromes die Schiffswände ſanft und lieblich ertönen machte, ſo daß es nach der grauſigen Meeresfahrt wie ein Gruß des Willkommens erklang, den die Erde den armen Reiſenden entgegenrief — da drängte ſich Mioko nach Luft und Licht und ſtreckte ſein abgemagertes Haupt auf langem ſehnigem Halſe weit hinaus aus der engen Oeffnung und blickte aufmerkſam und ſtill auf die Landſchaft, die ſich vor ſeinen großen, müden Augen ausbreitete.

Es war ein freundliches, friedliches Bild, das ſich ſeinen Blicken darbot: kleine ſaubere Feſtungswerke, ein grüner Exercierplatz, gelbe Kaſernen, ein ſtattliches Hoſpital, das Zollhaus, das Gefängniß, die Kathedrale, Häuſer und zierliche Villen, deren weiße und gelbe Wände in der Sonne blitzten — und dahinter die großen dunkeln Kaffee- und Indigoplantagen.

Mioko hatte nicht lange auf einen neuen Herrn zu warten. Die königliche Geſtalt des Negerfürſten, der ſechs Fuß und vier Zoll maß und wie eine Palme aufgeſchoſſen war, zog den bewundernden Kennerblick Agricola Fuſiliers auf ſich, eines nahen Verwandten der Grandiſſimes, deren Güter er mit großer Umſicht verwaltete. Dieſer legte ſofort Beſchlag auf das ganze „Aſſortiment friſcher Jungen“, in dem Mioko feilgeboten wurde, in der Abſicht, die ſchwarze Waare ſpäter ſtückweiſe und wo möglich mit gutem Nutzen wieder loszuſchlagen; da es ihm aber in ſeiner Bewunderung für den Häuptling — ein Menſch kann ja auch einen Neger bewundern: als Neger natürlich — leid that, daß dieſes Prachtexemplar von einem Schwarzen in den Beſitz eines beliebigen, unkundigen Provinzialen übergehen ſollte, ſo überredete er den Inſpector der Beſitzungen ſeines Nachbarn Don José Martinez, Mioko für die „Renaiſſance“, eine der Plantagen ſeines Herrn, käuflich zu erwerben.

Auf der genannten Beſitzung des Don erwartete den Neger zunächſt eine Reihe angenehmer Ueberraſchungen. — Man begrüßte ihn freundlich, gab ihm einen neuen Anzug, lud ihn ein, auf einem mit Ochſen beſpannten Leiterwagen Platz zu nehmen, führte ihn nach einer reinlichen, hübſchen Hütte, weit ſchöner als ſein königlicher Palaſt in Afrika geweſen war, und gab ihm zu verſtehen, daß er dies Alles fortan als ſein Eigen betrachten dürfe. Gleichzeitig ſetzte man ihm gut zubereitete Nahrung vor. — Mioko hatte ſich auf den Tod vorbereitet, der in Afrika ſein ſicheres Loos als beſiegter Fürſt geweſen, wenn er dort in Gefangenſchaft geblieben wäre;

aber hier pflegte man ihn, als er, bald nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, krank danieder fiel, gab ihm stärkende Medicin ein und machte ihn zu seinem größten Erstaunen wieder genesen. — Der Negerfürst war nachdenklicher Natur, und die Behandlung, die ihm zu Theil wurde, ließ ihn erkennen, daß er aufgehört hatte, für einen König zu gelten.

Wie er hieße? — Er gab eine unverständliche Antwort in der Sprache der Jaloffen. Als man weiter in ihn drang, ließ er sich herab, seinen Namen in gutes Congoisch zu übersetzen: „Mioko Koango, der abgeschnittene Arm!“ — Wollte er damit sagen, daß er der starke Arm seines Volkes gewesen, und daß dieses nun ohne ihn hilflos geworden war? — Möglich! — Aber sein neuer Herr, der einen hohen Preis für ihn bezahlt hatte und keineswegs geneigt war, ihn als ein nutzloses, abgetrenntes Glied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, gab sich keine Mühe, den eigenthümlichen Namen zu deuten.

Einstweilen hatte der neue Sclave sich noch mit allerhand wunderbaren Erscheinungen vertraut zu machen. — Der Luxus, den er im Verlauf einer kurzen Woche um sich entfalten sah, setzte ihn in Erstaunen: alle Schwarzen, die er erblickte, mit Ausnahme der Kinder, waren bekleidet; einfache Mädchen aus Congo trugen Anzüge aus Kattun und Wolle, von denen ein jeder in dem Lande, von dem er kam, einen Elephantenzahn werth gewesen wäre. — Und sodann die sichere Ruhe des Lagers! Löwen ließen sich niemals blicken, und auch Schlangen erschienen nur in seltenen Zwischenräumen. Dazu kam schließlich noch, daß man ihm regelmäßige und reichliche Mahlzeiten vorsetzte. Letzterer Umstand erregte in ihm ein Gefühl dunkeln Unbehagens. Was bedeutete diese sorgfältige Ernährung, die ihn täglich stärker und „appetitlicher“ machte? Er war darüber in einiger Sorge, aber trotz der Unruhe wurde er zusehens stärker und schwerer; und bald schritt er wieder stolz und königlich einher, im Vollbesitz jener unbändigen Kraft, die ihn in Afrika furchtbar gemacht hatte.

Eines Tages, als er ganz wieder der Alte geworden war, lud man ihn ein, in's Freie zu treten und einem schwarzen Aufseher zu folgen, der ihn nach einem Felde führte, wo Männer und Frauen mit Spaten und Hacken beschäftigt waren. — Mioko Koango beobachtete das sonderbare Schauspiel. Er erinnerte sich, daß er in alten Zeiten, in Afrika, einige seiner Unterthanen hie und da in ähnlicher Weise beschäftigt gesehen hatte. — Jetzt übergab ihm der Aufseher einen Spaten. — Mioko betrachtete das hübsche Instrument mit ruhiger Aufmerksamkeit, bis er durch freundliche Zeichen seines Begleiters aufgefordert wurde, sich an dem Zeitvertreib der Andern zu betheiligen.

„Was?!“

Seine Lippen blieben stumm, aber die Frage sprach aus seiner zurückweichenden Gestalt und aus dem furchtbaren Blick seiner weitaufgerissenen

Augen. — Es war ihm, als schlüge ein Blitz aus schwarzem Himmel und lasse ihn plötzlich erkennen, wozu er verurtheilt sei: — zur Arbeit!

Der schwere Spaten, den Mioko noch einige Secunden zuvor aufmerksam und harmlos betrachtet hatte, sauste durch die Luft, und der unglückliche Aufseher lag mit zerspaltenem Schädel am Boden; gleich darauf ergriff der Fürst den ersten besten Schwarzen, der ihm unter die Hände fiel, hob den wehrlos Zappelnden in die Höhe, biß ihn wüthend in's Bein und warf ihn mit einer unverkennbaren Geberde des Ekels, wie ein Stück, das ihm nicht mundete, wieder von sich; ein zweiter Neger flog, von ihm gepackt und wieder fortgeschleudert, in die weiten Aeste eines Weidenbaumes, und ein schwarzes Mädchen über seinen Kopf und über den Weidenbaum in den kleinen Teich, den der Weidenbaum beschattete. — Nach diesen Heldenthaten aber, die ihn nur wenige Secunden beschäftigt hatten, und denen voraussichtlich noch andere, ähnliche folgen sollten, machte er plötzlich einen wilden Satz und fiel sodann auf das Gesicht zu Boden, von der sicheren Kugel des Oberaufsehers in den Kopf getroffen. — Der Negerschädel war hart, und das Blei, das mit ihm in unsanfte Berührung gekommen, war keine Spitzkugel. Sie umkreiste das halbe Haupt Miokos und setzte sodann, der ihr gegebenen Richtung folgend, den geraden Weg fort, der sie aus dem Kopfe des Schwarzen, dessen Haut allein sie zu zerreißen vermocht hatte, wieder in's Freie führen mußte.

Sämmtliche Personen, die bei diesem kurzem Drama mitgewirkt hatten, — mit Ausnahme des Pistolenschützen — waren Neger gewesen. — Das schwarze Mädchen hatte man noch lebend aus dem Teiche gefischt, und auf das Bein des gebissenen Sclaven ein ordentliches Pflaster gelegt. Der schwarze Aufseher, dem Mioko den Schädel gespalten hatte, blieb natürlich todt — aber daran war nun nichts mehr zu ändern; und der Herr Inspector war der Ansicht, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, einer so unerheblichen Geschichte wegen, großes Aufsehen zu machen. — Er mußte zwar seinem jungen Herrn, dem Don José, Bericht erstatten, aber er verstand es, denselben so abzufassen, daß die ganze Schuld auf Demjenigen haften blieb, dem im Leben nun doch nichts und Niemand mehr schaden konnte — auf dem erschlagenen, schwarzen Aufseher nämlich.

Don José hatte die Meldung entgegengenommen, ohne eine Miene zu verziehen, aber als er eben den Mund öffnen wollte, um zu sprechen, fiel ihm der Inspector in's Wort.

„Peitschen kann man ihn nicht!"

„Caramba!" meinte Don José. — „Warum nicht?"

„Es wäre vielleicht am besten, der gnädige Herr überzeugten sich selbst davon."

Die Sache war unbequem; aber auch ein Plantagenbesitzer hat Pflichten zu erfüllen, und Don José entschloß sich, nach der Hütte zu reiten, in die man Mioko geschleppt hatte.

„Nun bringt ihn heraus!“

Sie führten ihn vor seinen Herrn, Hände und Füße gefesselt, ein schweres eisernes Joch auf dem Nacken. — Der spanische Kreole hatte oftmals in der Arena wilde Stiere gesehen, mit langen, spitzen Hörnern und wüthend blitzenden Augen; aber was er nun erblickte, erschien ihm noch wilder und wüthender.

„Das ist kein Congo-Neger?“ sagte er.

„Nein, er ist ein Jaloffe,“ erwiderte der ermuthigte Inspector. „Man erkennt ihn schon an seiner scharfen, geraden Nase. — Und, gnädiger Herr, er ist ein ‚Candio‘, ein Fürst. — Wenn ich ihn peitschen lasse, so stirbt er!“

Der furchtbare Neger und der furchtlose Spanier standen sich eine Weile stumm gegenüber und musterten sich; und Jeder erkannte in dem Andern einen Ebenbürtigen an Muth; und die Beiden, der Kreole und der Schwarze, fühlten sich zu einander hingezogen.

„Schaffe einen Dolmetscher herbei,“ sagte Don José; und leiser setzte er hinzu: „und bringe die Geschichte irgendwie in Ordnung.“

Aber da war nun eine doppelte Schwierigkeit: wo Jemand finden, der im Stande gewesen wäre, etwas aus dem Jaloffischen in's Französische oder Spanische zu übertragen, und der gleichzeitig einen gewissen diplomatischen Tact besitzen mußte, um so zu übersetzen, daß eine Art von Uebereinkommen mit jenem afrikanischen Buffalo herbeigeführt werden konnte.

Der Inspector stand noch nachsinnend da, als das junge Mädchen, das Mioko in den Teich geworfen hatte und das sich deshalb für das Schicksal des neuen Genossen besonders interessirte, vorüberging. —

„Clementine, komm hierher!“

„Nein; ich jaloffisch nicht verstehen — wirklich kein Wort verstehen — Herrn Agricola Fusilier rufen — der Alles verstehen!“

Agricola Fusilier! Das war kaum die geeignete Persönlichkeit, um Frieden zwischen einem Neger und einem Weißen zu stiften; aber schließlich blieb dem Aufseher keine Wahl als sich an ihn zu wenden; und er ritt nach der Grandissimeschen Besitzung hinüber, auf der Agricola wohnte.

„Ich, Agricola Fusilier, Dolmetscher eines Negers! . . . Herr! . .“

„Ich dachte mir nur, Sie würden vielleicht Jemand kennen, der . . .“ murmelte der eingeschüchterte Inspector.

Agricola beruhigte sich wieder: „Nun ja,“ sagte er in gleichgiltigem Tone mit einem abwesenden Blick auf die weite Landschaft, „wenn ich Ihnen nicht eine geeignete Person nennen könnte, so würden Sie eine solche in der That schwerlich finden . . . Nehmen Sie Palmyra.“

Palmyra war die Lieblingsdienerin seiner Nichte, des Fräulein Eugenie Grandissime, der Braut Don Josés, eine Quadroone, vollendet schön in ihrer üppigen Art: groß, schlank, mit Augen wie Feuer, heißen, rothen Lippen, nußweißen Zähnen, rabenschwarzem Haar und der matten, reinen, wunderbaren Hautfarbe, welche die Mischung von weißem und schwarzem Blut

in der dritten und vierten Generation erzeugt. — Palmyra hegte eine heimliche Liebe für Honoré Grandissime, den abwesenden Bruder ihrer Herrin, eine Liebe, die gänzlich hoffnungslos war, aber sie zu einer seltenen Ausnahme unter ihren heißblütigen Schwestern machte, da sie das Mädchen stolz und tugendhaft erhielt. — Agricola Fusilier verfolgte Palmyra mit zähem, stillem Haß: er haßte ihre bestrickende Schönheit, ihren unbeugsamen Stolz, ihre feine Klugheit, die Vieles durchschaute, was Agricola lieber geheim gehalten hätte; er haßte sie wegen ihres Einflusses auf ihre Herrin, wegen ihrer Liebe zu Honoré, dem Chef des Grandissimeschen Hauses, und er haßte sie, weil er wußte, daß Ekel und Abscheu sie von ihm fernhielten.

Als Agricola den Namen seiner Feindin genannt hatte, schlug der Inspector freudig die Hände zusammen. „Das ist ein guter Gedanke", sagte er.

„Natürlich," ergänzte Agricola, „Palmyra ist die geeignete Person. Sie versteht beinahe ebensoviele Negerdialecte, wie ich europäische Sprachen spreche."

Palmyra war wie gesagt ein kluges Mädchen. — „Da mein Fräulein Don José heirathen wird," sagte sie sich, „so ist es schon der Mühe werth, sich bei ihm einen Stein in's Brett zu setzen. Ich werde die Sache nach seinen Wünschen in Ordnung bringen."

Sie kleidete sich an, wie Mischlinge allein es wagen dürfen, wobei ihr das Fräulein lachend und freudig behülflich war, und erschien bald in wahrhaft strahlender, lauterer Schönheit: in buntfarbigen, leichten Gewanden, ein blutrothes Tuch um den feinen Nacken, und mit Perlen und Federn in den kohlschwarzen Haaren. Siegesgewiß näherte sie sich dem dunklen Riesen. Sie wollte sich ihn erobern, er sollte ihr Sclave werden. — Sie erreichte es ohne Mühe und vollständig. — Das wilde Feuer in Miokos Augen erlosch, sobald er das schöne Weib geschaut hatte, der Blick wurde sanft und unterwürfig; und als sie sich mit weicher Stimme, in den geliebten Lauten seiner Muttersprache zu ihm wandte, da war der unbändige Wille des Widerstandes plötzlich in ihm gebrochen. — Gezähmt ließ er sich in seinen schweren Ketten nieder und lauschte entzückt Palmyras süßer Stimme; aber als sie langsam, vorsichtig zu dem eigentlichen Zweck ihrer Sendung kam, blickte er sie von unten herauf, finster und ängstlich zugleich an, und als sie es endlich wagte, das Wort „Arbeit" auszusprechen, da schnellte er trotz der Ketten, die auf ihm lasteten, in die Höhe, wie ein dem Bogen entsandter Pfeil, und stand kerzengerade vor ihr, sechs Fuß vier Zoll, eine Bildsäule aus schwarzem Marmor — ein Bild lodernder Entrüstung!

Und auch Palmyra erhob sich, stolz auf das stolze schwarze Blut des Negers, das auch in ihren Adern rollte. — Sie begab sich schnurstracks zu Don José und zum Inspector, um Bericht zu erstatten. — „Mioko Koango ergiebt sich ruhig in sein Schicksal und erwartet den Tod. Er ist ein Krieger und weiß, daß er Kriegsgefangener ist; aber nach afri-

kaniſchem Geſetze darf man von dem Königsſohne nicht erwarten, daß er arbeite."

„Der gnädige Herr werden ſich erinnern", fiel der Inſpector ein, „daß ich mir bereits erlaubt hatte, dies anzudeuten. — Ein Zebra läßt ſich nicht vor den Pflug ſpannen."

Don José lauſchte, ohne eine Miene zu verziehen. — Der Inſpector, dem um das Schickſal des mächtigen Schwarzen bangte, den er ſonderbarer Weiſe in ſein Herz geſchloſſen hatte, beinahe als wäre jener ein Menſch, ein Weißer geweſen, ließ ſich darauf eines Weiteren vernehmen. — Er erinnerte ſich, ſchon einmal unter ſeinen Schwarzen einen Königsſohn gehabt zu haben, der ebenfalls nicht zu bewegen geweſen war, Handarbeiten zu verrichten; aber aus dem er — der Inſpector — mit der Zeit einen vorzüglichen Aufſeher gemacht hatte. Würde es ſich nicht der Mühe verlohnen, den neuen Sclaven in ähnlicher Weiſe zu verwenden? — Don José gab ſein Einverſtändniß durch ein ſtummes Nicken zu erkennen und entfernte ſich; — aber groß war ſein Erſtaunen, und die Geduld drohte ihn zu verlaſſen, als der Inſpector ihm einige Tage darauf verlegen mittheilte, Seine ſchwarze Hoheit verzichte auf die ihm zugedachte Ehre.

Palmyra wurde von Neuem gerufen. Wiederum ſprach ſie ſanft und eifrig auf den Neger ein, aus deſſen Munde ſtets dieſelbe kurze Antwort kam: — „Er will nicht," ſagte die Quadroone entmuthigt.

„Halt!" rief der Inſpector, dem plötzlich ein unruhiger, ängſtlicher Zug in Palmyras Antlitz aufgefallen war. — „Ich wette, der Schwarze hat etwas Anderes geſagt. Wollen der gnädige Herr geſtatten, daß ich ihn zu Agricola führe?

„Nein, nein!" ſchrie Palmyra entſetzt auf. „Nicht zu Agricola! Ich will Alles geſtehen! — Ja, er willigt ein, Aufſeher zu werden; aber nur unter einer Bedingung — und oh! gnädiger Herr! um Gotteswillen beſteht nicht darauf! — ich ſoll ſein Weib werden!"

Der Inſpector warf einen fragenden Blick auf Don José. Die Feſtigkeit des Schwarzen hatte des Spaniers Herz gewonnen.

„Darüber mag Herr Fuſilier entſcheiden", ſagte er ruhig.

„Ich gehöre Agricola Fuſilier nicht! Er hat kein Recht über mich!" jammerte Palmyra. „Honoré Grandiſſime allein iſt mein Herr!"

„Schweig, Frauenzimmer!"

Sie verſtummte.

Agricola gab ſeine Zuſtimmung mit boshafter Bereitwilligkeit, und dem ſchwarzen Fürſten wurden die ſchweren Feſſeln abgenommen, nachdem man ihm zu verſtehen gegeben hatte, daß, wenn er ſich ordentlich benähme, er die ſchöne Palmyra als ſein Weib heimführen ſolle, und zwar an demſelben Tage, an dem Don José Fräulein Grandiſſime heirathen werde, d. h. in etwa ſechs Monaten. — Mioko Koango erhob keinen Widerſpruch gegen dieſe Vorſchläge, trieb ſich noch eine Zeit lang als ein vollſtändig unnützes Möbel auf der Plantage umher, lernte aber ſchnell das kindiſche Kauder-

welsch, mittels dessen sich die anderen Sclaven mit ihren weißen Herren und theilweise auch unter einander verständigten, und nach Verlauf von sechs Monaten war er ein wahrhaft ausgezeichneter Aufseher, der seine Schwarzen wie kein anderer zur Arbeit anzuhalten verstand. — Trotzdem er sich jedoch so schnell civilisirt hatte, lebten im weiten Umkreise doch nur drei Personen, die sich nicht vor ihm gefürchtet hätten.

Die erste dieser Drei war Palmyra. — Sobald sie erschien, wurde er sanft und demüthig. Es war ein großes Schauspiel, zu sehen, wie der gezähmte Löwe sich ihr näherte, und wie das schöne Weib furchtlos mit ihm spielte. — „Ein königliches Schauspiel!" sagte der Inspector.

Dieser jedoch gehörte keineswegs zu denen, die mit Mioko ohne Furcht umgingen, und würde ebensowenig daran gedacht haben, einen Kampf mit einem Haufen wilder Indianer aufzunehmen, als dem Schwarzen Widerstand zu leisten, wenn dieser sich in regelmäßigen und nicht allzu entfernten Zeitzwischenräumen bei ihm meldete, nicht etwa, um sich eine Erlaubniß von ihm zu erbitten, sondern einfach, um ihm zu sagen: „Ich werde jetzt zu Agricola Fusilier hinüberlaufen, um meine Braut zu sehen." — Bei solchen Gelegenheiten sah der Inspector oftmals der großen, rasch verschwindenden, schwarzen Gestalt nach und schüttelte bedenklich das Haupt und murmelte etwas vor sich hin, was ungefähr bedeuten sollte: „Ich würde nicht die Courage haben, den Burschen zu täuschen." — Palmyra, ein richtiges Weib, hatte den Muth, und es fiel ihr gar nicht ein, darüber nachzudenken, daß sie ein gefährliches Spiel treibe.

Es war eine verwickelte und doch alltägliche Herzensgeschichte: — Die Quadroone bewunderte den mächtigen Schwarzen über alle Maßen; seine Todesverachtung, sein unbändiger Muth, seine königliche Gestalt und seine königliche Gleichgültigkeit für seine Umgebung erfüllten sie mit einem eigenthümlichen Rassestolz. — Mioko erschien ihr wie die Verkörperung furchtbarer Negerkraft, die den an ihrem Herzen nagenden, brennenden Durst nach Freiheit hätte stillen können. Sie verehrte ihn glühend, leidenschaftlich; — aber ihr Herz konnte sie ihm nicht schenken, einfach, weil sie so thöricht gewesen war, es willenlos und hoffnungslos einem Andern zu geben, einem Weißen, ihrem Herrn und Meister, dem abwesenden Honoré Grandissime. — Trotzdem schien sie jetzt in ihr Schicksal ergeben, und nach dem ersten ängstlichen Ausbruch ihrer Gefühle, als sie Don José beschworen hatte, sie dem Schwarzen nicht zu überliefern, war kein Wort des Widerspruchs oder der Klage mehr über ihre Lippen gekommen. — Sie spielte Komödie; aber sie wußte genau, was sie that: sie wußte, daß Agricola in dem vorliegenden Falle einflußreicher und stärker war als sie, und daß sie ihren Willen, Mioko schließlich doch nicht zu heirathen, nur durchsetzen könnte, wenn es ihr gelang, ihren Feind zu überlisten, ihn womöglich glauben zu machen, sie erwarte ihr Glück von einer Vereinigung mit dem Negerfürsten. — Gelang ihr dies, so durfte sie noch hoffen, daß Agricola in seinem Haß gegen sie die Verlobung wieder rückgängig machen

würde. — Sodann blieb ihr auch noch ihre Herrin, das gnädige Fräulein. Sie konnte unbedingt auf deren Beistand rechnen, so daß, wenn es zum Schlimmsten kam, das „Fräulein" da war, um im letzten Augenbick bei Don José für sie einzutreten. — Und half weder die eigene List, noch die mächtige Fürsprache der Herrin, — nun, so war ein kleiner Dolch zur Hand, der sie nie verließ und der sie sicherlich freimachen würde.

Die zweite Person, die sich vor Mioko nicht fürchtete, war „das Fräulein". Sie hatte den Bräutigam ihrer getreuen Dienerin kennen lernen wollen und diese beauftragt, ihr den Riesen vorzustellen. Palmyra hatte gehorcht. Als Mioko das zarte, weiße, schöne Gesicht des Fräuleins erblickte, stand er eine Secunde wie erstarrt, dann warf er sich nieder, das Gesicht zur Erde, die Arme weit von sich gestreckt, die Finger ausgespreizt, und in dieser demüthigen, anbetenden Stellung verharrte er, bis Fräulein Eugenie sich entfernt hatte. Darauf erhob er sich langsam und blickte scheu und ehrerbietig um sich. Als Palmyra Aufklärung über sein Benehmen haben wollte, antwortete er: „Mioko darf die Augen nicht vor einem Geiste erheben."

Seitdem traf er noch öfter mit Fräulein Grandissime zusammen, und jedesmal wiederholte sich derselbe Auftritt: er blickte die schöne Erscheinung einen Augenblick sprachlos an und warf sich sodann vor ihr in den Staub.

Die dritte Person, die dem Neger furchtlos gegenüberstand, war der Spanier Don José, einer jener eigenthümlichen und seltenen Männer, die Furcht vor Mensch oder Thier nicht kennen. — Das Verhältniß zwischen dem Schwarzen und seinem Herrn war ein eigenthümliches. Don José hatte Mioko zu seinem Leibjäger ernannt, und die Beiden trieben sich oft tagelang auf dem Mississippi oder in den Sumpfwildnissen umher, wo ein unvorsichtiges Wort des Einen leicht seinen Tod durch die schlagfertige Hand des Andern hätte verursachen können. Aber solche Worte wurden nicht ausgesprochen, und die Beiden lebten wie gute Jagdgenossen neben einander: Don José, ohne seine eigene Herablassung zu bemerken, Mioko, ohne seinem Herrn für die ihm erwiesene Freundlichkeit den geringsten Dank zu wissen. — Hätte Don José sich nicht gewissermaßen mit Mioko befreundet und ihm ein Leben geschaffen, das dessen Geschmacke zusagte, so würde der Neger nun und nimmermehr sein Loos als Unfreier lange ertragen, sondern auf jede Gefahr hin längst das Weite und die Freiheit gesucht haben. So aber verging die Zeit schnell und ruhig, und ehe man es sich versah, waren sechs Monate dahin, und der Tag war da, an dem die Doppelhochzeit zwischen Don José und dem Fräulein und zwischen Mioko und Palmyra gefeiert werden sollte.

Die Gäste hatten sich von weit und breit eingefunden; Don José und seine zarte Braut warteten; Palmyra strahlte in prächtigen Gewändern und mächtiger Schönheit, und nur der schwarze Bräutigam fehlte noch. — Wo war er?

Agricola richtete diese Frage an Palmyra und zwar mit einem Blick

und in einem Tone, die deutlich beſagten, daß er, Agricola Fuſilier, ſich jeden ſchlechten Scherz, der darauf angelegt wäre, die Hochzeit zwiſchen dem Neger und der Quadroone zu vereiteln, ernſtlich verbitte.

Palymra gab keine Antwort; aber ein Aufſeher trat für ſie ein.

„Oh, Herr Fuſilier, Mioko iſt hier, ganz in der Nähe . . . aber er will ſich nicht anziehen. Er hat ſich bemalt wie ein Zebra, mit Ringen und Streifen . . .“

„Sag' ihm, ich, Agricola Fuſilier, befehle ihm, ſich ſofort anzukleiden.“

„Fünfmal habe ich ihm das geſagt, gnädiger Herr! Aber wiſſen Sie, was er antwortet? — Er ſagt — verzeihen Sie — Sie ſeien ein erbärmlicher Weißer, und dann — ich wage es kaum zu wiederholen — ſpeit er auf den Erdboden, und fährt fort ſich zu bemalen.“

Es iſt ſchwer zu ſagen, was Agricola unter dieſen Umſtänden gethan haben würde, um die Unverſchämtheit des Schwarzen zu züchtigen, wenn nicht das Fräulein hinzugetreten, und, nachdem ſie gehört hatte, worum es ſich handle, zu Mioko gegangen wäre. — Sobald er ihrer anſichtig wurde, warf er ſich zu Boden, ſo daß ſeine weitausgeſpreizten Finger die Spitzen ihrer Schuhe berührten.

„Bitte, Mioko, zieh Dir Kleider an!“ ſagte ſie ſanft.

Er wartete nur, bis ſie gegangen war, und ließ ſich dann widerſtandslos ein lächerliches, halb europäiſches Coſtüm, eine Art roth und blauer Uniform anziehen, die man für ihn bereitgehalten hatte. Bald darauf erſchien er in dieſem Anzuge in dem Saal auf der Rückſeite des Hauſes, wo ſeine eigene Hochzeit gefeiert werden ſollte, nachdem die Vermählung zwiſchen Don Joſé und dem Fräulein vorn in den Staatsgemächern ſtattgefunden hatte.

Der gewaltige Schwarze, dem keiner der Anweſenden auch nur bis zur Schulter ragte, war durch ſein Gewand ſo ſehr wie möglich verunziert; aber in ſeiner Haltung, dem zurückgeworfenen, runden Kopfe, den ſprühenden Augen, dem gemeſſenen Gang war eine angeborene Würde, die ein Lächeln über ihn unmöglich machte. — Ein Murmeln der Bewunderung vielmehr lief durch den ganzen Saal und drang auch zu Palmyra, deren Blut dabei ſchneller kreiſte. — Aber ſie hatte ihren Plan gemacht und ſchreckte vor der Ausführung deſſelben nicht zurück. Der Prieſter mochte ſie dem Negerfürſten antrauen. Sie war doch feſt entſchloſſen, nicht die Seine zu werden!

Er hob ſein ſtolzes Haupt noch höher und blickte ſpähend um ſich.

„Er ſucht ſeine Braut,“ ſagten die Neger, die ihn umgaben. — Und nun hatte er ſie erblickt.

„Ho—o—o—o!“

Es zog wie heller Trompetenſchall durch den Saal. — Die Brautgäſte des weißen Paares eilten herbei, um zu ſehen, was es gäbe. Mioko hatte Palmyras Hand mit ſeiner Linken ergriffen und legte die Rechte wie ſegnend auf ihr Haupt. Dann erhob er ſeine Stimme, und mit dem nackten Fuße den Tact ſchlagend, ſang er langſam und feierlich ein ſonderbares

Lied, das keiner der weißen Gäste verstand. Aber die fremde Weise, aus der Traurigkeit und Sehnen wie tief verhaltenes Schluchzen hervorklang, gefiel ihnen und sie riefen „Bravo, bravissimo!" Gleich darauf mußten sie sich jedoch entfernen, um ihre Pflichten am andern Ende des Hauses zu erfüllen; denn der Priester, den man zur Einsegnung der Brautpaare erwartet hatte, war nunmehr eingetroffen und bereitete sich schnell darauf vor, seines heiligen Amtes zu walten. — Eine kurze Weile herrschte große Bewegung in der Masse der Gäste. Dann wurde Alles still, und man hörte nur das Murmeln des Priesters und sah einige Frauen weinend sich abwenden. — Und dann war es geschehen: im Namen der heiligen katholischen Kirche und Seiner Majestät des Königs von Spanien war Mademoiselle Eugéne Grandissime dem Senor Don José für das Leben angetraut! — Draußen aber zog ein Unwetter herauf, und dunkel und unheimlich war die Nacht.

Der neuverheirathete Spanier, Agricola und die übrigen Gäste hatten soeben auch dem Nachspiele zu dem eigentlichen Feste beigewohnt, d. h. sie hatten lächelnd mitangesehen, wie der Priester seinen Segen über Palmyra und Mioko ausgesprochen hatte, als der Sturm mit furchtbarer Gewalt losbrach. — Mioko hatte Palmyras Hand ergriffen und versuchte sanft sie fortzuziehen.

„Mioko Kaongo!"

Es war die Stimme von Palmyras Herrin, die so rief. — Die weiße Braut war bis zum letzten Augenblick im Unklaren darüber geblieben, was ihre getreue Zofe, die Quadroone, eigentlich beabsichtigte; aber ein flehender Blick, den diese ihr soeben zugeworfen, hatte sie belehrt, daß jetzt auf ihr Eintreten gerechnet werde.

Mioko stand plötzlich still, als sei er auf dem Platze festgenagelt worden.

„Mioko Koango muß warten, bis ich ihm seine Frau übergebe."

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und sank langsam auf den Boden nieder.

„Mioko Koango vernimmt die Stimme des Geistes," sagte er düster. — „Die Stimme ist süß, aber die Worte, die sie ausspricht, sind bitter. — Mioko antwortet dem Geiste: Er wird warten. — Aber sollten die Weißen ihn zu betrügen versuchen, dann . . ." Er erhob sich langsam, und die Augen geschlossen, reckte er die zusammengeballten Fäuste hoch über sein Haupt empor — „dann wird Mioko Koango den großen Geist Wudu heraufbeschwören, um ihn zu rächen!"

Ein wüthendes Geheul des Sturmes schien dem Schwarzen Beifall zuzurufen. — Die langen leinenen Vorhänge, welche an den Thüren angebracht waren, begannen wild zu flattern, und plötzlich zischte und brauste es aus der dunkeln Nacht herein in den hellerleuchteten Saal, als käme eine Hexen-Schaar auf dem Sturme dahergeritten. Dann öffnete sich der ganze Himmel in hellen, blendenden Blitzen, und furchtbarer Donner, der das Haus in seinen Fugen erbeben machte, folgte mit betäubender Gewalt. — Die Gäste

ſtanden wie erſtarrt, mit weißen Lippen. Endlich wie eine Erlöſung kam klatſchender, dicker Regen. Wenige Minuten vergingen, und dann ſchien es, als bilde das Haus eine Inſel inmitten eines unüberſehbaren Sees.

Die Feſtlichkeiten waren jedoch nur auf kurze Zeit unterbrochen worden. Die weißen Gäſte hatten eine reichliche Mahlzeit in den Prunkgemächern des Hauſes eingenommen; jetzt kam nun die Reihe an die in den unteren Sälen verſammelten Schwarzen. Sie ließen ſich an wohlbeſetzten Tafeln nieder, der Bräutigam auf dem Ehrenplatze, wo er zum erſtenmal in ſeinem Leben Wein koſtete. — Er hatte ein Glas langſam hinuntergeſchlürft und forderte bald ein zweites, und dann ſchneller und immer ſchneller ein drittes und viertes und zehntes. — Palmyra wurde unruhig und rückte die vollen Flaſchen aus ſeiner Nähe. Eine kurze Weile ſchien Mioko dies nicht zu bemerken, dann ſtreckte er ſtumm den Arm aus, in dem er das leere Glas hielt, damit es von irgend Jemand gefüllt werde; und als dies nicht ſofort geſchah, ſchlug er, um ſich verſtändlich zu machen, mit der Fauſt auf die Tiſchplatte, daß dieſe zerſprang. — Die ſchwarzen Gäſte, als ahnten ſie Schlimmes, ſahen ſich beſtürzt an, und viele ſtanden auf und verließen den Saal, während die Andern ſich in die entfernteſten Winkel deſſelben verkrochen.

Mioko ſaß eine Weile allein, grimmig vor ſich hinlächelnd; dann erhob er ſich bedächtig und begab ſich in den großen Saal, wo die Weißen tanzten. Der Cotillon wurde unterbrochen, als der ſchwarze Königsſohn in der Thür des Saales erſchien. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und die Unterhaltung gerieth in vollſtändiges Stocken. Der Friedensſtörer aber ging unbekümmert auf ſeinen Herrn zu, und ihm die ſchwere Hand auf die Schulter legend, ſagte er mit tiefer, lauter Stimme:

„Mehr Wein!“

Der Spanier ſtieß einen Fluch aus und erhob ſeine Hand — und im ſelben Augenblicke lag er von einem Fauſtſchlage des Schwarzen zu Boden geſtreckt.

Die Gäſte ſtanden eine Secunde bewegungslos und ſtumm und ſahen nur, wie der Sclave ſich über ſeinen zu Boden geſchlagenen Herrn beugte und mit rollenden Augen und wilden Bewegungen in ſeiner Mutterſprache rauhe Laute ausſtieß, die Niemand zu überſetzen brauchte, um Allen zu ſagen, der Afrikaner fluche ſeinem Herrn.

„Wir ſind verhext!“ kreiſchte ein halbes Dutzend der anweſenden Frauen

„Schützt Eure Weiber und Töchter!“ rief einer der Spanier.

„Schießt den ſchwarzen Hund nieder!“ ein Anderer.

Mioko that einen mächtigen Satz nach der Thüre des Ballſaales. — Wie eine Heerde Schafe, in die ein Wolf gefahren iſt, ſtoben die Gäſte nach rechts und links auseinander. — Gelles Schreien und Kreiſchen erſcholl von allen Seiten; aber der Schwarze war bereits im Freien, auf der Flucht

nach den Sümpfen, und Agricola Fusilier steckte mit einer stummen Gebärde ohnmächtigen Zornes das Schwert wieder ein, das er gezogen, aber nicht Zeit gefunden hatte, zu gebrauchen.

Während man sich im Hause nun damit beschäftigte, den blutenden Don José zu verbinden — Mioko hatte ihn nach guter Fechterart in's Gesicht geschlagen — und während Madame Grandissime ein Zimmer zurechtmachen ließ, in dem der Verwundete die Nacht zubringen sollte, da er außer Stande war, die Braut, wie zuerst beabsichtigt worden, nach seinem eigenen Hause zu führen, schritt Palmyra in fieberhafter Aufregung in ihrer Kammer auf und nieder. Sie empfand tiefen Kummer, wenn sie an das Loos dachte, das Mioko sich bereitet hatte; gleichzeitig fühlte sie sich erleichtert, seiner Gewalt entzogen zu sein. Der flüchtige Sclave aber erklärte thatsächlich seine Unabhängigkeit, indem er sich auf einer Insel von etwa sechszig Fuß Durchmesser, die er auf seinen Jagdzügen entdeckt haben mochte, und die inmitten des Sumpfes gelegen war, eigenmächtig niederließ. Er hatte dort keinen Herrn zu fürchten und fühlte sich wieder König.

Schrecken und Wildniß umgaben ihn hier von allen Seiten. — Sumpf soweit das Auge reicht; endlose Säulengänge von Cypressen, von deren Aesten lange, mit dickem, grauem Moos bewachsene Auswüchse bewegungslos herabhängen; breite Flächen stillen, pechschwarzen Wassers, das auf unergründlichem Morast ruht, und aus dem knorrige Baumwurzeln hervorragen und hie und da smaragdgrün glitzerndes, fettiges Gras emporwuchert; weiße Wasserlilien, bläuliche Iris und andere schillernde Blumen ohne Zahl und ohne Namen. — Große und kleine Schlangen mit flachen schuppigen Köpfen, blitzenden Augen und spitzer giftiger Zunge winden sich durch das dumpfige laue Labyrinth. Der gräuliche Mocasin schlängelt sich durch die dicke Fluth, hier baut der Alligator sein Nest; hier schleichen hundertjährige Schildkröten träge einher. Eulen, Fledermäuse, Ratten, Skorpione, Eidechsen, ekelhafte Spinnen mit dicken Bäuchen, langleibiges Gewürm mit hundert Füßen und scharfen Zangen leben und kämpfen um ihr Leben in dem abscheulichen Pfuhl und bergen sich dort im Gesträuch und hinter den großen Blättern eines wilden Weines mit blutrother, tödtlicher Frucht. Summende Moskitos, ungeheuerliche Käfer, Libellen und riesige Drachenfliegen, die wie Edelsteine schimmern, schwirren durch die Luft. Ueberall Leben: giftiges, schleichendes, heimtückisches, böses Leben! Doch herrscht schwüle Ruhe, die nur in seltenen Zwischenräumen unterbrochen wird durch das Fallen eines abgestorbenen Astes oder ein tiefes Schluchzen und Krächzen: das Schreien unheimlichen, unsichtbaren Gethiers.

Die Meute von Bluthunden, die hinter dem flüchtigen Neger losgelassen war, fand heulend die Stelle, wo er ein Boot vom Landungsplatz losgerissen hatte. Dann aber verschwand jede Spur von ihm. — Man suchte keinen Menschen dort, wo Mioko hauste. — Er saß auf seiner Insel in sicherer

Hut, ein freier Mann. — Er erinnerte ſich, daß er in früheren, beſſeren Tagen, als er noch Herr zahlreicher Unterthanen war, manch' elenden Sclaven in ähnliche Wildniß getrieben hatte, und philoſophiſche Gedanken über die Schlechtigkeit und Härte der Menſchen waren es keineswegs, die ſein Herz füllten. — Er dachte einfach und ruhig darüber nach, wie er ſich auf der von ihm gefundenen Zufluchtsſtätte das Leben ſo erträglich wie möglich einrichten könnte.

Herbſt und Winter gingen dahin und Mioko lebte noch immer in den Sümpfen. — Wie? — Darüber fehlte jeder Bericht!

Don José bemühte ſich, glücklich zu ſein. Seine Wunden waren ſchnell geheilt worden, und er hatte ſeine junge Frau zu ſich hinübergenommen nach ſeinem eigenen Hauſe, das unter ihrer Herrſchaft bald aufhörte, wie eine Jägerhütte auszuſehen und den Anſtrich eines friedlichen Hauſes annahm. — Die Gewehre und Büchſen, Piſtolen, Ruder, Sättel und Netze, die früher die Vorhalle und auch einen Theil der Säle angefüllt hatten, verſchwanden gleichzeitig mit den zahlreichen Hunden, die dort umherzuliegen pflegten, und füllten ſich anſtatt deſſen mit duftenden Blumen und mit buntgefiederten Vögeln, die ihr Zwitſchern und Girren und Singen gar luſtig erſchallen ließen.

Aber die „kleine Taube" des Flüchtigen, die ſchöne Palmyra, gehörte nicht zu dem lauten Völkchen. — Sie ging niedergeſchlagen und in ſich gekehrt einher, und wenn ſie des Nachts in ihrer Kammer allein war, weinte und jammerte ſie ob der von ihr begangenen, nie wieder gut zu machenden Thorheit, die ſie zum angetrauten Weibe eines flüchtigen Sclaven gemacht hatte. — Denn in ihrer unvernünftigen Leidenſchaft, oder, wie Agricola geſagt haben würde, in ihrem grenzenloſen Hochmuth wagte ſie es noch immer, den abweſenden Honoré zu lieben, obgleich ſie nun von Gottes und Rechts wegen einem Schwarzen angehörte, einem Sclaven, der nicht einmal zu ihren Füßen ſitzen konnte, um von ihr zu lernen, womit ſie ſein Herz gefüllt haben wollte. — Sie hatte von Sant Domingo gehört, von dem Aufſtande der Schwarzen, ihren Blutsverwandten; und wenn ſie daran dachte, daß ihr Feind Agricola ſo nahe, und der Gegenſtand ihrer Liebe, Honoré Grandiſſime, ſo fern, und ſie die Frau eines Häuptlings, dann klopfte ihr das Herz zum Zerſpringen, und ſie hatte furchtbare Viſionen von Mord und Brand und Blutvergießen! Sie würde dem Negerfürſten, *ihrem* Sclaven, Empörung gepredigt haben! — Aber auch das war nun unmöglich. Für ſie war Alles verloren! Wie ihre Liebe, ſo war auch ihre Rache hoffnungslos; und die Verzweiflung darüber blickte mit unheimlichem Glanze aus ihren tiefen, dunklen Augen.

„Die Liebe um ihren ‚Candio' verzehrt ſie," meinten die Neger.

„Einfältige Creaturen," ſagte der Inſpector, der ſich etwas auf ſeine Menſchenkenntniß einbildete: „Sie haßt den Agricola; das iſt alles."

Die Neger und der Inſpector hatten beide mehr oder weniger Recht

— Sie dachte an den Afrikaner, und Mitleiden für ſein elendes Loos füllte ihr Herz; und ſie war durchglüht von Haß gegen Agricola, in dem ſie den Urheber all' ihres Elends erblickte.

Don José war, wie wir bereits geſagt haben, bemüht, glücklich zu ſein. Aber ein Wurm nagte an ſeinen Herzen. Der Spanier, der nichts Lebendes fürchtete, war abergläubiſch. Er wußte, daß Miokos Fluch auf ihm und ſeinen Beſitzungen laſtete, und das kümmerte ihn mehr als irgend Jemand ahnte. — Und ſiehe da, eines Tages überfielen die Raupen ſeine Indigoplantagen, und zwiſchen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang ward dort jedes grüne Blatt von ihnen vertilgt. Bald darauf erkrankten ſeine Neger. Bösartige Fieber rafften viele von ihnen dahin; die Ueberlebenden ſchlichen wie Schatten einher, und mit ſtillem Ingrimm hörte Don José ihre einfältige Klage: „Wir ſind behext! Wudus Fluch iſt über uns!"

Ein Freund rieth dem Spanier, einen Prieſter kommen zu laſſen, der die Macht des Böſen durch heilige Sprüche brechen würde.

Don José wollte davon nichts hören. „Wenn meine Hunde den Flüchtligen nicht greifen können, ſo möge er meinetwegen leben und thun, was er will und kann."

Der Inſpector verſuchte es darauf noch einmal mit den Hunden und zog aus mit der blutgierigen Meute, um Mioko zu fangen; aber als er am Abend wieder heimkehrte, da lag der beſte Hund des Rudels vor ihm auf dem Sattel: todt, einen abgebrochenen Speer in der Seite. — Das Wurfgeſchoß war von roher Arbeit, doch hatte es ſein Ziel nicht verfehlt und ſicher getödtet.

Darauf verſuchten es die Schwarzen auf ihre Art, den Bann zu heben, und ſtellten einen wahren Hexenſabbath an; aber als Don José ihr Heulen und Plärren vernahm, ward er zornig und ließ ihnen gebieten, ſich ſtill zu verhalten.

In den erſten Tagen des Februar kam der Frühling und mit ihm Hoffnung und Muth. Don José ermannte ſich wieder. — „Die Mißernte des letzten Jahres war ein allgemeines Unglück," ſagte er. „Meinen Nachbaren iſt es nicht beſſer ergangen als mir."

Der Inſpector jedoch ſchüttelte den Kopf. In ſeinem Geiſte war der ſchwarze Flüchtling allein an dem Niedergang der Beſitzung ſchuld. Bald darauf neigte auch Don José von Neuem jener Anſicht zu. — Er hatte ſeine Felder wieder beſtellen laſſen, aber keine Ernte lohnte ſeine Mühe.

„Er verſteht nichts vom Ackerbau," meinten ſeine Nachbaren unter ſich, „und ſein Inſpector iſt nicht klüger als er. Uebrigens iſt es ja auch wohl möglich, daß er verhext iſt."

Don José wurde krank. Ein ſchleichendes Fieber ſtreckte ihn auf das Lager. — Eines Tages, als er dort zum Tode ermattet mit geſchloſſenen Augen dalag, und ſeine junge Frau in troſtloſer Traurigkeit neben ihm

ſaß, öffnete ſich plötzlich die Thür des Krankenzimmers, und herein trat halbnackt, entſetzlich abgemagert, aber noch immer furchtbar, der Negerfürſt, Mioko Koango. — Sein erſter Blick fiel auf die weiße Frau, den „Geiſt". Ein heftiges Zittern überfiel ihn, aber er überwand es und ſtreckte ſich nicht in den Staub wie in früheren Tagen. Er grub die Nägel in das harte Fleiſch ſeiner Hände und näherte ſich dem Kranken.

„Mioko Koango will ſeine Frau haben!"

Der Spanier öffnete die Augen und ſtarrte ſprachlos auf den Sclaven.

„Mioko Koango will ſeine Frau haben!" wiederholte dieſer.

„Packt ihn!" wüthete der Kranke, vergeblich verſuchend, ſich zu erheben.

Es waren zahlreiche Diener in der Nähe; doch wagte keiner, ſich an dem Fürſten zu vergreifen. — Der Kranke richtete ſeinen Blick mit ohnmächtigem Flehen auf ſeine Frau; doch dieſe ſchien wie betäubt, und bedeckte ihr bleiches Geſicht mit beiden Händen.

Darauf erhob Mioko Kaongo ſeine großen, ſchwarzen Hände und ſprach langſam und feierlich: „Verflucht ſei Dein Haus und Alle, die es bewohnen, mit Ausnahme der Weiber!"

Don José fiel entkräftet auf ſeine Kiſſen zurück.

Der Afrikaner zeigte durch das offene Fenſter: „Und verflucht ſeien jene Felder! Sie ſollen den Pflug nicht mehr kennen, und das Vieh, das auf ihnen weidet, nicht mehr ernähren!"

Die ſchwarzen Diener flohen entſetzt; und in demſelben Augenblick erſchien Palmyra.

„Sprich mit ihm!" ſtöhnte der Spanier.

Sie trat entſchloſſen auf den Neger zu. Er ergriff ihren Arm mit einer raubthierartigen, leichten, ſchnellen Bewegung.

„Mioko Koango fordert noch einmal ſeine Frau!" ſagte er zum dritten Male.

„Ich gebe ſie Dir nicht!" brachte Don José mit wüthendem Aechzen hervor.

Der Afrikaner ſchien noch größer zu werden. Ein tiefer Athemzug füllte ſeine Bruſt, und es war, als werde er durch eine unſichtbare Macht vom Boden emporgehoben. — „So möge hier Alles verrotten und verderben, und Fäulniß die Luft füllen, und wildes Unkraut aus dem Boden ſchießen und den Schlangen und dem Ungeziefer des Waldes zum Obdach dienen!"

Mit einer letzten Kraftanſtrengung richtete Don José ſich auf dem Ellenbogen empor, und, unfähig einen Laut hervorzubringen, drohte er Mioko mit der geballten Fauſt; dann ſank er ohnmächtig zurück. — Als er wieder zur Beſinnung kam, beugten Palmyra und die Señora ſich über ihn und am Fuße des Bettes ſtand der Inſpector. — Mioko Koango war verſchwunden!

Der Fluch des Wudu trug ſeine Früchte. — Die ganze Plantage

glich einem ungeheuren Krankenlager. Die Ackergeräthschaften verrosteten in den Scheunen; die Heerden wanderten unstät umher auf den verdorrten Feldern und stoben auseinander oder starben Hungers. Das Land aber bedeckte sich mit Disteln und Dornen und Unkraut aller Art.

„Weshalb in des Heiligen Franziskus Namen," fragte der Priester den Inspector, „machte die Señora nicht von ihrer Gewalt über das schwarze Ungethüm Gebrauch, als es am Krankenbette ihres Mannes stand und seine niederträchtigen Verwünschungen ausstieß?"

„Weshalb?" erwiderte der Inspector leise und gedehnt. „Unter uns gesagt, ich glaube, die Señora ist der Ansicht, daß Mioko Koango gar nicht so im Unrecht war."

„Ist es möglich? — Und Palmyra? Warum half die nicht zum Guten?"

„Palmyra?" Der Inspector lächelte höhnisch und ingrimmig. „Wissen Sie, Herr Pfarrer, manchmal denke ich mir, der Flüchtling ist gestorben und sein böser Geist ist in den weiblichen Mischling gefahren. — Ich glaube, wenn sie die Kraft des Fluches noch verstärken könnte, sie thäte es. Sie ist ein gefährliches, heimtückisches Wesen geworden, und selbst Agricola Fusilier hat jetzt Furcht vor ihr."

„Ah," sagte der Priester mit einem breiten Lächeln, „in dem Falle würde körperliche Züchtigung unendlich viel Gutes thun! Wenn man diese dunklen Heiden nicht zu Grunde gehen lassen will, so darf man die Ruthe nicht sparen. — Sie könnte sogar aus dem schwarzen Fürsten noch einen guten Christen machen."

Aber der schwarze Fürst hielt sich außerhalb des Bereiches der heidenbekehrenden Ruthe.

Eines Tages erschien Agricola Fusilier zu unerwarteter Stunde bei Don José. „Ich bringe gute Nachrichten," sagte er mit einem verständnißvollen Lächeln.

Die Augen des Kranken begannen zu leuchten und er richtete einen fragenden Blick auf den Sprecher. „Wir haben ihn noch nicht," fuhr dieser fort, „aber wir sind auf seiner Spur."

Don José athmete tief und befriedigt auf. Dann sagte er mit einem freundlichen Lächeln: „Auch ich habe gute Botschaft zu verkünden: meine geliebte Frau hat mir einen Sohn geschenkt."

* * *

Es war Sabbath Abend, und die Neger feierten ein fröhliches Fest. — Auf einem freien Platze in der Nähe der Stadtmauer hatten sich vier Musikanten niedergelassen. Der Eine schlug auf einen Tamtam, zwei Andere entlockten hölzernen Hörnern ohrenzerreißende Töne, und ein Vierter machte unglaublichen Lärm mit einem Paar großer, knöcherner Castagnetten. Für die Schwarzen war dies herrliche Musik, und sie führten bei dem Klange

derselben einen Tanz auf, der an grotesker Ausgelassenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Solche Verrenkungen, solche Leidenschaft, solches Springen und Schreien, Jauchzen, Augenverdrehen und Zähnefletschen kann man nur bei Schwarzen sehen! Von Zeit zu Zeit sank einer der Tänzer erschöpft nieder; aber er wurde schnell aus dem Kreise entfernt, und frische Kräfte traten für ihn ein.

Die Belustigung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als plötzlich mit einem wilden Satze ein neuer Tänzer in dem Kreise auftauchte: der Schwärzeste der Schwarzen, ein Athlet, halbnackt, mit bunten Federn in den Haaren, Glocken und Schellen an den Handgelenken, einen Schmuck aus Alligatorzähnen, der auf seiner harten, dunklen Brust klapperte und glänzte; und als Halsband eine Schlange: eine lebendige, sich unruhig hin- und herwindende Schlange.

Er schob ein halbes Dutzend der Tänzer bei Seite, denn er gebrauchte Ellenbogenraum, und bald darauf flog er auf und nieder, Arme und Beine von sich werfend in einer Weise, die den wilden Tanz kurz vorher wie ein zahmes Vergnügen erscheinen ließ. — Und dabei schrie und jauchzte er, immer lauter, immer lauter; und mit jedem Augenblicke wurden seine Bewegungen ausgelassener und seine Sprünge höher — bis die entzückte Menge in ein Alles übertönendes Freudengeheul ausbrach.

Armer, sinnlos betrunkener Mioko Koango, den man mit Branntwein in die Falle gelockt hat, wie die Maus mit Speck! — Der Schaum stand ihm vor dem Munde, die blutrünstigen Augen traten ihm aus dem Kopfe, seine keuchende Brust hob und senkte sich wie die Flanken eines abgejagten Thieres. — Da sauste Etwas durch die Luft! Ein rauher, schnell erstickter Aufschrei. — Mioko Koango lag zu Boden gestreckt, einen würgenden Lasso um den Nacken.

„Dem flüchtigen Sclaven," so lautet der aus dem Französischen in's Spanische übergegangene alte „Schwarze Codex" — „der einen Monat oder länger außer Dienst bleibt, werden die Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten, und die Lilien Frankreichs auf die linke Schulter gebrannt. — Entflieht er ein zweitesmal, so durchschneidet man ihm die Sehnen der Kniekehlen und brandmarkt seine rechte Schulter; nach einem dritten Fluchtversuch soll er, wenn ergriffen, des Todes sterben."

Mioko Koango war nur zweimal davongelaufen; aber Agricola, der der Ansicht war, der Hochmuth gewisser Neger müsse gebrochen werden, wies auf den Artikel 27 desselben alten Gesetzbuches hin, in dem es heißt: „Der Sclave, der seinen Herrn geschlagen und ihm eine sichtbare Verletzung beigebracht hat, der soll des Todes sterben!" — „Ein sehr weises Gesetz," fügte er hinzu.

Der Don zeigte sich so gnädig, wie es von einem Spanier nur erwartet werden kann. Er schonte des Lebens des Gefangenen, er verzieh

huldreich, daß Mioko es gewagt hatte, ſich an ſeiner Perſon zu vergreifen, aber die Sünden, deren der Schwarze ſich an der Geſellſchaft ſchuldig gemacht, indem er verſucht hatte, frei zu ſein, die mußten ohne Schwäche geſühnt werden.

Inmitten der alten Stadt, in einem Theile derſelben, der jetzt in Trümmern liegt, ſtand die „Calaboza", das Gefängniß mit ſeinen feuchten Gewölben, dunkeln Zellen, eiſernen Käfigen und langen, ſchweren, kurzſtieligen Peitſchen. — Dort wurde Mioko Koango zu Boden geworfen, gefeſſelt, das Geſicht zur Erde gekehrt; und dort wurde er gepeitſcht und nach dem Buchſtaben des Geſetzes verſtümmelt. — Aber kein Ton der Klage kam über die zuſammengepreßten Lippen des gefolterten Afrikaners, und die Ruhe der ſchlafenden Stadt ward höchſtens geſtört durch das Klatſchen der Peitſche auf den bluttriefenden, nackten Körper des ſchwarzen Fürſten.

Mit Sonnenaufgang führte man ihn zur Plantage. Die Morgenluft war voll des Wohlgeruchs ſüßduftender Kräuter und Blumen. — Die langgehörnten Ochſen, die den Leiterwagen zogen, auf dem der Gemarterte ausgeſtreckt lag, und der nackte Negerknabe, der das Geſpann führte, machten vor Mioko Koangos alter Hütte Halt.

„Ihr müßt ihn draußen laſſen," ſagte der Inſpector, der dem Wagen gefolgt war. „Er hat zu lange im Freien gelebt. Da drinnen würde er erſticken. Macht ihm vor der Thür ein Lager zurecht."

Und nun erſchien Palmyra leiſe weinend und ſank nieder neben der hilfloſen Geſtalt des Gefangenen, den ſeine ſchwarzen Brüder ſanft und zärtlich auf ein weiches Bett trockenen Graſes niedergelegt hatten: die Kniekehlen durchſchnitten, ein Tuch auf dem ſchmählich zerfetzten Rücken, und eine blutige Oeffnung an jeder Seite des verſtümmelten Hauptes. — Seine Augen waren trocken, aber grenzenloſe Verzweiflung ſprach aus denſelben. Von Zeit zu Zeit richtete er ſie langſam auf Palmyra. — Er brauchte nicht mehr zu ſorgen, daß man ſie von ihm entfernt halte; — ſie wich nicht von ſeiner Seite.

Um ihn herum ſchnatterten die Kreolen. Er beachtete es nicht; als jedoch eine unvorſichtige Zunge den Namen Agricola Fuſilier ausſprach, da flogen ſeine Augen mit ſolcher Gewalt auf Palmyra, daß dieſe glaubte, er werde ſprechen. Aber ſeine Worte waren nur in ſeinen Blicken. — Palmyra verſtand ſie; und laut athmend, die weißen Zähne zuſammengepreßt und die blutrothen Lippen halb geöffnet, antwortete ſie mit einem kurzen, harten Nicken des Kopfes und einem noch wilderen Blick als dem des Schwarzen. — Darauf beugte Mioko das Haupt und ſpie zu Boden.

Ein Bote kam herbeigeeilt von Don Joſés Krankenbett: der Herr befehle dem Mioko Koango, ſofort ſeinen Fluch aufzuheben. — Des Afrikaners einzige Antwort war ein bitteres Lächeln.

Der Inſpector, mit einer weniger ſpaniſchen Diplomatie als die ſeines

Herrn, versuchte Ueberredung, und sprach lange und freundlich auf Mioko ein. Der gefangene Fürst würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. — Darauf ward Palmyra gebeten, für den sterbenden Don, den Gatten ihrer geliebten Herrin, einzutreten. Zögernd machte sie einen schwachen Versuch. Mioko riß die Augen so weit auf, daß die langen Wimpern die finster herabgezogenen Brauen berührten, und blickte Palmyra fest und stumm an; dann hob er drohend die geballte, zitternde Faust, und Palmyra sank zusammen, als habe er sie zu Boden geschlagen.

Um Mitternacht war viel Laufen und Flüstern und unterdrücktes Schluchzen und Weinen in dem herrschaftlichen Hause. Der Tod, der schon lange am Lager des Spaniers lauerte, hatte seine Hand auf ihn gelegt, um ihn vor den Richterstuhl zu führen, vor welchem Herren und Sclaven zu erscheinen haben.

„Mioko Koango," so sprach Palmyra am nächsten Abend, leise jedes Wort in die verstümmelten Ohren des Negers hineinhauchend, „Don José ist todt! Man hat ihn soeben begraben. Als er schon im Sterben lag, oh Mioko Koango, Du mein geliebter Herr, da bat er noch, Du mögest ihm verzeihen."

Der Afrikaner hatte keinen Laut von sich gegeben, seitdem man die Peitsche auf ihn gelegt hatte, und auch jetzt noch blieb er stumm. Aber seine großen Augen, in die sich alle Kraft, die ihm noch geblieben war, geflüchtet zu haben schien, leuchteten einen Augenblick auf in alter Wildheit. — Dann erlosch das flackernde Licht schnell wieder.

„Ist Deine Herrin stark und muthig genug, um hierher zu kommen," flüsterte der Inspector Palmyren zu, „und will sie ihr Kind retten, dann sage ihr, sie solle eilen und es herbringen, damit Mioko es noch von seinem Fluche befreie. — Aber schnell! schnell!"

Die junge Wittwe kam ohne Säumen mit ihrem Knaben in den Armen. Sie ließ sich auf den Knieen neben Mioko Koangos Lager nieder und legte das Kind auf des Negers gebogenen Arm.

Der schwarze Fürst senkte seine Blicke auf das kleine, weiße Wesen, das lächelnd zu ihm emporschaute und schmeichelnd seine weichen Händchen auf das Gesicht des Unglücklichen legte. — Und da, zum ersten Male, traten Thränen in die Augen des Schwarzen und rollten langsam über seine Wangen auf die Hände des Kindes. — Zärtlich und sanft legte er über das Haupt des Kleinen seine Hand, die er langsam hin und her bewegte, wobei seine Lippen leise, unverständliche Worte murmelten. Dann ließ er die Hand wieder sinken und schloß die Augen. Der Fluch auf dem Hause Don Josés war gehoben!

„Palmyra," sagte der Inspector, seine Augen trocknend, „Du mußt den Priester rufen."

Der Priester kam, derselbe, der vor zwei Jahren Miokos und Palmyras Hochzeit eingesegnet hatte. — Auf verschiedene Fragen, die

er an Mioko richtete, gab dieſer nur Beſcheid durch langſames Blicken ſeiner ſchnell erlöſchenden Augen; bis endlich der Prieſter fragte:

„Weißt Du auch, wohin Du gehſt?“

„Ja!“ antworteten die Augen noch einmal aufleuchtend.

„Wohin?“

Der Sterbende antwortete nicht. Er ſchien in tiefes Nachdenken verſunken, und ſein Blick wie in Unendlichkeit verloren.

„Weißt Du, wohin Du gehſt?“ wiederholte der Prieſter.

Dieſelbe ſtumme Antwort.

„Wohin?“

Der Inſpector, die Wittwe mit dem Kinde auf dem Arme, Palmyra, der Prieſter, alle beugten ſich über Mioko, um ſeine letzten Worte aufzufangen.

„Wohin?“

„N . . . n . . . nach . . .“ Die Stimme verſagte dem verſcheidenden Helden. — „N . . . n . . . nach . . .“ — Er hob beide Hände in die Höhe; ſeine emporgeſchlagenen Augen hatten einen Punkt im Aether gefunden, auf dem ſie mit einem Ausdruck von Verzückung haften. Ein ſtilles friedliches Lächeln lagerte ſich über ſein Antlitz, und alles Elendes bar, flüſterte er: „Nach Afrika!“ und ſank todt zurück.

Illustrirte Bibliographie.

Raffael und Michelangelo von Anton Springer. Mit Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig. E. A. Seemann.

Es scheint uns selbstverständlich, dem Kunsthistoriker Springer gegenüber jede Erörterung über die Frage nach dem Werth und der Richtigkeit seiner Methode der Forschung auf kunsthistorischem Gebiete auszuschließen. Springers Autorität auf diesem Gebiete ist längst befestigt. Der Verfasser sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Von einzelnen Stimmen wurde die Frage aufgeworfen, ob das Zusammenfassen des Lebens und der Thätigkeit Michelangelos und Raffaels innerlich begründet sei und nicht auf äußeren zufälligen Umständen beruhe. Schiller schrieb einmal an Süvern: „Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühmen suchen." „Italien im 16ten Jahrhundert war Beides, darum besaß es Raffael und Michelangelo. Wie das Glück der Renaissance nicht von ihrem Unglück zu trennen ist, so lassen sich auch die beiden Meister nicht scheiden. Sie gehören zusammen und erst wenn man sie gemeinsam betrachtet, erkennt man vollkommen ihre Stellung und Bedeutung in der Geschichte des italienischen Volkes." In dieser vom Verfasser selbst ausgesprochenen Intention haben wir sein Werk hinzunehmen. Wir wollen uns darum in Folgendem nur berichterstattend verhalten mit dem Wunsche, daß dies genügen möge, den Laien zur Lectüre des Buches anzuregen. Beim Eintritt in das Werk begrüßen wir die Medaillonportraits der beiden Künstlerfürsten, Michelangelos und

Digitized by Google

Raffaels in ſinniger Zuſammenſtellung. Die mächtige Phyſiognomie des Florentiners mit der von Schmerz und Leidenſchaft durchfurchten Stirn contraſtirt ſcharf gegen den Idealkopf des edlen Götterlieblings Raffael, wie das Weſen der beiden Männer,

Bildniß Julius II. von Raffael, Galerie der Uffizien.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

die vereint das goldene Zeitalter der Renaiſſance in Italien auf die oberſte Sonnenhöhe gehoben haben.

Das Buch beginnt damit, daß Springer in großen Umriſſen ein Bild des Jahrhunderts, und der Kunſtperiode, in welche die Geburt Michelangelos und

Raffaels Still, gelegen. „Bergine, Frau Bartolommeo, Sodoma vereint laſſen Raffaels Weſen erraten, Signorelli erinnert in Einzelheiten an Michelangelo, Michelangelo, am 6. März in Caprese geboren, trat 1488 als Lehrling in die Werkſtatt Domenico. Noch einſchneidender auf ſeine künſtleriſche Entwicklung war der heutige Aufenthalt im

Vieth. Mannergruppe. Rom, St. Peter.
Aus: Anton Springer: Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

Cuſina der Medici, in welchen der Adel der beſten Sculpturen und Kunſtwerk Sinn und Wage des kranbegierigen Knaben begeiſterte. Unter der Leitung Bertoldos, welchen die Oberaufſicht der Sammlungen anvertraut war, übte er wohl zuerſt ſein Talent. Sein Gönner Lorenzo Medici ſtarb 1492 und die edlen Sitten des Aufſteigers Piero Medici ſchreckten den jugendlichen Künſtler derart, daß er aus dem Palaſte, in welchem er

Digitized by Google

gleich einem Hausgenossen verkehrte, nach Rom entfloh. — Doch ein Werk von hoher Bedeutung hatte der 20jährige Jüngling in Florenz zurückgelassen, es war der „Centaurenkampf", Marmorrelief — ein Werk von gleich vollendeter Durchführung der einzelnen Gestalten als der großartig gedachten Composition, wobei der Einfluß der Antike unverkennbar ist. — Auf dem Wege nach Rom finden wir seine künstlerischen Spuren in Bologna, am Grabmal des heil. Dominicus meißelte er einige noch fehlende Figuren, darunter die Marmorstatuette eines Engels auf dem Sarkophage als Candelaberträger.

In Rom hatte er anfangs manche Enttäuschung und Kränkung zu überwinden, bald aber wurde ihm durch den französischen Gesandten am päpstlichen Hofe Jean de Villiers ein würdiger Auftrag: er sollte für eine Kapelle in der Peterskirche eine Pietà schaffen. Und wie hat er diese große Aufgabe in der kurzen Zeit nur eines Jahres gelöst! Nach Abschluß all der gewaltigen Schöpfungen M.'s zählt diese Pietà zu seinen hervorragendsten plastischen Werken — Die Madonna hält den todten Christus im Schooße. „Sie senkt ihr Antlitz herab und hält die Linke etwas ausgestreckt und die Hand wie unwillkürlich geöffnet, als wollte sie fragen, ob wohl ein so großer Verlust ertragen werden könne?" Wie ist der herbe Mutterschmerz durch diese einfache Geberde ausgesprochen! Welch edle Hoheit selbst im todten Christus! Befremdend wirkt nur die Jugend der Mutter. Michelangelo hat sie in seinem Alter auf theologische Gründe zurückgeführt, Springer aber findet darin den unbewußten Einfluß der Antike auf den jungen Künstler, der „die Wahrheit der Empfindung durch die schöne Form zu verklären strebte!" — Der Pietà folgten noch „ein Bachus" und ein Cupido — 1501 kehrte M. nach Florenz zurück, wo er die Colossalstatue des „David" schuf, von der bereits sein ältester Biograph Vasari „den Wundermann preist, der einen Todten, den zerhauenen Block, wieder zum Leben erweckte und versichert, daß M.'s David alle antiken und modernen Statuen, die griechischen und römischen weit hinter sich lasse". Von den Arbeiten M.'s aus dem Florentiner Aufenhalte bespricht Springer noch die „Madonna zu Brügge" die „Madonna zu Manchester" und die „Heilige Familie".

Im Jahre 1500 war auch Leonardo da Vinci nach Florenz zurückgekehrt, doch entwickelte sich aus der gleichzeitigen Anwesenheit zweier so ausgezeichneter Künstler kein Freundschaftsverhältniß. Dazu waren die Naturen beider Männer zu verschieden. Aber der Einfluß des 23 Jahre älteren Leonardo trat unwillkürlich bei den nachfolgenden Arbeiten M.'s zu Tage. Das ersieht man sofort aus den (unter Fig. 15) dem Buche beigegebenen Studienköpfen in Röthelzeichnungen. Der erste Abschnitt des Buches schließt mit einer eingehenden Schilderung eines Cartons, den M. für ein im Fürstenpalast zu Florenz anzubringendes Gemälde entwarf, welches jedoch niemals zur Ausführung gelangte. Es stellt eine Episode aus der Schlacht der Pisaner bei Cosenco dar und ist unter dem Namen „Die badenden Soldaten" (Fig. 16 ist nur eine Pseudo-Copie des Cartons) berühmt. Nackte Gestalten in großer Anzahl entsteigen hastig dem Bade, in welchem sie Kühlung gesucht. Plötzlich ertönt der Ruf: „Zu den Waffen", man sieht im Hintergrunde den aus dem Walde hervordringenden Feind. Die seltsamsten Stellungen und Verkürzungen der Körper zeigen Mr.'s meisterhafte Kenntniß der Anatomie. Die Zeitgenossen bewiesen ihre Bewunderung vor dem ausgezeichneten Kunstwerk in eigenthümlicher Weise: aus Enthusiasmus zerstörten sie den Carton, um einzelne Stücke als Kunstreliquien zu besitzen! Aus einem solchen Fragment hat Rubens einzelne Figuren davon in seiner „Taufe Christi" für das Jesuitenkloster in Mantua benutzt. Marcanton stach eine Gruppe aus dem Gesammtbilde. „Alle im Kreise des Plastikers erworbene Meisterschaft hielt Michelangelo hier zur Verfügung, um das höchste Maß der Kühnheit und Freiheit der Bewegungen, die vollendete Kraft und Fülle des Lebens zu erreichen." Auf die Zeitgenossen übte der Carton die höchste Wirkung, er wurde zur Schule für das jüngere Geschlecht. Bildhauer und Maler zeichneten nach dem Carton und unter den

Malern war auch — Raffael der Urbinate! in dessen Leben und Schaffen uns der folgende Abschnitt einführt. Springer läßt schon durch die Geburt jeden Künstler in seiner Eigenart prädestinirt sein. Michelangelos Geburtsstätte Florenz war 1490 der Schauplatz geistiger und kriegerischer Bewegtheit und wilder Parteileidenschaften. Raffael, aus Umbrien stammend, in welchem unter Herzog Federigo eine heitere und glänzende humanistische Bildung herrschte, war am 28. März 1483 geboren. Raffaels Vater, selbst Maler, konnte wohl nur durch Vererbung, nicht aber durch Unterricht auf die künstlerische Entwickelung seines Sohnes Einfluß haben, da dieser beim Tode seines Vaters erst 11 Jahr alt war. Ueber den Lehrer, welcher Raffaels früheste Versuche leitete, stehen uns nur Vermuthungen zu Gebote: diese lenken auf Timoteo Viti. Fest steht nur, daß er mit 17 Jahren zu Perugino kam, und dieser übersiedelte 1502 nach Florenz. Raffael trat bald zu dem 50jährigen Meister, welcher in hohem Ansehen stand und die ihm gewordenen Aufträge kaum bewältigen konnte, in ein freundschaftliches Verhältniß; wir finden auf einem und demselben Blatte die Arbeiten des Meisters und des Schülers!

Besonders fällt die Aehnlichkeit der Compositionen Beider in einem für die Kirche in città di Castello bestellten Gemälde Raffaels: „Die Vermählung Marias" (lo sposalizio) auf. Doch bei schärferer Betrachtung zeigt der jugendliche, erst 19jährige Schüler geradezu vollkommen und vollendet, was der ältere Künstler mit beschränkten Kräften angestrebt hatte. Springer giebt zu besserem Vergleich (in Fig. 22) die Zeichnung Peruginos. — Im Jahre 1505 malte er: Die Verehrung der heiligen Dreieinigkeit, ferner eine thronende Madonna und die Kreuztragung. Er ist nun ganz in Florenz eingebürgert und malt mit Vorliebe Madonnen und heilige Familien, so daß seine Florentiner Thätigkeit mit dem Titel: „Raffaels Madonnenmalerei" bezeichnet werden kann. Nur einen geringen Theil dieser Bilder hat Raffael in Farbe ausgeführt, der größere Theil blieb Entwurf.

Zu dieser Zeit machte sich eine Richtung für allegorische Bilder geltend. Irgend ein gelehrter Humanist lieferte einen Stoff mit doctrinärem Beigeschmack und die Kupferstechkunst oder Malerei verkörperte den Gedanken. Nach solchem Vorgange entstand wohl auch „Der Traum des Ritters". Die beigefügte Illustration (s. S. 147) erklärt sich selbst: Die am Haupte des Schlafenden stehende Frau mit Schwert und Buch verkörpert die Tapferkeit und Weisheit: zu seinen Füßen reicht in anmuthiger Erscheinung die holde Liebe ihm den Myrthenzweig.

Die rastlose Thätigkeit Raffaels erhielt immer neue Nahrung durch die verschiedensten Aufträge. Jetzt entstand das Portrait Julius II., des Kirchenfürsten, welcher immer neue Pläne, die zur Verherrlichung der Papstmacht dienen konnten, mit eiserner Energie verfolgte. Aus dem Kopfe und der Haltung des in älteren Jahren gemalten Mächtigen spricht reiche Lebenserfahrung, Weisheit und Milde und der festgeschlossene Mund giebt Zeugniß für seine unerschütterliche Festigkeit. — Doch der leidenschaftliche Wille des Papstes wäre erfolglos geblieben, wenn ihm nicht ein gütiges Geschick die größten Männer zur Verfügung gestellt hätte.

Zur Erhöhung und Verherrlichung der Kunst waren aber die drei vornehmsten Künstler aller Jahrhunderte in Rom anwesend. Das Zusammenleben so ausgezeichneter Kräfte mit diesem Machthaber erzeugte jene Höhe der Kunstblüthe, welche man mit dem Titel der „klassischen Kunstzeit" zu bezeichnen pflegt. „Bramantes Petersbau, Michelangelos Decke in der Sixtina und Raffaels Fresken in den Stanzen des Vaticans sind unsterbliche Denkmäler aus der Zeit Julius II."

Im Jahre 1508 begann Michelangelo die ewig denkwürdigen Fresken in der Sixtina. Das Meisterwerk dieses Deckengemäldes ist weder vor- noch nachher in der Großartigkeit seiner Composition, sowie der Erhabenheit seiner Einzelgestalten von irgend welchem Künstler erreicht worden. Handzeichnungen sind von den Fresken vielfach gemacht worden, aber wenig verbreitet gewesen, bis die Photographie in den

Dienst der Kunst trat, welche nun die Kenntniß des Meisterwerks verallgemeinerte. Der Anblick desselben in der Sixtina ermüdet durch die unbequeme Haltung des Beschauers.

Gleichzeitig begann Raffael seine Ausmalung der Stanzen und schuf in dem Zeitraum von 3 Jahren einen Bilderkreis, zu welchem nächst der Sixtinischen Kapelle noch heut alle Kunstsinnigen als Hauptziel alles Sehenswürdigen nach Rom pilgern. „Das Glaubensbekenntniß eines ganzen großen Jahrhunderts ist in Raffaels Gemälden niedergelegt, die Ideale des Humanismus dieses herrlichen historischen Traumes in ihnen verkörpert." Wir stehen staunend vor den Schöpfungen eines 25jährigen Mannes, der mit so viel Weisheit und Gehrsamkeit einen gewaltigen Gedankenstoff in so edle künstlerische Formen zu bringen verstand.

Die Stanzen sind 3 gewölbte Zimmer mäßigen Umfangs im Vatican und gehören zu den Wohnräumen des Papstes, sind aber wegen ihres reichen Kunstschmucks vom Werktagsgebrauch ausgeschlossen. Sie werden nach den in ihnen enthaltenen Hauptgemälden benannt: Die Stanza della segnatura, Stanza d'Eliodoro und Stanza Leo!

Springer bringt in einer Reihe von Holzschnitten theils die Studien, theils die vollendeten Zeichnungen dieser denkwürdigen Malereien zur Anschauung und es würde uns weit über den vergönnten Raum hinausführen, wollten wir hier mehr als den Hinweis auf die mustergiltige klare Anschaulichkeit dieser Darstellung geben Wir erfahren noch, daß in diesen Zeitraum (1508—13) die Tafelbilder Raffaels: „Madonna di Foligno", Madonna mit dem Fisch" „Madonna della Sedia" und „Die heilige Cäcilie" fallen. Mit dem Tode des verständnißvollen Kunstgönners Julius II. schließt der erste Theil des Buches.

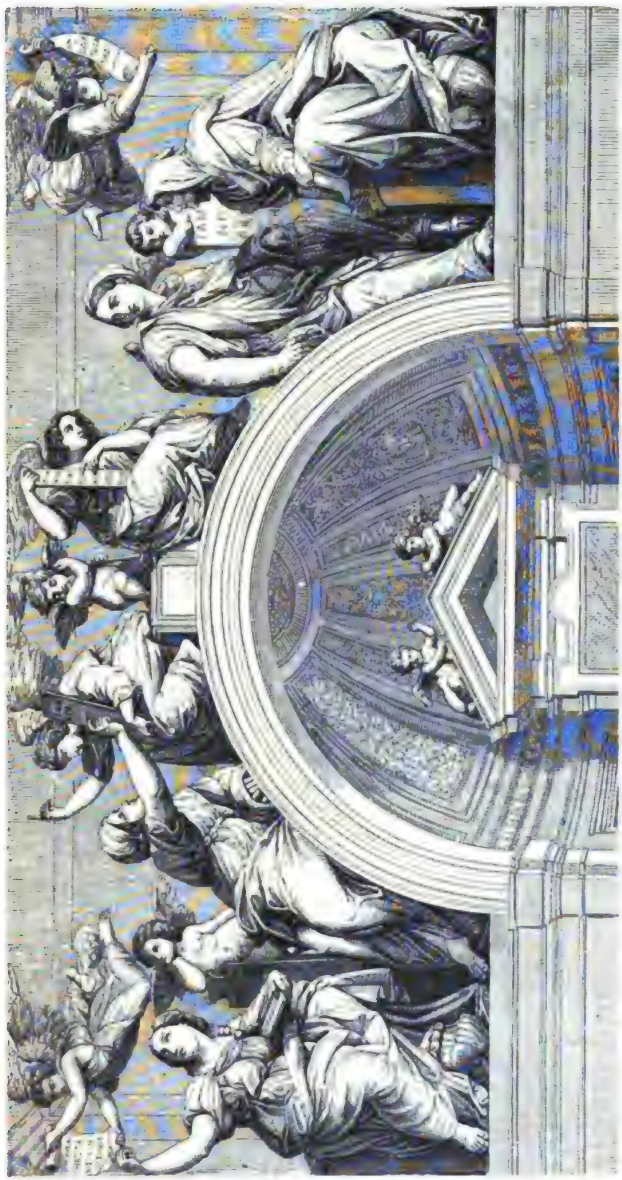
Papst Leo X. bestieg 1513 den päpstlichen Thron. Weniger selbstlos als sein Vorgänger trachtete er nach Verherrlichung seiner Person. Er ließ Raffael in die dritte Stanze Ereignisse aus dem Leben Leo III. und IV. als Wandschmuck verewigen und zugleich sein Portrait von ihm anfertigen. Ferner beauftragte er Raffael: Cartons zu Teppichen zu zeichnen — und diese Cartons offenbaren Raffaels vollendete Schöpferkraft. — Leos Vorliebe für die decorative Kunst gab Raffael auch Veranlassung zu den Fresken in den Loggien seines Vaticans. „Was der Antike an reizenden ornamentalen Motiven abgelauscht werden konnte und was die eigene Kunst an Schilderungen darbot, welche das Auge des Beschauers erfreuen, seinen Sinn zum Genusse locken und seine Phantasie in holde Träume wiegen, Alles ist hier vereinigt und mit vollendeten Mitteln verkörpert worden."

Die Loggien umfassen 13 Arkaden, jede mit flacher Kuppel überwölbt. Raffael hat dafür 52 Darstellungen, die Bibel Raffaels genannt, geschaffen. Den landschaftlichen Schilderungen ist dabei ein weiter Raum gewährt, die biblischen Darstellungen als „köstliche Idyllen" vor Augen geführt. Die Schüler Raffaels bemalten die Zierrathen der Wände und Pfeiler mit Ornamenten, deren Ursprung in ausgegrabenen Stuccoreliefs (Grottesken nach der neu entdeckten Grotte bei Aufdeckung der Thermen des Titus genannt) zu suchen ist. Die Loggien haben einen völligen Umschwung in der Decorationsmalerei hervorgerufen. —

Neben den Loggien im Vatican liegt das Badezimmer des Cardinal Bibbiena, dies wurde nach dessen Anweisungen mit erotischen Bildern ausgemalt. Diesen Ausschmückungen stehen nach Inhalt und Zeit die früher offenen Hallen in der Farnesina nahe. Ein seltenes Blatt giebt Springer von dem „Psychesaal" der Farnesina, der im Allgemeinen wenig bekannt ist. Diese Fresken verherrlichen die Macht Amors in einer Auswahl Scenen nach den Märchen des Apulejus.

Ungünstiger als für Raffael gestaltete sich für Michelangelo die Thronfolge Leos.

Schon Bramante mußte bei dem Petersbau den Umschwung der Anschauung, welchen der Tod Julius' hervorgebracht, erfahren. Leo wünschte die in größten Verhältnissen angelegte Kirche vereinfacht, um dieselbe womöglich bei Lebzeiten vollendet



Die Sibyllen. Frescogemälde in Sta Maria della Pace in Rom.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

Digitized by Google

zu sehen. — Papst Leo lag auch nichts an dem von Michelangelo seit 1505 in Angriff genommenen, ihm von Julius II. aufgetragenen Denkmal für denselben, für welches M. mit den Erben einen vollgültigen Contract geschlossen hatte. Leo war eifersüchtig auf die Verherrlichung seines Vorgängers und führte Krieg mit dessen Erben Herzog Rovereo. Doch der Ehrgeiz, ein Beschützer der Kunst zu heißen, veranlaßte ihn, auch seiner Familie ein Kunstdenkmal zu setzen. Michelangelo mußte von der Arbeit des Juliusdenkmals absehen, das er, wie Condivi sagt — nur thränenden Auges im Stich ließ — und dem Wunsche Leos willfahren, um fern von Rom für die Kirche St. Lorenzo in Florenz eine Prachtfaçade aufzurichten. Springer giebt die Skizze des Juliusdenkmals, wie es zur Zeit Michelangelo im Thonmodell gearbeitet hatte. „An dem ganzen Werke," so endigt Condivi seine Beschreibung, „gab es über 40 Statuen ohne die Historien im Relief aus Bronze gearbeitet." Von diesen Statuen hat sich nur eine „einzige", der weltberühmte Moses, erhalten."

Raffaels Leben am päpstlichen Hofe gestaltete sich glänzend. Die vornehmsten Römer drängten sich herbei, von ihm portraitirt zu werden, und überhäuften ihn mit Aufträgen. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn der Anblick des machtvollen Kunstwerks, des Deckengemäldes Michelangelos, auf Raffael ohne Eindruck geblieben wäre — doch machte sich dieser Einfluß nicht in Nachahmung geltend, er verlieh seiner harmonischen Anmuth nur noch den Ausdruck machtvoller Kraft. Dies zeigt sich deutlich bei dem von Agostini Angi für die Kirche Maria della pace bestellten „vier Sibyllen". Der Stoff der Composition, die Zusammenstellung der Sibyllen mit den Genien, auch die gesteigerte Begeisterung bei den einzelnen Hauptfiguren sind unverkennbar auf den Einfluß des großen Florentiners zurückzuführen. — Für Chigi malte Raffael auch die viel bewunderte „Galatea" in der Villa Farnese. In demselben Zeitabschnitt schuf er noch die Entwürfe zu den Vaticanischen Teppichen 1514—16, welche Cartons dann in Flandern gewebt wurden. Die Teppiche fügen sich nicht allein durch ihren „Inhalt den ältern Fresken organisch ein, sie schmiegen sich auch räumlich dem übrigen Kapellenschmuck vollkommen an". Nächst den Bildern in den Stanzen sind diese Entwürfe das Großartigste, was Raffael in Rom geschaffen hat, sie enthüllen voll und ganz die Vollreife seiner künstlerischen Natur! —

In diese Zeit — etwa 1515 — fällt die für die Klosterkirche von S. Sisto gemalte „Sixtinische Madonna", das Bild, welches, so weit die civilisirte Erde reicht, gekannt und verehrt wird. Keine Studie dazu ist der Nachwelt überliefert worden und wie eine Inspiration scheint es über Raffael gekommen, daß er das Wunderwerk auf die Leinwand warf. Unnahbar und feierlich schwebt die Madonna aus der Tiefe des Himmelsraumes. Der ganze Himmel ist erfüllt von kleinen Engelsköpfen, die sich zwischen den Wolken verlieren und den Eindruck des Traumhaften verstärken. Papst Sixtus und die heilige Barbara knieen auf Wolkenschichten zur Seite der Madonna. Die beiden Engelknaben, Ideale naiver Schalkhaftigkeit, blicken mit munterer Neugier so recht nach Kinderart zu Christus empor. Sie lösen gleichzeitig die Spannung, in welche das Pathos der Hauptgestalten den Beschauer versetzt." — Das Bild blieb bis 1753 in dem Kloster S. Sisto, erst 1754 erwarb es August III. für die Dresdener Gallerie.

Raffael vertauschte nun eine Zeit lang den Pinsel mit dem Grabstichel. Sein Umgang mit Marcanton ließ ihn die Technik des Kupferstechens mit staunenswerther Geschicklichkeit erlernen. Es ist Thatsache, daß das Zeichnen und Stechen nach antiken Kunstwerken durch Raffael die wirksamste Förderung und Verbreitung in Italien erfuhr. Die Ausübung dieser Technik brachte ihn mit Dürer in Verbindung ja sogar in Freundschaft. — Aber auch antiquarische Studien trieb er in seinen letzten Lebensjahren mit Eifer. Calcagnini schreibt darüber an Jacob Ziegler: „Ein wunderbares Werk vollführt gegenwärtig Raffael. Er stellt das alte Rom in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe nahezu wieder her, indem er Hügel abtragen, bis zu den tiefsten

Fundamenten graben läßt und die Denkmäler nach den Beschreibungen der alten Autoren restaurirt." Selbst der Sculptur wandte Raffael seine Thätigkeit zu und Springer giebt eine Illustration von dem „todten Knaben auf dem Delphin", zu welchem er das Thonmodell geliefert hat.

Das größte Werk seiner unbegrenzten Arbeitskraft und der ihm innewohnenden allumfassenden künstlerischen Gaben war die Fortführung und Leitung des St. Petersdoms nach Bramantes Tode. Es scheint geradezu unbegreiflich, daß er in seinem kurzen Leben noch Zeit zum Studium der Architektur fand, und es läßt sich —

Der Traum des Ritters. Federzeichnung. Nationalgalerie in London.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

nach Springer — dies auch nur durch den nahen Umgang mit Baccio d'Agnolo in Florenz erklären.

Die Ehre der Bauleitung des St. Peter wurde ihm vom Papst 1515 übertragen. Die nahezu unbegrenzte Thätigkeit übte auf Raffaels Gemüthsstimmung und Körperkraft eine gleich ungünstige Wirkung aus. Trotzdem schuf er noch „Die heilige Familie", genannt die Perle, und führte noch andere dringende Aufträge wie „Die Transfiguration" aus.

Da aber, auf dem Gipfel seines Schaffens und der Erdengröße, sandten ihm die Götter den tödtenden Pfeil, holten sie gleichsam den Uebermenschlichen empor zum

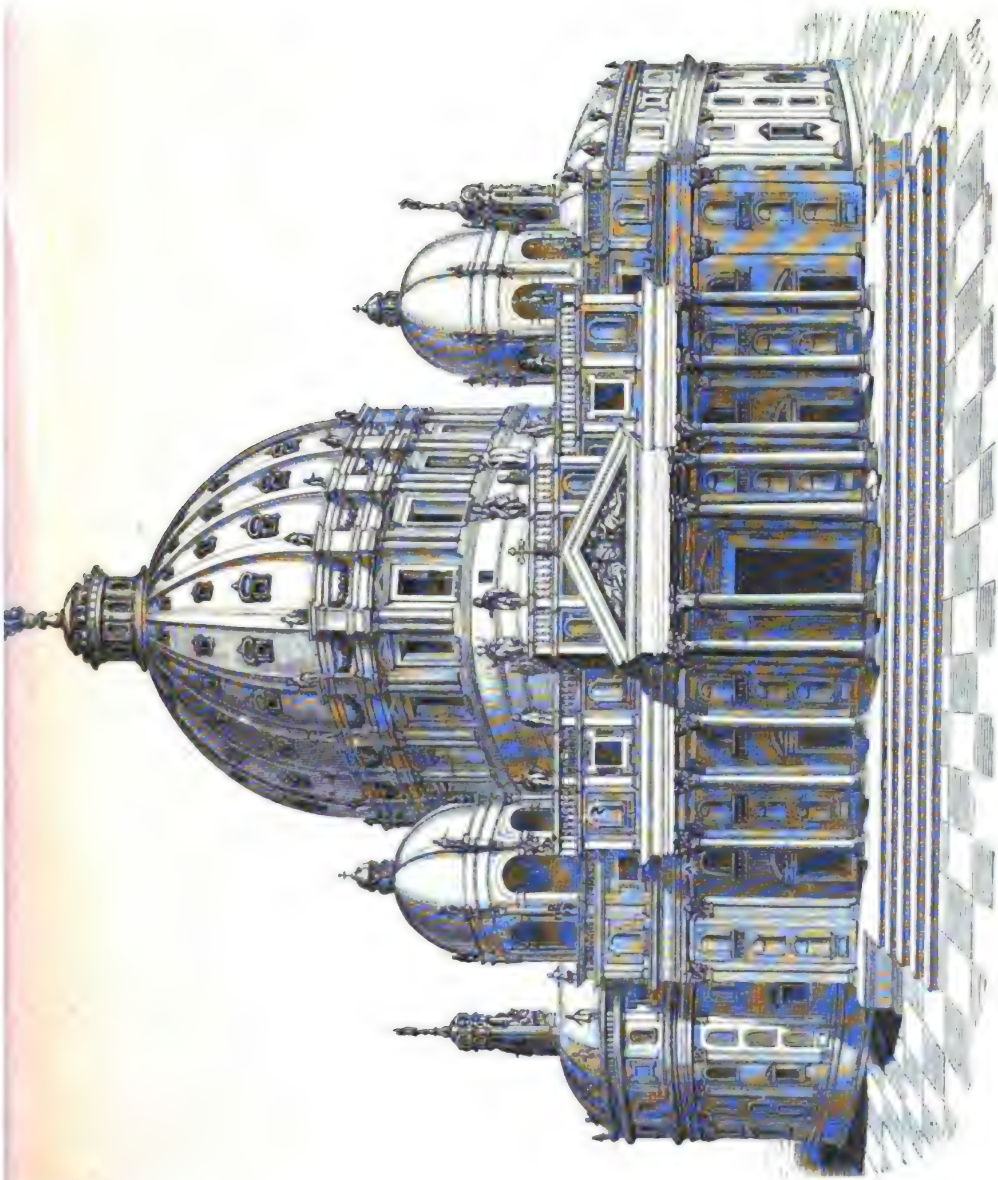
Olymp. Raffaels Schaffensdrang hatte seine Körperkraft untergraben. Eine kurze Erkrankung und — das glühende Künstlerfeuer war erloschen. 37 Jahre alt ward er 1520 am Charfreitag der Erde entrückt.

Der neue Abschnitt, welcher sich nun wieder Michelangelo zuwendet, beginnt mit der traurigen Geschichte der Façade von San Lorenzo, wegen welcher Arbeit er bekanntlich Rom meiden mußte. Wir finden Michelangelo bald in Florenz, bald in Carrara beschäftigt, zu der vom Papst bestellten Arbeit Vorbereitungen zu treffen. Das Modell zu dieser Prachtfaçade führte er in Holz mit Wachsfiguren aus und es erwies sich noch eminenter und herrlicher in den Verhältnissen und der Composition als das Julius-Denkmal. Der Papst ging auf alle von Michelangelo gestellten Bedingungen ein. Trotzdem gelangte das Werk nicht zur Ausführung. Widerwärtigkeiten und Zerwürfnisse mit den Steinmetzen von Carrara, ja alle erdenklichen Schwierigkeiten, schließlich sogar Entzweiung mit dem mächtigen Cardinal Giulo de Medici ließen den gequälten Künstler dem Papste den Vorschlag machen, „der Papst nehme einfach die von mir gebrochenen Steine und ich behalte das Geld, das ich noch übrig habe — 500 Ducaten". Der Papst ging auf diesen Vorschlag — wohl gegen Erwarten Michelangelos — ein und die Welt ward um ein monumentales Kunstwerk ärmer.

Nach Raffaels Tode trat an den gekränkten Künstler wiederholt die Anforderung heran, sich an den von R. hinterlassenen Arbeiten, besonders der Ausmalung des Constantinzimmers zu betheiligen. Michelangelo wollte sich jedoch nicht dazu entschließen.

Und die Kränkungen sollten noch nicht enden, ja immer größer, immer zahlreicher wurden die Hindernisse, die der Künstler zu überwinden hatte! Der Plan zu einem großen Familiendenkmal der Mediceer ging von Lorenzo d. J. aus und Michelangelo entwarf dazu eine Skizze für die Grabkapelle und das Denkmal. Der Cardinal billigte den Entwurf. Im guten Glauben an den ernsten Willen des Cardinals ging M. sofort mit dem ihm eigenen leidenschaftlichen Eifer an die Arbeit, aber abermals erfuhr er schwere Täuschung und das Werk gerieth durch Kriegsnoth und die stets schlechten Finanzverhältnisse der Medici in's Stocken. Erst als der Cardinal 1523 den Stuhl Petri bestieg, ging Michelangelo mit frischer Zuversicht an die Arbeit. Letztere wurde aber dauernd durch immer neue, zum Theil außerhalb des Bereiches des Künstlers liegende Aufträge gestört: erst sollte er einen Bau für die mediceische Bücherſammlung sogleich entwerfen und ausführen, dann wieder ein Ciborium für S. Lorenzo bauen. Einen noch extravaganteren Auftrag lehnte M. mit derbem Spott (Seite 215) ab. Hingegen entsprach er dem neuen Ansinnen: eine Erweiterung des ursprünglichen Planes durch Hinzufügung neuer Denkmale für Leo X. und Clemens VII. zu machen, durch neue Skizzen. Aus irgend welchen Gründen nahm man Abstand auch von dieser Erweiterung und im Jahre 1526 arbeitete Michelangelo das Monument nur für die beiden „Capitani" Giuliano und Lorenzo d. J. Medici. —

Die politische Umwälzung in Florenz zwang Michelangelo 1527 bereits wieder die Arbeit zu unterbrechen und 1529 übertrug ihm die Signoria von Florenz die oberste Aufsicht über die Festungswerke, denn Michelangelo stand in höchstem Ansehen bei seinen Mitbürgern, welche seine Vaterlandsliebe, seine Uneigennützigkeit und seinen hohen künstlerischen Werth wohl zu schätzen wußten. Die Fortificationsarbeiten nahmen ihn sehr in Anspruch, umsomehr als ihm auch außerhalb der Stadt Besichtigungsarbeiten zufielen. Auch die Vertheidigung von Arezzo sollte er anordnen, ehe er aber dahin gelangte, wurde die Stadt dem Feinde übergeben. Florenz gerieth darüber in Verzweiflung und Schrecken und viele Edle flohen. Unter ihnen — Michelangelo. Ueber Michelangelo und andere erlauchte Flüchtlinge wird die Acht ausgesprochen, falls sie nicht sofort zurückkehren. Freunde vermitteln die Rückkehr und Milderung angedrohter Strafen. 1530 aber mußte sich Florenz dem Kaiser unterwerfen, dieser



Digitized by Google

übergab es dem Papste und den Medici. — Der Papst erwies ihm erneut alle Gunst und setzte ihm seinen früheren Monatssold von 50 Scudi wieder aus.

Nun machten die Erben des Julius-Denkmals ihre gerechten Ansprüche wieder geltend und Michelangelo entschloß sich, seine Zeit abwechselnd der Arbeit am Juliusdenkmal und an den Mediceergräbern zu widmen. Springer widmet diesem letztgenannten Meisterwerke eine auf tiefer Forschung beruhende ausführliche Besprechung, unterstützt von sechs vortrefflichen Holzschnitten (Fig. 33 bis 38). „In den Statuen der mediceischen Gräber sprach Michelangelo als Künstler sein letztes Wort. Von seiner Thätigkeit werden noch spätere Jahre zeugen, sein Vermächtniß aber an die folgenden Geschlechter bildeten in Wahrheit die Schöpfungen in der alten Sakristei von San Lorenzo. Sie erfüllten Jahrhunderte lang die Phantasie der Bildhauer und galten als das Werk des Meisters, in welchem sich sein Wesen und seine Richtung, der „Stil Michelangelos", am glänzendsten verkörperte."

1534 übersiedelte Michelangelo nach Rom, um endlich das Julius-Denkmal zu beenden. Gleichzeitig war Paul III. zum Papst erwählt worden. Dieser suchte M. mit großem Gefolge auf, um ihn zu bewegen, die Sixtinische Kapelle fertig auszumalen und ihn seines Vertrages gegen die Erben des Julius-Denkmals zu entbinden: „Wo ist der Vertrag? Ich will ihn zerreißen," antwortete er dem auf seine Verpflichtung hinweisenden Künstler. „Dreißig Jahre sind es, daß ich den Wunsch habe, Dich zu beschäftigen, und nun da ich Papst bin, soll ich mir denselben nicht gönnen?"

So entstand nach 8jähriger Arbeit das Riesenwerk: „Das jüngste Gericht", welches Michelangelo mehr noch als die Deckenbilder Bewunderung und Verehrung eintrug. Nur der päpstliche Ceremonienmeister fand an den nackten Figuren Anstoß, er verglich die Kapelle mit einer „Kneipe". Zur Strafe für den Tadel versetzte Michelangelo sein Portrait unter die Gestalten, welche in der Hölle braten.

Papst Pius V. befahl später Daniello da Volterra die anstößigen Gestalten zu übermalen, was ihm den Spottnamen Brachettone — Hosenmacher — eintrug. Michelangelo malte auf Wunsch des Papstes für die Capelle Paolina „Die Bekehrung Pauli", „Kreuzigung Petri". Dies war das letzte malerische Werk des 75jährigen Künstlers. Nunmehr sollte nichts ihn abhalten „die Tragödien seines Lebens: Das Julius-Denkmal" zu vollenden. „Aber niemals hat ein so großartig, fast überschwenglich mächtig angelegter Plan eine so kümmerliche Verkörperung erfahren, wie das Julius-Denkmal."

Gleich Raffael beschloß auch Michelangelo seine künstlerische Laufbahn als Architekt. Die Bibliothek von San Lorenzo in Florenz ist das letzte Bauwerk, an welchem Michelangelo seine Kunst übte. Auch dieses ließ er unvollendet zurück. 1546 übernahm er die Weiterleitung des Palastbaues der Farnese, welche Antonio da San Gallo geführt hatte.

Durch dessen 1546 erfolgten Tod war auch dem Bau von San Peter der Oberleiter geraubt worden. Bereits im folgenden Jahre empfing Michelangelo vom Papst die Bestallung als Dombaumeister auf Lebenszeit. Diese Begünstigung zog ihm viel Sorge, Feindschaft und Angriffe zu. Doch erfüllt von der Größe der Aufgabe entwarf er mit Zugrundelegung des Planes von Bramante ein neues Modell zu St. Peter (s. S. 149): „Auf das Colossale steuerte Michelangelo bei der Zeichnung der Façade. Der Front springt ein vierfäuliger Giebelbau vor. Von der Façade an strebt Alles nach oben und der Mitte zu. Auf das Emporsteigen der mitteren Theile weist der Giebel über der vierfäuligen Vorhalle hin; als Begleiter der Hauptkuppel dienen wie Trabanten die kleineren Kuppeln, das Auge vorbereitend für die Höhe der ersteren," welche den ganzen Prachtbau als wahre Krone beherrscht und die ruhmvollste Schöpfung Michelangelos auch auf dem Felde der Architektur bleibt!

So blieb Michelangelo bis in sein höchstes Alter thätig.

Springer widmet noch den „Dichtungen und der Liebe“ Michelangelos einen Abſchnitt, deren Heldin die Dichterin Vittoria Colonna war.

„So wie bei Michelangelo als Plaſtiker die Phantaſie das Gefäß der äußeren Form zu ſprengen droht und ſich oft mit halbfertigen Andeutungen des Gewollten begnügen muß, ſo hindert das Ueberſtrömen der Gedanken und die Gewalt der Empfindung, welche die Berührung mit der Außenwelt ſcheut, oft die Harmonie und den Wohllaut.“ — Aber „von vollendeter Schönheit erſcheinen die Sonette auf Dante“.

Mit Vittorias Tode 1547 war nicht allein das innigſte Seelenband, das er im Leben geknüpft hatte, zerriſſen, ſondern auch die letzte, kräftige Anregung zu künſtleriſchem Schaffen begraben worden. Er klagte:

„Mein Herz erfreut nicht Meißeln mehr und Malen,
Daß es ſich nur zur Gottesliebe wende,
Die ausgeſpannt am Kreuz die Hand uns reicht.“ —

Er überlebte die Freundin um 17 Jahre. Michelangelo ſtarb am 18. Februar 1564.

* * *

Dies in kurzen Zügen der reiche Inhalt des Springerſchen Buches, das uns durch die Fülle der Gedanken und die Schönheit der Form in gleicher Weiſe Genuß bereitet hat. Hier ward der Forſcher zum geſtaltenden Künſtler, der es vollbracht hat, die glänzende Periode des italieniſchen Kunſtlebens, die Renaiſſance, vor unſerem Seelenauge mit wunderbarer Klarheit wieder aufleben zu laſſen.

J. A.

Geographiſche Literatur.

1. **N. von Prſchewalski, Reiſen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Fluſſes in den Jahren 1879 und 1880.** Ueberſetzt von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illuſtrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Hermann Coſtenoble.

Der ruſſiſche Oberſt Prſchewalski definirt den Inhalt und Charakter ſeines Buches als eine wiſſenſchaftliche Recognoscirung von Centralaſien. Die von ihm beſuchten Länder, der Verlauf der Expedition und die Haupterlebniſſe werden in gedrängter Form und in möglichſt objectiver Darſtellung beſchrieben. Der deutſche Herausgeber hat nur einige unbedeutende Wiederholungen von Nebenſachen fortgelaſſen, und um dem deutſchen Sprachgenius gerechter zu werden, unter anderem die der ruſſiſchen Sprache eigenthümliche Anhäufung von Adjectiven vermieden; die Ueberſetzung iſt demnach im Ganzen geſchickt und lieſt ſich faſt überall wie ein Original. Die beigegebenen Illuſtrationen laſſen in ihrer Ausführung wohl Manches zu wünſchen übrig, tragen jedoch zum Verſtändniß des Inhalts weſentlich bei. Die in Farbendruck ausgeführte Karte enthält nicht nur die Routen der drei Reiſen Prſchewalskis (1873—80), ſondern auch die Reiſerouten des Grafen Szechenyi (1879—80), Dr. Albert Regels (1879), Potanins und Raſailows (1876—77) und Sosnowskis (1875).

Die ganze Darſtellung Prſchewalskis macht einen überaus wohlthuenden Eindruck: ſie bleibt überall frei von Künſteleien und nimmt doch zuweilen einen höheren Schwung an. „Es waren wunderbare Gefühle," ſagt der Reiſende (S. 8), „mit denen ich abermals in eine Welt trat, die in ihrer Wildheit und Eigenart in ſcharfem Contraſt mit Europa ſteht. Doch wie lange wird es noch währen — bis daß die Cultur ſiegend vordringt und die Nomaden der Civiliſation erliegen? Allein die aſiatiſche Wüſtenwelt wird länger als die amerikaniſche Wildniß der vordringenden Cultur widerſtehen, und erſt der fernen Zukunft wird es vorbehalten ſein, in den wilden Nomadenvölkern die Repräſentanten vergangener Zeiten zu ſehen." Wie beſeelt iſt der Forſcher von ſeiner Lebensaufgabe! „Wohl ergreift mich hohe Freude, wenn ich nach einer mühevollen Reiſe die Heimat wiederſehe. Allein je mehr das alltägliche Leben wieder ſeine Rechte verlangt, deſto lebhafter erwacht in meiner Seele der Drang, die Sehnſucht nach den fernen Wüſten Aſiens, die Demjenigen, der ſie einmal geſehen, unvergeßlich bleiben. Ja, in jenen Wüſten herrſcht unbeſchränkte Freiheit — der Reiſende ſteht mit den Waffen der Wiſſenſchaft und der Civiliſation wilden Räuberhorden gegenüber. Täglichen Gefahren muß er dem Nutzen der Wiſſenſchaften zu Liebe kühnlich trotzen. Allein alle dieſe Mühen, dieſe Leiden, wie bald ſind ſie vergeſſen, während hell und kräftig ſich in der Seele die Erinnerung an Augenblicke des Erfolges und des wahren Glückes erhebt. Tag und Nacht werden die Bilder jenes vergangenen Glückes den Reiſenden umſchweben und ihn mitten im Genuß der civiliſirten Ruhe hinlocken zu jenem Leben der Arbeit und der Freiheit." Auch nur eine kurze Ueberſicht von dem reichen Inhalt des Buches zu geben, iſt hier des beſchränkten Raumes wegen unmöglich. Wir heben daher nur einige Abſchnitte hervor: S. 23 die intereſſante Schilderung des von dem Zoologen J. S. Poliakow beſchriebenen und nach dem Reiſenden benannten wilden Pferdes (Equus Przowalskii). S. 26 die Entdeckung des wilden Kamels (Camelus bactrianus ferus) und S. 269 einer neuen Argali-Art (Ovis Darvini); S. 46 der glänzende Empfang, den die Expedition durch den Gouverneur von Chami erfuhr und der in einem Diner von 60 Gängen gipfelte; S. 52 die eingehende und einen Ruſſen ganz beſonders intereſſirende Auseinanderſetzung über das chineſiſche Heer, deſſen Charakteriſtik in folgende Worte zuſammengefaßt wird: „Der chineſiſche Soldat geht

nur aus Furcht und in der Hoffnung, fliehen zu können, in den Kampf;" S. 56 die Beschreibung eines Sturmes in der Wüste. In Nordtibet gerieth Prschewalski durch den Angriff der wilden Jegrai in die äußerste Lebensgefahr (S. 136). Ueberaus bedauernswerth ist es, daß dem Reisenden nicht gestattet war, seinen Weg bis nach Lassa, der Hauptstadt Tibets, auszudehnen; allerlei Aberglaube und die Furcht, Sitten und Religion der Tibetaner könne unter der Anwesenheit der Fremden leiden, bestimmten die Regierung des Dalai-Lama, die Fortsetzung der Reise zu verbieten. Der Führer der Expedition mußte wohl oder übel umkehren. Das Resultat aller drei Reisen wird auf S. 279 zusammengefaßt: darnach sind 22 409 km aufgenommen, 48 Punkte der Breite nach astronomisch bestimmt, 212 Punkte ihrer Höhe nach gemessen worden; drei Mal täglich wurden meteorologische Beobachtungen angestellt u. s. w. An Säugethieren wurde eine Sammlung von 90 Gattungen, an Vögeln von 400 Gattungen, an Pflanzen von 1500 Gattungen u. s. w. mitgebracht.

Wir können das Buch unsern Lesern — Fachmännern und Laien — auf das Wärmste empfehlen.

2. **W. Werner. Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer.** Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken an Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski gewidmet. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Hermann Costenoble.

Werners Arbeit über Ostindien bildet einen sehr dankenswerthen Beitrag zur geographischen Literatur; sie faßt den reichen Inhalt des vierbändigen Werkes von Hermann von Schlagintweit: „Die Reisen in Indien und Hochasien" (1854—58) in übersichtlicher und anregender Weise kurz zusammen und macht ihn dadurch einem größeren Publikum zugänglich. Außer dem Quellenwerke werden auch die von neueren Forschern gewonnenen Beobachtungen theils zur Bestätigung, theils zur Ergänzung und Vergleichung herangezogen, und die in den Zeitschriften „Unsere Zeit" und „Deutsche Rundschau" bereits abgedruckten „Reiseberichte aus dem westlichen Himalaya von Ujfalvi" und die „Indischen Reisebriefe von Ernst Häckel" in einem Schlußcapitel hinzugefügt. Endlich folgt noch eine Zeit- und Routenübersicht, welche von der unermüdlichen Ausdauer der drei Brüder Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit in der Ausführung des Reiseplans ein genügendes Zeugniß zu geben bestimmt ist.

Die Einleitung zu Werners Werke gewährt auf 28 Seiten ein anschauliches, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen gehaltenes Bild von der Geschichte und Geographie Indiens und entrollt alsdann in einem gedrängten Abriß ein Bild von der ununterbrochenen wissenschaftlichen Thätigkeit der Brüder Schlagintweit. Die außerordentlichen Verdienste dieser Gelehrten sind bekannt genug. Sie widmeten sich den Naturwissenschaften mit solcher Hingabe, das sie schon während ihrer Universitätszeit eine wissenschaftliche Erforschung der Alpen unternahmen (1840—48) und 1850 ein reichhaltiges Werk über die physischen Erscheinungen dieses Hochgebirges veröffentlichten; sie erregten dadurch die lebhafte Theilnahme Alexander von Humboldts, und als im Jahre 1854 ein zweites Prachtwerk über die Alpen erschienen war, erhielt Adolf und bald auch seine Brüder von der Ostindischen Compagnie den ehrenvollen Ruf zur Erforschung Indiens. Die Entschleierung des Himalaya und der angrenzenden Gebiete von Tibet und Turkestan ist vorzugsweise ihr Verdienst. Leider wurde Adolf — erst 28jährig — auf seiner Reise nach Kaschgar ermordet (1857); die zurückgekehrten Brüder erhielten von der geographischen Gesellschaft in Paris die große goldene Medaille, von König Max von Bayern den erblichen Adel und vom russischen Kaiser, welcher aus militärischen Gründen über den Nachweis der

Paſſirbarkeit des Kuenlun höchſt erfreut war, den ehrenden Beinamen Sakünlünski. Im Jahre 1882 ſtarb auch Hermann, ohne das große in engliſcher Sprache erſchienene Werk: „Results of a scientific mission to India“, welches auf 10 Bände berechnet war und den geſammten wiſſenſchaftlichen Gewinn der Reiſen ausführlich darlegen ſollte, auch nur annähernd fertig geſtellt zu haben. Bei dem langſamen Erſcheinen dieſes Rieſenwerkes war die Theilnahme des Publikums bereits nach der Herausgabe des vierten Bandes erkaltet. Dagegen veröffentlichte Hermann nebenher eine überſichtliche Darſtellung der ganzen Reiſe in vier Bänden, welche zwiſchen 1869 und 1880 erſchien und die wichtigſten Nachrichten über die einzelnen Länder enthielt. Ein gediegener Auszug dieſes Werkes iſt die vorliegende Arbeit Werners.

3. **Alex. E. Sweet und J. Armoy Knox. Humoriſtiſche Reiſe durch Texas von Galveſton bis zum Rio Grande.** Aus dem Engliſchen von Reinhold Teuſcher. Mit 167 Illuſtrationen im Text und 10 Holzſchnitt-Tafeln. Jena, Hermann Coſtenoble.

Ein eigenthümliches Werk! ein höchſt ernſtes Thema in humoriſtiſcher Weiſe behandelt. Dieſer Humor beſteht aber eigentlich in einer bitteren Satyre gegen die verſchrobenen Bewohner und Einrichtungen des Staates von Texas, dieſes größten Staates der nordamerikaniſchen Union. Er hat ein Areal von 13 (800) Quadratmeilen, umfaßt alſo einen Ländercomplex, der die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie an Größe übertrifft; er zieht ſich von den Geſtaden des mexikaniſchen Golfs bis weit auf die Prärien hinauf. Viehzucht und Ackerbau bilden die Grundlage des Wohlſtandes. Die bunt zuſammengewürfelte Bevölkerung wird uns bis in die kleinſten Einzelheiten hinein vorgeführt; wir ſehen das Leben und Treiben des „deſperaten“ Völkchens deutlich vor uns. Am beſten kommen die deutſchen Coloniſten bei den Reiſenden fort (S. 307): „Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden hinſchleiften, ungewöhnlichen Ackerwerkzeugen unter einem Dach, einem Brunnen im Hofe, Obſtbäumen und Gemüſebeeten hinter dem Hauſe, Heuhaufen für Winterfutter und Fenſterläden, welche jedenfalls durch Localkünſtler in ſtrahlenden Farben bemalt waren — einſtimmiger Ausſpruch: „Deutſche“. Es hat den Anſchein, als ſuchten die Verfaſſer namentlich Deutſche zur Einwanderung in Texas zu bewegen, ohne ihnen die großen Gefahren, welche die Verhältniſſe in Texas mit ſich bringen, zu verſchweigen. „Texas braucht Einwanderer,“ heißt es am Schluß, „und zwar Leute, die produciren, welche den inneren Werth des Landes durch Cultur und Verbeſſerungen erhöhen, welche früh aufſtehen und ſechs Tage in der Woche arbeiten, welche es nicht für zu mühſam achten, eine Kuh zu melken, um Milch zu ihrem Kaffee zu haben, welche ſich nicht begnügen, den Boden blos aufzukratzen, nur um zu leben, ſondern tief pflügen, wie es der reiche Boden von Texas verlangt. Dieſe Männer müſſen Capital genug mitbringen, um Land zu kaufen, es einzuzäunen und in Cultur zu nehmen, und die ſich nicht mit einer Diät von „Maisbrot und Fry“ begnügen.“

H. J.

Bibliographiſche Notizen.

Richard Wagner. Erinnerungen von Auguſt Leſimple. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Der bekannte Kölner Buchhändler Leſimple, einer der nächſten Freunde des Dichtercomponiſten, bietet dem Publikum in dem genannten Büchlein Erinnerungen aus einem dreißigjährigen innigen Freundſchaftsverkehr. Ueber Wagners künſtleriſche Beſtrebungen, über ſeine Eigenart, ſein Verhältniß zu ſeinen Vorgängern und ſeine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft iſt unendlich viel geſchrieben worden. Wagner, der Menſch, iſt weit weniger bekannt, als er es verdient: Leſimple ſchildert ihn. In ſchlichter Erzählung, in Worten, welche von Freundſchaft und Verehrung dictirt ſind, bietet er uns ein Bild des großen Menſchen. Das Büchlein verdient nicht blos in den Kreiſen der Wagnerverehrer die größte Verbreitung, auch der den muſikaliſchen Beſtrebungen Wagners ferner Stehende wird Erhebung und Belehrung daraus ſchöpfen. av.

Der Vegetarismus und die Dichter. Von Edmund Dorer. Dresden. Zahn und Jaenſch.

Dorer ſtellt ſich die Aufgabe, zu beweiſen, daß hervorragende Denker und Dichter aller Zeiten gegen den Carnivorismus aufgetreten ſind und die naturgemäße Lebensweiſe, d. h. die Ernährung nur durch Pflanzen, als der menſchlichen Natur zuträglicher, empfohlen haben. Wir glauben, daß Dorer in vielen Fällen in die Dichterworte manches hineininterpretirt, was aus denſelben nicht hervorgeht, wenn man ſie ohne jede Voreingenommenheit lieſt. Dieſer Vorwurf beeinträchtigt jedoch den großen Werth des kleinen Büchleins durchaus nicht. Es iſt immerhin erſtaunlich, zu ſehen, wie viele und wie gewichtige Stimmen im Alterthum, Mittelalter und Neuzeit ſich gegen die Ernährung des Menſchen durch das Fleiſch ſeiner Mitcreaturen ausgeſprochen haben, und wie einſtimmig alle zu der Anſicht gelangen, daß der Menſch nicht eher gegen Seinesgleichen barmherzig ſein werde, bis er es auch gegen das Thier geworden iſt. Stimmen wir auch dem Verfaſſer nicht bei in der Abſicht, die er mit der Zuſammenſtellung dieſer Dichterworte gehabt hat, ſo danken wir ihm doch für die in ihrer Art ausgezeichnete Belehrung.

fd.

Reallexikon der deutſchen Alterthümer. Ein Hand- und Nachſchlagebuch der Culturgeſchichte des deutſchen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Götzinger. Zweite vollſtändig umgearbeitete, vermehrte und illuſtrirte Auflage. Leipzig. Woldemar Urban. Heft I.

Das Götzinger'ſche Werk erſchien vor etwa zwei Jahren zum erſten Male. Die vorliegende zweite Auflage beweiſt, wie ſehr es dem Intereſſe des Publikums entgegenkam. Das Reallexikon iſt ein Nachſchlagebuch, das ſich über die ganze deutſche Culturge-

schichte ausbreitet und in der allerbequemsten Form die gewünschte Belehrung ertheilt. Zudem ruht es auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage und ist in der neuen Auflage noch durch kleine, aber sauber ausgeführte Illustrationen ergänzt. Das erste Heft, welches mit dem Artikel „Abenteuer" beginnt und mit „Beowulf" schließt, bringt 26 Abbildungen. Wir erwähnen nur die Orgelgeschütze und Steinbüchsen aus einer Münchener Bilderhandschrift des XIV. Jahrhunderts und die Veranschaulichung einer mittelalterlichen „Belagerung" nach einem Holzschnitt aus Stumpfs „Eidgenössische Chronik von 1548". fd.

Die deutsche Bühne in ihren Beziehungen zur Kunst und Moral. Prag. Selbstverlag.

Unter diesem Titel läßt Karl Skraup, eine junger Schauspieler, den ein tragisches Geschick zur Zeit — hoffentlich nicht für immer — von der Bühne fern hält, in zweiter Auflage eine Abhandlung erscheinen, welche der Autor „zur Berufswahl allen deutschen Jungfrauen" widmet. Er hat dabei natürlich nur im Sinn, auf diejenigen zu wirken, welche sich, durch die glänzende Außenseite des Berufs angezogen, dem Theater zuwenden wollen; sie werden in seinem Buche zunächst wenig Ermuthigung für ihr Vorhaben, dann aber auch wichtige Fingerzeige finden, wie sie den großen Gefahren begegnen, denen Mädchen an der Bühne ausgesetzt sind. Den Verkehr der Künstler beiderlei Geschlechts schildert Herr Skraup recht realistisch, doch tragen seine Ausführungen so vollkommen das Gepräge der Wahrheit, daß man an die Mißlichkeit der Zustände glauben muß. — Hätte das Buch nur den Zweck, als Rathgeber für junge Damen zu dienen, so würde es an sich der lobenswerthen Tendenz wegen wohl hervorzuheben sein, doch würde es des allgemeinen Interesses ermangeln. Dies ist jedoch nicht der Fall: Herr Skraup läßt nach einem Ueberblick über die Verhältnisse, die an allen Theatern gleichartig existiren und über solche, welche bestimmten Kategorien von Bühnen eigen sind, den Leser die Runde machen über alle größeren deutschen und österreichischen Theater und führt aus seiner reichen Erfahrung eine Menge von Details an, welche durch Schilderung von Personen und Dingen sehr unterhalten. Hat es schon einen eigenen Reiz, einen Blick hinter die Coulissen zu werfen, so wächst das Interesse, wenn uns ein Führer von Fach begleitet, und deshalb sei das Buch des Herrn Skraup auf's Beste empfohlen. ss.

Jos. Langls Bilder zur Geschichte. Ein Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Original-Oelbildern. Mit erklärendem Texte. Wien. Eduard Hölzel. Lieferung 1 u. 2.

Die Bedeutung, welche die vervielfältigenden Künste in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft errungen haben, äußert sich auch auf dem Gebiete der Pädagogik. Der culturhistorische und kunstgeschichtliche Unterricht besteht heute nicht mehr in einer trockenen und langweiligen Beschreibung der gerade behandelten Gegenstände, sondern zumeist in der Vorführung gelungener Abbildungen. Langls Wandbilder zur Geschichte haben sich in vielen höheren Lehranstalten als ein so brauchbares Hilfsmittel erwiesen, daß die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine kleine Ausgabe der Bilder in Lichtdruck mit kurzem erklärenden Texte zu veranstalten. „Das Ganze wird einen Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen" bieten. Ausgeschlossen sind also — und wir können das nur billigen — alle frei erfundenen Darstellungen von Schlachten, Festen u. dgl. Das Alterthum wird durch 31, das Mittelalter und die neuere Zeit durch 30 Bilder vertreten sein. Die beiden bis jetzt vorliegenden Lieferungen führen uns durch Aegypten, Indien, Assyrien, Persien. Der knappe Text enthält alles Wissenswerthe über Entstehung, Geschichte und künstlerischen Werth der veranschaulichten Baudenkmale und die

Lichtdrucke aus der Officin von Fr. Bruckmann gehören zu dem Beſten, was wir in dieſer Reproductionsmanier geſehen haben. Es wäre zu wünſchen, daß die Namen der Künſtler, nach deren Oelbildern die Lichtdrucke gemacht ſind, an irgend einer Stelle des Buches angeführt würden. Vielleicht folgen darauf bezügliche Angaben am Schluſſe der letzten Lieferung.

sl.

Walhall. Germaniſche Götter- und Heldenſagen. Für Alt und Jung am deutſchen Herd erzählt von Felix Dahn und Thereſe Dahn, geborene Freiin von Droſte-Hülshoff. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleiſten und Schlußſtücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Kreuznach. R. Voigtländer.

Seit die Brüder Grimm die alten Götter und Helden unſeres Volkes in ihrer alten Herrlichkeit aus dem Trümmerſchutt der Vorzeit wiederhergeſtellt haben, iſt das Intereſſe für dieſelben ein immer wachſendes. Aber es iſt nicht leicht, ſich mit der germaniſchen Mythologie bekannt zu machen. Wem nicht durch die Kenntniß der alten Sprache die erſten Quellen offen ſtehen, der wird ſich damit begnügen müſſen, eine ſchöne Zuſammenfaſſung alles Wiſſenswerthen über den Gegenſtand zu leſen. Eine ſolche Zuſammenfaſſung in klarer Anordnung und ſchöner Darſtellung bietet uns nun das Ehepaar Dahn in einem Lieferungswerk unter obigem Titel. Johannes Gehrts, der, wie bekannt, ſich hauptſächlich der Darſtellung germaniſchen Lebens gewidmet hat, fügt dem Worte Dahns eine fortlaufende Reihe von Bildern hinzu. Wir empfehlen das Buch Jedem, beſonders der Jugend, die ſich mit der Vorzeit des Germanenthums bekannt zu machen wünſcht.

rl.

Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren ſeines Lebens (1835 bis 1855). Von Madame C. Jaubert. Autoriſirte Ueberſetzung von Luiſe Welter. Paris und Leipzig. H. Le Soudier.

Die Speculation mit dem Namen Heine nimmt noch immer kein Ende. Mittheilungen über den großen Dichter oder den räthſelhaften Menſchen können doch nur dann einen gewiſſen Werth beanſpruchen, wenn ſie entweder Neues bieten oder das Bekannte von einer neuen Seite beleuchten. Das vorliegende Büchlein bietet weder das Eine noch das Andere. Es iſt gänzlich überflüſſig. Das Einzige, was daraus noch intereſſiren könnte, aber auch wirklich das Einzige, iſt ein Billet Heines an Madame Jaubert (Seite 11), das durch ſeinen launigen Styl ausgezeichnet iſt. Wollte uns die Verfaſſerin und Ueberſetzerin dieſes mittheilen, ſo genügte ja eine Veröffentlichung in einer der zahlreichen Zeitſchriften, die dergleichen Schnitzel unſerer Dichter zum Nutzen der Forſchung zu ſammeln pflegen.

fd.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aba, B., Skizzen aus Amerika. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur, hgb. von Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. Heft 7. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Adamy, Dr. Rudolf, Architektonik des Alterthums. I. Band. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Th. Mierzinsky.

Antona-Traversi, Camillo, Ugo Foscolo nella famiglia. Con lettere e documenti inediti, 43 fac-simili di autografi e un appendice di cose inedite o rare a cura di Domenico Bianchini. Milano, Ulrico Hoepli.

Baumbach, Rudolf, der Pathe des Todes. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Becker, August, Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Bibliothek für Ost und West. Bd. 8. Friedmann, Alfred, Neue Lebensmärchen. — Bd. 9. Marriot, Emil, Der geistliche Tod. — Bd. 10. Ranzoni, Emerich, Vor fünfzig Jahren. — Bd. 11. Schreiber, Clara, Eine Wienerin in Paris. — Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Brenning, Emil, Geschichte der deutschen Literatur. Lahr. Moritz Schauenburg. Fünfte Lieferung.

Cölln, von, Eduard, König Konrad der Junge. Epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, H. Haessel.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Erster Jahrgang. I. Bd. Ohnet, Georges, Der Hüttenbesitzer. 1. Bd. Stuttgart, Engelhorn.

Frey, Carl, Sammlung ausgewählter Biographien Vasaris. Zum Gebrauche bei Vorlesungen. I. Vita di Donato scultore Fiorentino scritta da Giorgio Vasari. Berlin, Wilhelm Herz.

Grasberger, Hans, Nix für ungnet! Schnaderhüpfeln. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Haffner, Carl, Bekannte und unbekannte Grössen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt. Wien, Hugo Engel.

Hammerich, Die Kunst gemeinfasslicher Darstellung. Leipzig, Johannes Lehmann.

Heine, Enrico, Il Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini. Milano, Napoli, Pisa, Ulrico Hoepli. Vol. I. II.

Horatius, Des Qu. H. Flaccus lyrische Gedichte, in neuer Weise übertragen und geordnet von Prof. Dr. N. Fritsch. Trier, Verlag der Fr. Lintzschen Buchhandlung.

Kaczko, Julian, Florentiner Plaudereien. Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.

Köhler, Heinrich, Novellen-Mappe. Salon-Novellen. Dresden, F. W. Steffens.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Stuttgart, J. Engelhorn.

Nahlowsky, Joseph W., Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichsten Erscheinungen und Bezügen dargestellt. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit & Comp.

Du Prel, Dr. Carl. Die Philosophie der Mystik. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Revue internationale, sous la direction de Gubernatis, de, M. Angelo. Première Année. Tome troisième — Livraison IV. V. Florence.

Redivivus. Die Heimkehr. Festspiel zum 350-jährigen Jubiläum der Schützengilde in Jena 1884.

— Zur Geschichte der deutschen Schützengilden, insbesondere der Jenaischen Schützengilde. Festschrift zum 350jährigen Jubiläum der Schützengilde von Jena, 9—19. August 1884.

Rivista, La nuova internazionale. Compilato da G. V. Giusti. Prof. G. Rigutini. Doctor G. A. Scartazzini. Anno quarto. No. 12. Firenze.

Rüttenauer, Benno, Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Sailer, Ludwig, Bilder aus dem Bayerischen Hochgebirge. München, Cäsar Fritsch.

Schrammen, Johannes, Zollernfrauen. Charakterbilder aus der Sage und der Geschichte des preussischen Herrscherhauses. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Schwalb, Moritz, Dr. theol., Kritik der revidirten Lutherbibel. Berlin, Walter & Apolant.

Seidel, Heinrich, Idyllen und Scherze. Neue Gedichte. Dritte Sammlung. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Skraup, Carl, Die deutsche Bühne in ihren Beziehungen zur Kunst und Moral. Prag 1884.

Telmann, Conrad, Im Hochland. Novellen. Fünfte Folge. Dresden, F. W. Steffens.

Wildberg, Bodo, Die Maid von Mirogh. Sita. Zwei Dichtungen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Buchhandlung.

Wolf-Kassel, Ludwig, Ruth. Biblisches Schauspiel in einem Act. Berlin, G. R. Kruse.

— Rachegeister oder Dämon unserer Zeit. Originaldrama in 3 Acten. Berlin, G. R. Kruse.

Ywannow, J. G., Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee. Bern, Nydegger & Baumgart Nachfolger.

Abgeschlossen 11. September 1884.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn	44,50 R.
Schlossbrunn.	44,60 R.
Theresienbrunn.	48,30 R.
Neubrunn .	49,30 R.
Marktbrunn	39,00 R.
Russ. Kronquelle	28,90 R.
Felsenquelle	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

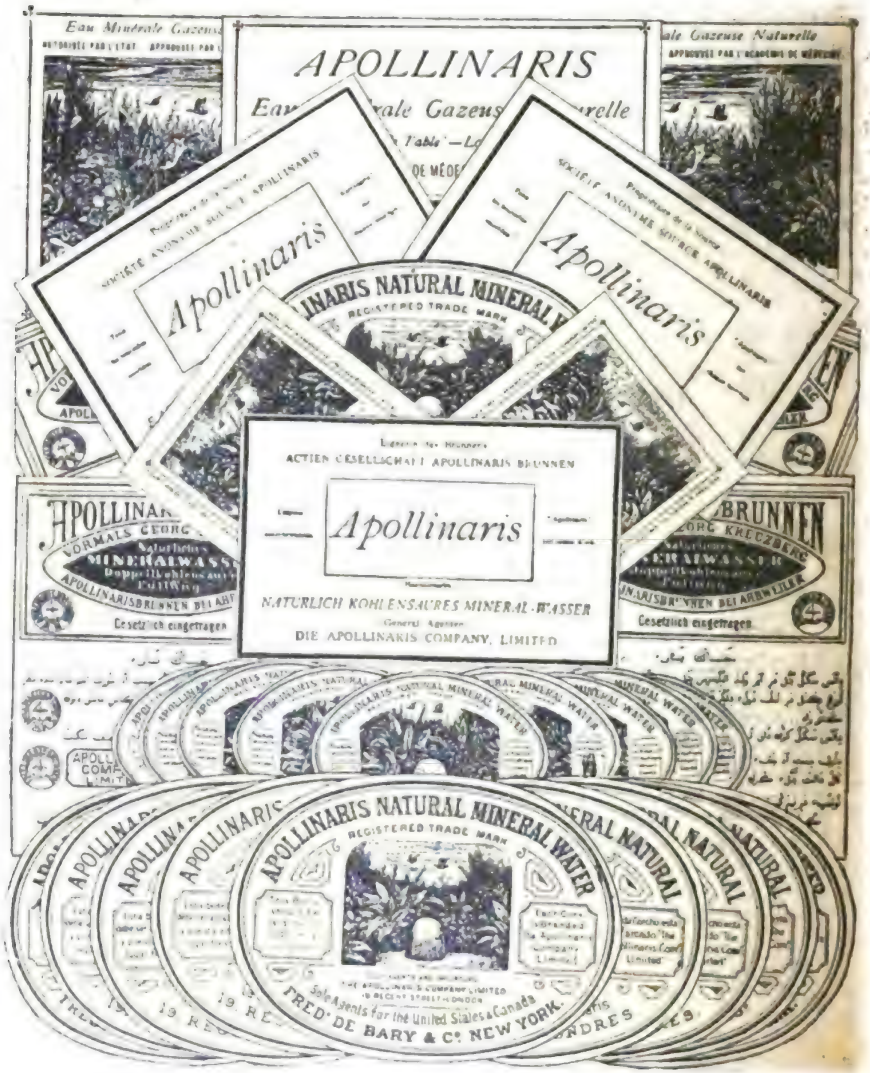
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

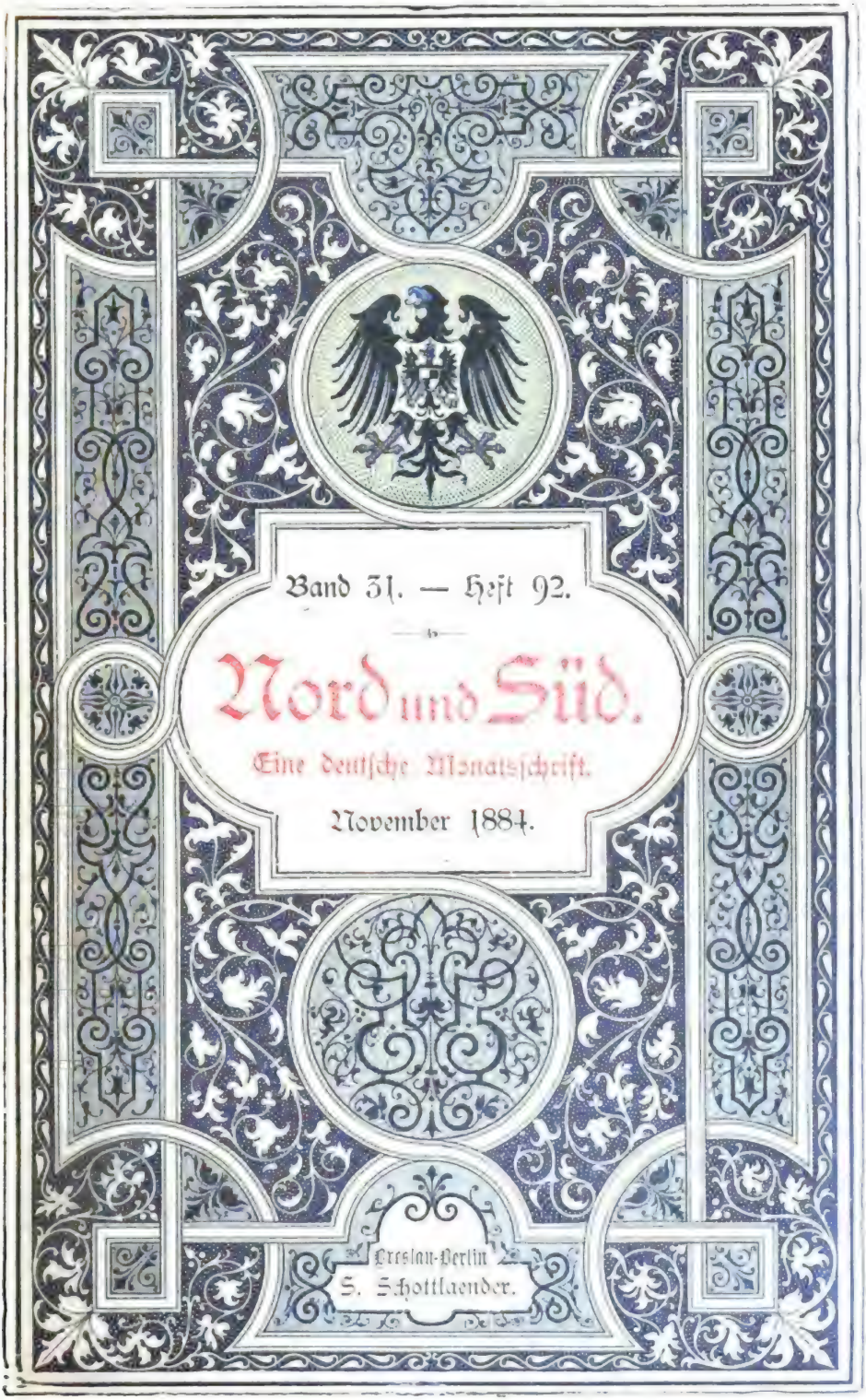


KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google



Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 43 (dicht am Dönhofsplatz).

Digitized by Google

November 1884.

Inhalt:

Ernſt von Wildenbruch in Berlin. Seite

Die heilige Frau (Schluß) 159

Jacob von Falke in Wien.

Der engliſche Garten 183

Eduard Graf von Lamezan in Wien.

Die neueſten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer (Schluß) 196

Paul Heyſe in München.

Das Fagott 214

Max von Pettenkofer in München.

Die Cholera (Schluß) 232

M. v. H. in Konſtantinopel.

Ein Landſchaftsbild aus Klein-Aſien 271

* * *

Karl Anton Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen 279

Bibliographie 289

Zur Geſchichte des Hauſes Hohenzollern (Gärtner: Aus Kaiſer Wilhelms Jugendzeit; Schrammen: Hohenzollernfrauen). — Kunſtübende Frauen (Weiſely).

Bibliographiſche Notizen 297

Hierzu ein Portrait von Jacob von Falke. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Beilagen zu dieſem Hefte

von:

Amsler u. Ruthardt in **Berlin.** (Raphaels Madonna di San Sisto.)
Bormträger, Gebrüder, in **Berlin.** (Sterne, Werden u. Vergehen.)
Richter u. Cie., F. Ad., in **Rudolſtadt.** (Steinbaukaſten.)
Weidmann'ſche Buchhandlung in **Berlin.** (Herders ſämmtliche Werke.)

J. Falke

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — November 1884. — 92. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jacob von Falke.)

1884.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die heilige Frau.

Von

Ernſt von Wildenbruch.

— Berlin. —

(Schluß.)

Vierzehn Tage ſpäter fand das Einweihungsfeſt bei ‚Großbergers ſtatt; das châtel wurde in Scene geſetzt und es geſchah in großartiger Weiſe.

Die weit geöffnete Pforte des Hauſes ſchlang ganze Ströme von Gäſten ein; nicht Berlin allein ſtellte ſich zu dem Abende ein, bis in die Provinzen, zum Theil nach entlegenen Orten waren Einladungen hinausgeflattert und faſt jede derſelben brachte einen Gaſt als Rückfracht heim. Es gab ſo manchen Gutsbeſitzer und Induſtriellen da draußen, der allen Grund hatte zu zeigen, wie hoch er die Ehre einer ſolchen Einladung zu ſchätzen wiſſe.

In den prunkvollen Räumen flutheten die Menſchenſtröme auf und nieder, mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, indem ſie ſich zunächſt dem in der Mitte gelegenen Saale zuwandten, um von dort nach rechts und links auseinander zu ſpritzen. In jenem Saale ſtand, mit der Miene des Polykrates, der auf das beherrſchte Samos niederſchaute, Herr Großberger und empfing ſeine Gäſte.

Ihm zur Rechten ſtand ſeine Frau, eine gleichfalls ziemlich behäbige Dame, die unter den prachtvollen Diamanten, mit denen ſie geſchmückt war, etwas ſelbſtzufrieden auf die huldigenden Menſchen herabblickte, zu ſeiner Linken eine junge Dame, ſeine Tochter, Fräulein Clara Großberger.

Als Kurt von Steigendorf ſeinen Ueberzieher in der Garderobe abgegeben und ſeine Nummermarke in Empfang genommen hatte, fühlte er ſich unter den Arm gefaßt; es war der Juſtizrath, der ihn begrüßte.

„Kommen Sie mit," ſagte er, „ich ſtelle Sie ſogleich den Damen des Hauſes vor."

Dieſer Mühe aber ward er überhoben, denn ſobald Großberger den jungen Mann auf der Schwelle erſcheinen ſah, ging er ihm mit ausgeſtreckten Händen entgegen:

„Charmé, Sie bei mir zu ſehen," ſagte er, „charmé."

„Liebe Eugenie," wandte er ſich an ſeine Frau, „erlaube, daß ich Dir vorſtelle: Herr von Steigendorf — habe Dir erzählt —" fügte er mit einem vielſagenden Blicke hinzu. — Die Herrin des Hauſes war etwas herablaſſend, aber gnädig — „ſie hätte durch ihren Mann und den Juſtizrath viel Gutes von ihm gehört".

„Liebe Clara," wandte Großberger ſich nach links, „erlaube, daß ich Dir vorſtelle: Herr von Steigendorf." Fräulein Großberger war gerade im Geſpräch mit Anderen begriffen, ſie wandte ſich daher kurz um und ſtreifte Kurt Steigendorf mit einem flüchtigen, aber durchdringenden Blick; während ſie leicht das Haupt zum Gruße neigte, kam es ihm vor, als ob ein Lächeln, ſchnell wie ein Gedanke, über ihr Geſicht dahinglitt.

„Ich bitte Sie, nachher meine Tochter zu Tiſche zu führen," ſagte Herr Großberger mit erhobener Stimme, „wir werden das Souper in den Gärten der Semiramis nehmen."

Fräulein Clara, die ihre unterbrochene Unterhaltung bereits wieder aufgenommen hatte, wandte ſich bei dieſen Worten ihres Vaters noch einmal um; diesmal lächelte ſie wirklich.

„Damit Sie verſtehen, was Papa meint," ſagte ſie, „ſo müſſen Sie wiſſen, daß unſer Gewächshaus in gleicher Höhe mit dieſem Stockwerk liegt; Papa meint, es ſei ein ſchwebender Garten, und deshalb nennt er das Treibhaus den Garten der Semiramis."

Sie wandte ſich ab; andere Gäſte traten heran, begrüßten und wurden begrüßt, und von ihrem Strom erfaßt, ließ ſich Kurt Steigendorf durch die ſtrahlenden Gemächer, die ſich links und rechts in langer Flucht öffneten, dahintreiben. Der maſſive Reichthum, der ihm hier entgegentrat, erdrückte ihn faſt.

Das Licht der großen kryſtallenen Kronleuchter ſpiegelte ſich in den parquettirten Fußböden und überfluthete die Schaaren anmuthiger Frauen, die ſich auf den Rund-Sophas, unmittelbar unter den Kronleuchtern, zuſammendrängten; ungeheuere Vaſen von Alabaſter und Malachit ſtanden auf Tiſchen von vergoldeter Bronze in den Fenſterniſchen, die Wände waren mit Bildern moderner Meiſter bedeckt.

Alles war vorhanden, nur eine Kleinigkeit fehlte: die Behaglichkeit. In dieſen Zimmern konnte man rauſchende Feſte feiern, aber nicht wohnen; dieſe Bilder und Kunſtwerke waren nicht Stück für Stück mit dem Auge des Liebhabers und Kenners ausgeſucht und erſtanden, man merkte, daß

ſie „im Ramſch“ zuſammengekauft waren. Irgend ein Kunſthändler hatte den Auftrag bekommen, eine „Gallerie“ zu liefern — und da war die Gallerie.

Und ſo wie mit der Bilder-Sammlung, war es mit der Bibliothek beſchaffen, welche am Ende der einen Zimmer-Reihe in einem mit prachtvoller dunkelbrauner Holztäfelung verſehenen Raume aufgeſtellt war. Dichter aller Zeiten und Länder prangten in der gemeinſamen Farbe roth-leuchtender Einbände mit Golddruck, und das Gewand der älteſten von ihnen war unberührt wie das der jüngſten; in braunen endloſen Reihen ſtanden, wie Batterien ſchweren Kalibers, die Werke der Geſchichte und Volkswirthſchafts-lehre; die Naturwiſſenſchaft trug ein dunkelgrünes Kleid. Außer dem Buchhändler, welcher den Bücherſchatz beſorgt hatte, ſchien bei der Aufſtellung deſſelben auch ein Maler mitgewirkt und für die richtige Farben-Abtönung der Einbände Sorge getragen zu haben.

Um der Decoration nach oben einen paſſenden Abſchluß zu geben, ſtanden auf den Bücherſchränken Büſten von Homer, Goethe, Schiller, Leſſing, Shakeſpeare, Molière und Anderen, die ſich mit verdutzten Augen anſchauten, als wenn ſie fragen wollten: „Wie kommen wir eigentlich hier herein?“

Ein Rauſchen und Brauſen, von unzähligen redenden Menſchenſtimmen und wandelnden Menſchenfüßen erzeugt, ſchwirrte und wogte durch die geſchmückten Räume; die Gäſte, die ſich zum größten Theile heute zum erſten und vorausſichtlich auch zum letzten Male ſahen, gingen an einander vorüber, als ob ſie ſich in einem Gaſthauſe oder ſonſtigen öffentlichen Locale befänden.

Dann kam ein Drängen nach einem gemeinſamen Ziele in die Maſſe: in dem großen Saale hatten die Damen auf Stuhlreihen Platz genommen, eine einzelne Stimme ertönte in der lauſchenden Verſammlung; ein Improviſator ließ ſich hören. Nachdem er geendet und mehrere Applaus-Salven geerntet hatte, fing das Schieben, Wandeln und Plaudern der Maſſen von Neuem an, bis abermals in dem großen Saale ein neues Bild die Aufmerkſamkeit feſſelte: ein Zwergen-Paar ſtellte ſich auf einem in die Mitte des Saales gerückten Tiſch vor. Was man ſonſt nur für Geld im Circus zu ſehen bekam, bei Großberger gab es das umſonſt.

Nachdem auch die Zwerge ihre Schuldigkeit gethan hatten, verſchwand der Wirth für einen Augenblick aus dem Saale, um gleich darauf mit leuchtendem Antlitz zurückzukehren.

„Meine Herrſchaften,“ rief er laut und in einer Aufregung, die ihm längere Sätze verbot: „Die Siameſen!“

Ein allgemeines „Ah“ rauſchte durch den Saal, und gleich darauf wackelten die zuſammengewachſenen Oſt-Aſiatiſchen Brüder herein. Herr Großberger ſah ſich um, — „ob er Feſte zu geben verſtand?“ Er hatte jetzt in ſeiner Haltung etwas von Napoleon.

Kurt Steigendorf hatte ſich von der Maſſe in den Saal ſchieben laſſen, und der Zufall hatte ihn ſo geführt, daß er nicht weit von Fräulein Großberger ſtand. Er konnte ihr Geſicht mit mehr Muße betrachten als vorhin. Es war nicht häßlich, beinah hübſch, aber um wirklich hübſch genannt zu werden, fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit; ein Ausdruck von Kälte lag auf ihren Zügen, der ſich beinah bis zum Mißmuthe ſteigerte. Sie hatte die Zwerge kaum eines Blickes gewürdigt und ſchenkte den Siameſen ebenſo wenig Aufmerkſamkeit; indem ſie ihren Vater anſah und deſſen Aufgeregtheit bemerkte, ging ein unmerkliches, ſpöttiſches Lächeln über ihr Geſicht. Großberger trat jetzt auf ſie zu.

„Du weißt, daß ich die Orgényi engagirt hatte, die Orgényi hat abgeſagt," äußerte er mit lauter Stimme, „hat in letzter Stunde in der Oper ſingen müſſen."

„Dann können wir ja zum Abendeſſen gehen," entſchied Clara Großberger, indem ſie ſich raſch erhob. Der Ausfall der einen Programm-Nummer ſchien ihr ebenſo wenig Kummer zu bereiten, als die vorhergehenden ihr Theilnahme abgerungen hatten.

„Zum Souper, meine Herrſchaften, wenn ich bitten darf!" rief der Herr des Hauſes; die Flügelthüren gingen auf, und es entſtand ein Brauſen und Rauſchen, indem jeder Herr ſeine Dame ſuchte.

Als Clara ſich nach ihrem Herrn umwandte, ſtand Kurt Steigendorf bereits neben ihr. Sie nickte, wie wenn ſie ſagen wollte: „Bravo; er iſt bei der Hand, wenn man ihn braucht," ihr Geſicht aber behielt ſeinen gleichgültigen Ausdruck, ſie ergriff ſeinen Arm und ließ ſich von ihm führen, indem ſie ihm durch leichte Drucke die Richtung andeutete, die er einzuſchlagen hatte.

„Man glaubt zu führen und man wird geleitet," ſagte er, als er ihre lenkenden Bewegungen ſpürte.

„Frei nach Goethe," erwiderte ſie, „Sie ſind wohl überhaupt ein großer Verehrer Goethes?"

„Weshalb? Blos weil ich ein Wort von ihm citire, das jeder Menſch kennt?"

Sie blickte ihn von der Seite mit den ſcharfen, klugen Augen an.

„Oder ſollten Sie andere Ziele als Goethe ſuchen, wenn Sie in den Fauſt gehen?" fragte ſie.

Er zuckte unwillkürlich zuſammen.

Unterdeſſen waren ſie an ihren Plätzen angelangt und ließen ſich neben einander nieder. Er konnte noch nicht wieder zu Worte kommen.

„Bitte, ſchenken Sie ſich ein," ſagte ſie völlig ruhig, indem ſie den Hals einer Champagnerflaſche, die im Kühl-Eimer auf dem Tiſche ſtand, nach ihm hindrehte. Er füllte ſchweigend ihrer Beider Gläſer, währenddem zog ſie die Handſchuhe von den ſchlanken, weißen Händen und blickte

muſternd über die Tafel. Dann hob ſie das Glas an die Lippen und ſchaute ihm über das Glas hin in's Geſicht.

„War es hübſch neulich im Fauſt?“ fragte ſie leiſe.

„Alſo — Sie — Sie waren im Theater?“ platzte er verlegen heraus.

„Es ſcheint faſt ſo,“ erwiederte ſie mit ihrem ſpöttiſchen Lächeln. „Uebrigens ſcheinen Sie das Stück zu kennen.“

„Weshalb?“

„Weil Ihre Augen viel weniger auf der Bühne waren,“ fuhr ſie mit unzerſtörbarem Gleichmuthe fort, „als anderswo.“

„Jedenfalls aber darf man Ihnen zu Ihren Augen gratuliren,“ fuhr er auf, „ſie ſcheinen Ihnen ausgezeichnete Dienſte zu leiſten!“

Die Art, wie ſie ihn ausforſchte, empörte ihn, er war heftig geworden und ſah ſie mit blitzenden Augen an. Sie ertrug ſeinen zürnenden Blick und ihr Geſicht nahm zum erſten Male einen lebendigeren Ausdruck an als bisher; er ſah hübſch aus in ſeinem Zorn, er gefiel ihr; die reiche Tochter des reichen Großberger hörte Tag aus Tag ein nur Complimente und Schmeicheleien, es war ein prickelnder Reiz, einmal von einem Manne etwas rauher angefaßt zu werden.

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe,“ ſagte ſie leichthin, „was können Sie dafür, daß der Zufall Ihnen eine ſo hübſche Nachbarin an die Seite geſetzt hatte?“

Er erröthete bis unter die Stirnhaare und blickte ſtumm auf ſeinen Teller nieder; auf die Art entging es ihm, wie ſie ihn von der Seite betrachtete.

Noch nie hatte er ſich einer Frau gegenüber ſo verwirrt gefühlt; es war ihm aber auch noch keine ſo keck erſchienen. Daneben überlegte er, daß ſie ihn alſo ſchon vor dem heutigen Abende gekannt hatte? Er war ihr nie vorgeſtellt worden, ſie hatte ſich ihn mithin zeigen laſſen? Sie hatte ihn im Theater mit den Augen verfolgt, aufmerkſam verfolgt? Aus ihren Worten und Fragen klang etwas heraus, das man, wenn man wollte — Eiferſucht hätte nennen können? Er fuhr vor ſeinen eigenen Gedanken zurück und traf ſie mit einem zürnend ſtaunenden, fragenden Blick. Als Clara Großberger den Blick auf ihrem Antlitz brennen fühlte, verließ ſie ihre gleichgültige Kälte, eine flammende Gluth loderte ihr vom Halſe zu den Schläfen hinauf und ihrerſeits neigte ſie das Haupt.

Ein wilder ſinnlicher Gedanke ſprang plötzlich wie ein heißer Quell in ihrem Innerſten auf, wie köſtlich es ſein mußte, einmal einem Manne gegenüber zu ſtehen, vor dem man ſich fürchten könnte! Kurt Steigendorf ſah jetzt gerade ſo aus, als ob er der Rechte dazu ſein könnte.

„Sie müſſen heut alle Leiden eines Einweihungsfeſtes überſtehen,“ ſagte ſie nach längerem Schweigen über den Rand ihres Fächers hin zu ihm, „nachher wird auch noch getanzt — tanzen Sie?“

„O ja," erwiderte er, und es fiel ihm ein, daß er verpflichtet ſei, ſie zum Tanz zu engagiren; ſeine Aufforderung wurde mit einer leiſen Neigung des Hauptes angenommen.

Das Abendeſſen ging zu Ende, obſchon es den Anſchein gehabt hatte, als könnte das Gebirge von Luxus und Genuß, welches dies Abendeſſen darſtellte, gar nicht in menſchlichen Mägen, und wären ihrer Legion geweſen, untergebracht werden.

Aus dem Garten drunten drang das Geräuſch von gerückten Stühlen und Tiſchen herauf; in den Gärten der Semiramis erhob man ſich gleichfalls, und in dem Augenblick ſchmetterten auch bereits die Trompeten der Muſikcapelle die einleitenden Tacte der Polonaiſe. An die Polonaiſe ſchloß ſich ein Galopp, und als Kurt Steigendorf Clara Großberger zu dieſem in die Arme nahm, und ſie ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte, durchrieſelte es ſie wie vorhin. Wie breit dieſe Bruſt war, wie ſtark der Arm, mit dem er ſie umfing, wie hochgewachſen er ſie überragte! Wer in dieſem Augenblick ihr Geſicht beobachtet hätte, der würde geſehen haben, wie ihre Augen ſich dämmernd ſchloſſen und ihre Lippen ſich leiſe lechzend öffneten.

Kurt Steigendorf war ein ausgezeichneter Tänzer, er trug die leichte Geſtalt des Mädchens wie im Fluge durch den Umkreis des geräumigen Saales; ſie ſchmiegte ſich feſter an ihn, er führte ſie zum zweiten Male dahin; als er mit ihr zu dem Ausgangspunkte zurückkam, hörte er, wie ſie ſchwer, beinahe ſeufzend athmete, und er fühlte, wie ihr Körper in ſeinem Arme heiß zu werden begann. Sie mochte wohl genug haben, aber nun ſchoß auch ihm etwas Glühendes in das Blut; er dachte an vorhin, an die Pein, die er durch ſie erlitten, an ihre Fragen, über die er ſich geärgert hatte, ſie war in ſeiner Gewalt — zum dritten Male riß er ſie wirbelnd dahin, und obgleich ſie jetzt vor Ermattung ſtöhnte und offenbar erſchöpft war, mußte ſie ihm noch ein viertes Mal rings um den Saal herum folgen.

„Hören Sie auf — hören Sie auf," ſagte ſie ächzend; er ließ ſie frei und führte ſie zu einem Sitz.

Dort ſank ſie nieder, das glühende Geſicht hinter dem Fächer bergend, athemlos, ermattet. Er ſtand neben ihr, auf ſie niederblickend, ſie aber ſenkte das Haupt, um ſeinen Anblick zu vermeiden. Sie befand ſich in einem unbeſchreibbaren Zuſtande, ſie war außer ſich; ſie hatte ein Gefühl, als hätte ſie einen Kampf mit ihm beſtanden und ſei unterlegen, und in das Gefühl der Demüthigung über ihre Niederlage miſchte ſich die Erinnerung an die Wonne, mit der ſie ſich in ſeiner Gewalt empfunden hatte. Als er ſah, daß ſie der Unterhaltung mit ihm auswich, wandte er ſich ab. In dem Augenblick richtete ſie das Haupt auf und folgte ihm mit den Augen „Ob er eine Andere zum Tanze engagiren würde?" Er hatte indeß, ſo ſchien es, keine Luſt dazu; er betrachtete den wogenden Schwarm, dann verſchwand er im Nebenzimmer. Sie hatte ihn betrachtet, als er ſo ſtand; keine

Spur von Ermattung oder auch nur Erhitzung war an ihm wahrzunehmen gewesen.

Spät nach Mitternacht endete der Tanz und die Gäste begannen den Rückzug. Schnell wie sie sich gefüllt hatten, leerten sich die Räume, und als Kurt Steigendorf sich von den Gastgebern verabschieden wollte, ergriff Herr Großberger seinen Arm.

„Würde mich freuen," sagte er leise, damit die Uebrigen es nicht hören sollten, „wenn Sie noch zu einer Cigarre bleiben wollten; man spricht gern noch ein vernünftiges Wort nach so etwas.

Kurt trat zur Seite und bald darauf kam Herr Großberger zu ihm heran.

„So," sagt er, tief aufathmend, „nun kommen Sie, junger Freund." Er legte cordial den Arm in den seinigen und geleitete ihn nach einem Raume, wo, von duftigem Cigarrenrauche umwölkt, einige ältere Herren, vertraute Freunde des Hauses, saßen und es sich bei echtem Biere wohl sein ließen. Unter ihnen befand sich der Justizrath.

„Herr von Steigendorf," sagte Großberger, vorstellend, und wenn Kurt es nicht vorher schon bemerkt hätte, so mußte er jetzt an dem Ausdruck der Gesichter, die sich auf ihn richteten, wahrnehmen, daß er zu den Bevorzugten des Hauses gehörte.

Großberger ließ sich in einem Schaukelstuhle von amerikanischem Holze mitten im Zimmer nieder, zündete sich eine Cigarre an und knöpfte die Weste auf. Man unterhielt sich bei seinem Eintritte über Politik und Handels-Conjuncturen, und nachdem er eine Weile schmauchend zugehört, griff er in das Gespräch ein. Es dauerte nicht lange, so beherrschte er dasselbe; die bisherigen Sprecher verstummten, man überließ ihm das Feld. Er sprach in fließender Rede, er sprach ausgezeichnet. Kurt Steigendorf hörte ihm staunend zu; war das derselbe Mann, der ihm während des bisherigen Abends heut einen so unbedeutenden, beinah abgeschmackten Eindruck gemacht hatte? Er hörte politische Verhältnisse mit einer Klarheit auseinandersetzen, daß ihm zu Muthe wurde, als rollte sich die Karte Europas zum Ersten Male vor ihm auf, und in diese Karte zeichneten Großbergers Eisenbahn-Combinationen Verbindungswege von wahrhaft genialer Kühnheit hinein.

Während er mitten im besten Sprechen war, rauschte ein Frauenkleid auf der Schwelle, Fräulein Clara trat herein; die Mutter schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Weder Herr Großberger noch einer der sonstigen Anwesenden nahm von dem jungen Mädchen Notiz; man war daran gewöhnt, daß sie sich als schweigende Zuhörerin in dem Kreise der Männer einfand. Aus einer der Schachteln, die auf den Tischen rings umher verstreut standen, nahm sie eine Cigarette und zündete dieselbe über der Lampe an; während sie das that, gingen ihre Augen suchend im Kreise umher — dort, in der Ecke hinten saß er, den sie suchte

Die nackten Schultern mit einem weißen Burnus umhüllt, nahm ſie am geöffneten Fenſter Platz, den Arm auf das Fenſterbrett geſtützt, das Haupt in der aufgeſtützten Hand ruhend. Sie ſaß ziemlich weit von den Männern entfernt, hinter dem Rücken derſelben, nur Einem konnte ſie von ihrem Platze aus gerade in's Geſicht ſehen, und an deſſen Geſicht hafteten ihre Augen.

Kurt Steigendorf bemerkte anfänglich nichts davon, denn er hing mit Augen und Ohren an dem redenden Manne dort in der Mitte des Zimmers, der ihm mit jedem Worte merkwürdiger und bedeutender erſchien.

Es giebt kaum etwas, was in einem jungen begabten Manne alle geiſtigen Kräfte ſchneller und energiſcher weckt, als wenn ihm von berufener Seite ein Bild der großen Welt-Verhältniſſe entwickelt wird, in denen er ſeine Fähigkeiten gebrauchen ſoll. Das Gefühl des Zwecks geht in ihm auf und läßt ihn jede geiſtige Uebung, die er bisher vereinzelt und wie als Selbſtzweck hat betreiben müſſen, als ein Werkzeug zur allgemeinen Cultur-Arbeit der Welt empfinden.

Als Kurt Steigendorf, ganz benommen von dieſem Bewußtſein, auf-athmend den Kopf erhob, ſah er die dunklen Augen des Mädchens, die ſich von drüben her in ſeine Augen tauchten.

Er fühlte ſich wie gebannt.

Sein Inſtinct ſagte ihm, daß dieſe Augen ſchon lange, ohne daß er es bemerkt, auf ihm geruht hatten, und der Ausdruck derſelben war merkwürdig, anders als bisher. So wie der Vater, hatte ſich plötzlich, wie es ſchien, auch die Tochter verwandelt. Während des bisherigen Abends waren ihre Augen ihm klein und ſchmal geſchlitzt erſchienen, jetzt waren ſie groß und rund, vorher waren ſie kalt, ſpöttiſch und klug und nichts weiter als klug geweſen — jetzt war etwas Geheimnißvolles in ihnen, etwas, das in weicheren Augen ſchmachtende Sehnſucht geweſen wäre, und das in dieſen Augen verlangendes Begehren ward.

Er konnte den Blick nicht von ihr wenden; ihre Augen wichen um keine Linie von ihrer bisherigen Richtung, im Gegentheil, ſie tranken, wie der gierige Wirbel in dunkler Fluth, ſeinen Blick in ſich ein.

Und ſo entſtand zwiſchen den Beiden über die Köpfe der dazwiſchen Sitzenden hinweg eine ſtumme lautloſe Unterhaltung. Es war ihm, als hörte er ſie fragen: „Erkennſt Du nun, wer eigentlich, wie eigentlich mein Vater iſt? Daß er kein Narr iſt, wie Du gedacht haſt, ſondern ein kluger, ein bedeutender Mann? Ahnſt Du nun endlich, daß die Tochter eines ſolchen Mannes etwas anderes iſt als Du gedacht haſt? Daß ſie mehr zu gewähren im Stande iſt, als Du gedacht haſt, und mehr als das kleine, alberne, blonde Geſchöpf, an das Du Deine Blicke und Deine Seele neulich im Theater verſchwendeteſt?"

„Aber warum zieht Dein Vater mich zu ſich heran? Was will er? Was willſt Du von mir?" ſo fragten ſeine Augen zurück. Da ſah er die

feinen Naſenflügel drüben ſich weiten, die weißen Zähne hervortreten und in die ſchmale Unterlippe greifen, die ganze ſchlanke Geſtalt des Mädchens ſchien ſich in eine lodernde Flamme der Sinnlichkeit zu verwandeln, die nach ihm hinüberzüngelte, und „Dich ſelbſt will ich haben“ ſagten die leidenſchaftlichen Augen, „Deine ſtolze, blonde adlige Männlichkeit! und dafür ſollſt Du Alles erhalten, was des Mannes Seele mit Glück und Rauſch erfüllen kann: Reichthum ohne Maß und Grenze, Anſehen, Macht und Herrſchaft in der Welt — denn über alle dieſe Schätze verfügt mein Vater und mit dem Allen wird er Dich, freigebig wie ein König, überſchütten, weil er weiß, daß ich Dich liebe, ich ſein einziges, angebetetes Kind!“

Kurt Steigendorf ſenkte das Haupt und wiſchte ſich über die Stirn, es war ihm, als käme er aus einem wachen Traume zurück. Man erhob ſich zum Abſchiede. und in demſelben Augenblick rauſchte die Portière zum Nebenzimmer und Clara Großberger war verſchwunden.

An der Seite des Juſtizraths ging Kurt durch die im Morgengrauen aufdämmernden Straßen.

„Ein geſcheidtes Haus, ein enorm geſcheidtes Haus dieſer Großberger,“ ſagte der Juſtizrath. „Wie gefällt Ihnen die Tochter?“

Kurt murmelte eine unverſtändliche Antwort.

„Sie machen doch jetzt bald Ihr Examen?“ fuhr der Juſtizrath fort.

„Ja“, erwiderte der Gefragte kurz und beſtimmt.

Der Juſtizrath blieb vor ſeiner Hausthür ſtehen.

„Das iſt recht,“ ſagte er, „halten Sie ſich daran.“ Er beugte ſich zu Kurts Ohren und kniff ihn in den Arm. „Wenn Großberger Sie in Entrepriſe nimmt, und mir ſcheint, er hat nicht übel Luſt dazu, dann iſt Ihr Glück gemacht. Beſchlafen Sie ſich das. Adieu.“ Und lachend verſchwand er im Hauſe.

Mit einem Gefühle dumpfer Trunkenheit in Kopf und Herzen wanderte Kurt Steigendorf ſeiner in der Weſt-Vorſtadt gelegenen Wohnung zu. Als er über den Wilhelmsplatz kam und die erſten Strahlen des neuen Tages aufleuchteten, blieb er ſtehen und reckte die Arme aus — es war ihm, als ginge die Welt zum erſten Male vor ihm auf, und als müßte er ſie an ſich reißen mit all' ihrer Fülle und Unendlichkeit. —

„Es iſt zwar eigentlich eine Thorheit, ſich zu unterbrechen, wenn man mitten in der beſten Arbeit iſt“, ſagte Kurt Steigendorf, als er mehrere Tage ſpäter Nachmittags die Bücher zur Seite ſchob, über denen er ſeit dem frühen Morgen geſeſſen hatte, „aber ich hab's ihr nun einmal verſprochen.“ Er ſah nach der Uhr; dreiviertel auf Neun, nun, dann durfte freilich nicht gezögert werden, wenn er Hildegard heut noch ſehen wollte.

Er war nicht gerade in roſiger Stimmung, als er langſam ſeines Weges dahin ſchlenderte. Examen-Arbeiten und Liebe — zwei ſchwer vereinbare Gewalten in des Mannes Leben. Dazu kam, daß es heiß war,

und aus der luſtigen Vorſtadt mußte er in die ſchwülen Straßen der inneren Stadt hinein.

„Daß ſie auch gerade in der unglückſeligen Kronenſtraße wohnen muß, und daß man zwei ſo ſteile, unbequeme Treppen erklettern muß, um zu ihr zu gelangen“ — er wunderte ſich, daß er das früher nie empfunden hatte.

Es war zwiſchen ihnen verabredet worden, daß, wenn er ſie aufſuchte, er nicht an der Thür anklopfen, ſondern an der Wand daneben mit der Hand anſchlagen ſollte. Des Mädchens feines Ohr vernahm ſein Pochen, von innen an die Wand klopfend gab ſie ihm Antwort, und dann öffnete ſie die Thür.

Sie hatte ſich die unſchuldige Spielerei ſo ausgedacht, er war darauf eingegangen und hatte ſich jedesmal gefreut, wenn er den haſtig-fröhlichen Schlag ihrer feinen Fingerknöchel an der Wand vernahm und wenn er nachher ſah, wie ſie, über das ganze Geſicht lachend, ſich an ihrer Erfindung erfreute. Als er heute vor ihrer Thür ſtand, überlegte er, daß es doch eigentlich eine rechte Thorheit ſei, die Wand ſtatt der Thür zu benutzen, und er pochte an letzterer an.

Die Thür blieb geſchloſſen — natürlich, denn das war ja doch nicht er, der ſo anklopfte? und wem Anders hätte die Pforte ſich öffnen ſollen?

Er wurde ungeduldig und ſchlug mit der Fauſt zweimal neben der Thür an die Wand. In demſelben Augenblick ertönte der Gegenſchlag von innen, man konnte bemerken, wie ſie im Zimmer drinnen auf der Lauer geſtanden hatte. Die Pforte ging auf, und in dem Rahmen der inneren Thür ſtand Hildegard, halb freudig, halb ängſtlich, die Augen forſchend auf ihn gerichtet.

„Je — biſt denn Du es wirklich geweſen?“ fragte ſie, als er eingetreten war und ſie hinter ihm geſchloſſen hatte, „warum haſt denn heut ſo anders angeklopft?“

„Ich — ich hatte nicht daran gedacht,“ erwiderte er gleichgiltig, „und außerdem, es iſt doch eigentlich ein bischen unſinnig.“

„Nicht unſinnig iſt's,“ ſagte ſie ernſthaft, „es iſt doch, damit ich weiß, ob Du es biſt und Niemand Anderes.“

„Nun ja, ja,“ ſagte er, indem er den Hut auf den Tiſch warf, „aber wenn man den Kopf voll ernſthafter Gedanken hat —“

Sie hing ſich mit beiden Armen um ſeinen Hals und ſchaute ihm zärtlich in das Geſicht. „Geh' her,“ ſagte ſie, „ich ſeh's Dir am Geſicht an, Du haſt Sorgen? gelt?“ Er verſuchte ſich von ihr loszumachen, ſie näherte ihr Geſicht dem ſeinigen. „Und ſo gar keine Gedanken haſt mehr für mich,“ fragte ſie leiſe mahnend, „daß Du mir nicht einen Kuß mehr geben kannſt?“

„Ja ſo“ — ſagte er zerſtreut; er legte den Arm um ſie und küßte ſie. Hildegard ließ die Hände von ſeinem Nacken ſinken und trat einen halben Schritt zur Seite; mit einer ſtummen, ſorgenvollen Frage blickte ſie ihn von der Seite an.

Frauenlippen haben ein gutes Gedächtniß für Küſſe.

„Wo iſt denn das Schnipperle heut geblieben?“ forſchte ſie, während er ſich in das Sopha ſetzte.

„Er war hinausgelaufen, während ich arbeitete,“ gab er zur Antwort, „ich hatte keine Zeit, ihn nachher zu ſuchen.“ — Es war das erſte Mal, daß Schnipp ihn nicht begleitete.

„Wie ſchade,“ ſagte ſie, „ich hatt' ihm grad' heute einen ganzen Topf mit Milch beſorgt.“

Sie war zum Fenſter, fernab vom Sopha getreten; es wurde ſo eigenthümlich ſtill im Zimmer, und als er aufblickte, ſah er ſie, hinausblickend, ſtehen, und zwei ſchwere, ſtumme Thränen rollten über ihre Wangen.

Ein tiefes Leid griff ihm plötzlich in's Herz, er ſprang auf ſie zu und ſchloß ſie in ſeine Arme. „Hildegard,“ ſagte er und der Ton ſeiner Stimme klang wieder wie am erſten Tage ihres Zuſammentreffens, „mein ſüßer, lieber Engel, weine nicht! weine nicht!“ Aber nun ſank ſie in ſeine Arme und ſchluchzte bitterlich.

„Warum biſt denn heut' ſo gegen mich? ſo — ſo ganz anders?“

„Weine nicht,“ ſagte er noch einmal, „das nächſte Mal bring' ich Dir den Schnipp mit und — und weil Du ihn gar ſo gern haſt, will ich ihn Dir ſchenken.“

Sie lächelte unter Thränen und ſchaute ihn mit den freundlichen Augen an.

„Du biſt doch wirklich ein guter, ein zu guter Mann,“ ſagte ſie „aber das verlang' ich und will ich ja gar nicht. Nur ſagen ſollſt mir, was Du heute haſt?“

„Nun ſieh,“ erwiderte er, „ich habe jetzt viel zu denken und zu arbeiten, ich habe ein großes, ſchweres Examen zu machen.“

„Ein Examen?“ fragte ſie.

„Ja, haſt Du ſchon einmal davon gehört, was das bedeutet, wenn Jemand das Aſſeſſor-Examen macht?“

Sie ſchlug die Hände zuſammen.

„Ein Aſſeſſor?“ fragte ſie ſtaunend, „das biſt Du? Du biſt ein Aſſeſſor?“

„Noch nicht,“ gab er lachend zur Antwort, „aber ich will einer werden.“

„O Du mein —“ fuhr ſie fort, „dann biſt Du ja wohl eigentlich ein ganz vornehmer Herr? Dann wirſt Du wohl am Ende noch gar einmal ein Excellenz-Herr?“

Er hielt ſie lächelnd im Arm.

„Wo Du hindenkſt,“ ſagte er. Sie ſchaute zu ihm auf.

„Und das alſo liegt Dir im Kopf,“ ſagte ſie, „das Examen; o Du armes Schatzerl' Du, Du lieber, lieber Mann!“

Ein tiefer Seufzer der Beruhigung hob ihre Bruſt; ihr Geſicht war wie verklärt. In dem Augenblicke hörte man ein leiſes Kratzen an der Thür draußen, und mit einem Jauchzen flog ſie hin, um zu öffnen.

„Das Hundel!“ rief ſie, „das liebe gute Hundel!“ Und ſie hob Schnipp, der ſeinem Herrn auf dem wohlbekannten Wege nachgelaufen war, frohlockend in den Armen empor. Im Nu war er des Maulkorbes entledigt und dann vernahm man, wie er ſich mit ſchlappender Zunge die Milch ſchmecken ließ, von der ſie heute einen großen Topf für ihn beſorgt hatte.

Alle Wolken waren von ihrer Stirn verſchwunden, ſie war wieder ein fröhliches, harmloſes Kind. Jetzt trat ſie zu Kurt, der auf dem Sopha ſaß und mit jenem Ausdruck ſchalkhafter Verſchämtheit, der dem holden Antlitz einen ſo reizenden Zauber verlieh, beugte ſie ſich über die Lehne des Sophas zu ihm.

„Wirſt nicht lachen, wenn ich Dir etwas ſage?“ fragte ſie.

„Was iſt's denn wieder einmal?“ meinte er.

Sie neigte ſich tiefer zu ihm.

„Weißt, ich verſteh' mich ſo ein bischen darauf, in der Zukunft zu leſen; ich werd' Dir ſagen, wie's mit Deinem Examen ausgehen wird.“ Und bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte ſie aus ihrem Koffer ein Spiel alter Karten hervorgenommen, die ſie vor ihm auf den Tiſch legte.

„Aber Hildegard,“ wandte er ein; ſie ſtürzte jedoch auf ihn zu und verſchloß ihm mit Küſſen den Mund.

„Laß mich machen,“ flüſterte ſie, „ich bitt' ſchön, laß mich machen; Ihr klugen Berliner wollt an ſo etwas nicht glauben, ich weiß ſchon, aber ich hab's da unten bei uns zu Hauſe gelernt, und ich ſag' Dir, ſie trügen nicht, die Karten trügen nicht.“

Sie zündete die Lampe an, miſchte die Karten und hieß ihn abheben. Er that es mit ſpöttiſchem Lächeln und doch mit jenem heimlichen Unbehagen, dem ſich kein Menſch entziehen kann, wenn er hört, daß ihm ſein Schickſal verkündet werden ſoll.

Dann begann ſie die Karten reihenweis aufzulegen. Sie that es langſam und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, anfänglich ſtumm, dann unterbrach ſie ſich durch unwillkürliche Ausrufe. „Uijeh!“ ſagte ſie, „uijeh!“ Und nachdem ſie die zweite Reihe bis an's Ende gelegt hatte, warf ſie die Karten auf den Tiſch, ſchlug die Hände zuſammen und ſah ihn mit ſtaunenden, leuchtenden Augen an.

„Weißt, wie's wird?“ rief ſie, „großartig wird's! Ein großes Vorhaben ſteht vor Dir, und großartig geht's aus! Großartig!“

„Wahrhaftig?“ ſagte er, und trotz ſeiner ſcheinbaren Gleichgiltigkeit war es ihm ſehr viel lieber, als wenn er das Gegentheil zu hören bekommen hätte.

Mit jauchzendem Ungeſtüm warf ſie ſich über ihn, umarmte und küßte ihn. „Wie mich das freut," ſtammelte ſie, „ſiehſt, wie mich das freut! Wie ich Dir das gönne von Herzensgrund!"

Ihre ſelbſtloſe Freude an ſeinem Glück war ſo hinreißend ſchön, daß er das liebenswürdige Geſchöpf voll Inbrunſt an ſein Herz drückte.

Sein Glücksſtern befand ſich augenſcheinlich noch immer im Steigen, denn auch die nächſtfolgende Reihe ſchien ihr ausnehmend zu gefallen; beinah jede Karte erhielt ihren ermunternden Zuruf:

„So iſt's recht — das gefällt mir, das wird ja immer beſſer — aber das muß ich ſagen —" und als ſie bis an's Ende der Reihe gekommen war, blickte ſie wieder mit ſtaunenden Augen über den Tiſch zu ihm hinüber. „Wer biſt denn Du eigentlich?" fragte ſie, „das wird ja ganz arg mit Dir! Lauter Glück und Glanz und Reichthum — o du mein — und Geld bekommſt Du — Geld —" Kurt Steigendorf antwortete nicht, und um ſeine Befangenheit zu verbergen, lächelte er.

Sie nahm die Karten wieder auf, um ſie bis an das Ende zu legen; er ſah ihr zu; ihre Wangen brannten, ihre Augen funkelten vor Erregung. Plötzlich bemerkte er, wie ihre Hände langſamer, beinahe zögernd zu arbeiten begannen, ſie athmete ſchwer, aus den geſenkten Augen blickte ſie verſtohlen zu ihm hinüber und als ſein Blick ihr begegnete, huſchten ihre Augen zurück. Es war keine Karte übrig.

„Nun?" fragte er, als er ſie ſtumm am Tiſche ſtehen ſah.

Mit einem haſtigen Griffe raffte ſie das ganze Spiel zuſammen.

„Laß," ſagte ſie, „ich will's noch einmal —"

Diesmal flogen die Karten ohne Unterbrechung, in ſtürmiſcher Haſt auf den Tiſch. Mit aufgeſtützten Ellenbogen neigte ſie ſich darüber, ſo daß ihre Locken die Karten berührten, dann fuhr ſie zurück.

„Wahrhaftig," ſprach ſie tonlos vor ſich hin, „ganz und gar wie das erſte Mal — es iſt alſo richtig."

„Was iſt denn?" fragte er. Es wurde ihm faſt unheimlich zu Muthe, als er ihren Blick ſchwer und fragend, als wollte er ſein Innerſtes durchforſchen, auf ſich gerichtet fühlte. Ihr Geſicht war blaß geworden; ſie wiegte das Haupt.

„Daher alſo käme es? daher?"

Um den Tiſch herum trat ſie langſam auf ihn zu, ſetzte ſich neben ihn auf das Sopha, und indem ſie ihn mit den Armen umſchlang, verbarg ſie das Haupt an ſeiner Bruſt.

„Weißt, was ich in den Karten geleſen habe?" fragte ſie; „eine Frau liegt Dir nah, ganz nah; all' ihr Sinnen und Denken iſt nur bei Dir?" Er verſuchte die Sache in's Luſtige zu ziehen.

„Die Frau, denk' ich, kenne ich —" und er ſchlang den Arm um ſie, „ſitzeſt Du nicht nah genug bei mir?"

Sie hob das Geſicht und ſchaute ihn mit tiefem Ernſte an.

„Spotte nicht," ſagte ſie, „ich bin es nicht, ich bin ein armes Mädchen und die da, die Andere, iſt unmenſchlich reich; von ihr kommt ja all' das viele Geld."

Ein Schauer rieſelte ihm durch Mark und Bein.

„Das kommt davon," ſagte er unwirſch, „wenn man ſich den Kopf mit thörichtem Zeuge füllt! Laß doch die einfältigen Karten, wirf ſie fort!"

Nur um ſo leidenſchaftlicher aber drängte ſie ſich an ihn.

„Schmähe ſie nicht," rief ſie wild erregt, „ſie lügen und trügen nicht. Du weißt es ja am beſten ſelbſt, daß ſie die Wahrheit ſprechen, denn Du — haſt ja ſchon daran gedacht — daß Du ſie heirathen willſt?"

Mit einem Ruck ſprang er von ſeinem Sitze auf; etwas Eiskaltes legte ſich auf ſeine Bruſt. Wer hatte die Geheimniſſe ſeines Innern vor dieſes Mädchens Blicken aufgethan? Wohnte in den elenden Blättern dort auf dem Tiſche wirklich ein geheimnißvoller Zauberſpuk? Oder war es nur der Inſtinct des weiblichen Herzens, der durch Eiferſucht bis zur Hellſeherei geſteigerte Inſtinct, der ihr prophetiſch die Augen öffnete? Konnte er vor ſie hintreten und mit einem einfachen „Nein" ihre düſteren Orakel über den Haufen werfen? Er konnte es nicht, und wenn ſeine Lippen bei dem „Nein" nicht geſtrauchelt wären, ſo hätte ſein Gewiſſen ſich erhoben und ihm zugerufen: „Du lügſt." Jetzt gab es kein Sichſelbſtbelügen mehr, jetzt wußte er, warum ihm heute der Weg zu ihr ſo läſtig geworden war, warum er Alles vergeſſen hatte, was ihr Freude machte, bis auf das Küſſen, an das ſie ihn heut zum erſten Male hatte erinnern müſſen.

Es war ihm zu Muthe, als hätte er dieſe letzten Tage ein verſchleiertes Bild in ſeiner Bruſt getragen, vor deſſen Anblick er ſich geſcheut hatte. Des Mädchens Worte hatten hineingegriffen in ſein Inneres, hatten den Schleier fortgeriſſen, und da war es nun, und ließ ſich nicht wieder verbergen und nicht mehr hinausdrängen, und er kannte dies Geſicht, es war des reichen Mannes reiche Tochter, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er in all' den Tagen nichts Anderes neben ſeinen Büchern gedacht hatte, als daß er Clara Großberger heirathen wollte.

Ein laſtendes Gefühl von Schuld umzwängte ihm die Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend trat er auf Hildegard zu, die mit verhülltem Geſicht auf dem Sopha ſaß, und wollte ſie in die Arme ſchließen. Sein Schweigen aber war für ſie die ſchrecklichſte Sprache, es bedeutete, daß er ſich nicht vertheidigen konnte, daß es Wahrheit war, was ſie geahnt hatte, und ſie riß ſich wie verzweifelt aus ſeinen Armen.

„Ich hab's gewußt," ſprach ſie ſchluchzend, „ich hab's gewußt, als Du heut zu mir kamſt, nach ſo langer, langer Zeit zum erſten Male, als Du ſo fremd ausſahſt, und ſo kalt zu mir warſt, ſo kalt! ſo kalt!"

Sie war auf das Sopha geſunken, das Geſicht in die Kiſſen gedrückt,

die Hände wühlten in den blonden Locken; und wie er sie dahingestreckt liegen sah, war es ihm, als hörte er den brausenden Dampf-Athemzug der wilden, erbarmungslosen Welt, die auf klirrendem Wagen dahergefahren kam, und über die Glieder des armen schwachen Geschöpfes dahinging. In süßem Kinder-Traum befangen, hatte sie des Weges nicht geachtet, und war auf das Schienengeleise gerathen, wo sie zermalmt werden mußte. Und wer war es, der den Traum in diesem unschuldigen Köpfchen geweckt und genährt hatte? Er — er — er! Wie ein Verbrecher stand er vor ihr.

Er sank vor dem Sopha in die Kniee.

„Hildegard," rief er flehend, „Hildegard!"

„Du willst mich verlassen," gab sie dumpf schluchzend zur Antwort, „ich weiß es, ich fühl' es, Du willst mich verlassen."

„Nein," sagte er, „nein! Ich bin ja bei Dir, ich bleibe ja bei Dir!"

Er hatte eine von ihren Händen ergriffen, er drückte sie an den Mund, die Thränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten die kleine Hand. Da erhob sie das Haupt, wandte sich zu ihm und mit einem tiefen, stöhnenden Schrei fiel sie ihm um den Hals. Ihre Hände glitten über sein Haupt und streichelten leise sein Haar, dann bog sie ihm das Gesicht zurück.

„Wie er gut ist," sagte sie, „wie er doch gut ist," und sie küßte ihn sanft auf beide Augen. Er setzte sich an ihre Seite, sie schmiegte sich dicht an ihn und ruhte von Thränen, Kummer und Aufregung an seiner Seite aus.

„Siehst," sagte sie, „nun ich weiß, daß Du so ein vornehmer großer Herr bist, weiß ich ja, daß Du mich nimmer heirathen kannst — und ich will Dir ja auch keine Vorschriften machen, das wär' ja unbescheiden von mir — und das Beste wird schon sein, wenn ich bald von hier gehe und Dich frei mache von mir —"

„Sprich nicht so," unterbrach er sie, „Du zerreißt mir das Herz — wo wolltest Du denn hingeh'n?"

Sie wiegte sinnend das blonde Köpfchen. „Wohin? Je nun — ich meine — nach meiner Heimat zurück. — Aber was ich Dir noch sagen wollte," fuhr sie nach einer Pause fort, „siehst, ob Du's nun glauben magst oder nicht, aber wahr ist's einmal doch, was in den Karten steht — eh' Du die heirath'st, die Andre, überleg's Dir noch einmal; denn Geld und Reichthum bringt sie Dir, das ist schon wahr, aber glücklich, weißt, glücklich wirst Du mit ihr nicht."

Sie hatte die Hände gefaltet in die seinigen gelegt, sie blickte vor sich hin, als schaute sie in weite ferne Zukunft hinaus, und in den Zügen ihres Gesichts war ein stummes, wühlendes Ringen — der Gram hatte seine Hand darauf gelegt.

Es ward ihm unerträglich, diesen schweigenden Jammer länger an zusehen.

„Laß jetzt die Andere," sagte er, „laß jetzt die Sorgen und Gedanken

und denke daran, daß wir bei einander ſind. Morgen früh, wenn gut Wetter iſt, werde ich Dich abholen kommen; du liebſt die ſchönen großen Gärten, Du haſt es mir geſagt, als wir zuſammen in Potsdam drüben waren, morgen will ich Dir einen zeigen, den Du noch nicht kennſt, den Schloßgarten in Charlottenburg; haſt Du Luſt?"

Sie nickte leiſe und ein Lächeln kehrte in das vergrämte Geſichtchen zurück.

„Ich muß dann freilich wieder aus dem Geſchäft fortbleiben," ſagte ſie, „und ſie haben mir geſagt, weil's in letzter Zeit ſchon öfters geſchehen ſei, es dürfte nicht mehr oft vorkommen. — Aber — was hat's denn noch zu bedeuten? Ich geh' ja fort."

Er war aufgeſtanden, ſie hing mit ſcheidendem Kuſſe an ſeinen Lippen.

„Und den Schnipp," ſagte er, „den nehmen wir auch mit? Nicht wahr?"

Sie nickte wieder ſtumm und blickte auf den Hund nieder.

„Nenn' mich doch noch einmal ſo wie damals," flüſterte er, „Du weißt? den ‚Herrn von Schnipp'!"

Sie ſah ihm in's Geſicht.

„Du lieber — guter —" fing ſie an, aber als ſie weiter ſprechen wollte, zitterten ihr die Lippen, Thränen liefen über ihr Geſicht und ſie wandte ſich haſtig ab. —

Die tiefe, friedvolle Ruhe des köſtlichen Sommermorgens, der in duftenden Wogen die breiten Laubgänge des ſchönen Schloßgartens zu Charlottenburg durchſtrömte, übte ihre heilende Macht auf die beiden Menſchen aus, die geſtern Abend ſo bitter gelitten hatten und die jetzt Arm in Arm, wie Geneſende den Garten auf- und niedergingen. Aeußerlich war Alles zwiſchen ihnen wie ſonſt, aber wenn man ihr Geſpräch belauſcht und gehört hätte, wie ſie nur über gleichgiltige Dinge ſich unterhielten, dann hätte man bemerkt, daß im Herzen eines jeden von ihnen eine Stelle war, in die der Andere nicht mehr hineinſchauen ſollte; und ſolche Flecke im Herzen ſind gefährlich; ſie wachſen.

„Komm," ſagte Kurt nach geraumer Zeit, „nun will ich Dir etwas ganz beſonders Schönes zeigen, was dieſer Garten enthält," und er ſchlug mit ihr den Weg nach dem Mauſoleum ein.

„Das iſt eine Kapelle, nicht wahr?" fragte ſie, als ſie an ſeiner Seite in den feierlich dämmernden Raum eintrat.

„Du kannſt es immerhin ſo nennen," erwiderte er, „es iſt das Grabmal unſerer Königin Luiſe; haſt Du von der ſchon einmal etwas gehört?" Sie ſchüttelte das Haupt. „Nun ſiehſt Du," erklärte er weiter, „ſie wird bei uns zu Lande wie eine Heilige geliebt und verehrt, weil ſie ſo gut war." Er hatte dem Aufſeher gewinkt, daß er ſeiner nicht bedürfte, und jetzt ſtand er mit ihr vor dem Marmorbilde der ruhenden Königin. Plötzlich fühlte er, wie des Mädchens beide Hände ſeinen Arm ergriffen; er wandte ſich zu

ihr und ſah ſie halbgeöffneten Mundes mit großen Augen auf das Bildwerk niederſtarren. Es war der Ausdruck, den er an jenem Abende des Fauſt in ihren Zügen bemerkt hatte.

„O Du Heiland der Welt," ſprach ſie wie träumend vor ſich hin, „wie ſie ſchön iſt! Wie ſie ſchön iſt!" Er zeigte ihr die neben der Königin ruhende Geſtalt des Königs, die Kandelaber, aber für ſie war nichts von all' dem vorhanden. Sie hatte ſich von ihm losgemacht und plötzlich ſah er, wie ſie am Fußende der Geſtalt in die Kniee ſank.

Er ſtürzte auf ſie zu. „Was thuſt Du?" rief er halblaut. Sie achtete nicht darauf, ihre Augen haſteten mit ſtarrem Blick an den geſchloſſenen Augen des ſchönen marmornen Antlitzes. Von ſeinen Armen halb gewaltſam emporgezogen, richtete ſie ſich auf und im Aufſtehen beugte ſie ſich, bevor er es verhindern konnte, auf die Füße der Königin nieder und drückte ihre Lippen darauf. Dann trat ſie tief aufſeufzend zurück und ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter.

„Glaubſt Du, daß ſie mir böſe iſt, weil ich ſie berührt hab'?" fragte ſie leiſe.

„Aber Kind —" erwiderte er, und er verſuchte ſie hinwegzuführen.

„O bitte," ſagte ſie flehend, „nur einmal noch, nur ein einziges Mal noch!" Und ſie verſank noch einmal in den Anblick des wunderbaren Werkes. Dann kamen andere Beſucher, und nun ließ ſie ſich von ihm hinausgeleiten.

„Hör'," ſagte ſie, als ſie den Garten wieder betreten hatten, „ich will Dich etwas fragen: Haſt Du Acht gegeben, als wir eintraten in die Kapelle, hatte ſie die Augen ſchon geſchloſſen gehabt?"

„Wie meinſt Du denn?" fragte er.

Sie beugte ſich dichter zu ſeinem Ohre:

„Weißt, wie's mir vorgekommen iſt? Als hätt' ſie die Augen erſt zugemacht, als ſie mich ſah."

Er blieb unwillkürlich ſtehen und blickte ſie groß ſtaunend an. „Hildegard," ſagte er, „wie kannſt Du auf ſolche Gedanken kommen?"

„Nun ja, ſieh'," fuhr ſie fort, „ſie iſt doch eine heilige Frau — und wenn ſo Eine vor ſie hintritt, wie ich nun Eine bin —"

„Sprich nicht weiter!" fiel er haſtig ein, „ich will es nicht haben!" Tief erregt ging er neben ihr. „Ein todtes, marmornes Bild —" hub er nach einer ſtummen Pauſe an — aber nun hing ſie ſich feſter in ſeinen Arm:

„Das mußt Du nicht glauben," flüſterte ſie, „die Heiligen ſind nimmer todt, ſie hören Alles, ſehen Alles, wiſſen Alles! Und die da drinnen, das iſt ja Eure heilige Frau? Nicht wahr?"

„Unſere — heilige Frau?" fragte er ganz betroffen.

„Du haſt es ja ſelbſt geſagt, da wir hineingingen zu ihr? Und dann haſt Du den Hut abgenommen, als wir drinnen ſtanden."

Er wußte gar nicht mehr, wie er ihrem ſonderbaren Gedankengange begegnen ſollte. „Ich habe freilich geſagt, daß wir ſie wie eine Heilige verehren," nahm er wieder das Wort. Aber ſie unterbrach ihn von Neuem:

„Siehſt," ſagte ſie, „daß ich doch recht gehabt habe? Ihr Proteſtanten, Ihr ſprecht ja immer nur, daß Ihr verehrt, derweil wir Anderen beten; aber das kommt ja alles auf eins heraus; haben thut Ihr doch eine heilige Frau, und das habe ich mir bald gedacht, denn wie ſollte ein Menſch denn auskommen ohne ſie; aber ſiehſt, daß ſie ſo ſchön iſt, Eure heilige Frau, das hätt' ich im Leben nicht gedacht, denn weißt, ich muß Dir's nur ſagen, ich find' ſie viel ſchöner als meine Mutter Gottes bei mir zu Haus und hab' ſie viel lieber, viel lieber als die!"

Er war völlig verſtummt; ihre Worte erinnerten ihn an jenen Augenblick, da ſie, auf ſeinem Schooße ſitzend, das Madonnenbild über ihrem Bett betrachtet hatte — aber wie anders war ſie ihm damals erſchienen als jetzt. Damals ein ſüß plauderndes, träumeriſches Kind — jetzt ein tief erregtes, fieberhaft redendes Weib. Ein Grauſen ſtieg in ihm auf, langſam aber unabweislich, bis an ſein Herz und plötzlich war ihm, als ob eine Stelle in ſeinem Herzen, die vordem warm geweſen war, kalt würde wie ein abgeſtorbener Fleck.

Sie waren in die Stadt zurückgekehrt und durch die Straßen dahingehend blieben ſie vor einem Bilderladen ſtehen. Da fühlte er, wie ſie an ſeinem Arme zuckte und aufblickend gewahrte er eine photographiſche Abbildung vom Denkmal der Königin Luiſe.

„Schenk' mir das!" flüſterte ſie, „o bitte, ſchenk' mir das!"

Es war das erſte Mal, daß ſie ihn bat, ihr etwas zu ſchenken und das, worauf ihre erſte Bitte ſich bezog, war nicht Geld, kaum Geldeswerth.

Einen Augenblick ſpäter war das Bild in ihren Händen und die Augen unabläſſig darauf gerichtet, ließ ſie ſich von Kurt Steigendorf nach Haus begleiten.

In ihrer Wohnung angelangt, ſtellte ſie das Bild auf den Tiſch, indem ſie es an das Glas anlehnte, in welchem ſich auch heute friſche Roſen befanden, dann ſetzte ſie ſich auf das Sopha davor und die Hände faltend verſank ſie im Anſchauen deſſelben. Er ſtand mitten im Zimmer und ſah ihr ſchweigend zu.

„Feſſelt das Bild Dich denn gar ſo ſehr?" fragte er endlich. Da erhob ſie ſich, trat auf ihn zu und legte beide Hände auf ſeine Schultern:

„Siehſt," ſagte ſie, „wenn ich nun weit, weit fort ſein werde, ſo weit, daß wir nimmer mehr zu einander kommen können, dann werd' ich das Bild anſchauen und werde beten zu der heiligen Frau und werde denken, daß auch Du zu ihr beteſt und dann wird doch Eins noch auf der Welt ſein, worin unſere Gedanken ſich begegnen."

Ihre Stimme hatte einen wunderbar tiefen feierlichen Klang und es

war ihm zu Muthe, als müßte er in die Kniee ſinken, als ſtünde das Heiligthum vor ihm, vor welchem des Mannes Seele ſich ſchauernd beugt, das Heiligthum der hingebenden weiblichen Liebe.

„Willſt Du denn wirklich fort?“ fragte er zögernd.

„Es iſt ja wohl am beſten ſo,“ gab ſie tonlos zur Antwort, „meinſt Du nicht auch?“

Sie hatte bei dieſer letzten Frage das Haupt an ſeine Bruſt gelegt, als wollte ſie erlauſchen, was ſein Herz darauf antworten würde. — Er ſchwieg.

Ahnte er nicht, was dieſer Augenblick für ihre Leibes- und Seelen-Seligkeit bedeutete? Er ſchwieg.

Da ließ ſie die Hände von ſeinen Schultern gleiten, ſenkte das Haupt und trat zur Seite.

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen und Dir eine andere ſchönere Abbildung Deiner heiligen Frau mitbringen,“ ſagte er, „wird es Dir Freude machen?“

Schweigend, ohne ihn anzuſehen, nickte ſie „Ja“.

„Und dann,“ fuhr er fort, und die Kehle ſchnürte ſich ihm zuſammen, daß er es nur ganz leiſe hervorbrachte, „dann — wenn Du nun einmal reiſen willſt — wirſt Du Reiſegeld brauchen — nicht wahr — ich darf Dir welches mitbringen?“

Sie gab keinen Laut von ſich, eine dunkle Röthe wogte in ihrem Geſichte auf, und auch ihm färbte ſich das Antlitz mit Gluth. Er trat auf ſie zu.

„Biſt Du mir böſe?“ fragte er; ſie ſchüttelte ſchweigend das Haupt. Er ſchloß ſie in die Arme — ſie leiſtete keinen Widerſtand — er küßte ſie — ſie ließ es geſchehen — und als er ihre Hand ergriff, lag dieſelbe wie ein welkes Blatt in ſeiner Hand.

Die Seele von namenloſem Jammer zerriſſen, ging er davon.

„Und doch muß es ſo ſein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „doch iſt es das einzig Mögliche, daß ſie fortgeht von hier, denn ein Ende muß die Sache nehmen!“ Und doch fühlte er gerade in dieſem ſchrecklichen Augenblick, daß Ströme des Mitleids, mit denen man ein Herz begießt, in welchem die Liebe geſtorben iſt, nicht mehr im Stande ſind, auch nur ein Blättchen der Wunderblume hervorzutreiben, die ſich freiwillig erſchließen muß, um Himmel und Erde mit ihrem Dufte zu erfüllen.

Am andern Tage brachte er ihr das in Elfenbeinmaſſe ausgeführte Bildwerk der Königin Luiſe. Als er das kleine und in ſeiner Kleinheit dennoch wunderbar liebliche Kunſtwerk auf den Tiſch ihres Zimmers ſtellte, ſchob er ein verſchloſſenes Couvert unter das Poſtament deſſelben.

Wieder wie geſtern ſaß ſie lange lange Zeit ſchweigend davor, dann legte ſie ſich auf das Sopha, ſtreckte die Glieder und ſchloß die Augen.

Sie hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt, die Füße über einander gelegt — er ſah, daß ſie die Geſtalt der Königin in der Haltung ihres Leibes nachahmte.

Mit keinem Laut unterbrach er ihr ſeltſames Thun; endlich, nach langer ſtummer Pauſe beugte er ſich zu ihr nieder.

„Was machſt Du, liebes Kind?“ fragte er.

Sie that die Augen nicht auf.

„Wenn ich einmal geſtorben ſein werde,“ ſagte ſie, und die Lippen waren das Einzige, was an ihr ſich regte, „dann wollt' ich, daß ſie mich ſo in das Grab legten.“

Er drückte ſein Geſicht auf ihre Bruſt.

„Sprich nicht ſo,“ ſagte er ſchluchzend, „wenn Du mich nicht elend machen willſt für Zeit und Ewigkeit.“

„Und doch wär' es weit am beſten ſo,“ erwiderte ſie.

„Hildegard,“ ſagte er leiſe und inbrünſtig, „thu' die Augen auf, ich bitte Dich.“

Sie that, wie er gebeten hatte, aber ihr Blick ging an ihm vorbei, hinauf in den leeren öden Raum.

Von einer tiefen plötzlichen Angſt erfaßt, ergriff er ihre Hände.

„Verſprich mir, daß Du mir ſchreiben willſt,“ ſagte er. Sie erwiderte nichts. Er warf ſich vor dem Sopha auf die Kniee.

„Verſprich mir, daß Du mir ſchreiben willſt,“ ſagte er noch einmal, „wenn Du jemals in Noth biſt, wenn Du je eines Menſchen bedarfſt, und Keinen findeſt, der Dir hilft!“

Da wandte ſie ſich zu ihm, und in ihren Augen war ein Leuchten gleich dem der Sonne, die nach einem dufterfüllten Frühlingstage niedergeht.

„Ja,“ ſprach ſie, „Du guter Mann, Du theurer Mann, ich will Dir ſchreiben.“

„Schwör' es mir,“ rief er, „ſchwör' es mir, hier, bei Deiner und meiner heiligen Frau!“

Er rückte ihr das Bildwerk näher und ſie legte die Hand darauf.

„Ich gelobe es Dir,“ ſagte ſie ernſt und feierlich.

Auf dem Couvert, welches unter dem verſchobenen Poſtamente des Bildwerks hervorblickte, ſchrieb er ihr ſeinen Namen und ſeine Adreſſe auf, dann erhob er ſich.

Und das war die Stunde, in welcher Beide von einander gingen. —

Wenn es je einen Menſchen gegeben hatte, für den ſich die Qual der Arbeit in Labſal verwandelte, ſo war es Kurt Steigendorf.

An dem Tage, als er zum letzten Male von Hildegards Wohnung heimkehrend ſein Zimmer betrat, verſchwand er für die Welt; wie in ein Bergwerk ſtieg er in ſeine Arbeit hinunter, und tief darin vergraben, bemerkte er kaum den Wandel der Jahreszeit, die vom Sommer zum Herbſt und vom Herbſte zum Winter weiterging.

Was für Andere die Hauptsache bei solcher Arbeit ist, Aneignung von Kenntnissen, erlangte er so gewissermaßen nebenbei, und was für ihn die Hauptsache war, erreichte er gleichfalls: Vergessen.

Anfänglich unablässig, dann in größeren und immer größeren Pausen gingen seine Gedanken zu ihr zurück, und endlich kam der Zeitpunkt, da ihr Bild in seiner Seele zu erblassen anfing.

Sie war ja nun längst in ihrer Heimat, weit, weit fort von Berlin, und das dumpfe, mechanische Gesetz der räumlichen Entfernung übte seine einschläfernde Macht auf sein Gemüth.

Im Anfange hatte er es vermieden, durch die Kronenstraße, bei ihrer einstigen Wohnung vorüberzugehen, jetzt, als es Winter geworden war, fühlte er kein Widerstreben mehr. Es war ein dämmernder Nachmittag, als ihn sein Weg dort entlang führte, und unwillkürlich hob er die Augen zu den einst so wohlbekannten Fenstern empor. „Wer wohl jetzt dort oben wohnen mag?" fragte er sich in Gedanken; es hatte ihm geschienen, als stände Jemand hinter den Scheiben des Fensters. — Wenn er geahnt hätte, wer es war!

Hildegard war nicht aus Berlin gegangen.

Im ersten Augenblicke des bitterlichen Weh's hatte sie wirklich fort gewollt; dann hatte sie es gesagt, um ihn, für den sie sich nur noch als Last empfand, von sich zu befreien, und als die Thür zum letzten Mal sich hinter ihm schloß, hatte sie gewußt, daß sie nicht fort konnte.

War es nur das Gefühl, daß sie die Stadt nicht verlassen konnte, in der er wohnte? Vielleicht; aber es kam noch etwas hinzu, eine öde, todte Gleichgiltigkeit an Allem, eine dumpfe Unfähigkeit, sich zu etwas zu entschließen. „Wozu nach der Heimat reisen, wo Niemand ihrer wartete, wo man sie nur verlachen würde?" Aus dumpfem Schlafe hatte sie sich am andern Morgen erhoben, und ohne sich anzukleiden, den ganzen Tag brütend in ihrem Zimmer gesessen. Am nächsten Tage kam ein Brief aus dem Putzmacher-Geschäft, in dem ihr mitgetheilt wurde, daß sie nicht wiederzukommen brauchte — gleichgiltig warf sie die Kündigung bei Seite — „wozu denn auch noch Geld verdienen?" Und so bei Allem, Allem kam es immer wieder, das schreckliche, leere: „Wozu denn noch? wozu?"

Als sie kein Geld mehr hatte und Hunger empfand, griff sie zum ersten Male nach dem Couvert, das er auf ihren Tisch gelegt hatte und als sie es öffnete, fand sie eine Summe darin, wie sie sie noch nie in Händen gehabt hatte. Da zog sie sich an, um Mittag essen zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein Mädchen, das sie von früher her kannte, eine ehemalige Collegin, der sie aus dem Wege gegangen war, weil sie wußte, daß sie lüderlich geworden war; heute redete sie dieselbe an.

„Willst mit mir essen gehn?" fragte sie.

„Hast Du denn Geld?" fragte die Andere.

„Muß doch wohl," gab ſie trocken zur Antwort, und darauf ließ ſie ſich von ihrer Begleiterin in eine Reſtauration führen und aß mit ihr und trank mit ihr Champagner. So ging das fort, Wochen lang, bis in den Winter; an die eine Begleiterin hingen ſich andere, die von ihrem Gelde mitaßen und tranken, und obſchon ſie recht wohl merkte, wie ſie hinter ihrem Rücken ſich über ſie luſtig machten, kümmerte ſie ſich nicht darum — „wozu denn auch?"

Nur eins bewahrte ſie, eine Gewohnheit: Jeden Nachmittag bei gutem Wetter und böſem ging ſie die Straße entlang, an dem Hauſe vorbei, wo er wohnte; dann blickte ſie zu ſeinen Fenſtern empor, und immer ſah ſie das Licht ſeiner Lampe und immer, immer und immer ſaß er und arbeitete und niemals, niemals ahnte er, wer in Nacht und Dunkel unter ihm vorbeiging und mit ſterbender Seele zu ihm hinaufſchaute.

Als der Winter zu Ende ging, machte Kurt von Steigendorf ſein Examen; daſſelbe fiel glänzend aus. Und als er aus dem Examinationsgebäude heraustrat und Freunde und Collegen ihm gratulirend die Hand drückten, da war in ſeinem Herzen kein Raum für etwas Anderes, als für Glück und Stolz und ſtrömende Lebensfreude.

Bei dem Juſtizrath, dem er Bericht über ſeinen Erfolg brachte, fand er Herrn Großberger, und lächelnd willigte er ein, als dieſer ihn ſofort in ſeinem Wagen nach Hauſe zum Eſſen mitnahm.

Daß Fräulein Clara ſo herzlichen Antheil an ſeinem Glücke nehmen würde, das hätte er kaum erwartet, und daß ſie im Hauskleide ſo hübſch ausſehen könnte, hätte er nicht gedacht — acht Tage darauf las Hildegard in der Zeitung, daß Herr Aſſeſſor Kurt von Steigendorf und Fräulein Clara Großberger ſich verlobt hatten.

Seit dem Tage ging ſie nicht mehr an ſeiner Wohnung vorbei.

Einige Zeit darauf, als die jungen Brautleute Arm in Arm die Leipziger Straße entlang ſchritten, ſah Kurt eine weibliche Geſtalt vor ihnen hergehen und um die Ecke der Mauerſtraße biegen — „und wenn er nicht gewußt hätte, daß ſie weit fort, in ihrer Heimat war, ſo hätte er doch wirklich glauben können —" und Schnipp, der vor ihnen herlief, ſchien etwas ähnliches zu denken; er nahm die Fährte auf und bog im Galopp in die Mauerſtraße ein — und jetzt ſah Kurt, wie der Hund an dem Weibe emporſprang — „und das Geſicht — aber nein — das — das war doch nicht Hildegards Geſicht?"

Er wußte freilich nicht, was unterdeſſen ihr begegnet war und was dieſes Geſicht ſo furchtbar verwandelt hatte, daß er die einſt ſo holden Züge nicht wieder erkannte.

Die Polizei war in Folge ihres Verkehrs mit den Dirnen auf ſie aufmerkſam geworden; man wußte, daß ſie keinen Erwerb durch Arbeit hatte, ſie ſollte ſich über die Quellen ausweiſen, aus denen ihre Einnahmen

floſſen, und da ſie nicht ſagen wollte, wer es war, von dem ſie das Geld empfangen hatte, ſo wurde ſie wie eine Dirne behandelt und unter Aufſicht geſtellt. Man ſchickte ihr eine gedruckte Verfügung in das Haus, in welcher ihr vorgeſchrieben war, was ſie zu thun und zu laſſen hätte, und in dieſem, im Tone mittelalterlicher Brutalität gehaltenen Schriftſtück war eine Stelle, in der ihr verboten wurde, eine Wohnung zu nehmen, die in der Nähe einer Kirche belegen ſei. — In der Nacht, welche dem Empfange dieſer Verfügung folgte, hatte ſie einen böſen ſchrecklichen Traum: Sie ſtand mit Kurt Steigendorf im Mauſoleum draußen, vor dem Bilde der heiligen Frau.

Es war eine tiefe beängſtigende Stille um ſie her, und plötzlich öffnete die heilige Frau die Augen und ſah ſie mit einem furchtbaren, vernichtenden Blicke an. Da that ſie einen lauten gräßlichen Schrei und fuhr auf und merkte, daß ſie im Traume wirklich geſchrieen hatte. Sie ſprang aus dem Bette, mit zitternden Gliedern und ſtürzte auf das Sopha, mit zerrauftem Haare und die Thränen, die ſie ein langes halbes Jahr hindurch lautlos hinuntergewürgt hatte in ihr ſtummes Herz, brachen hervor in der Nacht, alle, alle, alle, wie ein Meer des unermeßlichen Jammers, in welchem Glaube, Hoffnung, Leben und ewige Seligkeit ertranken.

Einige Tage ſpäter fand eine Matinée bei Herrn Großberger ſtatt; mehrere der erſten Muſikkräfte Berlins hatten zugeſagt. Kurt Steigendorf durfte ſelbſtredend nicht fehlen. Als er ſich ziemlich ſpät am Morgen erhoben hatte, denn er genoß die Ruhe nach den Anſtrengungen des Examens, fand er auf ſeinem Tiſche einen Brief von unbekannter und unbeholfener Hand, in zerknittertem ſchlechtem Couvert — offenbar ein Bettelbrief. „Hat Zeit —“ ſagte er und legte ihn bei Seite.

Er durchflog die Morgen-Zeitung — unter dem Localtheile ſtand eine längere Geſchichte, er fing gleichgiltig an, ſie zu leſen; es war eine ſonderbare Geſchichte:

„Am geſtrigen Tage — hieß es — ereignete ſich im Schloßgarten zu Charlottenburg ein eigenthümlicher Vorfall; im Mauſoleum daſelbſt erſchien ungefähr zur Mittagsſtunde eine Unbekannte, welche das Bildwerk der Königin Luiſe zu ſehen verlangte. Der Aufſeher, dem ihr verſtörtes Weſen auffiel, behielt ſie im Auge und bemerkte, wie ſich dieſelbe plötzlich am Fußende der Statue niederwarf, die Füße derſelben umklammerte und in lautes Weinen ausbrach. Als er hinzutrat, raffte ſie ſich auf und verließ eilend das Mauſoleum, indem ſie die Richtung nach der Spree einſchlug.

Die Zeitung erbebte in des Leſenden Hand —

Mechaniſch ſah er nach der Uhr; es war höchſte Zeit, zur Matinée aufzubrechen. Halb unwillkürlich raffte er Zeitung und Brief in ſeine Taſche und verließ das Haus. In der Droſchke zog er das Blatt wieder hervor; unter Rubrik „Polizei-Bericht“ ſtand eine weitere Notiz:

„In der Spree bei Charlottenburg wurde geſtern der Leichnam einer

unbekannten, etwa zwanzig Jahr alten weiblichen Perſon gefunden; offenbar liegt Selbſtmord vor."

Kurt Steigendorf fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen — da fühlte er den Brief — er riß ihn auf und las:

„Dein Weib kann ich nicht werden,
Dein Lieb nicht länger ſein,
So will ich auf der Erden
Nun auch nicht länger ſein;

Fahr' wohl, Du mein Herzliebſter,
Den ich zu ſehr geliebt,
Dich küßt, die Dir in Thränen
Den letzten Abſchied giebt.

Hildegard."

Große runde Flecke, wie von Thränen herrührend, bedeckten das Papier und löſchten ſtellenweiſe die Tinte aus; in der Ecke unten ſtand noch etwas: „Grüße den Schnipp von H. H."

Kurt Steigendorf ſank in die Kiſſen des Wagens zurück — er riß das Fenſter auf — „Halt!" ſchrie er dem Kutſcher zu, „halt!" Und wenn er nicht gerufen hätte, würde ihm die Bruſt geſprungen ſein; er ſtieg aus — es war gerade an der Ecke der Kronenſtraße — er wollte zu Fuße gehen — wohin? — zur Matinée — zu Großberger — in die Welt — in den Reichthum — in die Wüſte.

Der engliſche Garten.

Von

Jacob von Falke.

— Wien. —

In kleineren Dingen der Culturgeſchichte, z. B. im Reich der Mode, iſt es wohl öfter vorgekommen, daß der Geſchmack wie plötzlich in ſein Gegentheil umſchlägt. Bedeutungsvoller aber, auffallender, merkwürdiger iſt es kaum je geſchehen, als da in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Gartenſtil ſich aus dem franzöſiſchen in den engliſchen verwandelte, das will ſagen, aus der Kunſt zur Natur überging.

Denn dieſe zwei, Kunſt und Natur, ſtreiten ſich um Beſitz und Geſtaltung des Gartens. Jene, die Kunſt, hatte im franzöſiſchen Garten, wie ihn Ludwig XIV. und der große Lenôtre geſchaffen, die abſolute Herrſchaft erlangt. Die Natur hatte reine Kunſtformen annehmen müſſen; ſie hatte die Freiheit ihres Wuchſes, die Unregelmäßigkeit ihrer Linien und Geſtalten gegen die geraden Linien und die geraden Flächen, ihre organiſchen Gebilde gegen geometriſche Figuren eingebüßt. Die Natur war Architektur geworden. Da auf einmal wird im Gegenſatz gegen dieſe Kunſt das Princip der freien, ſelbſt der wilden Natur aufgeſtellt als dasjenige, welches den Garten zu geſtalten habe; ſelbſt in demjenigen, was die Hand des Menſchen ſchafft, was in Wirklichkeit Kunſtſache iſt, ſelbſt in Säulen und Bogen ſoll die Natur walten und gebieten. So ſagt der Dichter Pope:

To build, to plant, whatever you intend,
To rear the column or the arch to bend
To swell the terras or to sink the grot,
In all let nature never be forgot.

Und dieſes neue Princip — theoretiſch wenigſtens — wurde binnen wenigen Jahrzehnten durchgeführt und über Europa verbreitet, wie nur bisher der franzöſiſche Gartenſtil. Und das geſchah, höchſt bemerkenswerther Weiſe, zu einer Zeit, da die Welt noch ganz in Unnatur zu liegen ſchien, da ſie aus der Perrücke in den Zopf, aus der Barocke in das Rococo, aus dem Schwulſt in Geziertheit, Laune, Bizarrerie, Schwäche und Kleinlichkeit übergegangen war. Wer hätte den engliſchen Garten mit ſeinem Princip der Naturnachahmung in einer Zeit erwartet, da Reifrock und Puderperrücke, Schönheitspflaſterchen und Schminke, Menuett und Schnürbruſt noch ihrer Blüthe ſich erfreuten?

Und doch war es ſo und mußte ſo kommen. Der engliſche Garten iſt nur die erſte und früheſte Erſcheinung auf der Rückkehr der Welt zur Natürlichkeit in der neuen, werdenden Epoche der Cultur. Daher trifft er noch mit den Charakterzügen der alten Epoche zuſammen, und kann ſelbſt dieſe — wider ſeinen Willen — nicht völlig abſtoßen.

Die Welt war ſatt der hohlen und falſchen Formen, welche Leben, Kunſt und Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. angenommen hatten; ſie hatte es ſatt, in Floskeln zu reden, auf Stelzen zu gehen, mit geſteiftem Rücken ſich zu bewegen und die Dinge unter den Lockenwolken der Perrücke heraus zu betrachten. Sie war krank geworden, und wie der Kranke ſich ſehnt nach Geneſung, ſo ſehnte ſie ſich nach Natur und Natürlichkeit. Herz, Gemüth, Empfindung hatten nicht mehr mitſprechen dürfen unter der Herrſchaft der Formeln und des Ceremoniells. Nun drängten ſie wieder hervor und verlangten die Schranken verkünſtelter Sitte, die erkältende, tödtende Eisdecke über ſich zu ſprengen.

Aber die Natur war ſchneller erſehnt und erwünſcht, als in Wirklichkeit gefunden. Man redete und dichtete von der Natur, man malte und meißelte ſie, aber was man darſtellte, war eine erdichtete Natur, nicht die Natur ſo zu ſagen in ihrer Natürlichkeit, nicht die echte Natur mit ihrem Maß, ihrer Anmuth und Freiheit. Der Maler malte ſie mit falſchen Lichtern und Farben, ſüß, roſig und blau, mit Formen, die er ſich ſelber erfand; der Dichter ſchilderte ſie ſanft und lieblich als die Stätte der Unſchuld und Unverdorbenheit; Hirten und Hirtinnen, oder richtiger geſagt Schäfer und Schäferinnen, denn das Schaf war ja das ſymboliſche Thier dieſer Unſchuldswelt, bevölkerten ſie, unechte Kinder dieſer unechten Natur. Und wie das nur Schein, nur Spiel und Comödie war, ſo ſpielte man auch Natur. Man kleidete ſich in das Gewand der Hirten, das heißt in das vermeintliche Gewand mit kurzen Röckchen, mit ſeidenen Strümpfen und Steckelſchuhen, mit Mieder und Schnürbruſt, und behing ſich und ſeinen Schäferſtab mit bunten Bändern. Zu dieſem Spiel brauchte man auch der natürlichen Scenerie, die der franzöſiſche Garten freilich nicht gewährte.

Aber das war doch nur ein Motiv, nur eine Seite der Culturbewegung, der ein aufrichtiger Drang nach Abwerfung aller Fesseln des Geistes und des Lebens zur Seite ging. Was auf den Höhen der Gesellschaft noch ein Spiel war, wurde im Bürgerthum erst zur sentimentalen Schwärmerei, und gedieh einstweilen nur im Reich des Denkens zur vollen Freiheit. Und auch das nicht ohne Irrwege, denn ein solcher war es doch, wenn Rousseau in seiner Leidenschaft für Natur und Natürlichkeit den Urzustand der Menschen predigt als den idealen Zustand im Gegensatz gegen die verdorbene Zeit.

Diese Richtung des Geistes, wie sie etwa seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts immer deutlicher und allgemeiner hervortrat, konnte über ihren Widerspruch mit Art und Wesen des französischen Gartens nicht lange im Unklaren sein. Der französische Gartenstil beruhte auf dem vollkommen richtigen Princip, daß der Garten ein Werk ist, welches die Kunst zu gestalten hat und nicht die Natur. Aber er verkannte, daß seine Kunstmittel organische Gebilde von eigenen Formen sind, denen sich doch nur bis zu einem gewissen Grade Zwang anthun läßt, die sich nicht nach Belieben gestalten lassen, als wären sie Ziegel- oder Hausteine. Freilich in den Schöpfungen Lenôtres und was in seiner Art entstand, ist die Wirkung so großartig und ohne Zweifel, auch so echt künstlerisch, daß man den Fehler, das Forcirte, in ihnen übersah. Nun aber, was bei Lenôtre geniale Schöpfung war, das wurde bei seinen Nachfolgern und Nachahmern Schablone, und nicht blos das, es wurde auch Werth und Nachdruck, statt auf die Gesammtwirkung, nur auf die kleinlichen Nebendinge, auf die Spielereien der aus dem Grün geschnittenen Figuren, auf die Zeichnung der Teppichgärtnerei, auf die Wasserkünste und dergleichen mehr gelegt. Damit brachte sich der französische Garten um das, worin sein Wesen und sein Recht bestand. Die Kunst in ihm wurde zur Künstelei, das Grundprincip bis zur Carricatur übertrieben.

Um so schneller warf sich der Geschmack auf die andere Seite und ging sofort in das Extrem. Die Kunst sollte gar keine Stätte mehr im Garten haben, Alles nur Natur sein, Nachahmung der Natur bis zur Verwilderung. Selbst dasjenige, was doch Gebilde der Menschenhand sei und nur sein könne, solle diese Hand verleugnen und verbergen.

Daß dieser Gedanke zuerst in England auftauchte, lag in der freieren Bewegung des Lebens und der Geister, welche dort der französischen Aufklärungsepoche voraufging. Poetische und philosophische Geister waren es auch, welche den Kampf gegen den französischen Gartenstil eröffneten, der, wie überall, so auch in England im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts noch der einzig herrschende gewesen war. Addison als Philosoph, Pope als Dichter predigten den Naturstil. Beide legten sich sogar einen Garten nach ihrem neuen Geschmacke an. Addison ließ alles durcheinander wachsen, Blumen der Cultur und Blumen des Feldes, Obstbäume und Bäume des

Waldes. Er wollte nicht wissen, wenn er promenirend seinen Schritt hierhin und dorthin lenke, auf was für eine Gattung von Baum oder Strauch er stieß. Das alles solle sein wie der Zufall in der Wildniß.

Daraus freilich ließ sich kein System, kein Kunstwerk machen, denn schließlich mußte der Garten ja doch immer ein Werk der Kunst sein, welchen Antheil und welche Art von Antheil man ihr auch zuweisen mochte. Es mußte der Künstler darüber kommen und den Gedanken zum Princip und aus dem Princip einen Kunststil machen. Und dieser Künstler war William Kent, der als der Vater des englischen Gartenstils gilt.

William Kent (gestorben 1748) war Architekt, Landschaftsmaler und Gartenkünstler, vielseitig wie die großen Künstler der Renaissance, die Schöpfer des italienischen Gartens, nur daß er in keinem Fache zu ihrer Höhe heranreichte. Indem er das Princip, das die Männer der Literatur aufgestellt hatten, annahm, mußte er alle Eigenthümlichkeiten des französischen Gartens verwerfen, die geschnittenen Wände und Figuren, die graden Linien der Anordnung, die gemauerten Canäle und Bassins, die künstlichen Fontainen und regelrecht über Stufen fallenden Cascaden, das architektonische Gemäuer der Grotten, das künstlich gebaute „Gitter- und Nagelwerk" der Lauben und Pavillons, die Terrassen und Balustraden. Die Natur kennt ja das alles nicht.

Er sah dafür die Natur mit dem Auge des Künstlers, des Malers an und fand in ihr Schönheiten, die den von Cultur verblendeten Augen bisher unbekannt gewesen waren. Er öffnete die Augen und machte sie sehend, sehend für die Schönheiten der englischen Landschaft, die zu intimer Art sind, um von der an Pomp, Schwulst und Pracht und derbe Effecte gewöhnten Epoche des großen Ludwig entdeckt zu werden. Was Kent als Künstler in der englischen Landschaft sah und gewissermaßen entdeckte, das war ein sanft geschwelltes, hügeliges Land in leicht sich krümmenden Linien, überdeckt mit dem frischesten, saftigsten Grün. Zwischen den Hügeln ziehen sich leise und eben strömende Flüsse, zwischen Rasen und Gebüsch schlängeln sich klare Bäche, beginnend mit Quellen, überhangen von dicht belaubten Bäumen. Wälder selten, aber Baumgruppen und Einzelbäume mit gerundeten Laubkronen zahlreich über das Land, über Fluren und Weiden verbreitet, fette Herden von Rindern und Schafen unter ihrem Schattendach gelagert oder auf den Triften weidend. Mit dem frischen Grün contrastirt das dunkle Ziegelroth der Häuser in Städten und Ortschaften, mit der saftigen, stets sich erneuernden Vegetation das Altersgrau der Ruinen von Abteien und Schlössern, deren zerfallende Mauern dichter, dunkler Epheu überzieht. Nirgends Großartigkeit, nirgends Gewalt oder Wildheit, alles bescheiden, still, friedlich, idyllisch. Nur die Wolkenschatten, die vom regenreichen Himmel fast beständig über die Landschaft ziehen, wechselnd mit sonnigen Streifen, geben der Scenerie Leben und Bewegung. Von Farbe, neben dem von Alter verdunkelten Roth der Häuser, nur Grün und Blau, das lichte Grün des Rasens neben dem dunkleren der Ulmen, Eichen, Linden und

Buchen, in der Ferne erblaſſend und bei der dunſtigen Atmoſphäre jedes Bild, jeder Gegenſtand in immer tieferes Blau ſich hüllend.

Das iſt die Natur, die engliſche Natur, wie Kent ſie ſah und in ihren Schönheiten erkannte. Dieſe führte er in ſeinen Garten ein. Anſtatt der geebneten Terraſſen und der horizontalen Flächen erhält der Boden Anſchwellungen, Erderhöhungen, die in ſanften Linien anſteigen und abfallen. Ueber ſie hin ziehen ſich ſaftige Raſenflächen mit kurz gehaltenem Graſe, dann Wieſen und Weiden, reichlich belebt von weidendem Vieh oder Wild, das den Bildern des Landſchaftskünſtlers die nothwendigſte Staffage giebt, hier und da auf der weiten Fläche ein mächtiger Baum, der ſeinen dunklen Schatten in das lichte Grün wirft. Von rechts und links erſcheinen Baumgruppen in vorſpringender und zurückweichender Schlangenlinie, oft ſo weit geſtreckt, daß ſie ſich im duftigen Blau der dunſtigen Ferne verlieren. An den Grenzen und gegen Ende treten die Baumgruppen, Klumpen (clumps) genannt, dichter zuſammen und bilden den waldartigen Park, nicht ohne Ausſichten in das gleichgeartete Land hinaus frei zu laſſen. Die einzelnen Gruppen, ſowie nicht minder die gedrängten Maſſen ſollen in ihren Horizontlinien bewegte Contouren bilden, bald hoch, bald niedrig, gerundet oder geſpitzt, wechſelnd in Kugelformen der Laubbäume mit den Pyramidenformen des Nadelholzes, ſchlanke, ſäulenartige Pappeln aufſchießend aus dem gleichförmigen Gewölbe der gerundeten Kronen. Dunkle Tannen, ſchwarzlaubige Erlen treten zum helleren Grün der Birken und Buchen und Ulmen, zum blinkenden Grau der Silberpappel. Zur knorrig derben, immer in der Linie gebrochenen, immer eckig und kantig abſpringenden Eiche mit ihrer rauhen, zerriſſenen Rinde und ihren durchwetterten Aeſten geſellt ſich der weiße, glatte, gerade und kräftige Stamm der Buche oder die ſchlanke, hochaufgeſchoſſene Tanne. So ſucht der Künſtler Abwechslung und Contraſt in den einförmigen Charakter ſeiner landſchaftlichen Natur zu bringen, Abwechslung in Farbe und Form und in Gruppirung und Verſchiebung der Theile. Wenn der franzöſiſche Garten alles möglichſt zuſammendrängt zu einem einzigen großen Effect, ſo vertheilte Kent ſeine Mittel, um Bild hinter Bild zu ſchieben und den Garten zu einer Reihe von größeren und kleineren Scenen zu geſtalten.

Das reichliche Waſſer, das die engliſche Landſchaft bietet, kam ihm zu Hülfe. Freilich ſtürzte es nicht brauſend vom Felſen herab, aber deſſen bedurfte er auch nicht. Er ließ den Strom ſanft zwiſchen waldigen Gruppen dahin fließen, er ließ den Quell blinkend aus dem Dunkel überhängender Bäume hervortreten und als Silberbach durch Geſträuch und blumige Wieſen ſich ſchlängeln. Er grub Teiche und Seen aus mit Ufern, die hier flach ſich ſenkten, dort zu Hügeln ſich erhoben, hier in Halbinſeln vorſprangen, dort in Buchten ſich einzogen, hier mit Raſengrün erglänzten, dort von Bäumen dunkel überſchattet waren. Im See erhob er Inſeln, eben oder hügelig, mit ſchön geformten Baumgruppen, erreichbar durch zierliche Schifflein oder durch Brücken von allerlei Geſtaltung.

Seen und Teiche, die Form der Inseln, der Lauf von Fluß und Bach, die Grenzen der Waldpartien, alles mußte unregelmäßig, in gewundener Linie gestaltet sein. Vor allem aber auch die Wege. Die gerade Linie, der gerade Weg waren absolut ausgeschlossen. Warum? Weil sie auch in der Natur sich nicht finden, weil die Natur sie nicht schafft. Man kann freilich sagen, die Natur schafft auch die krummen Wege nicht, sondern des Menschen Hand und Fuß. Aber es ist doch etwas Wahres daran. In der Regel winden und krümmen sich die Wege in der freien Landschaft, aber es geschieht doch nur, um Hindernissen auszuweichen, nur, weil die Unebenheiten des Bodens dazu zwingen. Die Wege winden sich um die Höhen oder folgen dem Lauf der Thäler. Insofern nun im englischen Garten diese Unebenheit des Bodens in leichten Höhen und Tiefen nachgeahmt wird, ist es recht, daß die Wege sich krümmen wie sie, nur ist eine ästhetische Nothwendigkeit, ein absolutes Gesetz, zumal wo der Boden horizontal eben ist, nicht vorhanden.

Aber es war noch ein anderes Ziel außer dem ästhetischen, ein praktisches Ziel, das der neue englische Garten mit der krummen Linie verfolgte. Wie der Garten sich aus einer Reihe von Bildern und Scenen zusammensetzt, so ist es mit den gewundenen Wegen möglich, nach einander und unmerklich zu all' den verschiedenen Bildern, schönen Punkten und Aussichten zu gelangen und den Wanderer nach dem Belieben und der Absicht des Künstlers bald über freie, sonnige Flächen, bald durch dichtes Gesträuch, bald durch das Helldunkel der lichteren Haine, bald durch tiefen Waldesschatten zu führen. Aus diesem Grunde war der gewundene Weg im englischen Garten eine Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit wurde aber schon von Kent so sehr als eine absolute betrachtet, daß selbst die Wege, welche zum Wohngebäude, zu Schloß oder Villa führten, bis hin zum Portal sich krümmen mußten.

Nur der Architektur freilich mußte man ihre geraden Linien lassen, doch auch diese suchte man durch Bäume zu brechen, welche man davor oder daneben pflanzte, um mit ihren Laubmassen die Horizontalen und Senkrechten des Gebäudes zu überschneiden und zum Theil zu verdecken. Man glaubte auf diese Weise das Werk der Menschenhand mit der Natur in Einklang zu setzen, mit ihr in Eins zu verschmelzen.

Der Garten sollte ja nur ein Stück der Natur, ein Ausschnitt der Landschaft sein, in welchem sich die Bilder und Scenen, welche das Land zu bieten hatte, auf engen Raum zusammendrängten. So im Zusammenhang mit der Umgebung, desselben Charakters, mußte der Garten seine Schranken fallen lassen und den Blick in das freie Land hinaus gestatten. Da aber der Engländer durchaus nicht geneigt ist, seinen Besitz dem Publikum zu öffnen, vielmehr vornehme Abschließung seinem Charakter entspricht, so ließ man zuvor die Mauern fallen, umschloß aber Garten oder Park, wenigstens überall dort, wo eine Aussicht vorhanden war, mit Graben und versenkter Mauer, einer wie unsichtbaren Begrenzung, die man, weil sie den unachtsamen Wanderer stutzig machte, Aha! nannte.

In Weiterführung dieses Princips, der Einheit des Gartens mit seiner Umgebung, gelangte man dahin, die Umgebung, wo es nöthig war, nach dem Garten umzuformen und mit ihm in Einklang zu setzen, so daß schließlich durch diese „Verschönerung der Landschaft" das ganze England wie zu einem weiten Garten oder Park verwandelt wurde, der Wälder, Ackerfelder, Wiesen und Weiden, Seen und Ortschaften in sich einschloß.

Aber das ging nicht so schnell, nicht auf einmal und nicht ohne Widerspruch, noch ohne mancherlei wechselnde Momente des Geschmacks.

Wenn auch der neue Garten Kents, wie er dem Geiste der neuen Culturepoche entsprach, sofort den Beifall der Zeitgenossen fand, so waren doch die alten, regelmäßigen Gärten nicht auch sogleich in den neuen Gartenstil umgeschaffen. Wo die zahllosen Alleen alter Bäume umgehauen und ausgerodet worden, da brauchte es Zeit, bis die jungen Anpflanzungen wieder emporgewachsen waren. Es regte sich auch wohl Widerwille und Widerspruch, daß England so seines schönsten und stolzesten, zum Theil uralten Baumwuchses beraubt und so schattenlos gemacht werde. So viele auch bereits der Gärten von Kent und gleichgesinnten Genossen und Nachfolgern, wie Bridgewater und Brown, umgeschaffen oder neu angelegt wurden, so zeigt noch gegen das Jahr 1750 das illustrirte Prachtwerk Britannia illustrata die Gärten durchweg im alten Stil. Von da an wurde es rasch anders und der neue Stil wurde der herrschende.

Es geschah aber auch eine Aenderung mit dem englischen Garten in einem anderen Sinne. Man konnte sich nicht verhehlen, daß der neue Gartenstil als Nachahmung der bescheidenen landschaftlichen Schönheit Englands an Einförmigkeit litt. Im französischen Garten überwältigte der große Anblick; im englischen gab es wohl eine Reihe von Bildern, aber das eine unterschied sich nicht viel von dem anderen, und die meisten waren von kleiner und intimer Art. Das System der clumps, der zerstreuten Baumklumpen, unkünstlerisch behandelt, war rasch zu einem gewöhnlichen Mittel herabgesunken, das nur der Einförmigkeit und der Langeweile Vorschub leistete. Schon Kent hatte das gefühlt und hatte daher, seinen Anlagen mehr Abwechselung und Interesse zu geben, seine Zuflucht zu Nebendingen genommen, zu Ruinen, allerlei Brücken, Pavillons und sonstigen Gebäuden in Tempelform, was — dieses letztere wenigstens — seinem Princip eigentlich entgegen war. Er hatte auch nicht vermocht, die zweifelnden Gemüther damit zu befriedigen. Da kam eine neue Erscheinung bei diesem Uebelstande zu Hülfe.

Im Jahre 1757 erschien in London ein Buch des Architekten Chambers über die Sitten, Gebräuche, Wohnungen und Einrichtungen der Chinesen. In diesem rasch verbreiteten und berühmt gewordenen Buche gab es auch eine Darstellung des chinesischen Gartens, in dem man das gleiche Princip erkannte, welches dem neuen englischen Garten zu Grunde lag, die Nachahmung der Natur. Auch der chinesische Garten sollte ein Abriß, ein

Mikrokosmus des Landes sein. Er sollte auf kleinem, beschränktem Raume alles das vereinigen, was das weite, an Verschiedenartigkeit des Bodens so reiche China von landschaftlicher Scenerie besaß. Das Land hatte und hat keinen Mangel an Berg und Thal, an Wald und Wasser; es hat Hochgebirge und Ebenen, Felsen und Sümpfe, stürzende Gewässer und breite Ströme; es hat die Romantik der Wildniß, menschenleere Einöden und liebliche, wohlbebaute Fluren, die von Menschen wimmeln; es hat Seen und Teiche, wild abstürzende und zerrissene Küsten und sanft sich neigende Ufer; es verbindet die Vegetation des Südens mit der Pflanzenwelt des Nordens und des Hochgebirges.

Das alles verlangte der Chinese von seinem Garten. Sein Garten sollte alle diese verschiedenen Charakterzüge der Natur vereinigen, aber, wie denn der Geschmack des Chinesen sich überall dem Bizarren zuwendet, er sollte sie vereinen im Contraste, so daß dem Wanderer bei jeder neuen Wendung immer das entgegengesetzte Bild dessen erschiene, das er soeben gesehen hatte. So folgte der lieblichen Blumenwiese eine Scene mit drohend überhängenden Felsen, der Stätte vollkommenster Cultur, eine öde Wildniß mit verbrannten und verlassenen Hütten, niedergeworfenen verkohlten Baumstämmen, die Wohnstätte von Eulen, Geiern, Schakalen. Aus sonniger Halde trat man in schroffe, finstre Felsenschluchten, von deren Hängen wilde Bäche herabstürzten, um sich rollend und grollend unter den Füßen zu verlieren. Die Seen und Teiche mit ihren wechselvollen vor- und zurücktretenden Ufern schmückten Inseln, bald felsig steil, bald flach und blumig, verbunden mit dem Festlande durch bizarre, oft hoch aufsteigende, mit den reichsten Farben und Zierraten behängte Brücken. Auf den Höhen sah man bunte Tempel mit ihren aufgebogenen, mit Glöckchen behängten Dächern, in den Thälern liebliche Dörfchen mit Strohdächern. Reich geschmückte Schifflein glitten über die stillen Wasserflächen und landeten an Hafenplätzen mit Stiegen, Fahnenstangen und phantastischen, barocken Thiergestalten, die sphinxartig auf den Treppenwangen sich lagerten.

Dies Bild des chinesischen Gartens erscheint von dem englischen so verschieden wie möglich, weil eben die Natur eine andere ist. Das hinderte aber nicht die Nachahmung; man fand die Verwandtschaft im Princip und so entlehnte man jenem Garten, was man brauchen konnte, mit um so weniger Anstoß, als ja das Chinesenthum zur Mode des Rococo gehörte. Chineserien trugen die Damen auf ihren Kleidern, die Wände als Tapeten, die Tische als Tafelgeschirr. Der eine Zopf stimmte zum anderen.

Freilich die Contraste, wie sie in China die Beschaffenheit des Landes dem Garten bot, waren in der zahmen, idyllischen Landschaft Englands nicht zu finden und schwer zu beschaffen. Romantisch schaurige Felspartien, wilde Einöden, hoch herabstürzende Gießbäche, darauf mußte man verzichten oder sich mit kleinlicher, an das Lächerliche streifender Nachahmung begnügen. Dafür hatte man mit der reichen Ausstattung der verschiedenen Gebäude

und dem wechselnden Interesse, das sie boten, um so leichteres Spiel. Es paßte zwar nicht recht zum eigentlichen erkornen Kunstprincip, denn was hatte eine Pagode oder ein chinesischer Pavillon im englischen Garten zu thun, aber man war über diesen Widerspruch mit sich selber bereits hinaus.

So wurde, was Kent und seine Zeitgenossen bescheiden angewendet hatten, nun zur wahren Leidenschaft. Alle Höhen und alle Tiefen wurden mit Ziergebäuden versehen, zu denen alle Zeiten und alle Länder die Motive hergaben. Griechische und römische, von Säulen getragene Tempel, gothische Kapellen und Burgen, türkische Kioske, arabische Moscheen, indische Pagoden, chinesische Gartenhäuser, strohgedeckte Hütten, roh gezimmerte Einsiedeleien, sie boten allerdings Wechsel nnd Contrast, wenn man von einer Scene des Gartens zur anderen kam. Meist waren sie um ihrer selbst willen da, zur Zierde und zur Lust, sodann aber auch zum Nutzen, denn in die großen englischen Gärten wurde wie die Landschaft, so auch wohl die Landwirthschaft, die Felder und die Weiden, wie der Betrieb mit hineingezogen. Sie dienten als Gärtnerwohnung, als Eiskeller, als Aufbewahrungsräume für das Geräthe, als Meiereien, als Ställe für Schafe und Kühe, und was die Oekonomie sonst bedurfte.

Aber das nicht allein. Neben dem Nutzen und der Rücksicht auf die Schönheit verlangte noch vielmehr das Gemüth oder richtiger das Gefühl auch in dieser Beziehung sein Recht. Wir erinnern uns, wie oben dargestellt wurde, daß die Culturepoche Ludwigs XIV. die Gemüthsseite an den menschlichen Dingen zu Gunsten einer kalten Form unterdrückt hatte, und daß nun in dieser Periode das Gefühl wieder die Schranken der Etiquette durchbrochen und als Naturschwärmerei, als Sentimentalität oder Empfindsamkeit zur Erscheinung gekommen. Das Herz, der Fesseln ledig, schwelgte in Gefühlen und ergoß sich in Thränen beseligter Rührung, ohne für seine Gefühle noch eine andere Sprache als diese allgemeine Ausdrucksweise finden zu können.

Diese schwärmerische Stimmung nun, von welcher die Idyllendichter, die Romanschriftsteller, die Lyriker, die Reisebeschreibungen, die Philosophen selbst Zeugniß ablegen, fand auch im Garten eine Stätte, und hier um so mehr, als sie ja eins war mit der erwachten Sehnsucht nach der Natur. Nun wurden die Tempel, die bisher den antiken Göttern gewidmet und mit ihren Statuen versehen waren, der Freundschaft, der Liebe, der Tugend, der Einsamkeit, der Melancholie, dem Wiedersehen u. s. w. geweiht. Da der Kreis solcher abstracten Empfindungen aber bald erschöpft war, so ging man zu concreteren Gegenständen über, zu seinen Lieblingsdichtern, zu berühmten Persönlichkeiten, zu historischen Begebenheiten, zu Schlachten, kühnen Fahrten und Entdeckungen, denen allen man so ein Denkmal der Erinnerung setzte, obwohl sie mit der Stätte desselben weiter keinerlei Beziehung hatten, als sie in den Gefühlen des Gartenbesitzers bestand. Und wie es denn nicht bei den abstracten Gefühlen geblieben war, so auch nicht bei der Tempelform. Man errichtete eben ein Monument und dieses nahm eine Gestalt

an, wie sie etwa in früheren Zeiten vorgekommen war und gerade dem herrschenden Geschmack entsprach. So bevölkerte sich der Garten mit Pyramiden und Obelisken, mit Hermen und Büsten, mit Nischen und ihren Statuen, mit abgebrochenen Säulen, an die der Genius mit gesenkter Fackel sich lehnte, vor allem mit der Todtenurne, über welche die Thränenweide ihre Zweige herabgoß. Der Garten wurde eine Stätte der Erinnerung, eine Stätte des Todes und der Melancholie.

Denn das war, ganz dem vorwiegenden Geiste der Zeit entsprechend, vor allem der Charakter, den der Garten zur Erscheinung bringen sollte, der Charakter der, wie man damals sagte, süßen Melancholie. Man wollte zwar — theoretisch, nach chinesischem Muster — heitere und finstere, idyllische und romantische, liebliche und schaurige Scenen mit einander abwechseln lassen, aber da die englische Landschaft doch in Wirklichkeit nur die eine Seite besaß, die idyllisch sanfte, so war es auch ganz vorzugsweise dieser still melancholische Charakter, den der englische Garten erkennen ließ.

Und dem entsprachen auch die Gedichte, oder vielmehr die Verse und Sprüche, mit denen man alsbald den Garten wie mit den Monumenten erfüllte. Es war eine zweite Krankheit des englischen Gartens. Da man nicht jedem Besucher zutrauen konnte, daß er ohne Weiteres die Sprache des Gärtners verstände und auch die Gefühle mitfühle, welche der Besitzer an dieser und jener Stelle hatte zum Ausdruck bringen wollen, so mußte ihm das zu mehrerer Deutlichkeit mit Hilfe von Dichtercitaten gesagt werden. Sie sagten ihm, wo er fröhlich, wo er traurig sein, wo er lachen, wo er weinen solle, wo er anzubeten, wo er sich in stille Empfindung zu versenken habe. An Dichtermaterial fehlte es nicht. Der klassisch Gebildete citirte die Alten, vor allem Horaz und die Elegiker, der Schwärmer fand in den Natur- und Idyllendichtern seiner Zeit, bei den Engländern, Franzosen, Deutschen, überall die Fülle passender, auch wohl unpassender Gedichte. Man setzte diese Citate als Inschrift auf die Denkmäler, schrieb sie auf die Bänke, heftete sie auf Tafeln an die Bäume oder schnitt sie in die Rinden ein. Der Wanderer konnte bald nirgends mehr ihrer Aufdringlichkeit entgehen. Nirgends war ihm mehr sein eigenes Gefühl, seine eigene Betrachtung gestattet.

Von all dem kann man nun gewiß nicht sagen, so sehr auch die Natur dabei betheiligt war, daß es den englischen Garten im Einklang mit seinem erkorenen Kunstprincip, der Nachahmung der Natur, erhalten hätte. Aus diesem Gesichtspunkt waren Kunst und Literatur, wie sie im Garten Anwendung gefunden hatten, jedenfalls eine Verirrung. Man ging aber noch weiter in dieser Richtung, indem der wechselnde Zeitgeschmack zwar gerade nichts Neues brachte, aber doch der einen oder der anderen uns bereits bekannten Erscheinung eine bevorzugte, für eine Zeit lang fast ausschließende Bedeutung gab.

Eine solche Erscheinung war für jene Zeit, da noch die Natur-

sentimentalität in höchster Blüthe stand, da man noch wandelte „auf der Spur der süßen, heiligen Natur", die Einsiedelei, die vermeintliche Wohnstätte des Eremiten, der man auch wohl einen solchen Waldbruder oder Einsiedler mit grauem Bart und brauner Kutte lebend oder als stumme Puppe zum Bewohner gab. Ursprünglich eine aus Baumstämmen und Buschgeflecht roh gezimmerte, mit Lehm beworfene Hütte, die auf dem Strohdache ein Glockenthürmchen zu tragen hatte, wuchs die Eremitage nach und nach zu einem Wohnhaus im Walde oder am Waldesrande heran, selbst zu einem ländlichen Schlosse, in dem die hohe Herrschaft sich frei vom Zwang der Etiquette einem mehr ungebundenen Leben überließ. Rousseau, wie bekannt, bewohnte eine Zeitlang eine solche Einsiedelei am Walde von Montmorency, übrigens keine strohgedeckte Hütte, sondern ein behagliches Wohnhaus. Den Namen haben ja noch heute Schlösser und Schlößchen behalten, obwohl diese Naturschwärmerei und diese Bewohner längst geschwunden sind.

Aber dem Garten ist — leider — ein anderes noch immer geblieben, das sind die Gartenhäuser, Brücken, Bänke aus rauhen, rohen Baumstämmen und Prügeln zusammengefügt, mit denen man die Gärten überreichlich ausstattete, weil man glaubte, daß sie eben in ihrer ungefügen Rohheit mit der Natur am besten harmonirten. Aber nichts kann mit der Natur in Harmonie stehen, was an sich Unnatur ist. Die Natur schafft keine Häuser, Bänke, Brücken, Geländer, sondern des Menschen Hand für des Menschen Gebrauch, und darum müssen diese Dinge vor allem zweckmäßig sein und sodann schön nach ihrer Art. Jene ungefügen Gegenstände aber sind das Gegentheil, unbequem, häßlich, unsolide.

Dieser Schwärmerei folgte in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wie in Architektur und Gewerbe so auch in den Gebäuden des Gartens der antikisirende Geschmack, der, obwohl schon früher entstanden, vom ersten französischen Kaiserreich den Namen des Empirestils erhalten hat. Der Tempel gab es ja, wie wir gesehen haben, bereits genug im englischen Garten, nun aber *mußten* die Gebäude eben Tempel sein, einerlei ob sie dem Nutzen oder einer Idee dienten, ob sie Wohnungen, Ställe, Meierhöfe waren oder Denkmäler der Erinnerung und der Freundschaft. Und zwar nicht nur einfach, der Form nach, dorisch, jonisch, korinthisch, römisch, sondern mit blendend weißem Kalkanstrich, als ob sie glänzender Marmor wären, leuchteten sie aus dem Grün hervor. Zum Unglück waren auch sie leichter geschaffen als entfernt, da ein neuer Geschmack kam und an die Stelle des antiken Classicismus die Romantik in den Garten einführte. Hier und da wurden die klassischen Bauten verdrängt und beseitigt, anderswo blieben sie neben den Schöpfungen des neuen romantischen oder mittelalterlichen Geschmacks.

Dieser neue Geschmack kam auch nicht von ungefähr und wie zufällig. Das Motiv der epheubekleideten Ruinen hatte die englische Landschaft überall dem Gartenkünstler dargeboten und war auch bereits von Kent und seinen

Nachfolgern benützt worden. Auch hier und da hatte man es mit einer spitzbogigen Kapelle oder einer Burg versucht. Es war aber nur ein Motiv neben anderen gewesen. Da war es zuerst die schöne Literatur, welche, nach Neuem suchend, mit Novellen, Romanen, Balladen und Epen den Geist in das Mittelalter zurückführte. Der Literatur folgte die Kunst, und die Gothik wurde der Stil in der Architektur, allerdings auch nur episodisch und nicht einmal in dem Maße, wie es der antikisirende Stil des Empire gewesen. Von der Architektur drang dann der gothische Stil in den Garten ein und wurde hier um so willkommener aufgenommen, als in England einzelne Dichter und Schriftsteller auftraten, wie Knight und Uvedale Price, welche, immer festhaltend an dem Princip der Nachahmung der Natur, den pittoresken, d. h. den wildmalerischen, romantischen Charakter empfahlen anstatt des idyllisch malerischen. Ruinen von Kirchen und Kapellen, gebrochene Thürme, verfallene Schlösser, das galt für das specifisch Pittoreske, und man ging selbst so weit, Schlösser und Villen, in denen man wohnen wollte, als Ruinen zu bauen. Die vernünftigen Geister begnügten sich freilich mit dem gothischen Stil überhaupt, d. h. wie er damals aufgefaßt wurde, mit spitzbogigen Thoren und Fenstern und angeklebtem oder angemaltem Maßwerk im Innern. Und wie die alten Schlösser in England aus dem regelmäßigen Palladiostil nunmehr in den neugothischen umgebaut wurden, so geschah es auch mit den Lusthäusern und Nutzgebäuden. Kühe, Pferde, Schafe, die eben noch in einem säulenumgebenen, marmorn schimmernden Hause gewohnt hatten, fanden sich nun in einer gothischen Burg mit gebrochenen Bogen und Thürmen.

Diesen Entwickelungsgang des englischen Gartens, der uns an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und schon darüber hinaus geführt, hatte das übrige Europa, wenigstens nordwärts der Alpen, regelmäßig mitgemacht, nur daß England immer tonangebend vorangegangen war. Von Spanien bis nach Moskau, von Skandinavien bis nach Italien hinunter waren die Gärten im englischen Stile neu- oder umgeschaffen worden. Die Bewegung hatte eine ganze Literatur hervorgerufen, Fachleute und Aesthetiker hatten für den englischen Garten geschrieben und Dichter wie Delille in seinen berühmten „Jardins“ die Grundsätze und Regeln der neuen Gartenkunst in Verse gebracht.

Am meisten Widerstand leisteten die alten italienischen Gärten, die zu sehr mit der Architektur der Paläste und der bergigen Beschaffenheit des Landes verwachsen waren, um sich einem Garten zu beugen, der sich aus der eigenartigen Natur der englischen Landschaft herausgebildet hatte. Um so begieriger wurde der neue Stil in Deutschland und Frankreich aufgenommen, und ganz besonders in dem letzteren Lande, trotzdem es ja seinen eigenen Gartenstil besaß und der Welt bis dahin aufgedrängt hatte. Es war auch kein Hinderniß, daß die Beschaffenheit des Bodens so vielfach der englischen Landschaft unähnlich war und daher einer englischen Anlage

Schwierigkeit bereitete. Alsdann trat die romantische Seite mehr in den Vordergrund, Felsengrotten, Cascaden, wilde Schluchten, Einöden und was sonst dahin gehört. Sonst aber machten die neuen französischen Gärten den ganzen Wandel und Wechsel des Geschmacks mit, den der englische Garten erlebt und erlitten hatte. Sie füllten sich gleicherweise mit Gebäuden jeglichen Stils, mit Monumenten und Einsiedeleien; sie huldigten der antikisirenden Tempelpassion, der Romantik der Ruinen und Burgen.

Als es dahin gekommen, als diese Bewegung der Gartenkunst sich in ganz Europa vollzogen hatte, regte sich in England bereits die Reaction, nicht zwar eine Reaction im französischen Sinne, in der Richtung des architektonischen Gartens, sondern in Absicht der Reinigung von allen Irrthümern und Verkehrtheiten, in welche sich der englische Garten verrannt hatte. Repton war es, der erste und bedeutendste unter den englischen Gartenkünstlern gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der zum reinen Kunstprincip, wie es Kent theoretisch aufgestellt hatte, zurückging und von allen untergeschobenen sentimentalen Gedanken, von allen Eindringlingen des Modegeschmacks absah. Der Garten sollte eine künstlerische Gestaltung der Landschaft sein, ein Kunstwerk, dessen Kunstmittel seine natürlichen Gebilde in ihren natürlichen Formen wären, Rasen, Blumen, Gesträuche und Bäume nebst Gewässern oder was sonst die Beschaffenheit des Bodens zu künstlerischer Verwerthung darbot.

Indem diese Ansichten nicht blos in England, sondern alsbald auch auf dem Continent durchdrangen, wurde aus dem englischen Garten der moderne landschaftliche Garten, welche neue Bezeichnung auch Repton bereits gebraucht. Der landschaftliche Garten hat im Grunde dasselbe Kunstprincip wie der englische Garten, nur in gereinigter und berichtigter Anwendung — gereinigt in sofern als er das Ungehörige abweiset, berichtigt, weil er der verschiedenen Beschaffenheit der Länder Rechnung trägt. Der englische Garten des achtzehnten Jahrhunderts hat überall in allen Ländern den idyllisch-zahmen, den melancholisch-sanften Charakter der englischen Landschaft zur Voraussetzung, der moderne Stil aber nimmt die Landschaft, wie er sie vorfindet, und gestaltet den Garten nach ihrer Beschaffenheit zu einem Kunstwerk. So ist der landschaftliche Garten ein anderer in der Ebene, ein anderer in wasserreicher Gegend, ein anderer im Hügel- und Gebirgslande, ein anderer nach der Vegetation des Nordens und des Südens, Unterschiede, welche im achtzehnten Jahrhundert verkannt wurden.

Dieses Kunstprincip des Gartens ist offenbar richtig; seine Anhänger irren aber darin, daß sie es bisher für das alleinzig richtige hielten und überall in allen Lagen, mitten in der Stadt wie im freien Felde anwendeten. Sie büßen diesen Irrthum, heute wo der Geschmack sich neuerdings wendet und daran geht, den architektonischen Garten in seine verlorenen Rechte, soweit sie ihm zukommen, wieder einzusetzen.

Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Von

Ed. Grafen von Lamezan.

— Wien. —

III.

Stellmacher und Kammerer.

(Schluß.)

Nachdem auf solche Weise alle in dem Geschäftslocale anwesenden Personen zum Verstummen gebracht waren, schritten die drei Thäter dazu, sich der in der Wechselstube vorfindlichen Werthe zu bemächtigen. Die Beute war keine ganz unbeträchtliche, sie betrug 3755 Fl. österr. Währ. in baarem Gelde und ungefähr 4000 Fl. in Werthpapieren verschiedener Art. Während der eine der Strolche diese Dinge aus der offenen Geschäftskasse und den Portefeuilles zusammenraffte, hatte ein anderer sich damit befaßt, die letzten Blätter aus dem Geschäftshauptbuche des Eisert herauszureißen und an dem Lichte der Gasflamme zu verbrennen, doch gelang ihm dies nicht, denn in dem Augenblicke, wo er sich dazu anschickte, trat eine Person, welche bei Eisert die Geschäfte einer Bedienerin versah und sich kurz vor der That auf wenige Augenblicke aus dem Locale entfernt hatte, wieder auf dem Wege vom Hofe des Hauses in dasselbe ein und erblickte die drei fremden Männer. Sie stieß zwar einen Schrei aus und veranlaßte dadurch die Thäter zur Flucht auf die Straße hinaus, allein der Schrecken hatte sie nach ihrer Angabe derart gelähmt, daß sie unfähig war, ihnen zu folgen und irgendwie zu ihrer Anhaltung beizutragen. Im Gewühle der menschenerfüllten Straßen gelang es ihnen zu entkommen.

Die behördliche Commission, die sogleich am Thatorte erschien, fand daselbst auch einen Stift oder Nagel ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, dessen Körper einem im Schuhmachergewerbe verwendeten sog. Leistennagel entnommen, dessen Kopf aber in einer Art, wie man dies in keinerlei bekanntem Ge-

werbe oder Handwerk zu gebrauchen pflegt, angelöthet und hergerichtet erschien. Man nahm diesen Stift zwar in Verwahrung, ohne daß man aber in der Lage gewesen wäre, aus diesem an sich ganz unaufklärlichen Funde damals irgend welche Folgerungen zur Ermittelung der Thäter abzuleiten. Die Bedeutung desselben sollte sich erst in einem späteren Zeitpunkte ergeben.

Die schreckensvolle That, die ich im Vorstehenden zu schildern unternahm, hatte durch die außergewöhnliche Kühnheit der Verübung, durch die unerhörte Grausamkeit der Thäter und die erschütternde Wucht des Unglücks, das da in wenigen Augenblicken eine Frau ihres Gatten, eine Mutter ihrer Kinder beraubt hatte — die Gemüther der Bevölkerung unserer Stadt bis in das Tiefste ergriffen, jedes Herz erfaßt und erbeben gemacht! Wenige Tage vorher hatte eben noch die Entdeckung der Greuelthaten eines Hugo Schenk und seiner Genossen die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt, und nun überboten die Schrecknisse der neuesten Ereignisse weitaus Alles, was bisher erlebt und gehört worden. Alle Welt befaßte sich nur mit der Frage der Ausforschung der Urheber dieser so furchtbaren Unthat und je länger die Ungewißheit in diesem Punkte andauerte, desto größer war die allgemeine Beunruhigung. Für Jeden, der sich der Einzelheiten des Attentates auf Heilbronner entsinnen wollte, von dem man schon durch die Verhaftung des Kumitsch wußte, daß es das Werk der anarchistischen Socialisten war, konnte es ziemlich zweifellos sein, daß auch der Ueberfall bei Eisert des gleichen Ursprunges, vielleicht von denselben Thätern verübt, jedenfalls aber von denselben Köpfen geplant und geleitet sei, so sehr stand die Wahl des Ortes, der Tageszeit, der Vorgang bei der Verübung selbst und insbesonders der ungewöhnliche Einfall, die Blätter des Hauptbuches zu verbrennen, in voller Uebereinstimmung. Doch war mit dieser Gewißheit an sich auch noch wenig gewonnen. Wenige Tage nach der That bemächtigte sich die Behörde zweier übel beleumundeter und schon öfters bestrafter Subjecte, Namens Josef Pongracz und Johann Dürschner, gegen welche verschiedene verdachterregende Umstände, insbesondere ihre Erwerbslosigkeit und einiger unaufklärlicher Besitz von Geldmitteln vorlagen, allein je weiter die Untersuchung gegen sie vorschritt, desto mehr zerbröckelten sich diese Verdachtsmomente bis zur völligen Haltlosigkeit. Insbesondere war es gewiß, daß man in diesen beiden Individuen es mit Emissären der anarchistischen Partei oder mit Werkzeugen derselben nicht zu thun hatte; es fehlte hierfür durchaus an jedem Zusammenhange. Allerdings ergaben sich bei der Nachforschung nach dem Leben und Treiben dieser zwei Personen gegen sie die Indicien anderweitig verübter Verbrechen und führte dies auch zur Verurtheilung des Pongracz zu mehrjähriger Kerkerstrafe, doch in die Angelegenheit Eisert war damit noch kein Licht gefallen. Erst nach der Verhaftung Stellmachers am 25. Januar ergab sich der erste Anhaltspunkt, und von diesem aus erhellte sich nach und nach der ganze Sachverhalt in solch überzeugender Weise,

daß es des heute vorliegenden Geständnisses des Anton Kammerer kaum mehr bedurfte, um die Richtigkeit der Annahmen, auf denen die Verurtheilung des Stellmacher wegen des Raubmordes an Eisert beruhte, vollkommen außer Zweifel zu setzen.

Ich gehe daher zu jenen Ereignissen über, welche diese Verhaftung veranlaßten.

Am 25. Januar Morgens zwischen 7 und 8 Uhr begab sich der dem k. k. Polizeiamte Floridsdorf, demselben, bei welchem Concipist Hlubek thätig gewesen war, zugewiesene Agent oder Amtsdiener Ferdinand Blöch von seiner am sogenannten „Mühlschüttel" gelegenen Wohnung zu seinem Amte. Blöch war ein sehr pflichteifriger und unerschrockener Mann, der selbst nach der Ermordung Hlubeks die ihm zugedachte Versetzung auf einen andern Dienstposten abgelehnt hatte, und es mag daher wohl sein, daß er sich in früherer Zeit, als Anton Kammerer noch im Bezirke sein Unwesen trieb, durch genaue und intelligente Erfüllung seiner Dienstesobliegenheiten den Haß dieses Gesellen zugezogen hat; im Uebrigen aber konnte sein Einfluß und die Wirkung seiner Amtsthätigkeit doch nur eine seiner untergeordneten Stellung angemessene sein. Der Weg, welchen dieser Mann zurückzulegen hatte, führte ihn durch eine hinter den Gärten gelegene, mit vielem Gestrüpp bewachsene Vertiefung, eine ehemalige Schottergrube, und hier war es, wo sich ihm plötzlich ein Mann näherte, der schon einige Zeit dort gelauert hatte, ihn bei seinem Namen rief und als Blöch sich umwendete, aus unmittelbarer Nähe einen Revolverschuß auf ihn abgab, welchem noch, auch als der Mann schon zu Boden gestürzt war, sechs weitere Schüsse folgten: einer derselben traf den Kopf des Opfers in absolut tödtlicher Weise, vier die Brust, zwei andere Körpertheile. Zeit und Ort dieser That waren, wenn der Thäter gesonnen war, sich durch die Flucht der Ergreifung zu entziehen, nicht klug gewählt, denn zu der erwähnten Stunde war die, wenn auch spärliche Bevölkerung der Umgebung doch schon an ihrem Tagewerke oder auf den angrenzenden Wegen. Die That verlief auch wirklich nicht ohne Augenzeugen; ein Weib hatte den ganzen Vorgang beobachtet, auf ihr Geschrei eilten Leute aus verschiedenen Richtungen herbei, allein Angesichts derselben beugte sich der Thäter noch über den Körper seines Opfers und entnahm ihm ein Notizbuch, eine silberne Uhr und einen Revolver, dann erst begab er sich auf die Flucht. Hier folgten ihm nun eine große Anzahl von Arbeitern, welche sich auch nicht abhalten ließen, als er wiederholt einen Revolver in Anschlag brachte und zu schießen drohte; ja als er schon nahe daran war, ergriffen zu werden, gab er noch zwei Schüsse auf seine Verfolger ab, von denen einer dem Arbeiter Albert Meloun eine schwere Verletzung am Fuße zufügte. Dann aber stürzten sich all' die andern wackern Männer auf ihn und bändigten ihn. Während sie ihn aber zum Polizeiamte zu führen bemüht waren, machte er eine Bewegung mit dem Körper und den Oberarmen, durch welche aus irgend einer Tasche im

Innern seines Rockes eine Art Blechkassette herausgehoben und auf die Erde geworfen wurde. Sie hatte vier zur Zündung bestimmte Oeffnungen und war, wie sich später ergab, mit Dynamit und Bleikugeln gefüllt; eine Explosion konnte aber unter den gegebenen Umständen nicht eintreten, weil diesen Zündlöchern die dazu erforderlichen Zündstifte fehlten. Im Besitz dieses Menschen wurden zwei Revolver, ein Dolch, eine dazu hergerichtete Feile und nebst einiger Munition auch eine Anzahl von elf Stiften gefunden, wie solche zur Armirung jener Cassette erforderlich gewesen wären. Sein an sich bartloses Gesicht war durch einen künstlich aufgeklebten Bart unkennbar gemacht.

Sowohl den zuerst einschreitenden Polizeiorganen, als auch später vor dem Untersuchungsrichter verweigerte der Mann jede Auskunft oder Angabe seines Namens, seines Standes, seiner Herkunft oder Vergangenheit, doch war es nicht allzuschwer, aus seinem sehr ausgesprochenen Dialecte und der eigenthümlichen Art der Wortfügung zu schließen, daß er aus irgend einer Gegend Sachsens oder der angrenzenden Lande stammen müsse. Einige andere ziemlich auffällige Eigenheiten seines Gesichts erleichterten, sobald vor allem einmal sein photographisches Portrait an die Polizeibehörden Deutschlands verschickt worden war, die Enthüllung des von ihm mit großer Beharrlichkeit festgehaltenen Geheimnisses. Hermann Stellmacher, am 25. Mai 1853 zu Grottkau in Preußisch-Schlesien geboren, von Gewerbe Schuhmacher, hatte durch ein Jahr bei dem Königl. sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm als Unteroffizier gedient, hatte sich dann einige Zeit in Dresden aufgehalten, dann aber nach der Schweiz gewendet, wo er bis in die jüngste Zeit mit seiner Frau in Zürich gewohnt hatte. Dort betheiligte er sich lebhaft an der social-revolutionairen Agitation, besonders durch Verbreitung der Zeitschrift „Freiheit". Doch spricht es weder für seine Ueberzeugungstreue, noch für den Heroismus seines Charakters — falls man geneigt wäre, ihm einen solchen idealen Zug zuzuschreiben, — daß er noch im Januar 1883 sich nach zwei Seiten hin bemühte, mit der österreichischen und mit der Kaiserl. deutschen Regierung Beziehungen anzuknüpfen, welche darauf abzielten, denselben gegen Entgelt Mittheilungen über das geheime Getriebe der Partei und einzelner Personen zuzutragen. Die bezüglichen Briefe d. d. Zürich, 13. Januar 1883 an den österreichischen Gesandten Baron Ottenfels und d. d. 19. Januar an den deutschen Polizei-Inspector A. Kaltenbach in Mülhausen kamen bei der späteren Verhandlung Stellmachers zu seinem großen Leidwesen öffentlich zur Verlesung und all seine verlegenen und stotternden Versuche, die Sache so darzustellen, als habe er dadurch nur diesen Personen eine Falle stellen wollen, um im Interesse seiner Partei hinter angebliche Geheimnisse der Regierungen zu gelangen, scheiterten, abgesehen von der inneren Unvernunft eines solchen Gedankens, an dem ganz klaren und deutlichen Wortlaut dieser Briefe, die eine andere Auslegung gar nicht zulassen, als daß Stellmacher, wenn man sein Anerbieten hätte an-

nehmen wollen, gegen gute Bezahlung auch ganz geneigt gewesen wäre, den Verräther an der „Sache des Volks" zu spielen. Ich erwähne dieses übrigens für die Thaten dieses Mannes nebensächlichen Zwischenfalles nur deshalb, damit man sich nicht etwa der irrigen Meinung hingebe, man habe es in seiner Person mit einem irregeleiteten, vielleicht durch mißverstandenen Enthusiasmus für eine an sich nicht verwerfliche Idee verführten Fanatiker zu thun, der im guten Glauben für diese Idee zum Märtyrer wurde. Nein, von alledem ist an Hermann Stellmacher nichts zu entdecken; nichts, was ihn über das Niveau eines aus ganz gemeinen und tief verworfenen Antrieben handelnden Verbrechers erheben und etwa an ihm persönlich irgend ein Interesse, sei es auch nur ein lediglich psychologisches erwecken könnte. Seine natürlichen Geistesanlagen sind ziemlich beschränkte, seine Bildung eine mangelhaftere, als man dies sonst bei Personen, die in der socialistischen Bewegung durch Wort oder That irgend wie hervortraten, gewohnt ist und für die großen und schwierigen Fragen, denen der Socialismus seine Entstehung verdankt, mangelt ihm absolut jedes Verständniß; selbst seine äußere Erscheinung, für welche mancher Reporter aus dem Gerichtssaale ganz gruselige Worte fand, macht einen ganz prosaischen und alltäglichen Eindruck. Er ist stämmig und anscheinend kräftig gebaut, auf einem kurzen breiten Halse sitzt ein breitknochiger Kopf von rohen, ignoblen Umrissen, die Kieferknochen sind eckig und kurz, die Linien des Mundes schwunglos gerade, die Lippen schmal zusammengekniffen, und das Auge düster, also alle Kennzeichen eines grausamen und verhärteten Gemüthes, entschlossener Willenskraft finden sich in diesem Gesichte, weil man weiß, daß die Thaten dieses Mannes auf solche Eigenschaften hindeuten, allein ohne dieses Vorwissen würde man in dieser Physiognomie vielleicht etwas Absonderliches nicht eben entdecken. Sein Verhalten vor Gericht, das kann man zugeben, ist keineswegs ein unzweckmäßiges für einen Menschen, der einer schweren Anklage zu begegnen hat, und würde, wenn es unter der großen Menge anderer Verbrecher Anklang und Nachahmung fände, die Criminalrechtspflege nicht unbeträchtlich erschweren, allein da das bloße stete Negiren und das consequente Ablehnen jeder Antwort auf jede verfängliche und folgenschwere Frage nichts als ein genügendes Maß von Starrsinn erheischt, welchen zu beugen die moderne Gesetzgebung dem Criminalrichter nicht gestattet, so ist damit allein auch noch kein Beweis besonderer geistiger Ueberlegenheit gegeben.

Ich habe bereits erwähnt, daß Stellmacher seine Betheiligung an dem Attentat bei Eisert am 10. Januar stets in Abrede stellt, ein Verhalten, welches im Grunde genommen, wenn er die Grundsätze seiner Partei ganz in sich aufgenommen hätte und sich voll dazu bekennen wollte, als inconsequent bezeichnet werden muß, da ja diese Partei jederzeit das, was die moderne Gesetzgebung der heutigen Staatsordnung als Raub und Mord kennzeichnet, als ein statthaftes Mittel zur Förderung der Parteizwecke erklärt hat. Kammerer verfuhr in dieser Beziehung logischer, er giebt diese That zu und

unternimmt es, sie aus den principiellen Anschauungen seiner Gesinnungsgenossen zu rechtfertigen, indem er erklärt, sie befänden sich im Kriege mit der heutigen Gesellschaft und in diesem seien alle Mittel erlaubt, die zur Zerstörung derselben führen. Stellmacher erschien aber desungeachtet bei der am 9. und 10. Juni durchgeführten Verhandlung als auch dieser That angeklagt, wobei gegen ihn geltend gemacht wurde, daß er erwiesener Maßen am 5. oder 6. Januar Zürich verlassen hatte, über seinen Aufenthalt von da an bis zum 12. jede Aufklärung ohne rechtfertigende Gründe verweigerte, daß ferner am Thatorte bei Eisert der oben erwähnte Zündstift gefunden worden war, zu welchem die ergänzenden elf andern von absolut gleicher Beschaffenheit bei seiner Verhaftung in seinem Besitze vorlagen, sowie einige andere unterstützende Umstände. Durch die Angaben Kammerers, die seither bekannt wurden, ist nun allerdings zweifellos festgestellt, daß beide am 8. Januar, der eine von Ostrau, der andere aus der Schweiz, zum Zwecke der Verübung der That an der Familie Eisert in Wien sich zusammenfanden, daß hiebei noch ein dritter Genosse, den Kammerer wohl äußerlich beschreibt, ohne ihn aber näher zu bezeichnen oder zu benennen, betheiligt war, daß jeder der drei Verbündeten eine mit vier Zündstiften zu montirende Blechcassette mit Dynamitladung bei sich trug, zu denen eben jene öfters erwähnten 12 eigenartig geformten Nägel bestimmt waren, und daß sie nun, derart ausgerüstet, am 10. Januar das Local Eiserts betraten. Kammerer gesteht, Eisert angegriffen und in der oben geschilderten Weise getödtet zu haben, indeß Stellmacher die beiden Knaben und die Lehrerin Berger, auf deren Anwesenheit sie nicht gefaßt gewesen, niedergestreckt habe. Die geraubten Werthpapiere übersendete Kammerer, wie dies inzwischen schon hervorgekommen war, nach Pest an die Redaction eines dort erscheinenden radicalen Arbeiterblattes, wo mehrere Personen, wie Salomon Blau, ein Buchhalter Julius Fried, ein Hermann Prager, wegen der Veräußerung derselben in behördliche Untersuchung geriethen.

Was die Ermordung Blöchs anbelangt, so giebt Anton Kammerer zu, daß der Gedanke dazu von ihm ausgegangen sei und er habe sich auch nach Wien in der Absicht begeben, die That selbst auszuführen, allein er sei kurz vorher erkrankt und so habe Stellmacher, dem er die hiezu erforderlichen Anleitungen gegeben und insbesonders den Agenten Blöch erst gezeigt habe, es übernommen, Blöch „aus dem Wege zu räumen".

Stellmachers Benehmen bei der Verhandlung bot wenig interessante Momente dar, er machte durchwegs den Eindruck eines recht flachen, an sich bedeutungslosen Menschen, der sich des Zusammenhanges seiner That mit den großen, zeitbewegenden Fragen der Gegenwart gar nicht bewußt ist, gerade nur befähigt, eine brutale Gewaltthat mit der Geschicklichkeit eines Schlächters zu begehen. Allerdings erklärte er sich zunächst als Atheist, wie dies ja bei einem richtigen Socialisten, wenigstens in Deutschland, wo man alles mit gewohnter Gründlichkeit anfaßt, unbedingt sein muß, doch wurde

ihm die Gelegenheit, die Nichtexistenz eines Gottes auch gleich zu beweisen, glücklicher Weise erspart. Dann brachte er aus schriftlichen Aufzeichnungen, die er in der Haftzelle vorbereitet hatte und auf die er offenbar große Stücke hielt, einige Sätze über das „nothwendige Eigenthum" im Gegensatz zu einem „nicht nothwendigen Eigenthum" vor, und meinte, die Socialisten kämpfen für das erstere und verwerfen das letztere — allein bald brach er diese confusen Erörterungen ab und ließ sich zur Sache selbst vernehmen, nicht ohne auch da jene Fragen, die ihm nicht behagen mochten, abzulehnen. Er stellte in Abrede, daß er sich der Uhr, des Revolvers und des Notizbuches des Blöch in diebischer Absicht, d. h. nach österreichischem Gesetze in der Absicht, sich durch Entziehung dieser Effecten zu bereichern, bemächtigt habe, und wollte dieses Vergehen damit erklären, daß er hiedurch das Attentat an Blöch als die That eines auf gemeinen Raub ausgehenden Thäters erscheinen lassen und dadurch die behördlichen Nachforschungen von den Männern seiner Partei ablenken wollte. Man konnte ihm jedoch gerade da mit Recht entgegenhalten, daß ja seine Partei eben ein besonderes Interesse daran haben mußte, die Ermordung eines Polizeiorgans als einen Beweis ihrer Stärke und ihres Muthes gelten zu lassen und die herrschenden Klassen der Gesellschaft eben durch ein so furchtbares Symptom ihrer Lebenskraft zu terrorisiren, welcher Zweck durch die Annahme eines andern Motiven entspringenden Raubes doch vereitelt worden wäre. Er leugnete auch, daß er nach seiner Ergreifung die Dynamit-Cassette absichtlich, um seine Gegner zu vernichten, zu Boden geworfen habe, allein auch hier sprechen die Umstände dafür, daß er sich der Annahme zuneigte, es könne dieses Gefäß, auch wenn es nicht gehörig montirt sei, doch durch das Aufprallen auf einen Stein zur Explosion gelangen, wie dies auch durch das Gutachten der herangezogenen Sachverständigen für möglich erklärt wurde.

Hermann Stellmacher wurde nach durchgeführter Verhandlung sowohl der Mitwirkung an der Ermordung der Mitglieder der Familie Eisert, als auch des Meuchelmordes an Ferdinand Blöch und der andern hiermit concurrirenden Handlungen an Frau Caroline Berger und dem Albert Meloun schuldig erkannt und nach dem Wortlaute des in Oesterreich geltenden Strafgesetzes, in welchem für den gegebenen Fall die Todesstrafe eine absolut gebotene ist, zum Tode durch den Strang verurtheilt, welche Strafe auch innerhalb der Mauern des Gefängnisses an ihm am 8. August 1884 vollzogen wurde.

Ich muß der Vollständigkeit halber auch noch jener Geschehnisse erwähnen, welche sich inzwischen während der Dauer des Untersuchungsverfahrens gegen Stellmacher noch mit seinem Genossen Kammerer zugetragen hatten.

Durch verschiedene Vorkommnisse war die Behörde in Wien unterrichtet, daß sich Kammerer im December und Januar in Wien aufgehalten habe; mehrere Arbeitsgenossen aus früherer Zeit und ein Kleiderhändler, der ihn

seit Langem kannte und bei dem er sich am Tage nach dem Attentate Eisert, am 11. Januar, um 20 fl. mit neuen Kleidern versehen hatte, sprachen mit ihm, ein Mann Namens Poppenwimmer war zugegen, wie er zwei Packete, in Zeitungspapier eingewickelt, nach Pest absendete, allein nach dem Attentate an Blöch war er aus Wien verschwunden und alle Nachforschungen nach ihm blieben vergeblich. Erst gegen Ende Februar wurde wieder mitgetheilt, daß Kammerer in Wien sei, und man schritt am 28. Februar zu seiner Verhaftung; es gelang ihm aber, die Flucht auf der Straße zu ergreifen und während derselben noch drei Wachorgane, die ihn nebst einer großen Menge anderer Menschen verfolgten, durch Revolverschüsse mehr oder minder schwer zu verletzen.

Da er als Deserteur wegen aller gegen ihn vorliegenden Anklagen der Judicatur des k. k. Militairgerichtes untersteht, wurde er diesem zum weitern Verfahren übergeben.

Somit wäre die Schilderung aller jener erschütternden Ereignisse beendet, welche in dem Zeitraum von etwa zwei Monaten in rascher Aufeinanderfolge im Umkreise unserer Stadt sich zugetragen haben; dunkel und unaufgeklärt zunächst nach ihrem Ursprunge, ihren Motiven und ihren Zwecken und darum die Gemüther der Bevölkerung empörend und beängstigend; dann aber, seit man die Menschen und die Sache erkennen konnte, als sich über That und Thäter Licht und Klarheit verbreitete, wenig mehr als ein flüchtiges Interesse erregend, so gänzlich fremd und ferne stand das alles der Denk- und Anschauungsweise unseres Volkes gegenüber. Die Staatsverwaltung hat durch außerordentliche legislative Maßregeln, durch eine theilweise Suspension gewisser verfassungsmäßiger Rechte die äußere Ruhe wieder hergestellt und auch den erschreckten Gemüthern der ordnungsliebenden Staatsbewohner das Gefühl der Ruhe und Sicherheit zum Danke aller wiedergegeben. Allein es ist leicht einzusehen, daß, so geboten und zweckgemäß auch diese Vorkehrungen ohne Zweifel waren, dadurch doch nur ein Heilmittel für die excessiven Erscheinungen des Augenblicks gegeben sein konnte, die Frage aber nach dem Uebel selbst, dem diese Symptome ihren Ursprung verdanken, nicht gelöst wurde und auch nicht gelöst werden wollte.

Diese Frage nun ist eine solche, welche nicht nur das sorgenschwere Haupt eines jeden Staatsmannes, in Europa wenigstens, mit ihren vielfachen Räthseln und Zweifeln erfüllt, sondern auch die Brust eines jeden Menschen, dem an dem Wohle und Gedeihen der Menschheit, an Sitte nnd Cultur etwas gelegen ist, voll und andauernd bewegen muß. Sie ist, wie ich glaube, die Frage, mit der sich die nächste Generation im modernen Staate zu beschäftigen haben wird, und darum wird man es vielleicht gerechtfertigt oder doch verzeihlich finden, wenn ich die betrübende Erzählung der Gefahren und des Unglücks, die schon über uns hereingebrochen sind, nicht abschließe, ohne auch durch einige Betrachtungen zum Verständnisse

ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung beizutragen. Für jene, die sich mit diesem schwierigsten Theile der heutigen Staatswissenschaft befassen, werde ich gewiß etwas Neues zu sagen mich nicht vermessen; vielleicht aber können mir noch immer einige der zahlreichen Leser dieser Blätter ihre Aufmerksamkeit schenken.

Rückblicke.

Man hört und liest recht häufig den Satz: Die sociale Frage sei so alt, wie das Menschengeschlecht. Es ist das eine oberflächliche Phrase, wie so viele sonst auch die Luft durchschwirren und gläubig nachgesagt werden. Man glaubt sich damit der Aufgabe enthoben, der Frage näher zu treten, indem man meint, daß, da sie doch seit jeher bestand und bis heute nicht gelöst ist, die Menschheit aber doch unentwegt ihren erhabenen Entwickelungsgang fortsetzte, so bedürfe es auch heute einer Lösung nicht und damit giebt man sich zufrieden. Doch liegt dem Satze ein Irrthum zu Grunde. Armuth und Elend, Ungleichheit der Stände und der Lebensbedingungen des Einzelnen haben seit jeher bestanden und bestehen noch heute in ganzen Welttheilen, ohne daß daraus eine sociale Frage erstand oder heute entspringt; die entsteht erst in dem Augenblicke, wo ein Fragender aufsteht und die Untersuchung aufstellt, ob dieser Zustand der Dinge auch wirklich ein unabweislich gebotener sei, ob es so sein müsse? Das Alterthum, das auf dem Princip der starren Staatsgewalt, und das europäische Mittelalter, das auf dem Princip religiöser Anschauung beruhte, sie kannten eine sociale Frage nicht und jene Staaten, die noch heute auf solcher Basis stehen, kennen eben so wenig die Bedrängnisse dieses Begriffes. Für uns aber, womit ich die modernen Staaten Europas bezeichnen möchte, ist die sociale Frage mit und durch die französische Revolution von 1789 geboren und im Verlaufe der spätern Jahrzehnte auf demselben Schauplatze groß gezogen worden.

Es ist zu einem Lehrsatze des modernen Liberalismus geworden, so sehr, daß man durch einen Widerspruch sich vielleicht dem Anathema aller freisinnig denkenden Menschen preisgiebt, die Epoche der großen Revolution von 1789 mit begeisternden Worten zu preisen, und gerade heute, wo man sich zu einer Säcularfeier der damaligen Ereignisse vorbereitet, begegnet man solchen Hymnen und Verherrlichungen in jedem Leitartikel. Ich bin weit entfernt, hieran etwa eine nörgelnde Kritik zu üben und anerkenne ohne Weiteres, daß man ganz berechtigt ist, jene Zeit als die glorreiche Epoche der Geburt der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, der Emancipation der Geister aus der düstern Knechtschaft früherer Jahrhunderte, als die Morgenröthe einer neuen Zeit zu begrüßen und zu besingen. Allein ohne irgend einer politischen Partei anzugehören und lediglich von dem Standpunkte, den ich in der gegenwärtigen acuten Frage des socialen

Problems festhalten muß, glaube ich zwei Thatsachen constatiren zu dürfen, die mir unleugbar scheinen. Zunächst die, daß dieses große historische Ereigniß seine Ziele und Wirkungen nicht auf die Erringung politischer Rechte und Freiheiten allein beschränken konnte, wollte es nicht sogleich seinen ureigensten Principien untreu werden, sondern daß es, indem es Glaubensfreiheit und Freiheit des Wortes und der Rede für Jedermann erstehen ließ, damit in der That alle bisherigen historischen Grundlagen des Staates und der Regierungsform in Frage stellte. Diese Grundlagen und Formen wurden auch zerstört und man ist übereingekommen, das dies zu billigen sei. Ich rüttle daran nicht, muß aber hervorheben, daß nicht abzusehen ist, an welchem Punkte nun in diesem Kampfe zwischen dem geschichtlich Gewordenen und dem vom freien Gedanken Postulirten eine Schranke gezogen werden konnte und mit welchem Rechte man überhaupt eine solche zu ziehen unternehmen durfte? Meine zweite sehr fatale Thatsache, die man mir aber bei einiger Aufrichtigkeit auch zuzugestehen nicht umhin kann, ist die, daß die Mittel, welche man zu jener Zeit zur Erringung der politischen Emancipation angewendet hat, aus dem Gesichtspunkte des damals geltenden Staats- und Privatrechtes durchaus illegale waren, die gewiß, wenn die Staatsobrigkeit die Macht dazu gehabt hätte, von irgend einem königlichen Procureur als Aufruhr, öffentliche Gewaltthätigkeit, Raub oder Erpressung durch Plünderung oder durch Zerstörung öffentlicher Gebäude zur Ahndung herangezogen worden wären. Ich will hierbei keineswegs die Hinrichtung der königlichen Familie und die Thaten der Schreckensmänner oder der Septembriseurs betont haben, die ja wohl noch Niemand offen zu billigen oder anzupreisen unternommen hat; allein auch all' die vorhergegangenen Geburtswehen der neuen Aera waren, wenn man sie mit dem Auge des Richters betrachtet, strafbare Acte, deren Sühne nur ausblieb, weil Niemand die Kraft besaß, diese Sühne herbeizuführen.

Wie kam es nun, daß man sich in der That mit den so sehr gepriesenen Errungenschaften politischer Natur nicht zufrieden gab und vor der Umgestaltung der äußeren Formen der Regierungsgewalt, so gründlich sie auch sein mochte, nicht bereitwillig Halt machte, sondern unaufhaltsam weiterschritt und nun auch zu untersuchen und zu bezweifeln begann, ob denn die Rechtsformen und der Rechtszustand, in denen sich innerhalb des Staates die Gesellschaft befand und gesichert wähnte, über alle Kritik erhaben, vor jeder Umwandlung zum Bessern gefeit seien? Und von welcher Seite ging diese Prüfung aus? Welcher Gedankengang war hierbei der leitende?

Das Volk, das die Revolution gemacht hatte, war dadurch zur Erkenntniß seiner Kraft, seiner Macht gelangt, es hatte zerstört und vernichtet, was ihm mißfiel, aufgerichtet und anbefohlen, wonach sein Herz begehrte; es hatte dem Königthume ein Ende gemacht und auch die Absetzung Gottes

decretirt, und alles dies wurde ihm als sein gutes Recht zuerkannt und als erhabene That gepriesen. Hiermit waren gewiß die beiden früheren Grundlagen des Staatsbestandes, die Rechtsbegriffe der alten Zeit und die religiöse Lebensauffassung des Mittelalters entschieden beseitigt und eine neue Zeit inaugurirt, in der es Jedem, der dazu Lust und Fähigkeit besaß, freistand, auch noch weiter zu gehen, wenn er irgend etwas Mißfälliges und der Reform Bedürftiges im öffentlichen Leben gefunden zu haben glaubte.

Es fehlte auch alsbald nicht an einzelnen vordenkenden Köpfen, die von diesem Rechte Gebrauch machten, vorerst allerdings nur in der Theorie. Sie machten die Wahrnehmung, daß die neuerlangten politischen Rechte an sich für die große Menge des Volkes werthlos seien, weil sich die Lage desselben durch deren Besitz um gar nichts verändert hatte; daß die „Freiheit", die man stets im Munde führte und die man nur als das Recht, unter selbstgeschaffenen Gesetzen zu leben, definirte, zwar die „Souveränität des Volkes" geschaffen habe, im übrigen aber doch nur einem Theile desselben zugefallen sei, daß endlich die „Gleichheit" Aller, worunter man damals schon und bis zum heutigen Tage weislich blos die Gleichberechtigung aller Staatsbürger vor dem Gesetze verstand, insolange nur ein leeres Wort bleiben müsse, als nicht auch jedem Staatsbürger die reelle Möglichkeit geboten sei, sich und seine Existenz vor diesem Gesetze voll und ganz zur Geltung zu bringen. Vor Allem aber wendete man in Folge der vollständigen Emancipation der Geister, welche auf philosophischem Gebiete schon lange vorher durch Rousseau, Voltaire, Diderot und ihre Zeitgenossen vorbereitet und zu deren praktischer Bethätigung nun die Bahn freigegeben war, sein Auge von den Idealen der Vergangenheit ab und neuen Zielen zu. Bisher hatte das Menschengeschlecht in treuer Anlehnung an die Grundlehren des Christenthums und die daraus erspriessenden Anschauungen den Zusammenhang seines tiefsten Wesens und seines Daseinszweckes mit dem Gottesbegriffe gesucht; seit den Kreuzzügen hatten durch Jahrhunderte hindurch in so vielen blutigen Religionskriegen bis zum Frieden von Westfalen die religiösen Fragen am meisten die Kraft, den Opfermuth, ja das Leben der Völker in Anspruch genommen. Niemand dachte daran, das ersehnte Glück des einzelnen Menschen und das letzte Ziel, den Endzweck der Bestimmung des Menschengeschlechtes etwa nur innerhalb der zeitlichen Grenzen des irdischen Lebenslaufes zu erblicken oder zu suchen. Das Denken der größten Geister war dem ewig unerforschten und doch immer wieder in Angriff genommenen Probleme des Jenseits zugewendet; die Bedingungen des irdischen Daseins nahm man als ein unabänderlich Gebotenes hin, ohne ihre Berechtigung weiter zu prüfen. Dieser Resignation des Intellects hatte schon die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Theil ein Ende gemacht; die Freiheit, deren sich die Geister nach den Stürmen der großen Umwälzung der neunziger Jahre erfreuten, war mit solcher Be-

ſchränkung vollſtändig unvereinbar. Man begann das Geſchick und den Daſeinszweck des Menſchengeſchlechtes nun auch von dem Geſichtspunkte der lediglich irdiſchen oder materiellen Exiſtenz in's Auge zu faſſen; man begann von dieſem Punkte aus das geſammte Staatsweſen, das ganze bisher giltig geweſene Recht, die Beziehungen des Einzelnen zum Staatskörper und zur geſellſchaftlichen Allgemeinheit einer Prüfung zu unterziehen und man ging hiebei mit einer Gründlichkeit und damals noch theoretiſchen Energie an's Werk, die jener der Reformatoren auf politiſchem Gebiete nichts nachgab. Sobald man aber auf dieſem Wege, auf welchem ſich den Dahinſchreitenden eben nichts mehr als Hinderniß entgegen ſtellen konnte, zu der Auffaſſung gelangte, daß nur die höchſte Entwickelung aller geiſtigen und körperlichen Fähigkeiten des Menſchen innerhalb ſeines zeitlichen Daſeins der letzte und zugleich ſchönſte Endzweck der Schöpfung ſei, daß in dem möglichſt erreichbaren Ausmaße phyſiſchen und pſychiſchen Wohlſeins das Geheimniß des menſchlichen Glückes gelegen ſei — mußte man auch zu der Forderung gelangen, daß der Staat oder vielmehr die Geſellſchaft in demſelben verpflichtet und dem entſprechend zu organiſiren ſei, jedem einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft auch die gleichen Vorbedingungen zur Erreichung jenes Zieles zu gewähren. Dazu konnte die überall gewährleiſtete und heute ſchon ganz ſelbſtverſtändliche Gleichheit Aller vor dem Geſetze nicht genügen, denn dieſe beſeitigte ja nur die früher beſtandene Rechtsungleichheit, ließ aber die Ungleichheit der ökonomiſchen oder realen Prämiſſen des Einzelnen unberührt. Wollte man dieſe beheben, ſo ſtieß man zunächſt an die Schranke, welche die allerdings Jahrtauſende alten Rechtsbegriffe über Beſitz und Eigenthum einem ſolchen Beſtreben entgegenſtellten, und ſo wendete ſich der Federkrieg der Streitenden vor Allem gegen dieſe beiden, bisher für unerſchütterlich gehaltenen Bollwerke der beſtehenden Geſellſchaftsform; zuerſt in der rohen und ſinnwidrigen Form einer allgemeinen Vertheilung aller vorhandenen Werthe unter alle Staatseinwohner zu gleichen Theilen, wie ſie Babeuf mit dem ganzen Ungeſtüm eines profeſſionsmäßigen Revolutionärs forderte; ſpäter, als man einſehen lernte, daß vom Tage einer ſolchen Vertheilung durch die Verſchiedenheit der Verwendung und der Fruchtbarmachung eines ſolchen individuellen Beſitzes doch wieder die Ungleichheit des Beſitzes emporkeime und allmälig wachſen würde, in andern etwas verfeinerten, dafür aber deſto einſchneidenderen Formen, die ich ſpäter vielleicht noch mit einigen Worten zu berühren Anlaß haben werde.

Bei conſequenter Entwickelung dieſer Gedanken mußte man aber bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß es, wenn auch das Maß des Beſitzes des Einzelnen und ſein Recht, darüber nach Ermeſſen zu verfügen, noch ſo ſehr beſchränkt, doch noch immer zwei Factoren geben würde, aus denen die ſo ſehr verpönte Ungleichheit des Beſitzes oder der Mittel zur Erreichung des erſtrebten Lebenszieles immer wieder von Neuem erſtehen müßte. Das Inſtitut der Familie, auf welchem nach allen zu irgend einer Zeit geltenden Be-

griffen die Gesellschaft und der ganze Aufbau menschlicher Gemeinschaft wie auf einer ehernen und ewigen Basis beruht, bringt es mit sich, daß die Arbeit, die Fürsorge, der Fleiß der Väter den Kindern zu Gute kommt, ja daß das Wohl dieser zum edelsten Motive für jene wird. Wer aber, wie man heute zu sagen pflegt, in der Wahl seiner Eltern vorsichtig war, hat schon bei seiner Geburt alle seine Zeitgenossen, denen solches Glück in der Wahl versagt war, weitaus überflügelt, denn er besitzt schon in der Wiege, wonach jene erst ringen und streben müssen. Diese Betrachtung führt zur Abschaffung des Erbrechts und zwar, wenn man die Sache durchgreifend behandeln will, nicht etwa blos zur Abschaffung des Erbrechts für die Seitenverwandten des sterbenden Besitzers, sondern auch für dessen directe und legitime Descendenz. Gewisse socialistische Theoretiker können sich die schwerwiegenden Wirkungen dieser Folgerung aus ihren ersten Prämissen nicht verhehlen und suchen daran umsonst zu mäkeln, einzuschränken und zu verclausuliren, sie müssen schließlich, wenn sie Stand halten, auch diese Farbe bekennen.

Der zweite Factor, von dem ich sprach, liegt in der Ungleichheit der Erwerbsfähigkeit, welche durch die Ungleichheit der intellectuellen Entwickelung der natürlichen Anlagen des Einzelnen herbeigeführt wird. Denn wer mehr gelernt, sich mehr Wissen, mehr Fertigkeiten angeeignet hat, wird ohne Zweifel rascher, leichter und in höherem Maße erwerben, schneller zum Besitz gelangen, als der Bildungslose und Ununterrichtete, ja jener wird sich vielleicht gar zum Führer, zum Leiter, also zum Herscher über diesen emporschwingen können. Das führt zu der weiteren Forderung, daß Bildung und Unterricht für alle aufwachsenden Bürger des Staates unbedingt gleich sein müssen. Ob es möglich sein würde, dieses gleiche geistige Niveau für alle im Schoße der neuen Gesellschaft Geborenen auch ohne Rücksicht auf die geistige Begabung des Einen, auf die vielleicht physisch gegebene Unfähigkeit des Anderen auch wirklich herzustellen und zu erhalten, will ich hier unberührt lassen; ich betone nur, daß man zu obigem Zwecke die Obsorge für die Erziehung und den Unterricht des Kindes nicht dem Ermessen, dem Wollen und Können der Eltern überlassen darf, sondern daß auch hier die Gesellschaft oder der Staat allein regelnd und befehlend eingreifen und thätig sein muß. Ich stelle es hiebei dem Nachdenken des Lesers anheim, ob nach Abschaffung des Erbrechtes und der Erziehungsgewalt des Vaters, womit ihm die Möglichkeit entzogen ist, irgend einen Besitz, sei es ein materieller oder ein geistiger, auf seine Kinder zu übertragen, noch irgend eine der Grundbedingungen des heutigen Begriffs der Familie aufrecht bleibt?

Alle diese schwindelnden Theorien sind nicht etwa ein Product des Denkens oder der Arbeit jener Personen, welche uns heute als Vorkämpfer des Socialismus bekannt sind; sie sind ein Erbstück, das sie mit mehr oder minder Verständniß von jenen freilich viel ernsteren und achtungswertheren

Geistern überkommen haben, die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich mit diesen Problemen beschäftigt, zum Theil wirklich ein ganzes langes Menschenleben hindurch in gutem Glauben und mit ehrlicher Begeisterung auf diesem Wege das Wohl und das Glück des Menschengeschlechtes gesucht haben. Wer kennt nicht die Namen eines Grafen St. Simon, eines Victor Considerant, eines Fourier, eines P. J. Proudhon endlich; wer erinnert sich nicht der Kämpfe des Abbé Delamennais mit der römischen Curie, der grotesken Träume und Ideale, in denen man der erstaunten Mitwelt das Bild der zukünftigen Gesellschaft, in Phalangen zu je 2000 Menschen auf je eine Quadratmeile mit einem Unarch an der Spitze gedrillt und eingetheilt vorführte, ein Bild, das zum Lächeln reizen müßte, wenn man nicht wüßte, daß ganze Generationen von Menschen daran gezehrt und geglaubt haben — eine lange Kette schmerzlicher, aber doch nur abstracter Verirrungen! Der Wust der Vergessenheit bedeckt die dickleibigen Bände, in denen diese Männer und ihre Schüler die Frucht ihrer Bemühungen niedergelegt haben. Wie sehr sie sich alle noch von ihren heutigen Jüngern unterschieden, geht schon aus der Thatsache hervor, daß St. Simon und der hervorragendste seiner Anhänger, Bazard, noch immer die Religion als Grundlage der Staatsmacht bezeichneten und sich bemühten, eine neue theistische Lehre an die Stelle des „veralteten" Christenthums zu setzen; daß Considerant und Pierre Leroux als Ausgangspunkt ihres Systems die Gottheit als thätiges und bewegendes Princip statuirten, daß endlich Lamennais trotz seines heftigen Widerstreites mit der päpstlichen Hierarchie doch niemals zugab, sich vom Boden der katholischen Kirche getrennt zu haben.

Es währte aber nicht lange, so verließen die Vorkämpfer dieser Richtung den Standpunkt ihrer Vorgänger. Schon Proudhon gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Abschaffung des persönlichen Besitzes und des Eigenthums, der Familie — wenigstens in ihrem bisherigen rechtlichen Begriffe — der Ehe, als einer Beschränkung des Rechtes der Geschlechter zu freier Vereinigung, des Erbrechtes, der Erziehung u. s. w. auch zu dem strengsten Verbote irgend einer selbstthätigen Entwickelung und Ausgestaltung des Individuums im Staate führen müsse, daß also die in solchem Sinne aufgefaßte Gleichheit in ihren letzen Consequenzen die Freiheit tödten und in einer bisher nie gesehenen Despotie begraben müsse. Und in der That ist es ganz einleuchtend, daß eine Gesellschaft, welche auf den eben erörterten Grundlagen in was immer für einer Staatsform aufgebaut wäre, alsbald unter dem furchtbaren Drucke einer Unmasse von drakonischen Gesetzen erliegen müßte. Denn wenn man heute im modernen Staate es als eine berechtigte Forderung der bürgerlichen Freiheit — deren Beschränkung oft viel empfindlicher das tägliche Leben in allen seinen Einzelheiten bedrücken kann, als jene der politischen — betont, daß die Staatsverwaltung in die Sphäre des einzelnen Bürgers möglichst wenig eingreife, und wenn man gerade auf diesem Gebiete häufig über allzu ausgedehnte Bevormundung

klagen hört, so ist es zweifellos, daß eben der von den Socialisten auch der zahmsten Färbung geträumte Staat geradezu alles, jede Regung, jede Bewegung und jede Thätigkeit des Einzelnen strengstens regeln und bewachen, die genaue Beachtung seiner Vorschriften unerbittlich erzwingen, jede Ueberschreitung derselben mit großem Nachdruck wird bestrafen müssen, weil durch die geringste Abweichung des Einzelnen von den vorgeschriebenen Bahnen schon die ganze ökonomische und somit auch sociale Grundlage der Gemeinschaft bedroht und erschüttert würde. Man muß sich gegenwärtig halten, daß in jener vermeintlich so wünschenswerthen Zukunft der Staat oder die Gemeinschaft oder wie man immer das Allgemeine im Gegensatze zum Einzelnen benennen mag, Alles sein, Alles thun und Alles besorgen muß, nichts dem Belieben des Einzelnen überlassen darf. Er wird der Besitzer und Verwalter alles unbeweglichen Grund und Bodens und der damit verbundenen Wohnhäuser und sonstigen Gebäude sein, denn in Ansehung aller dieser Werthe ist es ja ganz ausgemacht und unbestritten, daß ein Privateigenthum, privater Besitz oder Betrieb nicht zulässig sei, weil er ja zur Verkürzung der davon ausgeschlossenen Mehrzahl führen würde; die Gemeinschaft wird aber auch den Betrieb aller wie immer gearteten Fabriks- und sonstiger industrieller Unternehmungen im Namen und auf Rechnung Aller übernehmen; die Vermittelung der erzeugten Werthe vom Orte der Erzeugung zu den Consumenten, was man heute Handel nennt, wird Sache der Gemeinschaft sein, denn der Socialist kann den Betrieb eines solchen Geschäfts, das wieder zu privatem Besitze und zur allmäligen Bereicherung des Einzelnen führen würde, diesen nicht gestatten, ja er verdammt den Begriff des Handelns als einen öffentlich concessionirten „Betrug", als „unerlaubten Trödel mit angehäuften Werthen" u. dgl.

Ich halte mit der weitern Verfolgung dieser Gedankenrichtung hier ein, weil ich nur die Andeutung geben wollte, daß unter den vom Socialismus gebotenen Voraussetzungen für das, was man bisher für „Freiheit" im Staatsleben gehalten hat, unbedingt keinerlei Raum vorhanden sein wird. Ob auf diesem durchaus nur durch die größte Tyrannei aufrecht zu erhaltenen Wege das Ideal der allgemeinen socialen Gleichheit erreicht und festgebannt werden könne, überlasse ich der Beurtheilung jenes Lesers, der sich die Mühe nehmen will, die Consequenzen einer derartigen gesellschaftlichen Organisation auf alle die tausendfältigen Processe des modernen Lebens auszudenken. Proudhon hat aber, wie ich oben erwähnt habe, für sich diese Consequenzen gezogen und erkannt, daß das Gemeinwesen der socialistischen Zukunft, wie man es bis dahin begrifflich construirt hatte, nichts anderes als die unerträglichste Sclaverei eines jeden lebenden Wesens sein werde, daß jedes Mitglied der Gesellschaft sein ganzes Leben hindurch unter den Fesseln der tausendfachen Gesetze und Verordnungen schmachten, fortwährend von den Argusaugen der gegen ihn aufgestellten Wächter, Verwalter und Controlorgane bewacht sein würde. Es wäre nun vielleicht begreiflich ge-

weſen, wenn er, zu dieſer Erkenntniß gelangt, auf dieſem bisher verfolgten Wege umgekehrt und ſeinen Anhängern verkündet hätte, daß das Fortſchreiten, das Beharren auf den bisher verfochtenen Prämiſſen die angeblich unfreie und geknechtete Menſchheit nur aus dem Regen in die Traufe treiben könne Allein ſolch geſunde Einſicht iſt doch von einem rechten franzöſiſchen Revolutionär nicht zu erwarten; er ſcheute vielmehr nicht davor zurück, auch noch den letzten Schritt oder Sprung in's Leere zu thun und erfand den Begriff „Anarchisme". Anarchismus als Regierungsform, wohl verſtanden, oder weil das doch zwei einander zu ſehr widerſtreitende Worte ſind, ſo erklärt er ſein Wort des nähern dahin, daß darunter die abſolute Abweſenheit irgend einer herrſchenden Gewalt oder Autorität, gänzliche Freiheit des Individuums ohne Unterwerfung unter den Willen oder das Gebot eines Anderen, abſolute Gleichheit und Gleichſtellung Aller und ſomit völlige Aufhebung jeder Staatsform und einheitloſes Nebeneinanderſtehen der Perſönlichkeiten — zu verſtehen ſei.

Einen weiteren Schritt hat die Theorie der ſocialen Reform in dieſer Richtung ſeither nicht gemacht und konnte ihn auch füglich nicht machen, da ſie ja alle ihr mögliche Arbeit vollbracht hatte. Das bisher als poſitiv Geltende war hinweggeräumt und das Negative, das ſie an deſſen Stelle geſetzt, vermochte ſie nicht zu geſtalten und in irgend wie erkennbare Formen zu gießen, da es ſich ſeinem Weſen nach jedem Erfaſſen und Feſthalten entzieht. Man ſchritt daher in Frankreich, oder, um es genauer zu ſagen, in ſeiner Hauptſtadt allmählich dazu, die ſocialen Probleme auf praktiſchem Wege nach dem Sinne der Partei zu löſen. Schon die verſchiedenen kleineren Aufſtände in der Zeit von 1830 bis 1848, welche in der Perſon Louis Blancs ihren Geſchichtsſchreiber gefunden haben, hatten einen entſchieden ſocialiſtiſchen Anſtrich; noch mehr war dies in den Junikämpfen des Jahres 1848 der Fall. Die damalige Regierung des Landes war gezwungen, das „Recht auf Arbeit" als verfaſſungsmäßig garantirtes Princip aufzunehmen und „Nationalwerkſtätten" zu errichten, die allerdings nur ſehr unnütze Arbeit thaten. Endlich erblicken wir in dem Aufſtand der „Commune" von Paris im Jahre 1871 die jüngſte Emanation der Principien, deren hiſtoriſche Entwickelung ich im Vorſtehenden zu beleuchten verſucht habe. Ich unternehme es nicht, den Nachweis zu erbringen, daß alle Vorgänge dieſer Zeit, alle ohne Ausnahme aus den Grundſätzen der ſocialiſtiſchen Partei in ihrer vorgeſchrittenſten Anwendung erfloſſen ſind und Jeder, der die ſchöne Stadt nach dem Jahre 1871 beſucht, der die verkohlten Ueberreſte des einſtigen Königspalaſtes geſchaut hat, wird ſich lebhaft erinnern, welcher Art dieſe Vorgänge waren. Es genügt, wenn ich ſage, daß die heutigen Socialiſten der extremen Richtung nur den einzigen Vorwurf gegen die Männer der „Commune" erheben, ſie hätten durch ihre allzugroße Mäßigung, durch falſch angewendete Gemüthlichkeit den Fall der Commune verſchuldet.

Hieraus kann man schon ungefähr entnehmen, was von den Lehren und Grundsätzen eines St. Simon, eines Fourier, eines Proudhon bis in die Köpfe der heutigen Socialisten übergegangen ist und sich darin festgesetzt hat. Alle die tönenden negativen Schlagworte fanden begeisterten Anklang und Anhang bei denen, die einer Wahl und Kritik nicht fähig sind. Atheismus vor Allem und Abschaffung jeder Religion als der ersten Schranke für den „freien" Menschen, Abschaffung des Besitzes, des Eigenthums. An dessen Stelle tritt die Gemeinsamkeit des Besitzes, für die man, um den übel beleumdeten „Communismus" zu vermeiden, das ganz synonime Wort „Collectivismus" erfunden hat. Ferner Abschaffung der Ehe, der Erziehung innerhalb der Familie, dafür Herstellung des gleichen allgemeinen Unterrichts für alle Kinder ohne Unterschied des Geschlechts; Abschaffung des Erbrechtes, die sich ja übrigens aus jener des persönlichen Eigenthums nothwendiger Weise ergiebt, Abschaffung des Handels und auch des Geldes, an dessen Stelle der „freie Austausch der gleichwerthigen Producte" tritt, wie ihn die Negerstämme Innerafrikas noch heute üben. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles aber kann nur eins erscheinen: der Appell an die Gewalt, die Revolution in jeder Form und Gestalt, also alles, was zur Zerstörung und Vernichtung der heutigen Ordnung der Dinge führt. Für dieses Stadium der Lehre hat Bakunin einen „Katechismus" geschaffen, dessen oberster Grundsatz in dem Rufe ausgedrückt ist: „Durch Terrorismus zur Freiheit." Alles Andere ist nur Blut, Zerstörung und Tod, aus dem das neue Leben, das Glück des Menschengeschlechtes erblühen wird.

Ich habe im Eingang dieser Betrachtungen gesagt, daß der Weg, auf welchem man zum Verständnisse der Thaten eines Stellmacher, eines Kammerer gelangt, ein ernster und dunkler ist. Ich darf hier zufügen, daß er ein trauriger ist, daß das Herz desjenigen, der ihn beschreitet, von schmerzlicher Betrübniß erfüllt, ja wäre der Glaube an die erhabene Aufgabe der Menschheit nicht so fest und unerschütterlich in unserer Seele eingegraben, von zaghafter Verzweiflung an der Zukunft durchschauert werden könnte! Jahrtausende lange Geistesarbeit, all' das erhabene Ringen nach der Erkenntniß des Wahren und Guten, das reiche Erbtheil unserer Väter sollte uns schließlich nur in die erneuerte Nacht der Barbarei und der Vernichtung des Menschenthums stürzen können? Nein! Jene, deren Händen die Leitung der Geschicke der menschlichen Gesellschaft anvertraut ist, mögen die schwere Sorge übernehmen, sie vor dem Untergange zu bewahren, vor zerstörenden Kräften zu schützen. Wir selbst, die wir mitten in der Strömung stehen, des Steuers unkundig und machtlos den Wellen preisgegeben, wir können die Betrübniß aus unserem Herzen nur bannen, wenn wir uns fest

und unverzagt an unſere alte Erde klammern, der ewig unverſieglichen Natur die unwandelbare Stetigkeit ihrer Geſetze ablauſchen, zugleich aber unſer Angeſicht über den kleinen Wohnſitz der Menſchheit hinaus zu den glänzenden Geſtirnen des Himmels erheben, damit ſie uns lehren, daß vor ihrem zeitloſen Kreislaufe unſer eigenes Daſein nur eine flüchtige Spanne, wir ſelbſt nur Pygmäen ſind.

Den Mitmenſchen gegenüber jedoch gedenken wir des dritten Schlagwortes der franzöſiſchen Revolution, das in all' dem blutigen Ringen nach Freiheit und Gleichheit unbeachtet zur Seite ſtand, gar oft ſein Haupt weinend verhüllen mußte, des Wortes, das die myſtiſche Lehre des Buddha uns ebenſo eindringlich predigt, wie ſeither der ernſte Plato und des Chriſtus lichtumfloſſene Geſtalt es gethan haben: Fraternité! Die möge jeder von uns im Herzen tragen und mit milder und verſöhnender Hand werkthätig üben, ſo weit ſeine Kraft reicht.

Das Fagott.

Trauerſpiel in einem Akt.

Von

Paul Heyſe.

— München. —

Perſonen: Lucrezia, eine junge Wittwe.
Zulietta, ihre Dienerin.
Lionello.

Ort: Venedig. Zeit: Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Flur im Erdgeſchoß eines venezianiſchen Hauſes. Vor dem geöffneten Portal im Hintergrunde fließt der Canal vorbei, der links in den Canal grande mündet. Die Häuſer gegenüber ſind dunkel, nur in einer Laterne vor einem Madonnenbilde an der Mauer des einen brennt ein Licht. Mondſchein fällt breit über die Schwelle herein bis in die Mitte der Bühne. Links (vom Zuſchauer) führt eine Steintreppe in das obere Stockwerk, rechts öffnet ſich eine Thür in ein erleuchtetes Zimmer. Vorn zur Rechten und Linken ſteinerne Bänke an den Wänden, ein paar niedrige Seſſel ſtehen daneben. Von der Decke herab hängt eine alterthümliche Ampel, die ein ſchwaches Licht verbreitet.

Erſte Scene.

Lucrezia und Zulietta (kommen die Treppe herab, Erſtere reich gekleidet, eine feine goldene Kette um den halbentblößten Hals, Zulietta mit einem ſchwarzen Schleier um Kopf und Schultern).

Zulietta. Ihr ſolltet ſchlafen gehen, Frau. Se. Gnaden kommt heut doch nicht mehr.

Lucrezia. Er kommt; er kommt gewiß. Es iſt noch nicht ſo ſpät.

Zulietta. Es geht auf Mitternacht. So ſpät kam er noch nie.

Lucrezia. Ein Bräutigam — am Tag vor der Hochzeit — Du biſt nicht klug, Zulietta! (Tritt an die Schwelle, blickt nach links hinaus.)

Zulietta. Ich bin vielleicht klüger, Frau, weil ich nicht verliebt bin. Denkt nur: wenn ein Staatsgeſchäft ihn aufhielte, wenn Sitzung im großen Rath wäre und ſie ließen ihn nicht fort — und da Niemand wiſſen darf, daß er ſich morgen mit Euch vermählen will —

Lucrezia. Todtenſtill die Lagune — keine Gondel mehr weit und breit — O wenn er nicht käme, wenn es in der letzten Stunde noch ihn gereute —!

Zulietta. Was Ihr auch denkt, Frau! Nein, morgen kommt er so gewiß, wie der Campanile auf der Piazzetta steht.

Lucrezia. Männer! Männer!

Zulietta. Aber der Mann, Euer Morosini, verliebt wie ein Tauber!

Lucrezia (tritt vom Portal zurück, geht unruhig auf und ab). Ja er! Aber seine Vettern, sein Oheim — um dessentwillen wir unsere Verbindung noch heimlich halten müssen — wenn sie ihm zugeredet, ihm eine schöne adlige Braut vorgeschlagen hätten — eine Herzogstochter, an deren Seite er eine stolzere Figur machen könnte, als neben der Wittwe des bürgerlichen Goldschmieds —

Zulietta. Die Herzogstocher möchte ich sehen, die Euch überglänzen könnte, schön wie Ihr seid, all die Juwelen ungerechnet, die Ihr umzuhängen habt an einem Festtag.

Lucrezia. Gutes Ding! Weil Du Nichts von der großen Welt gesehen hast, meinst Du, mein bischen Pracht verblende einen Morosin. Wenn es meine dunklen Augen und hellen Haare nicht vermocht hätten — O aber ich bin die Jüngste nicht mehr. Siebzehn war ich, als mein Girolamo — Gott hab' ihn selig — mich freite. Dann fünf Ehejahre und ein langes Wittwenjahr — kannst Du rechnen, Zulietta? Und sie werden ihm ein süße, lachende Jugend ausgesucht haben — und wer erfährt's, wenn er seiner bürgerlichen Flamme untreu wird? Ich hätte nie in diese Heimlichkeit willigen sollen! (Läßt sich auf einer der Bänke nieder.)

Zulietta. Ich müßte lachen, Frau, wenn es nicht gegen den Respect wäre. Ihr eine Nebenbuhlerin fürchten, so reich, so schön, so klug, wie keine Zweite die Merceria auf und nieder, und durch ganz Venetien berühmt, als die goldhaarige Donna Lucrezia, vor der die großen Maler Tiziano und der Veroneser auf den Knieen liegen würden, wenn sie noch lebten? Geht, geht! Ihr glaubt selbst nicht, was Ihr sagt! (Tritt an die Schwelle.)

Lucrezia. Siehst Du noch Nichts?

Zulietta. Dort kommt eine Gondel — nein, sie fährt auf dem Canalazzo vorbei.

Lucrezia. Am Abend vor der Hochzeit, wo ich nur eine Sorge hatte: er möchte zu früh kommen, ehe wir den Koch und den Marco zu Bett geschickt, und dann würde es Mühe kosten, ihn endlich zum Gehen zu bewegen. — Zulietta!

Zulietta. Ihr befehlt?

Lucrezia (zögernd). Meinst Du wirklich, Zulietta, daß er nur aus Liebe, nicht etwa —

Zulietta. Um Eures Geldes willen? der Morosini! Eine der vornehmsten Familien der Republik — mit drei Palästen — mit dem Herrn Dogen verschwägert —

Lucrezia. Es ist wahr, er machte mir schon den Hof, da mein Girolamo noch lebte. Wie oft kam er in unseren Laden und blieb stunden-

lang und ſagte, er ſehe ſo gern echte Diamanten, und ſah dabei immer nur in meine Augen. Und dann — ſeine Briefe — ſeine Gedichte — und beredter als Alles: ſeine Blicke. Ich hatte Mühe mein Herz zu wahren, daß es an dieſen Feuerblicken nicht aufflackerte, wie ein Stück Zindel an einer Kerze. Und wie ich dann Wittwe geworden war, ſein ehrerbietig dringendes Werben, ſeine Schwüre, ſeine Betheuerungen, nur den Tod des achtzigjährigen Oheims, des Familienhauptes, müſſe er abwarten, der ihn ſonſt enterben würde — (ſteht auf). An das Wort des Evangeliums würd' ich nicht mehr glauben, wenn er mich betrügen könnte!

Zulietta. Ihr habt Recht, Frau, es iſt unmöglich. Und darum — ich an Eurer Stelle ginge jetzt ſchlafen, und wenn er morgen zur Hochzeit käme, ſchmollte ich ein wenig mit ihm, doch nicht zu ſtreng, und dann — nun wie's an einem Hochzeitstage zugeht, wißt Ihr ja ſchon. Ich, wenn mich ein ſo großer Herr ein bischen warten ließe —

(Eine Uhr ſchlägt.)

Lucrezia. Hörſt Du? Mitternacht!

Zulietta. Nicht doch, es ſchlug Elf.

Lucrezia. Zwölf, ſag' ich Dir. Der zwölfte Schlag traf mein Herz wie mit glühendem Hammer. Geh zu Bett, Mädchen!

Zulietta. Und Ihr, Frau?

Lucrezia. Ich — ich will hier warten, auf ihn oder auf meinen Tod. Denn wenn er wirklich ausbleibt —

Zulietta. Bedenkt, Frau, der Tod könnte Euch beim Wort nehmen, erhitzt wie Ihr ſeid, und die kühle Fieberluft, die aus der Lagune aufſteigt —

Lucrezia. Sorge nicht um mich. Geh zu Bett. Ich — ich bin nicht ſo jung mehr, um einen Verrath an der Liebe zu verſchlafen. O und er war mein Abgott! (Legt die Hand über die Augen. Man hört ein Fagott draußen auf dem Canal zur Linken die Melodie des Liedes Fonesta vascia o padrona crudele anſtimmen.)

Zulietta. Da iſt richtig wieder der Muſikant, der ſeit vierzehn Tagen Nacht für Nacht Euch eine Serenade bringt.

Lucrezia. Der läſtige Menſch! Moroſini lacht über ihn, daß er mit dem Fagott die Ohren zu bezaubern glaubt.

Zulietta. Mehr als die Ohren, Frau. Auf Euer Herz hat er's abgeſehen.

Lucrezia. Du träumſt. Ein alter Blinder —

Zulietta. Habt Ihr ihn Euch angeſehen, Frau? Ich hab'. Er iſt jung und gewiß nicht blind. Denn er ſitzt allein in ſeiner ſchmalen Barke und findet immer ganz richtig Euer Haus. Und ſicher iſt es ihm nicht um ein Almoſen; wie käme er ſonſt wieder, da er Nichts erhält? (Das Fagott verſtummt.)

Lucrezia. Du biſt eine Närrin. Du glaubſt, alle Welt hätte nur Augen für mich, das ärmſte, ungeliebteſte, unglücklichſte Weib auf der Welt. Geh!

Setze mir einen Stuhl dort nah an die Schwelle, da will ich auf mein Schicksal warten, bis der grausame Morgen mir's anzeigt.

Julietta. Wenn Ihr so wollt, Siora Padrona! (Trägt einen Stuhl nach dem Portal an die rechte Seite.) Nun ich denke, Ihr werdet nicht lange warten. Der Herr Bräutigam kommt gewiß, er hat mir heute nur Zeit lassen wollen zu Bett zu gehen, um Euch ganz allein zu treffen. Am Ende — da morgen Hochzeit ist — Gute Nacht Frau! (Küßt ihr die Hand, geht die Treppe hinauf.)

Zweite Scene.

Lucrezia (allein, geht langsam nach dem Portal). O die lange Nacht! O mein einsames Herz! (Blickt hinaus.) Scirocco! Es weht so schwer und schwül über die mondhelle Lagune, es ist, als athmete das Wasser ängstlich wie eine Menschenbrust unter einem qualvollen Traum. (Sinkt auf den Stuhl.) Damals wehte die Tramontane, als er den ersten verstohlenen Besuch hier wagte, und ich, die ihn doch erwartete — ich stellte mich überrascht und erzürnt — und wie er aus der Gondel sprang und mir zu Füßen fiel und ich seine Hände faßte und fühlte, wie sie zitterten vor Sehnsucht und Glück, und dann hob ich ihn auf und sagte: Ihr laßt Euch zu sehr herab, Herr Morosini, Ihr beschämt mich geringes Weib! — Und dann wie er mich umfing, daß ich des Sturmes mich kaum erwehren konnte — O, ein Glück, daß ich meine Besinnung behielt, ihn immer in seine Schranken zurückwies, die Julietta immer in der Nähe hatte — sonst, wie säß' ich in dieser Nacht, noch tausendmal elender — und was dann noch kommen würde —

(Das Spiel draußen beginnt wieder. Sie steht auf, kommt wieder nach vorn.)

Warum hab' ich mein Herz an ihn gehängt? Warum ist er mir Alles geworden, daß ich nun, wenn ich ihn verlöre, Nichts mehr hätte! Zu Anfang freilich, da war's, weil er der vornehme Herr war, der Morosini. Jetzt — und wenn er ein Barkenführer von Chioggia wäre und hätte nur diese Gestalt, diese Augen, diese herrische, tolle, süße Rede —

Unerträglich, das Quinqueliren draußen! Wie ein Buffone, der meine Qualen verspottet. (Tritt an die Schwelle.) He! Herr Musicus da draußen! Auf ein Wort! (Die Musik hört auf.) Ich werde wahnsinnig, wenn die Stunden so hingehen bis zum Morgen.

Dritte Scene.

Lucrezia. Lionello (fährt in einer kleinen Gondel von links am Portal vor).

Lionello (hält die Gondel an). Madonna —

Lucrezia (zerstreut). Ach, Ihr seid's! (Ihn betrachtend für sich.) Er ist wirklich noch jung.

Lionello (schüchtern). Ihr riefst mich, Donna Lucrezia?

Lucrezia. Rief ich Euch? In der That — ich hätte eine Bitte an Euch.

Lionello (will aus der Gondel ſteigen). Ihr an mich? O Alles, Alles —!

Lucrezia. Nein, nicht ſo! Bleibt nur draußen. Meine Bitte iſt kurz: daß Ihr Eure Nachtmuſiken vor anderen Häuſern machen möchtet.

Lionello (beſtürzt). O das —? Mein Spiel iſt Euch verhaßt geweſen?

Lucrezia (für ſich). Er hat ſo traurige Augen. (Laut.) Verhaßt? Nein, aber es hat mich im Schlafen geſtört — oder auch im Wachen. Ihr ſeid recht geſchickt auf Eurem Inſtrument, nur hat es einen ſo rauhen, dumpfen Ton.

Lionello. O Madonna —

Lucrezia. Indeſſen — Ihr habt es gut gemeint — (für ſich) Er ſcheint doch ein armer Burſch zu ſein — (laut) Ich möchte nicht undankbar erſcheinen — Seht, hier ſind drei Zechinen für Eure Mühe, und nun gute Nacht!

Lionello. O Donna Lucrezia, ich habe nur Euer Ohr beleidigt — Ihr beleidigt mein Herz. Gehabt Euch wohl! (Greift nach dem Ruder, das er in die Gondel geworfen hatte.)

Lucrezia. Der Arme! Wer konnte wiſſen, daß er ſo ſtolz — (laut) Haltet noch einen Augenblick! Verzeiht, daß ich Euch weh gethan. Ich kannte Euch nicht. Ich nahm Euch für einen herumſtreifenden Muſikanten, die mit ihrer Kunſt ſich ihren Unterhalt ſchaffen. Wenn Ihr etwas Beſſeres ſeid —

Lionello (düſter). Ich bin nichts Beſſeres, Madonna.

Lucrezia. Nun, dann —

Lionello. Aber vor Eurem Hauſe habe ich nicht um Lohn geſpielt. Nur weil ich nicht ſchlafen kann, eh ich das Fenſter geſehn, hinter dem Eure Kerze ſchimmert — und dann, weil mir jedes Wort zu Euch verſagt iſt, habe ich in dieſen armen Tönen meine gepreßte Seele — doch verzeiht, ich rede wie ein Irrſinniger.

Lucrezia (lächelnd). Euer Irrſinn iſt vielleicht die ſchlauſte Vernunft. Ihr ſcheint ein wenig in mich verliebt zu ſein, mein junger Nachtſchwärmer, und wißt, daß der Schlüſſel zum Herzen der meiſten Frauen die Schmeichelei iſt. Nun bin ich zu ehrlich, um mich zu ſtellen, als zürnte ich Euch um Eure melodiſche Huldigung, doch eine zu brave und gutmüthige Frau, um Euch nicht zu warnen, daß Ihr Euch nicht die leiſeſte Hoffnung machen dürft.

Lionello. Hoffnung! Großer Gott, mir ſchwindelt das Herz ſchon bei dem bloßen Wort, das mir immer fremd war. Nie hab' ich Euch gegenüber —

Lucrezia (abweiſend). Alſo habt Dank für Eure Serenade und laßt die heutige die letzte geweſen ſein. (Wendet ſich ab, dann nach kurzer Pauſe ſtreng) Ihr ſeid noch immer hier? Glaubt Ihr nicht an meinen Ernſt?

Lionello. Verzeiht Madonna! Euer Wort treibt mich fort, aber Eure Stimme bannt mich feſt. Sie iſt ganz ſo ſanft und ſüß, wie der Sinn Eurer Rede rauh und bitter iſt. Aber ich darf Eure Ruhe nicht länger ſtören. Was liegt Euch an der meinigen? Lebt glücklich und vergeßt, daß es Unglückliche giebt! (Will fortrudern.)

Lucrezia (für ſich). Eine ſonderbare Sprache. Faſt dauert er mich. (Laut, ohne ſich nach ihm umzuwenden) Herr Muſicus —

Lionello. Madonna —

Lucrezia. Haltet das Ruder noch einen Augenblick an.

Lionello. Ihr wollt meine Qualen verlängern? Habt Dank dafür!

Lucrezia. Ihr ſprecht wie ein Thor. Ich bin müſſig und unluſtig und kann nicht ſchlafen. Der Mond ſcheint ſo zudringlich hell. Wenn Ihr mir noch fünf Minuten etwas vorplaudern wolltet —

Lionello. So würdet Ihr den Schlaf finden? O Donna Lucrezia, Ihr ſeid grauſam, und ich ein ſo armer Narr, daß es mir Seligkeit dünkt, von Euch gefoltert zu werden. (Er ſpringt aus der Gondel auf die Schwelle des Portals.)

Lucrezia (zurücktretend). Nein, nein! Ihr müßt dieſe überſchwänglichen Reden laſſen und dort — hört Ihr? — ganz beſcheiden und gehorſam auf der Schwelle bleiben, ſonſt — gute Nacht!

Lionello (neben dem Seſſel ſtehend, betrachtet ſie hingeriſſen). Wenn Ihr wüßtet, wie ſchön Ihr ſeid, Madonna!

Lucrezia (vorn auf der Bank ſitzend.) Ich weiß es vielleicht, man hat mir's oft genug geſagt, aber es macht mich nicht glücklich. Wenn Ihr mich unterhalten wollt, ſprecht mir von Euch, Euer Betragen — Euer Anſtand — Ihr ſeid nicht, was Ihr ſcheint. Wie heißt Ihr? Wie kamt Ihr dazu —

Lionello. das Fagott zu blaſen und doch das Almoſen zu verſchmähen, das eine mitleidige Hand mir zuwirft? O Frau Lucrezia, meine Geſchichte iſt kurz, und doch wenig kurzweilig. Ich bin jetzt in der That was ich ſcheine. Einſt freilich —

Lucrezia (lächelnd). Ihr ſprecht, als hättet Ihr graue Haare.

Lionello. Es iſt drei Jahr her, daß mein Vater ſtarb. Er war ein trefflicher Mann, reich und angeſehen, ein geſuchter Anwalt. Der Kummer um den unverſchuldeten Verluſt ſeines Vermögens riß ihn in's Grab. Ihr werdet den Namen Turone gehört haben.

Lucrezia. Wer hätte ihn nicht gehört? Und Ihr — Ihr wäret —

Lionello. Lionello Turone, der einzige, verwöhnte Sohn eines allzugütigen Vaters, der es leider duldete, daß der Sohn nichts lernte, als Gold mit vollen Händen ausſtreuen, den Degen führen, einer ſchönen Frau ſchöne Dinge ſagen und auf der Piazzetta in der Maske ſchlendern, als wäre das Leben ein ewiger Carneval. Dann freilich, als ich aus dieſem Wahn erwachte —

Lucrezia. Ich beklage Euch Herr Lionello —

Lionello. Ich war nicht beklagenswerth, so lange ich mich auf mein gutes Glück und meine muntere Jugend verließ. Unterstützungen von kaltherzigen Verwandten anzunehmen, war ich zu stolz. Dann besann ich mich, daß ich außer jenen freien Künsten, die alle brotlos waren, noch eine andere gelernt hatte. Ein alter Musicus aus dem Teatro Fenice hatte bei uns gewohnt, da ich noch ein Knabe war. Nur so aus kindlicher Neugier hatte ich mich auf seinem Instrument versucht — Aber Ihr hört nicht, Madonna. Ich sagt' es Euch voraus, die Geschichte ist sehr alltäglich!

Lucrezia (steht auf). Weiter, weiter! Ich höre Euch gewiß mit Theilnahme zu. (Für sich.) Nun kommt er nicht mehr! (Geht wieder nach der Thür, kommt dann zurück.)

Lionello (der nach und nach in den Vordergrund gekommen ist). Leider spielte mein alter Lehrmeister nur das Fagott. Ich dachte nicht, als ich über die drolligen Töne lachte, daß es mir einst das Leben fristen würde. Es hat mir endlich sogar zu dem Platz im Orchester verholfen, den der Tod meines guten Sior Michele leer gemacht.

Lucrezia (zerstreut vor sich hinblickend). Im Orchester der Fenice?

Lionello (sie leidenschaftlich betrachtend). Ja, Frau Lucrezia, und eben da — da geschah das Unglück,

Lucrezia. Das Unglück?

Lionello. Daß meine Augen Euch erblickten, wie Ihr in allem Glanz Eurer Schönheit in der hellen Loge saßt. Ihr trugt ein Kleid von granatfarbenem Sammet, und den schwarzen Schleier, der Eure goldenen Haare überschattete, hielten zwei Nadeln fest, die von Saphiren funkelten. In der Hand aber hieltet Ihr einen kleinen Fächer von weißer Seide — den ich beneidete, o so sehr — denn Ihr hattet die Gewohnheit, wenn die Musik Euch hinriß, ihn an die Wange zu drücken, wie wenn er sie kühlen sollte. Ich aber —

Lucrezia (lächelnd). Ihr habt Augen, wie ein Häscher des großen Raths. Herr Lionello. Ei, ei, Ihr hättet mehr auf Euer Notenblatt schauen sollen, als in die Logen, wo junge Frauen saßen.

Lionello. Wär' ich doch so weise gewesen! Ich hätte meine Stelle nicht verloren.

Lucrezia (setzt sich wieder). Verloren? Wie das?

Lionello. Meine Augen gewöhnten sich so eigensinnig daran, über das Pult hinweg nach Euch zu blicken, daß ich immer zerstreuter und nachlässiger wurde. Als ich zum dritten Mal einen Einsatz verfehlte und das ganze Publikum zum Lachen brachte, schalt mich der Kapellmeister einen trunkenen Wicht und kündigte mir den Dienst. Trunkenheit war freilich die Ursache meines Versehens. Doch aus keiner Schenke hatte ich sie mir geholt.

Lucrezia (ihn geſchmeichelt und mit Theilnahme betrachtend, während er in beſcheidener Haltung vor ihr ſteht). Geht, geht! Ihr ſeid ein Kind, aber ein gefährliches Kind. Ihr erzählt mir eine galante Fabel. So wäre ich Schuld an Euren traurigen Umſtänden?

Lionello. O Madonna, ich fand bald Erſatz in einer kleinen wandernden Kapelle, die in den Häuſern der Nobili Concerte giebt, auch zu Gaſtmählern und zum Tanz aufſpielt. Wenn der Menſch vom Brot allein lebte, hätte ich Grund, zufrieden zu ſein. Aber daß ich Eure Augen nicht mehr wie zwei Sterne auf mich herabſcheinen ſah, unerreichbar und doch die einzigen lichten Punkte in der trüben Nacht meines Daſeins —

Lucrezia (ſteht auf). Nun, ſeit einem Jahre hab' ich kein Theater mehr beſucht. Uebrigens — Ihr ſeid ein artiger junger Mann, Herr Lionello, und Alles, was Ihr mir geſagt, hat mir Achtung vor Euch und Theilnahme an Eurem Schickſal eingeflößt. Darum will ich — aus freundſchaftlicher Sorge für Euer Wohl — Euch geſtehen: ich bin nicht mehr frei. Im Stillen habe ich mich einem edlen Manne verlobt. Schon in Kurzem werde ich ſeine Gattin ſein.

Lionello (in heftiger Beſtürzung). Jeſu Maria! Iſt es wahr? Ihr — Ihr hättet —

Lucrezia (mit dem Fächer ſpielend). Ihr erſtaunt. Schein' ich Euch zu alt, um noch Anſpruch darauf zu haben, glücklich zu ſein und glücklich zu machen? Tröſtet Euch! Auch Ihr ſeid jung und ſeid liebenswürdig. Ihr werdet dieſe Phantaſie für eine alte Frau bald vergeſſen haben. — (da Lionello eine Bewegung macht) Wo wollt Ihr hin?

Lionello (abwehrend). Laßt, laßt mich! O dieſer Gedanke, er iſt mein Tod!

Lucrezia (ihn ſanft zurückhaltend). Kind, das Ihr ſeid! So dürft Ihr mir nicht fort. Kinder muß man bewachen. Zwar bin ich zu vernünftig, um mir einzubilden, Ihr würdet dieſe Nacht nicht überleben. Aber Ihr könntet doch irgend einen tollen Streich — nein, ſetzt Euch dort auf die Bank. Ich laſſe Euch nicht fort, eh Ihr ruhiger geworden ſeid; mir iſt zu Muth, wie wenn Ihr mein jüngerer Bruder wärt, für den ich verantwortlich ſein müßte. Dort in jenem Zimmer ſteht eine kleine Erfriſchung bereit (bitter) — für einen Gaſt, der ſie heute verſchmäht hat. Ihr ſollt davon koſten, ehe wir uns gute Nacht ſagen, für immer. (Geht in die Thüre rechts.)

Vierte Scene.

Lionello (allein, auf der Bank ſitzend). Für immer! O ſie hat Recht! ich muß mich retten vor ihr, fort von hier, aus der Stadt, am liebſten aus der Welt. Wie ſoll ich den Gedanken ertragen, ſie in den Armen eines Anderen zu wiſſen — den ſie liebt, — anders als den grauköpfigen Gatten, dem ihre Eltern ſie hingegeben —! O und ihre Stimme, ihre lieblichen Geberden, ihr Lächeln — Gott, Gott! Warum haſt du mich

die Pforte des Paradieses offen sehen lassen, um mich dann — eine ewige Sehnsucht nach der verlorenen Seligkeit im Busen — in's Elend hinauszustoßen! (Bedeckt das Gesicht mit den Händen, lehnt sich an die Wand zurück.

Fünfte Scene.

Lionello. Lucrezia (tritt wieder ein, einen kleinen Tisch tragend, auf dem eine Krystallflasche voll Wein, ein Glas, eine Schale mit Früchten, ein silberner Korb mit Backwerk stehen. Sie stellt es vor Lionello hin, der verwirrt aufblickt).

Lucrezia (heiter). Ihr habt geschlafen?

Lionello. O Frau Lucrezia, Ihr spottet mein und meines schweren Schicksals!

Lucrezia. Kommt, kommt! Euer Schicksal ist nicht so schwer, sollt' ich meinen. Ein etwas phantastischer junger Mann, dem von einer hübschen und sittsamen Frau eine kleine Collation aufgetischt wird. Da nehmt von den süßen Feigen und kostet den feurigen Wein. (Schenkt ihm ein.)

Lionello (sie anstarrend). Mich dürstet nur nach Eurem Anblick.

Lucrezia. An mir werdet Ihr Euch bald satt gesehen haben. Seid doch vernünftig. Begreift, daß Ihr mir helfen müßt, mein Versehen wieder gut zu machen. Ich nahm Euch für einen Musikanten, der um Geld spielte. Nun möchte ich Euch erst entlassen, wenn Ihr mein Gast gewesen. (Sie nippt an dem Glase und reicht es ihm.) Euer Wohl, Sior Lionello.

Lionello (ergreift das Glas leidenschaftlich, trinkt an der Stelle, wo ihr Mund es berührt hat). Dieses Glas — schenkt es mir, Frau Lucrezia — und dann — lebt wohl!

Lucrezia. Behaltet es immerhin. Ich hoffe und weiß, daß Eure Liebe zu mir so gebrechlich sein wird, wie dies kleine Gefäß. Und nun versucht diese Kuchen, die ich selbst gebacken.

Lionello. Ein Henkersmahl wollt Ihr mir auftischen. Ihr seid sehr gütig, Madonna. Doch brächte ich keinen Bissen über die Lippen. Auch habe ich im Hause der Griechin, wo wir heute spielten —

Lucrezia (setzt sich neben ihn). Der Griechin?

Lionello. Kennt Ihr sie? Eine Corsiotin ist sie — man heißt sie die Maddalena, ihren wahren Namen weiß Niemand.

Lucrezia. Die Maddalena? Sie kam einmal in den Laden, da mein Mann noch lebte. Sie ist sehr schön. Und selbst dort habt Ihr Eure thörichte Schwärmerei für mich unbedeutendes Geschöpf nicht vergessen?

Lionello. Meint Ihr, eine flackernde Kerze könne einen Stern auslöschen? O Ihr —! (Betrachtet sie schwermüthig.)

Lucrezia. Geht, geht, laßt solche Reden den Poeten! Erzählt mir lieber wie es dort zuging. Wir ehrbaren Frauen, obwohl wir diese Geschöpfe verabscheuen, wir wüßten doch gern, wie sie's anfangen, daß ihnen alle Männer in's Garn laufen.

Lionello. Ich kann Euch nicht viel ſagen, Madonna, ich ſaß hinter meinem Pult und zählte meine Tacte wie ein Schüler. Nur als ſie in einem leichten Florkleide hereinkam, ſtieß mein Nebenmann mich an und flüſterte: Coſpetto! Ein Weib wie eine Sirene!

Lucrezia. Und ſie war auch ſo ſchön wie frech?

Lionello. Sie wollte vor ihren Gäſten einen Tanz aufführen, der in ihrer Heimath getanzt wird, — hatte unſerm Kapellmeiſter geſtern die Melodie vorgeſungen, und der die Stimmen danach geſetzt —

Lucrezia. Sie tanzte ganz allein?

Lionello. Sie ſchwebte auf ganz kleinen Füßen, die nackt in goldenen Sandalen ſteckten, und ihre langen lichtbraunen Haare umflogen, mit Perlen durchflochten, ihre weißen Schultern.

Lucrezia. Die Sirene hat es Euch doch auch angethan.

Lionello. Bei meinem Leben! Mit all ihren Reizen mißfiel ſie mir. Ihre dreiſten großen Augen, die funkelnd wie die eines Raubthiers in die Runde gingen, ſo ſchmachtend der Mund zu lächeln ſuchte, ihr Neigen und Beugen wie eine Meereswelle, die ein Opfer verſchlingen will —

Lucrezia. Den Männern aber gefiel ſie? Und wie viele waren bei ihr zu Gaſt?

Lionello. Sechs oder ſieben von den vornehmſten jungen Gecken der Stadt, und Alle hingen an ihr mit Blicken wie auf dem Bilde des Tintoretto die Kranken in der Wüſte die eherne Schlange anſtarren, und wie's zu Ende war, zerklatſchten ſie ſich ſchier die Hände und ſchrieen Brava! wie Beſeſſene, am lauteſten und eifrigſten der Moroſini.

Lucrezia (von der Bank aufſpringend). Moroſini?

Lionello (ſteht beſtürzt auf). Was iſt Euch, Madonna?

Lucrezia. Moroſini ſagt Ihr? Antonio Moroſini?

Lionello. Den Vornamen weiß ich nicht. Aber der Moroſini, den alle Venezianer darunter verſtehen, wenn der Name genannt wird. Ein großer, blaſſer, hochmüthig blickender Mann mit kurzem ſchwarzen Haar und einem leichten röthlichen Bart. — Aber um's Himmelswillen — Ihr ſeid erblaßt — Ihr kennt dieſen Moroſini — er hat wohl gar —

Lucrezia (ſich mühſam faſſend). O Nichts, Nichts! Ich verſichre Euch — ich erzähle Euch nachher — Nur weiter, weiter! Er klatſchte Beifall, ſagtet Ihr?

Lionello. Er that erſt gleichgültig, ſpielte mit ſeinem Bart und nickte ihr nur ſo herablaſſend zu, wenn ſie an ihm vorbeiwirbelte und ihr wehender Schleier ihn ſtreifte. Aber er verſchlang doch ihre Geſtalt mit den Augen, und zuletzt küßte er die Fingerſpitzen ſeiner linken Hand und ſpreizte ſie dann gegen ſie und erhob ſich.

Lucrezia. Das that er? (dumpf) Der Verräther!

Lionello. Niemand fand es auffallend. Es heißt, er ſei ihr begünſtigter Liebhaber, der letzte wenigſtens. Habt Ihr nie davon reden hören?

Lucrezia (muß ſich ſetzen, verſucht zu lächeln). Ich — wie ſollte ich — Ihr vergeßt, daß ich eine Bürgersfrau bin, eine einſame Wittwe. (Für ſich) O mein Herz!

Lionello (tritt zu ihr, treuherzig). Euch iſt nicht wohl, Madonna. Die Nacht wird kühl — Ihr ſolltet die Ruhe ſuchen.

Lucrezia. Laßt! Es geht vorbei. (Sieht ihn an.) Wie Ihr gut ſeid. Ihr verlaßt mich ungern, und doch, da Ihr glaubt, es ſei beſſer für mich — (ſtreckt ihm raſch ihre Hand hin) — da habt Ihr meine Hand, ich dank' Euch, Ihr liebt mich wahrhaft — Ihr würdet niemals dergleichen thun —

Lionello (betroffen). Dergleichen?

Lucrezia (ihm die Hand wieder entziehend). Wie er — wie der Moroſini that. Ihr mögt nur wiſſen: er hat einer Dame — die ich gut kenne — von Liebe geſprochen, und das arme einfältige Ding hat ihm geglaubt und nun verbringt er ſeine Nächte bei der Griechin!

Lionello. O ich ſah's, er wollte gehen, als der Tanz zu Ende war. Die Andern neckten ihn: es erwarte ihn wohl noch ein Liebchen. Und wenn dem ſo wäre? ſagte er und lächelte. — Oder gar eine Braut? — Und wenn dem ſo wäre? — Da trat die Maddalena dicht vor ihn hin, blitzte ihn mit ihren Schlangenaugen an und rief: Du gehörſt mir und ſollſt keine anderen Götzen haben neben mir! Und damit zwang ſie ihn auf den Stuhl zurück und ſetzte ſich auf ſeinen Schoß, ihn mit beiden Armen feſt an die Stuhllehne drückend.

Lucrezia (athemlos). Und er — und er?

Lionello. Er lachte, da die Andern mit Neidblicken um das ſchöne Paar herumſtanden und Einer rief: ob ſeine Braut ſo ſchön ſei, wie die Maddalena?

Lucrezia. Und er?

Lionello. Er zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Lucrezia (dumpf vor ſich hin). Er zuckte die Achſeln — und ſchwieg.

Lionello. Dann iſt's ein reiches Schätzchen, rief ein Anderer, deſſen er ſich ſchämt, weil's keine von den Jüngſten iſt und vielleicht eine ſchiefe Schulter hat und ein Näschen wie eine Nachteule. Nun, Jeder nach ſeinem Geſchmack. Den Juden am Rialto, denen er ſeine Wechſel ausgeſtellt hat, wird die Braut ſchon gefallen.

Lucrezia (auffahrend). Was ſagt Ihr? Er ſteckt in Schulden?

Lionello. Wie ſollte er nicht! Bei dem Leben, das er führt, dem großen Spiel, das er ſpielt! O Donna Lucrezia, was er oft an einem Abend verliert, könnte einem armen Teufel für ein ganzes Jahr — (Es ſchlägt Ein Uhr).

Lucrezia (zusammenschaudernd). Ein Abgrund! Nur einen Schritt weiter, und ich — (sieht sich um). Ihr seid noch da? Ihr müßt fort, hört Ihr? und nie komme über Eure Lippen —

Lionello (die Hand auf dem Herzen). Vergeßt Ihr, daß ich Euer eigen bin?

Lucrezia (schmerzlich, mit der Hand über die Stirn fahrend). O mein Kopf — ich fürchte, er geht aus den Fugen! Aber ich erinnere mich — Ihr meint es gut mit mir. Habt Dank! Und jetzt — jetzt geht, sonst — Ihr seid ein Mann, und ich wäre im Stande, Euch blos darum zu hassen.

(Wendet sich ab, versinkt in sich.)

Lionello (einfach und innig). Ich habe Euch die seligste Stunde meines Lebens zu danken. Nun zerreißt Ihr mir das Herz mit Euren bittren Worten. Aber wenn Ihr je einen Freund bedürft —

Lucrezia (schüttelt den Kopf, sieht ihn an). Wir kennen uns nicht mehr von heut an. Heute seid Ihr mein Freund, morgen würdet Ihr mich verrathen Geht, und gute Nacht und — und ewiges Vergessen! (Sie drängt ihn nach dem Portal.)

Lionello. Ewiges Gedenken! (Tritt auf die Schwelle.)

Lucrezia (nach links hinausblickend). Heiliger Gott!

Lionello. Was erschreckt Euch?

Lucrezia. Zurück von der Pforte, zurück!

Lionello. Ihr seht Gespenster!

Lucrezia. Die Thüre zu, helft, eilt Euch! (Schließt hastig den einen Thorflügel, er den anderen.) Den Riegel vor! O himmlische Mächte, er wagt es noch! (Steht an die geschlossene Thür gelehnt, horcht hinaus, die Stirn gefurcht, heftig athmend.) Die Gondel nähert sich — ich höre seine Stimme, wie er zu dem Gondelier spricht —

Lionello. Aber erklärt mir —

Lucrezia. Still! Keinen Laut! (Sich hoch aufrichtend, die Hand auf's Herz gepreßt.) Er soll es büßen!

(Kurze Pause. Sie stehen regungslos einander gegenüber, man hört das Rauschen des Ruderschlages, der sich dem Portal nähert.)

(Drei Schläge an der Thür mit dem eisernen Klopfer. Pause. Dann:)

Eine Männerstimme (draußen). Lucrezia! Macht auf! Schlaft Ihr, Lucrezia?

(Lionello macht eine Geberde, als ob er reden wolle. Lucrezia legt ihm die Hand auf den Mund.)

Die Stimme. Ihr seid noch auf, Lucrezia. Die Lampe brennt, ich sehe den Schimmer Eures Haares — warum schweigt Ihr? Warum öffnet Ihr nicht?

(Pause.)

Lucrezia (auf den Sessel sinkend, der hinter ihr steht). Seine Stimme — aber nein nein! Er soll büßen — er soll büßen!

Lionello (ihr zuraunend). Wer? Wer wagt es?

Die Stimme. Zum dritten Male frag' ich Euch: wollt Ihr öffnen? Oder soll ich die Nachbarschaft aus dem Schlaf schrecken, indem ich die Pforte sprenge? Antwortet!

Lucrezia (für sich, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt). Ha! So — so soll es sein, so will ich ihm zeigen, mit wem er zu spielen gewagt hat! (Laut, mit ruhigem Tone) Du bist so still geworden, Lionello, mein geliebter Freund. Warum sind Deine holden Worte verstummt? Bist Du es schon müde, Deiner Lucrezia zu schwören, daß Du sie liebst? Sie kann nicht oft genug hören, was sie selig macht.

(Pause.)

Die Stimme. Beim Blute Christi, wollt Ihr mich narren?

Lucrezia (in gleichem Tone fortfahrend, dann wärmer und leidenschaftlicher). Ja, Liebster, ich glaube Dir. Du hast so liebe Kinderaugen, so ohne Falsch wie Dein Herz, und dieses Herz ist mein. Du würdest eher Deine ewige Seligkeit opfern, als eine Andere lieben. Und Du bist edel, Lionello, und kein niedriger Gedanke ist in Dir. Wenn ich eine Bettlerin wäre, würde Deine Treue darum nicht wanken. Ist's nicht so, mein Geliebter?

(Lionello ist vor ihr niedergesunken, hat ihre Hände ergriffen, die er stürmisch an seine Lippen zieht.)

Die Stimme. Höll' und Tod!

Lucrezia (hastig fortsprechend). Darum sollst Du auch den Lohn empfangen, der treuer Liebe gebührt. Du kamst hoffnungslos, Du wagtest kaum in weiter Ferne ein Glück zu träumen. Nun denn: morgen schon soll sich's erfüllen, morgen schon will ich die Deine werden!

(Man hört draußen ein Gelächter aufschlagen.)

Lucrezia (ihm die Locken streichelnd). Ja, mein süßer Freund, morgen schon soll der Segen der Kirche uns für immer verbinden. (Mit erhobener Stimme) Ich bekenne Dir, daß ich an eine andere Ehe dachte, verblendet wie ich war und eh ich Dich gekannt. Gott hat mich bei Zeiten noch gewarnt, es wäre mein Verderben gewesen. Der, dem ich mich schenken wollte, ist falsch wie die Meereswelle, und so hochgeboren er ist, voll niedriger Lüste und schnöder Habgier. Mein Reichthum reizte ihn, nicht mein armer Reiz und mein liebendes Herz. Hinfort wird man in Venedig sagen: Falsch wie ein Morosini!

Die Stimme (draußen, mit großem Nachdruck). Hört mein letztes Wort, Donna Lucrezia. Ich weiß, Ihr seid allein, und spielt dieses Possenspiel, mich für mein Säumen zu strafen. Doch wenn Ihr nicht auf der Stelle öffnet und für diesen kecken Scherz um Verzeihung bittet —

Lucrezia (leise und hastig). Sprecht ein Wort — sogleich — ich will es, was auch daraus entstehe!

Lionello. O Frau Lucrezia, wenn ich verstummte, war es das Uebermaß des Glückes, das mir die Lippen schloß. Ist es wahr, Ihr wollt mir angehören, morgen schon? Nun denn, so wahr ich Euch mit Seel und Leib zu eigen war, seitdem ich Euch zum ersten Male sah — mein Leben soll hinfort Eurem Glücke geweiht sein, Ihr sollt nie eines Schützers entbehren, nie einen Rächer vermissen, wenn irgend

wer, und trüg' er den ſtolzeſten Namen der Republik, es wagte Euch zu kränken.

Lucrezia (zu ihm herabgeneigt). Dank, Dank, mein Geliebter! Ich glaube Dir, und jetzt zum Zeichen, daß auch Du mir glauben darfſt, — küſſe ich Dich auf die Lippen — ſo — und ſo — und ſo — und verlobe Dir meine ewige Treue, und der helle Tag ſoll morgen den Bund beſiegeln, den die Mitternacht geſchloſſen hat.

Die Stimme (draußen). Hahaha! Gute Nacht, keuſche Lucrezia! Viel Glück zur Hochzeit! Hahaha!

(Ruderſchlag. Die Gondel entfernt ſich vom Portal.)

Lucrezia (hinaushorchend). Fort! — es iſt geſchehen! (Steht auf, wankt, von der Aufregung überwältigt. Er iſt aufgeſprungen und ſtützt ſie mit ſeinem Arm.)

Lionello. Geliebte — Angebetete —

Lucrezia (ihn ſanft zurückdrängend und ſich wieder faſſend). Nein, laßt —! Mir iſt ganz wohl, o ſo wohl, wie lange nicht. Meint Ihr, daß er Alles verſtanden hat, jedes Wort — auch daß ich Euch dreimal —

Lionello. Drei Dolchſtiche in ſein falſches, tückiſches Herz, das nun in Wuth ſich verzehren wird.

Lucrezia. Meint Ihr? Ha, das wäre mir lieb, das würde mir viel vergüten! (Geht aufgeregt hin und her.) Mir iſt ſo leicht wie einem Vogel, ſo froh und ſtolz — die Verachtete, das geringe Bürgerweib — ſie hat es ihm in's Geſicht geworfen, dem hohen Herrn, wie ſie von ihm denkt, daß ſie ſich zu gut dünkt für ſeine gnädige Laune. O hätt' ich nur ſeine Miene dabei ſehen können — aber ich denke ſie mir! Er wird raſen — er wird ſchäumen — und ich, ich werde ruhig ſchlafen und von der Süßigkeit der Rache träumen!

Lionello (plötzlich umdüſtert). Und der arme Muſikant, der Euch zum Helfershelfer gut genug war, mag ſein ſchweres, ſchlafloſes Herz nach Hauſe tragen, und wohl ihm, wenn er morgen beim Erwachen ſich erinnert, daß er von dem Kuſſe des ſchönſten Mundes nicht blos geträumt hat. (Wendet ſich nach der Thür.)

Lucrezia (ſteht plötzlich ſtill, ſieht ihn mit einem innigen Blick an). Hält mein Freund mich für ſo ſelbſtiſch, daß ich Alles von ihm annehme und Nichts dafür gebe?

Lionello (freudig zuſammenfahrend). Was ſagt Ihr?

Lucrezia (ihm beide Hände bietend). Ich will im Ernſte halten, was vorhin ich im Spiele gelobt. Der Prieſter in San Moiſè iſt für morgen beſtellt. Ich will ihn nicht vergebens warten laſſen, weil ein übermüthiger Freier ſich heut verſpätet hat. Ein Anderer iſt dafür gekommen, von dem ich genug weiß, um ihm mein Glück und Leben anzuvertrauen. Iſt es nicht ſo, Lionello?

Lionello (zweifelnd). Ihr glaubt es heute vielleicht — um Eure Rache zu vollenden. Morgen aber, wenn Ihr mit klaren Sinnen bedenkt, wer Ihr ſeid und wer ich — ein namenloſer Menſch —

Lucrezia (ihn anlächelnd). Der mir namenlos gefällt, bis auf ſeine Muſik, die er mir nun wohl opfern wird. O Lionello, ich weiß, Du biſt die treueſte Seele unter dem Monde. Und damit Du morgen früh auch an meine Treue noch glaubſt — (ſie nimmt die Kette von ihrem Halſe und hängt ſie ihm um) mit dieſer Kette binde und halte ich Dich für immer — und nun — da ich Dich vorhin nur im Spiele geküßt — nun küſſe mich noch einmal recht ernſtlich wie ein edler Bräutigam ſeine liebe Braut (ſie fällt ihm um den Hals, küßt ihn, reißt ſich dann raſch wieder los) — und damit gute Nacht!

Lionello. Himmliſche! ich taumle, wie wenn ich voll ſüßen Weines wäre. O Du — Du — (will ſie wieder an ſich ziehen).

Lucrezia (tritt zurück). Es iſt genug. Und jetzt — (ſie öffnet die Thür) die Luft iſt rein, ſelbſt der Mond iſt hinunter, die Lagune ſchläft. Du mußt eilends hinweg — (drängt ihn nach der Thür) — und morgen um Mittag, recht daß Alle es ſehen und ganz Venedig davon ſpricht — (lächelnd) wenn es Dir nicht bis dahin leid geworden. —

Lionello (in die Gondel ſpringend). Süße, einzig Geliebte — Du kannſt noch ſcherzen!

Lucrezia. Still! Was war das? (Horcht hinaus.) Nein, es iſt Alles ſtill. Mein Herz klopft nur ſo laut. Der Himmel nehme Dich in ſeinen Schutz, liebſter der Menſchen! Gute Nacht und frohes Erwachen!

Lionello. Zu einem Glück, das ohne Ende iſt! Noch einen letzten Kuß!

Lucrezia. Morgen, morgen! Adio! (Sie ſchließt die Thür wieder, horcht wie der Gondel ſich entfernt, kommt dann langſam in den Vordergrund.)

Sechſte Scene.

Lucrezia. Dann Julietta.

Lucrezia (in ſich verſunken). Moroſini — das Kreuz über ihn! Ich hätt' es denken ſollen, ich bin hart geſtraft — (vor ſich hin nickend). Er aber, er wird es lange nicht verwinden, denn bei alle dem, er hat mich doch geliebt. Daß ich ihm das thun konnte — O, die Heiligen haben mich beſchirmt — er hätte mich elend gemacht, ſchon bald, und jetzt (mit zärtlicher Empfindung) Lionello! Ein goldenes Herz! Und doch — ich hätte mich nicht ſo ſchnell, ſo unauflöslich an ihn binden, ihm erſt nur Hoffnung machen ſollen. Wenn er morgen kommt und im Tageslicht Alles, was mir heute ſo möglich, ſo ſchön, ſo nothwendig ſchien, wenn mich's fremd und ungewiß anſieht — er iſt ſo jung — ſo unbeſonnen — wie ſoll er mich ſchützen gegen die Feidſchaft eines ſo mächtigen, ſo rückſichtsloſen Menſchen! — Wenn ich ihm vorſchlüge, mir noch eine Bedenkzeit — Aber nein, er wird nicht wollen — und hat er nicht Recht? Hab' ich ihn nicht zu meinen Ritter und Rächer beſtellt und wollte nun den Lohn weigern, den er doch fordern darf? Und doch, mir ahnt, daß Gefahren drohn — ſo oder ſo. Auf alle Fälle müſſen wir fliehen — fort von hier

— ich muß grüne Wiesen sehen, und Bäume und sanfte Hügel, und am Arm meines Lionello — (Zulietta schleicht die Treppe herab.) Du noch auf, Zulietta? Hatt' ich Dir nicht befohlen —

Zulietta. Ich war auch zu Bett gegangen, Frau, gewiß und wahrhaftig. Aber erst schien der Mond so hell, und dann, wie mir endlich die Augen zufielen, da weckte mich der Lärm am Haus, das Klopfen, und dann die Stimme —

Lucrezia (streng). Du hast gehört?

Zulietta. O nur ein Summen und Dröhnen, verstanden hab' ich kein Wort. Aber er war's doch, Frau, nicht wahr? und doch blieb die Thüre zu?

Lucrezia (mit Nachdruck). Sie wird ihm nie wieder aufgethan werden. Auch wird er sich hüten, je wieder daran zu pochen.

Zulietta. Heilige Madonna! Ihr habt euch überworfen? Und morgen — Eure Hochzeit —

Lucrezia. Ich werde morgen Hochzeit halten, Zulietta, aber mit einem besseren Bräutigam.

Zulietta. Was sagt Ihr, Frau? Nicht mit dem Morosini?

Lucrezia. Still! Wer diesen Namen vor mir noch ausspricht, verläßt mein Haus. — Trage das Tischchen hinein. Und dann — laß uns schlafen gehen. (Zulietta thut wie ihr befohlen. Lucrezia sinkt auf die Bank.) Es ist mir nun doch lieb, daß Du noch auf bist. Ich selbst — meine Hände sind wie gelähmt — ich würde mich nicht allein entkleiden können (Zulietta kommt wieder aus dem Zimmer, in welchem sie das Licht ausgelöscht hat.) O Zulietta, es war eine schreckliche Stunde — und dann wieder süß, über alle Begriffe süß! Rache und Liebe aus Einem Becher zu trinken — einen Verräther züchtigen und einen Mund küssen, der meinen Namen wie den einer Heiligen aussprach —

Zulietta (starrt sie an). Euer Geist schwärmt, Ihr habt Gesichte gesehen —

Lucrezia (steht auf). Morgen erfährst Du Alles. Jetzt — bin ich sterbensmüde. Deinen Arm, Kind! Ich komme sonst die Stufen nicht hinauf. (Indem sie, auf Zulietta gestützt, sich der Treppe nähert, hört man ganz in der Ferne sehr schwach und klagend das Fagott.)

Lucrezia (bleibt stehen). Horch! Was war das?

Zulietta. Kann er noch nicht Ruhe halten, Euer lästiger Anbeter?

Lucrezia. O Zulietta, wenn Du wüßtest — Er ist der beste, aufopferndste Freund —

Zulietta. Wer? Doch nicht der Musicus!

Lucrezia. Still! — Da klingt es wieder — O mein Gott! Sage, klingt's nicht wie ein Stöhnen — ein Hülferuf? — Es kommt näher —

Zulietta. Ihr seht und hört heute nichts als Spuk, Siora Padrona. Ihr seid überwacht — Ihr müßt Euch sogleich —

Lucrezia (sich von ihr losmachend, eilt nach der Thür, horcht hinaus). Nein, nein, er war's — er ist's — Jetzt erst überfällt mich's: wenn ihm etwas zustieße, wenn der stolze, gewaltthätige Mann ihm aufgelauert hätte, um an ihm zu rächen, was ich ihm angethan —

Zulietta (für sich). Die arme Frau — sie hat den Verstand verloren.

Lucrezia (während das Fagott deutlicher heranklingt, immer abgebrochen und ohne Melodie) Näher — es kommt immer näher — Was treibt ihn zurück? O und diese Töne — sie dringen mir bis in's Mark! Zulietta, wenn es wahr wäre — o Gott! Da ist er schon am Hause —

Zulietta (zu ihr hineilend). Kommt zu Euch, Frau. Ihr seid krank — ich will den Marco wecken, daß er den Doctor holt —

Lucrezia. Nein, nein, Niemand darf wissen. — (Zu die Kniee sinkend.) O mein Herz — es steht still. Oeffne die Thür, Zulietta, sieh nach (da Zulietta den Riegel zurückschieben will) Um Gotteswillen, öffne nicht — es könnte das Entsetzlichste sein!

Zulietta (rasch). Nun wahrlich, Frau, wenn Ihr Lust habt, Gespenster zu sehen, ich mag lieber schlafen, und um Euch zu zeigen, daß Ihr Euch ganz ohne Noth das Herz abängstigt — da seht — (sie reißt plötzlich das Thor auf.)

Siebente Scene.

Vorige. (Vor der Schwelle liegt die kleine Gondel, auf dem Polster darin) Lionello (das Haupt auf die linke Hand zurückgelehnt, in der Rechten das Fagott, auf dem er soeben noch schwache Töne geblasen hat).

Zulietta (stößt einen Schrei aus, fährt zurück.)

Lucrezia (auffahrend und nach der Schwelle hin stürzend). Lionello! Du — Du —

Lionello (mit schwacher Stimme). Ich wollte Dir noch — eine letzte gute Nacht sagen, liebstes Leben — es ist schön, daß Du noch zu mir kommst — aber Deine Augen grüßen mich so irre — nein, sei nicht traurig — nun, da ich Dich sehe — ist mir wohl! (Das Haupt sinkt ihm zurück.)

Lucrezia (aufschreiend). Du stirbst, Lionello! — o barmherziger Gott, Du stirbst — und ich habe Dich getödtet!

Lionello (sich mühsam wieder aufrichtend). Du? Nein, Du hast mir Leben geschenkt — die einzige Stunde meines jungen Lebens — voll reiner Wonne. Sie war so groß — der Himmel und die Menschen — konnten sie mir nicht gönnen. Ihm aber — ihm kann ich nicht darum zürnen. Wie er Deine Kette an meinem Halse sah, fuhr ihm der Dolch aus der Scheide — und traf gut! Ich — hätt' ich's nicht eben so gemacht, Jedem, der sich jetzt noch zwischen Dich und mich hätte stellen wollen? Komm — gieb mir — noch einmal Deine Hand — und Deinen Mund — (sie beugt sich verzweifelnd über ihn) O an diesen Lippen stirbt es sich süß!

Lucrezia (sich losreißend). Lebe, lebe, mein Geliebter! Es darf nicht sein,

du gehörſt mir, ich reiße Dich dem Tod aus den Klauen! Julietta, hilf! Wir wollen ihn aufheben, ihn hineintragen — Marco ſoll zum Doctor — (will in die Gondel ſteigen).

Lionello (erhebt ſich, ſtützt ſich auf ein Knie). Es iſt zu ſpät. Lebewohl, mein Weib! Ich ſegne Dich für das Glück, das Du mir haſt gönnen wollen, als hätt' ich's ſchon jahrelang genoſſen. Ich ſegne Deine Augen — die mich voll Liebe angelacht — Deine liebliche Stimme, die mich Deinen Freund genannt — Deine ſüßen Lippen — die mir Balſam in's Blut geträuft. Und nun — gute Nacht. Ich will hinaustreiben in den großen Canal — und wenn ſie morgen mich finden — werde ich ganz ſtille liegen, aber lächeln wie ein Bräutigam am Hochzeitsmorgen. Lebewohl! (Er ſtößt mit letzter Kraft die Gondel von der Schwelle ab und verſchwindet nach links.)

Lucrezia (aufſchreiend). Lionello — ich will mit — mit Dir ſterben!

Julietta (hält ſich gewaltſam feſt). Frau — o theure Herrin! Was wollt Ihr thun! Ihr rettet ihn nicht mehr.

Lucrezia (wild aufblickend). So bin ich auch verloren! So bin ich todt für dieſe Welt und alle Gedanken, die meinem Heiland nicht gehören, werden bis an's Ende bei dieſem Todten ſein! (Indem ſie auf der Schwelle niederſinkt und Julietta ſich zu ihr hinabbeugt, fällt der Vorhang.)

Mr. Hudson.

Mrs. Mr. Hudson.

1762.

Mr. Hudson was the son of Mr. Hudson, a Yorkshire clergyman, and was born at Sheffield in 1730. He was educated at Cambridge, and was for some time a fellow of Trinity College. He afterwards became a clergyman, and was presented to the living of Epworth, in Lincolnshire, by the Duke of Newcastle. He married Miss Mary Wesley, the daughter of the Rev. Samuel Wesley, rector of Epworth, and sister of the celebrated John Wesley. They had one son, who died in infancy. Mr. Hudson died in 1762, and his widow survived him for many years. She was a woman of great piety and benevolence, and was much beloved by her brother John, who visited her frequently at Epworth. She died in 1791, at the age of 61.

haben, warum es der Cholera in Lyon nie gefällt, so oft sie auch schon dahin gebracht wurde, wenn sie in Marseille und Paris herrschte. Einzelne Fälle zeigten sich ja stets, aber nie kam es zu einer Ortsepidemie, und diese Unempfänglichkeit der zweiten Stadt Frankreichs hat sich unter den auffallendsten Umständen bewährt. Im Jahre 1849 wollte z. B. Lyon sich von Paris unabhängig machen und hatte den Gehorsam gekündigt, die Stadt wurde von cholerainficirten Regimentern belagert, erobert und besetzt, die Cholera verlief unter den Truppen und ging nicht auf die aufgeregte und schwer geschädigte Stadtbevölkerung über. An Ort und Stelle überzeugte ich mich bald, daß die Immunität nicht von großer Reinlichkeit in den Arbeiterquartieren auf Croix rousse, auch nicht von Mangel an Proletariat und socialer Misere, ebenso wenig von Canalisation oder Wasserversorgung (letztere war vor 1858 sogar die denkbar schlechteste) herrühren konnte, sondern daß sie von Natur aus gegeben sein mußte. Die Lyoner haben sich über dieses gütige Geschenk der Natur natürlich auch schon oft ihre Gedanken gemacht, aber es wurde ihnen nur wahrscheinlich, daß die stete Luftbewegung, welche der Zusammenfluß zweier großen Ströme, der Rhone und Saone, hervorbringe, daran Ursache sei, obschon die Mistralstürme, welche über Languedok und Marseille fegen, die Cholera nie fortzublasen vermögen.

Die Lage der Stadt ist eine sehr verschiedene. Das Bett der beiden Flüsse ist compacter Granit, der am rechten Ufer der Rhone und an beiden Ufern der Saone steil emporsteigt, stellenweise von Lias, Molasse oder mächtigen Lehmschichten überlagert. Auf der Höhe liegen die Stadttheile Croix rousse, Fourvière, St. Juste, andere Theile liegen sehr tief, Perrache auf einer Erdzunge zwischen den beiden Strömen, Lyon Vaise auf dem rechten Saone-Ufer, Brotteaux und Guillotière auf dem Alluvialboden am linken Rohneufer. Die tief gelegenen Theile von Lyon sind häufigen und hochgradigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Und doch nie Cholera?

Wie wir aus den Untersuchungen über örtliche und zeitliche Disposition ersehen haben, kann die Immunität eines Ortes von zwei Ursachen herrühren, von der physikalischen Bodenbeschaffenheit, wie sie der immune Theil von Traunstein oder die immunen Häuser von Kienberg haben, oder von einem gewissen Feuchtigkeitsgrade, wie ihn z. B. die tiefgelegenen Theile von München während der Sommerepidemie 1873, oder Augsburg während des Sommers und Winters 1873, oder München im Jahre 1866 gehabt haben. Ein solcher Grad von Feuchtigkeit, wie er an choleraempfänglichen Orten zeitweise vorhanden ist, kann in einzelnen Orten auch constant vorkommen, und zu diesen Orten müßten die tiefgelegenen Theile von Lyon gehören. Und beides trifft auch wirklich in Lyon zu. In den hochgelegenen Theilen tritt der Granit an vielen Punkten zu Tage und schafft die hohe Lage an und für sich eine gute natürliche Drainage. Von diesen Theilen kann man sagen, daß sie stets immun bleiben werden. Die tief auf Rhone-

kies liegenden Theile Brotteaux und Guillotière und Perroche setzen einen gewissen Wassergehalt des Bodens voraus, der immer vorhanden sein müßte, wenn die Cholera eingeschleppt wird.

Die Befeuchtung dieses Lyoner Bodens erfolgt nun in abnormer Weise nicht blos durch die atmosphärischen Niederschläge, sondern auch durch den Fluß Rhone. Die wasserdichte Unterlage seines Bettes ist dichter Granit. Ich selbst sah noch, wie man Granitsteine aus dem Flußbett entfernte, welche die Schifffahrt hinderten. Dieses Granitlager senkt sich vom linken Ufer an eine große Strecke landeinwärts, jedenfalls soweit als Lyon darauf steht, denn alle Brunnen, die man da gräbt, liegen tiefer als der Spiegel der Rhone, und steigen und fallen mit dem Flusse.

In Paris, in München und in Berlin ist durch Nivellement das Gegentheil von Lyon ermittelt, in Paris, München und Berlin liegt der Grundwasserspiegel höher als der Spiegel der Seine, Isar und Spree, was überhaupt die ganz vorherrschende Regel ist, so daß Grundwasserverhältnisse wie in Lyon zu den seltenen Ausnahmen gehören. In Lyon kann man sagen, daß ein Theil der Rhone unterirdisch verläuft, indem sie Wasser in den Boden hinein abgiebt, während in Paris, München und Berlin die Flüsse Wasser vom Lande her constant empfangen. Wenn in diesen Städten das Wasser im Flusse steigt, ist nicht ein Eindringen desselben in den porösen Boden hinein anzunehmen, sondern vielmehr eine Rückstauung und Aufstauung des Grundwasserabflusses. — Der Rhonekies, in seinen gröberen Theilen wesentlich aus Quarzgeschieben bestehend, enthält auch viel feine Theile zwischen gelagert, welche Wasser in ihre Capillarräume in beträchtliche Höhe, wahrscheinlich bis zur Höhe der Verdunstungszone, zu saugen vermögen. Ich überzeugte mich an mehreren eben in Angriff genommenen Grundaufgrabungen, wie fest dieser Kies steht, und wie feucht er ist. — Dieser Theil von Lyon ist also nur zeitlich immun, und würde für Choleraepidemieen empfänglich werden, wenn man ihm einen Theil seines Wassers nähme. Daß auch Lyon theilweise sterblich sein könnte, hat sich bereis einmal im Cholerajahre 1854 gezeigt. Als ich während meines Aufenthaltes dort die Choleravorkommnisse in Lyon näher ermittelte, fand ich, daß in diesem Jahre an 500 Choleratodesfälle vorkamen, während es sonst zu Cholerazeiten mit einigen Dutzenden abgeht. Es ergab sich ferner, daß nahezu drei Viertheile dieser Cholerafälle aus Guillotière stammten, und ich mußte sagen, daß im Jahre 1854 wenigstens ein Theil von Lyon eine Choleraepidemie gehabt habe. Die Lyoner hören das nicht gerne, denn sie machen mit ihrer in ganz Frankreich anerkannten Immunität zu Cholerazeiten sehr gute Geschäfte mit den reichen Choleraflüchtlingen aus Paris und Marseille, und sie sagen daher: Was sind 500 Fälle bei einer Bevölkerung von 400,000, da kann man doch von keiner Epidemie sprechen. Allerdings nicht von einer Epidemie von ganz Lyon, aber unausweichlich muß man eine Choleraepidemie eines Theiles von Lyon zugeben. Die hochgelegenen Theile von Lyon haben sich auch

im Jahre 1854 wie sonst verhalten. In den kommenden Cholerazeiten verhielt sich ganz Lyon wieder ruhig.

Was unterscheidet nun das Jahr 1854 in Lyon von anderen Jahren? Nichts, als daß es ein ganz abnorm trockenes Jahr gewesen ist. Ich überzeugte mich aus den Beobachtungen der meteorologischen Station, daß in diesem Jahre in dem Atmidometer (Verdunstungsmesser) mehr Wasser verdunstete, als in den Ombrometer (Regenmesser) fiel. Grundwasserbeobachtungen fand ich allerdings nicht vor, aber fortlaufende Beobachtungen des Rhonepegels, welche bis zum Jahre 1826 zurückreichten. Von 1826 bis 1854 kommt kein so andauernd niedriger Rhonestand vor, als im letzteren Jahre. Das ist mir genug, um zu denken, man könnte den niedrig gelegenen Theilen von Lyon auch zeitliche Disposition für Cholera schaffen, wenn man ihnen die Rhone ganz oder zum größten Theile nehmen könnte.

Daß zu viel Wasser im Boden der Cholera ebenso ungünstig ist, wie das Zuwenig in der Wüste oder in Lahore, spricht sich noch in einer großen Reihe anderer Thatsachen aus. Als ich die Cholera 1854 in Bayern durch's ganze Land verfolgte, überraschte mich, daß in den epidemisch ergriffenen Districten gerade die Moorgegenden, die in der Regel nur von den ärmsten Leuten bewohnt sind, immer Ausnahmen machten.

Das große Donaumoos zwischen Neuburg und Ingolstadt war von Ortsepidemien umgürtet und in die Moosdörfer mochten sie nicht hinein Im Freisinger Moos endlich tauchte im Orte Halbergmoos eine Epidemie auf. Als ich hinkam, standen die ergriffenen Häuser auf einer Kieszunge, welche sich in's Moor hinein erstreckte. Dasselbe hat Reinhard für Sachsen nachgewiesen. Der nördliche Theil von Sachsen, der an der Spree liegt, ist eine Malariagegend mit Auszeichnung. Die elf Mal, als die Cholera schon in Sachsen war, vermied sie immer diese Fiebergegend. Ich will damit nicht sagen, daß die Cholera auf Moorboden epidemisch nicht vorkommen könne, aber ich glaube in solchen Fällen dann fragen zu dürfen, wie es sich mit der vorausgegangenen Bewegung der Bodenfeuchtigkeit verhalten hat? Die Boden- und Grundwassertheorie schließt überhaupt aus daß man sich um das, was im Boden und über demselben vorgeht, erst kümmert, wenn die Cholera ausbricht, und wieder damit aufhört, wenn die Cholera verschwindet; — da bedarf es, wie Port sich ausdrückt, einer fortlaufenden Chronik von Thatsachen.

Daß die Cholera sehr regelmäßig in der Nähe der Gebirge und in den Gebirgen seltener wird, hängt gleichfalls mit dem Elemente der zeitlichen Disposition zusammen: in dem Maße, als die Cholerafrequenz dieser Gegenden abnimmt, nimmt die Regenmenge derselben zu: so launenhaft das Wetter ist, so launenhaft ist die Cholera. Die Städte im Gebirge, welche nicht

selten Zufluchtsort für Schaaren von Choleraflüchtlingen sind, ohne ihnen die Krankheit mitzutheilen, stehen selten auf einem Boden, welcher an und für sich die Cholera ausschließt. Salzburg und Innsbruck haben z. B. noch nie Choleraepidemien gehabt, auch 1866 nicht, wo beträchtliche Evacuationen vom schwer cholerakranken Kriegsschauplatz dahin erfolgten, und Salzburg steht zu einem merklichen, Innsbruck zum größten Theil auf dem Alluvialboden der Salzach und des Inn, wie München auf dem der Isar steht; aber die Städte haben etwa um 50 Procent mehr Niederschläge als München. Ich kann mir einen vielleicht nur alle hundert Jahre eintretenden Grad von Trockenheit denken, daß auch Salzburg und Innsbruck von Choleraepidemien heimgesucht werden könnten, wie theilweise Lyon 1854 oder wie Bombay im Juni 1859 auch einmal Monsuncholera hatte, wo die Regen die Cholera, die zuvor lange geschwiegen hatte, brachten, während sie sonst sie vertreiben.

Aus der zeitlichen Disposition erklärt sich auch die so oft wiederkehrende Thatsache, daß sich die Cholera so verschieden in ein und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, oder auch zu gleicher Zeit in ein und demselben Orte verhält, wenn verschiedene Ortstheile verschiedene Bodenbeschaffenheit haben. Daß sie z. B. in München die Häuser auf dem Lehmrücken der Vorstadt Haidhausen, welcher dort der Kiesschichte etwa 3 Meter hoch aufgelagert ist, nie angreift, rührt gewiß nicht davon her, daß Lehmboden an und für sich ein Hinderniß für die Entwickelung des Cholerakeims wäre, sondern weil sich der Regen ganz anders zu Lehmboden als zu Kiesboden verhält, wenn er sich auch über beide Bodenarten ganz gleichmäßig vertheilt. Zur Zeit, wo der Kiesboden von München für Cholera reif wird, ist es sein Lehmboden nicht.

Ich verlasse nun meine localistische Beweisführung und gehe zur Kritik einiger Gesichtspunkte über, welche die Contagionisten festzuhalten und den Localisten entgegenzuhalten pflegen.

Daß die Choleraepidemien sich in einem Orte nicht ewig fortsetzen, sondern bald nach längerer, bald nach kürzerer Zeit wieder aufhören, erklären die Contagionisten mit Annahme der Durchseuchung der Bevölkerung, und sie verstehen unter Durchseuchung eine Erschöpfung der individuellen Disposition, ähnlich wie man die Kinderkrankheiten, die man einmal durchgemacht hat, nicht wieder bekommt, oder wie die Kuhpockenimpfung vor dem Erkranken an den schwarzen Blattern schützt. Das erklärt schon nicht, warum die Epidemien in einem Orte einmal so schnell, ein andermal so langsam verlaufen, warum sie bald groß, bald klein sind, während die Menschen, in welchen sich die Durchseuchung vollziehen soll, sich doch so gleich bleiben. Mit demselben Rechte können die Localisten annehmen, daß der Cholerakeim die zeitweise in verschiedenem Maße vorhandenen localen Bedingungen er-

ſchöpft und dann abſtirbt, die er dann erſt nach einer längeren Zeit wieder eingeſchleppt neuerdings vorfindet. Nur im endemiſchen Cholerabezirke, im Boden von Niederbengalen, vermag ſich unter den dort eigenthümlichen Verhältniſſen der Cholerakeim beſtändig zu erhalten, obſchon er auch da zeitweiſe ſchlummert oder nur in ſo geringer Menge vorhanden iſt, daß die Menſchen davon nicht erkranken. Dieſer Schlummerzuſtand muß für eine beſchränkte Zeit auch oft außerhalb Indiens angenommen werden, denn ſonſt iſt z. B. die Winterepidemie 1873/74 in den tief gelegenen Theilen Münchens nach der vorausgegangenen Sommerepidemie in den höheren Theilen nicht erklärlich, welche doch nachweisbar den Keim ſchon in die tieferen Stadttheile gebracht hatte, wo die Krankheit dann nach dem Erlöſchen der Sommerepidemie erſt ſo heftig, viel heftiger und länger als die Sommerepidemie aufgetreten iſt, während dieſe daran faſt ſpurlos vorübergegangen war. Daraus muß man auch folgern, daß der Keim zu Epidemien oft einige Zeit ſchon (in dem Falle von München wenigſtens drei Monate) in Orten eingeſchleppt ſein kann, ohne Wirkungen zu zeigen, und daß er ſogar wieder abſterben kann, ehe ſich die zeitlichen localen Bedingungen für ſeine Vermehrung und weitere Entwickelung einſtellen. Deshalb ſucht man auch oft ſo vergebens nach dem Cholerakranken, oder wenigſtens Diarrhöekranken von auswärts, der die Cholera eingeſchleppt, mit dem die erſten Cholerakranken im Orte zuſammenhängen könnten; ſo im Jahre 1883 in Damiette in Egypten und im Jahre 1884 in Toulon in Frankreich. Der Keim konnte ſchon ein halbes Jahr früher eingeſchleppt ſein, und wird gewiß auch oft eingeſchleppt, ohne die zeitliche Dispoſition der Orte vorzufinden, und ſtirbt wieder ab, ohne Lebenszeichen gegeben zu haben.

Wie lange der Cholerakeim ſich bei uns latent in einem Orte halten kann, darüber fehlen vorläufig alle Anhaltspunkte, es giebt Fälle, wo man ein ganzes Jahr annehmen möchte, dafür aber, daß er in Europa ſchließlich ſtets zu Grunde geht, dafür vermag ich eine ſchlagende Thatſache beizubringen. Als die Cholera in Rußland viele Jahre hindurch nicht mehr ausgehen wollte, glaubten ſchon einige Epidemiologen, man müſſe jetzt Rußland im Norden ebenſo, wie Niederbengalen im Süden als endemiſches Choleragebiet betrachten. Die Geſchichte der Cholera aber auf zwei Inſeln im mittelländiſchen Meer, auf Malta und Gozo, liefert ein Beiſpiel, daß in Zwiſchenräumen von wenigen Jahren der Cholerakeim abſtirbt, und wieder neu eingeſchleppt werden muß, ehe ſich Fälle von aſiatiſcher Cholera wieder zeigen.

Die Inſeln Malta und Gozo liegen hart nebeneinander und ſind ſich von Natur aus ſo gleich, als ob man ein ganz homogenes Stück Stein in zwei Trümmer ſchlüge, in ein größeres und in ein kleineres Stück, und neben einander in's Waſſer legte, ſo nahe daß ſie ſich nur nicht berühren. So ragen

beide Inseln aus dem Meere heraus. Sie haben ganz den gleichen Boden, gleiche Winde, Sonnenschein und Regen, die gleiche Bevölkerung arabischen Ursprungs mit gleichen Sitten und Gewohnheiten und täglichen Verkehr. Gemüse, Obst, Schlachtvieh kommt täglich von Gozo nach Malta. Die beiden unterscheiden sich nur dadurch, daß Gozo keinen directen Verkehr mit der übrigen Welt besitzt, sondern nur indirect über Malta, welches die schönsten natürlichen Häfen der Erde besitzt, während Gozo nicht einen einzigen hat. Das Stück Stein ist vor dem Zerschlagen an einer Stelle tief zackig gewesen, sonst rund, und der zackige Theil gehört zum Stück, das Malta heißt. Die beiden Inseln werden zeitweise von Cholera heimgesucht. Malta aber immer mehrere Wochen früher, als Gozo. Schließlich zeigen sich beide gleich empfänglich dafür: im Jahre 1865 starben von der Bevölkerung auf Malta 12, auf Gozo 16 pro Mille an Cholera. Der erste Cholerafall war

1837 am 26. Mai auf Malta, am 5. Juli auf Gozo
1850 = 9. Juni = = = 28. August = =

1854 und 1856 während des Krimkrieges kamen auch Cholerafälle auf Malta und Gozo vor, es entwickelte sich nur keine Epidemie, aber auch da zeigten sich die sporadischen Fälle viel früher auf Malta als auf Gozo. Bei der Epidemie von 1865 kam der erste Fall auf Malta am 20. Juni, in Gozo am 21. Juli vor. Dieses Zeitintervall zwischen Malta und Gozo stimmt mich sehr bedenklich gegen die landläufige Annahme, daß die Fälle, welche sich ein paar Tage nach Ankunft einer Person aus einem Choleraorte in einem bisher cholerafreien Orte ereignen, sich in dem Hause zeigen, wo diese Person abgestiegen ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Haus auch schon einen früheren Verkehr mit dem Choleraorte gehabt hat. So viel ist durch Malta und Gozo jedenfalls erwiesen, daß die Cholera auf den Inseln keinen längeren Dauerzustand hat, daß sie nicht autochton entsteht, auch nicht durch die Winde gebracht wird, sondern daß zur Einschleppung stets der Verkehr nothwendig ist, denn sonst hätte sie hie und da auch auf Gozo gleichzeitig, oder auch früher als auf Malta sich zeigen müssen.

Die Thatsachen vom Einfluß der Localität können die Contagionisten nicht ganz ableugnen, sie gestehen ihn sogar theilweise gerne zu, suchen aber dann eine contagionistische Erklärung dafür. Die Localisten und Contagionisten suchen sich ein Bild davon zu machen, wie der durch den menschlichen Verkehr verbreitbare Cholerakeim mit Boden- und Grundwasser zusammenhängen könnte. Das ist leider noch das dunkelste Capitel und wird es auch noch lange bleiben, aber es ist nicht dunkler als bei einer anderen Infectionskrankheit, deren Abhängigkeit vom Boden und Wasser Niemand bestreitet, nämlich bei den Malariakrankheiten, beim Wechselfieber. So sehr man von seiner tellurischen und klimatischen Abkunft überzeugt ist, so fehlt nach den Mittheilungen von Hirsch in seinem Handbuche der historisch-geographischen

Pathologie doch auch dafür noch jeder strenge experimentelle Nachweis, wie der Infectionsstoff zum Menschen gelangt, ob durch Luft, ob durch Wasser oder Nahrung, oder Mückenstiche u. s. w. und wenn man die Tabellen über das Auftreten der Wechselfieber in den einzelnen Monaten des Jahres im Jahdegebiet, in Leipzig, Wien, Klagenfurt u. s. w. vergleicht, so staunt man, daß in diesen Malariatabellen die Abhängigkeit von der Jahreszeit nicht entfernt so scharf hervortritt, wie in der Choleratabelle von Brauser.

Beim Wechselfieber bezweifelt man die Infection durch Trinkwasser, bei der Cholera nehmen die Contagionisten sie an und glauben, daß die Epidemien wesentlich durch Trinkwasser bedingt werden, in welches auf irgend eine Art Auslee rungen von einem Cholerakranken gekommen sein müssen.

Die Trinkwassertheorie spielte schon im Mittelalter bei allen Volksseuchen eine große Rolle, stets mußten böse Menschen, bald Juden, bald Christen, die Brunnen vergiftet haben, aus welchen man den Tod trank. Für ein gesundes behagliches Leben ist gutes reines Wasser ein ebenso dringendes Bedürfniß, wie gute Luft, gute Nahrung, gute Wohnung u. s. w. Ich selbst bin Trinkwasserfanatiker, aber nicht aus Furcht vor Typhus oder Cholera, sondern aus reiner Liebe zum Guten. Mir ist das Wasser nicht blos ein unentbehrliches Nahrungsmittel, sondern zugleich Genußmittel, das ich höher schätze und für unsere Gesundheit für werthvoller halte, als guten Wein und gutes Bier. Wenn am Wasser etwas fehlt, kann man nicht blos an Cholera, sondern an allem Möglichen erkranken. In den Orten, in welchen eben die Cholera herrscht, und wo sich ein localer Einfluß bemerkbar macht, kann man ja an's Wasser denken, weil man ja auch die Brunnen und Wasserleitungen als einen Theil der Localität annehmen muß, und die Annahme wird auch häufig stimmen, insofern man gar oft den Theil für's Ganze (pars pro toto) setzen kann, ehe man an eine genauere Untersuchung in's Einzelne geht. Wo man nicht den Einfluß des Wassers allein unter Ausschluß aller anderen localen Factoren betrachten kann, da werden die Schlüsse stets zweifelhaft bleiben, und man wird nicht behaupten können, daß gerade das Wasser der schädliche Theil der Oertlichkeit sei. Die Fälle nun, in welchen Wasser von einem Orte genossen wird, ohne zugleich mit der Luft und Anderem von diesem Orte in Berührung zu kommen, ereignen sich so selten, daß man aus der Coincidenz allein noch keinen Wahrscheinlichkeitsbeweis antreten könnte. In England, wo die Trinkwassertheorie Dogma und Volksglaube geworden ist, hat man zwei derartige Fälle, in denen jeder andere Localeinfluß ausgeschlossen schien, während der Choleraepidemie von 1854 beobachtet. Der eine betrifft ein und dieselbe Oertlichkeit, einige Straßen Londons, in welchen zwei Wasser-Compagnien concurrirten, die Lambeth Company mit reinem, die Vauxhall Company mit unreinem Wasser, und wo die mit ersterem Wasser versorgten Häuser sehr wenig und die mit letzterem sehr viele Cholerafälle hatten. Diese Thatsache imponirte auch mir anfänglich sehr, und ich ging gläubig

und frischen Muthes daran, die ungleiche örtliche und zeitliche Vertheilung der Cholera von 1854 in München auch mit dem in verschiedenen Theilen der Stadt sehr verschiedenen Trinkwasser zu erklären. Meine, mit aller Umsicht durchgeführte Untersuchung endete bekanntlich mit einem ganz negativen Resultate. Ohne die Erhebungen in London im mindesten anzuzweifeln, mußte ich sie mir dahin deuten, daß das unreine Wasser der Vauxhall Company nicht den Cholerakeim verbreitete, welcher in München auch ohne Mithilfe des Trinkwassers seine Verbreitung ebenso fand, sondern daß das Wasser entweder die individuelle Disposition der Personen steigerte, oder auch vielleicht die örtliche Disposition, indem man mit dem schmutzigen Wasser die Häuser und deren Boden düngte.

Später (1866) hat Letheby auch die Richtigkeit der Erhebungen angezweifelt, indem er darauf hinwies, daß in den von den beiden Gesellschaften gleichzeitig versorgten Straßen im Laufe der Zeit bei den Anzapfungen der beiden Hauptrohre große Verwirrung eingetreten sei, so daß oft ein Haus, welches an die Lambeth Company zahlte, sein Wasser aus der Röhre der Vauxhall Company empfing und umgekehrt. Die Choleraepidemie von 1866, die sich wesentlich auf Ostlondon beschränkte, leitete man auch vom Wasser der East-London Water-Company ab, welche aus dem Leafluſſe filtrirtes Wasser vertheilt. Letheby wies an einer Reihe von Thatsachen nach, daß man mit demselben Rechte die Röhrenleitung der East-London Gas-Company zu Grunde legen könnte und dabei noch den Vortheil hätte, daß der erste constatirte Cholerafall von Ostlondon 1866 wirklich in der Gasanstalt vorkam.

Ein zweiter in London beobachteter Trinkwasserfall machte übrigens noch einen viel größeren Eindruck und wurde die von Snow darauf gegründete Theorie bald die allgemein herrschende. Man betrachtete den Fall, auf welchen Snow sich stützte, nicht mehr blos als eine epidemiologische Beobachtung, sondern geradezu als ein physiologisches oder pathologisches Experiment. Golden Square, ein Theil Londons mit einer Mulde, welche damals als Schlammfang für die Umgebung betrachtet werden konnte und nur sehr mangelhaft canalisirt war, wurde 1854 auffallend heftig von Cholera ergriffen. Die Epidemie concentrirte sich namentlich in Broadstreet. Das mußte seinen Grund haben, und der Grund mußte gefunden werden. Anfangs schien es, als stamme das Unglück noch aus alter Zeit. Man machte darauf aufmerksam, daß da, wo jetzt Golden Square und Broad steht, einst ein Begräbnißplatz für die an der Pest Gestorbenen lag. Dieser Pesthauch aus früheren Jahrhunderten konnte sich ja auch anno domini 1854 seiner Gruft wie der Geist im Hamlet entringen; — aber eine nähere Untersuchung auf historischer Grundlage ergab gar bald, daß das alte Pestfeld und das neue Cholerafeld sich gegenseitig doch nicht genügend deckten. Nun aber wurde ein Ereigniß bekannt, in Folge dessen die Pest dem Trinkwasser das Feld räumen mußte. Inmitten des Cholerafeldes in Broadstreet stand

ein Pumpbrunnen, dessen Wasser sehr beliebt war, weshalb der Brunnen auch sehr viel benützt wurde und sein Wasser stets frisch war. Als Ende August die Choleraexplosion in Broadstreet erfolgte, hatten viele der Erkrankten auch Wasser aus der Broadstreet-Pumpe getrunken; aber das wäre wirklich noch nicht entscheidend gewesen, dazu bedurfte es noch eines pathologischen Experimentes. In Broadstreet befand sich eine Zündhütchenfabrik eines Herrn Elliot. Das Personal dieser Fabrik litt auch an Cholera und Mehrere davon starben. Herr Elliot blieb ganz gesund, aber er wohnte nicht in der Fabrik, wohin er nur täglich kam, um nach Schluß der Geschäfte wieder nach Islington zu fahren, wo er mit seiner Mutter und einer Nichte zusammen wohnte. Seiner Mutter, die früher auch in Broadstreet gewohnt und das Wasser des Brunnens sehr lieb gewonnen hatte, brachte bei dieser Gelegenheit der gute Sohn täglich frisches Wasser von der Broadstreet-Pumpe mit, wovon sie und die Nichte tranken. In Islington war bisher kein einziger Cholerafall vorgekommen, da erkrankten Mutter und Nichte und starben, ohne mit Broadstreet einen anderen Verkehr gehabt zu haben, als daß sie Wasser von dort getrunken hatten.

Was will man noch mehr? Wer möchte auch da noch zweifeln? Ein Experiment an zwei lebenden Menschen, bei einer Krankheit, wo das Thierexperiment nicht eintreten kann, weil der Mensch allein für Cholera empfänglich ist!! Ein trauriges Vorrecht.

Noch nie wurde die Deutung einer Thatsache leichtsinniger hingenommen, als diese. Setzen wir den Fall, Herr Elliot hätte täglich mit dem Choleraherde in Broadstreet verkehrt, wie er es wirklich gethan hat, und wäre täglich nach Islington zu Mutter und Nichte heimgefahren, ohne ihnen Wasser mitzubringen, und Mutter und Nichte wären erkrankt, ohne Wasser von der Broadstreet-Pumpe getrunken zu haben, würde man da im Geringsten in Verlegenheit sein, die Infection von Mutter und Nichte durch den andauernden täglichen Verkehr des Sohnes mit dem Infectionsherd zu erklären, selbst wenn der Sohn vollkommen gesund blieb? Die Contagionisten würden da wahrscheinlich sagen, er könne ja eine verdächtige Diarrhöe gehabt haben, die er gar nicht beachtete, und damit angesteckt haben. Die Localisten würden sagen: einen local erzeugten Infectionsstoff können auch Gesunde verschleppen und es wird die Verschleppung durch Kranke nur in dem Maße öfter beobachtet, als diese öfter aus wirklichen Choleralocalitäten kommen, als die Gesunden. Im Jahre 1854 z. B. kehrte ein junger Jurist S . . . von München nach Darmstadt heim, wo er bei seinem Vater wohnte. Der Vater hatte Darmstadt zu dieser Zeit nie verlassen und Darmstadt war damals so cholerafrei wie Islington und liegt von München viel entfernter als Islington von Broadstreet. Der Sohn S . . . war so gesund heimgekommen, wie Herr Elliot, aber der Vater S . . . erkrankte doch nach der Heimkehr des Sohnes und starb an Cholera. Man wußte keinen anderen Grund dafür zu finden, als die Heimkehr des Sohnes aus dem inficirten München. Darmstadt ist bisher

eine so choleraimmune Stadt geblieben, wie Lyon, Versailles, Stuttgart und viele andere größere Städte. Es kam im Jahre 1854 auch ein Spängler G . . von der Industrieausstellung in München nach Darmstadt heim, welcher da an Cholera erkrankte und starb, ohne daß sich die Krankheit im Hause oder in der Stadt weiter verbreitete, ohne daß eine Isolirung vorgenommen oder Desinfectionsmittel angewandt wurden. Im Jahre 1866 wurden preußische Truppen in Darmstadt einquartiert, welche die Cholera mitbrachten. Einige dreißig von diesen Soldaten erkrankten in Darmstadt an Cholera und starben auch mehrere daran, ohne daß auch nur ein einziger Einwohner von Darmstadt davon befallen wurde. Es muß zugestanden werden, daß Frau Elliot in Islington durch den Verkehr ihres Sohnes mit dem Infectionsherde in Golden Square inficirt werden konnte, gerade so wie Herr S . . . in Darmstadt, dem sein Sohn von München gewiß kein Trinkwasser mitgebracht hat.

Was noch zu Gunsten der Trinkwassertheorie häufig angeführt wird, das ist, daß die localen Epidemien aufhören, wenn man die verdächtigen Brunnen oder Wasserleitungen schließt. Da vergißt man regelmäßig schon immer die große Mehrzahl der Fälle zu zählen, in welchen die Brunnen nicht geschlossen und die Wasserleitungen nicht abgesperrt wurden und die Epidemien genau ebenso erloschen sind. Auch in Broadstreet erreichte die Epidemie ihr Ende an dem Tage, an welchem der Brunnen von Amtswegen geschlossen wurde. Dieser Heldentag war der 8. September. Wenn man sich aber um die Cholera in der Nachbarschaft dieses Giftbrunnens weiter erkundigt, als die gläubigen Trinkwassertheoretiker thun, so erfährt man, daß die Epidemie auch vorüber gewesen wäre, wenn man den Brunnen nicht geschlossen hätte, denn es erfolgten in

Broadstreet	am 31.	August	31 Cholerafälle
=	1.	September	131 =
=	2.	=	125 =
=	3.	=	58 =
=	4.	=	52 =
=	5.	=	26 =
=	6.	=	28 =
=	7.	=	22 =
=	8.	=	14 =

Man sieht, daß am Tage des Brunnenschlusses die Epidemie ohnehin schon an ihrem Ende angelangt war. Sie verlief sehr schnell, wie alle diese explosionsartigen Ausbrüche, sie mögen sich in Indien oder bei uns ereignen.

Je eingehender man sich mit der Trinkwassertheorie abgiebt, um so unwahrscheinlicher wird sie einem: ich habe das ja, wie schon erwähnt, an

mir selbst erlebt. Ich kann es daher nur bedauern, daß ein so verdienstvoller bakteriologischer Forscher, wie Robert Koch, der durch seine Entdeckungen und Culturmethoden in der Erforschung der pathogenen Mikroorganismen bahnbrechend wirkt, ihrem anfänglichen Reize auch nicht widerstehen kann und die falsche Lehre wieder vollauf angenommen hat. In seinen Demonstrationen zu Gunsten derselben ist er bisher nicht glücklicher gewesen als Snow und so schätze ich die Zeit nicht ferne, wo auch er durch eigene Erfahrungen sich überzeugen wird, daß er sich auf einem Irrwege befand.

Koch hat in Calcutta in einem Weiher oder Teich (tank), in dessen Umgebung die Cholera ausgebrochen war, den nämlichen Bacillus gefunden, den er auch im Darme jedes Cholerakranken. und nur im Darme von Cholerakranken nachgewiesen hat und von dem auch ich annehmen möchte, daß er in irgend einer Weise mit dem epidemischen Choleraprocesse zusammenhängen müsse. Ich halte die Entdeckung Kochs für höchst wichtig, aber durchaus nicht für einen Abschluß der Cholerafrage, sondern nur für einen vielversprechenden Anfang, nicht zunächst in epidemiologischer, sondern nur in pathologischer Richtung. Koch wurde zu seiner Untersuchung des Teichwassers erst veranlaßt, als bereits Cholera in der nächsten Umgebung herrschte. Aus dem Teiche aber tranken seine Umwohner nicht blos, sondern sie badeten sich auch täglich und wuschen ihre Wäsche darin, wie Koch selber anführt. Nach meiner Ansicht war vorauszusehen, daß Kommabacillen im Wasser sein müssen. Es ist nicht nachgewiesen, daß diese schon im Wasser waren, ehe sich Cholerafälle im Bereiche des Teiches zeigten, es ist nur nachgewiesen, daß sie darin waren, nachdem man Cholerawäsche darin gereinigt hatte und daß sie mit der Cholera auch wieder aus dem Wasser verschwanden, d. h. als es keine Cholerawäsche mehr zu waschen gab. Ich also bin nicht erstaunt darüber, daß Koch Kommabacillen im Teiche gefunden hat, ich wäre nur erstaunt, wenn er unter diesen Umständen bei seinem Scharfblick und bei seiner großen Uebung keine gefunden hätte.

Koch meint allerdings, die von ihm im Teich gefundenen Kommabacillen könnten nicht alle von Cholerawäsche herrühren, sondern müßten theilweise auch darin gewachsen sein, er vergißt aber beim Ausspruch dieser Hypothese, daß er selbst gefunden hat, daß man Fleischbrühe, wenn Cholerabacillen darin wachsen sollen, nicht allzusehr verdünnen dürfe. Es wäre gewiß interessant gewesen, wenn Koch die Concentration seiner Nährlösung im Teiche darauf untersucht hätte. Was aber der contagionistischen Lehre am meisten widerspricht, das ist das gleichzeitige Verschwinden der Cholera auf dem Lande und der Kommabacillen im Wasser des Teiches. Wenn es wirklich wahr ist, daß jeder Cholerakranke, der erste wie der letzte in einer Epidemie den gleichen Infectionsstoff in seinen Darmentleerungen hat und daß die Epidemien nur aufhören, weil sich die Empfänglichkeit der Menschen, die individuelle Disposition in Folge von Durchseuchung erschöpft, so hätte der Bacillus im Teiche, wenn dieser wirklich ein Nährboden für ihn war,

noch lange fort sich finden müssen, obschon die durchseuchten Menschen, welche das Wasser tranken, nicht mehr daran erkrankten. Und somit ist weitaus die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Menschen auf dem Lande ihre Kommabacillen nicht vom Teiche, hingegen der Teich seine Kommabacillen nur von den Menschen vom Lande herbekam.

Während seines Aufenthaltes in Calcutta scheinen dortige englische Aerzte Koch viel von ihren Ansichten über Cholera und Trinkwasser gesprochen zu haben. Die Engländer saugen den Glauben an's Trinkwasser als Infectionsursache für Typhoid und Cholera schon mit der Muttermilch ein und legen ihn dann später nur schwer ab. Er ist auch sehr bequem: wo es mit Cholera und Typhoid gut steht, ist das Trinkwasser in Ordnung, wenn's schlecht steht, ist eben auch das Trinkwasser schuld. Mit diesem einfachen, aber festen Glauben kommen sie nach Indien in Dienst; die Wenigsten legen ihn auch dort ab, nur mit Ausnahme einzelner Derjenigen, welche sich mit der Verbreitung der Cholera über größere Gebiete und zu allen Zeiten befassen müssen, diese dann aber auch sehr gründlich. Dr. Bryden ist als Vorstand des statistischen Bureaus, wo er die Berichte aus ganz Bengalen zu bearbeiten hatte, ein Ungläubiger geworden, nicht minder Dr. James Cunningham, der in den letzten zwei Decennien Medicinalreferent (Sanitary Commissioner) der indischen Regierung war, ebenso Dr. John Macpherson, der Generalinspector sämmtlicher Hospitäler der Bengal-Armee war, nicht minder Dr. Lewis und Dr. Douglas Cunningham, die 12 Jahre lang sich ausschließlich mit den Beobachtungen über Verbreitung der Cholera in Indien zu befassen hatten. Und bei dieser Gelegenheit hat Koch in Calcutta auch gehört, daß das Fort William in Calcutta, das früher stark an Cholera gelitten hat, cholerafrei, ja choleraimmun geworden sei, blos dadurch, daß man reines Wasser hineingeleitet hat. Für Koch hat diese Behauptung den Werth eines Experimentes.

Die Herren in Calcutta haben Koch nicht die volle Wahrheit gesagt. Richtig ist, daß die städtische Wasserleitung, welche gut filtrirtes Gangeswasser vertheilt, im Fort William am 25. März 1873 Eingang fand, aber die auffallende Abnahme der Cholera in der Festung datirt schon seit 1863, wo die Wasser-Versorgung noch aus Teichen auf den Wiesen rings um die Festung erfolgte. Der einzige Schutz dieser Teiche vor Verunreinigung bestand in niedrigen Holzzäunen und etwa auch noch in der Nähe von Schildwachen. Aber ganz unrichtig ist, daß die Sorge für besseres Wasser die einzige sanitäre Maßregel gewesen sei, welche in der Festung durchgeführt wurde; sie war nur ein kleiner Theil einer ganzen Reihe von Maßregeln, welche die Festung zu einem Muster von Reinlichkeit gemacht haben. Namentlich wurde eine große Aenderung in der Beschaffenheit des gesammten Grundstückes in und um die Festung durchgeführt, welches früher zur Regenzeit jedes Jahr ein vollständiger Morast zu werden pflegte. Ein sehr vollständiges System von Abzugsgräben wurde über das ganze Areal der Festung ausgedehnt, was

den Erfolg hatte, daß jede Ansammlung von Wasser, selbst nach den schwersten Regen, nur mehr eine ganz vorübergehende Erscheinung blieb; alles Wasser wurde rasch entweder in Teiche abgeleitet, oder in Canäle, welche mit dem Flusse verbunden waren.

Wenn die Cholera das Fort William jetzt nicht mehr wie früher heimsucht, so darf das nicht nur dem veränderten Trinkwasser, sondern ebenso der durch Drainirung und Canalisirung veränderten Bodenbeschaffenheit zugeschrieben werden, und wenn das Fort William von den Contagionisten als Experiment citirt wird, wie man mitten in der Heimat der Cholera einen Fleck Erde für die Krankheit, deren Keim dort nicht eingeschleppt zu werden braucht, sondern stets gegenwärtig ist, unempfänglich machen kann, so können das die Localisten noch viel mehr.

Ich sehe mich veranlaßt, schließlich nur noch auf eine einzige Cholera-Trinkwassergeschichte einzugehen, welche in Indien einst viel von sich reden gemacht hat, und die vielleicht wirklich ein Experiment gewesen ist. Macnamara sagt in seinem großen Werke über Cholera: „In Verbindung mit diesem Gegenstande kann ich einen Fall erwähnen, welcher sich in einem anderen Theile des Landes ereignete, aber in welchem Falle positiv die Thatsache feststeht, daß frische Choleradejectionen ihren Weg in ein Gefäß mit Trinkwasser fanden und daß die Mischung der Hitze der Sonne während des Tages ausgesetzt war. Früh am nächsten Morgen wurde eine geringe Menge dieses Wassers von neunzehn Personen getrunken. Das Wasser, als es getrunken wurde, zog weder durch Aussehen noch durch Geschmack oder Geruch die Aufmerksamkeit der Trinkenden auf sich. Während des Tages blieben Alle vollkommen gesund, aßen, tranken, gingen zu Bett und schliefen wie sonst. Am nächsten Morgen beim Erwachen wurde einer von ihnen von Cholera befallen; der Rest der Gesellschaft brachte den zweiten Tag ganz gesund zu, aber am nächsten Tag wurden zwei weitere von ihnen von Cholera befallen. Alle übrigen blieben in bester Gesundheit bis Sonnenuntergang des dritten Tages, wo noch zwei weitere Fälle vorkamen. Diese waren die letzten, die übrigen 14 Personen blieben ganz frei von Diarrhoe, Cholera, oder sonst dem leisesten Unwohlsein."

Dieser Fall ist ätiologisch gar nicht zu verwerthen. Wo war der Fall, von welchem der Stoff genommen wurde, der in den Wasserkrug kam oder gebracht wurde? Konnten die 19 Personen nicht denselben Umständen ausgesetzt gewesen sein, unter welchen die Ur-Person an Cholera erkrankte? Befanden sich die 19 Personen an einem sonst immunen Platze, und konnten sie nur von dem Wassergenusse erkranken? Mir sind mehrere Fälle aus Indien bekannt, in denen die Gäste bei einem Mahle oder einem Trinkgelage waren, wo kein Wasser getrunken wurde, z. B. bei einem Taufschmauße, den ein Sergeant gab, wozu er von der Marketenderei die üblichen anderthalb Gallonen (6¾ Liter) Rum gefaßt hatte. Mit Einschluß des Mannes und der Frau waren zwölf Personen gegenwärtig, und am folgenden Abend

waren alle von ihnen in ihren Gräbern, mit Ausnahme des Täuflings, dessen sich eine Dame annahm, die jetzt in Calcutta lebt. Dieser Taufschmauß mit Rum wirkte doch noch ganz anders, als der Krug mit Wasser. In dieses Gastmahl wird man wohl nicht auch Cholerastühle gemischt haben.

Wenn ich mich frage, warum dennoch trotz aller Zweideutigkeit und Erfolglosigkeit so viele, sonst ganz vernünftige Menschen doch noch immer an dem Trinkwasserglauben bei der Cholera so fest hängen, kann ich mir nur zwei Beweggründe denken. Theilweise glauben sie, man müsse aus allgemeinen hygienischen Gründen, aus hygienischer Politik den Glauben nähren, um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, sich und seinen Mitmenschen gutes Wasser zu verschaffen, wenn es bisher schlecht war, denn da wirkt die Furcht vor Tod und Teufel viel mächtiger, als die Liebe zum Guten und zu Gott. Dann aber scheint Vielen gegenüber der drohenden örtlichen und zeitlichen Disposition, die ihnen ein dunkler, unfaßbarer Begriff ist, der Glaube an das Trinkwasser immer noch das kleinere Uebel zu sein. Sie meinen, man könne den ihnen unbequemen Thatsachen von Ort und Zeit auch das Trinkwasser zu Grunde legen. Die Orte, in welchen Excremente von Cholerakranken in's Trinkwasser gelangen können, haben örtliche Disposition, und die Zeiten, zu welchen eben Cholera herrscht, und Excremente in Brunnen und Wasserleitungen kommen können, geben die zeitliche Disposition ab, und so entkommt man dem noch höchst dunklen Einfluß von Boden und Grundwasser.

Wer aber in der Lage ist, das thatsächliche örtliche und zeitliche Vorkommen von Choleraepidemien etwas genauer prüfen zu müssen, der schrickt vor einem solchen Erklärungsversuche sofort zurück. Wenn man ihm nur die obige Tabelle von Brauser vorlegt, so bietet sich ihm schon ein unübersteigliches Hinderniß zur Verwerthung seines Glaubens für die zeitliche Disposition. Auch den feststehenden Cholerarhythmus von Calcutta oder Madras vermag er nicht zu erklären, ebenso wenig als warum in Calcutta gerade zur heißen und trockenen Zeit, wo die Kommabacillen durch Austrocknen ja massenhaft zu Grunde gehen müssen, immer die meisten Cholerafälle vorkommen, und zur heißen und nassesten Zeit, wo die Bacillen in ihrem Elemente sind, gerade die wenigsten.

Daß Typhus und Cholera bei sinkendem Grundwasser mehr als bei steigendem vorkommen, haben sich einige Trinkwassertheoretiker allerdings von ihrem Standpunkte aus sehr einfach zu erklären versucht, indem sie annahmen, wenn das Grundwasser sinke, weniger werde, so werde es wie etwa durch Einkochen auch concentrirter, dicker und damit schädlicher. Damit beweisen sie nichts, als daß sie die fortlaufenden Untersuchungen von Wagner, Aubry und Port nicht kennen, welche gerade das Gegentheil darthun. Bei tieferem Stand ist das Grundwasser immer viel reiner als

bei höherem. Oberstabsarzt Dr. Port, welcher viele Jahre lang das Wasser von Münchener Kasernen mit Rücksicht auf die Typhusbewegung in der Garnison fortlaufend untersuchte, freute sich immer, sobald das Wasser anfing unreiner zu werden, denn dann wußte er, daß nun auch eine bessere Zeit, die Zeit der Abnahme der Erkrankungen gekommen sei. Warum das so ist, hat Professor Franz Hoffmann in Leipzig experimentell gezeigt.

Ebenso groß und zahlreich werden die Hindernisse, wenn man die örtliche Disposition mit Trinkwasser fortschaffen will. Lyon war bis zum Jahre 1858 sogar größtentheils mit Wasser aus gegrabenen, oberflächlichen Brunnen versorgt. Man staunt, wenn man die Analysen des Wassers aus einer großen Anzahl von Brunnen in den Verhandlungen nachliest, welche einer besseren Wasserversorgung vorhergingen.

Aus diesen vielen Verlegenheiten suchen sich die Contagionisten zu helfen, wenn sie sagen, sie behaupteten ja gar nicht, daß es immer das Trinkwasser sein müsse, was inficirt, es gäbe noch tausend andere Wege. Damit ist aber schon zugegeben, daß große Epidemien auch ohne Trinkwassereinfluß vorkommen, und damit ist es bereits fraglich geworden, ob bei den Epidemien, wo sie seinen Einfluß annehmen, nicht auch etwas Anderes die Ursache ist. Sie müssen nachweisen, warum sie blos in gewissen Fällen die Infection vom Trinkwasser ausgehen lassen.

Das beliebteste Bollwerk der Contagionisten ist immer noch die thatsächliche Verbreitung der Cholera durch den menschlichen Verkehr, was auch für mich eine unbestrittene Thatsache ist. Aber auch diese Deutung, welche die Contagionisten dieser Thatsache geben, wird von den Thatsachen gewaltig durchschossen und bleibt nicht haltbar, wenn man den thatsächlichen Einfluß des Verkehrs in seiner Allgemeinheit nur etwas näher prüft, sei es zu Land, sei es zur See.

Es giebt in manchen Gegenden Hauptstraßen, welche in Flußthälern dem Laufe des Flusses folgen, aber auch solche, welche eine Reihe von Flußthälern nur quer durchkreuzen. An diesen Straßen liegen bekanntlich in kurzen Abständen immer viele Ortschaften, die man auf ihre Cholerafrequenz untersuchen und auf einer Specialkarte markiren kann, wie ich es für die Epidemie von 1854 in Bayern gemacht habe. Da zeigt sich nun, daß die Ortsepidemien sich mit Vorliebe längs der Straßen ausbreiten, welche in Thälern dem Lauf der Flüsse folgen. Betrachtet man aber die Ortsepidemien an Straßen, welche Thäler kreuzen, zwischen denen Hügelland oder Hochebenen liegen, so findet man, daß die Cholera wesentlich von den an der Straße liegenden Ortschaften diejenigen trifft, welche in einem Thale liegen, welches die Straße kreuzt, und die Orte verschont bleiben, welche auf der Höhe zwischen zwei Thälern liegen. In den Thälern aber, die ein Hauptverkehrsweg nur kreuzt, ohne ihnen zu folgen, breiten sich doch die Epidemien wieder in Orten weiter

aus, die im Thale längs dem Flusse liegen, obschon der Verkehr ein sehr geringer ist und das sowohl flußaufwärts als flußabwärts, wenn der Fluß auch nicht im Geringsten zu den schiffbaren gehört.

Im Innern Indiens waren lange Zeit die großen Ströme die Hauptverkehrswege und breitete sich die Cholera mit Vorliebe in diesen Richtungen aus. Als in neuerer Zeit das indische Eisenbahnnetz entstand, erwartete man, daß die Cholera nun ihre alten Bahnen mehr verlassen und neue Wege gehen, daß sie namentlich längs der Eisenbahnen sich festsetzen werde. Aber eine dahin zielende Untersuchung von Cornish lieferte ein ganz negatives Resultat, die indischen Eisenbahnen vermochten kein von früheren Zeiten abweichendes Cholerabild in dem großen Reiche zu schaffen. Das Nämliche zeigt sich bei uns in Europa. In Deutschland ist z. B. kein Bundesstaat so dicht bevölkert und so von Eisenbahnen durchzogen, als das Königreich Sachsen. Seit 1836 kam die Cholera in elf verschiedenen Jahren nach Sachsen, aber — wie aus den amtlichen Nachweisen von Reinhard und Günther hervorgeht — ihre Ausbreitung im Lande richtete sich nie im Geringsten nach der jeweiligen Entwickelung des Eisenbahnnetzes. Stets waren nur gewisse Gegenden Sachsens der Schauplatz der Epidemien und blieben andere trotz aller Eisenbahnen und alles Verkehrs darauf verschont. Nach Freiberg in Sachsen kam z. B. die Cholera weder vor, noch nach dem Bau der Eisenbahnen, während gewisse Strecken des Mulde- und Pleiße-Thales regelmäßig heimgesucht werden. So oft die Cholera in Norddeutschland oder auch in Süddeutschland epidemisch auftritt, werden Fälle in Sachsen beobachtet, aber Sachsen zeigt immer, daß es zur epidemischen Entwickelung etwas Zeit braucht. Allen Jahren mit viel Cholerafällen gehen Jahre mit wenigen voraus. So starben 1849 in Sachsen 488, im Jahre 1850 1551 Personen an Cholera, im Jahre 1865 — 358, im Jahre 1866 aber 6731, im Jahre 1872 nur 4 und 365 Personen im Jahre 1873.

Wenn die Cholera durch Kranke von Indien direct nach Toulon gebracht werden kann, wo die Reise nur drei Wochen dauert, dann muß sie sich, wenn die Krankheit in Norddeutschland herrscht, auch stets nach Süd- und Westdeutschland verbreiten, und umgekehrt, falls wirklich nichts dazu gehört als Cholerakranke einerseits, und gesunde, noch nicht durchseuchte Menschen andererseits. Aber wer die Geschichte der Cholera verfolgt, findet nur Widersprüche mit diesem contagionistischen Postulate. Im Jahre 1854 mochte Berlin keine Cholera von München und im Jahre 1866 München keine von Berlin trotz gesteigerten Verkehrs während der Industrieausstellung und trotz des Krieges.

In Indien ist es nicht anders. Die großen Wallfahrtsorte, zu deren Heiligthümern alljährlich viele Millionen Menschen pilgern, unter welchen immer einige Cholerafälle vorkommen, geben doch nur hier und da Anlaß

zu epidemiſchen Ausbrüchen, eben auch nur zu Zeiten, wo ſich die zeitliche Dispoſition einſtellt, welche Zeit häufig nicht diejenige, iſt, wo die meiſten Pilger beiſammen ſind, wo die Hauptfeſte ſind. Bryden hat z. B. das Aufnahmsjournal eines Pilgerkrankenhauſes zu Puri in der Nähe der Heiligthümer von Dſchagganath vom Jahre 1842 bis 1866 mitgetheilt, und ſind die Aufnahmen an Cholerakranken nach Monaten angegeben.

In einem ſolchen Journal während ſo vieler Jahre muß ſich die Cholerafrequenz bei den Wallfahrern in einem richtigen, wenn auch ſehr verkleinerten Maßſtabe ſpiegeln. Die Hauptfeſte, bei welchen der Wagen der Gottheit über die Leiber der Gläubigen gezogen wird, ſind Mitte März; aber nicht da zeigt ſich die größte Cholerafrequenz, ſondern im Juni, wo viel weniger Pilger zugegen ſind, im März ſind in 25 Jahren 313, im Juni 1155, alſo viermal mehr Cholerafälle in dieſem Spitale aufgenommen worden. Puri liegt an der ſüdweſtlichen Grenze des endemiſchen Cholera-gebietes und zeigt ähnlichen Cholerarhythmus wie Madras.

Im Nordweſten Indiens liegt Hardwár, wo die Hauptfeſte im April (der große Tag iſt der 12. April) gefeiert werden und jährlich Hunderttauſende, oft Millionen von Pilgern zuſammenſtrömen, und wo auch nur Epidemien ausbrechen, wenn die Gegend dort zu Cholera disponirt iſt. Es intereſſirt gewiß die Leſer, etwas Näheres von einem ſolchen Cholera-ausbruche zu vernehmen.

Hardwár liegt etwa 1000 Fuß über Meer, wo der Ganges eben das Himálaya-Gebirge verläßt, und zählt zu den heiligſten Plätzen, welche die Hindus verehren. Unter den dahin wallenden Pilgern tritt nicht immer, aber hie und da die Cholera epidemiſch auf, bald mehr, bald weniger. Schon aus dem vorigen Jahrhundert (1783) iſt ein höchſt verheerender Ausbruch unter den Hardwár-Pilgern bekannt. Von 1858 bis 1867 war das Feſt ohne Epidemien abgelaufen, und glaubte man ſchon dies den guten Maßregeln zuſchreiben zu dürfen, welche die Regierung ergriffen. Auch im Jahre 1867 war wieder das ganze prophylaktiſche Rüſtzeug, darunter Manches in verbeſſerter Form, aufgefahren worden. Aber ſchon im November 1866 näherte ſich die epidemiſche Cholera der Gegend von Hardwár von Agra aus, als dort der Generalgouverneur von Indien Reichstag hielt. In Hardwár begannen die Pilger vom 1. April 1867 an in's Lager zu ſtrömen. Am 3. April ſchon war die Hauptmaſſe beiſammen, obſchon noch immer dichte Menſchenſtröme bis zum 12. April aus den Ebenen heranzogen. Die ganze Zahl der Pilger wird auf drei Millionen geſchätzt. Am 9. April wurde von Dr. Kindall der erſte Cholerafall zur Anzeige gebracht, der in ein Spital gebracht wurde. Bald folgten mehrere.

Am 12. April, am heiligen Tage, badeten die Pilger von Sonnen-Auf- bis Untergang im Ganges in einer heiligen Furth, welche durch ein Geländer vom großen Strome abgegrenzt iſt, damit die Leute nicht ertrinken können, indem ſie in zu tiefes Waſſer geriethen. Durch dieſe Furth bewegt

sich den ganzen Tag hindurch ein unaufhörlicher Menschenstrom. Das Wasser wird dick und schmutzig, theils von der Asche Verstorbener, welche die Pilger aus der Heimat mitgebracht, um sie in den heiligen Fluß zu streuen, theils vom Waschen der Kleider und Leiber der Badenden. Sobald die Pilger die heilige Furth betreten, taucht sich Jeder dreimal unter, Wasser trinkend und Gebete sprechend. Das Wassertrinken wird nie versäumt: wenn zwei oder mehrere Glieder einer Familie zusammen baden, giebt jedes dem andern aus der hohlen Hand zu trinken.

All das geschieht jedes Jahr, und war acht Jahre hintereinander ohne Nachtheil geschehen. 1867 sollte es anders werden, es folgte unmittelbar darauf ein verheerender Choleraausbruch unter den Pilgern. Macnamara, ein Contagionist und Trinkwassertheoretiker, meint aus folgendem Grunde: In der Nacht vom 11. auf 12. April brauste ein schweres Gewitter über die obdachlose Menschenmasse und regnete es auch noch am folgenden Tage. „Nur diejenigen, welche diesen Bergstürmen in den Tropen schon einmal ausgesetzt waren, haben eine Vorstellung, welche Nacht des Elends diese drei Millionen Pilger in der offenen Ebene von Hardwár ausgestanden haben. Wie vollkommen auch die Anstalten für Reinlichkeit gewesen sein mochten. dieser Regenfall muß unvermeidlich Auswurfsstoffe von Abtritten und von der Oberfläche des Bodens während der Nacht des 11. April in den Ganges gespült haben.

Und da haben, meint Macnamara, die Pilger am 12. April natürlich die Cholera getrunken. Macnamara weiß nicht, was er sagt. Angenommen, daß der heftige Gewitterregen wirklich Cholerastühle in den Ganges gespült hat, so sind diese weder im Flusse selbst, noch in seiner heiligen Furth sitzen geblieben, wie es im Teiche Kochs der Fall gewesen ist. Ich habe zwar keine Zahlenangabe für die Geschwindigkeit des Ganges in Hardwár gefunden, aber wenn ich mir diese auch sehr gering denke, etwa nur wie die Geschwindigkeit der Seine in Paris bei niedrigstem Wasserstand, also 15 Centimeter (½ Fuß) in der Secunde, so macht das Wasser in einer Stunde doch einen Weg von 1800 Fuß. Die abgegrenzte heilige Furth, in welcher die Pilger baden, ist 650 Fuß lang und 30 Fuß breit, und wenn zwölf Stunden lang gebadet wurde, und wenn nur der dritte Theil der Pilger gebadet hätte, so hätten stündlich mehr als 83,000 durch's Wasser getrieben werden müssen, was eine Unmöglichkeit ist. Man sieht daraus, daß nur ein kleiner Theil der Pilger an diesem Tage gebadet haben konnte. Es geht auch nicht Jeder des Badens halber hin. Diese Wallfahrtsorte sind zugleich Plätze für große Geschäfte, kolossale Märkte, wie diese früher auch bei uns waren und mit Gottesdienst (Messe) und mit Ablaß (Dult) gefeiert wurden.

Es hilft der Trinkwassertheorie und den Contagionisten auch nichts, anzunehmen, daß während des Badens am 12. April Cholerabacillen wenn nicht von Cholerakranken, die ja schwerlich mehr gebadet haben, so doch von Diarrhöekranken in die heilige Furth gekommen seien. Denn entweder

waren von den Badenden nur Wenige bereits inficirt, und dann konnten doch nicht gar Viele inficirt werden, bis die Bacillen im Waſſer fortſchwammen, oder wenn die Zahl der bereits Inficirten eine ſehr große war, ſo müßte man fragen, wo dieſe inficirt worden ſind, und ob da nicht auch die Uebrigen Gelegenheit gehabt hätten, inficirt in's Bad zu gehen.

Die Cholera in Hardwár forderte wirklich ungemein viele Opfer. Wenn ich auch ſage, daß die Pilger nicht in Folge des Hineinſchwemmens von Choleraſtühlen in die heilige Furth den Tod getrunken haben, ſo möchte ich durchaus nicht behaupten, daß das Gewitter in der Nacht vom 11. zum 12. April ganz unſchuldig geweſen ſei. Mir ſind aus Indien einige Fälle, ein Fall aus Malta bekannt und erſt kürzlich wurde aus Spezia in Italien berichtet, daß zu Cholerazeiten nach vorausgegangener längerer Trockenheit einem ſtarken, kurzdauernden Gewitterregen eine exploſionsartige Steigerung der Krankenzahl folgte. Aber wenn ſo ein Gewitterſturm einen Choleraſturm auslöſen ſoll, dann muß die Cholera im Boden ſchon da ſein. Mich erinnert dieſes Aufwirbeln von Cholerafällen an die Staubwolken, die man im Sommer beim Straßenſpritzen ſtets hinter den Spritzenwagen ſich erheben ſieht. Wenn der Boden recht trocken iſt, löſcht das Waſſer, das man auf ihn ſpritzt, nicht blos den Staub, ſondern macht zugleich auch Staub. Ich kann mir denken, daß ein plötzlicher ſchwerer Regenfall im Boden bereits vorhandenen Choleraſtoff plötzlich austreiben kann. Es werden in Hardwár auch in anderen Jahren zwiſchen 9. und 12. April ſchon Gewitter niedergegangen ſein, ohne ſo ſchwere Folgen gehabt zu haben. Es wäre mir intereſſant, über dieſen Punkt aufgeklärt zu werden.

Wie wirkte nun der Abzug der Pilger auf die Verbreitung der Epidemie in Indien? Daß zur Infection in einem Choleraorte kein ſehr langer Aufenthalt nothwendig iſt, daß ein Tag oder eine Nacht vollſtändig genügt, ſieht man ſehr deutlich bei Truppen auf dem Marſche. Ich will einen Fall aus Brydens Werken anführen.

Im März 1857 marſchirte das 66. Górkha-Regiment in zwei Abtheilungen oder Flügeln etwa 70 engliſche Meilen von einander entfernt und faſt ganz gleichzeitig ganz cholerafrei von der Ebene nach Bergſtationen, die längs des Himálaya-Gebirges liegen, der eine Flügel A nach Almórah, der andere B nach Lohughát und beide wurden auf dem Wege dahin inficirt. Der Flügel A mit dem Regimentsſtabe in einer Stärke von 611 Mann gelangte am 13. März cholerafrei in das Tarái, einen ſchmalen, aber ſehr lang geſtreckten Landſtrich zwiſchen der Gangesebene und Náini Tal, den Vorbergen des Himálaya. Dieſes Tarái iſt wegen Fieber und Cholera verrufen und auch gerade damals wüthete wieder die Cholera dort, während Náini Tal wegen ſeiner Salubrität überhaupt und namentlich auch wegen ſeiner Unempfänglichkeit für Choleraepidemien bekannt iſt. Schon am 14. Morgens brach Flügel A in Tarái wieder auf und marſchirte aufwärts nach Náini Tal, was damals ganz cholerafrei war und auch geblieben iſt,

und machte in der Bergstation Almórah Halt. Ein erster leichterer Choleraanfall zeigte sich gleich nach der Ankunft in Náini Tal etwa 24 Stunden nach Eintritt der ersten Gelegenheit zur Infection; der erste tödtlich endende Fall ging am 16. März zu, dann 2 am 17., 10 am 18., 9 am 19., 1 am 22. März, welcher der letzte tödtlich endende Fall war, während einige leichtere Fälle noch folgten, die aber nicht speciell angegeben sind. Bryden hat in den Berichten nur das Datum der 23 tödtlich endenden Fälle vorgefunden, welche demnach innerhalb 10 Tagen zugingen, schwerere und leichtere Fälle zusammen sind im Ganzen 60 vorgekommen, was für 611 Mann einer Morbidität von nahezu 10 Procent entspricht.

Der Flügel B marschirte in einer Stärke von 361 Mann gegen Lohughát, der nächsten Bergstation. Auch er erreichte cholerafrei das Tará, etwa eine Woche später als der Flügel A (der Tag ist leider bei Bryden nicht angegeben), verweilte gleichfalls nur einen Tag dort und langte am 23. März in Lohughát an. Im Flügel B trat der erste tödtlich werdende Fall schon am 21. März (also wahrscheinlich noch im Tarái) auf, 2 am 22., 18 am 24., 8 am 25., 1 am 26., 1 am 27. März, welcher der letzte tödtlich endende Fall war. Tödtlich endende Fälle kamen beim Flügel B vom 21. bis 27. März, also innerhalb 7 Tagen vor. Solche statistische Thatsachen, deren ich noch mehrere mittheilen könnte, haben gewiß ebenso gut den Werth von absichtlich angestellten Experimenten, wie die Infectionen durch Cholerawäsche. Merkwürdig ist nur, daß die meiste Cholerawäsche im Náini Tal, in Almórah und Lohughát erst entstand, wo sich die Krankheit nicht weiter verbreitete und wo damals gewiß Niemand an Desinfection mit 5procentiger Carbolsäure oder Sublimatlösung dachte. Aber vor solchen Thatsachen schließen die Contagionisten krampfhaft die Augen.

Ganz ähnlich wie in den Flügeln A und B des 66. Górkha-Regimentes, die während eines eintägigen Aufenthaltes in dem bösen Tarái inficirt worden waren, verlief die Cholera in der Pilgermasse, die auf der Ebene von Hardwár inficirt wurde. Am 15. April war die größte Menge der Pilger, die auf einer flachen, theilweise sumpfigen Strecke von etwa einer geographischen Quadratmeile Ausdehnung mehrere Tage lang gelagert hatte, wieder aufgebrochen, und nun ergoß sich ein Strom von drei Millionen inficirter, größtentheils trotz ihres Bades im Ganges sehr schmutziger Menschen über ganz Indien. Nach der Lehre der Contagionisten müßten nun überall, wohin die wandernden Pilger kamen, Choleraepidemien ausgebrochen sein. Ich sage, Epidemien konnten ausbrechen dort, wo die örtliche und zeitliche Disposition gegeben war, dort wo sie nicht gegeben war, nicht, und führe für diese Behauptung das 66. Górkha-Regiment in's Feld.

Und so war es auch. Bryden äußert sich über die ätiologische Bedeutung der Hardwár-Cholera mit folgenden Worten: „Von den Erzählungen, die über den Ausbruch zu Hardwár geschrieben worden sind, ist der nächste Eindruck der, daß das Aussehen dieser Cholera von dem eines typischen

Ausbruches verschieden war. Das ist aber blos der Fall, wenn die Thatsachen mit der vorgefaßten Theorie betrachtet werden, daß die Pilgercholera die Choleraepidemie des Jahres 1867 war, wenn das Bild des Ausbruches in diesem Lichte ausgemalt wird. Für Jeden, der die Thatsachen statistisch untersucht, kommen sie in ihrem wahren Lichte hervor und beweisen, daß der Typus des Ausbruches durch den Umstand, daß die Zahl der Ergriffenen groß oder klein ist, keiner Modification unterliegt. Das Aussterben der Hardwár-Cholera gegen Osten und Süden, das Zusammenfallen derselben mit deren Vermehrung gegen Westen und Südwesten wird als eine unerklärliche Erscheinung betrachtet (Bryden hätte hinzusetzen sollen: von den Contagionisten); sie ist aber leicht zu erklären, wenn man die Theorie bei Seite setzt, mit der sie angesehen wird. Nimmt man Hardwár als Mittelpunkt, als die bekannte Stelle, auf welcher die Versammlung am 12. April vergiftet wurde, so starben die Pilger nur in jenen Districten, welche von ihnen in ihren täglichen Märschen vor einer bestimmten Zeit erreicht wurden. Der große Haufen der Todesfälle kam nicht unmittelbar um Hardwár vor, sondern in den Districten, welche in den ersten Tagmärschen erreicht wurden. . . . . Mir scheint das Ende des Hardwár-Ausbruches ebenso wie das anderer localer Ausbrüche und ich finde keinen Zusammenhang zwischen der Mai-Cholera des Pandschab und der Heimkehr der Pilger." Die Bewegung, welche die Cholera bereits im Herbste 1866 angenommen hatte, läßt Bryden den bestimmten Ausspruch thun: „Ich glaube, daß die geographische Vertheilung der Cholera im Jahre 1867 nicht verschieden gewesen wäre, wenn keine Pilgerversammlung stattgefunden hätte." Und Bryden ist vollkommen im Rechte, im Jahre 1862 z. B. fand die Cholera in ganz Indien noch eine viel größere Verbreitung, ohne daß damals unter den Pilgern von Hardwár Cholera ausgebrochen war.

Solche epidemiologische Thatsachen, welche laut für die Existenz einer örtlichen und zeitlichen Disposition sprechen, stehen als ätiologische Momente ebenso fest, wie die Entdeckung eines mikroskopischen Organismus im Darme Cholerakranker. Nur Unkenntniß oder Voreingenommheit könnte sie länger ignoriren, oder stillschweigend darüber weggehen. Es ist nur ein nothwendiger logischer Schluß, den man ziehen muß, daß der Kommabacillus, wenn er mit dem Cholerainfectionsstoff überhaupt zusammenhängt, auch mit der örtlichen und zeitlichen Disposition zusammenhängen muß, und daß dieser Zusammenhang von den Bacteriologen gefunden sein muß, ehe sie die Epidemien von ihrem Bacillus aus erklären können und ehe man praktische Maßregeln darauf gründen kann.

Ein ferneres Hinderniß für die Annahme der contagionistischen Lehre bei der Cholera ist das Verhalten der Cholera auf Schiffen. Als ich vor vielen Jahren mit meinen localistischen Anschauungen hervortrat, warf man

mir nicht nur die Felsen von Malta und Gibraltar entgegen, sondern auch die Choleraepidemien auf Schiffen. Wo sollte auf einem Schiffe Boden und Grundwasser sein? Nachdem ich nun an das Studium der Cholera auf Schiffen mit allem Ernst gegangen bin und nur Bestätigungen für meine Ansicht gefunden habe, klagen in neuester Zeit die Contagionisten, daß ich gegen sie immer mit meinen Schiffen daher komme und von ihnen erklärt haben wolle, was eben nicht zu erklären sei.

Ich darf nicht von allen Lesern voraussetzen, daß sie meine Untersuchungen über das Vorkommen der Cholera auf Schiffen genauer verfolgt haben und muß mir daher erlauben, einige Beispiele zu wiederholen. Die Contagionisten weisen auf Fälle hin, in denen auf Schiffen, die zu Cholerazeiten von Europa nach Amerika gingen, große Epidemien während der Ueberfahrt verliefen, die man doch nur durch Ansteckung von den Cholerakranken auf dem Schiffe und nicht von einer Choleralocalität auf dem Lande ausgehend betrachten könne. Die Thatsache solcher epidemischer Ausbrüche ist Allen bekannt, denn so oft einer erfolgt, wird er in jeder Zeitung besprochen. Stellen wir zunächst die Frage, wie oft einer erfolgt? Als Beispiel wähle ich den Verkehr während des Cholerajahres 1873 zwischen New-York und den cholerainficirten Häfen Europas.

Im Jahre 1873 gingen nach den Listen der Auswanderer- und Hafenbureaux in New-York auf 760 Fahrzeugen nicht weniger als 316,956 Personen aus verschiedenen Theilen der Welt zu, davon aus Europa allein 266,055. Von diesen treffen auf England, das damals trotz des freiesten Verkehrs mit dem inficirten Continente von Cholera-Epidemien frei geblieben war, 113,920, auf das übrige Europa 152,135, welche auf etwa 400 Auswanderer- und Passagierschiffen aus Cholera-Häfen diesseits des Oceans nach jenseits fuhren.

Was waren nun die in New-York constatirten Cholera-Vorkommnisse auf sämmtlichen Schiffen, welche die 152,135 Personen aus Cholera-Gegenden transportirten? Cholera-Fälle wurden überhaupt nur auf 4 Schiffen beobachtet: 1) auf dem Dampfer „Westphalia", der am 27. August Hamburg verließ und am 10. September in New-York anlangte, 11 Fälle; 2) auf dem Dampfer „Ville du Havre", der am 12. September von Havre abging und am 24. September ankam, 1 tödtlicher Fall; 3) auf dem Dampfer „Washington", der am 6. October mit 298 Passagieren an Bord Stettin verlassen hatte und am 26. October anlangte, 3 tödtliche Fälle; 4) auf dem Dampfer „Holland", welcher am 20. September Havre verließ und am 28. October ankam, 1 tödtlicher Fall.

Zwei Schiffe hatten somit nur je 1 Fall, eines 3 Fälle und eines 11 Fälle. So günstig die Gelegenheit zu persönlicher Ansteckung auf Schiffen und namentlich auf Auswandererschiffen ist, viel günstiger als in den dichtesten Quartieren auf dem Lande, so sieht man doch, daß die Cholera auf diesen Schiffen keinen Boden fand, etwa mit Ausnahme der 11 Fälle

auf der „Westphalia", welche ein Contagionist für seine Ansicht anrufen könnte. Aber wenn man weiter fragt, wer diese 11 Fälle waren, so erfährt man wieder nur ein für die Contagionisten unlösbares Räthsel. Alle 11 Fälle gehörten zwei deutschen Familien an: 2 starben während der Ueberfahrt (am 1. und 3. September), 9 wurden bei der Landung cholerakrank an Bord getroffen und in das Spital auf Dix Island gebracht, wo noch einer starb, die übrigen genasen.

Wie ist es denkbar, daß sich die Ansteckung gerade auf diese zwei deutschen Familien beschränkte und diese decimirte, ohne auf die vielen Anderen auf dem Schiffe überzugehen? Ich denke mir, daß die beiden Familien schon in Hamburg in einer Cholera-Localität inficirt das Schiff bestiegen haben und daß sogar ein epidemischer Ausbruch, wie einst auf dem „Franklin" möglich gewesen wäre, wenn eine entsprechende Anzahl der Passagiere vor der Einschiffung in derselben Lage auf dem Lande gewesen wäre, wie die zwei Familien. Aber auch in diesem Falle hätte man kein Recht, wie man sieht, den Ausbruch der Epidemie von Cholerakranken auf dem Schiffe abzuleiten.

Aber die Contagionisten erinnern daran: es giebt doch einige sehr ausgezeichnete Beispiele, in welchen die Cholera auf Schiffen epidemisch wurde und länger dauerte, als daß man sie von einer Infection der Schiffsbevölkerung vom Lande her ableiten könnte. Ich frage, ob das etwas dagegen beweisen kann, daß die Cholera auf Schiffen in der Regel nicht ansteckt! Die Contagionisten machen sich's bequem, sie nehmen aus der Geschichte der Cholera auf Schiffen die höchst seltenen Fälle heraus, die ihnen passen, und schweigen die große Mehrzahl vom Gegentheil todt. Ich habe trotz meines localistischen Standpunktes die Augen gegen die hie und da ausnahmsweise vorkommenden Schiffsepidemien nie verschlossen, sondern ich habe mir diese Fälle sehr genau angesehen. Ich erinnere an meine Mittheilungen über Cholera auf Schiffen in der deutschen „Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege" und in der „Zeitschrift für Biologie". Man hört in der neuesten Zeit zwar oft von der Unzuverlässigkeit der Cholera-Statistik auf Schiffen reden, es giebt Fälle, in welchen die Thatsachen geradezu gefälscht wurden, — aber das ist für die vorliegende Frage ganz gleichgiltig, da es sich nicht um einzelne sporadische Fälle, sondern um das epidemische Auftreten handelt. Falls wirklich eine größere Anzahl von Fällen auf einem Schiffe vorkommt, so können diese unmöglich verschwiegen oder maskirt werden.

Man kann nun sagen, mein Beispiel von 1873 beweise nichts gegen die Contagiosität der Cholera. Die Cholera braucht nicht immer und nicht Jedermann anzustecken. Die Blattern thun es ja auch nicht, und solche Vorkommnisse, wie ich sie eben beim Schiffsverkehr mit Cholera angeführt hatte, könnte man bei allen ansteckenden Krankheiten citiren. Wenn die Cholera auf Schiffen auch nur in einem einzigen Falle durch Ansteckung hervorgerufen worden sei, so müsse ihre Contagiosität zugegeben werden.

Ich bestreite nicht, daß man auch bei direct ansteckenden Krankheiten einzelne Fälle finden könnte, wenn man darnach sucht, welche dem Verhalten der Cholerasschiffe zwischen Europa und New-York ähnlich wären, aber es ist die Frage, wie sich die Fälle gewöhnlich, nicht ausnahmsweise, verhalten, zuerst muß die Regel festgestellt sein, erst darnach kann man die Ausnahme in Betracht ziehen. Unter Revaccinirte darf man z. B. Blatternkranke ohne Gefahr der Ansteckung bringen; es können auch einmal, wenn die Passagiere nicht geimpft sind, zufällig alle, welche mit dem Blatternkranken in Berührung kommen, überhaupt nicht empfänglich, nicht disponirt sein, aber in der Regel verhalten sich die Blattern auf Schiffen anders als die Cholera. Wir wollen daher einmal ein Beispiel von einem Massenausbruch auf einem Schiffe uns näher ansehen, ob es zu den Ansichten und Voraussetzungen der Contagionisten paßt.

Ich wähle dazu das folgende Beispiel von einem Kriegsschiffe, weil es nicht ein isolirt liegendes Schiff ist, sondern zugleich so und so viele andere Kriegsschiffe in gleicher Lage waren, man also gleich Versuch und Gegenversuch vor sich hat. Ich verdanke überdies einem höchst zuverlässigen und vertrauenswürdigen Augenzeugen, der nicht genannt sein will, die Mittheilung von Einzelheiten, welche von fundamentaler Bedeutung sind und nöthigenfalls ihre Bestätigung in den Acten der englischen Admiralität betreffend das Admiralitätsschiff „Britannia" während des Krimkrieges finden.

Die „Britannia" war im Frühjahre 1852 als Admiralsschiff ausgerüstet worden, brachte das erste Jahr hauptsächlich in Malta zu, kam im August 1853 nach der Besika-Bai, im October nach Constantinopel, wo sie den ganzen Winter blieb, und ging im März 1854 nach der Kriegserklärung nach Varna. Mit Ausnahme einer kurzen Expedition nach Odessa und Sebastopol war sie dort den ganzen Sommer. Im August brach die Cholera aus, und zwar zunächst unter den Truppen auf dem Lande. Das Schiff und die ganze Flotte waren bis dahin vollständig gesund gewesen. Man glaubt, daß die Franzosen die Cholera aus der Dobrudscha mitbrachten, wohin einige Regimenter von Varna aus geschickt worden waren. Wenige von diesen kehrten zurück; die meisten fanden ihren Tod in den Donauniederungen an Cholera, Typhus und Sumpffiebern.

Nachdem die Cholera unter den Landtruppen schon wieder aufzuhören begonnen, ging sie auf die Schiffe über, auf denen sie sich höchst ungleich vertheilte. Es waren damals 54 englische, französische und türkische Linienschiffe in Varna beisammen, ohne die vielen anderen kleinen Fahrzeuge zu rechnen. Die „Britannia" lag am 20. August in der Kavarna-Bai, 15 Seemeilen von Varna. Etwa 100 Schritte von ihr entfernt lagen zwei andere englische Dreidecker „Trafalgar" und „Queen", beide ebenso wie die „Britannia" mit je 1040 Mann belegt. Die „Britannia" verlor 139, der „Trafalgar" 6 und die „Queen" 4 Mann an der Cholera.

Auf der französischen und türkischen Flotte ging es ähnlich. Merk-

würdig ist, daß zugleich mit dem englischen auch das französische Admiralsschiff „Ville de Paris" heftig ergriffen wurde; es hatte 162 Todesfälle, darunter 3 Offiziere.

Der Franzose blieb während der Dauer der Krankheit auf der Rhede mit der übrigen verbündeten Flotte vor Anker. Die „Britannia" ging in See, in der Hoffnung auf Besserung. Wie diese Hoffnung getäuscht wurde, ist bekannt.

Während nun die Cholera auf der „Britannia" schon auf der Rhede und noch mehr auf hoher See so schrecklich hauste, zeigte sich eine für die contagionistische Anschauung unerklärliche Thatsache. Von den ungefähr 60 auf dem Schiffe dienenden Offizieren, und zwar von dem 70jährigen Admiral bis zu dem 15jährigen jüngsten Seecadetten, starb nicht nur keiner, sondern erkrankte auch kein einziger.

Als nach der unerläßlich gewordenen Rückkehr nach Varna die Mannschaft auf disponible Transportschiffe geschafft wurde, blieben alle Offiziere aus freier Wahl auf der „Britannia", wie mein Gewährsmann schreibt, „theils um den Leuten wieder Muth zu machen, theils aus Bequemlichkeit, und auch dann wurde keiner krank". Mein Gewährsmann schlief sogar in einer leeren Cajüte auf dem untersten Deck, wie er schreibt, „trotzdem mich der Arzt gewarnt hatte, und es geschah mir nichts, was mehr war, als mein Leichtsinn verdiente".

Es ist nun die Ursache zu suchen, warum auf der „Britannia" die Cholera so heftig wurde, während sie auf anderen Schiffen, z. B. auf dem „Trafalgar" und der „Queen", so mild verlief.

Wäre der Ausbruch nur von der Gegenwart einiger Cholerakranker, von Cholerawäsche u. s. w. auf dem Schiffe bedingt gewesen, so war diese Gelegenheit ja auf vielen anderen Schiffen gegeben. Dr. Milroy hat deshalb schon seinerzeit einen Versuch gemacht, die Größe der Epidemie auf der „Britannia" aus einem anderen Moment zu erklären, das allerdings nicht auf den specifischen Infectionsstoff, aber auf die Entwickelung der Krankheit in den Personen, auf die individuelle Disposition wirken konnte. In der Nacht, nachdem man sich wegen der zahlreichen Diarrhöe- und Cholera-Fälle auf hohe See begeben hatte, fand man es nothwendig, die unteren Deckpforten zu schließen. Dr. Milroy sagt: „Die Menschen schienen vergiftet zu sein von der schlechten Luft, welche sie die Nacht hindurch geathmet hatten . . . Ein schlagenderes Beispiel von den tödtlichen Wirkungen unreiner Luft zur Zeit einer Epidemie und von den untrüglichsten Mitteln, ihr Einhalt zu thun, kann gar nicht ersonnen werden. Die Immunität der Offiziere bei dieser Gelegenheit war ohne Zweifel eine Folge des größeren Athemraumes, der ihnen zu Gebote stand."

Das ist nun eine Erklärung, wie sie dem praktischen Arzte so oft genügen muß, wenn es sich darum handelt, für ein unerwartetes Ereigniß eine Gelegenheitsursache zu finden. Auch ich halte schlechte Luft für schäd-

lich, aber doch nicht für genügend, um eine solche Cholera-Explosion zu erklären. Im vorliegenden Falle darf man nicht unbeachtet lassen, daß die „Britannia" schon wegen schlechten Gesundheitszustandes die hohe See aufsuchte. Dann muß man jene Fälle bedenken, in welchen man trotz ausgiebigster Ventilation die Cholera oft lange nicht los werden kann, worauf ich erst kürzlich wieder bei Besprechung der Schiffsepidemie auf „Windsor-Castle" hingewiesen habe. Endlich hätte noch untersucht werden sollen, ob es nicht noch andere Schiffe gegeben habe, welche gleichzeitig mit der „Britannia" stark die Cholera hatten, aber die unteren Deckluken nicht schlossen.

Mein Gewährsmann hat mich nun darüber vollständig aufgeklärt, daß die Mannschaft auf der „Britannia" sich gar nicht in so schlechter Luft befand, wie ich aus dem Berichte von Dr. Milroy annehmen zu müssen glaubte.

Auch eine andere irrthümliche Annahme meinerseits fand nun ihre Berichtigung. Ich dachte bisher, daß der Schluß der unteren Deckluken durch stürmisches Wetter veranlaßt worden sei. Mein Gewährsmann schreibt mir darüber: „Die Sache verhielt sich nicht ganz so, wie Sie dieselbe verstanden haben, und es wird am besten sein, wenn ich Ihnen den Hergang in kurzen Worten beschreibe. Am Tage nach der Abfahrt von Kavarna-Bai trat Windstille ein, und anstatt der gewünschten kühlen Brise brannte die Sonne auf das kranke Schiff. Hierzu kam nun noch, was man auf englisch einen „swell" nennt, d. h. lange, wie von Oel gemachte Wellen ohne Wind. Hierdurch kam das Schiff in solches Schwanken, daß man die Luken des untersten Kanonendeckes, wo die Leute schliefen, schließen mußte, und nun kam die schlimme Nacht, in welcher 58 Menschen starben, eine Nacht ohne Wind, ohne eine Bewegung in der vor Hitze zitternden Luft. Von Sturm war keine Rede: wenn wir nur einen gehabt hätten! Daß übrigens das Schließen der Luken einen Einfluß gehabt hat, glaube ich nicht, denn die Leute schliefen wegen der Hitze gar nicht in ihren Hängematten, sondern es wurde ihnen erlaubt, sich hinzulegen, wohin sie wollten und die meisten lagen auf dem obersten Deck in der freien Luft auf den Planken. Die Aerzte selbst hatten das ja angeordnet, und unter dem freien Himmel starben auch die meisten. Hierzu kommt noch, daß die „Ville de Paris", welche gar nicht in See ging, eben so viel Leute verlor, wie wir, trotzdem daß die Luken derselben gar nicht geschlossen wurden."

Damit wird die Erklärung mit dem Schließen der Luken und mit der schlechten Luft in jeder Beziehung hinfällig.

Nicht besser gelingt, wie schon erwähnt, der Versuch, die Explosion vom contagionistischen Standpunkte aus zu erklären. Daß ein Cholera-Kranker mit seinen Ausleerungen oder Cholera-Wäsche auf's Schiff kam, erklärt auch nichts, denn dieses Experiment wurde auf so und so vielen anderen Schiffen gemacht, ohne diese üblen Folgen zu haben.

Wurde der Infectionsstoff auf die „Britannia" vielleicht durch Nahrungs-

mittel oder durch Trinkwasser gebracht, wovon nur die Mannschaft, aber nicht die Offiziere genossen? Darüber sagt mein Gewährsmann: „Proviant kam täglich vom Lande, auch während der Epidemie, als wir in der fünfzehn Seemeilen entfernten Kavarna-Bai lagen, aber die Offiziere aßen dasselbe Fleisch, dasselbe Gemüse und Obst wie die Mannschaft. Der einzige Unterschied war, daß die Leute nur Grogg (Rum und Wasser) tranken, während die Offiziere Wein hatten." Auch im Trinkwasser wird kein Unterschied erwähnt.

Durch Ballast könnte gleichfalls vom Lande her auf Schiffe eine Schädlichkeit eingeschleppt werden, oft wird ja Seesand, Geröll und Anderes vom Ufer dazu benützt. Ich bin nun dahin belehrt worden, „daß auf der „Britannia" wie auf allen englischen Kriegsschiffen der Ballast nur aus Eisen, aus sogenanntem pig-iron bestand, viereckigen Stücken, welche im untersten Schiffsraum eingekeilt sind und niemals berührt werden, denn sie sind, so zu sagen, ein fester Bestandtheil des Schiffskörpers."

Es bleibt nichts übrig, als der verschiedene Verkehr der Mannschaft und der Offiziere auf dem Lande vor dem Ausbruch der Schiffsepidemie. Mein Gewährsmann schreibt darüber: „Die Kranken sowohl auf der „Britannia" als auch auf allen anderen Schiffen der Flotte hatten vor dem Ausbruch der Epidemie, während wir noch in Varna selbst lagen, regelmäßigen Verkehr mit dem Lande, und die Leute besuchten ohne Zweifel dieselben scheußlichen Kneipen und noch schlimmere Vergnügungsorte, welche damals auf dem Lande wie Pilze emporgeschossen waren."

Da die Kameradschaftlichkeit sowohl bei Regimentern auf dem Lande, als auch bei Schiffsmannschaften, wenn sie an's Land gehen, es mit sich bringt, daß die Einen mehr in diesen, die Anderen in jenen Locales sich zusammenfinden, so liegt es wohl am nächsten, anzunehmen, daß die Cholera-Localität auf dem Lande die Infectionsgelegenheit gewesen sei, daß in einzelnen besonders inficirten Localitäten die Leute von einem Schiffe mehr als von einem anderen verkehrt haben, daß manche in dieser oder jener Kneipe öfter oder seltener, länger oder kürzer verweilt haben. Ich lasse dahingestellt, ob sie den von der Localität erzeugten Infectionsstoff geathmet, gegessen oder getrunken haben.

Wenn man die Thatsachen auch noch so vorurtheilsfrei betrachtet, so kann man darin unmöglich Belege für die contagionistische, sondern nur für die localistische Anschauung der Cholera-Verbreitung und Cholera-Infection auf Schiffen erblicken.

Auf Auswandererschiffen verhält sich die Cholera selbstverständlich nicht anders, als auf Kriegsschiffen und man wird auch da zu fragen haben, wo sich die, welche auf dem Schiffe erkranken, auf dem Lande befunden haben, ehe sie eingeschifft wurden. Ich habe erst oben wieder darauf aufmerksam gemacht, daß sämmtliche 11 Fälle, welche auf der „Westphalia" zwischen Hamburg und New-York vom 27. August bis 10. September 1873

vorkamen, ausschließlich zwei deutschen Familien angehörten, und daß ein eben so große Epidemie wie auf der „Britannia" möglich gewesen wäre, wenn die übrige Mehrzahl der Passagiere vor ihrer Einschiffung auf den Lande mit den beiden Familien zusammengelebt hätte, oder unter gleichen Umständen gewesen wäre. Daß das hie und da wirklich vorkommt, beweisen auch die auf Auswandererschiffen ausnahmsweise vorkommenden epidemischen Ausbrüche. Daß die „Britannia" als Schiff kein Infectionsherd war, hat sich an den muthigen 60 Offizieren, die ruhig darauf verblieben, glänzend erwiesen.

Vielleicht entschließt sich doch noch eine europäische seefahrende Regierung, während einer Cholera-Invasion eine Commission mit der genaueren Untersuchung über das Vorkommen der Cholera auf Schiffen und über die etwaigen dabei in Betracht kommenden ätiologischen Momente zu beschäftigen.

In neuester Zeit hat auch Koch über Cholera auf Schiffen gesprochen, die er mit seiner contagionistischen Anschauung vereinigen zu können glaubt. Er hat sich auf die Kulischiffe bezogen, welche zwischen Calcutta und Nord-Amerika verkehren. Diese Linie ist mir nicht unbekannt geblieben und hatte ich die wesentlichen Thatsachen in meiner Schrift über „Cholera in Indien" 1871 bereits mitgetheilt. Koch kommt aber zum gleichen Resultate, wie ich. Von 222 Schiffen, welche binnen 10 Jahren fuhren, kamen Cholerafälle nur auf 33 Schiffen vor, obschon sie aus dem endemischen Choleragebiete, wo Cholera immer ist, abgingen. Ihm scheint nur wichtig, daß auf 16 Schiffen die Cholerafälle sich länger als 20 Tage fortsetzten, daß diese deshalb nicht mehr von Calcutta stammen könnten, sondern der Infectionsstoff dazu auf dem Schiffe von Cholerakranken erzeugt worden sein müßte. Ja, wenn die Cholerakranken auf Schiffen wirklich Infectionsstoff erzeugen, warum ist er denn dann in der Regel so wirkungslos? und wirkt nur ausnahmsweise, wie aus dem Verkehr zwischen Europa und Amerika hervorgeht? Wenn die Cholera auf einem Schiffe länger dauert, als 20 Tage, so kann das auch ganz andere Ursachen haben, die auch noch vom Lande herstammen.

Man nimmt an, daß der vom menschlichen Körper aufgenommene Cholerainfectionsstoff die Krankheit durchschnittlich nicht vor dem dritten und nicht mehr nach dem zwanzigsten Tage hervorruft. Nun sind aber Cholerafälle auf Schiffen selbst nach vierzig Tagen noch vorgekommen, wie ich an Beispielen zeigen konnte. Aber das sind höchst seltene Ausnahmen. Soll man denn da nicht annehmen können, daß sich vom Lande her in irgend einer Form oder Verpackung, in welcher der Infectionsstoff am Leben bleibt, er auf's Schiff gebracht werden kann und einzelne Menschen damit nach und nach in Berührung kommen? Für Ausnahmsfälle Ausnahmsursachen anzunehmen, halte ich für ganz berechtigt.

Genau betrachtet, verhält sich die Cholera auf Schiffen gar nicht anders, als wie das Wechselfieber auf Schiffen. Auch da kommen nach Abfahrt von einem Malariaorte noch Erkrankungen auf dem Schiffe vor, aber

hören auf hoher See regelmäßig auf. In der Regel kommen auch da die Erkrankungen nur bei Personen vor, die vom Lande kommen oder vorübergehend auf dem Lande gewesen sind, aber ausnahmsweise zeigt sich die Krankheit doch auch bei Personen, die nie am Lande gewesen sind. Ja, man hat schon, wie Hirsch in seinen „Malariakrankheiten" berichtet, Wechselfieber-Schiffsepidemien beobachtet, wo eine Infection der Mannschaft auf dem Lande ganz ausgeschlossen scheint (z. B. auf einem Schiff, das aus einem Ostseehafen mit nassen Dielen nach England fuhr), und doch wagt Niemand zu sagen, das Wechselfieber sei nicht vom Boden abhängig, oder es verbreite sich in den Fällen, wo die Leute nicht schon inficirt vom Lande kommen, auf den Schiffen durch Ansteckung von Mensch zu Menschen. Da könnte der Schweiß der Fieberkranken die Reiswasserstühle der Cholerakranken ersetzen. Wenn die Infectionskrankheit Wechselfieber so gefährlich wäre, wie die Cholera, wären auch schon zu Fieberzeiten Beobachtungen über Ansteckung durch Fieberkranke und mehr Beobachtungen über das Vorkommen des Wechselfiebers auf Schiffen in die Literatur übergegangen, als solche ausnahmsweise Cholerainfectionen auf Schiffen bekannt geworden sind. Auch beim Wechselfieber wird ein längeres Vorkommen fast ausnahmslos von Kriegsschiffen und Auswandererschiffen und nicht von Kauffahrern berichtet, aus dem einfachen Grunde, einmal weil das, was überhaupt selten vorkommt, unter einer größeren Anzahl von Menschen öfter vorkommen muß, als unter einer kleinen, und dann auch, weil über den Gesundheitszustand von Kriegsschiffen und Auswandererschiffen viel genauer Buch geführt wird, als über die kleinen Kauffahrer.

Der letzte Nothanker der Contagionisten bleibt immer die Cholerawäsche. Aber auch dieser ruht auf sehr bedenklichem Grunde, der sich schließlich treulos erweisen könnte. Wenn die Cholera wirklich durch den menschlichen Verkehr Verbreitung findet, dann muß das specifische Etwas, das X., wie ich es früher nannte, doch an etwas hängen, und wenn man einmal den menschlichen Verkehr zur Verbreitung braucht, nimmt man am besten doch gleich den Menschen selbst als Träger, und wenn dieses Etwas einen Menschen krank machen kann, so muß es doch auch im Körper des Kranken zu finden sein und ist zunächst darin zu suchen. Das ist ein unzweifelhaft berechtigter Gedankengang. Auch ich bin ihn gewandelt. Auch ich habe vor dreißig Jahren meine Cholerabeobachtungen unter der Voraussetzung begonnen, daß die Choleraſtühle den Cholerakeim enthalten. Nachdem ich aber bereits auch die beiderseitige Abhängigkeit der Cholera von dem Verkehr und von der Oertlichkeit festgestellt hatte, suchte ich mir den Zusammenhang zwischen beiden einfach durch eine Frage und eine Antwort zu erklären. Frage: Was bringt der Mensch bei seinem persönlichen Verkehr in den Boden? Antwort: Harn und Koth, seine Excremente, nichts Anderes. Diese Vorstellung zeitigte in mir und auch in Anderen die Meinung, daß

die Desinfection der Excremente und ihrer Behälter eine prophylaktische Maßregel gegen Verbreitung der Cholera sein und daß in nicht desinficirten Excrementen die Gefahr einer Infection liegen müsse. Diese Gedanken hielt ich auch noch fest, als ich im April 1866 mit meinen, nun in Gott ruhenden, Freunden Griesinger und Wunderlich das Cholera-Regulativ veröffentlichte, und ich gab ihn erst auf, als mir bei fortgesetztem Studium der Thatsachen sowohl die Nutzlosigkeit der Desinfectionsmaßregeln, als auch die Unschädlichkeit der nicht desinficirten Choleraausleerungen immer augenscheinlicher entgegentrat.

Wenn das, was die Ausleerungen der Cholerakranken enthalten, wirklich den Infectionsstoff einschließt, dann müssen, individuelle Disposition vorausgesetzt, Diejenigen am meisten davon ergriffen werden, welche diesen Ausleerungen am meisten ausgesetzt sind. Und das sind entschieden Aerzte und Wärter von Cholerakranken in Spitälern.

Da ergiebt sich nun die durch tausendfältige Erfahrung constatirte Thatsache, daß bei Choleraepidemien die Aerzte, welche die Kranken aufsuchen, nicht im Mindesten mehr gefährdet sind, als Menschen, welche jeden Cholerakranken ängstlich fliehen. Das Gleiche ergiebt sich bei den Wärtern: auch sie erkranken nicht durch die Pflege der Cholerakranken und dadurch, daß sie von den Ausleerungen derselben oft geradezu übergossen werden, sondern wo Wärter erkranken, und so lange Wärter erkranken, ist das Krankenhaus ein Infectionsheerd wie andere Häuser geworden, ist eine Hausepidemie ausgebrochen, welche dann aber auch Patienten im Hause ergreift, welche mit gar keinem Cholerakranken und mit keinen Wärtern von Cholerakranken in Berührung gekommen sind.

Fragen wir auch da zuerst wieder, wie sich die Sache in der Heimat der Cholera, in Indien, verhält. Während des Jahres 1867, in welchem die Hardwár-Cholera spielte, untersuchte James Cunningham in 40 Garnisonsorten 67 Garnisonsspitäler auf das Verhalten der Wärter gegen Cholerainfection. Von diesen 67 Spitälern, von welchen jedes Cholerakranke zu behandeln hatte (1 bis zu 97) kamen nur in 8 Spitälern Choleraerkrankungen unter dem Wärterpersonal vor, in 59 blieben die Krankenwärter ganz frei. In diesen 8 Spitälern betrug die Zahl der in einem Spitale erkrankten Wärter

in	Faizabad	1
=	Lakhnau	1
=	Moradabad	2
=	Mirat	1
=	=	1
=	=	1
=	Muttra	2
=	Kasauli	3
=	Dharmsala	11

Von einer Epidemie unter den Wärtern oder einer Hausepidemie kann man demnach nur in dem Spital des 1. Górkha-Regimentes in Dharmsala sprechen, wo 8 Wärter, 2 Sänftenträger und 1 Spitalbeamter erkrankten. Wenn aber von 67 Spitälern in 59 die Wärter gar nicht und in 7 nur in so geringer Zahl erkranken, so wird es kaum Jemand mehr unternehmen wollen, die 11 Erkrankungsfälle im Spital zu Dharmsala von der Aufnahme und Pflege Cholerakranker abzuleiten. Warum sollte hier und da nicht auch ein Krankenhaus ebenso wie eine Kaserne ein Infectionsheerd werden können?

Die nähere Untersuchung hat nun auch wirklich ergeben, daß das Spitalpersonal in Dharmsala in keinem höheren Grade zu leiden hatte, als die Mannschaft außerhalb des Spitals, bei einer
Präsenzstärke von 1073 erkrankten 86 an Cholera = 8.01 pCt., bei einem
Spitalpersonal = 127 = 11 = = = 8.66 =

Cunningham untersuchte auch die Frage, ob die Immunität der Wärter vielleicht durch besondere Vorkehrungen gegen Ansteckung, namentlich durch Desinfection erklärt werden könne? Er weist aus älteren Quellen nach, daß diese auffallende Immunität der Wärter keineswegs ein neuer Zug in der Geschichte der Cholera in Indien, sondern schon immer dagewesen ist, auch zu Zeiten, wo noch gar nicht an Desinfection gedacht wurde. Er führt unter anderen eine Erfahrung von Dr. Bruce aus dem Jahre 1848 an, der darüber sagt: „Ich hatte 1848 zu Kaenpur Cholera unter der Infanterie von Mai bis September. Während der ganzen Zeit, kann ich sagen, war das Spital nie frei von einzelnen Fällen, und zeitweise war es damit überfüllt. Die ganze Anstalt, kann man sagen, habe in den Krankensälen gelebt; die Kulis verließen die Betten der Kranken keine ganze Stunde, die Aerzte hatten mit der Behandlung vollauf zu thun, und doch zeigte ja nicht ein Mann, gleichviel ob Europäer, Halbkaste oder Eingeborener, die geringsten Symptome von Cholera. Ich trug die größte Sorge, sie zu mustern und zu sehen, aber in diesem Jahre gab es keinen einzigen Fall unter ihnen."

In Indien macht man praktischen Gebrauch davon, wenn in einem Spitale ausnahmsweise auch die Wärter von der Cholera ergriffen werden. Man sagt da nicht: jetzt muß man mehr isoliren und desinficiren, sondern man sagt: das Spital steht auf einem ungünstigen Platze, man soll einen anderen aufsuchen. Der Ortswechsel beim Ausbruch der Cholera, die Engländer nennen es movement, ist jetzt in Indien in allen Garnisonen und Gefängnissen eine prophylaktische Maßregel ersten Ranges. Für jede Garnison und jedes Gefängniß sind jetzt voraus Plätze bestimmt, nach denen man evacuirt. Die Erfahrung hat gelehrt, wo es am besten ist. Kommt man an einen sehr disponirten Ort, vielleicht disponirter als der Ort ist, den man verläßt, so ist man hie und da schon aus dem Regen in die Traufe gekommen, und hat das Movement nicht geholfen. Es hilft auch

nie, wenn es zu spät erfolgt, wenn die Mannschaft bereits so weit als möglich inficirt ist. Dem 66. Górkha-Regiment hat sein Fortmarsch aus dem Tarái die Cholerafälle in dem immunen Náini Tal nicht erspart, aber wenn es noch einen Tag länger geblieben wäre, dann hätte es möglicherweise anstatt 10 Procent 20 Procent Erkrankungen gehabt.

Bei uns in Europa ist es mit den Krankenhäusern und Wärtern genau so wie in Indien. Ich spreche gerne von München, nicht weil München so oft die Cholera gehabt hat (in München war die Cholera erst drei Mal, während sie in Berlin schon mehr als zwölf Mal war), sondern weil ich da die Verhältnisse am genauesten kenne. Wir hatten während der Epidemien von 1873/74 drei Krankenhäuser, das Krankenhaus links der Isar in der Lindwurmstraße, das Krankenhaus rechts der Isar in der Ismanniger Straße und das Militärkrankenhaus in Oberwiesenfeld. Die Cholera nun behandelte die drei Krankenhäuser genau so, wie die Häuser ihrer nächsten Umgebung. In beiden Civilkrankenhäusern und im Militärkrankenhause gingen von Anfang an Cholerafälle während der Sommer- und Winterepidemie zu. Im Krankenhause links der Isar freute man sich bis zum 15. August, wo die Sommerepidemie ihren Höhepunkt erreichte, daß es gelinge, durch sorgfältige Isolirung der Cholerakranken und energische Desinfection Hausinfectionen ferngehalten zu haben; nun aber brach plötzlich eine sehr perniciöse Hausepidemie aus. Das war die Zeit, in welcher sich die Epidemie auch in der Lindwurmstraße an der das Krankenhaus liegt, entwickelte, und die Hausepidemie des Spitals hörte erst wieder auf, als auch die Lindwurmstraße wieder frei davon wurde.

Im Krankenhause rechts der Isar dauerte die Freude länger. Die Ismanniger Straße nahm an der Sommerepidemie gar keinen Antheil, so auch die Patienten und das Wartepersonal des dortigen Krankenhauses. Als die Ismanniger Straße in der Winterepidemie befallen wurde, kamen auch Hausinfectionen von Patienten und barmherzigen Schwestern vor, die ihr Ende erst erreichten, als die Epidemie auch aus der Ismanniger Straße wieder verschwand.

Im Militärkrankenhause wurde die Freude vom Anfang bis zum Ende nicht gestört. Aus den sieben Kasernen wurden alle Cholera- und choleraverdächtigen Fälle sofort in's Militärkrankenhaus evacuirt und in die Cholerabaracke gelegt. Hie und da kam es allerdings vor, daß ein chirurgisch Kranker oder an einem anderen Uebel Leidender im Krankenhause zuging, den man unter die anderen Patienten legte, daß sich aber bei diesem später dann Cholerasymptome entwickelten. Ein solcher wurde selbstverständlich auch sofort auf die Choleraabtheilung verlegt, nachdem er sich durch Cholerastühle verrathen hatte. Zeitweise war die Cholerabaracke sehr voll und sehr viele Wärter darin thätig; aber keiner erkrankte, nicht an der leichtesten Cholerine, obschon manche mit Choleraausleerungen hie und da geradezu übergossen wurden. Jedoch genau so günstig verhielt sich während der

Winter- und Sommerepidemie die dem Militärkrankenhause gegenüber befindliche Max II.-Kaserne, in welcher zwei Feldartillerie-Regimenter liegen, die, wie ich oben schon mitgetheilt habe, so auffallend gegenüber dem schweren Reiterregimente in der Isarkaserne verschont geblieben sind. Früher war das Militärkrankenhaus in der Müllerstraße, und wurden dort die Cholerakranken während der Epidemien von 1836 und 1854 behandelt. Im Militärkrankenhause in der Müllerstraße, die sehr nahe bei der Isarkaserne liegt, traten jedesmal Hausepidemien auf, aber auch stets nur zur Zeit, wenn die Müllerstraße epidemisch ergriffen wurde.

Dem gegenüber, daß die Wärter von Cholerakranken so auffallend wenig angesteckt werden, muß es daher sehr auffallend erscheinen, daß die Wäscher von Cholerawäsche so viel zu leiden haben sollten. Ich höre einen Contagionisten sagen: daß die Cholerawärter in Spitälern nicht inficirt werden, ist leicht erklärlich: diese Leute sind an Reinlichkeit gewöhnt, waschen sich oft die Hände, essen nichts ungewaschen, und was auf ihre Kleider spritzt, trocknet rasch, und das Trocknen tödtet den Kommabacillus. Hingegen beim Waschen der Cholerawäsche, da spritzt es den Leuten in den Mund, sie fahren wohl auch mit feuchten Fingern an die Lippen, und wenn ein einziger Bacillus in den Darm gelangt, kann er Cholera verursachen.

Wer möchte so etwas im Ernste glauben! Sollten denn die Wärter nur in gewissen Spitälern, und nur eine Zeit lang, nicht zuvor, und nicht darnach, sich nicht die Hände waschen, soll denn das Spritzen der Cholerastühle, wenn oft der Wärter den Kranken auf dem Arme hält, während ein anderer Wärter das Wasser im Bette, in dem der Kranke förmlich schwamm, in Kübel schüttet, weniger Kommabacillen in die Luft stäuben, als das Waschen? Sollten solche Wärter nie mit noch feuchten Fingern an ihre Lippen kommen? Sollte es sie nie an der Nase jucken? Mir kommt diese Erklärung geradezu komisch vor.

Und doch sind Fälle unzweifelhaft constatirt, in denen eine Infection von Cholerawäsche ausgehend angenommen werden muß. Ein sehr interessanter Fall wurde mir in Lyon aus dem Wäscherdorfe Craponne bekannt. In der Gazette medicale de Lyon 1854 S. 252 steht in einem Briefe von Dr. Gensoul: „Im Monat Juli 1854 stiegen zwei Choleraflüchtlinge aus Marseille, Mann und Frau, im Mailänder Hof in Lyon ab. Kaum angekommen, wurden alle zwei von Cholera ergriffen, deren Keim sie mitgebracht hatten, und starben alle zwei am 17. Juli. Einige Tage darnach kam der Wäscher des Gasthofes Bouchard, welcher in Craponne, einem Dorfe etwa 12 Kilometer von Lyon, wohnt, um wie gewöhnlich die Wäsche des Gasthofes zu holen. Man übergiebt ihm die von Choleraausleerungen verunreinigten Kleider und Linnen in einem getrennten Bündel. Er nimmt sie mit Sorgfalt, sondert sie in seinem Wagen ab und übergiebt sie einer Wäscherin, die er beschäftigte. Diese entledigte sich nur zu gut unglücklicher Weise ihres Auftrages, denn sie wurde bald darnach von einer blitzähnlichen

Cholera befallen. Des Wäschers Tochter erlitt das gleiche Schicksal. Man hatte keinen anderen Cholerafall in der Gemeinde zu beklagen. Diese Wahl der Opfer bedarf keines Commentars."

Es blieb übrigens nicht bei diesen beiden Fällen. J. Garin führt (Gazette medicale S. 309) acht Todesfälle aus Craponne an, darunter auch die Frau des Wäschers Bouchard. Aus der Aufzählung des Dr. Garin ersieht man, daß die Krankheit fast ausschließlich nur Wäscherleute und deren Kinder ergreift. Craponne zählte damals etwa 1600 Einwohner, von denen mehrere Familien die Wäsche aus den Gasthöfen von Lyon besorgten. Es sind außerdem noch einige Cholerafälle vorgekommen, wie aus einem späteren Berichte von Dr. Bouchet hervorgeht, der für Craponne im Ganzen 15 Erkrankungen und 10 Todesfälle angiebt, welche im Laufe von zwei Monaten erfolgten. Das Jahr 1854 ist jenes, in welchem die niedrig gelegenen Theile von Lyon epidemisch, wenn auch schwach, ergriffen waren. Auffallend bleibt, daß in dem nicht kleinen Dorfe Craponne fast nur die Wäscherfamilien Cholera hatten und die Uebrigen verschont blieben. Mit Ausnahme der Wäscher muß man daher Craponne für einen immunen Ort halten. Im Jahre 1855 zeigten sich in ebenso nahe bei Lyon, aber außerhalb des immunen Bezirkes gelegenen Dörfern (z. B. St. Bonnet und St. Laurent-de-Mure) sehr heftige Ortsepidemien.

Aehnliches ereignet sich an anderen immunen Orten. Ein sehr lehrreiches Beispiel dieser Art lieferte im Jahre 1854 das choleraimmune Stuttgart. Während der damaligen heftigen Epidemie in München kehrte ein Stuttgarter aus München schon diarrhoekrank in seine Heimat zurück und erlitt dort einen schweren Choleraanfall und starb. Nach wenigen Tagen kam ein neuer Cholerafall zur Kenntniß an einer Person, die Stuttgart nie verlassen hatte. Es war die Wärterin des aus München gekommenen Cholerakranken. Dieser Fall wurde einfach als eine directe vom Kranken ausgegangene Ansteckung aufgefaßt. Wieder nach einigen Tagen kommt ein dritter Fall, und es war eine Wäscherin, welche die Wäsche des aus München gekommenen Kranken gewaschen hatte. Endlich erkrankte auch noch der Mann dieser Wäscherin an einer Cholerine. Aber damit war die Cholera in Stuttgart zu Ende.

Solche Fälle werden von den Contagionisten stets mit Unrecht als Beweise für die directe Ansteckung Gesunder durch Kranke und namentlich durch die Wäsche von Cholerakranken angeführt, und es sieht auf den ersten Blick hin auch so aus. Wenn man aber auch annimmt, daß der aus München gekommene Kranke drei Stuttgarter angesteckt hat, so sollte man sich doch auch fragen, warum diese Stuttgarter Fälle nicht ebenso giftig weiter gewirkt haben, wie der Münchener Fall? Auch die Stuttgarter und Craponner Kranken wurden gepflegt und ihre Wäsche gewaschen. Warum leiten sich von ihnen keine weiteren Erkrankungen ab und entwickelt sich keine Epidemie? Die Cholerawäsche von München also nur war giftig, die von

Stuttgart nicht mehr. Muß man da nicht annehmen, daß in der Münchener oder Lyoner oder Marseiller Cholerawäsche neben den in den Choleraflühlen des Kranken enthaltenen, sonst unschädlichen Bacillen noch etwas specifisch Münchnerisches oder Lyonisches, was sich in Stuttgart und Craponne nicht mehr beigesellte, ein locales Moment steckte, was erst die Ansteckung oder Infection zu Stande brachte? Nach meinem Dafürhalten hatte der aus München kommende Stuttgarter und die aus Marseille oder anderen Choleraorten Kommenden auch noch etwas von dem vom inficirten Boden stammenden epidemischen Etwas, vielleicht eine Dauerform des Bacillus, die nur unter gewissen localen Verhältnissen entsteht, mitgebracht, und gerade so viel, daß es noch zu den vorgekommenen Infectionen ausreichte. Den einzelnen Fällen in Craponne und Stuttgart fehlte dieses locale Moment und deshalb steckten sie auch nicht weiter an.

Wenn ein Fall aus München in Stuttgart drei machte, so sollten die drei Stuttgarter Fälle doch neun machen.

In seuchefreie, immune Orte wird die Cholera selbstverständlich öfter in einzelnen Fällen eingeschleppt, an die sich hie und da auch noch ein paar Infectionen anschließen, aber die Krankheit stirbt rasch ab und entwickelt sich nie zu einer Epidemie.

Mir scheint Cholerawäsche inficirend zu sein, nicht weil sie vom Cholerakranken, sondern wenn sie aus einer Choleralocalität stammt. Vielleicht ist diese Wäsche ein sehr gutes Verpackungsmittel, um den unter Einfluß von Ort und Zeit erzeugten Infectionsstoff der Choleralocalität transportfähig zu machen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das Wäsche hat, vielleicht verbreitet er auch deshalb allein den Cholerainfectionsstoff von Ort zu Ort, und würde ganz in Wolle gekleidet oder ganz nackt es nicht mehr thun. Aber wenn man diese sehr zweifelhafte Lösung des gordischen Knotens auch zugeben würde, wären die Darmentleerungen der Cholerakranken und ihre Cholerawäsche immerhin noch kein fester Grund, auf dem man Häuser bauen könnte nach den Plänen der Contagionisten, denn wir sehen nicht einzelne Fälle, sondern Epidemien in den Orten auch ohne Cholerawäsche auftreten. Der Cholerainfectionsstoff, der Epidemien verursacht, wird jedenfalls auch noch in anderer Weise verschleppt, heftet sich auch noch in anderer Weise an den menschlichen Verkehr. Von einer Choleralocalität aus kann der Keim des Infectionsstoffes nach Orten gebracht werden, wo er nicht gleich die örtlichen und zeitlichen Bedingungen zu seiner epidemischen Entwickelung vorfindet, er kann, wie wir gesehen haben, selbst monatelang schlummern, bis er erwacht. In Indien ist der Cholerakeim immer zugegen und wird, wenn er verschleppbar durch den menschlichen Verkehr ist, nothwendigerweise auch immer ausgeschleppt, und doch zeigt sich die Cholera außerhalb ihres endemischen Gebietes nur stellen- und zeitweise. Wenn wir den Verkehr mit Indien nicht ganz aufgeben, oder ihn wieder so klein und langsam machen,

wie er noch im vorigen Jahrhundert war, so werden wir zeitweise doch die Cholera haben.

Schließlich will ich nur noch ganz kurz die praktische Frage berühren, was man gegen die Cholera thun kann?

Die Maßregeln werden sehr verschieden sein, je nachdem man sich auf den contagionistischen oder localistischen Standpunkt stellt, obschon beide manches Gemeinsame haben. Nach dem Vorhergehenden hängt die Verbreitung der epidemischen Cholera ebenso sehr von dem durch persönlichen und sachlichen Verkehr mittheilbaren specifischen Infectionsstoffe, als auch von der örtlichen und zeitlichen Disposition der Gegenden und Orte ab, wohin der Keim durch den Verkehr gebracht wird. Außerdem aber wird die Häufigkeit der Fälle in einem von Cholera epidemisch ergriffenen Orte noch ganz wesentlich durch die persönliche Empfänglichkeit des Einzelnen für die vom Zusammenwirken der beiden genannten Ursachen ausgehende Infection, durch die individuelle Disposition beeinflußt. Ist einer dieser drei Factoren nicht gegeben, so entwickelt sich keine Choleraepidemie. Maßregeln gegen die Cholera können daher in diesen drei Richtungen [1) Verkehr, 2) örtliche und zeitliche Disposition, 3) individuelle Disposition] vorgeschlagen werden.

Maßregeln gegen Verbreitung durch den Verkehr sind aus verschiedenen Gründen theils nicht durchführbar, theils unnütz, theils sogar schädlich. Wenn wir uns fragen, was alle Cordone, Inspectionen und Quarantänen bisher gefruchtet haben, müssen wir, um ehrlich zu sein, sagen: Nichts. Alle diese Maßregeln leiden an dem großen Mangel, daß sie zum Ausgangspunkte nur die bereits vorhandene Cholera, den Cholerakranken nehmen können. Der Cholerakeim kann aber schon lange voraus verschleppt werden, und im Orte eingeschleppt sein, ehe sich Cholerafälle zeigen. Cordone und Quarantänen, selbst wenn sie absolut richtig durchgeführt werden und nie umgangen werden könnten, würden doch erfolglos bleiben, weil sie stets zu spät kommen. Man kann zwar sagen, daß durch Quarantänen und Cordone, wenn sie auch vielfach umgangen werden, eine gewisse Menge Cholerakeime doch aufgehalten und vernichtet wird, so daß sie mindestens ähnlich günstig wirken müssen, wie etwa eine gute Zollschutzwache gegen Schmuggel; wenn dieser dadurch auch nie zur Unmöglichkeit gemacht werden kann und stets vorkommt, obschon so und so viele Schmuggler in's Zuchthaus kommen oder gar erschossen werden, so wird er doch sehr beschränkt. Da darf man aber nicht vergessen, daß zwischen Handelsartikeln und Cholerakeimen ein großer Unterschied besteht. Wenn z. B. ein einzelner Ochse geschmuggelt wird, so bleibt es ein einzelner Ochse und wird jenseits der Grenze, wenn er auch gute Weide findet, nicht gleich zu einer großen Heerde. Wenn aber so ein Spaltpilz auf einen ihm passenden Nährboden durchkommt, so hat er die Fähigkeit, sich in kürzester Zeit in's Millionen- und Billionenfache zu vermehren. Würde ein geschmuggelter Ochse oder Waarenballen sich jenseits

der Zollgrenze sofort zu Heerden und zu Waarenlagern vermehren können, so wäre die Zollschutzwache nie entstanden oder als etwas Nutzloses längst wieder aufgegeben worden.

Der gegenwärtige Einfall der Cholera in Südfrankreich und ihre Verbreitung von Toulon und Marseille aus illustrirt das Gesagte in der sprechendsten Weise. Die Cholera geht heuer in Frankreich bis jetzt nicht viel nördlich vorwärts, Paris ist noch frei, obschon der Keim schon vielfach hingetragen worden sein muß; die Krankheit wandert östlich. Es sieht aus, als wären die energischen contagionistischen Maßregeln, welche Italien zu Land und zu Wasser ergriffen hat, gerade ein Anziehungspunkt für sie, als ob sie versuchen wollte, ob sie denn nicht trotzdem durchkommen könnte. Paris läßt sie links liegen, da es ihr doch sicher ist, und sie geht nach Oberitalien und taucht bereits in Neapel auf, wie ich vorher gesagt hatte.

Daß man sich auf Eisenbahnen und Passagierschiffen um etwa anlangende Cholerakranke kümmert, finde ich ganz lobenswerth der Kranken selbst willen. Das Revisionsverfahren für Schiffe halte ich für eine sehr gute hygienische Maßregel, es wird unreinen Schiffen mehr und mehr ein Damm gesetzt, aber ein Abhalten der Cholera verspreche ich mir davon nicht.

Für den Einzelnen empfiehlt es sich auch, den Besuch von Orten, wo die Cholera herrscht, möglichst zu vermeiden, Kleidungsstücke, Wäsche u. s. w. aus Choleralocalitäten nach Kochs vortrefflichen Principien zu desinficiren, bei Leichenbegängnissen von an Cholera gestorbenen Personen den Leidtragenden vom Besuche des Sterbehauses, da dieses eine inficirende Choleralocalität sein kann, dringend abzurathen, aber viel ausgerichtet wird damit nicht werden. Die Frequenz selbst ganz ausgesprochener contagiöser Krankheiten, wie z. B. die Blattern sind, konnten wir auch nie durch Beschränkungen des Verkehrs wesentlich vermindern. Erst die Schutzpockenimpfung, die den Verkehr frei läßt und auf die individuelle Disposition prophylaktisch wirkt, hat Erfolge erzielt.

Zur Wirkung auf die individuelle Disposition für Cholera steht uns vorläufig kein so einfaches und souveränes Mittel zu Gebot, aber man kann doch sehr viel thun. Zur Erkrankung an Cholera disponirt Alles, was die Gesundheit überhaupt schwächt, schlechte Luft, schlechtes Wasser, schlechte Nahrung und Getränke, mangelhafte Ernährung, unzweckmäßige Bekleidung, Ausschweifungen und Excesse jeder Art, selbst psychische Affecte, insbesondere solche deprimirenden Charakters, vorzüglich aber Alles, was dem Einzelnen Diarrhöe verursacht. In diesen Dingen soll zunächst jeder Einzelne für sich und die Seinigen, unterstützt vom ärztlichen Rathe, sorgen, aber in vielen Beziehungen haben auch die Organe der öffentlichen Gesundheitspflege mitzuwirken.

Auch die Aerzte vermögen viel Unglück zu verhüten. So schwer es der ärztlichen Kunst gegenwärtig noch ist, gegen hochgradig entwickelte Choleraerkrankungen anzukämpfen, so erfolgreich werden von ihr die An-

fangsstadien der Krankheit, Diarrhöe und Cholerinen behandelt. Regierungen und Gemeinden sollen daher Vorsorge treffen, um im Bedarfsfalle über das nöthige ärztliche Personal verfügen zu können und die Kranken zu verpflegen.

Der Schwerpunkt der Choleraprophylaxe aber liegt nach meiner innersten Ueberzeugung in der örtlichen und zeitlichen Disposition. Dagegen sagen nun die Contagionisten, — dann sei eben gegen die Verbreitung der Cholera nichts zu thun, dann müsse man die Dinge gehen lassen, wie sie gehen und die Hände in den Schoß legen, denn man könne den Orten keinen anderen Grund und Boden geben, als sie von Natur aus haben, man könne keinen Regenschirm über ganze Gegenden spannen und das Wasser stets dahin fallen lassen, wo man es gern hätte. Mit Unrecht. Es ist eine allgemeine, durch die Geschichte der Cholera fest begründete Erfahrung, daß die Krankheit am heftigsten in Orten und Ortstheilen auftritt, deren Boden von den Abfällen des menschlichen Haushaltes, namentlich durch Abtritt- und Versitzgruben jeder Art verunreinigt und mangelhaft entwässert sind. Rasche Entfernung sämmtlicher Schmutzwässer und sonstigen Unrathes aus der Nähe der Wohnhäuser ist daher überall nach Möglichkeit anzustreben, und um so mehr, je größer ein Ort, je dichter bewohnt ein Boden ist, und schon vorher, ehe die Cholera kommt. Alle Städte, in welchen gute Canalisation und Wasserversorgung besteht, haben an ihrer Empfänglichkeit für die Cholera nachweisbar verloren. Ich verweise blos auf die englischen Städte, welche in dieser Richtung am weitesten vorgegangen sind. Im Jahre 1849 wurden in England und Wales noch 53 237 Todesfälle an Cholera gemeldet, 1854 nur noch 20 097 und 1866 nur noch 14 378, während von 1872 bis 1874, wo viele Orts-Epidemien auf dem Continente herrschten, gar keine mehr in England vorkamen, und ich glaube nicht, daß diese Thatsache etwa aus einer abnehmenden, oder aus einer während der letztgenannten Choleraperiode ganz fehlenden zeitlichen Disposition zu erklären sei.

Ich verweise die Blicke des Lesers schließlich auf die Cholerageschichte des Forts William in Calcutta, das früher jährlich ein Choleraheerd war und jetzt mitten im Choleralande als ein immuner Platz dasteht, sozusagen als eine immune Insel aus einem Cholerameer emporragt. Die Contagionisten sagen zwar, daß die Festung nur choleraimmun geworden sei, weil man reines Trinkwasser eingeleitet hat. (?) Wenn sie in allen Choleraorten Europas so reines Trinkwasser einleiten, wie das filtrirte Gangeswasser ist, aber nebenbei auch alles Andere durchsetzen, was im Fort William neben der Wasserleitung geschehen ist, so will ich ihnen nicht weiter widersprechen, sondern wünsche ihnen nur Glück und daß es ihnen gut bekomme.

Seeshaupt im August 1884.

Ein Landschaftsbild aus Kleinasien.

Von

M. v. H.

— Konstantinopel. —

Gelbe steinige Küste, kahle Felsen, sonnverbrannte Gefilde bietet sich dem Auge des Reisenden dar, welcher, vom Mittelmeere kommend, Kleinasien zum ersten Male erblickt. Nur zu leicht ist der Mensch geneigt, den ersten Eindruck auf das Ganze zu übertragen und den Saum für das Kleid zu halten. Rasch ist ein ungünstiges Urtheil gefällt, das ohne Prüfung von Mund zu Munde weiter geht; und so wird Kleinasien zu einer dürren Steinwüste. So war es mir selber in Griechenland gegangen; das kahle Attika und Böotien hatten mir ein Vorurtheil eingeprägt, und ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich von Olympia nach Sparta durch eine Reihe der reichsten Landschaftsbilder ritt, von dem freundlich grünen Hügellande von Elis und im westlichen Arkadien nach der üppig fruchtbaren Ebene Messeniens und über den waldgekrönten herrlichen Taygetus. Wer von Konstantinopel Umschau hält auf die kahlen Kuppeln des asiatischen Ufers, auf das öde wellige Gelände diesseits des Bosporus, der wird mir schwer glauben wollen, wenn ich ihm sage, daß jenseits der dürren Ketten, welche das Marmorameer umsäumen, sich Landschaften bergen so lieblich wie das Salzkammergut, daß Wälder kräftigsten Wuchses auf Meilen und Tagereisen dort Berge und Hügel krönen, und daß dazwischen Ebenen sich dehnen, in welchen das Auge ein Ende der reichsten Kornfelder nicht absieht. Hätten Freunde mich auf diese Landschaft nicht aufmerksam gemacht, so hätte ich sie schwerlich je betreten; der Fremde in Konstantinopel beschränkt sich auf das, was sein Reisehandbuch und sein Lohndiener ihm vorschreibt und wer nach Brussa geht und dort im Schweiße seines An-

gesichts sämmtliche Moscheen und sämmtliche Mausoleen pflichtmäßig besichtigt, der glaubt schon ein Uebriges gethan zu haben.

Auch mein Ausflug begann mit Brussa. Dreimal in der Woche geht ein türkischer Dampfer der Gesellschaft Machsusse von Konstantinopel in fünf Stunden nach Mudania, einer mäßigen Rhede am Südufer des Marmarameers. Für all die kleinen Leiden an Bord eines solchen Fahrzeugs, für den unergründlichen Schmutz vor Allem, entschädigte mich ein herrlicher Maitag und der so oft beschriebene und doch nie hoch genug gepriesene Blick auf die Sultanstadt und die romantischen Prinzeninseln. Als diese dem Auge entschwanden, waren wir der Südküste schon nahe gekommen, das Vorgebirge Posidium der Alten wurde umfahren, und zeitig am Nachmittage legte der Dampfer an der wurmstichigen hölzernen Landungsbrücke von Mudania an. Nun ging es zu wie überall, wo vierzig Passagiere sich in acht Wagen mit dreißig Plätzen theilen sollen; ich kann nur sagen, daß es uns schließlich auch ohne Anwendung roher Gewalt oder unehrlicher Mittel gelang, in einem allerdings weder bequemen noch reich ausgestatteten Gefährte den ungemüthlichen Ort zu verlassen. Durch grüne Weinberge und Maulbeerpflanzungen geht es aufwärts; wo diese aufhören und die kahle Bergwand beginnt, entschädigt noch der Rückblick auf das blaue Meer. Sobald die Höhe erreicht ist, erschließt sich der weite Kessel von Brussa, überragt von den schneeigen Zinnen des Olymp, durchströmt von wasserreichen Flüssen und Bächen und fleißig angebaut. Getreidefelder wechseln mit Maulbeerpflanzungen, die Wasserläufe umsäumen Eichengehölze und hie und da zeigen sich prächtige alte Platanen und Edelkastanien. Der Olymp ist ein mäßiger Gebirgsstock mit breitem Rücken; Gebüsch und Wald umkränzen ihn, in halber Höhe zeigen sich plateauartige Vorsprünge, Alpweiden ziehen sich an ihnen hinauf. Jetzt im Monat Mai war er noch in tiefen Schneemantel gehüllt, bis auf jene Vorsprünge hinab; nur wenige schwarze Felsgrate zeigten sich an seinem Kamme. An seinem Fuße zieht Brussa sich weit gestreckt hin, schlanke Minarets, stattliche Kuppeln und dunkle Cypressen entsteigen dem Häusergewirr.

Die Sonne ging eben zur Neige, als wir in die langgedehnte Vorstadt einfuhren. Es war ein Freitag, der muselmännische Feiertag, und alles bunte Volk kehrte zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zu seinem Heerde zurück. Sie hatten, wie allenthalben in der Türkei, den Nachmittag im grünen Grase herumgelegen. Wer einmal das malerische Schauspiel einer grünen Wiese mit darin gelagerten Türken und Türkinnen gesehen hat — sei es an den Süßen Wassern bei Konstantinopel, sei es hier in Brussa oder anderswo — der wird mir zugeben, daß es ein freundlicheres, bunteres Landschaftsbild kaum geben kann. Alt und Jung vergnügt sich hier in harmloser Weise; leichtes Gebäck, Früchte, Kaffee und Scherbet sind die körperlichen Genüsse, und keine Spur von Rohheit fällt lästig. Hier in Brussa zeigen die Frauen übrigens weit mehr Freiheit, als in der Haupt-

stadt; man kann sogar sehen, wie Mann und Frau zusammen im Wagen fahren, was in Konstantinopel ein arger Verstoß gegen die gute Sitte wäre. Wäre bei uns die Feiertagsfreude im Stadtvolke eine gleich harmlose, so würden die Brauereien wohl verlieren, das Volk aber sicher gewinnen. Freilich müßte die weise Obrigkeit zunächst Plätze schaffen, wo man im Freien lagern könnte, ohne gezwungener Client eines Bierwirthes zu werden und ohne eine Reihe von Paragraphen der Parkordnung und des Polizeistrafgesetzbuches zu überschreiten.

Ohne Reclame zu machen, kann ich sagen, daß unser Gasthaus, das Hôtel d'Anatolie, uns durch Sauberkeit und gute Küche überraschte; auch der Landwein von Brussa ist kein übles Getränk, er ähnelt einem dicken Burgunder, ohne indeß übermäßig schwer zu sein. Von der Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten will ich nicht viel sagen. Was den Reichthum der berühmten Grünen Moschee sowohl wie der zahlreichen alten Sultansmausoleen ausmacht, ist die Pracht der in bunten Farben glasirten Kacheln, deren Fabrikationsgeheimniß, persischen Ursprungs, der Neuzeit leider verloren gegangen ist. Alle Versuche der modernen Keramik sind unter dem Vorbilde geblieben; die prachtvollen warmen Töne der alten Waare stehen unerreicht da. In den gefälligsten Mustern bedecken sie die Wände der Mausoleen, und in der Grünen Moschee wird ihre Schönheit noch erhöht durch die Reliefornamente, welche sie tragen. Allein nicht hierin ruht der Reiz, welchen Brussa auf jeden Fremden ausübt. Es ist die Gesammtheit des Eindrucks, die wechselnden Bilder vom schneeigen Olymp herab bis zum grünen Thal, die mächtigen Platanen und Cypressen, welche die Kuppeln der Mausoleen überragen, und zwischen ihnen der über alle Beschreibung reiche Rosenflor, die sprudelnden Bäche, welche im Schatten von Feigen und Maulbeerbäumen einherrauschen, der bunte Eindruck eines von westlicher Civilisation noch wenig berührten orientalischen Lebens; all dies nöthigt dem Deutschen den stillen Wunsch ab, in Ruhe und Beschauung hier eine Woche zu verbringen. Allein der unerbittliche Fahrplan des Dampfers und die knapp bemessene Reisezeit zwingt weitaus die Meisten, binnen vierundzwanzig Stunden alle vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten zu erledigen, eine Seidenspinnerei und die nahen, sehr heilkräftigen Thermalquellen zu besichtigen, im Bazar noch in Eile die vorzüglichen, nur hier gefertigten Badetücher zu erstehen, und so dann den Heimweg anzutreten. Wir waren günstiger gestellt: unsere Pferde zum Ritt durch das Innere waren gemiethet und wir konnten aufbrechen, wann es uns beliebte.

Zeitig am Morgen erschien der Surudji mit vier ausgezeichneten Pferden. Die Perle darunter war das Packpferd, daß trotz seiner vierzehn Jahre — es hatte vom serbischen Aufstand an, im Jahre 1876, alle türkischen Feldzüge mitgemacht — am schweren Packsattel unser ganzes Gepäck und den wahrscheinlich nicht leichten Surudje spielend über Stock und Stein trug; nach starken Märschen, zum Theil unter brennender Sonne, war es trotz

seiner Last von 160 Kilogramm noch so frisch wie beim Antritt der Reise. Auch unsere Reitthiere waren von tüchtigem Schlage und wenn der hoch gepolsterte türkische Sattel mit seinen kurzen Bügeln uns etwas ungewohnt vorkam, so half gute Laune und gutes Wetter über solche kleine Leiden bald hinweg. Stundenlang führte uns die Straße demnächst durch einen natürlichen Park. Platanen und Edelkastanien von ungeahnter Größe und dichtester Belaubung beschatteten den Pfad, klare Bäche stürzten von den Hängen des Olymp hernieder und jede Hütte am Wege, jedes Gebüsch am Bache umzog ein reicher Rosenflor. Der Monat Mai stand in vollster Pracht und kein Augenblick verging, ohne daß Nachtigallenschlag uns auf's Neue daran mahnte. Die Straße, oder richtiger der Saumpfad war belebt mit buntem Landvolke, mit langen Kameelkarawanen und mit schwerfälligem büffelbespanntem Fuhrwerk, das Getreide aus dem Inneren zur Küste schleppte. Ungleich dem fanatischen Bewohner der hauptstädtischen Umgebung waren die Landleute freundlich und zuvorkommend gegen uns Franken und da von meinen beiden Reitgefährten der eine des Türkischen ziemlich mächtig war, so hatten wir stets freiwillige Begleiter, deren harmloses Geplauder um so weniger lästig fiel, als von Aufdringlichkeit keine Spur bei ihnen sich zeigte.

Wo der Thalboden sich zu dem niedrigen Joche zu heben begann, welches die fruchtbaren Ebenen von Brussa und von Jenischehr scheidet, lichtete sich die Vegetation, Ackerland gewann die Oberhand und nur die Bachläufe blieben noch mit dichtem Wuchse bestanden; das Joch selber trug frischen Eichwald, doch waren höhere Bäume selten. Jenseits des Dorfes Timbos, wo die Hitze des Nachmittags uns zu einer längeren Rast nöthigte, öffnete sich der Blick auf die weite Ebene von Jenischehr. Eine gänzlich neue Landschaft trat uns entgegen: Von blauen Bergketten umsäumt, dehnt sich ein einziges Kornfeld auf vier deutsche Meilen Länge aus. Die Dörfer liegen am Rande der Berge, kein Baum und kein Strauch unterbricht des wogende Meer der Aehren so weit der Blick reicht. Und Weizen und Gerste standen so prächtig wie in den gesegnetsten Strichen der Heimat. Welch ein Schatz liegt hier im Boden und wie viele Millionen, wären zu gewinnen, wenn Wegebau und geordnete Verwaltung dem Bauer zu Hilfe kämen. Und um Meilen fruchtbaren Landes wäre das gesegnete Thal noch zu vergrößern, wenn die Bergwasser des Olymp, die jetzt sich in einem Schilfsumpf aufstauen — die Kiepertsche Karte verzeichnet ihn als See — zur Befruchtung des Geländes Verwendung fänden. Stundenlang ritten wir durch Kornfelder, bis die Sonne sich neigte. Die Minarets von Jenischehr waren am Horizonte schon sichtbar, allein wir nahmen die bereitwillig gebotene Gastfreundschaft eines türkischen Bauern in dem kleinen Dorfe Tschardakli an und richteten uns in dem sauberen Stübchen seines geräumigen Hofes wohnlich ein. Mit ungezwungener Höflichkeit wurde uns von Jedermann begegnet; die drei Söhne des Besitzers, stämmige junge Leute, von denen zwei gegen die Russen gefochten hatten, während der jüngste

zum großen Leidwesen der Familie seiner Aushebung entgegensah, standen den ganzen Abend unserer Befehle gewärtig, und die weibliche Bevölkerung, die sich freilich vor unseren Augen nicht zeigen durfte, sorgte für reichliche Nahrung. Gutes Schwarzbrot, Milch und Käse, mit Eiern und je nach der Jahreszeit mit Früchten und Gemüsen als Zukost, machen das Landvolk hier ebenso kräftig und derb, wie die gleiche Kost im bayrischen Gebirge; die hiesige saure Milch (jaürt) und den Rahmkäse (kaimak) kann ich auch verwöhnteren Gaumen empfehlen. Reis und Hammelfleisch sind Festspeisen für den Bauer, das Fett liefert ihm dazu der zu erstaunlichen Dimensionen anwachsende Fettschwanz der vorderasiatischen Schafraçe.

Am folgenden Morgen hatten wir noch zwei Stunden bis zu dem belebten und anscheinend wohlhabenden Landstädtchen Jenischehr zu reiten; war die Gegend auch baumlos, so zeigte sich doch wilder Mohn und unsere Kornblume im Getreide, alte Kirchhöfe waren ganz mit blauer Iris überwachsen, und so sorgte der Frühling reichlich dafür, daß selbst diese Strecke nicht eintönig blieb. Eine Blume, die ich schon in Griechenland gesehen, darf ich hier zu erwähnen nicht vergessen; es ist eine meterhohe Aroidee mit zierlich gesprenkeltem Stamme und Blättern, deren schön violette Blüthe, von der Form der Calla, bis zu Spannenlänge und darüber mißt. Doch wird so leicht Niemand zum zweiten Male versuchen, diese schöne Blume zu brechen; sie verbreitet einen so entsetzlichen Aasgeruch, daß nach gemachter Bekanntschaft ein Jeder ihr scheu aus dem Wege geht. Im griechischen Volksglauben bringt sie Dem Schlangen in's Haus, welcher sie bricht. Jenseits Jenischehr wird das Thal wieder verlassen, steil windet sich der Saumpfad die Höhen im Norden hinan und auf der Scheide erschließt sich überraschend ein gänzlich neues Bild. Unter uns lag der weite blaue See von Nicäa, von schroffen Ketten umsäumt, an seinem östlichen Ende die gewaltigen, zinnengekrönten Mauern, welche einst die hochberühmte Stadt des Concils umschlossen und in welchen heute unter mächtigen Platanen und Nußbäumen der ärmliche Flecken Isnik sich birgt. Obwohl wir nach Norden schauten, so trug die Natur hier doch ein südlicheres Kleid als in Brussa: am Rande des Sees schimmerte das silbergraue Laub von Olivenhainen und die Bergwand, an welcher wir hinabstiegen, war mit Lorbeer und Mastix bedeckt. Nicäa selbst schaut innerhalb der trotzigen wohlerhaltenen Umwallung recht trübselig aus; der Flecken von wenig mehr als tausend Einwohnern füllt den kleinsten Theil der alten Stadt aus und nur die stummen Mauern bekunden deren einstige Größe. Eine verfallene Moschee und ein schönes, gewölbtes Grab mit Stalaktiten-Ornamenten erinnern daran, daß auch nach der Eroberung durch die Osmanen die Stadt noch bessere Zeiten gekannt hat.

Uns stand am folgenden Tage ein weiter Marsch bevor, und mit dem ersten Morgengrauen verließen wir Nicäa durch das malerische, zwischen hohen Bäumen versteckte östliche Thor, über dessen Wölbung eine wohlerhaltene griechische Inschrift an vergangene christliche Zeiten erinnert. Ein buschreiches

freundliches Wiesenthal führte uns in langsamer Steigung aufwärts; wir verließen es nach einigen Stunden, um über die niedrige Hügelkette zu unserer Rechten in das Thal des Sakaria, des Sangarius der Alten, hinabzusteigen. Wiederum bot sich auf der Höhe ein überraschender, unerwarteter Anblick. Starrende Felswände in rothen und braunen Farben umschlossen den Lauf des brausenden Gewässers; uns war, als ob wir aus einem Garten durch Zauberschlag in eine Wüste versetzt seien. Allein der ersten Ueberraschung folgte bald eine zweite; kaum waren wir kurze Stunden am linken Ufer des Flusses zwischen wunderlichen Felsenzacken abwärts geritten, und hatten denselben auf einer ziemlich primitiven Fähre überschritten, so öffnete sich die Landschaft und einem breiten wohl angebauten Thale folgten wir den Rest des Tages bis zu unserem Nachtquartier Geïweh. Dorf reihte sich an Dorf und Kornfeld an Kornfeld; Haine mächtiger Terebinthen, von ferne knorrigen Eichen gleichend, standen vereinzelt im Gefilde, Platanen und Nußbäume beschatteten die Weiler. Wieder schlugen die Nachtigallen in den Gebüschen und die prachtvoll gefiederte in rosa und himmelblau strahlende Mandelkrähe belebte das Feld. Jenseits des Flusses, im Westen, erhoben sich höher und höher die Kuppen des Himmelsgebirges (Gökdagh) und in der Ferne schienen dunkle Urwälder die Hänge zu bedecken. So brach unter stets wechselnden Bildern der Abend herein, als wir den belebten Flecken Geïweh erreichten. Auch hier fanden wir ein bunteres Leben als wir erwarten konnten. Am nächsten Tage sollte Jahrmarkt sein, Buden wurden gezimmert, armenische und griechische Kaufleute, türkische Lastträger, kurdische Hirten drängten sich durcheinander und auf den grünen Wiesen am Eingang des Ortes lagerten zahllose Kameele, die aus dem Innern des Landes Bodenerzeugnisse nach dem nahen Hafen von Ismid trugen. Eine griechische Speisewirthschaft gewährte uns ein besseres Nachtquartier, als wir bis Brussa gefunden hatten und mancher Schweizer Gasthof wird diesen bescheidenen Holzbau um seinen Garten beneiden, dessen vielhundertjährige Eichen eher für den Park eines Königschlosses geschaffen schienen.

Ohne es zu ahnen, standen wir hier in Geïweh am Rande des Urwaldes, welcher längs des Schwarzen Meeres die Küste Kleinasiens umsäumt, um sich fern im Osten an die Urwälder des Kaukasuslandes anzuschließen. Es ist der feuchte Niederschlag vom Meere, welcher die Berge befruchtet; das Innere des Landes, das seiner entbehrt, verfällt dem unerbittlichen Sonnenbrande und bleibt kahl und dürr. Kaum waren wir eine halbe Stunde von Geïweh geritten und hatten den Sangarius abermals überschritten — diesmal indeß auf einer stattlichen Bogenbrücke — so standen wir mitten im Urwald. In langer Schlucht durchbricht der brausende Fluß hier das vorgelagerte Gebirge, um dem Schwarzen Meere zuzuströmen; in jähen Hängen, reich gegliedert durch Thäler und Schluchten, steigen die Berge zur Rechten und zur Linken an. Allein kein Fleck bleibt kahl, Riesen der Baumwelt drängen sich aneinander und jeder derselben sucht seinen

stolzen Nachbarn den Preis der Schönheit abzuringen. Und was uns Deutsche in diesem Walde so anheimelte, war die stete Erinnerung an unsere eigenen Haine. Es wuchs hier kein tropisches Urdickicht, das mit ungekannten verworrenen Bildern uns umschlungen hätte; nein, es war unser Wald, wie er die Thäler bei Berchtesgaden schmückt. Den Fluß umsäumten Erlen und mächtige Pappeln, gewaltige Platanen und Nußbäume mit breiter Krone standen auf den schmalen Wiesen längs seines Laufes; Eichen, Edelkastanien, Linden, Ulmen und Weißbuchen bedeckten die Hänge. Erst höher hinauf zeigte sich die Rothbuche und der Ahorn, und nur auf den Kuppen war Nadelholz zu erblicken. Hier und da mahnte ein knorriger wilder Feigenbaum uns daran, daß wir im Süden weilten; auch zogen fortwährend Karawanen an uns vorüber, die zu einer bayrischen Gebirgslandschaft wenig passen wollten.

Nach drei Stunden war das Ende der Schlucht erreicht; von einem vorspringenden Hügel mit einer einsamen Cypresse erschloß sich der Blick auf ein endlos scheinendes welliges Meer von Bäumen, durch welches der Sangarius nach Norden zum nahen Meere fließt. Wir indeß verließen hier seinen Lauf, um durch ein reizendes, stilles Seitenthälchen nach Westen zu wandern. Ganze Hänge fanden wir hier mit den mannshohen Stauden der pontischen Alpenrose bedeckt; Blüthe stand an Blüthe und der ganze Berg schimmerte in leuchtendem Violett. Doch ist das Volk der herrlichen Blume nicht gewogen; sie soll den Honig giftig machen, wie bei uns der Aconit. Ein letztes Joch noch war zu übersteigen, und unter uns lag als letzte und als schönste Ueberraschung der malerische See von Sabrandja. Wir erblickten ihn in der gleichen Weise wie zwei Tage zuvor den See von Nicäa, und doch war der Unterschied beider Landschaften ein so großer, als ob Hunderte von Meilen zwischen ihnen lägen. Dort bei Nicäa eine südliche Natur, mit ihren Oelbäumen an Griechenland erinnernd, hier ein getreues Ebenbild von Tegernsee im bayrischen Gebirge, die blaue Wasserfläche von saftigen grünen Matten umkränzt, mit Nußbäumen, Linden und Ulmen.

Von Sabrandja zieht die Straße sich schnurgerade nach Ismid, dem alten Nikomedien; der Boden wird erst sandig, später sumpfig und der Hochwald wird bald zum Erlenbruch, weiterhin zu einem niederen Eichengestrüpp, durch stachelige Ranken undurchdringlich. In dieser undankbaren Gegend hat die türkische Regierung tausende von ausgewiesenen Tscherkessen angesiedelt, welche nothgedrungen sich von Viehzucht ernähren müssen, da an Landbau auf solchem Boden nicht zu denken ist. Langgestreckt ziehen ihre Dörfer sich an der Straße hin; die Lehmhütten mit spitzem Strohdach unterscheiden sich von den Türkendörfern mit ihren hölzernen Gehöften. Auch hier wurden wir vom Glücke begünstigt; die Tscherkessen feierten gerade ein Volksfest, dessen nähere Bedeutung wir indessen nicht in Erfahrung zu bringen vermochten, und auf der Straße begegneten uns viele hunderte in ihren besten Trachten. Manche trugen noch

die kaukasische Kleidung, den langen Rock mit Patronenhaltern auf der Brust, den silberbeschlagenen Dolch im Gürtel, andere waren zur türkischen Mode übergegangen. Dazwischen zeigten sich Lasen aus der Gegend von Batum, welche seit der Abtretung ihres Gebietes an Rußland gleichfalls zu tausenden auswanderten; ihre Tracht, gleich derjenigen der Gurier im Kaukasuslande erinnert an die italienische Tracht des frühen Mittelalters und soll in der That aus den Zeiten der genuesischen Herrschaft stammen. Büffelbespannte, lange niedrige Wagen, in grellen Farben bemalt und durch ein Sonnendach von buntem Zeug geschützt, führten Frauen und Kinder vom Festplatz nach Hause; die Frauen waren sämmtlich unverschleiert, doch war von einer Schönheit unter den vielen jungen Mädchen auch nicht die geringste Spur zu entdecken, ich sah nur grobe ausdruckslose Gesichter und ihre Tracht war bunt, ohne malerisch zu sein.

So wogte eine bunte Fülle von Bildern bis zum letzten Augenblick an uns vorüber, und wir meinten, der Ritt von Brussa her habe nicht vier Tage, sondern eben so viele Wochen gedauert und Hunderte von Meilen schieden uns von dem Ausgangspunkte. Die Parklandschaft von Brussa, das Kornfeld von Jenischehr, Nicäa mit seinen Ruinen, die Felswildniß, das reiche Gelände und schließlich der Urwald am Sangarius, sie schienen alle verschiedenen Welten anzugehören, und doch drängen sie sich auf kurzer Strecke zusammen. Als am letzten Tage die Sonne zur Rüste ging, kaum eine Stunde nachdem der letzte Tscherkesse an uns vorbeigeritten war, erschien wieder ein neues, und diesmal das letzte Bild: ein Eisenbahndamm, knapp fertig gebaut und schon halb verfallen. Er sollte die von Konstantinopel bis Ismid im Betriebe befindliche Bahn in das Herz von Kleinasien weiterführen; allein das Geld ging aus und der Rest ist Schweigen.

Zwei Dolen

(Mit vier Schnallen-Figurinen)

Von Fr. Lucas, Wien

Es waren die 70er und 80er Jahre, die Schnallen-Epoche, die Epoche der Dolen, Schnallen, Schnallen, Schnallen überall, wo Dolen waren, und wo Dolen gingen, waren sie zu finden. Dem Schnallenfieber konnte sich niemand entziehen, der Dolen trug, und wer Dolen trug, trug Schnallen. Dolen und Schnallen waren untrennbar, wie Siegfried und Kriemhild, wie Tristan und Isolde, wie Romeo und Julia, wie Hero und Leander, wie Pyramus und Thisbe, wie Faust und Gretchen, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wie Schiller und Goethe, wie Wieland der Schmied und Dietrich von Bern, wie Max und Moritz, wie Hänsel und Gretel, wie Hagen von Tronje und Gunther, wie Hamlet und Horatio, wie Wilhelm Tell und Gessler, wie Schnaps und Bier, wie Hund und Katze, wie Mann und Frau, wie Ehe und Scheidung, wie Leben und Tod.

Die Schnallen-Epoche ist vorüber, die Dolen sind geblieben, die Schnallen sind verschwunden, und wenn heute eine Dole Schnallen trägt, so ist das ein Zeichen, daß sie nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit ist, daß sie nicht mehr ganz mit dem Strom der Mode schwimmt, daß sie nicht mehr ganz modern ist.

„deutschen Berufe Preußens" gewonnen hat. Und das zu einer Zeit, da dieser Beruf im Auslande wie in dem nichtpreußischen Deutschland nur mit bittrem Hohne belächelt wurde. Ein süddeutscher Fürst sollte, allen Andern voran, dieser Ueberzeugung den thatsächlich beredtesten Ausdruck geben, indem er ihr seine fürstliche Selbständigkeit zum Opfer brachte.

In Folge der Wirren des „tollen Jahres", die alle deutschen Lande in ungewohnte Bewegung versetzt hatten, hatte Fürst Karl von Hohenzollern am 27. August 1848 die Regierung des Fürstenthums Sigmaringen an seinen Sohn Karl Anton abgetreten. Der damals in vollster Mannesblüthe stehende junge Fürst erkannte sogleich mit klarem Blick — lange Jahre sollten vergehen, und Ereignisse ernstester Art mußten sich vollziehen, bis diese Erkenntniß mit Blut und Eisen auch Andern aufgenöthigt wurde — daß nur im engsten Anschlusse an ein großes, starkes, zu Schutz und Trutz befähigtes Staatswesen das Heil des kleinen Einzelstaates wie auch das Heil des großen Ganzen zu finden sei, und daß

„Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache."

Daß dieser Anschluß aber nur an Preußen möglich war, dafür bürgte schon der Name des Fürsten: der Name Hohenzollern. Nachdem mit dem regierungsmüden Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin von Hohenzollern-Hechingen eine Einigung erzielt war, wurde am 7. December 1849 der Staatsvertrag mit Preußen abgeschlossen, durch welchen die beiden Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen dauernd mit der Krone Preußens verbunden wurden. Zwar war die überlange Liste der regierenden deutschen Fürsten dadurch nur um zwei Namen gekürzt, und das von der Natur reich gesegnete, nunmehr mit dem Königreich Preußen vereinigte Stück deutschen Landes war seinem Flächeninhalte nach nur ein mäßiges; aber immerhin hatte die Thatsache ihre tiefere Bedeutung: denn es war die erste unblutige Annexion Preußens in unserer Zeit, bewerkstelligt durch das weise Verständniß für die wahren Bedürfnisse des kleinen Staates und die patriotische Einsicht seines Fürsten. Karl Anton von Hohenzollern erhielt am 20. März 1850 das Prädikat „Hoheit" mit den Prärogativen eines nachgeborenen Prinzen des Preußischen Königshauses und später, gelegentlich der Krönung, das Prädikat „Königliche Hoheit".

Fast ein Jahrzehnt lebte der Fürst, der damals den Rang eines preußischen Divisionsgenerals inne hatte, seinem militärischen Berufe und trat weniger in den politischen Vordergrund, seine freie Zeit der Wissenschaft, vor Allem dem Studium der Geschichte, und der Förderung der Künste widmend. Sein reger Sinn für das Schöne bestimmte seinen Umgang, den er mit Vorliebe aus den Kreisen der Gelehrten und Künstler wählte, und bekundete sich auch in der Begründung jener Sammlung von Kunstschätzen aus der Vergangenheit, die, nunmehr im Stammschlosse Sigmaringen vereinigt, mit der Zeit eine der kostbarsten, aus-

erlesensten und bedeutendsten unseres Vaterlandes geworden ist. Die Sammlungen umfassen alle Theile der Kunst und des Kunstgewerbes: hervorragende Gemälde alter Meister, kostbares Schnitzwerk, Thon-, Metall- und Textilarbeiten, Kleinodien, Emailwerke, Gläser ꝛc. Von besonderer Schönheit und Reichhaltigkeit ist die berühmte Waffensammlung, die 2500 Nummern zählt. Alle diese kostbaren Werke sind, soweit sie nicht zum Schmuck der Gemächer im Schlosse zur Verwendung gekommen sind, seit 1867 in einem eigenen, von Künstlerhand reich und geschmackvoll geschmückten Gebäude geborgen und unter Berücksichtigung der ästhetischen Wirkung wissenschaftlich systematisch geordnet. Auch die Pflege der Bibliothek hat sich der Fürst besonders angelegen sein lassen.

Zu jener Zeit, da der Fürst vom Schauplatze zurücktrat, und in den Jahren, die nun folgten, bot in der That das öffentliche Leben in Deutschland wenig Erquickliches und Verlockendes. Ueber dem Manteuffel'schen Preußen lag ein verdrießlicher Himmel. Der König war leidend, das Ministerium unbeliebt; die Verhältnisse im Innern, die Stellung Preußens zu den übrigen deutschen Staaten und zu Oesterreich, die Stellung zum Auslande, alles war gleichermaßen unerfreulich. Eine kleinliche Reaction verbitterte die Stimmung im Lande. Am Bundestage war Preußen trotz seiner großartigen Vertretung durch den in seiner Bedeutung noch nicht erkannten Herrn von Bismarck beständigen widerwärtigen Reibereien ausgesetzt und hatte kaum eine andere Aufgabe zu lösen, als die: sich unaufhörlich gegen demüthigende Zumuthungen zur Wehr zu setzen. Erst die neuerdings erfolgte amtliche Veröffentlichung der Urkunden „Preußen im Bundestag" hat die Erbärmlichkeit jener Epoche deutscher Zerfahrenheit in helles Licht gerückt. Preußen, das sich im übrigen Deutschland keine Sympathien zu erwerben vermocht hatte, wurde auch vom Auslande kaum beachtet und war, wie der Pariser Congreß 1856 zeigte, ohne Sitz und Stimme im europäischer Rathe.

Neues Leben schien zu erwachen, als der Prinz von Preußen für seinen erkrankten Königlichen Bruder als Prinzregent die Zügel der Regierung ergriff, 7. October 1858. Ein erfrischender Hauch ging durch das ganze Land, das nun wie entlastet aufathmete. An die Entlassung des alten Ministeriums wurden die verwegensten Hoffnungen geknüpft. Das ungeduldige Volk redete sich ein, daß im Handumdrehen die Fehler der letzten zehn Jahre wieder gutgemacht, die Versäumnisse wieder eingeholt werden würden. So waren die Bedingungen, unter denen das neue Ministerium an's Ruder gelangte, gleichermaßen ungewöhnlich günstige und ungewöhnlich ungünstige. Das Volk war geneigt, den Nachfolgern des Manteuffel'schen Regiments von vornherein das vollste Vertrauen entgegenzubringen; die Anforderungen aber, die es in der Unterschätzung der vorhandenen Schwierigkeiten an deren Leistungsfähigkeit stellte, überstiegen bei weitem das Maß des Berechtigten.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern war es, an den sich der Prinzregent zuerst mit der Bitte wandte, an die Spitze der neuen Regierung zu treten, und dieser sympathische Name sagte in der That einem jeden Kundigen, daß nun ein neuer freierer Geist einziehen werde. Diese erfreuliche Auffassung wurde denn auch voll und ganz bestätigt durch die Wahl der Männer, die sich der Fürst von Hohenzollern zur Leitung der Staatsgeschäfte zugesellte. Es waren die Auerswald, Schwerin, Patow, Bethmann-Hollweg, durchaus ehrenhafte, befähigte und tüchtige Männer, die sich schon bei den ersten Anfängen des preußischen Constitutionalismus durch ihren besonnenen Freisinn rühmlich hervorgethan hatten. Das Portefeuille des Auswärtigen wurde Herrn von Schleinitz anvertraut.

Den zu hochgeschraubten Erwartungen mußte die unausbleibliche Enttäuschung folgen. Es braucht kaum daran erinnert zu werden, wie sich allmählich starke Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und der Landesvertretung, die zur Unterstützung dieser liberalen Regierung gewählt worden war, bildeten, wie diese Meinungsverschiedenheiten im Innern, namentlich wegen der Frage der Armeeorganisation, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit von der Landesvertretung nicht erkannt wurde, zu Zerwürfnissen führten, die schließlich den bekannten „Verfassungs-Conflict" gebaren und die Neue Aera begruben.

Die Volksvertreter vergegenwärtigten sich mit einer gewissen Bitterkeit die Leistungen des preußischen Heeres während der letzten fünfundvierzig Jahre und waren damals der Ansicht, daß für dieses Heer die Opfer, welche die Steuerzahler zu bringen hatten, als mehr denn genügende anzusehen seien.

Als herber Hohn preußischer Waffenthat wurde beständig der unglückliche „Schimmel von Bronzell" vorgeritten, gerade wie als bezeichnende Kraftäußerung neupreußischer Staatskunst das unselige Wort: „Olmütz" zu gelten hatte.

So hatte die neue Regierung unter den bösen Nachwirkungen der Manteuffel'schen Periode noch immer schwer zu leiden. Auf der einen Seite erwartete man Wunderdinge von ihr, auf der andern aber wurde das durch die Unfähigkeit der Vorgänger hervorgerufene Mißtrauen auch auf sie übertragen. Man verlangte von ihr, daß sie sich bewähren solle, und kargte mit den Mitteln, deren sie bedurft hätte, um sich bewähren zu können. Ueber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten herrschte allerdings auch unter der neuen Regierung bedauerliche Unklarheit, die um so beklagenswerther war, als die entscheidenden Ereignisse, namentlich in Italien, eine große Festigkeit und Bestimmtheit in der Haltung unseres Ministeriums des Auswärtigen dringend forderten. Es schien aber die Erkenntniß eines richtigen Ausgangspunktes, eines klar in's Auge gefaßten Ziels und der energische Wille, auf dem deutlich vorgezeichneten Wege diesem Ziele zuzu-

ſtreben, zu fehlen. Der Miniſterpräſident ſelbſt, Fürſt von Hohenzollern, wünſchte eine ſtraffere und bedeutendere Leitung der auswärtigen Politik, und für die Beſetzung des auswärtigen Portefeuilles faßte nun der Fürſt einen Mann in's Auge, an den zu jener Zeit Niemand für dieſe wichtigſte leitende Stellung dachte, zu denken wagte.

Wer war dieſer Mann?

Es war der wegen ſeines allzu offenkundigen Widerſtandes gegen Oeſterreich und wegen ſeiner während des deutſch-italieniſchen Krieges zu unverhohlen bekundeten Sympathie für Italien aus Frankfurt abberufene Bundestagsgeſandte und nach Petersburg verſetzte Herr von Bismarck. An der Newa hatte man dieſen bedenklichen, unruhigen und unbequemen Mann, um ſeinen eigenen Ausdruck einem ſeiner Privatbriefe zu entlehnen, „kalt geſtellt". — Bei der Warſchauer Fürſten-Zuſammenkunft im October 1860 hatten ſich die drei Monarchen, die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der preußiſche Prinzregent, von ihren erſten Räthen, dem Fürſten Gortſchakoff, dem Grafen Rechberg und dem Fürſten Karl Anton von Hohenzollern begleiten laſſen. Auch der damalige Petersburger Geſandte, Herr von Bismarck, hatte ſich eingefunden. Bei dieſem Anlaß traten ſich die Beiden, der Fürſt von Hohenzollern und Herr von Bismarck, einander näher. Sie hatten lange vertraute politiſche Geſpräche, die ſich oft bis tief in die Nacht hinein, ja bis zum Morgengrauen verlängerten. Sie vertieften ſich in Erörterungen aller Fragen, welche Europa bewegten, und auf den fürſtlichen Miniſterpräſidenten machte der geniale Staatsmann, deſſen Kopf von gewaltigen Ideen durchſtürmt war, der ſeine kühnen weitſichtigen Pläne vor dem erſtaunten Fürſten mit erſchrecklicher Offenheit und ſprühendem Geiſte, mit vollem Verſtändniß der thatſächlichen Verhältniſſe und ernſter Beſonnenheit in der Erwägung aller begünſtigenden und erſchwerenden Umſtände vortrug, einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck. Dieſen Mann getraute ſich Fürſt Hohenzollern zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des preußiſchen Staates zum Vorſchlag zu bringen. Wenn der Fürſt von Hohenzollern mit ſeinem Vorſchlage auch nicht durchdrang, ſo bleibt es eine Thatſache, daß er der erſte preußiſche Miniſter war, der die Größe Bismarcks erkannte und der den Muth beſaß, dieſe gewaltige Kraft, deren elementares Wirken von den Einen verhöhnt, von den Andern gefürchtet, von Allen unterſchätzt wurde, für die Geſchicke unſeres Staates dienſtbar zu machen. Und dieſe wenig oder gar nicht bekannte Thatſache dürfte ſchon genügen, um zu zeigen, einen wie klaren Blick der Fürſt beſitzt, und wie weitgreifende Pläne er an der Spitze der Regierung in's Auge gefaßt hatte.

Die Geſchichte der Neuen Aera iſt noch nicht geſchrieben worden; ſie wird ihren Geſchichtsſchreiber finden: die knappe Zeit des Wiedererwachens aus bleiernem Schlafe und des erſten freien Aufathmens, aber auch die Zeit der übertriebenen Hoffnungen und der unausbleiblichen Enttäuſchungen; und

ſie wird darthun, mit welcher patriotiſchen Hingabe der oberſte Leiter des Miniſteriums gerungen hat, wie ihm da, wo er auf kräftigen Beiſtand hoffte, die Unterſtützung verſagt, und wo er Gehorſam zu fordern hatte, Widerſtand entgegengeſtellt wurde; und wie er endlich, des unfruchtbaren Hadern müde von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er dem Wohle ſeines Landes nicht ſo dienen könne, wie er ihm dienen wollte, ſich genöthigt ſah, den König Wilhelm um ſeine Entlaſſung zu bitten, September 1861. An ſeiner Statt übernahm zunächſt Auerswald das Präſidium des Miniſteriums. Die Frage der Heeresorganiſation verſchärfte die Gegenſätze immer mehr; am 18. März 1862 ſchieden die liberalen Miniſter Auerswald, Patow, Schwerin ꝛc., und nach den Uebergangsminiſterien von der Heydt und Hohenlohe-Ingelfingen ergriff nun Herr von Bismarck das Ruder.

Der Fürſt von Hohenzollern hatte ſich nun wieder gänzlich nach dem freundlichen Düſſeldorf, wo er in dem anmuthig gelegenen Schloſſe Jägerhof ſeine Reſidenz genommen hatte, zurückgezogen und widmete ſich mit erneuter Friſche in der heitern Künſtlerſtadt der Pflege der Kunſt. Erwähnt ſei noch, daß der Fürſt, Anfang des Jahres 1863, zum Militärgouverneur von Rheinland und Weſtphalen ernannt wurde.

Der Aufenthalt des Fürſten von Hohenzollern und der Seinigen, des „Hofes“, wie man am Rheine ſchlechtweg ſagte, übte auf die Düſſeldorfer Künſtlerſchaft einen erfriſchenden und belebenden Einfluß. Die leutſelige ſüddeutſche Art, die Ungezwungenheit im geſelligen Verkehr erwarben ihm die wärmſten Sympathien der Künſtler, die ihn nie anders nannten als „unſer Fürſt“; der gaſtliche Jägerhof war allen bedeutenden Künſtlern geöffnet die Achenbachs, Camphauſen, Vautier ꝛc. waren die regelmäßigen, gerngeſehenen, dankbaren Gäſte. Jungen Talenten that der Fürſt viel Gutes. Alle die luſtigen und glänzenden Künſtlerfeſte des Malkaſtens, deſſen höchſter Ehrengaſt der Fürſt war, erhielten durch die perſönliche Betheiligung der Hohenzollern'ſchen Familie erhöhten Glanz. Die warmen Sympathien der Künſtler für den Fürſten fanden einen ſchönen feſtlichen Ausdruck in der herrlichen Feier, welche die Düſſeldorfer Maler zur feſtlichen Einholung der älteſten Tochter Stephanie, die König Dom Pedro von Portugal heimführte, veranſtaltet hatte. Es war eines der ſchönſten Feſte, die die Rheinlande, welche ſich wie keine andere Provinz Preußens gerade auf glänzende, eigenthümliche und geſchmackvolle öffentliche Schauſpiele verſtehen, jemals geſehen haben.

Das Gemälde, welches dieſe Einholung darſtellt, hängt jetzt auf dem Schloſſe von Sigmaringen. Ein tragiſches Bild, über das der geniale Max Heß dahingeſtorben iſt, und das den feſtlichſten Tag in dem ſonnigen, leider nur kurzen Daſein einer zu früh Abberufenen darſtellt: die bildſchöne Königin wurde durch den grauſamen Tod in ihrem zweiundzwanzigſten

Lebensjahre der Liebe der Ihrigen entrissen, der Verehrung Aller, die die liebenswürdige junge Fürstin gekannt haben.

Noch ein anderes Kind wurde dem fürstlichen Elternpaare in der Vollblüthe des Lebens geraubt: Prinz Anton von Hohenzollern starb den Heldentod für's Vaterland. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz erhielt er einen tödtlichen Schuß und verschied in Königinhof in den Armen seiner Mutter, welche die Beschwerden der Reise und die Entbehrungen des Aufenthaltes in dem eroberten Lande nicht scheuend, an das Schmerzenslager des heißgeliebten Sohnes geeilt war. Der 5. August 1866 setzte dem Wirken dieses tapferen und klugen Soldaten, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre ein vorzeitiges Ziel.

Die anderen Kinder aus der Ehe des Fürsten Karl Anton mit der Fürstin Josephine, der Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der Stephanie de Beauharnais, erfreuen sich der vollsten Lebenskraft; und ihr Schicksal zeigt, daß ihr fürstlicher Vater, auch nachdem er vom öffentlichen Schauplatze der politischen Thätigkeit freiwillig zurückgetreten war, an einigen der wichtigsten Fragen, welche unsere Zeit bewegt haben, nach wie vor thätigen Antheil zu nehmen berufen gewesen ist, ja sogar an den allerwichtigsten: am deutsch-französischen Kriege und an der orientalischen Frage.

Das durch den Tod gelöste Band, welches die fürstlichen Hohenzollern mit einer der Herrscherfamilien auf der Pyrenäenhalbinsel umschlungen hatte, sollte auf's Neue wieder geknüpft werden: im September des Jahres 1861 vermählte sich der Erbprinz Leopold, geboren am 22. September 1835, mit der Infantin Antonia, Schwester des regierenden Königs von Portugal. Die Sympathien der Hohenzollern auf der iberischen Halbinsel fanden aber den weitesthallenden Ausdruck, als Spanien in den unruhigen Tagen der Jahre 1869 und 1870 zur monarchischen Ordnung zurückkehren wollte. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1869 waren von Madrid aus dem Düsseldorfer Hofe im Geheimen Anerbietungen wegen Uebertragung der spanischen Königswürde an einen Hohenzollern'schen Fürstensohn gemacht werden. Fürst Karl Anton hatte aber damals nicht genügendes Zutrauen zu den dortigen Zuständen; er glaubte, Bürgschaften fordern zu müssen; und da diese nicht gewährt werden konnten, lehnte er es ab, seinen Sohn den Unberechenbarkeiten und Abenteuerlichkeiten der ihm zugedachten spanischen Würde auszusetzen. Die Verhältnisse waren andere geworden, als abermals, diesmal durch General Prim, das Anerbieten der spanischen Königskrone für den Erbprinzen Leopold an den Fürsten herantrat. Und nun erklärte sich Erbprinz Leopold unter Zustimmung seines fürstlichen Vaters, Ende Juni 1870, zur Annahme der Candidatur bereit, und am 2. Juli beschloß der Ministerrath zu Madrid einstimmig, den Hohenzollernprinzen als König von Spanien den Cortes vorzuschlagen.

Man weiß, welchen Sturm diese Candidatur in Paris heraufbeschwor. Die Gleichnamigkeit des spanischen Throncandidaten und der preußischen Königsfamilie, sowie die Stammesverwandtschaft der fürstlichen und der königlichen Hohenzollern, richtete bei der völligen Unkenntniß der deutschen Verhältnisse und Persönlichkeiten in Frankreich eine maßlose Verwirrung der Köpfe an. Dort galt es als ausgemacht, daß ein „preußischer Prinz" zum Könige von Spanien berufen werden solle; und das erklärte Frankreich niemals dulden zu wollen. Mit sprachlosem Erstaunen sahen wir plötzlich jenseits des Rheines das drohende Ungewitter aufziehen, das sich furchtbar entladen sollte, — heraufbeschworen vom Uebermuth, von der Thorheit, von der Ueberhebung. Ein Krieg, der die schmerzlichsten Opfer fordern mußte, und dessen Ende unabsehbar war. Und dieser blutige Krieg sollte entbrennen wegen der Candidatur des Erbprinzen Leopold, die, so wenig verlockend, von diesem nur mit Widerstreben angenommen worden war, die eine sichere harte schwere Arbeit in Aussicht stellte und voraussichtlich mit bitterem Undank lohnte, bei deren Annahme endlich kein anderer ehrgeiziger Gedanke mitgewirkt hatte als der: dem Gebote der Mannespflicht zu gehorchen, sich um das Allgemeinwohl nützlich machen zu können ... Und um dieser dornenvollen Candidatur willen sollte zwischen den beiden mächtigen Nachbarstaaten ein Krieg entbrennen? Die schwere Verantwortung vor seinem Gewissen und vor der Geschichte mochte und durfte Fürst Karl Anton nicht auf sich nehmen. Und diese Erwägung war es, die ihn dazu bestimmte, die Bewerbung des Erbprinzen um den spanischen Königsthron am 12. Juli 1870 feierlich zurückzuziehen, „um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen".

Einen Augenblick schien es, als ob dieser entscheidende Schritt in der That der Kriegsfurie Halt gebieten würde. Er rief allgemeines Erstaunen hervor, — sagen wir es frei heraus: nicht durchweg freudiger Art; ja eine gewisse Bestürzung. Denn inzwischen hatte sich das Maß der Erbitterung gegen Frankreich auch in Deutschland bis zum Ueberlaufen gefüllt, und das instinctive Gefühl, daß es zu einer Abrechnung kommen müsse, hatte sich der Menge bemächtigt. Man glaubte auch, daß nun die rechte Stunde gekommen sei; denn jetzt war das alleinige Unrecht auf Seiten Frankreichs, und da eine schließliche Auseinandersetzung unausbleiblich erschien, so war die allgemeine Stimmung dafür, lieber jetzt gleich loszuschlagen, als den unvermeidlich erscheinenden Krieg auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Man bedauerte es beinahe, daß Fürst Hohenzollern Frankreich den einzigen jämmerlichen Vorwand entzogen hatte; denn Niemand konnte daran zweifeln, daß Frankreich nun genöthigt sei, nachdem es prahlerisch den rasselnden Säbel halb gezückt, ihn wieder wüthend in die Scheide zurückzustoßen.

Aber es sollte anders kommen. Ein Vorwand zum Kriege war freilich

nicht mehr da; nun, so führte Frankreich eben den Krieg ohne Vorwand. Die Geschichte hat diese Thatsache verzeichnet; und daß der deutsch-französische Krieg den späteren Geschlechtern sich darstellt als ein meuchlerischer, durch nichts berechtigter Ueberfall Frankreichs, ohne irgendwelche mildernde Umstände, daß die erzwungene Abwehr Deutschlands in ihrer ungetrübten sittlichen Reinheit erscheint, das ist vor allem der maßvollen, gewissenhaften Haltung des Hohenzollernfürsten in dem kritischen Augenblicke der Entscheidung zuzuschreiben.

Der zweite Sohn des Fürsten, Karl, geboren 20. April 1839, wurde an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage 1867 zum Fürsten von Rumänien gewählt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen zog der Fürst in's Donauland, in dem vollen Bewußtsein, daß er dort zunächst mehr eine Cultur- als eine politische Aufgabe zu lösen habe. Seine Regierung hat sich gekennzeichnet als eine Epoche des Aufschwungs nach allen Richtungen. Er hat den Staat, soweit es eines Menschen Kraft gegeben ist, dem gewissenlosen Spiele ehrgeiziger Politiker zu entziehen gewußt und das von Parteiungen durchwühlte Land so gefestigt, daß die monarchische Ordnung, der man ursprünglich kaum die Frist eines Jahres gönnen mochte, in nunmehr achtzehn Jahren ihre Stetigkeit und Dauer erprobt hat. Sie hat sich zum festen Königthum herausgebildet, 26. März 1881, und die Großmächte haben, im Vertrauen auf die gesunde Weiterentwickelung der staatlichen Verhältnisse, das Königreich Rumänien anzuerkennen sich beeilt. Welche hervorragenden Verdienste sich König Karl um die Wehrkraft seines Landes erworben, hat der türkisch-russische Krieg gelehrt, in dem der staatskluge Fürst in einer höchst bedenklichen Lage sogleich das Richtige traf: er stieß mit seinem Heere zu den Russen und führte es trotz der russischen Eifersucht, die den tapfern Rumänen die blutigen Lorbeeren mißgönnte, zu glänzenden Waffenthaten, die die ruhmreichste Seite der neurumänischen Geschichte füllen. Seit dem 15. November 1869 ist König Karl mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied vermählt, einer reich begabten, feinfühligen Dichterin, die als „Carmen Sylva" die eigenartigen Klänge von den Karpathen ihres Königsreichs in das Land ihrer Geburt in tief empfundenen wohllautenden Versen hinüberträgt.

Der jüngste Sohn des Fürsten, Prinz Friedrich, geboren 25. Juni 1843, am 21. Juni 1879 mit Prinzessin Luise von Thurn und Taxis vermählt, ist augenblicklich mit der Führung der dritten Cavalleriebrigade beauftragt. Die jüngste Tochter, Marie, geboren am 17. November 1845, ist die Gemahlin des belgischen Prinzen Philipp Grafen von Flandern.

Das sind die Kinder, die am 21. October dem fürstlichen Elternpaare: der feinbesaiteten, durch wahre Herzensgüte ausgezeichneten und im Stillen die Werke der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit übenden Frau Fürstin Josephine und dem Fürsten Karl Anton ihre Glückwünsche darbringen werden. Der Fürst hat sich für seine dreiund-

ſiebzig Jahre eine erſtaunliche Friſche, Empfänglichkeit und Heiterkeit des Geiſtes bewahrt. Von ſeinen ſtillen Schlöſſern Krauchenwies und Weinburg, von ſeinem herrlich gelegenen und mit den wundervollſten Schätzen der Kunſt ganz gefüllten Stammſitze Sigmaringen, der freundlich und gebieteriſch zugleich auf die lachende Niederung der Donau herabblickt, folgt Fürſt Karl Anton mit regem Eifer, mit der lebendigen Theilnahme eines hochgebildeten, mit den Verhältniſſen und Perſönlichkeiten vertrauten, echt deutſchgeſinnten Mannes den Ereigniſſen unſerer bewegten Zeit. Er tauſcht ſeine Gedanken mündlich mit der einſichtsvollen Umgebung, die er ſich geſchaffen hat, und mit den Freunden und Verehrern, die ſeine herzliche Gaſtfreundſchaft genießen; er unterhält einen regen, inhaltlich bedeutſamen Briefwechſel mit einer großen Anzahl bedeutender Männer, arbeitet unermüdlich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, fördert Kunſt und Wiſſenſchaft und freut ſich des Schönen. Er lebt mit einem Worte ein ernſtes, volles und nützliches Leben.

Illustrirte Bibliographie.

Zur Geschichte des Kostüm-Fetzenpelzes.

Für deutsche Bibliothek. Jugendlust. Ein Buch für deutsche Mädchen. Mit vielen Original-Holzschnitten von H. Vogel, H. Heidecker u. M. Lange. Hamburg, Verlagsanstalt für deutsche Literatur, Wissenschaft und Geschichte. Hoppe, Heidecker und Lange.

Jahrbuch zum Kinderfreunde aus der Zeit und für deutsche Mädchen zur geselligen Unterhaltung. Herausgegeben von Ludwig Aurbacher. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Friedrich Volckmar.

Die illustrirungssucht Weihnachtszeit, welche fast jedem Jahrgange unserer Bibliographie ein Dutzend Bücher zuführt, die sich mit Bilderschmuck an die Kinderwelt wenden, hat uns diesmal zwei Bücher gebracht, die uns nicht wenig überrascht haben. Wir haben sie gelesen und durch und durch gelesen, und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß wir sie mit Vergnügen gelesen haben, so müssen wir doch anerkennen, daß sie interessant sind und daß wir auch für diese merkwürdigkeit und seltene sorg und für diese seltsamkeit unsere aufmerksamkeit nicht versagen können. Beide Bücher sind für Mädchen bestimmt, die gerade keine Kinder mehr sind, aber auch noch nicht ganz erwachsen sind, und wenn wir uns nicht irren, so sind sie auch für diese Altersstufe ausgezeichnet geeignet, sowohl in Bezug auf Inhalt, als auch in Bezug auf die Illustrationen. Wir wollen sie deshalb auch nicht weiter kritisiren, sondern nur einfach berichten, was sie enthalten.

Das Buch Deutsche Jugendlust" wird vielleicht durch die Beigabe von Illustrationen, welche sich in Bezug auf Ausführung und Geschmack nicht über das Niveau der Illustrationen unserer Familienblätter erheben, für manche Familien Reiz haben. Wer die Bilderschmuck der Kinderwelt durch gediegene und Geschmackvolle Illustrationen zu heben sucht, der wird sich durch dieses Buch nicht befriedigt fühlen. Es enthält Bilder, die sich auf Spiele, Sprüche, Lieder, Rätsel, Sagen, Märchen, Geschichten, Gedichte, Sprichwörter, Redensarten, Gebräuche, Feste, Trachten, Gewerbe, Wissenschaften, Künste, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Religion, Moral, Gesundheitslehre, Kochkunst, Landwirthschaft, Gartenbau, Thierzucht, Bienenzucht, Seidenbau, Weinbau, Forstwesen, Jagd, Fischerei, Bergbau, Hüttenwesen, Handel, Schiffahrt, Eisenbahnen, Telegraphen, Luftballons, Dampfmaschinen, Photographie, Stenographie, Buchdruckerkunst, Papierfabrikation, Buchbinderkunst, Schreibmaterialien, Schreibkunst, Lesen, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Musik, Tanz, Turnen, Fechten, Reiten, Fahren, Schwimmen, Eislaufen, Schlittschuhlaufen, Rudern, Segeln, Schießen, Fischen, Jagen, Vogelstellen, Reisen, Gesellschaft, Familienleben, Ehe, Kindererziehung, Kinderpflege, Kinderkrankheiten, Kinderkrankheiten, Kinderkrankheiten

Eine Kostbarkeit erbeuten. Es war ein Ding, vollgepackt von naturwissenschaftlichen Schätzen, Sammlungen, Bücher, Instrumente, Kleider, Waffen, Proviant, Munition, was ebenso wie Schiff und Mannschaft Eigentum Seiner Majestät Königlich Preußischen Marine wurde. Ein Ding, das Kapitän Hansen, der Kommandant der „Augusta“, besonders lieb war. Wenn er seinen alten, abgetragenen Rock, der ihm nicht mehr recht paßte, ansah, dann dachte er an die Kleider, die er sich in Yokohama machen lassen wollte, und an die Kleider, die er sich in Hongkong machen lassen wollte. Der Befehl, den Kapitän Zenker schickte, lautete: „Ich will Ihnen, Herr Kommandeur sagen, was Sie zu tun haben. Sie haben sich in Yokohama, Hongkong, Singapore, Batavia, Anjer, Kapstadt, Rio de Janeiro, Lissabon, Vigo, Plymouth und Ihre Heimat zu begeben.“ Ein Befehl, wonach Kapitän Hansen sich sehnte.

Die Kriegsfregatte „Augusta“ im Jahre 1860. Nach einem alten Holzschnitt.
Aus „Illustrirte Zeitung für deutsche Marinen“ (Leipzig, Verlagsbureau d. Herausgeber).

Zuletzt noch ein Blatt aus seiner Post zum Heimweh-Kinder. Wie heißen die Leute, mit denen Sie zu reisen, von wo aus? Ich weiß, Sie sind Ihnen schon Freund geworden, heißen, wie Hermann Otto Max und Hermann, Adolph Carl und Hermann Heinrich, Wilhelm Ernst und Hermann Friedrich, Hermann Theodor und Hermann Julius, Hermann Ludwig und Hermann Wilhelm, Hermann Richard und Hermann Gustav, Hermann Bernhard und Hermann Paul, Hermann Karl und Hermann Robert, Hermann Albert und Hermann Arthur, Hermann Oskar und Hermann Emil, Hermann Friedrich und Hermann Hugo, Hermann Alexander und Hermann Ferdinand, Hermann Heinrich und Hermann Hermann. Wenn Sie mit Ihrer Fregatte durch den Suez-Kanal gekommen, so kann ich Ihnen Ihre Reiseroute beschreiben, durch Port Said und Ismailia, passierend die Bitter Seen, Suezbusen, Rothes Meer, durch Bab el Mandeb, an Aden vor die Hafenstadt

Fig. 89. Kriegsrat. Aus der Handschrift des Flavius Josephus. Ende des 11. Jahrhunderts. Paris, Bibliothèque Nationale.

Ein Kriegsrat, wie er vor dem Beginn einer Schlacht abgehalten wurde, ist auf dieser Miniatur dargestellt. Der Feldherr sitzt auf einem Thron, vor ihm stehen seine Ratgeber, die ihm ihre Meinung sagen. Die Waffen, die sie tragen, sind die damaligen Waffen der Ritter.

die Stadt Susa, in welcher Alexander seine Vermählung mit Statira, der Tochter des Darius, feiern wollte, während gleichzeitig andere Prinzessinnen und vornehme Perserinnen mit seinen Generalen vermählt werden sollten. „Trompeten schmetterten," so schildert eine gleichzeitige Beschreibung dieses Fest, „ein feierlicher Marsch kündigte Alexanders nahen Einzug in Susas Thore an. Die Abgeordneten der besiegten Völker setzten sich in Bewegung. Jeder von ihnen erschien mit einem starken Gefolge. Es waren Meder, Scythen und Egypter. Prächtig war das Costüm der Anführer. An der Spitze der Meder stand Graf von Hardenberg, an der der Scythen Graf von Rostitz, an der der Egypter Graf von Münster. So zogen sie im Kreise herum und ordneten sich im Hintergrunde. Der Marsch war zu Ende. Die Musik ging in sanftere Töne über. Das Fest der Sonne zu feiern, erschienen feierlichen Zuges die Magier, den Oberpriester an ihrer Spitze. Sie trugen den Altar der Sonne und ordneten sich zum Opfer.

In ihrem ganzen Wesen war die Erhebung der Religion ausgedrückt. Feierlicher Ernst ruhte auf allen Gesichtern. So erwarteten sie Statiras Ankunft. Sie erschien, mit der Würde der Majestät und der unwiderstehlichen Anmuth der Göttin der Liebe in einem höchst zarten, weißen Gewande, begleitet von Prinzessinnen und edlen Frauen, neben ihr ging eine ihrer Schwestern, die Opferschale in der Hand. Alle umkreisten den Altar. Der Opferpriester verrichtete ein Gebet an die Sonne. Statira kniete voll Andacht am Altar nieder, erhob sich, flehte noch einmal mit ausgebreiteten Armen um Erfüllung heißer Wünsche, ließ sich die Opferschale reichen und vollendete das Opfer durch drei Mal wiederholte Ausgießung in das heilige Feuer. Ein sanftes Adagio begleitete diese Handlung, welche, heilige Schauder wirkend, die ganze Zauberkraft der Mystik mit sich führte. Die Handlung dauerte fort, bis eine plötzlich einfallende kriegerische Musik sie unterbrach. Betroffen standen die Priester da, die Frauen verschleierten sich wieder. In ihrer Stellung malte sich freudige Erwartung. Nicht lange; ein Herold trat ein und verkündigte durch eine Bewegung mit seinem Stabe die Ankunft des Herrn. Unmittelbar darauf erschien Alexander (Prinz Heinrich) selbst, an seiner Seite sein Freund Hephästion (Prinz Ludwig); hinter ihnen paarweise Satrapen und befreundete Fürsten, geführt von macedonischen Generalen. Die unbeschreibliche Pracht der Costüme machte diesen Aufzug höchst glänzend. Allmählich näherte sich Alexander der Statira. Sie will sich vor dem Sieger demüthigen, allein er eilt ihr zuvor und erwählt sie durch Darreichung seiner Hand zur Gemahlin. Die Vereinigung der Heldengröße mit der Schönheit war die Spitze der Darstellung und dieser Moment der herrlichste der ganzen Ballade. Da wird diese Scene durch die Ankunft eines Herolds unterbrochen, welcher die Nähe des Nearchus anzeigt. Ihn hatte Alexander in den Gewässern Indiens zurückgelassen, um Inseln und Küstenlande zu unterjochen. Sein Geschäft war mit macedonischer Eile vollendet worden, und nun überraschte er seinen König und Freund durch seine unerwartete Ankunft. Bald nach der Erscheinung des Herolds trat er (Prinz Wilhelm) mit einem Gefolge von vier Schiffshauptleuten und einer Reihe von vornehmen Gefangenen auf, unter ihnen ein indischer Fürst (Prinz Karl von Mecklenburg). Mit Handschlag und Umarmung empfing ihn sein königlicher Freund, stellte ihn sodann Statiren vor und vereinigte ihn zuletzt mit einer der schönsten und edelsten Perserinnen. Die Gefangenen wurden Statirens Antheil, allein sie eilte, ihre Fesseln zu lösen, und ihre Frauen halfen ihr dabei. Alle Helden ordneten sich zu Paaren mit den persischen Frauen." Ein Tanz beschloß dieses Spiel.

Unter diesen und ähnlichen Eindrücken wuchs Prinz Wilhelm, der zweitgeborene Sohn des königlichen Paares, auf. Schweren Kummer bereitete er seiner Mutter wegen seines Gesundheitszustandes; denn er war schwächlich zur Welt gekommen, kränkelte öfters und blieb infolge dessen auch im Wachsthum zurück. Deshalb überwachte auch die Mutter mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die Pflege ihres Lieblings und ließ ihn auch zu Anfang beim Unterricht mehr schonen als Bruder Fritz. Prinz

Wilhelm zeigte schon in frühester Jugend eine Neigung für den Soldatenstand. Während der ältere Bruder schon als Knabe sich gern mit Landkarten und Kupferstichen zu schaffen machte, deuteten Wilhelms kindliche Spiele auf eine militärische Befähi-

Prinz Wilhelm in der Schlacht bei Par-sur-Aube.
Aus „Gartner: Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit". Leipzig. Gregner u. Schramm.

gung hin. Deshalb zeigen ihn auch alle Bilder aus der frühen Jugendzeit mit einem Fähnlein oder einem Säbel in der Hand. Als Prinz Wilhelm 7 Jahr alt war, überraschte der König seine Gattin dadurch, daß er ihr den Prinzen in Uniform vorstellte Prinz Wilhelm erhielt eine Husaren-Uniform, zwei Jahre später eine Ulanen-Uniform,

Der Markstein in seiner jetzigen Gestalt.
Der Aufgang des Rathhauses (Gegenseite). Photogr. Aufnahme v. Wehrmann.

außerordentlich starken Verkehr. Als Sagan im Jahre 1427, in welchem König Sigismund hier weilte, von den Hussiten belagert wurde, mußte es sich, da es nicht mehr allen Bedürfnissen der Belagerten mit Geld aushelfen konnte, der Münze, d. h. Münzen verschlechtern, bedienen, um Mittel für die Vertheidigung zu erhalten. Es wurden damals Groschen geschlagen, welche nur 1/2 Loth Silber enthielten, während sie 1 Loth enthalten sollten, so daß sie weniger als die Hälfte ihres Werthes ausmachten. Ein solches Geldstück, das Sagan 1427 prägte, ist in seiner Art von hohem Interesse. Es zeigt auf der Vorderseite den Saganer Adler, auf der Rückseite die Inschrift: Moneta Zagan. Ein Exemplar dieses Geldstückes befindet sich im Besitze des Herrn Rentier Schmidt hierselbst. Ferner ist bemerkenswerth, daß Sagan 1427 Groschen prägte, welche auf der Vorderseite den Saganer Adler, auf der Rückseite das Wappen von Böhmen zeigten. Ein Exemplar dieser Münze

Bird, and the Lesser Spotted Woodpecker, which is rather smaller, and has the red on the head confined to the crown. The Green Woodpecker, or Yaffle, is a bird of a different kind, and is found in the open country, where it feeds on the ground, and not on trees. It is a handsome bird, with green plumage, and a red crown, and is very shy. The Wryneck is a bird of the same kind, and is found in the same places. It is a small bird, with a long tail, and a curious habit of twisting its head round when it is alarmed. The Nuthatch is a bird of the same kind, and is found in the same places. It is a small bird, with a long bill, and a habit of hammering nuts with it. The Treecreeper is a bird of the same kind, and is found in the same places. It is a small bird, with a long bill, and a habit of creeping up trees.

THE GREEN WOODPECKER.

Kunstübende Frauen.

Kunstübende Frauen. Von J. E. Wessely. Leipzig, Bruno Lemme.

Trotz des Arioſt'ſchen Wortes: „Die Frauen hatten hohen Ruf erworben in jeder Kunſt, die ſie mit Fleiß gepflegt," haben die Frauen doch nie unter den Künſtlern eine hervorragende Stellung eingenommen. Von der großen Zahl derjenigen, die ſich überhaupt der Kunſt gewidmet haben, können nur wenige in den Wettſtreit mit ihren männlichen Genoſſen eintreten. Allerdings kennen wir nur ſehr wenige, denn beſonders das Mittelalter, das uns wohl Werke von Frauenhand aufbewahrt hat, berichtet uns über die Urheber derſelben wenig, oft nur den Namen.

So nennt uns die Geſchichte die Schweſter der beiden van Eycks, die um das Jahr 1400 gelebt hat. Sie ſoll Miniaturen geliefert haben. So wird auch die Tochter des Straßburger Münſter-Baumeiſters, Sabina von Steinbach, als Bildhauerin gerühmt, von ihren Lebensſchickſalen weiß man gar nichts und die Statuen der Maria und der zwölf Apoſtel im Portal der Südſeite des Domes dürfen noch immer nicht mit Beſtimmtheit als ihr Werk bezeichnet werden.

Bei den romaniſchen Völkern ſcheint die Befähigung der Frauen zu künſtleriſcher Thätigkeit größer geweſen zu ſein. Dementſprechend iſt auch die Reihe der italieniſchen und franzöſiſchen Künſtlerinnen, deren Lebensſchickſale und Werke Weſſely in ſeinem Buche darſtellt, eine bei weitem größere. In Italien kann das nicht Wunder nehmen, denn ähnlich wie zu gewiſſen Zeiten die Anfertigung eines Sonetts ſo zu ſagen ein Beſtandtheil der allgemeinen Bildung war, erforderte es der feine Ton, auch Zeichenſtift und Pinſel zu handhaben. Wo nun Talent und Liebe zur Sache der Erziehung zu Hilfe kamen, konnte natürlich ein Erfolg nicht ausbleiben.

In Frankreich kennt die Kunſtgeſchichte hunderte von Namen, aber auch hier wieder fehlen die näheren Angaben über Lebensverhältniſſe und Kunſtentwickelung. Kaum daß von einigen der Künſtlerinnen einzelne Werke genannt werden, die ein Urtheil über dieſelben ermöglichen. Es liegt in den ſocialen Verhältniſſen der Pariſer Welt, daß die Frauen frühzeitig durch irgend eine Beſchäftigung ſich eine Exiſtenz ſchaffen, und ſo iſt ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunſt ebenfalls meiſt hervorgerufen durch das Bedürfniß des Lebens. Eine Erſcheinung, die nicht auffallen kann, iſt die, daß die meiſten Künſtlerinnen Töchter, Schweſtern oder Frauen von Künſtlern waren, und es darf nicht befremden, daß der Charakter ihrer Kunſt jenem ihrer männlichen Verwandten oft bis zur Verwechslung gleich iſt. Die Frauen beſitzen eben nicht die Kraft und die künſtleriſche Energie, eigene Wege zu wandeln, und ſchließen ſich inſtinctiv ihren Vorbildern an.

England beſitzt nur wenige ausgezeichnete Künſtler; es hat aber von je die Kunſt begünſtigt, Kunſtwerke aller Epochen und Länder angekauft und fremdländiſchen Künſtlern freundliche Aufnahme gewährt. Auch in England gehört es in höheren Geſellſchaftskreiſen zur Erziehung, ſich in der Kunſt der Malerei zu üben. Wem wäre nicht bekannt, daß auch die engliſche Königin Victoria ausübende Künſtlerin iſt, wie auch ihre Tochter, die deutſche Kronprinzeſſin. Von deutſchen Künſtlerinnen des Mittelalters kennen wir nur ſehr wenige, aber man erwäge, daß auch ſelten Namen männlicher Künſtler genannt werden. In den Klöſtern arbeitete ſo manches männliche und weibliche Talent in beſcheidener Verborgenheit, lediglich zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung ſeiner Kirche. In den Sammlungen unſrer kunſtgewerblichen Muſeen finden ſich Meßgewänder, Antependien, Teppiche mit figürlichen Darſtellungen geſtickt. Da viele dieſer Arbeiten aus Nonnenklöſtern ſtammen, hat man wohl ein Recht, ſie als das Werk der Ordensſchweſtern zu betrachten. Wir finden nun bei dieſen Kunſtſtickereien auf grober Leinwand die Umriſſe der Zeichnung angegeben, die Stickerei iſt

dann darüber mit Wollfäden in Langstich ausgeführt. Die Zeichnung wird wohl auch das Werk der Nonnen gewesen sein.

Stehen nun die deutschen Künstlerinnen auch an Zahl denen anderer Nationen nach, so befindet sich doch gerade unter ihnen ein hervorragendes Talent, eine Künstlerin, die ihren männlichen Collegen in nichts nachsteht: Maria Angelica Kaufmann.

Die Anzahl ihrer Bilder ist sehr groß, obwohl man sie in öffentlichen Sammlungen nur selten antrifft. In den Uffizien zu Florenz befindet sich ihr Eigenbildniß, in dem sich ihre sanfte Natur klar ausspricht; Dresden besitzt neben der „verlassenen Ariadne" die „verschleierte Vestalin", die durch mehr oder weniger gelungene Nachbildung in den weitesten Kreisen bekannt ist. Angelica Kaufmann hat auch radirt. Wir besitzen 36 Blätter von ihr. Die meisten dieser Radirungen sind in London entstanden, an dem Orte, wo die sympathische Künstlerin von einem abenteuernden Schurken um ihr Lebensglück betrogen wurde.

In jüngerer Zeit ist die Theilnahme der Frauen an der Kunstthätigkeit in Deutschland der Zahl nach eine bedeutendere denn je, aber nur wenige sind es, die sich über Durchschnittsleistungen erheben, wenige, die, wie die jüngst verstorbene Elisabeth Jerichau-Baumann, mit einem kräftigen, männlichen Geiste Talent und Begeisterung für die Kunst verbinden. Wessely schildert das Leben und Wirken von 36 Künstlerinnen und giebt gut gewählte Abbildungen von ihren Werken. Sowohl die Zusammenstellung an sich, wie die thatsächlichen Mittheilungen und die ästhetische Betrachtung der Kunstwerke verdienen vollen Beifall. Zu rügen ist an dem Buche Wesselys der etwas flache und nachlässige Styl. Wenn der Verfasser diesen Mangel seines Buches heben wollte, so gewännen wir an den „kunstübenden Frauen" ein Werk, das nicht blos für die Frauenwelt seinen Werth hätte. R. L.

Bibliographische Notizen.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaedertz. Berlin. A. Hofmann u. Co. 2 Bde.

Gaedertz hat durch einen glücklichen Fund ein schier unermeßliches Material zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels, das meiste davon bezieht sich auf Hamburg, gefunden. In keiner andern Stadt hat das niederdeutsche Drama eine Stätte gehabt, wie in dem schaulustigen Hamburg. Hier sind alle Vorbedingungen noch vorhanden, die alten eigenartigen Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, die merkwürdigen Feste, die alten Besonderheiten der Stände, die mannigfaltigen Trachten, das abwechselungsreiche Straßen-, Markt- und Hafenleben — für den Volksdichter eine unerschöpfliche Quelle der verschiedensten Stoffe, Momente und Charaktertypen. Mit dem 15. Jahrhundert beginnend, führt der Verfasser (im ersten Bande: das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit) uns bis zur Zeit der Hamburgischen Oper unter der Wirksamkeit Lessings fort und von da zu Ekhof, unter dem die Hamburger Bühne ihre höchste Entfaltung zeigt. Er flicht in seine Darstellung Scenen und Inhaltsangaben ein, die neben der Belebung der Darstellung auch den großen Vortheil haben, uns bald mit der Sache selbst bekannt zu machen, deren historische und ästhetische Werthschätzung Gaedertz bietet. Der 2. Band behandelt die plattdeutsche Comödie im 19. Jahrhundert. Die Vorgeschichte des Steinstraßen-Theaters, die Wirksamkeit Bärmanns und seiner Nachfolger, die Localposse, Maurice, ferner Carl Schultze und die plattdeutsche Comödie der Gegenwart, endlich die letzten Jahre der plattdeutschen Comödie, und erörtert zum Schluß

die Frage, ob die plattdeutsche Comödie wohl noch eine Zukunft habe. Der Verfasser scheint es schmerzlich zu empfinden, daß die plattdeutsche Komödie keine dauernde, sichere Stätte mehr habe, und man wird in richtiger Schätzung des Einflusses, den eine Volksbühne auf die Entwickelung des Geschmacks und der Gesittung des Volks haben kann, mit ihm diesen Verlust bedauern. Gaedertz' Buch ist außerordentlich reichhaltig und bringt des Neuen ungewöhnlich viel. Allein die Bearbeitung dieses schönen reichen Stoffes hätte eine systematischere sein müssen. Eine etwas gedrängtere und weniger plauderhafte Darstellung wäre dem Buche sehr zu statten gekommen, das auch bei diesen Mängeln noch einen großen Werth behält. rl.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. vollständig umgearbeitete Auflage mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. F. A. Brockhaus. Leipzig, Berlin, Wien.

Mit dem 8. Bande liegt uns die Hälfte dieser völlig umgearbeiteten 13. Auflage vor. Sie nennt sich mit Recht so, denn der Leser findet, er mag suchen, wo er will, überall die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft verwerthet, überall die Daten bis in die allerjüngste Zeit hinauf geführt. Auch in den Abbildungen und Karten ist ein großer Fortschritt sichtbar. Die neue Auflage des alten Brockhaus beweist, daß dieses erste deutsche Conversationslexikon trotz der großen Concurrenz-Unternehmungen noch immer seinen Platz würdig behauptet.

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. A. Hartleben, Wien, Pest und Leipzig.

Dieses schön ausgestattete, mit prächtigen Farbenbildern gezierte Buch, dessen erste Lieferung uns vorliegt, will weder ausschließlich eine populäre Oceanographie, noch vorwiegend naturwissenschaftlich oder rein geographisch, sondern dies Alles zusammen sein. Von den physikalischen Verhältnissen des Meeres ausgehend, im weiteren Verlaufe die großartigen Erscheinungen der Land- und Inselbildung berührend, soll das Werk die Kette ausführlicher geographischer Küstenschilderungen mit dem reichen organischen Leben der Oceane verbinden und hierdurch das fast unerschöpfliche Thema des „Lebens auf dem Meere" in allen Zonen bildlich und textlich dem Leser vermitteln. Gestattet auch eine Lieferung kein Urtheil darüber, ob es dem Verfasser gelungen ist, die vorgezeichnete Aufgabe vollkommen zu lösen, so beweist sie doch unzweifelhaft seine Befähigung dazu und — wir dürfen erwarten, daß er die Hoffnungen des Publikums vollauf befriedigen wird. ar.

Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von Alfred Friedmann. Wien, Hugo Engel.

Der leitende Gedanke zur Herausgabe dieser Bibliothek verdient gewiß Anerkennung. Für einen billigen Preis ein schön ausgestattetes, gut gebundenes Buch mit gutem Inhalt zu liefern, ist ein Streben, das von Seiten des Publikums unterstützt werden müßte. Die ersten 10 Bändchen der „Bibliothek für Ost und West", die uns vorliegen, entsprechen meist diesem Bestreben. Der 1. Band bietet Wiener Genrebilder von V. Chiavacci „Aus dem Kleinleben der Großstadt", humorvolle, ergötzliche Schilderungen von allgemeinem Interesse. Der „Novellenkranz" von E. von Bauernfeld (Bd. 2) verspricht nicht ganz, was wir von dem Autor erwarten. Dafür entschädigt Bd. 3, „Ausgewählte Pariser Briefe" von Max Nordau, vollauf. Nordau ist ein geistreicher Beobachter, ein vorzüglicher Stylist, und ein vielseitig und gründlich gebildeter Mann. Er ist — was heute selten — auf vielen Gebieten wohl zu Hause und versteht den Gegenstand, den er zur Darstellung wählt, immer von der richtigen Seite anzufassen. Aufsätze wie „Mathilde Heine", „Ein Attentat auf

Goethe", um nur weniges aus der Sammlung zu citiren, bringen trotz der ſo häufigen Behandlung des Stoffes immer noch etwas Neues, und das, wie geſagt, in ſchönſter Form. Band 4 und 5 enthalten „Daniela", einen Roman von Joſef Weilen, „Unterwegs" von Johannes Nordmann, Bd. 6 eine hervorragende Novellette von Julius von der Traun, „Die Aebtiſſin von Buchau". Ferdinand Groß „Blätter im Wind" (Bd. 7) laſſen allzuſehr fühlen, wie viel geiſtreiche Feuilletons, auf die Wirkung des Augenblicks berechnet, einbüßen, ſobald ſie in der anſpruchsvollen Form des Buches auftreten. „Neue Lebensmärchen" von Alfred Friedmann, dem Herausgeber (Bd. 8), zwar nicht alle gleichwerthig, zeigen unzweifelhaft ein tüchtiges Talent für die Erzählung. Emil Marriots „Der geiſtliche Tod", Erzählung aus dem katholiſchen Prieſterſtande (Bd. 9), und „Vor fünfzig Jahren" von Emmerich Manzoni (Bd. 10), drei Erzählungen, welchen die Zeit der Handlung — „vor nahezu einem halben Jahrhundert" — gemeinſam iſt, befriedigen weniger. Bd. 11 „Eine Wienerin in Paris" von Clara Schreiber, mit einer ſehr ſchönen Vorrede von Ferd. Groß, bietet Schilderungen, die das beſondere Intereſſe der Damen erregen werden. Sie ſind mit Sachkenntniß und Geſchmack geſchrieben. Wenn die „Bibliothek" die Mängel, die ihr anhaften, zu beſeitigen bemüht ſein wird, darf ſie hoffen, daß die Theilnahme des Publikums, die ſie ſo ſchnell gewonnen, ſich immer ſteigern wird. Wir wünſchen das ſchon darum, weil wir in der „Bibliothek für Oſt und Weſt" einen von den vielen Vorkämpfern des Bücherkaufs in dem heftigen Kampfe gegen die Leih-Bibliotheken ſehen. rl.

Die Kunſt des Vortrags. Von Emil Palleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.

Das Titelblatt bezeichnet dieſe zweite Auflage als ſechſtes bis zehntes Tauſend, ein Beweis, wie ſehr des verſtorbenen Palleske intereſſantes Buch vom Publikum gewürdigt wird. Und das Publikum hat das richtige Urtheil gefällt. Palleskes Kunſt des Vortrages iſt kein methodiſches Lehrbuch, nichtsdeſtoweniger aber ein ſehr belehrendes Buch. Die Erfahrung und vielſeitige Bildung Palleskes machen ihn zu einem vorzüglichen Lehrer, der nicht nöthig hat, die gewöhnlichen Wege des Unterrichtenden zu gehen. Sein Buch iſt für Jedermann geſchrieben, indem es die Technik des Sprechens behandelt, die Bildung und Schulung aller Organe, die zum Vortrag nöthig ſind. Es iſt auf dieſe Weiſe nicht blos ein Handbuch für Männer des öffentlichen Lebens, wie Richter, Anwälte, Pfarrer, Lehrer, Parlaments- und Volksredner, Schauſpieler u. ſ. w., ſondern auch für Dilettanten und ſolche, die an organiſchen, durch Uebung zu beſeitigenden Fehlern leiden, wie z. B. Stotterer. Eine Empfehlung braucht Palleskes „Kunſt des Vortrags" nicht mehr.

fd.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Beſprechung eingegangene Bücher.

Alexander, Gottfried, Haſs und Liebe. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze. — Socialiſten. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

Anzinger, Peter, Es ſeit si' nix! Oberbayeriſche Gedichte. Mit zwölf Illuſtrationen. München, Caesar Fritſch.

Beeg, Marie, Erträumte Märchen. Erzählt und illuſtrirt von Marie Beeg. Leipzig, C. Twietmeyer.

Bergner, Rudolf, Volksbibliothek für Kunſt und Wiſſenſchaft. No. 1. Die deutſche Lyrik der Gegenwart. Eine Anthologie. Zuſammengeſtellt von Fritz Lemmermayer. No. 2. Friedrich der Groſſe. Abhandlung über den Krieg und Reflexionen über die militäriſchen Talente und über den Charakter Karls XII. Leipzig, Hermann Brückner.

Blume, Dr. Th., Der Zukunfts-Staat und die Löſung der ſocialen Frage. Hannover, Carl Meyer (Guſtav Prior).

Blüthgen, Victor, Der Prouſſe. Erzählung. Berlin, Albert Goldſchmidt.

Bolm, Auguſt, Zum Verſtändniss der Lage und des Betriebes des Buchhandels. Berlin, Auguſt Bolm.

Büchner, Prof. Ludwig, Der Fortſchritt in Natur und Geſchichte im Lichte der Darwin'ſchen Theorie. Stuttgart, E. Schweizerbart (C. Koch).

Corleis, F., Frithjof, Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Altona, Hermann Uflacker (Bollmann & Koppoll).

Druskowitz, Dr. H., Drei englische Dichterinnen. Berlin, Robert Oppenheim.

Elbe, A. v. d., Aref der Hindu. Roman. Freiburg i. B., Kiepert u. von Bolschwing. 2. Bde.

Eschstrutt, Nataly von, Die Ordre des Grafen von Guise. Schauspiel in 1 Act. Berlin, G. R. Kruse.

Farina, Salvatore, Mein Sohn. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.

Götzinger, Dr. E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Zweite vollst. umgearbeitete, vermehrte und illustrirte Auflage. Leipzig, Waldemar Urban. Heft 2—12.

Gärtner, Max Hermann, Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit. Mit vielen Original-Zeichnungen von H. Lüders, A. Reinheimer u. A., sowie Nachbildungen gleichzeitiger Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte. Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 1—5.

Gaspary, Dr. Adolf, (Geschichte der Literatur der Europäischen Völker. Band IV.) Geschichte der italienischen Literatur. Erster Band. Berlin, Robert Oppenheim.

Gawalowski, Carl W., Egerberg. Eine Novelle in Versen. Eger, A. E. Witz.

Gloatz, Paul, Speculative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. Erster Band. Zweite Hälfte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Pracht-Ausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen. Leipzig, J. G. Bachs Verlag. Lief. 15—24.

Heyse, Paul und **Laistner**, Ludwig, Neuer deutscher Novellenschatz. München und Leipzig, R. Oldenbourg. Band 4. Reden oder Schweigen? von Otto Ludwig aus Reichenbach (E. von Puttkammer). Bezauberte Welt von Ludwig Laistner. — Band 5. Die Schule der Welt von Franz Lingelstedt. Grete Minde von Theodor Fontane.

Hinüber, August, Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie. Leipzig, Otto Wigand.

Jacobsen, Capitain Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881—1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten nach Photographien aus den im Königl. Museum zu Berlin befindlichen ethnographischen Gegenständen. Leipzig, Max Spohr.

Jensen, Wilhelm, Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. 3 Bde. — I. Dietwald Wernerkin (14. Jahrhundert). — II. Osmund Wernerkin (15. Jahrhundert). — III. Dietwald Werneken (16. Jahrhundert). Freiburg i. B., Kiepert u. von Bolschwing.

Kochs, Dr. W., Ein neues Fleischpepton, Nährmittel und Genussmittel für Kranke und Gesunde. Mit 7 Tafeln. Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

Kraus, Conrad, Castilia. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. Mainz, Franz Kirchheim.

Kunstgewerbe, Das K. in Frauenhand herausgegeben von C. von Braunmühl. Leipzig, Ernst Heitmann. Heft 1.

Lomnitz, Alexis, Flocken. Gedichte Breslau, Preuss & Jünger.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, P. Halm, W. Kraoskopf, L. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Würnle u. A. und zahlreichen Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn. Lief. XXIV. XXV.

Mauerhof, Emil, Zur Idee des Faust. Leipzig, Otto Wigand.

Mücke, Dr. A., Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI. König Philipp und Otto IV. von Braunschweig. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Noorden, Carl von, Historische Vorträge. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Maurenbecher. Mit dem Portrait C. von Noordens in Lichtdruck. Leipzig, Duncker & Humblot.

Olpp, Angra Pequena und Gross-Nama-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung, kurz geschildert von Johannes Olpp. Rheinischer Missionär. Mit einem Vorworte von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Herero- und Nama-Landes. Elberfeld, B. L. Friedrichs.

Rasmussen, Sara, Klöppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spitzenklöppeln. Mit 10 Phototypien, 2 lith. Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Kopenhagen, Andr. Fred. Höst & Sohn.

Revue Internationale, sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome III livr. VI. Tome IV. livr. I. II. Florence.

Simson, James, The social emancipation of the gipsies. New York, Thomas R. Knox & Co.

Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 2 Bde.

Thedon, Dietrich, Für's Kind. Leipzig, C. Twietmeyer.

Strassburger, B., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten. Stuttgart, Levy & Müller. Lief. 1.

Taylor, Bayard, Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Zweite Auflage. Leipzig, S. Glogau & Co.

— Geistesheroen Deutschlands und Englands. Literarische Studien. Zweite Auflage. Leipzig, S. Glogau & Co.

Von Pol zu Pol, Internationale Revue für das geistige Leben aller Nationen. her. von A. Brehmer. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Waldenmüller, Anna, Schildheiss. Eine deutsche Sage in sieben Gesängen. St. Gallen. Schweizer Verlagsanstalt.

Wiedemann, A., Aegyptische Geschichte. 2. Theil. Von dem Tode Tutmes III. bis auf Alexander den Grossen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Zoozmann, Richard, Lieder, Romanzen und Balladen. Berlin, C. Neuenhahn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	44,50 R.
Schlossbrunn. .	44,60 R.
Theresienbrunn .	48,30 R.
Neubrunn . .	49,30 R.
Marktbrunn .	39,00 R.
Russ. Kronquelle	28,90 R.
Felsenquelle .	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

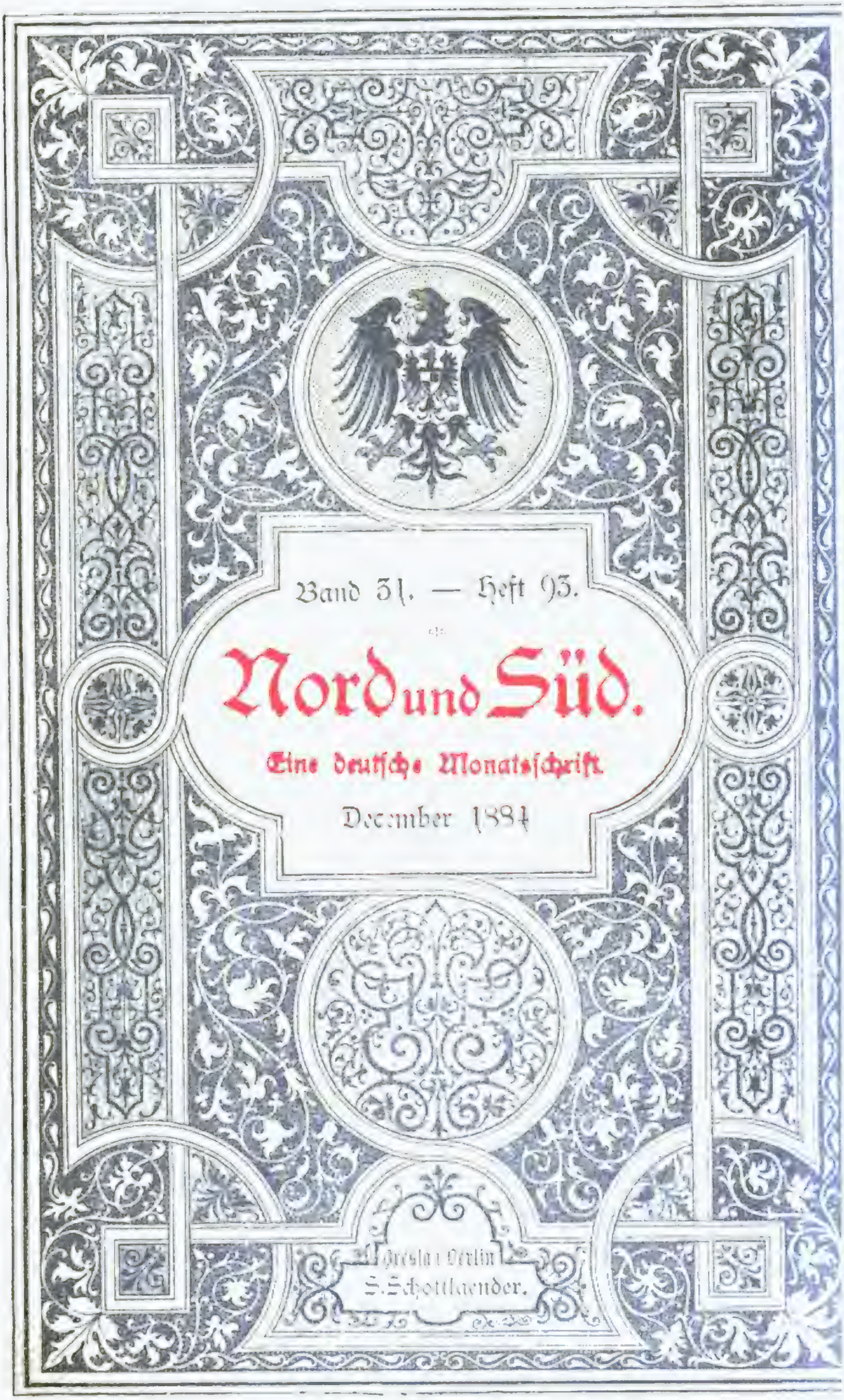
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürliches
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

APOLLINARIS
Quelle
Apollinaris
Apollinaris
Apollinaris



Expedition in Berlin: SW. Jerusalemerstraße 45 (dicht am Dönhofsplatz.)

December 1884.

Inhalt:

Seite

M. Corvus in Leipzig.
Der Professor 301

Udo Brachvogel in New-York.
Carl Schurz 334

Adolf Böttticher in Berlin.
Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos 351

Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.
Darwinismus in der Völkerentwickelung 367

Fr. Kreyssig.
Thiers und seine Zeit 378

A. Schneegans in Messina.
Sirenengold 394

Paul Lindau in Berlin.
Ein neuer Roman von Oscar von Redwitz: Hans Wartenberg ... 416

Bibliographie 425

Friedrich von Hellwald, Frankreich in Wort und Bild. — Elise Orzeszko, Meier Ezofowicz. — Angra Pequena und Groß-Nama-Land.

Bibliographische Notizen 437
Bibliographische Notizen für den Weihnachtstisch 439

Hierzu ein Portrait von Carl Schurz. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Eßlermann, Ls., in Dresden. (Deutsche Lyrik der Gegenwart.)
Hesenius, Herm., in Halle a. S. („Festgeschenke".)
Grote, H., in Berlin. (Allgemeine Weltgeschichte.)
Institut, Bibliograph., in Leipzig. (Brehms Thierleben.)
Krabbe, Carl, in Stuttgart. (Palleske, Kunst des Vortrags.)
Krieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. (Weber's „Demokritos.")
Schottlaender, F., in Breslau. (Drei-Mark-Bibliothek.)
Soennecken, F., in Bonn. (Rundschriftfedern etc.)
Staackmann, L., in Leipzig. (Spielhagen's Werke.)
Titze, Adolf, in Leipzig. (Vornehmste Festgeschenke.)

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXI (October bis December 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV. XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92.
zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXI. (October bis December 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV. XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.
zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Druck von J. Schmidbauer in Innsbruck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — December 1884. — 93. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jacob von Falke.)

1884.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Professor.

Novelle

von

M. Corbus.

— Leipzig. —

Er kam aus der Universität, wo er seine Morgenvorlesung gehalten hatte. Ein lauer Wind wehte über den weiten Platz und trieb die Staubwölkchen vor sich her, die Mittagssonne lag warm auf den breiten Steinfliesen längs den Häusern hin, junge Mädchen mit weißen flatternden Schleiern trugen die frischen Frühlingsanzüge zur Schau, wie Schmetterlinge, welche sich im ersten warmen Sonnenstrahl entpuppten, vor dem Kaffeehaus saßen an kleinen Tischen wieder einmal Gäste, welche, von der milden Luft herausgelockt, sich hier sonnten und die Vorübergehenden musterten, und an der Straßenecke, wo Wagen aller Art sich kreuzen und durcheinander rasseln, die schrillen Pfeifentöne das Nahen der Pferdebahnwagen ankünden, ambulante Verkäufer ihre Waaren ausrufen und das tolle Durcheinander der verschiedensten Laute den Fußgänger betäubt und verwirrt, da hielt ihm die Blumenverkäuferin ein Körbchen mit Veilchen entgegen, während ihre anpreisende Stimme in dem allgemeinen Lärm verhallte, und ein kleiner Knabe neben ihr streckte bittend die ersten Sträuße Märzglöckchen empor.

„Märzglöckchen!“ rief der Professor überrascht aus und blieb stehen. Ein frohes Lächeln leuchtete auf seinem ernsten, gedankenverlorenen Gesicht auf und machte es äußerst anziehend. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf etwas, und blickte dann empor zu dem lichten Himmel mit den leichten Frühlingswölkchen.

„Ja wahrlich, es will Frühling werden,“ sagte er zu sich. „Und wie? Besinne ich mich recht, so ist doch heute der achtundzwanzigste März.

Daß ich das vergeſſen konnte — vor einem Jahre war er doch mein Trauungstag!"

Und er kaufte alle Veilchen im Körbchen, alle Märzglöckchen des Knaben auf, ließ ſie zuſammenbinden zu einem großen Strauß, und ſorgſam mit Papier umhüllt, trug er ſeinen duftenden Schatz mit ſich fort. Dabei überdachte er in freudiger Bewegung, welches Wunder es doch ſei, daß heute vor einem Jahre er, der ſtille, in ſich zurückgezogene, mit Menſchen ſo unbeholfene Mann, eine ſo liebliche junge Frau gewinnen konnte. Aber freilich, wenn ſein Freund, Doctor Hellmuth, ihn nicht darauf gebracht und ihm dazu verholfen hätte, wäre er wohl nie zu dieſem Glück gekommen, ſondern noch immer der einſame, abgeſchloſſen lebende Gelehrte, welcher er ſonſt geweſen. Damals war ſeine Wiſſenſchaft ihm das größte Glück, ſo daß er nach keinem andern verlangte, kein weiteres zu bedürfen meinte, die alten Klaſſiker ſeine Freude und ſein ſteter Verkehr. Und weil er nie etwas von ſeinem ſtill innerlichen Empfinden aus der verſchloſſenen Bruſt heraus an das Sonnenlicht treten ließ, war er in Aller Augen mit ſeinem zurückhaltenden Weſen zum alten Mann geworden, ohne es doch in Wirklichkeit mit vierzig Jahren ſchon zu ſein. Keiner ahnte etwas davon, wie friſch es in ſeiner Bruſt pulſirte, wie innig er die Menſchen, die Natur, die Welt liebte, ſich täglich, ſtündlich daran erfreute und ſich als einen der glücklichſten Erdgeborenen empfand

Und da war zu dem ſtillen Befriedigtſein in ſeiner Bruſt noch das allergrößte Glück hinzugekommen: ſein Weib, ſeine Anna! Er lächelte vor ſich hin, als er jetzt daran dachte, wie er erſt voll Schreck war und nicht wußte, was beginnen, als ſein Jugendfreund, der Landprediger Braun, ſtarb und ihn für ſeine ſchon mutterloſe achtzehnjährige Tochter zum Vormund und Beſchützer ernannt hatte. Aber Freund Hellmuth wußte Hilfe und Rath. Er nahm Anna vorerſt in ſein Haus, denn er war ſchon längere Zeit verheirathet. Sie ſollte ſich nun eine Stellung ſuchen; Du lieber Himmel, aber welche? Auf dem Lande erzogen, reichten ihre Kenntniſſe für eine Lehrerin nicht aus; als Geſellſchafterin war ſie zu jung, als Gehilfin im Hauſe zu ſchön — überall wurde ſie abgewieſen, keine Dame mochte ſie nehmen. Ja, wie war ſie aber auch ſchön, alle Andern neben ſich verdunkelnd! Es hatte ihn ordentlich verwirrt, ihm faſt den Athem benommen, wenn ſie vor ihm ſtand und mit den großen blauen, ſtrahlenden Augen ihn anſah, dieſen lebensfrohen Augen, die heiß und verlangend in die Welt blickten, als ſuchten ſie nach dem Glück, das ihr werden müſſe. Und wenn er in ſeiner Befangenheit nicht wußte, was ihr zu ſagen, da hatte wieder Freund Hellmuth geholfen, dem Beiſammenſein das Beängſtigende genommen und ihm den Weg geebnet, daß er es endlich wagte ſie zu bitten, die Seine zu werden, ſeine geliebte Frau!

Er ſtand jetzt vor ſeiner Gartenthür ſtill und athmete hochklopfenden Herzens auf; er ſchwelgte förmlich in der Erinnerung jenes köſtlichen Augen-

blickes, da sie „ja“ sagte — in dem Vollgefühl der Seligkeit, welche ihn seitdem erfüllte. Er hatte gar nicht geahnt, daß die Erde so viel zu bieten vermöchte, und er kam sich oft undankbar gegen seine alten Freunde und Gefährten, die Klassiker, vor, wenn er plötzlich die Feder bei Seite warf und das Buch aufgeschlagen liegen ließ, weil es ihn hinüberzog in das Zimmer, wo Anna bei ihrer Arbeit am Fenster saß. Er konnte ihr zwar nichts von dem sagen, was ihn zu ihr zog und ihn an ihrem Anblick sich weiden ließ; er hatte eine fast kindliche Scheu, sein heißes liebendes Herz aufzudecken. Aber er meinte, sie müsse es selbst herausfühlen, ohne daß er es ausspreche, wie seine Seele an ihr hing.

Er schloß nun die Gartenpforte auf und schritt auf sein Haus zu, das hinter Baumgruppen versteckt lag. Aber er betrat nicht wie gewöhnlich den Flur und von da aus sein Zimmer, um dort erst abzulegen; sondern er umging das Haus, damit er von der andern Seite gleich in den Gartensalon gelange. Er war so unbeholfen im Geben, so verlegen dabei um Worte, und dachte seinen Frühlingsstrauß dort auf Annas Tisch zu legen, während sie, wie stets um diese Zeit, noch im Haushalt beschäftigt war. Als er aber die Freitreppe emporstieg, hob er die Augen zu den Fenstern auf, und da sah er dort Hellmuth neben Anna stehen, ihre Hand in der seinigen liegend.

„Er wird ihr Glück wünschen,“ dachte der Professor und nickte dankbar dem Freunde zu, der treulich des Tages gedacht hatte, welchen er selbst beinah vergessen gehabt.

„Das ist schön von Dir, Hellmuth, daß Du zu uns Glücklichen auch Deine Freude an diesem Tage bringst,“ rief er, die Thür öffnend, dem Freunde zu.

Dieser stand noch an das Fenster gelehnt, die junge Frau aber eilte bei seinem Eintreten zu der entgegengesetzten Thür hinaus.

„Du mußt bei uns bleiben und mit uns speisen, alter Freund — bitte, mache uns die Freude. Anna geht gewiß schon deshalb das Nöthige zu besorgen,“ fuhr der Professor glückselig lächelnd fort und streckte Hellmuth die Hand entgegen. Da dieser sie aber nicht ergriff, vergaß er in seiner frohen Erregung, daß er sie zum Gruß geboten, befreite den Strauß von seiner Papierhülle und legte ihn auf Annas Nähtisch hin. Er war so erfreut das zu thun, als bereite er eine Christbescheerung vor und als sei ihm der Strauß der Ausdruck alles dessen, was sein überglücklich Herz empfand und nicht zu sagen vermochte.

„Nein, ich kann nicht dableiben, Erhard — es thut mir leid — aber meine Frau — dringende Geschäfte erwarten mich,“ stieß jetzt Hellmuth befangen in abgerissenen Sätzen hervor; vielleicht wurde es ihm schwer, die Bitte des Freundes abzuschlagen.

Wie verschieden waren doch die beiden Männer im Aeußeren. Obschon gleichen Alters, sah Hellmuths große Gestalt, der Kopf mit dem vollen

dunklen Haar und den leuchtenden braunen Augen überaus jung aus neben der kaum mittelgroßen, etwas vorwärts gebeugten Figur des Professors, der so alt erschien mit dem ruhigen, ernsten Gesicht unter dem spärlich werdenden Haupthaar.

„Wie schade!“ rief Erhard bedauernd aus. „Aber freilich, ich hätte früher daran denken und Dich und Deine gute Frau dazu auffordern sollen. In Eurem Hause feierten wir ja voriges Jahr unser Hochzeitsfest. Sei mir deshalb nicht böse, lieber Freund. Du weißt, ich bin für solche Dinge so untauglich, so vergeßlich — wahrlich, es ist eine Schande, daß dem so ist. — Aber wie lieblich die Blumen duften!“ lächelte er wieder, auf seine Festgabe blickend. „Anna wird sich gewiß über den Strauß freuen. Weißt Du noch, Hellmuth, wie wir als Knaben zusammen die Wälder um die Stadt durchstreiften, die ersten Märzglöckchen zu finden? Ja, wir beide waren Zeit unseres Lebens immer bei einander, als Jungen, als Studenten und nun auch als gereifte Männer immer dieselben Freunde noch. Es ist das ein Segen, eines der großen Glücksgüter, womit mich ein gnädig Geschick so reichlich bedacht hat.“

War es der Festtag, waren es die Frühlingsblumen, was ihn so erregte? Er hatte kaum jemals noch so viel von sich gesprochen, so aus der Tiefe seines warmen Empfindens hervor. Es war wie ein Rausch über ihn gekommen, ein Ueberfluthen seiner still gehüteten Gedanken und Gefühle, als habe auch in seiner Seele der Lenz plötzlich die einengende Eisdecke gebrochen. Hellmuth, der sonst so lebhafte, war ganz einsilbig gegenüber dieser frohen Erregtheit, als hätten sie beide heute die Rollen getauscht, und als belaste ihn innerlich etwas mit schwerem Druck die Seele, sah er mit verstörtem Blick auf den heiter plaudernden Freund.

„Erhalte Dir Gott Dein Glück,“ sagte er bewegt und griff dann hastig nach seinem Hut, um zu gehen.

„Du willst doch nicht schon wieder fort, da ich eben erst gekommen bin?“ fragte Erhard.

„Ich muß — meine Zeit drängt.“

„So warte wenigstens, daß ich Anna erst rufe.“

„Nein, nein — wir haben uns ja schon gesehen, gesprochen,“ wehrte Hellmuth heftig dagegen. Und fort war er, ehe noch Erhard ein weiteres Wort zu sagen vermochte.

„Er hat gewiß einen schweren Kranken,“ dachte dieser.

Dann setzte er sich an Annas Platz vor dem Tischchen am Fenster nieder und wartete hier, daß sie endlich wieder hereinkommen und er ihren ersten Blick auf die Blumen abfangen könne. Vor ihm lagen die hunderterlei Kleinigkeiten, welche sie zu ihren Arbeiten bedurfte, alle die kleinen Instrumente, bunte Fäden, Bänder, Knöpfchen — welche Nichtigkeiten waren es und doch wie reizend erschienen sie ihm heute, Alles so neu, als habe er es noch gar nicht gesehen. Er nahm den Fingerhut und versuchte, ihn auf

seinen dritten Finger zu stecken, und lächelte bewundernd, da er viel zu eng für diesen war. Ja, ihre kleinen rosigen Finger! Wie oft hatte er sie verstohlen betrachtet, wenn sie um ihn herum beschäftigt waren, als seien es Feenhände, welche sich da bewegten.

Ueber diesen Gedanken vergaß er ganz, daß es doch recht lange dauere, ehe Anna wieder erscheine, ihn zum Mittagstisch zu holen. Und als sie endlich kam, blieb sie an der Thüre stehen, ohne näher zu kommen und rief ihn von dort aus. Er ging auf sie zu und küßte sie innig auf die Stirn; sie duldete es, ohne ihn anzusehen und ohne den Kuß zu erwidern, ja es war fast, als nehme sie ihn hin, ohne etwas dabei zu empfinden.

„Heute ist unser Hochzeitstag, Anna." Mehr vermochte er nicht zu sagen, so bebte ihm das Herz vor Rührung bei ihrem Anblick.

Sie sah ihn betroffen an, als habe sie bis jetzt noch nicht an die Bedeutung des Tages gedacht. Ueber der blauen Iris ihrer sonst so funkelnden Augen lag etwas Verschleiertes heute, wie wenn eben noch Thränen darin gestanden hätten und als zittere auch in ihrer Seele eine Bewegung die sie still mache, während sie sonst immer tändelnd und spielend, lebhaft und beweglich war, ein sorgloses Kind, das Freude heischend in das Leben hineintanzt. Erhard, den ernsten Mann, hatte das an ihr erfreut; er hatte ihr immer bewundernd zugesehen, wie dem gaukelnden Spiel eines Schmetterlings. Ihm war Alles reizvoll, was sie that, eine liebliche Offenbarung von etwas ihm völlig Unbekannten, gegenüber dem altbekannten und vertrauten Ernst seiner Wissenschaft. Selbst ihre Fehler und Schwächen, wenn sie deren hatte, liebte er an ihr, weil er sie als solche nicht sah, sondern sie mit seinen gereiften Jahren der Jugend zu gut rechnete. Ihm dünkte es lieblich, daß sie wie eine Blume dahinlebe, die allen Sonnenschein hinnimmt und dafür nichts giebt als ihre Schönheit. Einem andern Manne zwar, der mehr begehrte, als daß sein Weib sich von ihm lieben lasse, würde Annas Wesen vielleicht nicht befriedigt haben; aber in seiner selbstlosen Art dachte er nicht an den Unterschied zwischen der Frau, die liebt, und der, welche sich nur lieben läßt. Er war glücklich in dem, was er an Liebe ihr gab und glaubte bei ihr an dieselbe Wärme des Herzens, wo es auch seinem eigenen übervollen nicht gelingen wollte, zum Ausdruck seiner Gefühle zu gelangen.

Ganz entgegen der außergewöhnlichen Lebhaftigkeit, welche er vorhin dem Freunde gezeigt hatte, war er jetzt wieder ziemlich wortlos bei ihrem gemeinschaftlichen Mittagsmahl. Aber er trank Anna liebevoll zu, ergriff sogar einmal ihre Hand und hielt sie lange und innig in der seinigen fest. Er war noch immer wie ein schüchterner Liebhaber und hing mit zagender Gluth an der Schönheit und dem Liebreiz seiner Frau.

Einige Tage vergingen nun wieder in der gewöhnlichen geregelten Art ihres stillen Lebens. Erhard hatte seine Vorlesungen in der Universität, seine Studien daheim und die Nähe seiner Frau — damit waren für ihn Gedanken und

Zeit in beglückender Weise ausgefüllt. Anna aber hastete wie ein unstäter Geist in der geräuschlosen Einförmigkeit ihres Hauses umher. Die ruhige Arbeit am Nähtisch machte sie ungeduldig und das Besorgen ihrer kleinen Wirthschaft interessirte sie wenig. Oft warf sie unmuthig die Näherei von sich und sprang auf, um im Hause umher zu laufen, ohne doch eigentlich dort etwas zu thun. Oder sie lehnte an dem Fenster, von wo aus sie doch auch nur den umbuschten Garten übersehen konnte, und drückte den Kopf gegen die Scheiben, als möchte sie hinaus. Sie konnte doch gehen, wenn sie wollte, aber sie hätte nicht gewußt wohin. Sie war in der Stadt noch immer so fremd wie im Anfang ihres Aufenthaltes; Erhards Abgeschlossenheit von den Menschen ließ auch sie keine Anknüpfungspunkte gewinnen, außer mit Doctor Hellmuth und dessen Frau. Zwischen dieser und ihr lag aber wenig gegenseitige Sympathie und sie verkehrten, seitdem Anna verheirathet war, nur selten zusammen. Und Hellmuth, der sonst fast täglich zu ihnen kam, hatte sich jetzt befremdend lange nicht sehen lassen, daß sogar dem Professor endlich diese ungewöhnlich lange Abwesenheit auffiel und er sich vornahm, einmal selbst nach dem Freunde zu sehen. Doch vergaß er wieder das zu thun.

Da fand er eines Tages beim Nachhausekommen seine Frau auf dem Bett liegen, die Augen verweint, das Gesicht in die Kissen gedrückt und auf seine besorgte Frage, was ihr widerfahren sei, klagte sie gereizt über heftigen Kopfschmerz; er solle sie in Ruhe lassen und nicht fragen, verlangte sie ungeduldig. Eine grenzenlose Angst befiel ihn ihretwegen; bis jetzt hatte er Anna noch nie krank gesehen, und er schickte sofort nach Hellmuth, daß er als Arzt helfe.

Bei dessen Eintritt fing Anna wieder heftiger an zu weinen, und Hellmuth blickte ziemlich befangen auf die schluchzende junge Frau, welche ganz beherrschungslos sich ihren Schmerzen überließ und auf seine Fragen nach ihren Leiden kaum zu antworten vermochte.

„Die Nerven sind gereizt — ich will ihr ein Beruhigungsmittel geben," erklärte Hellmuth dem Freunde, als er mit ihm das Zimmer verließ. Dann setzte er bewegt hinzu: „Du wirst Dir aber einen andern Arzt suchen müssen, Erhard, denn ich habe eine Aufforderung der Regierung angenommen, welche Aerzte nach dem Kriegsschauplatz der Vereinigten Staaten Amerikas sendet, und ich werde wohl eine lange Zeit abwesend sein."

„Du willst fortgehen?" rief Erhard verwundert aus. „Aber Du setzest mich in grenzenloses Erstaunen, Hellmuth; hast Du doch mit keiner Silbe noch dessen erwähnt, und bist auch so lange nicht bei uns gewesen."

„Nicht?" meinte der Doctor unsicheren Tones. „Die Unterhandlungen schwebten noch darüber — das hielt mich so lange von Dir fern. In einigen Wochen reise ich aber nun ab und bis dahin bin ich noch überhäuft mit Geschäften aller Art."

„Wie werde ich Dich vermissen, mein alter Freund!" sagte Erhard und

legte die Hand liebevoll auf des Doctors Schultern. „Und doch muß ich Dir Glück wünschen zu dieser Sendung, welche gewiß ein Gewinn für Deine Wissenschaft sein wird."

„Ja, sie ist nöthig für mich — sonst würde ich nicht fort von hier gehen," rief Hellmuth in ungewöhnlicher Heftigkeit aus.

Erhard drang nun in ihn, wenigstens so lange er noch da sei, Anna zu behandeln. Hellmuth weigerte sich dessen; die Krankheit sei nicht besorgniß-erregend, sie werde bei Ruhe bald wieder gehoben sein, und er selbst sei jetzt allzu sehr beschäftigt. Aber endlich mußte er Erhards lebhaften Bitten doch nachgeben und versprechen, bald wieder nach Anna zu sehen.

* * *

„Ich verrathe Dich, meinen besten, ältesten Freund, wie ich sie, meine Frau, verrathe! Ich habe mit mir gegen diese Sünde gerungen so viel ich vermochte; fort wollte ich gehen, um der furchtbaren Versuchung zu entfliehen und die alte Ruhe wiederzufinden. Umsonst, ich unterliege — unsere Leidenschaft ist stärker als unsere Kraft. Vergieb mir, vergieb ihr, wenn Du es vermagst — wiedersehen wirst Du mich niemals. Ich gebe Alles auf, auch den Auftrag der Regierung, auf daß wir ungekannt in eine neue Welt fliehen können. Hellmuth."

Mitternacht war längst vorüber und noch immer saß Erhard an seinem Schreibtisch vor diesem Briefe, an derselben Stelle, wo er ihn am Abend beim Heimkommen fand und erstaunt erbrach. Er hatte ihn gelesen, ohne erst zu verstehen, was er las — es war zu unfaßbar! Er, der nie einem Menschen mißtraut hatte und in seinem warmherzigen Vertrauen ein so schlechter Beobachter seiner Umgebung war, er konnte nicht begreifen, welche Schmach ihm da angethan wurde. Wie gelähmt am Geist grübelte er über den unbegreiflichen Sinn der Worte nach, welche unheimlich, mit etwas Gräßlichem im Hinterhalt, hier vor ihm standen.

Doch als die Dienerin eintrat und fragte: ob der Herr Professor nun speisen wolle, Frau Erhard sei noch am Nachmittag abgereist — sie sagte das so ruhig, augenscheinlich in dem Wahne, daß dieses eine ganz unverfängliche, von ihm gekannte und gebilligte Thatsache sei — da zerriß die Wolke vor seinen Blicken und der Wetterstrahl zuckte mit vernichtender Gewalt auf ihn nieder. Er konnte nur noch heftig dem Mädchen bedeuten, hinauszugehen, dann sank sein Kopf ächzend und schwer auf seinen Arm herab, als habe der niederfahrende Strahl mit wuchtigem Schlage einen Baum gefällt.

Von ihr kein Wort! Als habe sie nicht gewußt, was sie ihm schreiben, womit sie ihre Schuld beschönigen könne, war sie ohne ein Wort von ihm gegangen. Er verlangte auch nicht darnach; was konnte sie anders sagen, als was auf dem einen schrecklichen Blatte stand?

Und so saß er Stunde um Stunde da, ohne sich zu rühren, nicht mit

dem Kopf, nicht mit ſonſt einem Glied, als ſei er gelähmt am Körper. Er dachte nur immer: „Mein Freund — mein Weib! Mein Weib — mein Freund!“ Darüber hinaus kam er nicht, in ſeinem gemarterten Hirn drehte es ſich im Kreiſe um dieſe beiden Theuern. Er wußte nicht, welches von den Beiden ihn wilder leiden mache. Zu ſeiner Frau war wol die Liebe leidenſchaftlicher, zu ſeinem Freunde aber das Vertrauen tiefer, mit ihm feſter verwachſen geweſen, und nun wurden beide gewaltſam aus ſeinem Herzen geriſſen. Der Ahnungsloſe, wie war er ſicher an dieſem Abgrund hingewandelt, nicht ſehend, daß er zu ſeinen Füßen gähne. Und nun er von ihren Händen hinabgeſtoßen worden war, lag er in der Tiefe des Elends, ohne Möglichkeit, ſich wieder an das heitere Licht ſeines bisherigen Lebens emporzuſchwingen. Wenn eines der Beiden ihn verrieth, es wäre ſchon kaum zu ertragen geweſen; doch er hätte wenigſtens Eins zum Erſatz für das Andere gehabt. Aber Beide! Es war nicht auszudenken, welches Elend das war.

So ging dieſe gräßliche Nacht dahin, ohne daß er bemerkte, wie die Stunden verrannen, die Lampe herabgebrannt war und tiefe Finſterniß ihn umgebe. Wozu auch hätte er Licht gebraucht? Die Schrift des Blattes, welches vor ihm lag, leuchtete auch in der Dunkelheit in ſeine gefolterte Seele hinein. Endlich erhob ſich das Morgenlicht wieder und weckte die ſchlafende Stadt. Auf der Straße begann das Geräuſch fahrender Milchwagen und Marktkarren ſich hören zu laſſen, die Glocke am Gartenthor ertönte wiederholt, um Einlaß für die erſten Bedürfniſſe des Tages zu fordern, der Zeitungsträger brachte das friſche Morgenblatt, und als die Dienerin mit dem Frühſtück eintrat, das Erhard in ſeinem Studirzimmer einzunehmen pflegte, da ſchreckte er endlich aus ſeiner Betäubung empor und den Kopf aufrichtend, ſah er, daß ein neuer Tag angebrochen war und mit ihm das neue Leben, die unabwendbare gräßliche Wirklichkeit deſſen, was ihm in dieſer Nacht noch immer als unmöglich erſcheinen wollte.

Das Mädchen entſetzte ſich, daß ſie beinah das Geſchirr aus der Hand fallen ließ, als ſie ihn erblickte. Es war als ob ein Todtenkopf ſie anſtarre, ſo verfallen waren die Züge, ſo erloſchen die Augen, ſo erdfahl die Farbe ſeines Geſichtes.

Er ſtand auf taumelnd und unſicher; wie Einer, der lange auf dem Krankenbette lag, wo er das Gehen verlernt hat und nun wieder Laufverſuche macht, ſo wankte er ein paar Mal das Zimmer auf und nieder. Was war nun zu thun? Wie ſollte er dieſes neue Leben beginnen? Die Morgenſonne ſchien ſo freundlich wie immer zu ſeinen Fenſtern herein, und es that ihm weh, als er dieſe heitern Strahlen wiederſah, in deren Leuchten noch geſtern Annas blondes Haar wie Gold erglänzte, hier an derſelben Stelle, wo er nun einſam ſtand. Er trat an das Fenſter, die Vorhänge zu ſchließen und das ſchmerzende Licht von ſich abzuſperren. Doch da dachte er: „Was hilft Dir das? Du mußt Dich doch an das Licht und an die

Welt außen wieder gewöhnen — Du kannst sie nicht von Dir abschließen, da Du noch zum Leben verdammt bist." Und er ließ die Sonnenstrahlen ungehindert eindringen, wie sie wollten.

Aber Eines mußte geschehen und zwar gleich und für immer, auf daß alles abgethan sei, mit einem Male, was aus seinem Herzen gerissen wurde und ihn nichts mehr daran erinnere. Er nahm Annas und Hellmuths Photographiebilder von der Wand ab und trug sie hinaus. Dort rief er die Dienerin herbei. Er gab ihr keine Erklärung über das Geschehene, er hätte nicht darüber zu sprechen vermocht, sondern sagte ihr nur, sie solle wie bisher ihre Arbeit versorgen. Und nun ließ er aus dem Gartensalon Annas Nähtisch nach deren Zimmer tragen.

Als das Mädchen ihn aufhob, fiel etwas herab und rollte vor Erhards Füßen hin. Es war der Fingerhut, welcher auf dem Tischchen liegen geblieben war. Mit stieren, erschreckten Blicken sah er darauf nieder, als sei das kleine Ding etwas Fürchterliches; denn er mußte des Hochzeitstages gedenken, da er den Fingerhut aufnahm und sich an seiner Kleine erfreute. Noch nicht zwei Wochen sind seitdem vergangen und nun? Es durchschauerte ihn — damals schon war er der Betrogene gewesen, als er die Beiden dort am Fenster stehen sah, Annas Hand in denen von Hellmuth liegend. Ach, es war so leicht gewesen, ihn, den Arglosen, zu betrügen, der nur Liebe zu finden glaubte, wo er Liebe gab. Jetzt stand plötzlich Alles in blendender Helle vor ihm: die verstörten Gesichtszüge der Beiden an jenem Tage, die Befangenheit, welche sie seiner Herzlichkeit entgegen gesetzt, dann Annas Krankheit, als Hellmuth länger fortblieb, und nun am Ende diese niederschmetternde Enthüllung ihres Verraths. Und damit vorbei, vorbei alles Glück!

Er trat zurück — weder mit Fuß noch Hand mochte er den kleinen Gegenstand wieder berühren, als hafte daran ein Theil der ihm angethanen Schmach. Das Mädchen trug ihn mit dem Tischchen fort, Erhard legte die beiden Photographiebilder in Annas Zimmer, ließ darin die Fenster verhüllen, und schloß dann die Thüre ab. „Eine Gruft, darein mein Herz begraben wurde," dachte er schmerzerfüllt.

Es war nun Zeit, daß er seiner Vorlesungen wegen in die Universität gehe; unverändert lief ja Alles seinen Gang fort, unbekümmert darum, ob auch ein Menschenleben aus seinen Angeln gehoben worden war. Er langte nach seinen Heften, dabei streifte sein Blick an den Reihen seiner alten Freunde, den Klassikern, vorüber. Ein wehmüthig Lächeln, wie Mondenglanz auf einem Leichensteine, glitt über sein fahles, zum Tode trauriges Gesicht.

„Ich bin euch so oft untreu geworden, ihr großen Todten, um einer Lebenden willen," flüsterte er mit schmerzlich zuckenden Lippen. „Verzeiht es mir und laßt es wieder sein wie sonst; ich gehöre euch nun ganz wieder an."

Dann ging er fort und wie er über die Brücke des Flusses schritt, da ließ er aus seiner Hand etwas Schweres hinabfallen; laut und derb schlug es auf, daß das Wasser hoch emporspritzte, als wühle sich Etwas tief in den Grund ein. Es war der Schlüssel zu ihrem Zimmer.

Ach, daß er auch alle Erinnerungen hätte mit hinabsenken und verschwinden lassen können! Es sollte ja nun Alles wieder sein wie sonst, wo er auch nur der Wissenschaft lebte, darin Glück und völlige Befriedigung fand und nichts weiter bedurfte zum Vollgenuß seines Daseins. Aber es war ein Irrthum zu denken, es könne wieder so werden, wie ehedem; mit ihm war ein Andres geworden, das ihn nicht mehr fähig sein ließ für die völlig selbstvergessene Hingabe an sein altgewohntes Streben und Wirken. Daß nichts in ihm ausstürmen konnte, nichts von dem tobenden Schmerz in seinem Innern an die Oberfläche zu treten vermochte, sondern alles still da drinnen in der Tiefe rang und wühlte und an ihm zehrte: das untergrub seine ganze Natur in ihrer bisherigen Anlage. Eine Bitterkeit war an Stelle der frühern harmonischen Lebensfreude in seine Seele gezogen, die ihm selbst im Verkehr mit seinen alten geliebten Classikern den sonst vollempfundenen Genuß vergällte, ihn muthlos und unzufrieden mit sich selbst, scheuer und befangener noch den Menschen gegenüber machte. Er wußte nicht, ob er jetzt diese mehr hasse und verachte oder fürchte. — Wem sollte er trauen, wen noch lieben unter ihnen, wenn jene Beiden ihn betrügen und verrathen konnten? Und dann, er hatte nie Andern sein Glück zeigen können, es hatte immer wie eine Perle tief verschlossen in seinem Innern geruht; wie fürchterlich war ihm nun, gerade sein Unglück Allen offenbar zu wissen. Es rührte zwar Keiner an die Wunde in seinem Herzen und es war so leicht, den abgeschlossenen, stillen Gelehrten unwissend über das Gerede der Leute zu halten, die freilich genugsam sein trauriges Geschick besprachen und breittraten. Aber denken zu müssen, daß sie wußten, was ihm widerfahren, war ihm ein Blosstellen seines tiefinnerlichen Elendes, als werde an ihm ein Gebrechen, das er um Alles gern verborgen gehalten, ohne Schonung und Scheu zur Schau an das Licht gezogen, und er litt unsagbar unter Aller Blicken, so theilnehmend sie sein mochten, als stehe seine Seele an öffentlichem Pranger ausgestellt.

Aber auch äußerlich litt er unter Widerwärtigkeiten, denen er nicht zu begegnen verstand. Früher, ehe er heirathete, hatte er eine Dienerin, die er mit dem Haus von seiner Mutter ererbte und die in altgewohnter Weise, wie die Verstorbene es gethan, für ihn sorgte. Auf Hellmuths Vorstellung und Rath entließ er aber diese, als er Anna heirathete, damit die sehr selbstständig gewordene Dienerin nicht die Autorität der neuen Hausfrau beeinträchtige und deren junges Glück trübe. Diese alte treue Person hatte sich inzwischen auch verheirathet und war aus dem Orte gezogen. Erhards jetzige Dienerin aber, ein junges, leichtsinniges Ding, ließ es an allem fehlen, was er zu seinen wenigen Bedürfnissen brauchte, und doch war es

ihm unmöglich, sie darüber zur Rede zu setzen oder sich zu beklagen. Als er aber einmal unerwartet früher nach Hause kam und in seinem Studirzimmer das Mädchen mit einem Soldaten sich belustigend fand, riß ihm die Geduld und er kündigte ihr den Dienst.

Was aber sollte er nun thun? Nach langem Ueberlegen, wie er es am besten einrichte, kam er zum Entschluß, eine ältere Dame zur Führung seines Hauswesens zu suchen. Aber das Wie bot neue Schwierigkeiten, da er sich nicht entschließen konnte, mit der Gattin irgend eines seiner Collegen darüber zu berathschlagen. Endlich entschied er sich, deshalb in der Zeitung ein Gesuch unter Chiffre einrücken zu lassen. Mit Unruhe sah er dem Ergebniß entgegen! Es war doch ein sehr großer Entschluß für ihn, eine ganz Fremde bei sich aufzunehmen, mit welcher im täglichen Leben vielfach in Berührung zu kommen nicht zu vermeiden war.

Er erhielt auf sein Gesuch eine große Menge von Anerbietungen aller Art und damit eine schwere Wahl. Jüngere und bejahrte Wittwen, ältere Mädchen aus den verschiedensten Lebensstellungen und Verhältnissen, aus Städten und vom Lande, vielfach Erprobte und mit Zeugnissen Versehene, und Solche, welche zum ersten Mal sich Fremden dienstbar machen wollten, die ganze große Kategorie derer, welche mit ihrem Lebensunterhalt zu ringen haben — ihm schwirrte der Kopf über allen diesen Anpreisungen und schüchternen Bitten von Personen, die ihm so fremd waren wie ihr Name. Eine Zuschrift nach der andern legte er zu späterer nochmaliger Prüfung auf die Seite, ohne daß bis jetzt eine ihm besonders annehmbar erschienen wäre — da kam ein Brief an die Reihe, dessen Schriftzüge ihn stutzen machten, sie schienen ihm bekannt zu sein. Eine alleinstehende Frau, die plötzlich durch Verhältnisse gezwungen worden, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen, biete dem Suchenden ihre Kräfte und treuen Dienste an. Wenige knappe Worte waren es nur, als sei widerstrebend geschrieben worden; darunter stand Name und Adresse in dieser Stadt: „Julie Hellmuth, Reichstraße 9."

Erhard fuhr erschrocken zusammen und warf den Brief hin, als greife aus demselben eine Hand nach seinem zuckenden Herzen und wühle grausam in dessen frischer Wunde. Julie, die Frau des Mannes, der ihn verrathen, elend, bettelarm an dem Glück seines Lebens gemacht! Es war zu furchtbar, wie mit dem Namen, den er nie wieder nennen wollte, alles Leid von Neuem über ihn hereinbrach, alle Schmach abermals ihm angethan wurde.

Er raffte alle die erhaltenen Briefe zusammen und schob sie in einen Kasten, ganz unfähig noch an das zu denken, weshalb er sie veranlaßt hatte.

Bis jetzt hatte er nie darüber nachgedacht, wie Julie den fürchterlichen Schlag ertrage, der wie ihn, so auch sie betroffen hatte — nie sich überlegt, wie für sie, die Verlassene, gesorgt sei, obgleich er wußte, daß sie vermögenslos und ohne nähere Verwandte dastand. Mit dem Egoismus des

Schmerzes, dem sogar eine so selbstlose Natur, wie die Erhards unterlag, hatte er nur seinem eigenen Leide nachgehangen. Wieder in Berührung irgend welcher Art mit dieser Frau zu kommen, war ihm ein ganz unerträglicher Gedanke, und obgleich er seit einer Reihe von Jahren mit ihr in Verkehr gestanden und Freundliches von ihr genossen hatte, scheute er gerade sie am allermeisten. Es war ihm daher ganz unmöglich, sich ihr auf diesen Brief hin zu nähern oder ihre Anfrage zu beantworten; sie wußte ja auch gar nicht, auf wessen Gesuch sie geschrieben hatte, und es war darum ohne alle Consequenz, wenn er schwieg. Er gab überhaupt nun den Gedanken ganz auf, eine Dame in sein Haus zu nehmen, beauftragte eine Dienstbotenvermittlerin, ihm eine andre Dienerin zu besorgen, und mühte sich, den peinlichen Zwischenfall aus den Gedanken zu bringen. Da las er einige Tage später in dem Zeitungsblatt der Stadt groß gedruckt den Dank des Bürgermeisters für fünftausend Thaler, welche eine hochgesinnte Dame „J. H." der Stadt für unbemittelte Wittwen überwiesen habe.

„J. H." Als Erhard diese beiden Buchstaben vor sich erblickte, berührte es ihn sonderbar, als könnten sie nur immerwieder den gefürchteten Namen Julie Hellmuth bedeuten. Aber es war doch widersinnig das zu denken; wer solche Geschenke machen kann, muß nicht seines Lebensunterhaltes wegen in fremde Dienste treten. Und dennoch konnte er den öffentlichen Dank nicht aus dem Sinn bringen, und das J und das H nahmen in seinen Gedanken immer mehr den Namen Julie Hellmuth an.

— — —

Die letzten Sonnenstrahlen des Tages leuchteten an dem roth und gelb gefärbten Laub der Eichen und Buchen, auf dem Boden raschelten die dürren Blätter, welche schon in Menge durch die kalten Nächte von den Zweigen abgestreift worden waren, und über den Wiesenflächen stiegen geisterhaft die Herbstnebel auf, als Erhard in den spätern Nachmittagstunden auf einem der einsamsten Wege des Stadtparkes langsam dahin ging. Den Kopf ein wenig vorgeneigt, sah er wohl eigentlich nicht viel von dem, was ihn umgab; aber er empfand dennoch die herbstliche Mahnung des Scheidens und Vergehens und sie paßte gut in die Stimmung seiner Seele. Ihm kam das Sterben jetzt lieblicher vor als das Leben; denn für was er lebte, dünkte ihm gar nicht mehr des harten Ringens werth, das unser Dasein zwischen Wiege und Sarg ausfüllt; alles, was ihm bis jetzt groß und schön erschienen, war seiner idealen Hoheit entkleidet worden, seitdem ihm die Fähigkeit verloren gegangen war, sich für das noch zu erwärmen, was ihm doch so lange Jahre hindurch das reine Gefühl des Glückes und der Befriedigung in die Seele ergossen hatte. Es kam ihm jetzt so einerlei vor, ob er sein Körnchen Weisheit noch zu dem Berg von Wissen hinzutrage, den die Jahrtausende aufgehäuft haben, so nutzlos, damit die Tage auszufüllen, daß er wie ein Maulwurf in den alten Schriftstellern wühle und grabe, und ob es nicht ebenso gut oder besser noch wäre, das alles von sich

zu werfen und in irgend einer menschenentrückten Einsamkeit sein bischen Acker zu bauen für die Nothdurft seines Lebens und still zu warten, daß dieses endlich abgelaufen sei. Das Leben selbst fortzuwerfen, wäre freilich das Leichteste gewesen, und der Gedanke, das zu thun, stieg wider seinen Willen wieder und immer wieder in ihm auf, wie oft er sich auch sagte, daß es unwürdig sei, das zu thun, so lange er noch die Kraft besitze, das Leben zu ertragen; aber daß Alles so thöricht und unbefriedigend, so trügerisch und gehaltlos war, womit er es ausgefüllt hatte, das lag lähmend, wie ein Alpdruck, auf seiner Geistesthätigkeit und ließ ihn verlangend nach einem Ende sehen.

Er war bis zu der Eiche gekommen, an deren Stamm eine Bank sich befand und davor das stille Wasser des Flusses, der hier eine Biegung macht und tief und dunkel zwischen den umgrenzenden Bäumen still zu stehen scheint — ein versteckter, träumerischer Platz, an welchem Erhard gewöhnlich auf seinen einsamen Spaziergängen zu rasten pflegte. Hier schlugen immer die ersten Nachtigallen im Frühling und blühten die letzten Vergißmeinnicht im Herbst, hierher verlor sich selten der Fuß eines Lustwandelnden, so versteckt und fern wie der Platz von den besuchten Theilen des Parkes lag. Sonst hatte sich Erhard an diesem Stückchen Waldeinsamkeit innig erfreut, an dem traulichen Bild der überhängenden Laubmassen, welche hinab nach dem feuchten Element strebten, an dem rastlosen Spiel der Mücken und dem Auf- und Niederschweben der Libellen, an dem leisen Wiegen des Schilfes sich ergötzt, und friedlich und anmuthsvoll hatte sich das in sein Gedankenleben hinübergesponnen und mit ihm sich verwebt. Er hatte nie Verse gemacht und ahnte gar nicht, welch ein dichterisch fühlendes Gemüth er besaß. Jetzt erschien ihm der Platz schwermüthig wie seine eigene Seele; aber gerade deshalb war er ihm lieb und zog er ihn an, und der Gedanke, hier sein Leben zu enden, hatte eine magnetisch anlockende Kraft dem stillen Fleckchen gegeben, die ihn immer wieder hierher trieb.

Heute war, durch das Herbstgefühl angeregt, diese Sehnsucht lebhafter denn je in ihm und beherrschte ihn mehr und mehr. Ein Sprung von dort in das stille Wasser und alles Leid hatte ein Ende!

Wie er sich jetzt seinem Lieblingsplatz näherte, sah er aber mit Bestürzung, daß dieser schon einen Besucher gefunden habe; denn auf der Bank lag ein Damenhut, ein Tuch und eine Tasche, und obgleich die Besitzerin dieser Gegenstände augenblicklich nicht zu sehen war, kehrte Erhard doch sofort sich um, in der Absicht, weiter zu gehen. Da drang seitwärts von dem Uferrand her ein leises, halbunterdrücktes Stöhnen und Schluchzen an sein Ohr. Was war das? Er neigte sich vor, um zu ergründen, wer es sei, der da weine, und da sah er in dem Dämmerlicht der überhängenden Zweige, dicht vor dem Wasserspiegel und halb abgewendet von ihm, eine Frauengestalt stehen, welche die Hände fest verschlungen hielt und in einem letzten Gebet zu ringen schien. Ja, mit der Hellsehigkeit, die eigenes Em-

pfinden ihm gab, durchdrang ihn sofort die furchtbare Gewißheit, daß sie mit dem Leben abgeschlossen habe und zwischen Vorsatz und That rang, sich da hinab in die dunkle Fluth zu stürzen. Er hatte doch soeben noch denselben Gedanken in sich getragen, auf dessen Ausführung gesonnen; was ihm aber für sich selbst verlockend erschienen war, trat, bei einem Andern gesehen, ihm in aller erschreckenden Verwerflichkeit vor die Seele. In angstvoller Hast, daß er nicht zu spät komme, sie von der gräßlichen That zurückzuhalten, eilte er die kurze Strecke unter den Bäumen zu ihr hin. Auf dem weichen Rasen des Ufers blieben seine Schritte ungehört und er hustete ein wenig, als er ziemlich nahe hinter ihr stand, sie aufmerksam zu machen, daß sie nicht mehr allein sei, und ihr so das Beschämende ihrer Lage zu nehmen. Da kehrte sie langsam das verstörte Gesicht nach ihm um, und er sah in die verzweiflungsvollen Augen Julie Hellmuths.

Er war bei ihrem Anblick so betroffen, wie sie über den seinigen; sein Gesicht so bleich und entsetzt, wie das ihrige; er jedes Wortes unfähig, wie sie es war, als sie sich jetzt zum ersten Mal wiedersahen und so sich wiedersahen — mit demselben unheilvollen Gedanken er wie sie beschäftigt! Ein armes, elend gewordenes Menschenkind, so stand sie vor ihm und er vor ihr, nachdem sie im Besitz des Glückes sich zuletzt gesehen. Alles Weh seines Lebens bäumte sich bei ihrem Anblick vor ihm auf, als wenn es greifbar in ihrer Gestalt vor ihm stehe.

Aber nur einen Augenblick verwirrte und betäubte es ihn vollständig und wollte ihn entsetzt von ihr zurückscheuchen. Dann erinnerte er sich, daß er einer Verzweifelnden hatte helfen wollen, der er nun um so mehr helfen mußte, als Julie die Unglückliche war. Ein Gefühl, als ob auch er an ihr gesündigt habe, weil er die Verrathene, welche eine Zuflucht bei ihm suchen wollte, ohne Theilnahme und Hilfe sich selbst überlassen hatte, stieg in ihm empor und überwand und drängte alles in seinen Gedanken zurück, was zwischen ihm und ihr stand. Sie durfte gar nichts davon ahnen, daß und wie sehr es ihm widerstrebt hatte, sie bei sich aufzunehmen, und daß er jetzt ihren verzweifelnden Entschluß errathen; sie mußte denken, daß sie ihm helfe, wenn er ihr zu helfen suchte. Alles das durchkreuzte im Gedankenfluge sein Hirn, während Beide sich zu sammeln suchten von dem jähen Schreck ihres plötzlichen Wiedersehens. Ihm gelang es am ersten. Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte so ruhig, als er es bei seiner Aufregung vermochte:

„Wenn ich nicht so menschenscheu geworden wäre, so würde ich schon längst zu Ihnen gekommen sein, Frau Julie, mir Ihren Rath und Ihre Hilfe zu erbitten. Nun bringt mich der Zufall Ihnen in den Weg."

Er hatte sie sonst Frau Hellmuth genannt, doch er brachte den Namen nicht über die Lippen; sie aber bemerkte das nicht. Noch immer war sie nicht mit allen Sinnen auf der Erde, welcher sie eben erst zu entrinnen gedachte und auch jetzt noch diesen Vorsatz nur für verzögert hielt.

„Meinen Rath — meine Hilfe?“ stammelte sie, ganz unfähig, das Beben der blassen Lippen zu bezwingen.

„Ja,“ entgegnete er mit dem schwachen Versuch eines Lächelns, um sie zuversichtlicher zu machen. „Ich bin so unpraktisch, so unbeholfen für die alltäglichen Dinge des Lebens und ich weiß nicht, wie ich Jemand, eine Dame gewinnen könnte, die meinem Hauswesen vorsteht, daß ich nicht unter dem Leichtsinn und dem Unverstand der Dienstboten zu leiden habe, wie es jetzt nur allzu sehr der Fall ist. Wenn Sie nicht selbst dieses Amt übernehmen wollen oder können — — — Sie wüßten doch vielleicht Jemand — — —“

Er hielt stockend inne, er wußte nicht, wie er weiter fortfahren solle, und sah sie bittend an, als solle sie ihm doch helfen, über diese unsichere Brücke zu kommen.

„Ich selbst?“ Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und das Blut schoß ihr plötzlich heiß und mit erneutem Lebensdrange zu ihrem Kopf empor. Da war eine Zuflucht, ein Rettungsanker für ihr strandendes Lebensschiff! Schluchzen hob ihre Brust, sie hätte schreien mögen, um dadurch der belastenden Qual Luft zu schaffen; aber er stand vor ihr, da unterdrückte sie den Schrei und ließ nur den Thränen freien Lauf.

Er ließ ihr ungestört Zeit, sich wiederzufinden. Und sonderbar: bei dem Anblick des Aufruhrs ihrer Gefühle verlor sich vor ihr immer mehr seine Scheu und Bangigkeit, einen Blick von ihr in das Leid seiner Seele werfen zu lassen, und er gewann plötzlich eine gewisse Sicherheit ihr gegenüber. Dort dieselbe zuckende Wunde wie in ihm, was gab es da zu verbergen?

Endlich wurde sie etwas ruhiger und ließ die Hände von ihrem Gesicht herabsinken. Sie war entschlossen, nichts zu verleugnen, was er doch schon von ihrer verzweifelten Absicht errathen haben mußte.

„Sie wissen, Herr Professor, daß dort hinab mein Elend — — —“

„Ich weiß,“ fiel er ihr ausweichend in das Wort mit einem peinlichen Gefühl der Scham über denselben gräßlichen Gedanken, dem auch er nachgehangen hatte, „wir tragen beide schwer an einem tiefen Elend, aber wir müssen es doch zu tragen suchen. Das Ihrige wird freilich nicht leichter, wenn Sie mir etwas tragen helfen — — aber wenn Sie mir wenigstens rathen wollten?“

Sie sah ihn ängstlich an, ob es ihm ernst sei mit dem, was er sagte, und er versuchte wieder mit einem gütigen, aufmunternden Lächeln es ihr zu erleichtern.

„Rathen kann ich nicht,“ stammelte sie endlich schnell, athemlos, als könne ihr die rettende Hand wieder entrinnen; „aber wenn ich selbst Ihnen helfen und dienen kann — — mein Leben war jetzt Keinem mehr von Nutzen.“

„Sie wollten selbst? Dann nehmen Sie meinen Dank für Ihre gütige Bereitwilligkeit, Frau Julie, und bitte, nun kommen Sie zu mir, sobald Sie können," sagte er und erfaßte ihre Hand.

Und so kam es, daß Erhard Die in seinem Hause aufnahm und ihre Gegenwart um sich duldete, welche zu sehen ihm doch die ärgste Pein verursachte. Es wurde ihm anfangs unsagbar schwer, wenn er unabänderlich, Tag für Tag, ihren Anblick vor sich hatte, wenn er ihr gegenüber sitzen, nothgedrungen hin und wieder einige Worte mit ihr sprechen mußte, und sein Inneres wand sich unter der Qual, welche ihm das verursachte. Das nicht zu überwindende Unglück seines Lebens, die beabsichtigte That, zu welcher ihn der Ueberdruß an diesem Leben gedrängt hatte — alles das stand wie verkörpert in Julie vor ihm und gemahnte ihr fortwährend daran. Aber er bezwang sich immer, indem er sich sagte: „Die Unglückliche darf gar nicht ahnen, wie quälend mir ihre Gegenwart ist. Nein, ich muß ihr glauben machen, daß sie mir eine Wohlthat erzeigt, indem sie bei mir im Hause ist, damit sie wieder zuversichtlich in das Leben zu blicken lernt." Dann auch redete er sich ein, in ihr eine Bundesgenossin zu sehen in dem Gefühl des Hasses und der Verachtung, welches sie wie er empfinden mußte. Sie hatten ja beide den nämlichen Feind, denselben Zerstörer ihres Friedens, denselben Räuber ihres Glückes; sie war die Betrogene und Verlassene, wie auch er es war, und sie mußte hassen und verachten, wir er es that. Und damit gewöhnte er sich nach und nach an ihren Anblick.

Er wußte freilich nicht, daß sie nicht so ahnungslos, wie er, den Todesstreich des Herzens empfangen hatte. Die Frau war hellsehender gewesen als der Mann. Ihre Ehe mit Hellmuth war eine jener verfehlten gewesen, die aus einem zu frühzeitigen Verlöbniß hervorgehen. Als ganz junger Student hatte er sich an sie gebunden gehabt, und wie er nach langen Jahren des Wartens endlich so weit war, sie heirathen zu können, war Julie verblüht und seine Liebe zu ihr erkaltet. Da kam nun Anna, jung, blühend und schön, in ihr Haus, und Julie hatte sehen müssen, wie langsam, unheimlich drohend die Leidenschaft zwischen Beiden entstanden war, erst wie ein Irrlicht vor ihren Augen auftauchend und wieder versinkend, ein unausgesprochenes Glühen, das Keines sich eingestehen wollte, aber doch zum stetigen Funken werdend, heimlich wachsend und überhand nehmend. Julie hatte mit diesem verborgen drohenden Schreckgebild zu ringen gesucht, mit verzweiflungsvoller Angst dagegen gekämpft und um die Gefahr zu beseitigen, die Entfernung Annas aus dem Hause gewünscht. Das hatte zu einer Entscheidung in anderer Richtung gedrängt; der Professor heirathete Anna und Julie hatte wieder hoffnungsvoll aufgeathmet. Doch der einmal erglühte Funke war dadurch nur zeitweise unterdrückt, aber nicht völlig erstickt worden; von Neuem war er aufgelebt und endlich zur wilden, fesselosen Flamme aufgeschlagen, die alles verzehrte, was ihr im Wege stand. Aber der an ihr begangene Verrath hatte sie wenigstens nicht mit der

vollen Wucht des Unvorhergesehenen getroffen, wie er den ahnungslosen Erhard niedergeschmettert hatte.

Als Hellmuth seine Frau verließ, hatte er im letzten noch wachen Rechtlichkeitsgefühl die nicht ohne alle Mittel lassen wollen, welche er mit der Treue des Gatten auch um den Erhalter des Lebens betrog. Sein kleines Vermögen theilend, hatte er ihr die Summe von fünftausend Thalern zurückgelassen. Julie aber war eine stolze Natur; sie mochte von dem, welcher sie um das Glück des Lebens gebracht, nicht den Brosamen zur Erhaltung desselben annehmen. Sie hätte ihm das Geld verächtlich vor die Füße werfen mögen, und da sie das nicht konnte, überließ sie es den Armen, um nunmehr selbst des Lebens Nothdurft für sich zu erringen. Doch wie der erste Versuch, eine Stelle zu gewinnen, bei Erhard fehlschlug, war es ihr auch bei verschiedenen andern so ergangen. Einige Monate hielt sie sich hoffend, wartend, dann zagender werdend hin, indem sie ein Stück nach dem andern von ihrer häuslichen Einrichtung verkaufte; endlich aber völlig muthlos geworden, gab sie es auf, um dieses erbärmliche Leben zu ringen und wollte es von sich werfen, als Erhards Dazwischenkunft sie daran verhinderte. Und mit dem Eintritt in sein Haus hatte ihr Leben einen Halt und Zweck wieder gewonnen und alle äußere Noth war von ihr genommen; es war kein Glück, aber es war doch wieder etwas Frieden bei ihr eingekehrt.

Sie lebten still zusammen hin; Erhard war noch verschlossener geworden, und sie, die seine Eigenheiten kannte, mochte ihn durch nichts in seiner, der Außenwelt entrückten Weise stören. Nur einmal noch war zwischen ihnen des tiefen Wehs ihrer Seele Erwähnung gethan worden. Nachdem Julie ungefähr ein halbes Jahr bei ihm im Hause war, fand Erhard eines Tages im Ortsblatt obenan die Anzeige stehen, daß die Interessen der von Frau J. H. gemachten Schenkung für unbemittelte Wittwen vertheilt werden sollten und Bewerberinnen sich deshalb beim Rath zu melden hätten. Als Erhard das las, dachte er daran, wie er in Frau Julie die Geberin vermuthet hatte, und unwillkürlich sah er forschend ihr in das Gesicht, da ihre Hand nach dem Blatte griff. Eine dunkle Röthe schoß über ihre Züge, sie legte erschrocken das Blatt sogleich wieder hin und sah ihn voller Verwirrung an, als sie seinem forschenden Blick begegnete.

„Also Sie?“ fragte er leise.

Sie wurde leichenblaß und erhob sich.

„Sollte, konnte ich behalten, womit er sich von mir loskaufte? Und hätte ich vor dem Hungertode mich damit retten können, ich würde es nicht angerührt haben!“ rief sie mit flammenden Augen und zornig bebenden Lippen.

Und es freute ihn, daß sie den Mann so sehr verachte, um nicht den Groschen für die Nothdurft ihres verrathenen Lebens von ihm zu nehmen.

In schweigender Uebereinkunft erwähnten sie seitdem nie wieder der

Entflohenen, wie auch niemals eine Kunde von diesen zu ihnen drang. Nie kamen deren Namen über ihre Lippen, wie sehr auch diese in ihren Herzen brennen mochten; Erhard nannte die Führerin seines Hauswesens nur Frau Julie, und Annas Zimmer ruhte verschlossen wie eine Gruft, über welche der Moder der Vergessenheit wächst.

* * *

Es hatte neun Uhr am Abend geschlagen. In tiefer Ruhe lag das Haus des Professors. Aus den Fenstern seines Studirzimmers schien das matte Licht der beschatteten Lampe auf den Kiesweg des Gartens hinaus, wie es allabendlich bis tief in die Nacht hinein geschah; im Vorsaal besorgte Julie leise, damit kein Geräusch störend zu des Gelehrten Ohren dringe, die letzten häuslichen Geschäfte des Tages, und in der Küche saß die Dienerin, halb eingenickt über den blauen Strickstrumpf in ihren Händen geneigt. So war es alle Tage in dem ruhigen Einerlei des stillen Haushaltes, so lautlos, daß man das kaum vernehmbare Gesumme der Fliegen hörte, und so gleichmäßig in seinem Kreislauf, wie ein still geregeltes Uhrwerk mit dem leisen Ticken seines Pendels.

Da wurde plötzlich heftig an der Glocke des Gartenthores gerissen. Das Mädchen fuhr aus seinem Halbschlummer empor, erschrocken über den unerhörten Laut zu einer Zeit, wo sonst Niemand mehr das Haus aufsuchte. Wer in aller Welt konnte um diese Stunde noch kommen? Sie suchte hastig nach den verlorenen Pantoffeln und schlürfte unsicheren Schrittes hinaus.

Vor dem Thore hielt im Schein der Straßenlaterne eine Droschke, ein darinsitzender Herr lehnte heraus und fragte, ob er Herrn Professor Erhard sprechen könne. Sprechen, zu dieser Stunde? Als ob es Mittag sei! Das Mädchen starrte den Fremden an und wußte nicht, was es sagen solle. Der Fall war so außer allem Denkbaren: um diese Zeit, zu welcher Keines das Studirzimmer des Professors mehr betrat und Niemand ihn dort zu stören wagte, einen Fremden hineinzuführen, oder anzufragen, ob er eingeführt werden dürfe!

Sie trug Frau Julie den seltsamen Fall vor, die wiederum unschlüssig und befangen an Erhards Zimmerthür ging, endlich zu klopfen wagte und schüchtern bei dem Professor eintrat, da kein Ruf von innen bezeugte, daß ihr Klopfen vernommen worden sei.

Durch ihr Kommen aufgeschreckt sah Erhard von seinem Buche empor, blickte erstaunt die vor ihm Stehende an und hörte zerstreut dem zu, was sie ihm von dem Verlangen des Fremden meldete. Das Lampenlicht beschien sein ernstes gedankenverlorenes Gesicht, das noch ernster und gedankenverlorener geworden war, als da wir es zum ersten Mal sahen, und glänzte silberhell auf seinem Haar, das in diesen Jahren, es sind seitdem mehr denn vier vergangen, zum völligen Schnee des Alters gebleicht ist.

„Wer will mich sprechen, Frau Julie?“ fragte er, als habe er den Namen überhört.

„Ich weiß es nicht — der Herr hat sich nicht nennen wollen, der Name thue nichts zur Sache. Er habe einen Auftrag von fernher zu erledigen,“ fügte sie mit unsicherer Stimme hinzu.

Von fernher! Wie das Wort Beide elektrisirte und schauern machte. Was konnte ihnen von fernher kommen als nur das Eine, was sie Beide fürchteten und doch jedes von ihnen täglich im Stillen erwartete? So manches Jahr war vergangen, seitdem die in die Ferne Geflohenen für sie verschollen waren und sie sich bemüht hatten, jene zu vergessen mit allem Leid, das ihnen angethan worden, vollständig, ohne alle Rückgedanken an das, was einstens war. Und dennoch lebte das Leid fort und mit ihm die stete Erwartung einer Kunde, welche einmal von Jenen kommen müsse sei es früher oder später, aber sicherlich kommen müsse. Das Herz gewöhnt sich so schwer an das Entsagen, und selbst mit seinem Hassen umklammert es noch immer fest als Eigenthum den, welchen es einst geliebt.

„Einen Auftrag an mich? Ein Fremder, sagen Sie?“ wiederholte Erhard seltsam erregt und stand beunruhigt auf. „Wer kann das sein? Nun, wir werden ja sehen. Bitte, lassen Sie ihn eintreten,“ fügte er hinzu und blickte in gespannter Erwartung nach der Thür, hinter welcher Julie verschwand.

Als jene sich wieder öffnete und Julie den Ankömmling einführte, sah Erhard, daß es allerdings ein völlig Unbekannter war, der vor ihm stand. In ein Tuch gehüllt und an seine Achsel gelehnt, trug er etwas auf den Armen herein, das er jetzt langsam niederließ, und das Tuch zurückschlagend, sahen sie ein kleines Mädchen von drei bis vier Jahren daraus hervorkommen. Das Kind mochte geschlafen haben, es hob die müden Lider schwer empor und blickte noch wie im Traume um sich, mit großen erstaunten Augen die fremde Umgebung und die fremden Gesichter anstarrend. Es weinte aber nicht, als sei es an Wechsel der Umgebung schon gewöhnt, sondern hielt nur die Hand des Fremden fest, an dessen Arm es müde das Köpfchen lehnte.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu so vorgerückter Stunde noch störe,“ begann der Fremde zu sprechen. „Ich komme soeben direct aus Amerika über Bremen hier an, durch einen Unfall an der Locomotive anstatt am Nachmittag erst am Abend, und muß morgen mit dem Frühzuge gleich weiterreisen, vorher jedoch mich meines Auftrages an Sie entledigen.“

Bei Nennung Amerikas war Julie wie Erhard erschrocken zusammengefahren — jetzt kam das Langerwartete, welches sie fürchteten und dennoch darauf harrten alle Tage, seitdem sie verrathen worden waren und mit dem Vergessen rangen.

„Bitte, setzen wir uns,“ sagte Erhard. Es war ihm plötzlich, als wanke der Fußboden unter ihm.

Der Fremde zog eine Brieftasche hervor, welcher er ein Packet Papiere entnahm und diese vor sich auf den Tisch legte.

„Um schnell die Sache klar zu machen," begann er wieder, „muß ich Ihnen sagen: ich bin ein Deutscher, Schmidt mit Namen, und lebe als Kaufmann mit meiner Frau in Philadelphia. Dort lernte ich einen Doctor Hellmuth kennen, welcher vor vierundeinemhalben Jahre von Deutschland nach Amerika auswanderte, sich in Philadelphia als Arzt niederließ und mir in einer schweren Krankheit das Leben rettete. Ich blieb seitdem in stetem Verkehr mit ihm; er war ein heißblütiger, guter Mensch, aber ohne Rast und Ruhe, und als ihm vor fünfzehn Monaten seine Frau an einem verzehrenden Leiden starb, litt es ihn nicht mehr am Ort, er trat in unsere Nordarmee ein und machte als Arzt die letzten Kämpfe gegen die Conföderirten mit. Ehe er fortging, übergab er mir aber diese Papiere, an Sie adressirt, Herr Professor Ehrhard, sowie achttausend Dollar, und nahm mir das heilige Versprechen ab, Geld und Papiere mit seinem kleinen Mädchen, das er inzwischen in Philadelphia in einer deutschen Familie in Pflege gab, Ihnen zu überbringen, falls er nicht lebend wiederkehren sollte. Er ist denn auch bei Richmond im Staate Virginien gefallen, wo ihn eine Kugel beim Ausüben seines Berufes traf. Hier ist von der Militärbehörde die Bescheinigung seines Todes. Was nun den übernommenen Auftrag anlangt, so gönnte mir mein Geschäft nicht früher Zeit als jetzt, nach Europa herüber zu kommen. Meine Frau wollte dabei ihre Familie in Stuttgart besuchen; sie ist dorthin direct von Bremen gereist und ich eile ihr morgen nach, denn ich kann mich nicht lange in Deutschland aufhalten. — Das also sind die mir anvertrauten Papiere und wie Sie sehen achttausend Dollar, welche ich Ihnen zu überbringen habe, Herr Professor," schloß er seinen Bericht, indem er die Banknoten auf den Tisch aufzählte. „Und hier ist die kleine Margarethe, Doctor Hellmuths hinterlassenes Töchterchen, mit dem er mich an Sie gewiesen hat. Gretchen," wendete er sich an das Kind, „sieh, das ist Onkel Erhard, zu welchem Dein Papa Dich schickt."

Die Kleine lehnte schlaftrunken auf dem Schooß des Fremden; bei dem Anruf ihres Namens aber hob sie die Augen auf und suchte den Genannten mit großem, neugierigen Kindesblick.

„Onkel Erhard!" rief sie erfreut. Der Name mußte ihr oftmals vorgesagt worden sein, denn sie lachte den Professor wie einen guten Bekannten an und streckte ihm vertraulich das dicke, runde Händchen entgegen.

Er aber, anstatt dasselbe zu ergreifen, sprang auf und das Kind mit entsetzten Blicken anstarrend, wich er erschrocken vor demselben zurück.

„Mein Gott, Annas goldenes Haar!" stieß er hervor, auf das helle Gelock des Kindes blickend.

„Hellmuths braune Augen," flüsterte Julie in äußerster Bestürzung.

Welche Kunde war da zu ihnen gedrungen. Anna gestorben, Hellmuth auf dem Schlachtfeld gefallen und hier beider Kind! Es war zu viel, was

da mit einem Male auf sie eindrang. Während Juliens Augen in Thränen schwammen, trotz alledem was geschehen war, litt es Erhard nicht auf seinem Platz; eine furchtbare Aufregung jagte ihn im Zimmer auf und nieder, nach Fassung ringend, ehe er dem Fremden ein Wort zu erwidern vermochte. Aber wie er sich auch zu sammeln versuchte, es war ihm unmöglich, das Kind wieder anzusehen, diesen lebenden Zeugen der ihm angethanen Schmach. Noch weniger aber konnte er es bei sich behalten — nein, je eher es wieder aus dem Hause kam, je besser ist es. Es war eine Ungeheuerlichkeit, die ihm da angesonnen wurde, eine unerhörte, frevelhafte Zumuthung, die kein Gerechtdenkender, weder lebend noch todt, an ihn stellen durfte; es ging über Menschenkraft hinaus, was von ihm gefordert wurde.

Wie er sich das im Auf- und Niederschreiten vorsagte, gährte es immer wilder in ihm auf, anstatt daß er ruhiger geworden wäre. Er war wie verwandelt; das Blut kochte ihm vor Empörung in den Adern. Nie in seinem Leben hatte er einen solchen Zorn empfunden, wie in diesem Augenblick, als wage man noch aus dem Grabe heraus die ihm angethane Schmach zu vergrößern, ferner noch verrätherisch an der Ruhe seines Lebens zu rütteln. Ein Kind aufnehmen! Er, der nie ein Kind um sich gehabt, der an Stille, geräuschlose Thätigkeit, geregelte Ordnung gewöhnt war, er sollte ein Kind um sich dulden mit allem, was an Unruhe, Lärm und Störung damit verbunden war, ein Umsturz seines ganzen Lebens. Und nun noch dazu dieses Kind der Sünde, diesen fortwährenden Mahner an das herbste Elend seines Lebens.

Er kehrte sich plötzlich um mit zornflammenden Augen, wilde Empörung in jedem Zuge seines sonst so stillen Gesichtes.

„Herr Schmidt, Sie fordern eine Unmöglichkeit von mir," stieß er heftig hervor, in einiger Entfernung von jenem stehen bleibend, als fürchte er das kleine Wesen, welches dort ruhig und müde lehnte, das Kinderhändchen mit den kleinen Grübchen und rosigen Fingern, welches sich vorhin ihm entgegenstreckte. „Ich bin ein einsamer alter Gelehrter, ich kann kein Kind bei mir aufnehmen."

„Ich fordere gar nichts, Herr Professor," entgegnete kurz, aber gelassen der Fremde. „Ich entledige mich nur des mir übergebenen Auftrages. Vielleicht ist das auch gar nicht von Ihnen erwartet worden, sondern nur ein Unterbringen des verlassen dastehenden Kindes hier in der alten Heimath des Vaters."

„Auch das wüßte ich nicht zu versorgen und es könnte doch auch nicht sofort geschehen," wehrte sich Erhard mit schroffer Entschiedenheit dagegen. „Können Sie nicht das Kind wieder mit sich nehmen? Es bei sich behalten? Es ist an Sie und an Ihre Frau gewöhnt. Zu pecuniärer Entschädigung bin ich bereit — aber in meinem Hause kann ich es nicht aufnehmen — nun und nimmermehr!"

„Nein, Herr Professor, das ist für mich ganz unmöglich," meinte ebenso bestimmt der Fremde. „Ich habe gethan, was ich zu thun versprochen, mehr kann von mir nicht geschehen. Uebrigens kehre ich vor der Hand allein nach Amerika zurück, meine Frau bleibt eine längere Zeit bei ihren Eltern in Stuttgart und ich kann zu diesen kein fremdes Kind mit hinbringen. Morgen früh fünf Uhr reise ich von hier wieder ab und die Kleine kann also auch diese Nacht nicht bei mir im Hotel bleiben."

Wieder fing Erhard an unruhig auf und ab zu gehen, als werde er von einem Heer von Feinden verfolgt.

Das arme Kind, über welches so heftig verhandelt wurde, das in die rauhe, fremde Welt wie ein Ball hineingeschleudert worden war, den Keiner aufnehmen wollte, sondern herüber und hinüber ein Jeder mit dem Fuße von sich stieß, sah, nicht ahnend, daß es sich um sein Geschick jetzt handle, den ruhelosen Schritten Erhards nach. Wie diese auf und nieder hasteten und die verwunderten Blicke ihnen neugierig folgten, wurden die Augen des Kindes wieder müde, als sehe es den Schwingungen einer Wiege nach, welche einschläfernd sich hin und her bewegten; zuweilen sanken ihm die Lider schwer herab, dann riß es dieselben mit Gewalt wieder auf und starrte abermals dem unablässig sich Bewegenden nach. Endlich, als die ruhelosen Schritte im Auf- und Niederstürmen nicht rasten wollten, rief es mit süßer, bittender Stimme:

„Lieber Onkel Erhard, laß mich in mein Bettchen gehen, ich bin gar so müde."

„Aber das ist doch eine unerhört entsetzliche Lage," stieß dieser in zorniger Verzweiflung hervor und blieb fassungslos vor Julie stehen. „Sie müssen begreifen, Frau Julie, daß dieses Kind keine Nacht unter meinem Dache bleiben kann, daß es fort muß, sogleich, um jeden Preis! Was ist aber da zu thun? Um des Himmels willen, rathen Sie — helfen Sie, Frau Julie!"

Diese hatte schweigend in heftiger innerer Erregung mit ihren Thränen gerungen, welche wider Willen sich verstohlen aus ihren Augen hervordrängten. Die Nachricht von Hellmuths Tode erschütterte sie zu gewaltig, aber ihr Entsetzen vor dem Kinde war nicht so groß wie das Erhards. Sie suchte ihr Mitleid vor sich selbst damit zu entschuldigen, daß die Lage des kleinen verlassenen Wesens eine gar zu trostlose sei, und sie fand es grausam und hart von dem Professor, dasselbe in dieser schroffen Weise von sich zu stoßen.

Sie überlegte jetzt einen Augenblick, dann meinte sie:

„Das Daheim der Diakonissinnen ist nicht weit von hier, eine Kinderbewahranstalt ist damit verbunden. Wenn auch die Kinder nur während des Tages darin Aufnahme finden, wäre es doch vielleicht möglich, daß wir die Kleine vor der Hand dort unterbringen könnten."

„Ja, thun wir das — versuchen Sie es wenigstens, Frau Julie," sagte er hastig, wie erlöst von diesem Gedanken, und zum ersten Male empfand er es wie einen Segen, daß er diese Frau in seinem Hause habe.

„Gut, eilen wir dorthin," rief der Fremde kurz, als sei schon zu lange Zeit nutzlos gesprochen und gezögert worden. „Das Gepäck der Kleinen liegt noch in der Droschke, bringen wir sie mit ihren Sachen gleich in dem Wagen fort."

Er schlug das Tuch wieder um das Kind und hob es auf den Arm.

„Geld und Papiere haben Sie empfangen, Herr Professor, meine Obliegenheit ist damit abgethan; Ihnen bleibt es nun überlassen, für das Weitere zu sorgen. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Onkel Erhard," tönte noch das Kinderstimmchen, wie das letzte Zwitschern eines müden Vögelchens, unter dem Tuche hervor; denn, mit der kurzen Entschlossenheit angeeigneten Yankeethums, war der Fremde fort, so eilig und ohne nochmals rückwärts zu blicken, daß Julie Mühe hatte ihm nachzukommen.

* * *

Erhard athmete auf — endlich war er allein, endlich konnte er versuchen sich von dem wilden Aufruhr in seinem Innern zu sammeln. Erschöpft sank er auf einen Stuhl nieder.

Was war nicht alles in dieser kurzen halben Stunde auf ihn eingestürmt, welche überstürzende Menge von Gedanken hatte sich in seine Seele gedrängt, welches Chaos von Empfindungen aller Art ihn überfluthet, an Heftigkeit immer eine die andere überbietend und ihn in wilder Leidenschaft vor sich hin hetzend. Aber sonderbar, — jetzt, als das beseitigt war, was ihn so völlig aus Rand und Band gerissen, ihn zum wildesten Ausbruch seiner beleidigten Mannesehre, seines tiefgekränkten Herzens getrieben, als das Kind fort war, an dem er ausgelassen, was er an bitterm Groll, an Haß und Verachtung alle diese Jahre hindurch gegen dessen Erzeuger empfunden und in sich getragen hatte: da war die Leidenschaft verraucht und das Kind und dessen bedrohende Nähe vergessen, und er sah nur noch zwei Todte vor sich liegen, an denen er nichts mehr von der lang genährten Bitterkeit auslassen konnte.

Was will auch Groll und Haß noch an den Todten thun? Wer jenseits des Lebens steht, in dem er gefehlt und gesündigt und Herzen gebrochen hat, der steht auch über allem Hassen, und ist allem Zürnen und allem Verlangen entrückt, daß an ihm hier gestraft werde, was er gesündigt hat, und der Tod, der große Sühner und Versöhner, hat seine Schuld cassirt. Es ist wie eine gelöschte Rechnung, mag nun das Facit derselben ausgezahlt worden sein oder nicht.

Anna — Hellmuth — beide todt! Es übermannte ihn jetzt, da er es in der Stille bedachte. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte krampfhaft auf.

Er hatte sie einstens so sehr geliebt, so über alle Menschenworte hinaus! Der Freund war mit ihm aufgewachsen und mit seinem Dasein verwachsen, ihre Lebenswurzeln hatten sich durch- und umeinander geschlungen, und wie auch die Stämme einzeln daraus emporstrebten, sie fußten doch einer mit in des anderen Brust. Und Anna, dieser entzückende Traum eines Jahres, worin er des Liebesglück eines ganzen Lebens gedrängt und genossen hatte! Ja, ein Traum war es nur gewesen, er wußte nun, sie hatte ihn nie geliebt, wie er sie — Wahrheit war aber trotzdem seine Liebe gewesen und obgleich er diese todt und begraben geglaubt, hatte sie dennoch fortgelebt, ihm unbewußt, in dem stillsten Winkel seiner Seele, und wachte nun wieder auf in ihrer alten Größe und Herrlichkeit, wie er an der Tiefe seines Schmerzes empfand. Aber es war nichts Herbes dabei, etwas still Weihevolles, Erhabenes, Friedenreiches, wie wenn Kerzen auf dem Altar brannten und vor demselben ständen die beiden Särge in den weiten Hallen eines Domes, so feierlich war ihm zu Sinn, so dehnte und weitete sich sein Herz wieder aus und lebte auf in diesem großen Schmerz.

Als er jetzt die Hände wieder von dem thränenüberströmten Gesicht herabsinken ließ, war nichts mehr darin zu lesen, was an Groll und Haß erinnerte. Mit dem Nachlassen des wilden Aufruhrs in seines Seele und der darauf folgenden Abspannung war etwas Weiches über ihn gekommen, als ob alle Bitterkeit daraus geschwunden sei und er nun wieder aufathme in der alten Schönheit und Harmonie seiner liebereichen Natur. Der wilde Sturm, der ihn durchtobt, hatte reinigend gewirkt und alles Fremdartige aus seinem Herzen gestoßen, das vier Jahre lang darin genistet und ihn sich selbst entfremdet gehabt. Und obschon er nun zwei Todte begraben mußte, hatte er doch zwei in seiner Liebe Lebende wieder gewonnen.

Seine Blicke suchten das Couvert mit den Papieren, welches der Fremde auf den Tisch gelegt hatte; die Adresse, an ihn gerichtet, war in den großen bekannten Zügen von Hellmuths Handschrift geschrieben. Ja, wie bekannt waren ihm diese! Sie hatten als Jungen zusammen auf der Schulbank gesessen, zusammen die ersten Buchstaben malen gelernt, und von den ungelenken Strichen der Kinderhand, durch alle Stufen der Entwickelung bis empor zu der ausgeschriebenen Handschrift, hatte er diese Züge gekannt. Und hier standen nun die letzten an ihn geschriebenen! Was mochte Hellmuth dabei gefühlt haben? Ob ihm nicht das Herz gezittert hatte, und wäre es ein wenig nur gewesen, in Weh, in Reue, vielleicht in etwas Liebe noch um der alten, alten Freundschaft willen? Erhard hatte nie wieder diese Handschrift lesen wollen, seitdem sie ihm damals den Todesstoß bringen konnte; jetzt aber sah er mit Rührung darauf nieder und sehnte er sich, ach so sehr, mehr davon zu lesen, noch ein weiteres Wort, das mehr zu

ihm sagen konnte als nur kalt seinen Namen. Er griff nach dem Brief und erbrach ihn. Der Geburtsschein des Kindes, Annas Todtenschein und ein Brief mit Julies Adresse fielen heraus, und da, ja da lag auch noch ein Blatt mit Hellmuths Schrift an ihn. Mit bebender Hand faltete er es auseinander und las Folgendes:

„Ich weiß nicht, ob Du uns zu verzeihen vermagst, Erhard. Kann ein Mensch so groß denken, um das über sich zu vermögen, nachdem ihm angethan wurde, was Dir von uns, so bist Du vielleicht dieser Eine. Vermagst Du es nicht, so bist Du aber in Deinem guten Recht, denn wir haben Todsünde an Dir begangen. Glaube aber nur, sie hat uns kein Glück, nur einen kurzen, verfliegenden Rausch, aber kein wahres Glück finden lassen; sie stand immer zwischen uns und ihm, wie der Engel mit dem rächenden Schwert und machte uns elend. Und es war gerecht, daß dem so war! Anna hat schon den Tod gefunden — laß ihre Schuld damit gelöscht sein, die ihrige war die kleinere: und ich gehe nun, ihn ebenfalls zu suchen, auf daß auch meine, die größere Schuld gesühnt werde. Eine Bitte nur laß mich noch an Dich richten. Ich habe ein Kind, ein Mädchen, das, wenn ich nicht mehr bin, verlassen hier in der neuen Heimath stehen wird, wie freilich auch drüben in der alten, denn ich habe keine nähere Verwandte mehr, an welche ich es verweisen könnte; aber dennoch möchte ich, daß es dort aufwachse und erzogen werde, wo wir beide, Du und ich, zusammen als Kinder aufwuchsen und glücklich waren. Ich habe angeordnet, daß es nach meinem Tode hinüber gebracht werde, und Dich bitte ich, daß Du es dort in einer Anstalt unterbringst, wo gut für dasselbe gesorgt werde. Achttausend Dollar, alles was ich an Geld erübrigt habe, sende ich dazu mit. Und nun lebe wohl auf ewig! O daß es zwischen uns geblieben wäre wie sonst, oder daß ich wenigstens einmal noch Deine Hand fassen und sagen könnte: Erhard, geliebter Freund, vergieb Deinem Hellmuth."

Das Blatt zitterte heftig in Erhards Hand, als er es durchlas, und da er es wieder niederlegte, standen seine Augen voll Thränen.

„Armer Freund," dachte er, „daß Dir und mir dieses Leid, das uns trennte, erspart worden wäre; arme Anna, daß Du nur dem von uns beiden angehört hättest, mit welchem Du wirklich glücklich werden konntest! So sind wir alle drei elend geworden: ich, weil ihr mich verriethet, der euch so über alle Maßen liebte — ihr, weil ihr die Schuld nicht ertragen konntet, an Dem begangen, den ihr doch auch lieb hattet. Ich habe bis jetzt immer nur an das Unrecht gedacht, welches mir angethan worden, und nicht daran, wie schwer ihr im Kampf mit der Sünde gerungen, und da ihr unterlaget, gelitten habt wie ich. Geliebteste, wie könnte ich nun euch noch zürnen!"

Und wieder verging ihm in dieser Nacht wachend Stunde auf Stunde, ohne daß er bemerkte, wie sie dahinrannen; aber es war kein so kummer-

volles Wachen wie damals, da sein Unglück über ihn hereinbrach. Ihm war fast, als feiere er ein Wiederfinden und lebe wieder auf mit Denen, welche er einmal verloren gehabt. Sein Geist flog zurück in die fernste Vergangenheit und durchwanderte die Erinnerungen, welche ihn mit dem Freunde verbanden; von den munteren Jungenstreichen an und der frohen Studentenzeit, bis herauf, wo sie zu ihrer Berufsthätigkeit gelangten. Es erquickte ihn ordentlich, daß er wieder daran denken konnte mit der alten warmen Liebe. Und auch die Zeit, wo Anna sein ward, stand wieder in sanftem Lichte vor ihm; was er da empfunden, war doch ein genossenes Glück gewesen, und jetzt, wo er nun die Geliebte dort wußte, wo nicht Mann und nicht Weib ist und man nicht freit, liebte er sie wieder in aller Kraft, aber anders, verklärter, ohne Qual und Eifersucht.

Der Tod ist nicht das ärgste Leid, das uns treffen kann; hier aber war er der große Heilkünstler und Versöhner für ein sonst unheilbares Leid geworden. —

Als Erhard und Julie sich am anderen Morgen wiedersahen, hatte er ihr den Brief gegeben, welchen Hellmuth für sie mitgeschickt. Sie war damit auf ihr Zimmer geeilt, in Einsamkeit und Stille die letzten Worte zu lesen, welche der Verstorbene an sie gerichtet, seine Bitte um Vergebung, die er ihr noch zugerufen, ehe er möglicherweise in den Tod ging. Ach, verziehen hatte sie ihm schon, ehe er darum bat, als sie die Nachricht seines Todes gestern Abend empfing. So tief auch Hellmuth sie beleidigt hatte, die Liebe zu ihm war nie ertödtet gewesen, und seitdem sie in die Augen seines Kindes geblickt, in diese gleichen braunen Augen, womit er sie einst angesehen, seitdem fühlte sie sich zu dem Kinde hingezogen, als zu einem Theil des noch immer Geliebten.

Sie hatte nie Kinder gehabt aber immer ein heißes Verlangen danach empfunden und gedacht, daß der Besitz eines Kindes Hellmuth inniger und fester an sie gebunden haben würde, als es leider ohne ein solches mit den Jahren der Fall gewesen war. Und da war nun sein Kind einsam und verlassen über das weite Meer gekommen und sollte auch hier einsam und verlassen sein, vertrieben wo es die Füßchen hinzusetzen wagte, von Fremden hin und her gestoßen, ohne ein Heim, darin es in Liebe aufwachsen und gedeihen konnte. Wenn sie nur in der Lage gewesen wäre, für dasselbe sorgen zu können, sie würde die arme, erbarmungswürdige Waise an ihr Herz gezogen, sie bei sich behalten und behütet haben.

So hoch sie Erhard schätzte und ehrte, so dankerfüllt sie für ihn war, konnte sie doch ihm ordentlich gram sein, daß er so entschieden feindselig gegen das Kind aufgetreten war. Wenn er auch ein Recht hatte das Kind zu hassen, denn er war zweifach gekränkt worden und mochte darum auch die ihm angethane Beleidigung doppelt in dem kleinen Wesen empfinden, so war doch die Härte, womit er das unschuldige Kind von sich stieß, abscheulich. Warum sollte dieses der Eltern Sünde büßen? Sie konnte sich dessen nicht

erwehren, das Kind jammerte sie! Aber davon durfte sie freilich den Professor nichts ahnen lassen, er würde sie in diesem Punkte weder verstehen noch entschuldigen.

Sie hatte an dem gestrigen Abend nicht gewagt, ihn nochmals zu stören, seine furchtbar leidenschaftliche Erregung abermals aufzurühren, indem sie ihm über den Erfolg ihrer Bemühung berichten wollte. Nun mußte es aber doch geschehen, so sehr sie sich auch fürchtete, den leidigen Gegenstand wieder zu berühren. Sobald sie nach dem Durchlesen von Hellmuths letzten Zeilen einigermaßen wieder Fassung gewonnen hatte, ging sie zu dem Professor und sagte ihm, daß die Oberin der Anstalt darauf eingegangen sei, das Kind wenigstens so lange bei sich zu behalten, bis eine andere Versorgung für dasselbe gefunden worden, was hoffentlich möglichst bald geschehen werde.

Ach das Kind! Er hatte kaum mehr desselben gedacht, so erfüllt war er von den beiden geliebten Todten und von der Erinnerung an die vergangenen glücklichen Zeiten gewesen. Nun aber trat es wieder ganz in seine Gedanken ein und damit die peinliche Unruhe, was damit werden solle, und wie er der Verpflichtung, Hellmuths letzter Bitte, das Kind in gute Hände zu bringen, gewissenhaft nachkomme. Dabei überfiel ihn die bedrückende Vorstellung seiner Heftigkeit, womit er gestern Abend das Kind von sich gestoßen, es aus seinem Hause gejagt hatte; er warf sich das nun als einen Act brutaler Roheit vor und begriff nicht, wie er sich dazu konnte hinreißen lassen.

Innerlich beschäftigte ihn das während des ganzen Tages; so sehr er sich auch bemühte, er brachte die leidige Angelegenheit mit dem Kinde nicht aus dem Sinn. Sie hinderte ihn am Denken und Arbeiten, und endlich gegen Abend warf er mißmuthig die Feder aus der Hand und stand von seinem Schreibtisch auf. Er sah ein, er mußte etwas thun, die innerliche Unruhe zu beschwichtigen, und da entschloß er sich, zu der Oberin in die Anstalt zu gehen, ihr die Kleine, welche nun einmal seine Schutzbefohlene geworden war, selbst angelegentlich zu empfehlen. Vielleicht konnte auch die Oberin ihm Rathschläge zu weiterem Unterbringen geben und damit diese Sorge von ihm nehmen. Der Gang dahin war ihm freilich unangenehm genug; aber da von seiner Seite etwas geschehen mußte, so war dieses doch das Geringste, was er thun konnte.

Er öffnete leise seine Zimmerthüre und schloß sie hinter sich ebenso wieder zu. Er wußte nicht warum, aber es wäre ihm unangenehm gewesen, Julien zu sagen, wohin er gehe, und obgleich sie nie darnach zu fragen wagte, trat er doch behutsam auf, daß sie sein Fortgehen nicht höre; wie ein Schulknabe, der, statt zu arbeiten, heimlich aus dem Hause sich schleicht.

Auf der Straße angelangt, schritt er hastig vorwärts. „Ich werde nur mit der Oberin sprechen und das Kind gar nicht erst sehen," nahm er sich vor. Er konnte nun einmal den peinlichen Eindruck des gestrigen Abends, die Unruhe, welche ihn darum erfüllte, nicht verwinden. Das zarte Stimmchen, die kleine Hand, die goldenen Haare, der Blick der braunen Augen, es

quälte ihn, wenn er daran dachte, und er mochte sich dem nicht nochmals aussetzen. So warm sein Empfinden für Hellmuth und Anna wieder erwacht war, ihr Kind war ihm ein zu fremder, beängstigender Gegenstand, mit dem er so wenig als möglich zu thun haben wollte.

Unter solchen Gedanken war er, vor sich niederblickend und schnell vorwärts schreitend, bis an die Anstalt gelangt, als er sich plötzlich Jemand gegenüberstehend fand, welcher eben von dort herausgekommen war. Er sah auf und erblickte Julie. Daß er dieser nicht entgehen konnte! Er wurde dunkelroth im Gesicht, sie nicht weniger als er, und beide sahen einander mit größter Befangenheit an, als schämten sie sich, Eines vom Anderen hier getroffen zu werden. Jedes stammelte etwas in seiner Verlegenheit, worauf das Andere nicht sehr hörte; sie von „erkundigen wollen", er von „empfehlen müssen", das als eine Entschuldigung gelten sollte, sich auf diesem Wege zu befinden. Dann trennten sie sich so schnell als möglich, ärgerlich über sich und den unglücklichen Zufall, der sie einander hier in den Weg führen mußte.

Ueber die Gartenmauer tönten lärmende Stimmen spielender Kinder, und als Erhard das Thor öffnete und in den Garten trat, sah er eine Schaar kleiner wilder Tumultuanten, erschrocken über sein Erscheinen, hinter die Büsche fliegen und verschwinden, wie aufgescheuchte Vögel, wenn ein Hund unter sie fährt. Nur auf der obersten Stufe der Treppe, welche zu der Hausthüre emporführte, saß abseits und allein ein kleines Mädchen, das nicht auch davon floh. Regungslos saß es da, das dicke runde Aermchen, welches aus dem kurzen Aermel des Kleidchens hervorsah, auf das Knie gestemmt und in das Händchen das Kinn gelegt, die rothen Lippen fest geschlossen und die Augenbraunen finster zusammen gezogen, als schmolle es mit sich, mit Andern, mit der ganzen Welt. Der helle Sonnenschein umfluthete in breiten Strömen die kleine Gestalt und ließ die krausen blonden Haare, welche wirr emporgerichtet das Köpfchen umstanden, wie den Glorienschein eines Engels leuchten. Sie saß so inmitten der Treppenstufe, daß Erhard nach keiner Seite emporgehen konnte, ohne sie zu streifen, und darum zögerte er, die Treppe zu betreten; denn er hatte sofort in dem Kinde das gefürchtete Gretchen erkannt.

Indem er einen Augenblick zaudernd erwog, ob er rückwärts oder vorwärts gehen sollte, trat oben aus der Hausthür eine Diakonissin heraus. Nun blieb ihm nichts anders übrig, er mußte vorwärts gehen und grüßen. Kaum aber hatte der abgenommene Hut sein weißes Haar entblößt, als auch die Kleine sich lebhaft erhob und freudig ausrief:

„Onkel Erhard, holst Du mich?"

Und ehe er sich dessen recht versah, lag die kleine weiche Kinderhand in der seinigen. Im ersten Impuls wollte er versuchen, sich ihrer gleich wieder zu entledigen; wie aber der warme, vertrauensvolle Druck der Fingerchen seine Handfläche berührte, durchzitterte ihn ein sonderbares Gefühl von Rührung und hinderte ihn, das zu thun. Beschämt sah er auf

das Kind nieder, dem er gestern so rauh begegnet war und welches dennoch sich vertrauend an ihn wandte, und da schlossen sich seine Finger um das Händchen und hielten es fest.

„Ich bin die Oberin und habe wohl die Ehre, Herrn Professor Erhard vor mir zu sehen?" fragte jetzt die in der Thür stehende Dame.

„Ja," entgegnete er. „Ich bin hierhergekommen, um persönlich das Kind Ihrer gütigen Fürsorge zu empfehlen."

„Dessen bedurfte es nicht, aber es ist sehr gut, daß Sie gekommen sind, Herr Professor," fuhr die Oberin fort. „Die Kleine hat während des ganzen Tages nach Ihnen verlangt, und wir haben Mühe gehabt, sie mit der Hoffnung zu beschwichtigen, daß Sie noch kommen würden. Darauf hat sie Ihrer geharrt mit unermüdlicher Ausdauer, die wirklich außergewöhnlich bei einem so kleinen Kinde ist und wohl den Grund in ihrer traurigen Vereinsamung hat. Nichts wirkte, sie zu zerstreuen und abzulenken; vor den andern Kindern zeigt sie große Scheu und ist nicht zu bewegen, mit ihnen zu spielen. Vermuthlich war sie nie unter Kindern, sondern immer nur in Gesellschaft Erwachsener, und man muß ihr viel von Ihnen gesprochen haben, da sie sehr an Ihnen hängt, während Sie ihr doch eigentlich fremd sind. Selbst von der Dame, welche gestern Abend die Kleine herbrachte und soeben hier war, nach ihr zu sehen, wollte sie nichts wissen; sondern sie fragte nur immer wieder: wo Onkel Erhard bleibe."

Während die Oberin dieses alles erzählte, hatte sich das blonde Köpfchen an Erhard geschmiegt und der rothe Kindermund zärtlich seine Hand geküßt. So leicht wie ein Blatt hing das Kind an seinem Arme und doch war ihm, als sei es nicht wieder abzuschütteln.

Er stand in rathlosester Verlegenheit da; was mit ihm vorging, ist schwer zu beschreiben, wie es ihm selbst unbegreiflich war. Die Erzählung der Oberin bewegte ihn tief. Ein überwallendes Gefühl von Zärtlichkeit erfaßte ihn plötzlich für das kleine verlassene Wesen, welches so vertrauend auf ihn hoffte, ein Verlangen überkam ihn, es an sich zu drücken und es nicht wieder los zu lassen, für sein liebereiches Herz anstatt der beiden Todten ein lebendes Wesen zu gewinnen, das er lieben, halten, besitzen konnte lange, lange Jahre seines Lebens hindurch; und doch dabei die Angst vor der Unruhe, dem dadurch entstehenden Umsturz seines Lebens, vor dem, was Julie zu diesem plötzlichen Wechsel seiner Entschlüsse sagen, und wie es seinem Hause angepaßt werden könne, einen solchen kleinen Bewohner zu beherbergen. Nein, es war das eine Unmöglichkeit, an die gar nicht gedacht werden konnte!

„Ich bin in einer eigenthümlichen Lage," stammelte er endlich, da er der Oberin doch etwas erwidern mußte. „Der Vater des Kindes hat es meinem Schutze anbefohlen, und nun weiß ich nicht wohin damit."

„Sie selbst können es nicht bei sich aufnehmen?"

„Dazu bin ich eine zu ungeeignete Persönlichkeit — ich wüßte gar nicht, was einem Kinde noththut — — —“

„Vor allen Dingen Liebe,“ fiel sie ihm milden Tones in das Wort. Wo aber soll es die gleich finden? Alles andere ist leicht für dasselbe zu erlangen und zu erkaufen, nur diese nicht.“

Die Kleine an seiner Hand fing aber an ungeduldig zu werden. „Onkel Erhard, wir wollen gehen,“ drängte sie ängstlich bittend, und versuchte ihn vorwärts zu ziehen.

Und da, er wußte nicht, wie es geschah, gab er dem Zuge der kleinen Kinderhand nach, die ihn vorwärts drängte und damit seinen Willen gefangen nahm.

„Nun so komm, Gretchen,“ sagte er halb widerstrebend, eine Beute widersprechendster Gedanken und Empfindungen, „wir wollen versuchen, ob es angehen wird.“

Das Kind lachte hell auf und sah glücklich zu ihm empor; es lag wie Sonnenschein auf dem vorhin so schmollenden Gesichtchen und die braunen Augen funkelten vor Freude. Dabei zog es immer heftiger an der Hand, die es nicht wieder losgelassen, als fürchte es, daß Erhard wieder anderen Sinnes werde, und er konnte kaum noch die nöthigsten Worte mit der Oberin wechseln, der Kleinen Hütchen und Tuch bringen lassen, dann fand er sich plötzlich mit ihr auf der Straße, sie neben ihm hertrippelnd und er seine Schritte nach denen der niedlichen Füße richtend. Wie reizend das kleine Geschöpfchen aussah, das fröhliche Gesichtchen zu ihm aufblickend, in jeder Wange ein Grübchen, und Mund und Augen ihn anlachend, daß es ihm warm durch die Seele drang. Der Abendwind wehte ihnen entgegen, spielte mit dem goldenen Geringel ihrer Haare und blähte die Zipfel ihres Tuches wie Flügel hinter ihr auf, und Erhard hielt das Händchen nur um so fester, als sorge er, die kleine Gestalt neben ihm könne wie ein Engel auf dem Hauche des Windes mit hinwegfliegen.

So bewegte er sich mit dem Kinde vorwärts, wie in einem Traume süßer Empfindungen befangen, nichts erwägend, sondern nur einem Gefühle von Glück hingegeben, das er lange Jahre nicht empfunden hatte — bis er sich plötzlich an seiner Gartenthür befand und aus der rosigen Wolke seines Träumens in die graue Wirklichkeit zurückgestoßen wurde. Der Gedanke an die praktische Ausführung seines überhasteten kühnen Entschlusses, an das, was Julie dazu sagen würde, welcher er doch eine große Last brachte, überfluthete ihn von Neuem mit Schrecken und Unruhe. Am liebsten wäre er gleich wieder mit dem Kinde umgekehrt, es dahin zurückzubringen, von woher er es geholt, wenn das nur der Oberin gegenüber geschehen konnte. Er kam sich wie ein Wahnwitziger vor, der sich tollkühn in ein gewagtes Unternehmen gestürzt und nun nicht mehr weiß, wie er vor oder zurück gehen soll.

„Am besten ist es,“ dachte er, „ich nehme jetzt das Kind in mein

Zimmer, verberge es dort, bis ich Frau Julie darauf vorbereitet und versucht habe, sie gütlich für meinen thörichten Entschluß zu stimmen. Wir können ja jeden Tag das Kind wieder fortbringen."

Er spähte nach den Fenstern und nach der Hausthür; zu seiner Beruhigung war Niemand dort zu erblicken, der ihn und das Kind bemerkt hätte.

„Komm Gretchen, ich will Dich tragen," flüsterte er ihr zu und hob sie schnell entschlossen auf den Arm, um sie leise, wie eine einzuschmuggelnde verbotene Waare, in sein Zimmer zu tragen damit die Schritte der kleinen Füße den seltsamen Eindringling nicht unzeitig verrathen möchten.

Die Kleine aber sah in dieser plötzlichen Erhebung eine Liebesäußerung ihres stillen Führers. Kaum befand sie sich auf seinem Arme, da schlang sie die ihrigen um seinen Hals, drückte das rosige Gesichtchen an seine Wange und ließ die lange zurückgedrängte Zärtlichkeit des armen verlassenen, so liebebedürftigen Herzchens ungehindert und rückhaltlos zum Ausbruch kommen. „Mein guter, guter Onkel Erhard!" rief sie und drückte das Gesichtchen immer dichter, die Arme immer fester an ihn.

Und er?

Ach wie lange war ihm Solches nicht geschehen — seitdem seine Mutter todt war, nicht! Anna hatte nie Liebkosungen für ihn gehabt, wie er selbst auch zu schüchtern damit gewesen war. Seine Mutter aber, die hatte oft so die Arme um ihn geschlungen und seinen Kopf an ihr treues Herz gedrückt, wie einst dem Kind, das dorthin in aller Noth seines kleinen Lebens sich flüchtete und da Schutz und Hilfe fand, so auch dem Manne noch. Und jetzt nun diese weichen Kinderarme stürmisch um ihn geschlungen, das liebewarme Gesichtchen an ihn gedrückt, die braunen Augen treuherzig und vertrauend in die seinigen blickend — ihm erzitterte das Herz in einem Wonnegefühl ohne Gleichen. Da konnte er nicht widerstehen: er preßte das kleine Wesen fest und zärtlich an sich und drückte einen Kuß und wieder einen auf die frischen Kinderlippen, welche diese Liebkosung in überfließender Zärtlichkeit erwiderten.

„Mein Gretchen, mein liebes kleines Gretchen," stammelte er bewegt, „werde es wie es mag, ich lasse Dich nicht wieder von mir."

So, mit seiner lieblichen Last auf dem Arme, ging er auf sein Haus zu. Er trat jetzt gar nicht leise auf, wie er doch erst in Absicht gehabt; nein, fest und ordentlich stolz schritt der Professor einher, als gelte es, seinen kleinen, im Fluge gewonnenen Schatz nun auch gegen eine Welt voll Feinde sich zu sichern.

Als er das Vorhaus betrat, wurde eine gegenüber befindliche Thür geöffnet und Julie erschien in derselben. Sie blieb wie festgebannt darin stehen, als wisse sie nicht, wie ihr geschehe. Denn sie traute ihren Augen kaum, den Professor mit dem Kind auf dem Arm zu sehen, demselben Kind, das er gestern keine Minute länger im Hause dulden wollte, das,

wie sie begreifen sollte, fort mußte um jeden Preis — und das er nun selbst wieder in sein Haus trug, und noch dazu mit einem Gesicht, als bringe er das Glück seines Lebens herein!

Sie starrte ihn sprachlos vor Erstaunen an, er aber machte entschlossen, mit einer ziemlich herausfordernden Miene, Front gegen sie. Da war nun der zu beginnende Kampf — nun wohl, er war bereit, ihn aufzunehmen. Und obgleich jetzt alles Heimlichthun unmöglich geworden war, behielt er dennoch Gretchen auf dem Arme und hielt sie fest an sich gedrückt, als habe er Sorge, sie könne ihm genommen werden.

„Ich bringe das Kind mit, Frau Julie. Es wollte nicht von mir lassen, das arme, kleine Herz, und da müssen wir wohl sehen, wie wir es ihm wohnlich bei uns machen," sagte er, und sein ernstes, entschlossenes Gesicht ging dabei ordentlich in Glückseligkeit auf.

Zu seiner Verwunderung kam keine der erwarteten Einwendungen, kein Laut des Schreckens oder der Mißbilligung über Julies Lippen. Nein, von alledem nichts, sondern frohlockend, daß er ihrem geheimen Verlangen nachkomme, brach sie in einen Freudenruf aus.

„Sie wollen das Kind bei sich behalten?" rief sie voll Jubel. „Gott segne Sie für diesen Entschluß, Herr Professor!"

Und nun wurde es laut in dem sonst so stillen Haus, daß man es ob seiner Verwandlung kaum wiederzuerkennen vermochte. Das Geplauder, das Singen und Jauchzen des Kindes belebte es, wie das Gezwitscher der Vögel den Garten. Ueberall ließ sich das helle, frohe Stimmchen hören, bald vor Onkel Erhards Thür, bald in Julies Zimmer; in der Küche, in dem Vorhaus polterten die kleinen Füße umher, trippelten die Treppenstufen auf und nieder, und knirschten auf dem Kies der Gartenwege. Dennoch störte es den Professor nicht; im Gegentheil, er lauschte dem mit Entzücken, wie einer lieblichen Musik. Sie bewegte ihm das Herz in Freude und Glück und belebte sein Denken und Streben wieder mit der früheren Wärme, wie der junge, belebende Frühlingshauch den Baum, dessen Saft der Winterfrost gefangen gehalten. Oft geschah es wieder, wie damals, als Anna hier war, daß er sein Buch aufgeschlagen liegen ließ und aufstand, um an das Fenster zu treten, wenn draußen die süße kleine Stimme ihn lockte, und um den lustigen Spielen des Kindes zuzusehen; oder um die Thüre zu öffnen, an welche dasselbe pochte und rief, es hereinzuziehen und zu küssen, die kleinen Arme um seinen Hals zu fühlen und sich „Lieber Onkel Erhard" nennen zu hören von dieser weichen, zärtlichen Stimme, die ihm alle Fibern der Brust bewegte. Wie von dem Scheidenden zu dem Kommenden, hatte sich die Liebe von den beiden Todten zu dem kleinen lebenden Menschensproß geflüchtet, und nachdem sie so lange zurückgedrängt worden und unter Haß und Groll hatte darben müssen, strömte sie nun in reicher Fülle aus seinem glücklichen Herzen über.

Und wie Erhard, lebte auch Julie im Sonnenschein neuen Glückes auf, und wenn sie mit inniger Freude alle Mühe für des Kindes Pflege unermüdlich auf sich nahm, dachte Erhard wieder und immer wieder: „Es ist doch ein rechter Segen, daß ich Frau Julie bei mir habe; ich würde nicht für meinen Liebling zu sorgen wissen."

Sie sprachen nun wieder zusammen von Hellmuth und Anna, ohne Bitterkeit, wie man von lieben Todten spricht, deren Fehl man verziehen. Und eines Tages ließ Erhard das lange verschlossen gebliebene Zimmer Annas wieder öffnen. Er holte die beiden verbannten Bilder daraus hervor, stäubte sie liebevoll sorgsam ab und hing sie über Gretchens Bett.

„Auf daß das Kind seine Eltern nicht vergesse," meinte er bewegt.

Und so leben nun diese drei vereinsamten Menschen beisammen: der Mann, die Frau, das Kind. Er hatte sich erst davor entsetzt und mit aller Macht dagegen gesträubt, gerade diese Beiden bei sich aufzunehmen, keins hatte ein verwandtschaftliches Recht an ihn, und dennoch leben sie nun unter seinem Dach und bilden die glückliche Familie des Professors.

Carl Schurz.

Von

Ulrich Bracchvogel.

(New-York.)

Carl Schurz, der Amerikaner geboren ist, war der letzte seiner Art, der Amerikanischste Amerikaner. Er war einer jener wenigen Männer, die ihrem Lande ihren Stempel aufdrücken, die ihm eine eigenartige Physiognomie verleihen, die zugleich der geistige Führer anderer sind, ohne damit sich ihrer Freiheit und ihrer Eigenart, ihrer Individualität zu begeben. Er war einer jener

sinnigen rheinischen Volksschullehrers*) am 2. März 1829 zu Liblar bei Köln geboren, auf dem Kölner Gymnasium für die Universität Bonn vorbereitet, war er hier schon 1847 Gottfried Kinkels Schüler und Freund geworden, wurde er im Frühjahr 1849 erst sein Gefährte bei dem Siegburger Zeughaus-Sturm und im Anschluß daran sein Badenscher Kampf- und Rastatter Schicksals-Genosse. Glücklicher jedoch als Kinkel, sollte er nach Einnahme der Badenschen Festung über Frankreich nach der Schweiz entkommen, während sich vor diesem, dem gefangen genommenen und zu lebenslanger Festungshaft Verurtheilten, das preußische Zuchthaus von Naugardt erschloß, das er einige Zeit danach, nach einem erneuten Proceß auf preußischem Boden, mit Spandau vertauschen sollte. Es war im März 1854, daß diese Versetzung Kinkels, dessen Strafmaß indessen endgiltig auf zwanzig Jahre bemessen worden, nach dem strengeren Spandau stattfand, und man braucht in Deutschland noch heute nicht zu den Alten zu gehören, um sich erinnern zu können, welch großen und allgemeinen Antheil das Schicksal des deutschen Professors und Dichters in der Sträflingsjacke damals selbst über die deutschen Grenzen hinaus wachrief. Wer sich aber dessen zu erinnern vermag, weiß auch, wie groß und allgemein die Freude war, als nur wenige Monate danach, im November des nämlichen Jahres, vom nämlichen Spandau aus das Wort die Oeffentlichkeit durchflog: der wollespinnende Sänger des „Otto der Schütz" sei auf unerhört kühne Weise befreit worden und ihm, wie seinem Retter sei es gelungen, alle Nachstellungen der Sicherheitsbehörden zu vereiteln und nach England zu entkommen. Bald kam Klarheit in die Sache und mit dem Namen des Befreiten flog der des Befreiers durch das ganze Land, der Name Carl Schurz. Ein voller Schimmer der Romantik umgab ihn vom ersten Augenblick an. Er war jung, kaum einundzwanzig Jahre alt; aufopfernd und ritterlich hatte er sich bewährt; und wenn man ihn seiner Kühnheit wegen bewunderte, mußte man es wegen der Klugheit, mit der er das außerordentliche Befreiungswerk ausgeführt, nicht weniger thun. Der Ruhm seiner Blondel-That war auf allen Lippen und der Bonner Ex-Studeut nahm das ganze Herz der Jungen und wohl auch der Alten seines Vaterlandes mit sich, als sich die Verbannung vor ihm aufthat. Von jenen Novembertagen 1854, da, dem strengsten Strafgesetz verfallen, der Jüngling mit dem befreiten Lehrer über die Marken Preußens floh, bis zu dem Januartage 1869, da der deutsche Reichskanzler den gastweise das alte Vaterland besuchenden amerikanischen Staatsmann in Berlin willkommen hieß, oder jenem Festmahl, das dem ersten deutschen Bundes-Senator im März 1875 von den vornehmsten parlamentarischen Größen des neuen Reichs in der deutschen Hauptstadt gegeben wurde, welch ein Wechsel der allgemeinen, welch ein Wandel der persönlichen Verhältnisse! Es ist eine amerikanische

*) Die dem Sohne nach Amerika gefolgten Eltern sind erst vor kurzer Zeit im Staat Illinois, wo sie ansäßig waren, gestorben.

Laufbahn, deren erster Theil dazwischen liegt. Eine Laufbahn, glänzend und rasch, wie sie vornehmlich in diesem Lande der schnellen Ereignisse und der allgemeinen Gleichheit möglich ist, wo einzig die Begabung, das Können und die Thatkraft adeln, und wo das Glück als Sonne wohl Pflanzen im Wachsthum begünstigt, nicht aber in launenhafter Willkür erzeugt.

Die ersten Jahre seiner Verbannung brachte Schurz theils in London, theils in Paris zu, als Zeitungs-Correspondent und Privatlehrer seinen Unterhalt gewinnend. Nachdem er 1851 die Hand einer anmuthigen und hochgebildeten jungen Dame, Margarethe Meyer, davongetragen, die, eine geborene Hamburgerin, London als Gast ihrer dort ansäßigen Schwester besuchsweise zum Aufenthalt gewählt hatte, beschloß er, die Vereinigten Staaten zu seiner und der Seinigen künftigen Heimat zu machen. Und es war sein Glücksstern, der auch ihn von jener stolzen Fluthwelle deutschen Geistesritterthums ergreifen ließ, welche die den Erhebungsjahren folgende Reaction an die Gestade der neuen Welt trieb und welche dem amerikanischen Deutschthum bis zum heutigen Tage Grundlage und Halt gegeben hat. Er kam nicht nur in ein großes Land, er kam auch in eine große Zeit. In eine Zeit, deren gewaltige Kämpfe dem hochbegabten und von einem Ehrgeiz — der vielleicht gefährlich gewesen wäre, hätte er nicht zu allen Zeiten nur eine Ingredienz einer durchaus lautern Natur gebildet — erfüllten Manne den weitesten Spielraum, das stattlichste Schlachtfeld erschlossen! Es war die mit Beginn der Fünfziger Jahre mehr und mehr zu elementarer Gewalt erwachende Bewegung zur Abschaffung der Sclaverei, in welche der deutsche Idealist und Revolutionär hineinkam, und in der er, kaum den Boden des Landes der Freiheit unter den Füßen fühlend, mit der ganzen Begeisterung der Jugend und dem Ungestüm eines kampffrohen Temperaments den eben sich schließenden Reihen der Kämpfer zueilte und bald der Führenden Einer wurde.

Nachdem Schurz, erst in Philadelphia, dann in Watertown im Staat Wisconsin ansäßig, den gründlichsten Studien der Sprache, der Geschichte und der Verhältnisse des Landes obgelegen, sah das Jahr 1856 sein erstes öffentliches Auftreten. Anlaß dazu bot der Wahlkampf zwischen Fremont und Buchanan, dem letzten demokratischen Präsidenten, welchen die Union für das nächste Vierteljahrhundert haben sollte. Die ersten in jene Zeit fallenden Schurzischen Reden galten vorzugsweise den zahlreichen Landsleuten des Sprechers im Westen. Aber schon sie, obgleich in deutscher Sprache gehalten, erregten die Aufmerksamkeit der leitenden amerikanischen Größen jenes heftigen Wahlkampfs in so hohem Grade, daß sie auf den Autor dieser Ansprachen als künftigen englischen Redner bereits damals die weitgehendsten Hoffnungen setzten. Es bedurfte nur zweier Jahre, und diesen Hoffnungen sollte ihre erste und sofort auch vollständige Erfüllung werden. 1858 trat Schurz in Illinois, wo es sich damals um den weit über die Grenzen dieses Staates hinaus bedeutsamen und Epoche machenden

Kampf zwischen Abraham Lincoln und Stephan A. Douglas um die Stelle eines Bundes-Senators handelte, als oratorischer Kämpe Lincolns in englischer Sprache mit einem solchen Erfolg auf, daß man ihn gleich darauf zur Bekämpfung der eben in den Neuengland-Staaten so übermächtig gegen die Eingewanderten das drohende Haupt erhebenden „Knownothing-Bewegung" nach Boston berief. Und gerade hier, im Herzen des nativistischsten Bevölkerungs-Elements des ganzen Landes war der Eindruck, den der eingewanderte junge Deutsche als englischer Redner und Debatteur machte, ein so überraschender und ein so tiefgehender zugleich, daß sich bald das gesammte Amerikanerthum staunend dem großen forensischen Talent zuwendete, für welches es dem Auslande verpflichtet war, das es aber fortan mit ängstlichem Stolz als das seine betrachtete und in Anspruch nahm.

Und in der That war den Amerikanern dieser aus einer andern Sprache und einem andern Volk ihnen überkommene Redner, als solcher etwas gänzlich Neues. Da war nichts von dem alle Tonarten menschlicher und gelegentlich wohl auch unmenschlicher Vortragsart durchstürmenden Pathos, welches die theatralische Scene, die Kanzel und die politische Rednerbühne Amerikas beherrscht. Statt aller dieser urwüchsigen und in ihrer Art ja auch recht bewährten Dinge war es die größte Einfachheit, welche mit äußeren Mitteln, die keineswegs zu sorgfältigem Haushalten nöthigen, dennoch auf's Sparsamste umging und mit Effecten in fast künstlerischer Weise geizte — und trotz dieses Maßes eine Wärme, die den Redner dem Hörer sofort persönlich nahe brachte. Um es kurz zu sagen: es war die ästhetische Natur des fein gebildeten Europäers, welche hier mit der Kühnheit und Freiheit des amerikanischen Gedankens gepaart zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es war die ideale Conversation, welche von der Tribüne aus erleuchtete und erwärmte. Und um so sicherer nahm sie Alles in Besitz, als sie, dem eigentlichsten Wesen dieses Redners entspringend, von Herzen kam und durch ihre Aufrichtigkeit Gemüth und Verstand gleichmäßig überzeugte.

Gleich die ersten Erfolge, welche Schurz auf diesem Wege, auf dem er seitdem einer der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit geworden ist, davontrug, zeichneten ihm seine Zukunft deutlich vor. Ein Talent, welches, so gleichmäßig über die Kraft und die Anmuth des gesprochenen Wortes verfügend, auch so unmittelbar und nachhaltig zugleich auf alle Schichten der amerikanischen Bevölkerung zu wirken vermag, darf den kühnsten Träumen seines Ehrgeizes die Flügel lösen. Es darf, — vorausgesetzt, daß der Zündstoff, welchen es in Flammen zu setzen berufen ist, angehäuft daliegt, — auf den hellsten Brand rechnen. Und es darf auf alle Auszeichnungen rechnen, welche jene Bevölkerung zu vergeben hat! Wann aber wären zu alledem die Zeiten günstiger gewesen, als in jenem ewig denkwürdigen Präsidentschafts-Wahlkampf von 1860, welcher mit der Erwählung Abraham Lincolns und dem Siege des Princips der Aufhebung der Sklaverei endigte!

Mit der ganzen Macht seiner über zwei Sprachen verfügenden agitatorischen Begabung und mit dem ganzen Feuer seines germanischen Idealismus stürzte sich Schurz in diesen Wahlkampf, um der in Lincoln verkörperten neuen republikanischen Partei, an deren kurz vorher erfolgten Gründung er bereits einen maßgebenden Antheil gehabt hatte, nun auch zu ihrem praktischen Triumph zu verhelfen. Und als nun der erste thatsächliche Erfolg errungen war und Lincolns Erwählung und seine Inauguration den Süden lehrte, daß die letzte Entscheidung vor seinen Pforten stand, da vermochte selbst die Auszeichnung einer europäischen Gesandtschaft, mit welcher der Präsident seinen deutschen Kämpen ehrte, den ehemaligen Badenschen Freischärler nicht länger als für ein paar Monate dem Kampffelde fern zu halten. Zum amerikanischen Minister in Spanien ernannt, überreichte er im Juli 1861 sein Beglaubigungs-Schreiben der Königin Isabella, gab aber seinen Madrider Posten schon im Januar 1862 wieder auf, um nach dem Lande seiner Wahl zurückzueilen und demselben nun im offenen Felde zu dienen, wie er ihm in den politischen Fehden, die dem großen Bürgerkriege vorausgegangen, gedient hatte.

Fast während der ganzen Dauer des Krieges gehörte Schurz der Armee des Nordens an. Vom Juni 1862 bis zum Frühjahr 1865, welches mit der Uebergabe Lees die Beendigung der Secession brachte, lag das Commando einer Division, bei mehreren Gelegenheiten sogar das eines Corps in seinen Händen. Weniger durch heerführerische Erfolge, als durch das stete Beispiel unerschütterlichen Pflichteifers und persönlicher Kaltblütigkeit, das er gab, ausgezeichnet, nahm er Antheil an der zweiten Schlacht von Bull Run, den Schlachten Chancellorsville, Gettysburg, Chatanooga, Fredericksburg und einer ganzen Anzahl kleinerer Engagements. Und wenn aus dieser Periode seines öffentlichen Lebens nur verhältnißmäßig wenig eine allgemeinere Bekanntheit erlangt hat, so erklärt sich dies einerseits daraus, daß die Nation in erster Reihe doch immer nur den gefeierten Redner und Agitator in ihm erblicken wollte, andererseits daraus, daß es ihm (wie so vielen freiwilligen Unions-Kämpfern neben den zünftigen Generälen, welche die militärischen Weihen von Westpoint zu ihrer Heerführerschaft mitbrachten) während seiner soldatischen Laufbahn thatsächlich nicht vergönnt war, in besonders glücklichen Momenten mit noch glücklicherer Hand einzugreifen und gleich so mancher kriegerischen Größe jener Zeit eines schönen Morgens mit dem Lorbeer eines Strategen zu erwachen. Glück ist überhaupt keine der „Eigenschaften" von Carl Schurz. Ein Jeder, welcher den Weg des Mannes nach seinen Arbeiten und Kämpfen und nicht blos nach seinen Erfolgen zu beurtheilen vermag, wird dies zugestehen. Einen jeden Sieg hat er sich redlich erstreiten müssen.

Der Fall Richmonds, der im Frühjahr 1865 die Unterwerfung des Südens besiegelte, gab die Hunderttausende von Kriegern, sowie ihre Führer dem Frieden und dessen Berufen zurück. Unser Generalmajor a. D.

und, wie das für die Freiwilligen des Bürgerkrieges selbstverständlich war, ohne Pension, nahm als Zeitungs-Correspondent seinen Aufenthalt in Washington, nachdem ihn in der Ermordung seines Freundes und Gönners Lincoln ein für sein Herz, wie für seine öffentliche Laufbahn gleich empfindlicher Schlag getroffen. Sein Verhältniß zu der, diesem großen nationalen Unglück folgenden Administration Andrew Johnsons gestaltete sich sehr bald, wie das seiner übrigen Partei-Angehörigen zu einem oppositionellen. Die Verbindung mit ihr beschränkte sich für Schurz auf eine im Auftrage des neuen Präsidenten unternommene Rundreise durch den Süden, deren Beobachtungsergebnisse in einem längeren, genau ausgearbeiteten Bericht niedergelegt wurden. Das eigentliche Thätigkeitsfeld, auf welches er sich während der dem Kriege folgenden Jahre warf, war das der Journalistik. Und zwar sehen wir ihn zunächst als Vertreter der „New York Tribune" in Washington, eine Stellung, die ihn unter Anderen in eine erste freundschaftliche Beziehung zu Henry Villard, dem späteren Vollender des großen nördlichen Ueberland-Schienenweges der Nord-Pacificbahn, brachte, der sich damals im Washingtoner Berichterstatter-Stab desselben Blattes befand. Dann übernahm er die Leitung der in Detroit, Michigan, neugegründeten „Detroit Post". Aber schon das Frühjahr 1867 führte ihn in das Fahrwasser der deutschen Publicistik, der er ja bereits als Student und Londoner Verbannter angehört hatte. Er trat als Miteigenthümer und Mitredacteur in die St. Louiser „Westliche Post", in welcher Eigenschaft er ein Bürger des bei Ausbruch der Secession vornehmlich durch die energische Unions-Treue seiner deutschen Bevölkerung dem Norden erhaltenen Staates wurde, um nicht nur sehr bald einen hervorragenden politischen Einfluß in demselben zu gewinnen, sondern auch schon nach Ablauf zweier kurzer Jahre zu seiner Vertretung in der vornehmsten gesetzgeberischen Behörde des Landes, dem Bundes-Senat, berufen zu werden.

Es war im Januar 1869, daß diese Auszeichnung, mit welcher der eigentliche staatsmännische Abschnitt der ungewöhnlichen Carrière von Carl Schurz beginnt, seitens der Staatsgesetzgebung von Missouri an ihn verliehen wurde. Im Sommer und Herbst des vorhergehenden Jahres hatte er mit bekannter Redegewalt und mit entscheidender Wirkung erst an dem republikanischen National-Convent zu Chicago, welcher General Grant das erste Mal zum Präsidentschafts-Candidaten aufstellte, dann an dem Wahlfeldzug, welcher die Erwählung desselben sicherte, theilgenommen. Diese Theilnahme und der mit ihr verknüpfte persönliche Erfolg waren es, im Verein mit dem nationalen Namen, den er bereits nach seinem neuen Heimathsstaat mitgebracht hatte, zunächst, denen Schurz und mit ihm seine deutsch-amerikanischen Landsleute es zu danken hatten, daß dem noch nicht vierzigjährigen Manne die höchste Ehre übertragen wurde, welche durch Wahl dem fremdgeborenen Bürger der Union überhaupt zufallen kann und selbst dem eingeborenen Politiker und Staatsmann nur als eines der letzten

Ziele einer langjährigen und erfolggekrönten öffentlichen Laufbahn zu Theil werden mag. Schon die erste Session, an der Schurz theilnahm, sollte lehren, daß Missouri, welches einst fast ein Menschenleben lang durch den großen Thomas Benton im Bundes-Senat vertreten gewesen war, endlich wieder einen Mann in seiner Körperschaft hatte, der ihm jede Art von Berücksichtigung sicherte. Und ehe die zweite Session seiner sechsjährigen Amtszeit abgelaufen war, wußte bereits das ganze Land, daß sich hier nicht nur eine glänzende rhetorische Kraft von der Rednerbühne dieser „amerikanischen Pairs-Kammer" gelegentlich vernehmen ließ, sondern daß hinter diesen schlagenden Worten und schneidigen Beweisführungen auch ein Mann stand, der für jeden seiner Sätze eintrat. Von höchster Wichtigkeit dabei für den deutsch-amerikanischen Senator, wie für die praktische Geschichte jener Jahre, soweit sie sich im Senat abspielte, war das Zusammentreffen und Zusammengehen von Carl Schurz mit Charles Sumner, seinem großen, leider ur zu bald durch den Tod abgerufenen Collegen von Massachusetts.

Die Geschichte ihrer Senatoren-Thätigkeit von 1870 bis 1874 — Sumner starb im März des letztgenannten Jahres, nachdem er seinen neuenglischen Heimathsstaat seit dem Jahre 1851 im Bundes-Senat vertreten hatte, — ist eine indentische. Sie ist nahezu auch die Geschichte der Grant'schen Präsidentschaft jener Jahre, während sie andererseits in die des amerikanischen Parteilebens in einer Weise eingriff, wie sie in den Annalen desselben so gut wie unerhört dasteht. Denn von wie viel Talent, Kraft, Aufopferung und Erfolg diese Annalen auch zu erzählen wissen, — ein Wort findet sich auf ihren Blättern nur ganz ausnahmsweise, wenn überhaupt, verzeichnet: das Wort „Unabhängigkeit". Es ist das Aschenbrödel, ja wohl mehr als das, es ist geradezu die unlohnendste, ist die verfehmteste und verfolgteste unter den Eigenschaften, welche die Majestät der Partei auf ihrem Syllabus verzeichnet hat. Beide Männer sollten erfahren, wie weit dies gehen mag.

War die erste Erwählung General Grants zum Präsidenten im Jahre 1868 das Ergebniß des einmüthigen Vorgehens der republikanischen Partei gewesen, welche damals in Sumner einen ihrer imposantesten langjährigen Führer, in Schurz einen ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer besaß und Beide in diesen Eigenschaften rückhaltlos anerkannte: so war, hätte man denken sollen, dieselbe Partei auch verpflichtet, gerade diesen Beiden zuerst das Recht zuzugestehen, die innerhalb ihrer siegreichen, durch eine unbeschränkte Herrschaft nur zu schnell der Corruption zugänglich gewordenen Reihen aufkeimenden Mißbräuche und Uebelstände rückhaltlos aufzudecken, zu bekämpfen, zu unterdrücken. Indessen, das gerade Gegentheil sollte geschehen! Ueber Nacht sahen sich diese beiden Männer und mit ihnen die drei oder vier ihrer Collegen, welche ihre öffentliche Pflichterfüllung auf demselben Wege suchten, von den Myrmidonen und Schleppenträgern dieser neuen, so schnell

und so weit hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückbleibenden Administration als Treulose und an der heiligen Sache der unfehlbaren Partei angeklagt und verfolgt. Zu Verräthern und Apostaten wurden sie gestempelt, weil sie zuerst den Muth hatten, auf die Corruption des öffentlichen Dienstes hinzuweisen; weil sie sich unterfingen, den Nepotismus Präsident Grants beim richtigen Namen zu nennen; weil sie es wagten, Mißgriffen seiner übelberathenen Regierung entgegenzutreten, ja wohl selbst zu vereiteln. Und als sie nun nach dreijährigem Kampfe gar die Unmöglichkeit erkannten, innerhalb einer solchen Partei zu reformiren und nebst ihren Gesinnungs-Genossen beider Parteien, als „Liberale", der regulär-republikanischen Partei und der von ihr getragenen Executive den Handschuh hinwarfen: da waren sie der officiellen Phalanx schon keine bloßen Abtrünnigen mehr, sondern nur noch rachsüchtige Enttäuschte und kleinliche Frondeurs, welche aus verletzter persönlicher Eitelkeit jetzt zu den Lagergenossen ehemaliger Sklavenhalter und den Mitverschworenen einstiger Secessionisten herabsanken!

Der Bruch zwischen Sumner, Schurz, Trumbull und ihren drei oder vier republikanischen Gefährten auf der einen und der Grant'schen Regierung und den orthodoxen Republikanern auf der anderen Seite wurde im Jahre 1871 zu einem unheilbaren. Die Reform des Civildiensts, die Versöhnung mit dem unterworfenen, noch immer wie eine zurückeroberte Satrapie behandelten Süden, die Vereitelung der vom Präsidenten angestrebten Annexion San Domingos und eine Anzahl anderer von dieser republikanischen Opposition bekämpfter Dinge hatten diesen Bruch herbeigeführt. Er gipfelte in dem formellen Austritt dieser Männer aus der republikanischen Partei und in dem Inslebenrufen der sogenannten liberalen Bewegung des Jahres 1872, welche aus Anlaß der bevorstehenden neuen Präsidenten-Wahl im Mai des genannten Jahres zu Cincinnati mit der Nominirung eines eigenen Candidaten vor die Nation trat. Dieser Candidat war Horace Greeley, der Philosoph der New-Yorker „Tribüne", eine Wahl, die, wenn auch sicher nicht die schlechteste, doch die verfehlteste war, die hätte getroffen werden können, und welche, gleich danach von der demokratischen Partei auch zur ihrigen gemacht, nicht nur den schon wenige Monate darauf erfolgten Tod, sondern auch denjenigen der so hoffnungsvoll begonnenen liberalen Bewegung herbeiführen sollte. Denn Greeley, als Journalist, Philanthrop und Privatmann die Verehrung des ganzen Landes, konnte als Präsidentschafts-Candidat nur zu einem Schreckgespenst für die gesammte nüchterne Oeffentlichkeit werden, welches vom Augenblick seines Auftauchens an die ganze Agitation, die sich so unglücklich in ihm verkörpert hatte, zu einem Sisyphus-Unternehmen machen mußte. Und er machte sie dazu. Der Erfolg war Grants Wiedererwählung im darauf folgenden November mit einer Majorität, welche über die seiner ersten Wahl noch um ein Bedeutendes hinausging. Von mehr als einer Seite und mit nicht geringer Bitterkeit ist Schurz, welcher dem so verfehlt endenden Cincinnatier Maitage präsidirte, für diesen Ausgang

verantwortlich gemacht worden: Sei dem, wie ihm wolle, wenn es ein politischer Fehler war, den er hier gemacht, so bewies derselbe doch nur das Eine: daß der Staatsmann von den „Faiseurs" und „Drahtziehern" verkauft worden, und daß der politische Schacher, wenn er sich in Cincinnati unter Schurz' eigenen Augen vollzog, nicht so sehr in der Blindheit, als vielmehr in der Reinheit der eigenen Absichten desselben einen Bundesgenossen fand, welcher ihm den Sieg verschaffte.

Im Senat selbst setzten Sumner und Schurz um so unentwegter ihre Opposition gegen die auf's Neue von der Volksmajorität sanctionirte Administration fort. Und wenn auch Sumner nur zu bald durch den Tod abberufen, und Schurz, dessen liberale Politik in seinem Heimaths-Staat Missouri die Demokratie von den Fesseln der Entrechtung (etwa 70 000 südlich gesinnte Stimmgeber waren während des Bürgerkrieges durch eine besondere Gesetzgebung ihrer Stimmen verlustig erklärt worden) befreit und so wieder zur Herrschaft gebracht hatte, von ihr nach Ablauf seines Termines nicht wieder in den Senat gesendet wurde: so schied er doch im Frühjahr 1875 aus dieser Körperschaft unter den Bedauern aller wahren Freunde des öffentlichen Wohls, unter dem allgemeinen Zugeständniß, daß gerade Männer von solcher Begabung, solcher Bildung und solcher Unabhängigkeit in der großen Politik dieses Landes am wenigsten feiern sollten. Weit entfernt davon, im Senat lediglich den Miß- und Uebergriffen der Grant'schen Administrations-Selbstherrlichkeit zu opponiren — und wie Recht hat ihm und seinen Gesinnungsgenossen in Betreff dieses Mannes nicht die spätere Geschichte desselben bis in eben diese letzten Tage gegeben — hatte er seine Aufmerksamkeit und seine erstaunliche Arbeitskraft während seiner sechs Senats-Jahre gleichzeitig in den Dienst aller öffentlichen Fragen von größerer Bedeutung gestellt, welche damals überhaupt die Beachtung amerikanischer Staatsmänner und Politiker herausforderten. Nach wie vor hatte er seine Stimme für die Neugestaltung des nationalen Beamtenwesens erhoben; nach wie vor hatte er darauf hingewiesen, daß die noch immer wie unterworfene Provinzen gemaßregelten Südstaaten sich selbst zurückgegeben werden sollten; nach wie vor deckte er Mißstände mit einer Unerschrockenheit auf, welche sich, wie zur Zeit des deutsch-französischen Krieges in seiner sensationellen Entlarvung der amerikanischen Waffenverkäufe an Frankreich, zur vernichtenden Höhe philippischen Rede-Ingrimms erhob. Und als plötzlich in Folge des Ausbruchs des von Westen ausgehenden Papiergeld-Fiebers der Jahre 1874 und 1875 die Finanzfrage in Gestalt des Kampfes für und gegen die Wiederherstellung der Baarzahlungen als brennende Tagesfrage in den Vordergrund trat, da erschien zur Ueberraschung Aller Carl Schurz mit einem Schlage auch als Finanzmann in der Arena und er ergriff für die Wiederherstellung der Währung mit einer Sachkenntniß und Gründlichkeit das Wort, die ihn auch auf diesem Gebiet alsbald in die vorderste Reihe der Männer des Tages stellten und dem üppig

aufschießenden, von gewissenlosen Demagogen genährten Papier-Schwindel jener Tage mehr als einen tödtlichen Stoß versetzten.

Es war am 4. März 1875, daß der Amtstermin des ersten und einstweilen auch letzten deutschen Bundes-Senators ablief. Eine mit seiner Familie nach Europa unternommene Erholungsreise wurde sowohl für seine englisch wie deutsch redenden Freunde in New-York die Veranlassung, den Scheidenden durch mehrere glänzende Festlichkeiten zu feiern. Aehnliche Ehren hatte die alte Welt für den Gast in Bereitschaft. Aber schon wenige Monate danach bedurfte man seiner wieder in Amerika, als in dem wichtigen und einflußreichen Staat Ohio die im Herbst 1875 stattfindende Gouverneurs-Wahl den Beweis zu liefern hatte, in welcher Stärke sich in Betreff der Finanzfrage, in der Schurz nur kurz vorher mit solchem Eclat Stellung genommen hatte, die gegnerischen Kräfte in Ohio und damit im Westen der Union überhaupt, eigentlich gegenüberständen. Es war der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, Rutherford B. Hayes, welcher als republikanischer Candidat für das Gouverneursamt jenes Staates zugleich der Vertreter des Baarzahlungs-Programms war. Für ihn hielt der im letzten Augenblick noch von seinen Gesinnungsgenossen aus Europa herbeigerufene Missourier Ex-Senator in den größeren Orten des Staates eine Anzahl Reden und trug dadurch in maßgebendster Weise zu dem gleich darauf errungenen Wahlsieg der Republikaner von Ohio und der Erwählung von Hayes zum Gouverneur bei.

Dennoch wäre es ein Irrthum, dieses energische Eintreten Schurz' in dem Ohioer Wahlkampf von 1875 zu Gunsten der republikanischen Partei als ein gleichzeitiges Wiedereintreten seinerseits in die Partei zu bezeichnen. Er beschränkte sich in allen seinen bei dieser Gelegenheit gehaltenen Campagne-Reden strict auf die Finanzfrage, welche gerade durch die Papiergeld-Gelüste der Demokratie Ohios in ein zur vollkommenen Papiergeld-Sündfluth führendes Fahrwasser gerissen zu werden drohte, und vermied sorglich jedes Verfechten der übrigen Aufstellungen des damaligen republikanischen Parteiprogramms. Erst als der nämliche Mann, dessen Erfolg als Gouverneur seines Staates Schurz wenige Monate vorher so energisch zu sichern geholfen hatte, im Sommer 1876 von den Republikanern als Präsidentschafts-Candidat aufgestellt wurde, und erst nachdem derselbe seinem Kämpen in der Finanzfrage sein Wort als Bürgschaft gegeben hatte, daß auch die anderen Reformfragen, für die jener bisher in der eigenen Partei und gegen dieselbe gekämpft hatte, durch ihn nach Kräften einer Lösung entgegengeführt würden, machte er seine Präsidentschafts-Bewerbung zur eigenen Sache.*) Und das, wie er es bei solchen Gelegenheiten gewöhnt

*) Namentlich war es der Einfluß von Schurz, auf den die im Hayes'schen Annahme-Schreiben der republikanischen Präsidentschafts-Candidatur ausgesprochene Erklärung zurückzuführen war, daß Hayes im Fall seiner Erwählung von vornherein auf eine Wiedererwählung im Jahre 1881 verzichte. Angesichts der gerade damals das Land beunruhigenden Agitation für eine dritte Präsidentschaft Grants konnte diese Erklärung nicht verfehlen, einen ganz vorzüglichen Eindruck zu machen.

war, mit der ganzen Kraft und Ausdauer seines rednerischen Agitations-Vermögens: Sicherstellung der finanziellen Zukunft des Landes gegen den wie ein Fieber durch den Westen verbreiteten wahnwitzigen Papiergeld-Schwindel; Reform des Bundes-Civildienstes; völlige Wiederherstellung des noch immer nicht von sich selbst, sondern gerade in einigen seiner wichtigsten Staaten von Washington aus regierten Südens. Das waren die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von denen aus Schurz die Erwählung von Rutherford B. Hayes nicht nur der von Samuel J. Tilden geführten Demokratie, sondern auch den extremen Elementen (den „Stalwarts") der eigenen Partei gegenüber förderte und durch deren nachdrücklichste Verfechtung er mehr als einer der anderen Campagne-Redner auf republikanischer Seite zum Siege von Hayes über Tilden im darauf folgenden November beitrug.

Es ist noch frisch in Aller Erinnerung, ein wie wenig unbestrittener Sieg das sein sollte. Thatsache ist es, daß, wie schon bei früheren Präsidentenwahlen, das eigentliche Volks-Votum dem die amerikanischen Präsidenten erwählenden Electoral-Votum der einzelnen Staaten nicht entsprach, d. h. daß jenes für Tilden, dieses, und auch das nur mit ein paar Stimmen für Hayes gefallen war. Und weitere Thatsache ist es, daß die in verschiedenen damals noch unter der unmittelbaren Controle der Bundesregierung (und man weiß, wie die Grant'sche Regierung diese Controle zu üben wußte!) stehenden Südstaaten seitens der republikanischen Behörden vorgenommenen Stimmenzählungen und „Rectificirungen" der bereits stattgefundenen Zählungen den Demokraten zur Veranlassung so lauter und anhaltender Wahlfälschungsklagen gegen die Republikaner wurden, daß die allgemeinste und heftigste Gährung ob dieses bestrittenen Wahlergebnisses die gesammte Unionsbevölkerung ergriff, aus welcher schließlich gar das Gespenst eines neuen Bürgerkrieges sein fürchterliches Haupt zu erheben schien. Die Folge war, daß der einen Monat nach dieser precairen Präsidentenwahl zusammentretende Congreß sich gedrängt sah, auf einen Ausweg aus diesem Wirrsaal zu sinnen, das sich mit der täglich wachsenden Gereiztheit aller Schichten des Volkes auch zu einer mit jedem Tage drohenderen und drängenderen Gefahr gestaltete. Aber selbst als es durch die Entscheidung eines von beiden Parteien im Congreß eingesetzten Tribunals gelungen war, diese Gefahr zu beschwören, sollte es doch lange noch nicht gelungen sein, die Erbitterung der Demokraten, gegen deren Candidaten diese Entscheidung ausgefallen war, zu besänftigen und zu mildern. Und so trat Präsident Hayes am 4. März 1877 sein Amt unter Schwierigkeiten und inmitten einer Aufregung der öffentlichen Meinung an, welche gleich seine erste große Amtshandlung, die Zusammenstellung seines Cabinets zum Gegenstand eines ganz ungewöhnlichen Interesses, einer ganz ungewöhnlichen Erwartung machten.

Es hieße, sich einer Unbilligkeit und einer Unwahrheit zugleich schuldig

machen, wenn man von der Art und Weise, in welcher Präsident Hayes sich dieser ersten großen Amtshandlung entledigte, behaupten wollte, daß sie nicht die Zustimmung aller unabhängig und billig Denkenden gefunden habe. Es war ein Cabinet, von dessen hervorragenden Namen man wohl sagen konnte, daß sie allein ein Programm und als solches eine Bürgschaft bildeten, daß jene Kämpfe, welche Sumner, Schurz und ihre Genossen erst in der Partei, dann gegen dieselbe um den Preis einer gründlichen Reform und Reinigung des politischen Lebens geführt, jetzt endlich, wenn auch nicht zum unmittelbaren Ziele, so doch wenigstens auf den Weg zu demselben führen sollten. Und in diesem Cabinet erhielt neben William Evarts von New-York als Staatssecretär und John Sherman von Ohio als Finanzsecretär Carl Schurz das Portefeuille des Ministeriums des Innern, — wie schon als Bundes-Senator, jetzt auch als Cabinets-Mitglied der erste Deutsche und der vierte im Auslande*) geborene Bürger überhaupt, dem eine solche Ehre zu Theil wurde.

Es würde hier zu weit führen, einen Abriß der viel angefeindeten, aber auch viel anerkannten Hayes'schen Administration zu geben. Welch unerwartet unerquicklicher Schatten auch auf den Schluß derselben durch die Sanction, welche der Präsident dem ebenso demagogischen wie verschwenderischen Pensions-Gesetz der republikanischen Congreß-Majorität ertheilte, namentlich aber durch die bald darnach an's Licht gezogene Corruption des sogenannten Sternpost-Dienstes im nationalen Post-Departement geworfen wurde — während der Dauer dieser maßvollen, sachlichen und wohl auf allen Gebieten redlich das Beste wollenden Administration selbst hat sich das Land durchaus wohl befunden. Wie es von Schurz und andern ihm gleichgesinnten Gewährsmännern des Präsidenten Hayes versprochen worden war, wurden gleich in den ersten Monaten der neuen Verwaltung die Bundes-Truppen aus jenen Südstaaten zurückgezogen, in denen dieselben während der ganzen achtjährigen Amtszeit Präsident Grants das Damokles-Schwert einer steten Bundes-Einmischung und Bundes-Maßregelung schwebend gehalten hatten. Sodann gelang es dem Finanzsecretär Sherman, begünstigt von einem sich endlich wieder einstellenden Aufblühen von Handel und Wandel, die langersehnte Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu einer vollendeten und das seit Beginn des Bürgerkrieges auf dem gesammten geschäftlichen Verkehr lastende Gold-Agio zu einer überwundenen Thatsache zu machen. Und endlich war von den zahlreichen amtlichen Scandalen, die fast in sämmtlichen Regierungszweigen der zweiten Präsidentschaft General Grants ein so unerfreuliches Prestige verschafft hatten, keine Rede mehr. Vor allen Dingen war Schurz

*) Die beiden berühmtesten im Auslande geborenen Vorgänger von Schurz in der Inhaberschaft von amerikanischen Minister-Portefeuilles waren der in Westindien geborene Alexander Hamilton, der Finanzsecretär Washingtons, und der aus der Schweiz stammende Albert Gallatin, welcher unter Jeffersons Präsidentschaft dasselbe Amt bekleidete.

an der Spitze des äußerst umfangreichen und complicirten, unter Anderm auch die Verwaltung des Patentwesens, der öffentlichen Ländereien und der Indianer-Angelegenheiten in sich begreifenden „Interior-Departement" aufs Energischste und Erfolgreichste bemüht, die von ihm seit Jahren verfochtenen Reform-Grundsätze zu verwirklichen. Er setzte zu diesem Zweck nicht nur seine ganze eigene Arbeitskraft ein, sondern ließ sich auch dem ihm unterstehenden großen Beamten-Personal gegenüber so ausschließlich nur durch die Rücksicht auf den Dienst selbst und die Fähigkeiten der Dienstleistenden leiten, und wußte sich namentlich so frei von allem Nepotismus zu halten, daß ihm schließlich von deutscher Seite wohl gar der Vorwurf gemacht worden ist, er habe in seiner einflußreichen Stellung seine eigenen Landsleute lange nicht so begünstigt, wie dies von einem deutschen Minister eigentlich zu fordern gewesen wäre. Um so größere Aufmerksamkeit, als diesen eigenthümlichen landsmännischen Ansprüchen, schenkte der deutsche Secretär des Innern dafür den allerdings unmittelbar in sein Ressort gehörenden Indianern, und die Gründung der drei zur Zeit bestehenden und florirenden Indianer-Schulen in Forrest Grove, Oregon, und zu Carlisle und Hampton in Pennsylvanien und Virginien, ist ebenso sein eigenstes Werk, wie die Ausarbeitung und auf der Ute-Reservation in Colorado in Angriff genommene praktische Ausführung eines seinerzeit von der gesammten Presse des Landes ohne Unterschied der Partei auf's Lebhafteste anerkannten Planes, die Rothhäute durch Verleihung individuellen Landbesitzes an die Scholle zu fesseln und aus den auf diese Weise an den Begriff eines persönlichen Eigenthums zu gewöhnenden Nomaden seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter zu erziehen. Ebenso war Schurz der Erste, der Schritte zum Schutz der öffentlichen Waldungen that und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die dem amerikanischen Volk aus der landesüblichen sinnlosen Waldverwüstung erwachsenden Gefahren mit einem Nachdruck lenkte, wie es noch kein Beamter und Staatsmann in so hoher Stellung vor ihm gethan hatte. Und endlich bot er als persönlicher Freund und officieller Rathgeber des Präsidenten alles in seinen Kräften Stehende auf, der so tadellos und glücklich begonnenen Hayes'schen Administration einen ebensolchen Verlauf und Abschluß zu sichern. Daß dieses, wenn auch nicht nach allen Seiten, ihm doch wenigstens, soweit sein eigenes Verwaltungs-Ressort in Betracht kam, gelungen ist, bewiesen am deutlichsten die Ovationen, die dem mit dem Ablauf der Hayes'schen Präsidentschaft auch aus seinem Ministerium ausscheidenden Secretär des Innern in verschiedenen großen Städten des Landes, New-York und Boston an der Spitze, dargebracht wurden, und von denen namentlich die in größten Dimensionen gehaltene Demonstration der Bostoner Gesellschafts- und Geistes-Elite deshalb besondern Werth für ihn haben mußte, weil er nur kurz vorher von einer puritanischen Coterie der nämlichen Stadt wegen einigen von der vorhergehenden Administration herstammenden und nun nicht mehr gut zu machenden Mißgriffen in der

Indianer-Verwaltung in ebenso zelotischer wie verfehlter Weise angegriffen worden war.

Da für Schurz in der am 4. März 1881 ihre Amtsführung antretenden Administration Garfield, wie wesentlich er auch durch eine umfassende und aufopfernde Betheiligung am Wahlkampf zu dem stattlichen Siege James Garfields über Winfield S. Hancock im vorhergehenden November beigetragen hatte, kein Platz war (in Folge eigenthümlicher politischer Combinationen war James G. Blaine zum eigentlichen spiritus familiaris derselben geworden!) so lag es für den Ex-Senator und Ex-Minister um so näher, auf seinen alten journalistischen Beruf zurückzufallen, als er nach wie vor geschäftlicher Theilhaber in der seit 1867 von ihm in Gemeinschaft mit Emil Preetorius gegründeten „Westlichen Post" in St. Louis war. Doch sollte es trotzdem nicht St. Louis sein, dem die erneute politische Muße unseres ausgezeichneten Landsmannes zu Gute kommen sollte, sondern New-York selbst. Die unter der mehr als menschenalterlangen Leitung des gefeierten Dichters William Cullen Bryant zu höchster journalistischer Gediegenheit und allgemeinster Angesehenheit gediehene New-Yorker „Evening Post" war durch den 1879 erfolgten Tod ihres ehrwürdigen Chefredacteurs und ein demselben folgendes redactionelles Interregnum einer Verwaisung anheimgefallen, welche es dringend wünschenswerth machte, diesem seit Beginn des Jahrhunderts bestehenden Organ der respectabelsten New-Yorker Zeitungsleser-Welt durch eine neue journalistische Blut-Infusion auch erneute Lebensfähigkeit zu sichern. Eine geeignetere Combination von Kräften aber, wie sie zu diesem Behuf im Sommer 1881 in der Vereinigung von Carl Schurz und den beiden erprobten amerikanischen Preßkoryphäen Horace White und E. L. Godkin herbeigeführt wurde, wäre sicherlich kaum denkbar gewesen, hätte ein solcher Reichthum von verschiedenen Talenten und Reputationen nicht von vornherein auch die gleichzeitige Gefahr eines entsprechenden Reichthums an verschiedenen Willensmeinungen und Willensrichtungen in sich geschlossen. Trotzdem sollte es durch zwei volle Jahre hindurch den Anschein haben, als bestehe eine solche Gefahr gar nicht. Wenigstens ist es Thatsache, daß die „Evening Post" unter Schurz' Chefredaction gleich im Lauf des ersten Jahres einen glänzenden Aufschwung nahm und journalistisch sowohl wie geschäftlich eine Höhe erreichte, auf der das Blatt nie zuvor gestanden. Selbst Diejenigen, die unter Hinblick auf die vorwiegend rednerischen und staatsmännischen Erfolge, welche zunächst die ungewöhnliche amerikanische Laufbahn von Carl Schurz kennzeichnen, ihm den eigentlichen Beruf für die Publicistik abzusprechen liebten, mußten zugestehen, daß er auch auf diesem Gebiet endlich in sein richtiges Fahrwasser gekommen sei. Vor allen Dingen aber mußte man ihn dazu beglückwünschen, daß der im ausgesprochensten Gegensatz zur amerikanischen Landesgepflogenheit trotz der glänzendsten und einflußreichsten öffentlichen Stellungen vermögenslos Gebliebene endlich auch für alle Zukunft den

gesicherten Boden eines stattlichen Einkommens nebst der Möglichkeit, ein Vermögen zu erwerben, unter den Füßen zu haben schien.

Um so überraschender und peinlicher mußte es daher wirken, als im Laufe des Sommers 1883 erst für die mit den Verhältnissen Vertrauten, bald darauf aber auch für weitere Kreise die Thatsache vernehmbar wurde, daß sich in dem Schooß des „Evening-Post"-Triumvirats ein Conflict herausgebildet habe, der bald zu einem unheilbaren werden sollte. Und zwar war es die ganz absonderliche, oder um es mit dem hier bezeichnendsten Worte zu benennen, die ganz „unschurzische" Haltung, welche das bisher stets von liberalsten und humansten Gesichtspunkten aus geführte Blatt dem großen, auch in Europa so viel besprochenen Telegraphisten-Streik des genannten Sommers gegenüber einnahm, die das Vorhandensein eines derartigen Zwiespaltes zuerst erkennen ließ. Da Publikum und Presse in dieser die mannigfaltigsten und wichtigsten Interessen beider so unmittelbar berührenden Angelegenheit fast ausnahmslos Partei für die streikenden Telegraphisten und gegen das große Jay Gould'sche Monopol der „Western Union Telegraph Compagnie" ergriffen, befremdete und verletzte nicht nur die sich direct auf Seiten dieses anstößigsten aller Monopole stellende Argumentation der „Evening Post" im höchsten Grade, sondern sie zog auch Demjenigen, der nach wie vor für den maßgebenden Geist dieses Blattes galt, die mannigfachsten Vorwürfe, Angriffe und Verdächtigungen zu. Erst als es bekannt wurde, daß die betreffenden Artikel zunächst während der sommerlichen Ferien-Abwesenheit, dann aber sogar gegen die ausdrückliche Einsprache des also Angegriffenen und Verdächtigten geschrieben waren, hörte die übrige Presse mit ihrem Invectiven gegen Schurz auf, begann aber doch dafür sofort sich um so eifriger mit seinem, je nachdem bedauerten oder schadenfroh gewünschten Rücktritt von der „Evening Post" zu beschäftigen. Trotz dieser intensiven Theilnahme und Beihilfe sollte jedoch erst im December volle Klarheit in die Angelegenheit kommen. Am 10. dieses Monats konnten die New-Yorker Zeitungen endlich die vollendete Thatsache des Ausscheidens Schurz' aus der „Evening Post" und dessen Gründe melden, während gleichzeitig jene Blätter, die im Sommer so schnell mit einer Denunciation des neuen Monopol-Anwalts und Corporations-Liebedieners bei der Hand gewesen waren, die allerdings nur sehr discret benutzte Gelegenheit erhielten, sich ihrer gehässigen Voreiligkeit nach Herzenslust zu schämen.

Schurz selbst hat sich über die unmittelbare Veranlassung, welche zu seinem ihm wahrscheinlich nicht leicht gewordenen Aufgeben einer Stellung bewogen, die aus mehr als einem Grunde so viel Werth für ihn haben mußte, in dem nachstehenden von seiner Hand herrührenden kleinen Artikel ausgesprochen, welcher am nächsten Tage in einem ihm befreundeten deutschen Wochenblatte New-Yorks erschien: „Nachdem sich das Gerücht und der höhere und niedere Zeitungs-Klatsch schon vor Wochen mit dem Rücktritt

des Herrn Carl Schurz von der Redaction der „Evening Post" beschäftigt haben, ist am vorigen Montag dieses Ereigniß in dem genannten Blatt selbst angezeigt worden. Die dafür angeführten Gründe haben nun auch eine endgültige Antwort auf die nicht nur in hiesigen, sondern auch in transatlantischen Zeitungen vielfach erörterte Frage geliefert: wie es kam, daß ein von Herrn Schurz redigirtes Blatt die Sache der großen Corporationen dem Publikum und den Arbeitern gegenüber so heftig vertheidigte, und wie das besonders bei Gelegenheit des Telegraphisten-Streiks geschehen war. Die Antwort ist, daß Herr Schurz gerade wegen der Haltung der „Evening Post" in Bezug auf diese Fragen seine Verbindung mit dem genannten Blatte abgebrochen hat. Er erklärt, daß er zur Zeit gegen diese in seiner Abwesenheit erschienenen Artikel protestirt und seitdem an der Redaction des Blattes keinen Antheil mehr genommen habe, und Herr Godkin ergänzt diese Erklärung dahin, daß die betreffenden Artikel aus seiner, Godkins, Feder seien. Nicht allein war also der gegen Herrn Schurz gerichtete Verdacht ungegründet, sondern es stellt sich jetzt auch heraus, daß er gerade der Sache, die verrathen zu haben ihn schnellfertige Gegner zu beschuldigen beliebten, eine vielversprechende Verbindung mit einem bedeutenden journalistischen Institut zum Opfer gebracht hat."

Dem von ebenso eigenthümlichen Ansichten über redactionelle Collegialität, wie über die einer großen, einst von William Cullen Bryant geführten Zeitung dem schreiendsten aller amerikanischen Monopole gegenüber gebührende Stellung beseelten journalistischen Menschenfreunde aber, der jetzt allein das Scepter in der New-Yorker „Evening Post" führt, ist seine Antwort gleichfalls zu Theil geworden. Sie ist in jenem mit ebenso überzeugender Gründlichkeit, wie gelegentlicher schneidender Ironie geschriebenen Schurz'schen Artikel gegeben worden, der englisch unter dem Titel „Corporations, their employés, and the public" in der „North American Review", der vornehmsten Monatsschrift der Union, und soeben auch deutsch in dem jüngsten Octoberheft dieser Zeitschrift erschienen ist. Die Leser derselben haben sich daraus selbst ein Urtheil über die Stellung bilden können, welche Carl Schurz in dieser großen und brennenden Tagesfrage des Lohnkampfes, des Verhältnisses zwischen Arbeit und Capital überhaupt einnimmt. Fürwahr, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Mann, der schon als Jüngling für Alles, was Menschenrechte heißt, mit Gefahr seines eigenen Lebens eintrat, der dann für die Austilgung der Sclaverei auf amerikanischem Boden mit Wort, Feder und Schwert gekämpft und seitdem fast immer auf der Seite der in der Minorität befindlichen und mehr um das ihr Gebührende ringenden Unabhängigkeit zu finden gewesen ist, — wenn, sagen wir, es für diesen Mann noch erst eines Beweises dafür bedurft hätte, daß er in der Vollreife seiner Jahre und seines ihm von zwei Welten zugestandenen Ansehens nicht zu einem Feinde der arbeitenden Klassen und einem Schleppenträger monopolistischer Unter-

drückung, Ausbeutung und Niederdrückung derſelben hat werden können: in dieſem Aufſatz und in den darin enthaltenen Vorſchlägen zur Wahrung der Rechte der Angeſtellten und Arbeiter wäre dieſer Beweis erbracht. Erbracht in einer für alle Diejenigen, die ihn thatſächlich noch verlangen konnten, geradezu vernichtenden Weiſe! Das jüngſte wichtige Ereigniß, an welchem Schurz einen hervorragenden Antheil genommen hat, war die Wahl des Präſidenten des größten Freiſtaatenweſens der Erde. Der 4. November 1884, welcher Grover Cleveland den Sieg ſicherte, hat für diejenige Partei entſchieden, zu deren Führern Schurz zählt. Zugleich wurde ihm in dieſem Wahlkampfe die Genugthuung, ſich mit der überwältigenden Mehrheit des geſammten Deutſchthums in Uebereinſtimmung zu befinden — eine Genugthuung, die ihm bei aller ihm zugeſtandenen geiſtigen Führerſchaft doch in politiſcher Beziehung wohl nur zur Zeit der jeden urtheilsfähigen und anſtändigen Deutſchen des Landes in ihren Reihen ſehenden Abolitions-Bewegung in dieſem Maße zu Theil geworden iſt.

Die Ausgrabungen der Franzoſen auf Delos.

Von

Adolf Bötticher.

— Berlin. —

Die Heimat der Muſen und Grazien, die Pflegeſtätte der Wiſſenſchaft und Kunſt, das Land milder Sitte und eines frohen, auf den edlen Neigungen des Herzens begründeten Gottesdienſtes, das Griechenland, an welches wir denken, wenn wir dieſen Namen ausſprechen, dieſes Land iſt nicht von jeher ein ſo beglücktes geweſen.

Alte Ueberlieferungen, Bräuche, die mit zäher Feſtigkeit bis mitten in die hiſtoriſche Zeit bewahrt werden, geben uns Kunde von einem früheren Zuſtande tiefer Barbarei, roher Sitte und von einem grauſamen Cultus, der ſich auf den höchſten Gipfeln der Gebirge vollzog. Dieſer Cultus knüpft ſich an mancherlei Namen, insbeſondere an den des pelasgiſchen Zeus. Sein beliebteſter Wohnſitz war das Lykaion, ein rauhes Felsgebirge Arkadiens. Auf ſeinen Gipfel führen uns heut die Hirten von Guruniu; ſie zeigen uns darauf Maſſen von Gefäßſcherben, von feuergeſchwärzten und halbverkalkten Knochen und erzählen darüber wunderbare Mären von Kriegsgefangenen, die hier einſt gemißhandelt und unter den Hufen von Pferden zerſtampft worden ſeien.

Die Hirtenſage ſteht in engſtem Zuſammenhange mit der antiken Ueberlieferung, ſie iſt ein Ausklang der Berichte des Alterthums über den Dienſt des lykaiiſchen Zeus. Ihm brachte man nicht die Erſtlinge der Baum- und Feldfrucht, nicht die Schenkel des Stieres und Widders — der furchtbare Gott forderte höheres Opfer für den Preis ſeiner Verſöhnung: auf dieſer Höhe rauchte der Altar von dem Blute geſchlachteter Menſchen.

Einer gewaltigen Bewegung bedurfte es, um diesen Gott zu stürzen, um mildere Sitte in Hellas einzuführen und einer späteren, glänzenden Cultur den Boden urbar zu machen. Nur ein Gott war fähig, die alte pelasgische Gottheit vom Throne zu stoßen. Und dieser Gott kam: Aus fernem Lande, den Griechen so fern, daß sie es nur mit einem Allgemeinnamen „das Land jenseits des Nordwindes" bezeichnen können, zieht er seine Siegesbahn, ein lichtglänzender Gott, gleich dem Gestirne des Tages seine Strahlen vor sich her sendend, der Stammgott der Jonier, Apollon.

Mit seiner Ankunft strömt der Segen eines neuen Evangeliums in alle Gaue nieder, bricht für das umnachtete Griechenland ein neuer Tag an. Ein antiker Heiland, verkündet der Gott die tröstende Lehre, daß hinfort aller Frevel gesühnt werden könne durch die Gottheit, wofern nur der Mensch zu ihr flüchtet und seine Schuld gesteht; Oreſt, den Muttermörder, giebt er los, ihm verleiht er den Bogen und die Geschosse, sich der Erinnyen zu erwehren. Und die Lehre, daß die Sünde der Väter heimgesucht werde an Kind und Kindeskind, sie flüchtet in das Reich der Dichtung, in die Tragödie, und füllt das Herz des Hörers mit frommem Schauer und unbewußt mit der Freude über die gewonnene Versöhnung.

So wird Apollon der Träger der Cultur und der Führer der Musen.

Nachdem die eingewanderten ionischen Stämme, welche den Cult des Apollon nach Griechenland brachten, hier seßhaft geworden sind, verschwindet nach und nach die Erinnerung an die fremde Herkunft des Gottes, sie klingt nur noch leise nach in der Ausübung einzelner religiöser Ceremonien. Nachdem die Völker ihren Wohnsitz verschoben haben, wollen sie auch ihren Gott nicht mehr aus der Ferne gekommen wissen, er soll mitten unter ihnen geboren sein. Nun hat er den Zeus nicht mehr entthront, er ist vielmehr dessen leibeigner Sohn und seine Wiege steht mitten im Herzen der ionischen Gaue.

Ein kleines Eiland ist es, das kleinste der Cycladen, welches die Ehre genießt, die Heimat Apollons zu heißen: es ist Delos, mitten im ägeischen Meere und mitten zwischen dem ionischen Hellas und dem ionischen Kleinasien.

Als Latona, so berichten die Dichter, von dem eifersüchtigen Zorne der Hera verfolgt, auf der Erde umherirrt, da ist Delos noch ein schwimmendes Eiland, ein Stück von Sicilien, das sich losgelöst hat und im Meere umhertreibt. Alle Länder der Erde haben der Hera geschworen und weigern Latona, die ihre Stunde nahen fühlt, das Gastrecht. Da kommt sie nach Delos und das kleine, selbst ruhelose Eiland fühlt Erbarmen mit der Irrenden und nimmt sie auf.

Und alsbald schießen aus des Meeres Grunde vier mächtige demantene Säulen empor, und die Insel steht fest. Hier im Schutze eines Palmbaums wird Apoll geboren, und eine goldene Lichtwelle ergießt sich über

die Inſel. Themis reicht dem Neugeborenen die Götternahrung, Ambroſia und Nektar. Das Knäblein richtet ſich auf, ſchreitet einher und fordert die Zeichen ſeines göttlichen Berufes, den Köcher und Bogen und die Leyer.

Nach einer anderen Ueberlieferung war Delos noch gar nicht vorhanden; erſt Zeus oder Poſeidon rufen es aus den Wellen hervor.

Nach dieſer Sage war Delos der Geburtsort des Apoll allein. Seine göttliche Schweſter Artemis war bei Epheſos geboren. Nach einer anderen Ueberlieferung ſind die Geſchwiſter Zwillinge, beide auf Delos geboren. Thatſächlich iſt der Cultus der Artemis gleich dem des Apoll von den ioniſchen Stammländern nach Delos eingewandert. Gleich dem Bruder genießt ſie dort göttlicher Ehren, beſitzt ſie ihr eigenes Heiligthum innerhalb des brüderlichen Tempelgebietes. Dazu geſellt ſich bald ein Tempel der Mutter des Götterpaares, der Latona, ferner ein Heiligthum der Eileithyia, die dieſer hilfreichen Beiſtand geleiſtet hatte.

Delos wird nun der Mittelpunkt aller ioniſchen Seeſtaaten Europas und Aſiens, ein Panionion, ein gemeinſames Heiligthum, ein Wallfahrtsort für alle ioniſchen Stämme, bald wird das Geburtsfeſt des Apoll das Nationalfeſt der Jonier und ſeine Stätte wird Delos.

Nicht lange bleiben jene Götter die einzigen. Hatte Apollon die ehemaligen Culte der Inſel verdrängt, ſo hatte er ſie doch nicht vernichtet; ſie tauchten neben dem ſeinigen wieder auf: der alte Naturdienſt der drei Segensnymphen Oino, Spermo und Elais, jener wunderbaren Jungfrauen, die Alles was ſie berührten, in Wein, Mehl und Oel verwandelten, und die Agamemnon daher begreiflicherweiſe ſo gern zur Verpflegung ſeines Heeres mit vor Troja nehmen wollte. Mit ihrem Dienſte iſt der des Dionyſos auf Delos eng verknüpft.

Auch alte Meeresgötter, welche Delos früher beſeſſen hatten, entbehrten nicht ihrer Heiligthümer daſelbſt.

Ebenſo hatte Artemis eine Reihe urſprünglicher Gottheiten verdrängt, deren Namen deutlich die gleichartige Natur der Mondgöttin bezeichnen: Oupis, das Auge der Nacht, Arge, die Glänzende, Hekaerge, die Fernherglänzende, ſie erſcheinen nun in Delos als ſterbliche Dienerinnen der Artemis und ihre geheiligten Gräber liegen hinter dem Tempel der Göttin. Zu dieſen altheimiſchen Göttern führen nun unter der römiſchen Herrſchaft die von allen Ecken der Windroſe in Delos zuſammenſtrömenden Völker eine Menge neuer Culte ein, insbeſondere ägyptiſche, den des Serapis, der Iſis, des Harpokrates, orientaliſche, den der ſyriſchen Aphrodite, des Adad und der Atargatis, des tyriſchen Herakles.

Alles, was die einſtigen Bewohner und Beſucher der Inſel, Phoinikier, Karer, Kreter, Troer und Euboier, hier je verehrt hatten, Alles, was im Laufe der Jahrhunderte an neuen Gottheiten in den Küſtenländern des Mittelmeeres ſeinen Cultus beſaß, das ward in Delos aufgenommen, ein ſchwer überſehbare Zahl von Gottheiten jeder Nationalität und jedes Charakters.

Demzufolge wächst denn auch die Zahl der Heiligthümer; Tempel reiht sich an Tempel, Schatzhaus an Schatzhaus. Gesäulte Thore führen in den heiligen Bezirk, den Hallen umgeben, Bildsäulen in Erz und Marmor schmücken. Um das Heiligthum wächst eine Stadt mit Allem, was eine solche an öffentlichen Bauten braucht, Gebäuden für die Verwaltung und für Volksversammlungen, einem geräumigen Theater, den unentbehrlichen Anlagen für die Körperpflege, Gymnasion und Rennbahn. —

Daß gerade Delos zu einem so ausgezeichneten Orte wurde, verdankt es gewiß nicht dem Zufall. Die centrale Lage zwischen Europa und Asien theilt es mit seinen Nachbarinseln Rheneia, Mykonos und Syros. Vor jenen aber war es ausgezeichnet durch vortreffliche Häfen. Nach der Schlacht bei Salamis konnte hier die gesammte griechische Kriegsflotte, 110 Segel stark, vor Anker gehen.

Dieser Eigenschaft dankt Delos offenbar seine erste Bedeutung: es war ein ausgezeichneter Handelsplatz, der noch lange nach dem Sturze des Apollontempels ein Centralpunkt blieb. Damit aber war Delos ein politisch bedeutsamer Ort, auf welchen die Hand zu legen eine wichtige Sache war.

So geräth die Insel zuerst unter die Botmäßigkeit des Tyrannen von Samos, Polykrates, dann unter die des Athenischen Selbstherschers Peisistratos. Noch geschieht dies Alles unter dem Schein religiöser Huldigung. Peisistratos läßt alle im Gesichtskreise des Heiligthums liegenden Gräber entfernen, der erste Katharismos, die erste Reinigung der Insel von allem Unheiligen.

Athen bemächtigt sich endlich vollständig der Insel. Aber auch hier wird der Versuch gemacht, die Religion zum Deckmantel des Eigennutzes zu verwerthen. Nun hat der Sage nach der Athener Erysichtheus, der Sohn des Kekrops, den ältesten Apollontempel gegründet und sein Standbild aufgerichtet. Nun ist Theseus der mythische Begründer der delischen Spiele. Nun wird die ganze Insel für heilig erklärt, hier darf Niemand mehr sterben, Niemand geboren werden; hier darf kein unreines Thier leben. Mit großem Glanze werden nicht nur die alle vier Jahre wiederkehrenden großen Spiele gefeiert, sondern jedes Jahr fährt eine Gesandtschaft mit dem heiligen Schiffe nach Delos, die Opfergaben Attikas dem Apoll zu überbringen.

Aber die Delier fühlen nichtsdestoweniger die Knechtschaft und lehnen sich auf. Da werden sie aus der Insel vertrieben und kehren später nur zum Theil zurück. Um die Mitte des IV. Jahrhunderts erlangen sie endlich auf 150 Jahre eine scheinbare Freiheit unter dem Schutze der Ptolemaier, um dann wieder unter die Botmäßigkeit Athens zu fallen. Eine hohe Blüthe entfaltet Delos endlich nach dem Falle Korinths. Der gesammte Handel, der sich dort concentrirt hatte, geht auf Delos über. Der Hauptartikel sind Sclaven, von denen, den Berichten nach, bis 10 000 Stück dort in einem Jahre auf den Markt gebracht wurden. Aber nicht lange währte diese Herrlichkeit; im Mithridatischen Kriege ward die Insel mit

allen ihren Heiligthümern, öffentlichen und Privathäuſern vollſtändig ausgeraubt und vernichtet. Sie hat ſich von dieſem Schlage nie wieder erholt. —

Die günſtige Hafenanlage alſo war es, was Delos zu einem ſo bevorzugten Orte gemacht hat; außer dieſer beſitzt ſie ſo gut wie Nichts, was dieſe Bevorzugung rechtfertigen könnte.

Delos iſt eine etwa 3/4 Meilen lange und noch nicht 1/4 Meile breite, faſt genau von Norden nach Süden gedehnte, kahle Granitklippe. Im Weſten trennt ſie ein ſchmaler Meerarm, ſo breit etwa wie der Rhein bei Mannheim, von der weit größeren Nachbarinſel Rhéneia, nordweſtlich ein etwa doppelt ſo breiter Arm von der bedeutendſten Inſel, Mykonos.

Dieſe Granitklippe erhebt ſich in ihrer Mitte nach Oſten zu bis zu einem Gipfel von etwa 100 m Höhe, dem Kynthos der Alten. Die Inſel iſt völlig waſſerarm bis auf eine nicht bedeutende Quelle im Norden, höchſt wahrſcheinlich der Ueberreſt eines im Alterthum wohl waſſerreicheren Rinnſales, des Inopos. Die Bewohner des benachbarten Mykonos fabeln, die Quelle hänge mit dem Jordan in Paläſtina zuſammen. Die Alten hatten eine analoge Sage: ſie brachten den Inopos in Verbindung mit dem Nil und behaupteten, er ſteige und falle mit jenem.

Die Sage berichtet von einzelnen Palm-, Oel- und Feigenbäumen auf Delos. Heut iſt die Inſel völlig baumlos; nur etwas niederes Geſtrüpp bietet den Ziegen kümmerliche Nahrung, die von Rhéneia Hirten bisweilen hier herüber bringen. Sind dieſe wieder heimgezogen, ſo iſt die Inſel völlig menſchenleer.

Man wird die Berichte der Alten nicht anzweifeln dürfen, es mag eine gewiſſe Vegetation auf ſpärlicher Ackerkrume in Delos exiſtirt haben. Aber dürftig mag ſie wohl immer geweſen ſein: „κραναή“ die felſige heißt ſie bei Pindar, „τραχεῖα καὶ πετρώδης“, rauh und ſteinig nennt ſie Aiſchylos. Mittelalterliche Berichte bezeichnen ſie mit dem Namen lo scoglio=die Klippe. Heut hat die geſchichtlich bedeutendere den Namen für beide Nachbarinſeln hergegeben, ſie heißen zuſammen Dhiles und werden durch die Zunamen „groß“ und „klein“ unterſchieden.

Vor ihrer jetzigen gründlichen Durchforſchung war die Inſel ſtets nur flüchtig von wiſſenſchaftlichen Reiſenden beſucht worden: in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Kyriakos von Ancona, deſſen eigenhändiges Manuſcript unſere Muſeen eben aus der Sammlung des Herzogs von Hamilton erworben haben, und von Bondelmonte. Beide erkannten richtig die Lage des Apollontempels, ſie ſahen den Torſo des koloſſalen Apoll neben demſelben, und Bondelmonte berichtet — ſicherlich übertreibend —, daß überdem noch mehr als tauſend Bildwerke auf dem Boden umherlägen.

Im Beginn des vorigen Jahrhunderts lieferte Tournefort die erſte

Cartirung und verhältnißmäßig sehr gute Beschreibung der Insel mit ihren Ruinen. Stuart und Revett, die bahnbrechenden Architekturforscher in Griechenland, nahmen auf, was über dem Boden zu sehen war, und arbeiteten so der bekannteren französischen Expedition vom Jahre 1829 vor, deren Plan bis heute der beste geblieben war.

Die Besuche einzelner Reisender, wie Ludwig Roß, Welcker, Ullrichs und Anderer brachten einzelnes werthvolles Material bei.

Was vor den französischen Ausgrabungen von den antiken Bauten bekannt war, bezog sich zunächst auf die ausgedehnten Hafenanlagen.

Die Westküste von Delos besitzt drei Häfen im Norden, der Mitte und dem Süden, von denen der mittlere weitaus der beste ist. Diese drei Häfen waren durch Molenanlagen vortrefflich geschützt, sie waren durch Quais mit einander verbunden, und neben denselben zogen sich geräumige Waarenhallen entlang in einer Ausdehnung von mehr als einer Viertelmeile Länge. Die Trümmer einer ausgedehnten Stadt schlossen sich diesen Hallen an.

Man kannte sodann die Lage des Apollontempels — nahe dem mittleren, dem Centralhafen — aus dem kolossalen Haufen von Trümmern, Säulenschäften, Capitellen, Gebälkstücken aus parischem Marmor. Man konnte die Bauzeit und das Architektursystem aus diesen Trümmerstücken erkennen, aber die Abmessungen des Bauwerks blieben dabei unbekannt. Man kannte im Süden des Tempels die Ueberreste zweier Hallen, im Norden den Marktplatz mit seinen Portiken, einen künstlich angelegten Teich, der an den Markt grenzte; im nordöstlichen Theile der Insel ein aus römischer Zeit stammendes Gymnasion, im Süden die Theateranlage, oberhalb derselben auf dem Abhange des Kynthos eine offenbar uralte, räthselhafte Anlage, scheinbar ein Thor aus zehn schräg gegeneinander gelehnten Granitplatten, endlich auf dem Gipfel des Kynthos ein kleines künstlich hergestelltes Plateau mit den Resten eines bescheidenen, unbenennbaren Bauwerks.

Delos gegenüber auf der Ostküste von Rhéneia liegt der ausgedehnte Begräbnißplatz von Delos. Die Gräber, in denen meist 4 bis 6 Verstorbene gemeinsam beigesetzt waren, sind zur unteren Hälfte aus dem Felsen gemeißelt, darüber aufgemauert; die sind fast sämmtlich aufgebrochen und ausgeraubt. Die plastischen Grabdenkmale, meist muthwillig zerbrochen, liegen in Trümmern neben den offenen Grabkammern in wilder Unordnung umher.

Die Stadt Delos selbst war ein Steinbruch geworden. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten die Mykonier sie von der türkischen Regierung für jährlich 30 Mark gepachtet und schleppten Quadern, Säulen und Statuen schiffsladungsweise zum Verkauf fort, die nun zu modernen Häusern, Treppen und dergleichen bequemes Material boten. Aus Capitellen und durchsägten Statuenleibern wurden mit Vorliebe Kaffee- und Salzmörser

hergestellt. Mitten in den Ruinen entstanden Kalköfen, die das Beste verschlangen, in solchem Umfange, daß der südliche Hafen seinen heutigen Namen Φούρνοι — „die Oefen" — von ihrer Anlage führt.

Den ersten Anstoß zu einer gründlichen Erforschung der Insel gab Anfangs der siebziger Jahre Herr Emile Burnouf, der damalige Leiter des französischen archäologischen Instituts zu Athen. Er hatte aus einer Stelle im Homer und einigen Bemerkungen der Alten dazu sich die Ueberzeugung gebildet, Delos müsse im hohen Alterthume ein astronomisch bedeutsamer Punkt gewesen sein, wie dies in der geschichtlichen Zeit die Akropolis von Athen war; Delos habe eine „Sonnenhöhle" besessen, und diese sei eine astronomische Beobachtungsstation gewesen. So gab er die Veranlassung, daß aus Staatsmitteln ein Stipendiat des genannten Institutes, Herr Lebègue, nach Delos gesandt wurde.

Da das vermeintliche Observatorium offenbar möglichst hoch gelegen haben mußte, richtete dieser seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Gipfel der Insel, den Kynthos.

Hier war, wie erwähnt, auf halber Höhe, nach Westen zu gewendet, jenes merkwürdige uralte Steindach, welches die mannigfaltigsten Erklärungen über sich hatte ergehen lassen müssen. Für einen Aufbewahrungsraum und für ein Schatzhausthor hatte man es gehalten, für eine Gallerie nach dem Beispiele von Tiryns, für ein Festungsthor, ja für ein Heiligthum.

Herr Lebègue setzte hier den Spaten ein, um ein Observatorium zu suchen. Der Erfolg der Ausgrabung war ein sehr erfreulicher. Das vermeintliche Thor wurde nebst seiner Umgebung freigelegt. Es zeigte sich nun eine höchst interessante Anlage, die, obschon von höchstem Alter, doch bis in die Spätzeit benutzt geblieben war.

Von einem breiteren, den Abhang des Berges entlang führenden Wege führt eine in den Fels gehauene Treppe zu einer kleinen von einer Stützmauer eingefaßten Plattform empor. Die Letztere wird im Osten von dem Felsrücken begrenzt. Hier führt in den Felsen hinein eine schmale, nach hinten immer enger werdende natürliche Schlucht von etwa 5 Meter Länge. Ihre Wände sind rauh bearbeitet und mit eingehauenen Bänken versehen. Ueber diese Schlucht sind jene mächtigen Granitplatten als Decke gesetzt worden. Sie bilden, auf jeder Seite 5, sparrenartig gegeneinander gelehnt, das Dach einer Kammer, doch so, daß an der Hinterseite noch eine unbedeckte Stelle bleibt. Die Vorderwand ist aus großen Quadern gebildet und mit schräggestellten Thürpfosten versehen. Die Kammer mißt an ihrem Eingang nahezu 5 Meter, an ihrem Ende etwa 2½ Meter und ist vom Boden bis zur Dachlinie etwas über 5 Meter hoch. Ihre Lage erstreckt sich fast von Osten nach Westen.

Längs der Nordseite zieht sich im Granitboden ein natürlicher 2½ Meter tiefer Felsspalt hin. Er wird nicht weit vor dem äußersten

Ende der Höhle zum Theil überdeckt von einem mächtigen elliptischen Granitblock, der in den Felsen eingelassen ist. In diesem Block wiederum befindet sich die Fußplatte einer Statue von parischem Marmor, von welcher der linke fest aufgesetzte Fuß noch vollkommen erhalten ist; von dem rechten nur noch die Zehen und ein kleiner Marmorklotz, welcher die erhobene rechte Ferse stützte. Dieser Fuß stand also nicht voll auf. Schon diese Fußstellung deutet an, daß die dazu gehörige Statue wesentlich jünger war, als die Anlage des Bauwerks; dazu kommt die stylistische Form, welche auf eine Epoche *nach* der Blüthezeit hinweist.

Außerhalb des Bauwerks ist in den Felsen eine geräumige, quadratische, metertiefe Grube ausgestemmt; noch weiter nach vorn eine noch größere runde beckenförmige mit marmorner Einfassung, die drei regelmäßig disponirte Einsatzlöcher besitzt.

Dieses ist im Großen und Ganzen der Fundbestand. Herr Lebègue knüpft daran die Deutung eines ältesten Apollonheiligthumes, sowie eines astronomischen Beobachtungspunktes. Man wird sich trotz der langen Beweisführung schwerlich mit ihm einverstanden erklären. Für die Bedeutung eines astronomischen Observatoriums stützt Herr Lebègue seinen Beweis auf die einzige Thatsache, daß am Morgen die Sonne durch die östliche Oeffnung der Höhe hineinscheint und, wie er sich ausdrückt, den ganzen Raum mit ihrem Lichte erfülle. Nun, das thut ja wohl die Sonne mit jedem Raume, der nach Osten hin ein Loch hat, wo sie hineinscheinen kann.

Für die Bedeutung gleichzeitig als Apollontempel müssen wiederum Dichterstellen herhalten, welche angeblich die Situation des Tempels als „an dem Hange" des Kynthos darstellen.

Und nun kommt hierzu noch ein Beweis, der füglich gar keiner ist: Der heutige Name der Grotte bei den Hirten wird als Belag herangezogen. Mit dem Mythos, es sei ein drohender Drache bei Apolls Geburt erschienen, den der Götterknabe darauf erlegte, bringt der Gelehrte diesen Namen in Verbindung. Nun heißt die Höhle freilich ἡ πόρτα τοῦ δράκου oder δρακοσπήλια, wie Jener meint „das Drachenthor oder die Drachenhöhle". Das heutige Δράκος aber entspricht keineswegs dem altgriechischen δράκων, sondern heißt einfach „Gespenst, böser Geist"; es ist der Name also die Geisterhöhle zu übersetzen und nicht an einen Nachklang des alten Mythos zu denken.

Wenn dagegen Herr Lebègue die Stätte als eine solche der Weissagung, des Orakels ausgiebt und dabei an den offenbar bedeutungsvollen Felsenriß im Innern der Grotte anknüpft, so wird man ihm gewiß Recht geben, denn thatsächlich setzt die Mantik sich bei solchen Naturmalen fest, die scheinbar mit dem Inneren der Erde zusammenhängen.

Die Orientirung des Heiligthums nach Westen giebt uns ferner einen Aufschluß über das, was wir an dieser Stelle zu sehen haben, nämlich ein

Heroon, das Heiligthum eines von uns noch nicht zu benennenden Heros, der mit der Seherkunst im Zusammenhange stand. Den Beweis hierfür liefert jene von den Franzosen unerklärt gebliebene tiefe quadratische Grube vor dem Eingange, die bei einem Heroonheiligthume niemals fehlen durfte, die wir aber thatsächlich hier zum ersten Male wirklich sehen, während sie bei dem nachgewiesenen Heroon in Olympia verschwunden ist.

Das ist die βόθρος, die Grube, die nothwendiger Gegenstand vor einem Heroon war. Dazu ist es nach Westen orientirt, hat das tiefe Schluchtmal und über demselben eine eingelassene Granitplatte, den βαίτυλος der Alten, den vom Himmel gefallenen Stein.

Nach Freilegung dieser Gespensthöhle wandte Herr Lebègue seine Thätigkeit dem höchsten Gipfel des Kynthos zu. Hier waren früher bereits die Trümmer eines kleinen ionischen oder korinthischen Heiligthums constatirt worden; die neuen Untersuchungen ergaben durch eine Anzahl von Inschriften, daß dieses Heiligthum dem Zeus Kynthios und der Athena Kynthia geweiht waren.

Andere dorische und korinthische Fragmente in der Nähe zeigten, daß noch andere Heiligthümer hier vereinigt waren. Ferner fand sich ein Reservoir mit schönem Mosaikboden von einem Laodikeer geweiht.

Von allen diesen Funden aber ging keiner über das vierte Jahrhundert hinaus.

Weit umfang- und erfolgreicher sind die Forschungen, welche nach einigen Jahren der Ruhe auf Anregung von Burnoufs Nachfolger, Dumont, erfolgten.

Herr Dumont zog es vor, nicht nach Sonnenhöhlen zu fahnden, sondern seine Untersuchungen an einen bekannten Ausgangspunkt zu knüpfen, den Apollontempel. Unter Leitung des Herrn Homolle begannen die Ausgrabungen im Frühjahr 1877.

Mit Recht legte man zunächst den Apollontempel frei und gewann so ein Bild von seiner einstigen Erscheinung. Es war ein dorisches Heiligthum von mäßiger Größe, nahezu in den Abmessungen des bekannten Theseions zu Athen, und gleich jenem mit 6 Säulen in den Fronten und 13 Säulen in den Flanken. Gleich der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller griechischen Tempel war es von Westen nach Osten orientirt, so daß es der See, den Ankommenden den Rücken kehrte.

Die Architektur, schon durch die früheren Aufnahmen bekannt, ist ohne bemerkenswerthe Abweichungen von dem üblichen Schema eines dorischen Tempels und zeigt die späten Formen der Diadochenzeit etwa vom Ende des dritten Jahrhunderts. Letztere Erbauungszeit wurde schon von Böckh festgestellt, und es wird sich gegen diese schwer etwas einwenden lassen.

Neben dem Tempel und ihm parallel fand sich ein etwas kleinerer dorischer Bau, den Homolle für etwa gleichzeitig mit dem Tempel und

„vielleicht für das Letoon" hält. Aber vor nicht langem hat ein deutſcher Gelehrter Delos beſucht und dabei die Entdeckung gemacht, daß die zu dieſem Bau gehörigen Giebelſtatuen, die auf demſelben ſtanden, Boreas mit der geraubten Oreithyia und Eos und Kephalos mit je zwei Nymphen, an den vier Ecken dagegen vier Niken darſtellten, die eine auffallende Verwandtſchaft mit dem bildneriſchen Schmucke des Nereïden-Monumentes beſitzen. Es läßt ſich aus dieſem Schmucke ein ſicherer Beweis für das Bauwerk nicht ableiten, aber es läßt ſich doch die Bezeichnung eines Letoons ſchwer feſthalten. Daneben ſteht parallel ein dritter noch unbekannter Bau.

Bald konnte ſich die Ausgrabung weiter ausdehnen; ſie umfaßte nach der letzten Veröffentlichung im Bulletin einen Flächenraum von 250000 qm, freilich nur ein kleiner Raum, und auch dieſer nicht ganz freigelegt, ſondern nur von einzelnen Gräben durchfurcht. Die einzelnen Phaſen der Ausgrabung ſind hier ohne Intereſſe; deſto befriedigender iſt das Geſammtreſultat und wir halten uns an das Bild der vollendeten Arbeit.

Von Norden nach Süden zu ziehen ſich, der Küſte nahezu folgend, zwei ausgedehnte Hallen, von denen die weſtlichere, bereits bekannte, ſich nach beiden Seiten öffnete, ein Geſchenk Philippos von Makedonien, Sohn des Demetrios. Zwiſchen dieſer und der öſtlichen Halle zieht ſich eine breite Straße zu beiden Seiten mit Statuen, Inſchriftſtelen und Weihgeſchenken beſetzt, die Hauptzugangsſtraße zum Tempelbezirk. Eine kleine in den Fronten vierſäulige, faſt quadratiſche Halle, der Inſchrift nach eine Stiftung der Athener, legt ſich quer vor dieſe Straße; es ſind die „Kleinen Propyläen", die den Eingang zum Tempelbezirk bildeten. Durch dieſen führen drei durch Statuenbaſen bezeichnete Wege, der eine nach Oſten durch eine kleine ioniſche Halle hindurch und dann an der Südſeite des Tempels entlang, der mittlere quer durch den Tempelhof, der letzte nach Nordweſten einem ausgedehnteren ſechsſäuligen Bau zu, den „Großen Propyläen". Dieſe durchſchreitet er und wendet ſich nun nach Oſten, um in einem weiten Bogen vor die Hauptfront des Tempels, die öſtliche, zu gelangen.

Dicht neben den „Großen Propyläen" liegt ein ioniſches Heiligthum, welches nicht allein nach den franzöſiſchen Berichten, ſondern auch nach der Beſtätigung des deutſchen Gelehrten einen überaus alterthümlichen, an aſſyriſche Formenbildung erinnernden Eindruck macht. Leider erlauben noch keine Abbildungen die Berichte zu controliren, vielleicht aber vermag dieſes Gebäude dem Artemiſion zu Epheſos den bis heute behaupteten Rang ſtreitig zu machen, der älteſte bekannte ioniſche Bau zu heißen.

So führt denn die Feſtſtraße nach ihrem Austritt aus den kleinen Propyläen zunächſt links fernab vom Tempel und umgeht ihn in weitem Bogen, bevor ſie an's Ziel gelangt. Gerade hierin glaube ich einen Beweis für die Annahme Homolles erblicken zu müſſen, daß eben dies die Hauptſtraße war. Denn überall, wo es galt, Wege für großartige Proceſſionen

zu schaffen, sehen wir sie möglichst langgestreckt und in Windungen oder Knicken verlaufend. Offenbar geht eine solche Anordnung aus der Lust hervor, die man an dem Anblick solcher prangender Festzüge empfand.

Mit welcher Ueberlegung und mit wie feinem Verständniß für schöne, edle Wirkung solche öffentliche Aufzüge in Griechenland geordnet und ausgestattet wurden, dafür fehlt es ja an den klarsten Beweisen nicht. Wie hätte ein Fries wie der des Parthenon entstehen können, wenn sein Gegenstand, der panathenäische Festzug, sich nicht gleich anderen Aufzügen in Jahrhunderte langer Ueberlieferung entfaltet und ausgestaltet hatte. Und was man so sorgfältig, so künstlerisch vollendet ordnete, das sollte doch gewiß auch *gesehen* werden. Das konnte man nicht besser erreichen, als daß man die Straße reich entwickelte, ihr Biegungen gab, so daß auch die Theilnehmenden am Zuge ihn hier und da überblicken konnten.

Bei ihrem östlichen Verlaufe streift die Feststraße drei kleinere Gebäude, deren Fundamente die ehemalige Form eines Antentempels klar erkennen lassen. Sie sind nach der Analogie der in Olympia gefundenen zahlreichen Bauten „Schatzhäuser" genannt worden, und daß solche in Delos vorhanden waren, beweisen die Inschriften. Im Osten selbst schließt ein langgestrecktes Gebäude den Tempelhof ab. Hier hatte man früher die beiden bekannten, in allen Kunstgeschichten verwendeten Säulen gefunden, deren Capitelle wunderlicherweise aus zwei knieenden Stieren gebildet werden, und man hatte geglaubt, daß die so verzierten Säulen die ganze Halle begrenzt hätten. Die neuen Forschungen scheinen zu erweisen, daß innerhalb der Halle ein kapellenartiger Raum bestand, dessen Wände nach innen durch die betreffenden Säulen decorirt waren, während deren Außenseite einfach ein dorisches Capitell zeigte. Herr Homolle setzt an diese Stelle den hörnenen Altar des Apollon hin; wir können ihm hierin nicht folgen, denn der κεράτινος βωμός lag den bekannten Ueberlieferungen nach nicht hier, sondern „am See". —

Weiter nach Norden zu liegt die Agora, der Marktplatz, ein nicht sehr großer, rings von einer geschlossenen Säulenhalle umgebener Raum; in den Außenwänden sind Nischen mit meist römischen Statuen angebracht, letztere jedoch von bemerkenswerther Arbeit. So schließt sich die eine dem Hermes des Praxiteles in der Conception unverkennbar an.

Unmittelbar nördlich grenzt hieran der sogenannte „Heilige See", ein künstlich angelegter, mit einer niedrigen Mauer umgebener ovaler Teich, dessen Vorbild sich in Saïs befand, über dessen eigentliche Bestimmung aber nichts Näheres bekannt ist. Wahrscheinlich wurden hier die dem Apollon geweihten Schwäne gezogen, von denen öfter die Rede ist.

Zu diesen namentlich durch ihre nachher zu besprechenden höchst merkwürdigen Statuen- und Inschriftfunde wichtigen Ausgrabungen in der westlichen Ebene, dem Centrum der Stadt, gesellen sich endlich vor drei Jahren eine Untersuchung des nördlichen Berghanges unter der Leitung des Herrn Hauvette-Besnault und des Architekten Herrn Blondel.

Hier hatten schon frühere Inschriftfunde auf das Vorhandensein eines Serapis- oder Isistempels hingewiesen. Die Ausgrabungen legten diesen Tempel in seinen untersten Schichten bloß und ließen durch zahlreiche Inschriften erkennen, daß er nicht nur jenen beiden Göttern, sondern den „fremden Göttern" überhaupt geweiht war, den vorgenannten, dem Harpokrates, und den syrischen Gottheiten Adad und der Atargatis.

Auch dieser Tempel erhebt sich wie der des Zeus Kynthios auf einer künstlich begrenzten Plattform. Er ist ein genau von Süden nach Norden orientirter Antentempel mit einem Altar mächtiger Größe, der fast den ganzen Raum einnimmt. Den Styl haben die Forscher nicht bezeichnen können.

Mit dem Tempel standen größere ionische Hallenanlagen in Verbindung, zahlreiche Statuenpostamente schmückten diese Stätte und eine große Exedra schloß die Anlage im Norden ab. —

Wenn alle diese topographisch-architektonischen Funde durch zahlreiche Details, deren Verfolgung hier unmöglich ist, für die Wissenschaft hohes Interesse besitzen, so dürfen auf eine allgemeine Theilnahme die Statuenfunde und die überaus interessanten Inschriften rechnen.

Die Statuen, von denen mehr als fünfzig mehr oder minder vollständig zu Tage gekommen sind, datiren aus allen Perioden der griechischen Kunst; während aber die jüngeren im Wesentlichen nur bekanntere Typen repräsentiren, hat durch die älteren die Geschichte der hellenischen Bildhauerkunst eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. Zur Zeit werden die Statuen und Inschriften in einem gemietheten Privathause der Insel Mykonos aufbewahrt. Mögen freilich die von Homolle sogenannten „Artemisstatuen", von denen etwa ein Dutzend vorhanden ist, gerechten Zweifel an ihrer Benennung erregen, so beansprucht sicher noch höheres Interesse ein gänzlich kunstloses, nur durch seine Kleidung als ein Weib kenntliches lebensgroßes Marmorbild mit rothen Mäanderverzierungen auf dem Gewande. Wir dürfen dreist behaupten, daß es das älteste griechische Menschen- oder Götterbildniß ist, welches wir besitzen. In völlig hölzerner Steifheit, ungleich unvollkommener und starrer als die bekannten sogenannten Apollo von Orchomenos, Thera und Tenea, steht es, die Arme eng an den Körper gedrückt, während die Hände etwas hielten, auf einer niedrigen Platte. Unter dem gänzlich faltenlosen, durch einen Gürtel in zwei ungleiche Abschnitte getheilten Gewande erscheinen die runden Fußspitzen gleich zwei Wulsten. Der Kopf trägt eine volle Lockencoiffüre, die indessen Dank der mangelhaften Technik nicht viel anders als eine dicke Winterkapotte erscheint. Von den Gesichtszügen ist leider nichts erhalten. Das ganze Bildwerk ist nicht vollrund, sondern wie aus einer flachen Marmortafel geschnitten.

Alle diese Eigenthümlichkeiten sind wohl im Stande, uns eine annähernde Vorstellung von einer Klasse griechischer Bildwerke zu geben, von denen keins auf uns gekommen ist, Bildwerke jener ältesten Herstellungs-

weise, mit der die griechische Kunst begann, der ξόανα oder Holzbilder, zuerst einfacher Balken oder Bretter und allmählich aus solchen in menschliche Form übergehend. —

Ein weiterer überraschend glücklicher Fund tritt uns in einer etwa halblebensgroßen, ebenfalls ziemlich flach gehaltenen und höchstes Alter verrathenden Marmorstatue entgegen, welche ein geflügeltes Weib darstellt. Der Oberkörper steht dem Beschauer de face gegenüber, während der Unterkörper vom Gürtel an völlig im Profil steht. Der Kopf ist vortrefflich erhalten. Er trägt einen ziemlich asiatischen Typus. Ueber den fein gekräuselten Wellenscheitel legt sich ein flaches mit Knöpfen verziertes Band, dazu fallen lange Ringellocken in den Nacken und vorn über die Schultern hinab bis beinahe an den Gürtel; die Augen sind nahezu normal gestellt, die Augenbrauen durch Erhebungen plastisch angegeben, wie bei der in Olympia gefundenen Hera. Die Nase ist stark und breit, weit entfernt von der schönen Form der späteren Zeit, die Winkel des breiten Mundes sind in die Höhe gezogen, so daß das Antlitz den Ausdruck eines fröhlichen Grinsens erhält. In den richtig sitzenden Ohren hängt ein Geschmeide, und ein Halsband mit kleinen Medaillons ziert den Saum des Gewandes, welches straff über die Brust gespannt ist und unterhalb des Gürtels in langen Falten sich schon mit einigem Glück den Körperformen anschmiegt. Der linke Arm war in die Hüfte gestemmt, der rechte ist abgebrochen, man sieht aber, daß er halb erhoben war.

Die Beine zeigen jene halb knieende Stellung, mittelst derer die älteste Kunst nicht etwa das Knieen, sondern einen höchst eiligen Lauf anzudeuten pflegt. Zu den Flügeln, die abgebrochen, deren Ansätze aber deutlich zu sehen, und die noch ein zweites Paar neben sich hatten, gesellen sich auch kleine Flügel an den Füßen. Offenbar also ist eine fliegende Göttin gemeint. Homolle erklärte diese Figur zunächst für eine geflügelte Artemis.

Nahezu zwei Jahre nach dem Funde entdeckte man nahe bei der Fundstelle eine in ihren Abmessungen zu unserer Statue passende Basis, ein Postament mit einem Inschriftfragmente. Es enthielt die Worte: Mikkiades und Archermos die Chioten. Wir kennen diese beiden Künstler aus Plinius, der ihnen und ihrem Ahn Melas die erste Uebung in der Marmorplastik zuschreibt. Dazu kommt noch eine Aristophanesscholie, die besagt, Archermos sei der Erste gewesen, der sowohl den Liebesgott wie die Siegesgöttin — die Nike — mit Flügeln dargestellt habe.

Es ist gewiß ein höchst seltsamer Glückszufall, daß uns zu den geringen Notizen, welche wir über einen Künstler des 6. Jahrhunderts besitzen, eine solche Illustration zu Theil wird. Denn in der That haben wir hier eine Siegesgöttin des Archermos vor uns, die er gemeinsam mit seinem Vater Mikkiades gearbeitet hat, und mit ihr ein Werk aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr., mit ihr überhaupt das älteste

inſchriftlich beglaubigte Original-Werk eines griechiſchen Künſtlers.

Bei der geringen Zahl ſolcher Werke, welche für die Erkenntniß von der Entwickelung der Plaſtik als Markſteine und Fixpunkte von hoher Wichtigkeit ſind, beſitzt dieſer Fund einen beſonderen Werth, der um ſo höher anzuſchlagen iſt, als er einer ſo hochalterthümlichen Zeit angehört, uns ihr Wollen und Können offenbart.

Als wir in Olympia 1875 die Nike des Paionios gefunden hatten, erſtaunte man über die freie Behandlung dieſer Götterſtatue. Man fand es für eine ſo frühe Zeit unerhört, daß der Künſtler bei einem Götterbilde das linke Bein völlig nackt hervortreten ließ. Heut ſehen wir an der Nike von Delos, daß dieſe Darſtellung auf einem uralten Motive beruht. Auch dieſe Siegesgöttin zeigt das eine Bein vom Gewande verdeckt, das andere vorwärts ſtrebende bis oberhalb des Knies aus dem Gewande hervortretend.

Nicht unintereſſant unter den figürlichen Funden iſt eine Anzahl von bronzenen Ohren, welche ſich bei dem Heiligthum der fremden Götter fanden. Man könnte an die Weihgeſchenke von Kranken denken, welche um Heilung flehten und wie üblich das leidende Glied in mehr oder minder koſtbarem Stoffe nachgebildet opferten. Aber wir finden in einem Inſchriftſteine ein ſolches Ohr befeſtigt, gerade über der Inſchrift. Eine Anzahl früher ſchon bekannter puniſcher Inſchriftſteine zeigt dieſelbe Eigenthümlichkeit. Man ſieht, daß das Ohr gleichſam Dasjenige der Gottheit ſein ſoll, an welche man ſeine Bitte richtete. Neben dieſes Ohr ſetzte man die Schrift, welche dieſe Bitte oder die Bezeugung der Ehrfurcht enthielt, damit die Gottheit ſie beſtändig vernehme; ſicherlich kein griechiſcher, ſondern ein orientaliſcher Brauch.

Aber wir müſſen die ſtatuariſchen Funde verlaſſen, um uns den Inſchriften zuzuwenden; und auch von dieſen müſſen wir den quantitativ bedeutenden Theil der Weihinſchriften übergehen, welche für die Geſchichte von Delos und ihre Beziehungen zu Ländern und Perſönlichkeiten nicht ohne Werth ſind.

Wir können nur einer einzigen Klaſſe dieſer Inſchriften näher treten, welche zwar nicht ohne analoge Vorgänger, ſo doch in ähnlicher Menge und Vollſtändigkeit noch nicht zu Tage gekommen waren.

Die Verwaltung des Apollontempels und ſeiner Deſcendenzen lag in den Händen der ἱεροποιοί, prieſterlicher Verwaltungsbeamten, welche jedes Jahr wechſelten. Bei dieſem Perſonalwechſel nun erfolgte jedesmal die Uebergabe ſowohl der Rechnungsbücher wie des Inventarverzeichniſſes, und dieſe Beläge wurden nicht auf vergängliches Papier geſchrieben, ſondern monumental in Stein gegraben. Und von ihnen beſitzen wir durch die franzöſiſchen Ausgrabungen eine außerordentlich reiche Zahl, etwa 400 In-

ſchriften, einige davon mehrere hundert Zeilen lang, die älteſten aus der Mitte des 5., die jüngſten aus dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., alſo 300 Jahre umfaſſend. Wir lernen daraus das unbewegliche Tempelvermögen kennen, und ſehen, wie es verwaltet wird, wie viel die Pächter dafür zahlen. Wir ſehen, wie die Verwaltungsbeamten Tempelgeld verleihen, in der Regel zu 10 pCt. und auf eine Reihe von Jahren, wie ſie die für den Tempel fälligen Abgaben verpachten, wie und zu welchen Preiſen ſie Arbeiten verdingen. Wir lernen dabei die damaligen Preiſe für Holz, Vieh, Getreide und dergleichen kennen, die Höhe der Gehälter von Beamten, Werkmeiſtern und des vorübergehend beſchäftigten Perſonales. Wir erkennen daraus die Werthſchätzung ſolcher Perſönlichkeiten, indem wir ihre Gehälter vergleichen können. Ja öfters ſind die einzelnen Poſten des Einkommens noch ſpecialiſirt; ſo erhält eine bei dem Opferdienſt beſchäftigte Flötenſpielerin 120 Drachmen feſtes Gehalt und 20 Drachmen extra für die Garderobe. Buchungen, die jährlich zu beſtimmten Terminen wiederkehren, lehren uns die Zeiten der großen Feſte kennen — kurz es iſt hier eine Fülle des verſchiedenartigſten Materiales beiſammen, welches in ſeinem ganzen Werthe jetzt noch gar nicht erkannt werden kann, welches erſt noch langer und ſorgfältiger Verarbeitung bedarf, um nach allen Seiten hin nutzbar gemacht zu werden.

Nicht minder wichtig iſt die zweite Gattung der Inſchrifttafeln, die Inventarienverzeichniſſe. Sie zeigen zunächſt eine ganze Reihe von Baulichkeiten auf, auf die ſich der Tempelſchatz vertheilte, ſie ſprechen vom Artemiſion, von einem Tempel, wo die ſieben Bildſäulen ſtehen, von einer Chalkothek, dem Tempel der Eileithyia, einem Kalkſteinhauſe, einem Hauſe — wohl Schatzhauſe — der Bewohner von Andros und vielen anderen. Sie laſſen uns erſehen, wie bei Ueberfüllung des einen Hauſes Gegenſtände in ein anderes überführt werden und darin verbleiben, wie einzelne Bronzeſchätze mit der Zeit ſchadhaft werden, wie man ſie einſchmilzt und die gewonnenen Barren dafür niederlegt.

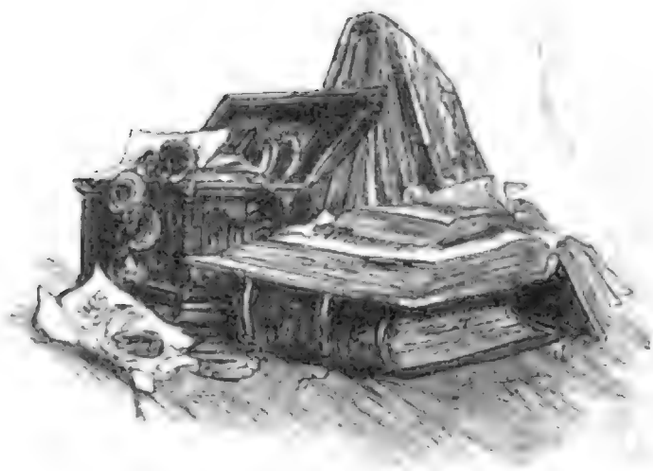
Was nun dieſe Verzeichniſſe noch ganz beſonders werthvoll macht, iſt, daß ſie topographiſch geordnet ſind. So werden alſo z. B. im Apollontempel zuerſt die Schätze im Pronaos, dann in der Cella, zuletzt im Opiſthodom aufgeführt, und zwar jedesmal vom Eingange an zuerſt Alles, was rechts, dann Alles, was links ſteht. Auch die Art der Aufſtellung lernen wir kennen: Dieſes ſteht einfach auf dem Fußboden, jenes hängt an der Wand, anderes liegt aus auf großen Regalen, ſteht in Schränken und Käſten. Koſtbare Gegenſtände der Kleinkunſt ſind beſonders verwahrt und zwar nicht immer in eigens dazu gefertigten Behältern, ſondern auch in ſolchen, die eben zur Hand waren. Ein Schmuck liegt in einem ehemaligen Weihrauchkaſten, ein anderer gar in einem Salzmörſer.

So vermögen wir denn durch dieſe Verzeichniſſe uns ein vollſtändiges Bild von der inneren Ausſtattung eines helleniſchen Tempels zu machen.

Unerschöpflich ist die Menge aller Arten verschiedener Geräthe, die zum Cultusgebrauch dienen oder nur als Werthobject dastehen. Aber eine Menge von Gegenständen finden wir auch, die wir in einem Tempelschatze nimmer vermuthet hätten: Da ist ein hölzernes Modell zu den Dachziegeln eines bestimmten Gebäudes, ein Modell von dem Heiligthume auf dem Kynthos, ein anderes zu den Thüren des Apollontempels.

Es ist verführerisch, all' den interessanten Einzelheiten nachzugehen, über welche diese steinernen Actenstücke Aufklärung geben. Aber wir müssen es uns versagen.

Wenn wir versucht haben, dem Leser ein Bild von Delos zu geben, so konnte dies freilich nur in großen Umrissen geschehen. Aber es wird genügen, um die Insel als den Mittelpunkt eines Cultes erkennen zu lassen, der in der That der bahnbrechendste für Hellas genannt werden muß.



Darwinismus in der Völkerentwickelung.

Von

Alfred Kirchhoff.

— Halle a. d. S. —

Sämmtliche Naturwissenschaften haben nebst der medicinischen Wissenschaft in Deutschland während unseres Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Richtungen durchmessen, deren schädliche Einseitigkeit jetzt allgemein eingesehen wird: die naturphilosophische, welche mit Uebermuth auf die vermeintliche Kleinkrämerei sorgfältiger Einzelbeobachtungen herabsah, und die rein beobachtende, nur stoffsammelnde, welche die Reflexion wie eine Fallgrube der Exactheit fürchtete. In der gegenwärtigen Aera vernunftmäßiger Ausgleichung jener einander feindlichen Gegensätze, wo wir wieder das höchste Gewicht legen auf strenge, möglichst fehlerfreie Beobachtung, aber unsere höhere Aufgabe darin erkennen, den ursächlichen Zusammenhang des Beobachteten zu ergründen, begrüßen wir den Darwinismus als unseren mächtigen Helfer. Freilich ist das nicht die Sorte von Darwinismus, wie sie als albernes Ideenspiel der traumhaften Herleitung einer Geschöpfart aus einer anderen im Pöbelaberglauben lebt, sondern jenes unendlich fruchtbare Princip der Anpassung eines jeden Organismus an die ihm gestellten Lebensbedingungen, der stetigen Naturauslese der passendsten Einzelwesen für's Ueberleben der anderen, für Vererbung der zweckmäßigen Eigenart auf die Nachkommen, so daß allerdings in langen Zeiträumen auf diesem Wege sich außerordentliche Metamorphosen vollziehen können. Darwinismus in diesem Sinne ist keine Hypothese, sondern ein völlig unanfechtbares Theorem.

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Mensch, weil er eben ein Organismus ist, dem in der ganzen organischen Welt naturgesetzlich waltenden

Anpassungs- und Auslesevorgang sich nicht zu entziehen vermag. Nun ist aber die Natur unserer irdischen Lebensbedingungen von Land zu Land verschieden und der Mensch das einzige Geschöpf, welches sich weltbürgerlich bewährt, d. h. den Lebensbedingungen aller Länder entsprochen hat. Diese Thatsache verkündet uns die bisher fast gänzlich übersehene Anwendbarkeit der Darwinschen Lehre auf die Differenzirung unseres ursprünglich einheitlichen Geschlechts in die Vielheit der Völker durch tellurische Auslese.

Der Polarbewohner vermag nicht ohne Gesundheitsgefährdung unter den Tropen zu leben, weil dort der Gallenabsonderung das Schwergewicht für den inneren Stoffwechsel zufällt, einer solchen aber seine Leber nicht gewachsen ist; der Tropenmensch wiederum mit seiner matter functionirenden Lunge müßte in polarer Kälte erliegen. Gewaltige Lungen und Brustweiten finden wir zwar auch in niederen Breiten, aber nur wo die verdünnte, folglich sauerstoffärmere Luft von Hochländern kräftigere Athmung erheischt, um durch Aufnahme größerer Luftvolumen dem Körper noch in Höhen gleich denen unserer Alpengipfel den genügenden Sauerstoffvorrath zuzuführen; ja eine bloße Höhenschichtenkarte der Erde zeigt uns sofort die Räume, wo die menschliche Lunge die meisten und größten Zellen haben muß und in der That hat, es sind die drei großen Hochlandmassen von 2000 bis 4000 Meter Seehöhe: Mexico, Peru, Tibet.

Ueberall erblicken wir die Völker, welche längere Zeit ein Land inne haben, in einer mehr oder weniger vollendeten Harmonie ihrer körperlichen Ausbildung mit den örtlich gegebenen Naturverhältnissen. Hört der gemeine Mann davon, daß sich der Jakute in Ostsibirien, also in demjenigen Raume, in welchem die Erde allwinterlich die furchtbarste Kälte erfährt, ganz wohl fühlt, ja selbst im Freien mit ziemlich leichter Bekleidung einer Kälte Trotz bietet, bei der das Quecksilber erstarrt, so sagt er denkfaul: „Ja die Jakuten sind das gewöhnt.“ Der Teleolog wird sich mystisch dahin äußern: „Die Vorsehung hat weise diese Menschen für dieses Land so geschaffen.“ Wir sagen: Die Natur jedes Landes erwählte sich bereits von der Unzahl von Horden, die in der geschichtslosen Vorzeit über dessen Scholle dahinzogen, stets nur die physisch Geeigneten für Ertheilung des Gastrechtes, merzte auch in allen Folgejahrhunderten unerbittlich durch Siechthum und frühen Tod die Minderpassenden jeder neuen Geschlechtsfolge aus, bis ein ihr adäquates Volk fertig war, an dessen Bewahrung in seiner Eigenart sie noch heute mit denselben Mitteln arbeitet, durch welche ihr die Ausbildung dieses Volkes gelungen war. Die Alten fabelten von erdentsprossenen Völkern, von Autochthonen. Wir wissen jetzt: die Vorfahren keines der heutigen Völker haben da geweilt, wo nun ihre Nachkommen leben, es giebt kein einziges Autochthonenvolk im Sinne der Alten, aber jedes Volk wird allmählich so zu sagen autochthon, indem es sich der Natur seines Wohnraumes physisch anschmiegt.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die blos instinctive Körperübung hierbei mitwirken kann. So gelang es uns kürzlich den Nachweis zu führen, daß am Thüringerwald die Brustweite in höher gelegenen Gebirgsdörfern selbst dann größer ist als die am Gebirgsfuß gemessene, wenn die Körpergröße umgekehrt sich verringert zeigte, was jedenfalls ein interessantes Licht wirft auf den Einfluß, den schon wenige 100 Meter gesteigerter Seehöhe auf die intensivere Athmungsthätigkeit des Menschen ausübte, und zu umfassenderer Verwerthung der massenhaft vorliegenden Rekrutenmessungen für diese Frage anregen möchte. Wenn ferner die seit einigen Jahrtausenden auf den Inseln der Südsee heimisch gewordenen Malayen dort einen beträchtlich höheren Körperwuchs erlangten als die in Südostasien zurückgebliebenen, ja in so viel kürzerer Frist die nach dem Unionsgebiet ausgewanderten Europäer gleichfalls an Leibeshöhe zugenommen haben und auch sonst noch in einigen Körpermerkmalen dem nordamerikanischen Indianertypus wunderbar sich annähern, so sind hier geheimnißvolle örtliche Wirkungen thätig, bei denen anscheinend kein physiologischer Daseinskampf Rolle spielt. Indessen namentlich bei schroffem Wechsel der Lebensbedingungen unterliegen Auswandernde ganz regelmäßig der decimirenden Auslese, die auch in allen den anderen Fällen nachsichtslos waltet, wo eine allmähliche Gewöhnung, d. h. im Grunde doch immer eine allmähliche körperliche Transmutation, den Meisten, aber nicht Allen glückt. Man gedenke nur der langsamen Anpassung der spanischen Kreolen an das unheimliche Gelbfiebermiasma Westindiens, welches sich unter einer tragischen Fülle von Todtenopfern der Zuwanderer vollzog, während andererseits die Statistik immer noch den merkwürdigen Satz bestätigt hat, daß die Nordeuropäer dem gelben Fieber durchschnittlich leichter unterliegen als die Südeuropäer, letztere aber wieder viel eher als die Negerrasse, diese vollendetste Anpassung an das Tropenklima überhaupt.

Und warum gebar denn die Natur aus dem Schooß der stämmereichen Indianerrasse trotz des unsäglich langen Wohnens derselben zwischen den Wendekreisen keine negerhaft vollkommenen Tropenmenschen? Warum kam es auch in Indien, in Australien niemals zur Entwickelung von Negerleibern, die zufolge ihrer äußerst energischen Perspiration eine um so kühlere Haut haben, je glühender die Sonnenstrahlen sie treffen, und in ihrem ganzen Säfteumtrieb den noch lange nicht zur Genüge uns im einzelnen bekannten schädlichen Einwirkungen heißfeuchter Tropenluft am ausgezeichnetsten widerstehen? Einer solchen Frage muß der Teleolog die Antwort schuldig bleiben, denn er müßte sonst von einer Schöpferweisheit mit Ausnahmefällen reden. Wir aber dürfen getrost hierauf das Bibelwort anwenden: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Nur in dem Falle nämlich, wenn eine für die Landeseigenthümlichkeit besonders erwünschte Neuerung in der leiblichen Constitution, sei es auch nur einer vereinzelten Horde oder Familie, auftauchte, konnte die besagte tellurische Auslese mit ihrer züchtenden Arbeit

einsetzen; wo dagegen jener glückliche Zufall nicht eintrat, fehlte eben für die Anzucht das Material. Schon Darwin berichtete von den Aymara-Indianern Hochperus, welche, von ihrer alpenhohen Heimat in das nahe Tiefland des Amazonenstroms versetzt, einer schreckenerregenden Sterblichkeit anheimfallen, weil ihre Lunge nur an dünne Höhenluft angepaßt ist, ihrer Function folglich durch Masseneinathmung dichter Niederungsluft ein Uebermaß zugemuthet wird; aber er fügte die lehrreiche Erfahrung von Dr. Forbes hinzu, wonach neuerdings ein paar Aymarafamilien, welche hoher Lohnsätze wegen nach den Goldwäschereien jener Stromebene hinabgezogen waren, sich daselbst nun bereits in mehrfacher Generation erhalten haben, da sie in ihrer Brustbeschaffenheit günstig abwichen von ihren Stammesgenossen. Ist das nicht ein geradezu typisches Beispiel, wie aus der Mitte eines Volkes heraus ein anderes entstehen kann mit zuletzt vielleicht vollkommen entgegengesetzten Eigenschaften, wie hier ein negerhaft schmalbrüstiges aus einem breitbrüstigen, falls nur der glückliche Anstoß zu solch einer Entwickelung gegeben wird und Vermischung mit dem Mutterstamm ausgeschlossen bleibt? Denn Moritz Wagners Migrationsgesetz bestätigt sich glänzend in der Ausbildung der Völker. Ungestörte oder durch Nachschub aus dem Mutterland doch nur wenig gestörte Entfaltung von Sondermerkmalen hat seit kaum zwei Jahrhunderten hauptsächlich aus Engländern Nordamerikaner, hauptsächlich aus Niederländern südafrikanische Boeren gemacht, in längeren Zeiträumen die Polynesier als rein geographische Varietät der braunen Malayenrasse erzeugt.

Bekannt sind die Abänderungen, welche der Mensch körperlich erfährt infolge seiner täglichen Beschäftigung: die krummen Beine der Schneider und der Cavalleristen, das Vorgebeugtgehen der Tischler, die Kurzsichtigkeit von Uhrmachern und Kupferstechern, ja überhaupt beim lesenden Culturmenschen gegenüber dem der Schrift ledigen Sohn der Wildniß. Die berühmte Millionenmessung während des nordamerikanischen Secessionskrieges führte sogar zu der Entdeckung, daß der Matrosendienst die Arme verkürzt, die Beine verlängert. Die Palankinträger auf Madagascar erhalten auf den Schultern, welche unmittelbar der Belastung durch das Gestänge des Tragsessels ausgesetzt sind, förmliche Muskelpolster. Nach Broca bekommen die französischen Brettschneider durch Tragen schwerer Bohlen auf dem Kopf nicht nur kahle Scheitel, sondern auch eine Knochenwucherung auf dem Scheitel, eine Art Ueberbein, und zwar gewöhnlich erst mit dem 40. Lebensjahr. Die südfranzösischen Harzsammler haben durch das barfüßige Erklettern hoher Seeföhren daumenartige Gelenkigkeit der großen Zehe, also einen Kletterfuß erworben, ähnlich so manchem Naturvolk, welches gleich den altägyptischen Gerbern die Füße wie Hände benutzt, so daß schon mancher Kaffer auf den Diamantenfeldern von Griqualand ertappt wurde, indem er mit der ehrlichsten Miene von der Welt Diamanten in den eingekrümmten Zehen von dannen trug.

Der Völkerkunde werden dergleichen Erscheinungen besonders wichtig, wenn sie ganzen Erdräumen in bestimmten geographischen Grenzlinien zukommen als Ergebniß geographisch bedingter Beschäftigungsweise großer Völkergruppen. Dies begegnet uns bei der wunderbaren Sinnesverschärfung der Steppen- und Wüstenvölker. Unsere Ophthalmologen fangen langsam an zu beachten, daß ein hochwichtiger geographischer Factor die Ausbildung unseres Auges beherrscht, nämlich die Luftklarheit. Helmholtz hat uns das menschliche Auge als ein keineswegs ideales Kunstwerk geschildert, vielmehr als ein mit manchen Fehlern mittelmäßiger optischer Werkzeuge behaftetes Gebilde, das jedoch der ihm im Leben gestellten Aufgabe in der Regel vollkommen genügt; mit einem Wort: unser Auge ist Anpassungsproduct. Hieraus folgt, daß die Tragweite des menschlichen Blicks immer abhängen muß von der Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Diese aber ist am höchsten in klarer Hochgebirgsluft und in den Räumen des Trockenklimas. Auf dem Montblanc erkennt man noch Sterne siebenter Größe mit unbewaffnetem Auge, in der äußerst verdichteten, aber sehr dunstfreien Luft am Todten Meere noch solche fünfter bis sechster Größe; in der Sahara vermochte Duveyrier noch auf 60 km Abstand (so weit wie die Roßtrappe von Magdeburg entfernt ist) Peilungen vorzunehmen. Wie kann es uns da Wunder nehmen, wenn unsere Gemsenjäger mitunter einen wahren Adlerblick verrathen, vollends aber Steppen- und Wüstenbewohner allesammt eine Gesichtsschärfe wie Raubvögel besitzen? Auf anderthalbstündige Entfernung erblickte ein Buschmannjunge, den Lichtenstein auf der Heimfahrt von Capstadt aus an Bord seines Schiffes genommen hatte, ziegengroße Antilopen an der afrikanischen Küste; die Tuareg werden herannahender Karawanen bereits ansichtig, wenn der Europäer noch keine Spur derselben am Horizont wahrnimmt; selbst im Dämmerschein, eine Stunde nach Sonnenuntergang, vermag ein Kalmücke auf 6 km Entfernung ein Kameel zu unterscheiden, ja es steht fest, daß einmal ein Rosse weidender Kalmücke auf 30 km den Rauch und aufwirbelnden Staub eines feindlichen Heerlagers erspäht hat, also auf eine Entfernung gleich der von Magdeburg nach Staßfurt. Ganz Aehnliches gilt vom Gehör- und Geruchssinn. Der Australschwarze unterhält sich mit einem Bekannten, den er unterwegs trifft, wenn derselbe schon längst in entgegengesetzter Richtung über alle Berge verschwunden ist und das Ohr des Europäers zu seiner Seite nicht mehr die leiseste Empfindung von Schallwellen hat; die Kalmücken nennen 500 Klafter eine Hörweite, können mithin menschliche Stimmen fast auf Kilometerdistanz vernehmen. In dunklen Nächten finden sich Steppennomaden in ihrer Heimat durch den einem Europäer gar nicht fühlbaren Geruch von Gras und Kraut bestimmter Flächen zurecht, ja Wüstenvölker bemerken wie südrussische Steppenrinder die Nähe von Wasser, lange ehe es sichtbar wird, durch den Geruchssinn. „Ich rieche den Nil," ruft freudig der Araber, wenn seine Karawane nach langem Durchzug der Wüste dem Nil sich von

Weitem nähert, ohne daß das Hygrometer die geringſte Zunahme der Luftfeuchtigkeit andeutet.

Wie wäre dies alles, wie wäre dazu die allbekannte Ausdauer im Ertragen von Wanderſtrapazen, von Hunger und Durſt, worin der Steppen- und Wüſtenbewohner mit dem Kameel wetteifert, erklärbar ohne Bezugnahme auf die gebieteriſche Forderung, welche die Natur in ſolchen menſchenleeren Oedungen kärglichſter Ernährungsmittel an den Menſchen ſtellt um Sein oder Nichtſein? Der Steppenjäger iſt verloren, wenn er mit Myopie geſchlagen iſt, gerade wie der Geier alsbald verhungern muß, wenn er des ſcharfen Geſichts ermangelt, ſo daß er mithin ſeine eigene Schwachſichtigkeit niemals auf Nachkommen forterben kann. Je weiterhin die Sinne tragen, deſto ſicherer gelingt dem Wüſtenräuber der Ueberfall, der ſchirmende Rückzug zu den Seinen. Wer in der Steppe oder Wüſte nicht ſeinen Ortsſinn auf der Grundlage hoher Sinnesſchärfe entwickelt hat, iſt beim erſten Verirren ein Kind des Todes; und noch weniger findet der Krüppel oder der Weichling an jenem kargen Tiſch der Natur eine Stätte. Nur heroiſche Marſchausdauer und eine Genügſamkeit, die auf mehrere Tage mit wenigen Datteln ohne einen Schluck Waſſer fürlieb nimmt, geſtattet dem Tubu im Hungerland Tibeſti ohne Wüſtenſchiff die weiten Räume von einem Quell oder Waſſerloch zum anderen zu durchmeſſen. Am beſten mögen wir an der Stärke des Weibes beurtheilen, wie der in ſo armen Gebieten unabläſſig grauſam wirkende Kampf um des Lebens Nothdurft die Völker ſtählt. Die Prärie-Indianerin wird nicht gerade ſelten in hilfloſer Einſamkeit von ihrer ſchweren Stunde überraſcht; ſie bindet ihr Pferd an den nächſten Baum und kommt auf platter Erde nieder, nach halbſtündiger Raſt reitet ſie mit ihrem Kinde davon. Wetzſtein traf mitten in der ſyriſchen Wüſte ein Beduinenweib, das auf dem weiten Weg beim Waſſerholen geboren hatte; mit einem ſcharfen Kieſel hatte die Mutter die Nabelſchnur zerſchnitten und rüſtig ſchritt ſie nun daher, den ſchweren Waſſerkrug auf dem Haupt, den jüngſten Sprößling im Arm.

In mehrfach ergötzlicher Weiſe iſt es uns vergönnt, ein anderes Darwin'ſches Auswahlprincip im Völkerleben zu belauſchen, wir wollen es das der ehelichen Ausleſe nennen. Es iſt billig geſpottet worden darüber, daß Darwin den Bart des Mannes, die Bartloſigkeit der Frau auf das wechſelſeitige Wohlgefallen der beiden Geſchlechter an einander zurückgeführt hat. Aber wir haben jetzt eine gute Beglaubigungsurkunde dafür in Händen. Die Ainos auf Jeſo, im männlichen Geſchlecht eines der bärtigſten Völker, weichen von allen uns bekannten Völkern darin ab, daß ſie auch auf den Wunſchzettel weiblicher Schönheit einen Bart ſetzen. Leider iſt ihnen die gütige Mutter Natur nun darin nicht zu Willen geweſen, deshalb begnügten ſie ſich damit, den Mädchen ſchon im früheſten Lebensalter einen Bart auf die Oberlippe zu tätowiren, der dann die erblühende Jungfrau gleich einem martialiſchen blauſchwarzen Huſarenſchnurrbart ziert. Iſabella Bird reiſte

gerade auf der Insel, als die Verordnung der japanischen Regierung eintraf, diese Tätowirung als eine Sitte der Wilden fürder zu unterlassen; sie war Zeugin von der aufrichtigen Bekümmerniß der Mütter ob solcher Neuerung, alle jammerten sie: Wer wird unsere Töchter heirathen ohne Bart! Kein Vernünftiger wird es in Zweifel ziehen, daß, wenn die Ainomädchen so häufig, wie z. B. die Portugiesinnen, eine sanfte Beschattung der Oberlippe von Natur empfangen hätten, die eheliche Auslese binnen weniger Jahrhunderte für die Anzucht eines bärtigen Weibergeschlechts im schönen Jeso, auf Sachalin und den Kurilen gesorgt haben würde. Aus dem alten Neuseeland hingegen tönt uns der ganz ernsthaft gemeinte Maoriruf entgegen: „Für einen bärtigen Mann giebt es keine Frau!“ Das hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Glattgesichter der Neuseeländer zu bewahren, wie gewiß auch das schmerzhafte Eintätowiren von allerhand Arabesken auf die Lippen der Maorimädchen, unter dem Schutz des Wunsches, unter die Haube zu kommen, noch in die christliche Aera Neuseelands hinübererbte, denn es war nun einmal das landesübliche Abzeichen der Vornehmheit.

Der Mensch erfreut sich eines großen Doppelvorzugs vor allen Thieren im Kampf um sein Leben, im Wettbewerb um Schließen eines Ehebundes nach seinem Gefallen: er fertigt sich Waffen zu Schutz wie Trutz, und — er macht Toilette. Wer auf Freiersfüßen geht, ist nie gleichgültig gegen seine äußere Erscheinung und in der Regel darauf bedacht, dieselbe künstlich reizvoller zu gestalten. Das trägt bei uns wesentlich bei zur Veränderlichkeit der Moden; und wenn der Aesthetiker Vischer so schonungslos gegen gewisse Kleidermoden unserer Damen zu Felde zog, so war mindestens das Eine ungerecht bei seinem Angriff, daß er ihn nämlich zu ungalant einseitig gegen die Damen richtete, die bei Auswahl ihrer Garderobe stets, wiewohl oft unbewußt, in einer liebenswürdigen Wechselbeziehung stehen zum ästhetischen Geschmack des stärkeren Geschlechts. Wo nun aber jene launische Königin, deren Reichsannalen die Modejournale sind, nicht das Scepter trägt, wo vielmehr der Volksstamm, wie bei uns noch hier und da auf dem platten Lande, an hergebrachter Costümsitte fester hält, da wirkt die eheliche Auslese kräftig mit zur möglichst vollständigen Abspiegelung des Stammesgeschmacks in der Stammestracht. Gewöhnlich werden Rassenabzeichen hierbei gesteigert, weil diese nach bekannter menschlicher Eigenliebe besonders gefallen. Blos weil wir der weißen Rasse angehören, verlangt man bei uns Reispuder; die Siamesin schminkt sich dagegen citronengelb, die Indianerin kupferroth. Auf Samoa, unter diesen breitköpfigen Insulanern, wird Dolichocephalie vorsichtig durch Breitdrücken des Köpfchens Neugeborener verhütet; ein Schmalschädel hat dort wenig Aussicht auf eine gute Partie, spöttisch rufen ihm die braunen Mädchen nach: „Seht den Keilkopf! Hat denn der keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ Die kühnsten Phantasien der pariser Haarkünstler werden überboten von

der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Haartouren unter den Negervölkern; manche darunter sind ganz hübsch, doch auch die bizarrsten erklären sich ebenso wie das Durchstecken eines rhinoceroshaften Dorns durch die Oberlippe bei den Morufrauen im äquatorialen Ostafrika, das Einzwängen von Holzklötzen in die Unterlippe bei den Botokuden, das Herabziehen der Ohrläppchen bei den Dajaken Borneos durch schwere eingehängte Zinnringe bis herab auf die Schultern — alles erklärt sich aus der Geschmacksrichtung des Stammes und der unser Geschlecht vor dem Untergang bewahrenden Thatsache: alle wollen heirathen.

Allein die Ehe — das hat schon der Meister Darwin voll anerkannt — züchtet auch den Charakter der Völker. So unübersehbar verschieden die Beweggründe sind, welche die eheliche Wahl lenken, so richtet sich diese dennoch in den weitaus meisten Fällen nach den ein glückliches Familienleben verheißenden Eigenschaften, wirkt folglich segensreich für Erhaltung der Volkstüchtigkeit. Verworfene Subjecte bleiben zum Wohl der Gesammtheit häufig von der Ehe ausgeschlossen, pflanzen also ihre Laster nicht als Familienhäupter fort. Wie bei uns der junge Jurist in der Regel erst sein Assessorexamen bestanden haben muß, ehe er die Verlobungsanzeige drucken lassen darf, so muß der Eskimojüngling erst den thatsächlichen Nachweis liefern, daß er Seehunde erlegen kann, dann erst reicht ihm die thranige Geliebte die Hand. Demnach bleiben die Eskimos durch eheliche Auslese stets gegen die Gefahr geschützt, daß die wichtigste Kunst für den Erwerb ihrer täglichen Nahrung ihnen jemals abhanden komme. Unsere mittelalterlichen Turniere waren nur mit romantischem Flitter verkleidete Eheexamina; das zeigen uns die Sakalaven Madagascars, deren Jungfrauen demjenigen Freier die Ehe weigern, der im sehr ernsthaften Speerturnier nicht tapfer die Geschosse der Gegner heransausen sieht ohne zu zucken, und sie gewandt aufzufangen versteht ohne sich zu verletzen. Aehnlichen Zwecken dienen die öffentlichen Ringkämpfe auf dem festländischen Boden Afrikas, z. B. in unserer Colonie Kamerun, wo der unterliegende Schwarze wohl dann wuthentbrannt auf seine Mutter im Zuschauerkreise eindringt mit den Worten: „Warum hast Du mich nicht stärker geboren?" Gräßlich dünkt uns die Forderung, die noch heute die Braut bei so vielen Wilden an ihren Bewerber stellt, er solle ihr beweisen, daß er zu morden verstehe. Aber waren wir nicht noch vor anderthalb Jahrtausenden auch solche Wilde? Fand vor der blonden Jungfrau des Chattenlands der Gnade, der noch nicht das Scheermesser an's wild wuchernde Haupthaar hatte legen dürfen, weil er noch keinen Feind blutig niedergestreckt hatte? Gewiß, diese Ausschließung der Zaghaften von der Ehe war und ist ein gewaltiges Mittel, wenn nicht die Streitbarkeit, so doch die Mordlust eines Stammes zu erhalten.

Versuchen wir zum Schluß noch in flüchtigen Strichen zu zeichnen, wie es auch abgesehen von ehelicher Auslese darwinistische Triebfedern sind,

welche Temperament, wirthschaftliche und geistig-sittliche Eigenart der Völker entwickeln helfen bis hinan zum Begreifen der höchsten sittlichen Wahrheiten.

Ein weit verbreiteter Irrthum, den die heutige Erdkunde keineswegs theilt, denkt sich die Sinnesart der Völker wie ein Abbild der umgebenden Natur. Griechenlands berüchtigter Lachhimmel und die sonnige Heiterkeit der Hellenen muß da immer herhalten, als ob man aus einem Einzelfall ein anthropogeographisches Gesetz induciren könnte! Der schwermüthigen Indianerrasse ist unter Mexicos mehr denn hellenisch strahlendem Himmel, im wundervollen Hochland von Anahuac der Ernst nicht von der Stirne genommen worden; bis zum Menschenopfer verstieg sich die ehrenfest-trübe Anschauung von der Verantwortlichkeit des Menschen gegen die Götter bei den Azteken, und darin lag ein gut Theil ihrer nationalen Kraft. Weil eben im Daseinskampf das Nützliche zu wachsen pflegt, lag in Alt-Mexico gar keine Ursache vor, die düstere Weltanschauung der Bewohner in griechischen Froh- und Leichtsinn zu wandeln. Umgekehrt finden wir die der indianischen nächstverwandte Völkergruppe im arktischen Nordamerika, also unter dem erschreckendsten Medusenantlitz der Natur, bei geradezu habitueller, unverwüstlicher Heiterkeit. Das läßt sich nur darwinistisch erklären: in der furchtbaren Lichtarmuth der monatelangen Winternacht jener Zone erlahmt, wie unsere Polarfahrer nur zu oft an ihrer Mannschaft erfuhren, mit dem Lebensmuth auch die körperliche Spannkraft; dauernd wohnen konnte folglich in diesen Eisöden nur ein mit fröhlichem Herzen göttlich Begnadeter, jeder andere starb dahin. Daß die nämlichen Eskimos so friedfertig mit einander leben, trotz ihres cholerischen Temperaments, verdanken sie wiederum tellurischer Auslese: weil sie außer durch die Thranlampe ihre engen Behausungen allein mit Abgabe eigener Körperwärme zu heizen vermögen, dazu aber der Familien stets mehrere gehören unter demselben Dach, ja eigentlich in demselben Gemach (mit nur stallartigen Verschlägen), so war ihnen die Alternative gestellt, entweder hübsch in gegenseitigem Frieden zu leben oder zu erfrieren.

Blicken wir nach China, so hat sich dort auf der fruchtbaren gelben Lößerde unter dem Einfluß eisiger Winter und tropisch heißer Sommer jene Riesennation der 400 Millionen entwickelt, welche wie keine andere im Stande ist, so gut Sibiriens Kälte wie die scheitelrechte Sonne Indiens auszuhalten, einzig aber vor allem deshalb dasteht, weil sie an Genügsamkeit und rastloser Arbeitsamkeit das Menschenmögliche erzielt hat. Der Chinese ersehnt nämlich die Gründung eines häuslichen Herdes, damit er dereinst einen Sohn hinterlasse, der ihm und seinen eigenen Vorfahren die Todtenopfer bringe, ohne welche seiner Seele der Frieden im ewigen Leben versagt bliebe; in diesem religiös verursachten Streben nach Kindererzeugung kam ihm die Fruchtbarkeit von Boden und Klima seiner Heimat hilfreich entgegen, daraus folgte die ungeheuerste Volksverdichtung und hieraus wieder die höchste Steigerung der Concurrenz um den allein vom Inland, durch

keinerlei Zufuhr von außen zu liefernden Nahrungsvorrath. In solchem mehrtausendjährigen Wettkampf erlagen alle Trägen und Anspruchsvollen; Emsigkeit und Unverdrossenheit bei der Arbeit ward zu einem festen psychischen Erbe, das sich nun beim Hinauszug über Chinas Grenze in der Mantschurei, Hinterindien, dem Malayenarchipel, in Australien und Amerika so trefflich bewährt beim wirthschaftlichen Mitbewerb mit trägeren oder aber anspruchsvolleren Völkern.

Dieser internationale Daseinskampf offenbart uns endlich die große Lehre, wie Darwins Anpassungsgesetz, weit entfernt, blos den Sieg des Starken über den Schwachen zu besiegeln, den Triumph des Guten auf Erden gewährleistet.

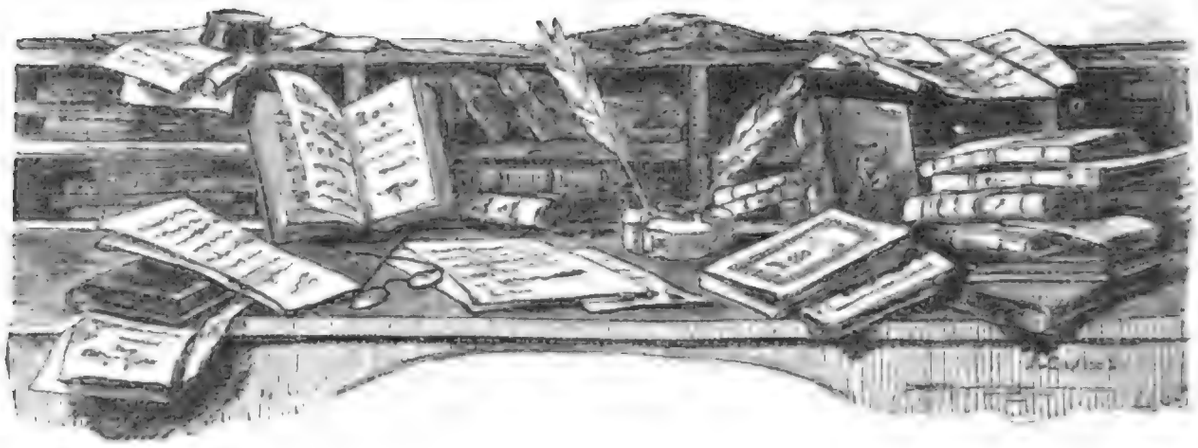
Gut dünkt dem Menschen immer das, was ihm nützlich erscheint, schlecht, was ihm schadet oder zu schaden scheint. Seitdem sich die Menschen zu wechselseitigem Schutz staatlich verbanden, ja der hohe Nutzen solchen Zusammenschlusses staatloses Völkerleben zuletzt nur in die unbeneideten Erdräume wie die Polarwüste oder die Kalihari verwies, begann man vornehmlich solche Thaten zu feiern, welche selbstlos für die Genossenschaft geübt wurden. Wer sich für die Brüder todesmuthig in die Lanzen der Feinde stürzte, der zeugte fortan freilich keine leiblichen Erben seiner Opferwilligkeit, aber er hatte eine größere, eine geistige Nachkommenschaft: wer seine Heldenthat geschaut, wer von ihr hörte im Lied oder aus der Geschichte, den trieb es, je größer seine Seele war, zur Nacheiferung. Aus dem selbstsüchtigen Trachten nach dem Lob der Genossen, nach Ehre und Ruhm, sowie aus der sclavischen Furcht vor der Strafe des Gesetzes, das die Schädigung der Verbandsgenossen ahndete, entfaltete sich allmählich die edlere Abneigung gegen schlechte That, auch wenn sie kein menschlich Auge sieht — die geheimnißumwobene Regung des Gewissens. Das Gewissen ist so sicher erblich wie andere Geistesgaben und wie nicht selten auch die Unnachtung des Geistes; aber es ist nicht wahr, daß es einheitlich von Gott in unsere Herzen gepflanzt worden. Recht verschieden zeigt es sich trotz der auf seine gleichmäßige Pflege bei uns mit gutem Grund gewendeten Erziehung unter uns Einzelnen, noch viel verschiedener aber von Volk zu Volk. Das Gewissen ist die Summe der ererbten sittlichen Antriebe, vermehrt oder vermindert nach Maßgabe der Lebenserfahrung jedes Einzelnen.

Wir sahen: der Abscheu vor dem Mord fand sich noch nicht im Gewissensschrein unserer germanischen Altvorderen. Nur der Mord im Stammeskreis galt, weil gemeingefährlich, als Unthat, der im fremden Land sogar als Zeichen wackrer Mannhaftigkeit. Und weihen wir nicht selbst heute noch die Tödtung von Menschen als Ruhmesthat, wenn sie geschieht im Krieg? Aber wir heißen auch keinen Krieg mehr gerecht, falls er nicht geführt wird zur Selbsterhaltung der Nation oder zur Durchführung einer der ganzen Menschheit heilsamen Idee oder für beides, wie es geschah im

Kampf der Vereinigten Staaten gegen die Rebellen des Südens und zugleich zum Zerbrechen des Sclavenjochs der Neger.

So ſtieg die Menſchheit empor von der ſchnöden Selbſtſucht des Einzelweſens zur Erkenntniß, daß der Einzelne des Schutzes der Genoſſen bedürfe in des Lebens Kämpfen, darum aber auch verpflichtet ſei, deren Rechte zu achten; ſie ſtieg empor von der Einhegung der Rechtsachtung in den engen ſtammesſchaftlichen Verband zur Einſicht in die Solidarität der Culturintereſſen aller Nationen, zur Humanität. Nur der tiefſte ſittliche Verfall könnte uns von der erklommenen Höhe dieſer edelſinnig alle Völker als Brudervölker anerkennenden Idee hinabſtürzen, ehe wir noch den beglückenden Siegeszug dieſer wahrhaft chriſtlichen Ueberzeugung, in jedem Menſchen den Menſchen zu lieben, um die ganze Erde geführt haben.

Jedoch gerade vor dem ſittlichen Verfall wird die Menſchheit bewahrt bleiben durch den Wettſtreit der Völker; durch ihn wird ſich der heiligſte Schatz des Volkes, ſein Gewiſſen, von ſelbſtiſchen und wahnvollen Schlacken wie in einem läuternden Feuer reinigen. Jedes einzelne Volk ſchwächt ſich, indem es in ſeinen Sittenkanon Verwerfliches aufnimmt oder leichtfertig zu denken anfängt über Nichtachtung ſegensreicher Sittenvorſchrift. Die ganze antike Culturwelt konnte durch Sittenfäulniß zu Grunde gehen, denn ſie war zuletzt nur getragen von dem einen Römervolk; der moderne Culturreigen breitet ſich aus über ſämmtliche Erdtheile, über Nationen verſchiedenartigſter Begabung: nie darf für ihn ein fauler Frieden erſehnt werden, vielmehr wird ein ſtetiger Wettkampf unter ſeinen Gliedern im werkthätigen Friedensleben, unter den Sturmeswettern nicht vermeidbarer Kriege allezeit den Niedergang phyſiſch oder ſittlich entarteter Nationen bedingen, aber eben dadurch den rüſtigen Fortſchritt der geſammten Culturwelt. Unſere deutſche Nation, berufen in der Mitte Europas, dieſer heißen Kampfesſtätte rivaliſirender Mächte, ihres Lebens Kreiſe zu erfüllen, genießt vorörtlich die Wohlthat, durch ſtets wache Gegner an des größten Preußenkönigs Wort gemahnt zu werden: „Wer nicht fortſchreitet, der geht zurück.“ Mit der Befriedigung der Pflichterfüllung dürfen wir in dieſer Zeit unſeres auf allen Gebieten aufſtrebenden Volkslebens jenes Mahnrufs gedenken, nicht am wenigſten in dieſer Verſammlung, in der ſich alljährlich ſchaffensfreudig verkörpert die gründliche und freie, d. i. die deutſche Wiſſenſchaft.



Thiers und ſeine Zeit.

Von

Fr. Kreyſſig.*)

Bekanntlich hat Goethe über Voltaire das Wort geſprochen, daß er dieſen Schriftſteller als die nahezu vollſtändige Menſchenwerdung des franzöſiſchen Volksgeiſtes betrachte, wie er im achtzehnten Jahrhundert ſeiner Reife ſich näherte. Und die literariſche Forſchung hat das Urtheil ſeit hundert Jahren beſtätigt, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt.

Voltaire, der Sohn ſeines Talentes, ſeiner wunderbaren Arbeitskraft, ſeines kühnen, unerſchrockenen Unabhängigkeitsſinnes, Voltaire, der faſt univerſelle Dichter und Schriftſteller, der unermüdliche geiſtige Streiter, die unerſchöpfliche Quelle des ſchneidigen Witzes, der Mann allgemein faßlicher Belehrung, der Streiter der Aufklärung, der Toleranz, der Humanität; aber auch Voltaire, der ſkrupelloſe, literariſche Erwerbsmenſch, der ſtolze und eigennützige Schmeichler aller Gewalten, die ihm nützen konnten, von der Pompadour und dem Herzog von Richelieu bis zu Friedrich II.; von den Jeſuitenpatres, deren Zeugniß er für den Eintritt in die Akademie bedurfte, bis zu dem Papſte, dem er ſeinen Mahomet, die blutigſte Satire gegen die Kirche, widmete; Voltaire, der in ſtolzer Unabhängigkeit, in freiwilliger Verbannung die Früchte ſeiner Arbeit genießt, nachdem er alle Salons, alle Antichambres durch ſeinen Geiſt geblendet und gelegentlich durch ſeine Niedrigkeiten ſkandaliſirt hat: er iſt der vollendete literariſche Vertreter jenes emporſtrebenden franzöſiſchen Mittelſtandes, der im Gefühl der wachſenden

*) Aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Forſchers. Der Aufſatz iſt im Jahre 1878 geſchrieben.

Kraft, der überlegenen Bildung, von fieberhaftem Ehrgeiz gestachelt, zum Entscheidungskampf gegen die erstarrten und verrotteten privilegirten Klassen sich rüstet.

Die tiefen dämonischen Gewalten, die in seiner Zeit, in seinem Volke heranwachsen, sind ihm unsympathisch, bleiben ihm fremd. Er versteht weder Rousseaus Naturgefühl noch Rousseaus demokratischen Idealismus. Die Hoheit des germanischen Dichtergenius berührt ihn vorübergehend in Shakespeare, um ihn dann zum leidenschaftlichsten Widerstande zu reizen. Für tiefe Naturen wie Lessing, wie Schiller ist er ein Gegenstand bald des Spotts, bald des Abscheus. Aber die Breite des Lebens beherrscht er, und die Abendsonne seines Lebens beleuchtete einen unermeßlichen Erfolg, wie die Literaturgeschichte, selbst der Antike der romanischen Völker, ihn bis dahin nicht gesehen.

Es ist eben nicht anders. Wer die Masse zwingen will, muß der Masse nicht nur überlegen, sondern auch verwandt sein. Sie ist in Einzelnem blind und unverständig, aber ihr Gesammtinstinct ist fein, in seiner Art untrüglich. Sie liebt und ehrt nur sich selbst. Vor ihrem eigenen Idealbilde kniet sie nieder, vor nichts anderem. Natürlich darf man da kein Kunstwerk von reinem Golde erwarten. An allen großen Erfolgen haben die richtigen Fehler und Mängel der Betheiligten ihren Antheil so gut wie die richtigen Vorzüge. Sie sind nicht immer erbaulich, aber immer lehrreich: vielleicht das Lehrreichste, was die Geschichte bietet.

Einen solchen typischen, welthistorischen Erfolg nun hat das französische Bürgerthum in den hundert Jahren, die seit Voltaires Tode vergangen sind, zum zweiten Male zu verzeichnen gehabt: und es ist das kein geringer Beweis für die Lebenskraft und Bedeutung dieser so vielfach und so bitter angegriffenen Klasse. Der Mann, welchen man am 8. September 1877 auf dem Père Lachaise zu Grabe trug, an dessen Sarg eine ganze Bevölkerung sich drängte, dessen letzte Worte die Tagesordnung für eine ganze, bevorstehende Entwickelungsepoche seines Volkes enthalten: er ist in gewissem Sinne der Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts, die Verkörperung des zeitgenössischen französischen Bürgerthums mit allen seinen Vorzügen, Tugenden, Vorurtheilen und Schwächen. Selbstverständlich handelt es sich diesmal nicht um einen Dichter und Philosophen, der sich auf Politik und Geschäfte versteht, sondern um einen Politiker, Staatsmann, Geschäftsmann, der nebenbei Bücher und Zeitungen schreibt, Reden hält und die Künste beschützt, und selbstverständlich ist auch an einen nur annähernd so universellen Einfluß nicht zu denken. Das siegreiche, besitzende Bürgerthum braucht eben einen andern Vertreter als das ringende, strebende, und der Gedanke ist universell, seine Anwendung aber durch Zeit, Ort und Verhältnisse beschränkt. Das neunzehnte Jahrhundert erntet, wo das achtzehnte säete. Aber die Ernte verleugnet die Saat und den Säemann nicht. Adolphe Thiers ist der vollendete Typus der siegreichen, etablirten Revolution, wie

François Arouet de Voltaire der Typus des gegen die Welt der Thatsachen heranbrängenden, aber sie noch nicht beherrschenden französischen Geistes. Beide zusammen vertreten die Hauptströmung der französischen, und eines guten Theiles der europäischen Geschichte seit anderthalb Jahrhunderten.

Die Revolution! der revolutionäre Geist! Wer solche Worte braucht, darf dann freilich um der nothwendigen Vorsicht willen eine möglichst bestimmte Erklärung nicht unterlassen. Eine Erklärung, wenn nicht der Sache an sich in ihrem ganzen Umfange (denn die, als das Element, in dem wir leben, ist in keine allgemein gültige Formel zu fassen), wohl aber seiner augenblicklichen Stellung zu ihr. So sei denn vorausgeschickt, daß ich die französische, die europäische Revolution, von der hier die Rede ist, wesentlich als den Emancipationskampf des Bürgerthums verstehe: als den Kampf um Gleichheit vor dem Gesetz, um freie Bahn für jedes Talent, für jede Kraft, die sich dem Gesetz unterwirft, um unbedingte Sicherheit und freie Bethätigung des Individuums als solchem innerhalb der von dem Willen Aller getragenen und vertheidigten Gesellschaft. Was wir politische Freiheit nennen, die Betheiligung der Regierten an der Regierung, in großen und vollends in kleinen Kreisen, ist dabei nur gelegentliche Zuthat: Mittel, nicht Zweck. Noch weniger stehen die idealen Fragen, die Achtung vor der Ueberzeugung, vor der Souveränetät des Gewissens, die Hingabe an den Cultus des Wahren und Schönen im Mittelpunkte der Bewegung. Sie haben mitgewirkt und wirken mit als geistige Kraft einer höheren Ordnung, deren keine fortschreitende Neu- und Umbildung der Gesellschaft, auch diese nicht, ganz entrathen kann. Aber sie werden dem eigentlich maßgebenden Interesse im Collisionsfalle unbedenklich geopfert. Die Geschichte aller revolutionären Gewalten und Gewalthaber, des Convents, des Directoriums, Bonapartes und des Herrn Thiers selber, wie wir sehen werden, liefert die Beispiele in Masse. Aber Gleichheit vor dem Gesetz, freie Bahn für jede sich dem Gesetz fügende Kraft, ernste Wahrung der nationalen Macht- und Ordnungsinteressen ist von dem, was die Franzosen die Principien von 1789 nennen, unzertrennlich. Es versteht sich, daß damit Härten, Vorurtheile, Beschränktheiten aller Art vollkommen verträglich sind. Aber geadelt wird diese ganze Geistesrichtung dennoch durch zwei Momente. Sie wächst aus der Energie der Arbeit, aus dem Vertrauen auf die persönliche Kraft hervor, und diese Kraft, selbstisch und hart, wie sie ihrer Natur nach sein mag, findet ihr Maß und ihre Weise in der Hingabe an den vaterländischen Gedanken. Auch in diesem Sinne, und in diesem ganz besonders, vertritt Thiers, wie kaum ein Anderer, das französische Bürgerthum. Der Journalist, der Schriftsteller, der Redner, der Staatsmann, der Privatmann zeigen in einem Guß dasselbe Metall. So ist sein Leben und sein Lebenswerk der Typus seines Volkes, oder vielmehr seiner Klasse in diesem Zeitalter geworden. Schon dessen äußerer Verlauf ist ein Mikrokosmus der Zeitbewegung. Wer es ausführlich erzählen wollte, müßte die

Geschichte Frankreichs und einen guten Theil der europäischen Geschichte seit ungefähr einem halben Jahrhundert schreiben, das ist hier natürlich unmöglich. Aber ein paar orientirende Andeutungen im Anschluß an die Lebensgeschichte des Mannes werden auch in den engen Grenzen dieser Betrachtungen nicht zu entbehren sein.

So sei denn zuerst kurz an die arbeitsvolle, eng beschränkte Jugend erinnert, in der diese ungewöhnliche Kraft sich stählte. In knappsten bürgerlichen Verhältnissen wächst Adolphe Thiers heran. Der Vater, ein verarmter Tuchhändler, dem er am 15. April 1797 zu Marseille geboren wird, stirbt bald darauf und hinterläßt ihn mittellos. Die Familie Chénier, ihm von der Mutter her verwandt, mit zwei glänzenden Namen in die geistige und politische Geschichte der Revolution eingetragen, nimmt sich des Knaben an. Es floß griechisches Blut in ihren Adern, von André und Marie Josephe Chéniers Mutter her; vielleicht dürfen wir in Thiers' früh entwickeltem Sinn für die schöne Form dessen Einwirkung erkennen. Aber den entscheidenden Impuls empfängt seine Bildung in der ihm bewilligten Freistelle eines Lyceums wie der Kaiser sie schuf: Pflanzstätten bureaukratisch-militärischer Zucht, exacten Wissens, rastlosen Ehrgeizes, energischer, persönlichen Zwecken dienender, aber durch die stete Erinnerung an das große, glänzende, ruhmvolle Vaterland geadelter Arbeit. Mit dem zehnten Jahre, 1806, recht in der Sommerblüthe des Kaiserreichs, tritt er ein. Unter den blendenden, berauschenden Bildern der kaiserlichen Gloire gehen die Studienjahre dahin. Den in's Leben tretenden, mit Nichts als seiner Kraft, seinen Kenntnissen, seinem Willen ausgerüsteten Jüngling empfängt dann aber, 1815, auf der Akademie zu Aix die unsägliche, gerade hier im Süden doppelt empfindliche Ernüchterung des Rückschlages, der Restauration. „Die französische Jugend habe damals das Lachen verlernt," meint Edgar Quinet in seinen Erinnerungen. Er verlebte die Zeit im Elsaß und in der Franche Comté; die endlosen Züge bewaffneter, blonder nordischer Männer erinnerten ihn an die Barbaren der Völkerwanderung. Der junge Thiers mußte eine schlimmere Invasion bald in seinem eigenen Interesse empfinden, die Invasion des von der Revolution nur halb getödteten Systems der Privilegien und Willkürherrschaft. Die von ihm 1820, nach beendigten Rechtsstudien, eingereichte Preisaufgabe, obwohl anerkannt die beste, wird wegen ihrer liberalen Färbung von den legitimistischen Preisrichtern nicht gekrönt. Er muß die Richter im folgenden Jahre durch fremde Handschrift, durch Einsendung einer neuen Preisschrift auf einem Umwege täuschen, um die verdiente Anerkennung zu erlisten. Man unternahm es, die Söhne der Revolution im eigenen Hause als Stiefkinder zu behandeln; das alte Frankreich der Privilegien, der Rechtsungleichheit sollte durch kleine Maßregeln und Vexationen wieder hergestellt werden, während das Land öffentlich, in Verfassung, Gesetzen den Stempel der Revolution trug. Da nimmt Thiers die für sein Leben entscheidende Richtung. Mit vierzig jungen Leuten, darunter

Mignet, der Herzensfreund seines Lebens, Michel de Bourges, sein späterer Gegner, schwört er Haß den Bourbonen, tritt er ein in die große Verschwörung, welche schon damals Besitz und Intelligenz des Landes zum Sturze der alten Dynastie verband. Vierundzwanzig Jahre alt, ausgerüstet mit einer kleinen Summe, dem Ertrage jener Preisschriften, aber mit dem Glauben an sein Talent und dem bürgerlichen Heldenmuthe der Arbeit, betritt er 1821, begleitet von Mignet, daß heiße Pflaster von Paris, die verlockende, gefährliche Arena aller Leidenschaften, aller Kräfte, jedes Ehrgeizes, nimmt seine Stelle in der hungrigen Schaar, welche dort den heiligen Berg der Macht mit seinem heilspendenden Wundertempel, den Montsalvage und den Graal des neunzehnten Jahrhunders umlauert. Er hatte seine Schiffe verbrannt. Seine Jugendliebe blieb verlassen in Aix zurück. Fortan sollte keine Fessel, keine Rücksicht ihn im Wettlaufe hemmen. (Thiers hat sich später mit ihrem Bruder schlagen müssen, weil er, zur Höhe des Erfolges emporklimmend, sein Eheversprechen nicht einlösen wollte; aber er hat, da sie bald einen Andern heiratete, die Familie treulich protegirt.)

Ein Jahr nach der Ermordung des Herzogs von Berry halten die beiden jungen Provençalen ihren Einzug in die Mansarde der Passage Montesquieu, von der aus sie das Leben zu erobern gedenken. Es ist die Hochfluth der Reaction, die sie umgiebt. In Troppau, in Laibach sind die Monarchen der heiligen Allianz versammelt, um das Strafgericht für das empörte Italien vorzubereiten. Der Nothschrei der Griechen findet taube Ohren bei ihnen. Bald sollen die Thore von Munkacz für Alexander Ypsilanti, die des Spielberg für Silvio Pellico sich öffnen. In Frankreich rüstet man bald zum Kreuzzuge gegen Spanien, um, wie der romantische Schwärmer Chateaubriand sich einbildete, die Waffen der Bourbons durch Siege über die Liberalen populär zu machen! Die Jesuiten erhoben ihr Haupt; das Gesetz über den Kirchenfrevel sollte bald der ganzen Voltaire'schen Generation in's Gesicht schlagen. Die Emigranten und ihr Anhang wagten das noch Kühnere. Sie sprachen von Rückgabe der confiscirten, verkauften Güter, oder doch von Entschädigung, tasteten das Palladium des Bürgers, des Bauern an, den behaglichen, sauer erarbeiteten Besitz. In der Armee, in der Verwaltung tauchten die alten Namen mit ihren Ansprüchen auf. Das ganze Geschlecht des „Marquis de Carabas" schien unter dem zornigen Hohngelächter des Mittelstandes seinen Einzug halten zu wollen. Selbst ein Theil der poetischen, talentvollen Jugend opferte auf den wiederhergestellten Altären. Victor Hugo sang loyale Oden und Ritter- und Gespensterballaden, während die gefühlvollen Seelen der vornehmen Salons mit Lamartine über das gottlose Jahrhundert seufzten und für Tugend, Glaube, Frömmigkeit, Liebe und Resignation schwärmten. Aber in der Tiefe regten sich allerdings andere Gewalten, und schon stiegen Schaumblasen auf an den Stellen wo sie im Hinterhalte lagen. Schon gellte Couriers schneidendes Lachen den Höflingen in den Ohren, schon erklangen in Bérangers Liedern

die ersten Sirenentöne der kaiserlichen Legende, schon vermählten sich in den Hörsälen der Sorbonne, des Collége de France, die Ueberlieferungen der französischen Aufklärung mit den edelsten und tiefsten Aspiratianen der germanischen (deutschen und englischen) Wissenschaft und Poesie und bald sollte sich zu den Füßen der Villemain, Cousin, Guizot, Jouffroy die Elite der französischen Jugend versammeln. Um den Thron aber, den die Bayonnette des Auslandes aufgerichtet hatten, zogen die unversöhnlichen Parteien, durch den Herzog v. Orleans ermuthigt, ihre Laufgräben und bedienten sich der kostbaren Geschenke des Jahres 1814, der Preßfreiheit und der Charte als schneidigster Waffen gegen den, der sie gegeben. Da war denn die Stelle des jungen provençalischen Strebers von vornherein bezeichnet. Als Mitarbeiter des Constitutionel durch Manuel, den berühmten liberalen Deputirten, eingeführt, eröffnet er eine fieberhafte Thätigkeit. Er weiß Alles, beurtheilt Alles, schreibt Alles: ein ächtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Geschichte, Tagespolitik, Finanzen, Literatur, Gemälde: ihm ist Alles recht. Schon 1822 machen seine Artikel über den Salon Aufsehen, (er hat sie nachher 1825 gesammelt); ein Jahr später giebt er mit Jouffroy die Tablettes historiques heraus und erscheint unter den Mitarbeitern des Globe im Hauptquartier des jungen, emporstrebenden Frankreich. Und während Chateaubriand die Arbeiten über die Pyrenäen schickt, um Frankreich durch eine ritterliche That in die Tafelrunde der heiligen Allianz einzuführen, erfaßt der kleine unbekannte Journalist die Aufgabe, welche für ihn das wurde, was einst für Bonaparte der erste italienische Feldzug war. Er entschließt sich, die „Geschichte der französischen Revolution" zu schreiben. Es war eine Kriegserklärung gegen die ganze officielle und herrschende Strömung der europäischen Welt. Jene Sterne, die einst der Jugend des begeisterten Gymnasiasten in Marseille geleuchtet hatten, sie schienen untergegangen für immer am Himmel Frankreichs, Europas. Die Blutströme von 1794 hatten die Ideale von 1789 besudelt und entstellt, die märchenhaften Großthaten des Generals Bonaparte und des ersten Consuls waren zu Thorheiten geworden unter dem Rückschlage der Welteroberungspolitik des Kaisers. Eine mächtige Partei in allen Ländern des Continents war am Werke, die ungeheuren Ereignisse und Thaten von drei Jahrzehnten wie einen bösen Traum aus der Erinnerung der Völker zu löschen. Das Schreckbild der Guillotine, und das noch schlimmere der Assignaten, das Maximum des ruinirten Wohlstandes hielt man dem Bürger entgegen, wenn sein Selbstgefühl gegen die Ansprüche der zurückgekehrten Privilegirten sich regte. Diese Gespenster mußten verscheucht, dieser Alp von der Brust des Volkes entfernt werden, ehe die gewaltsam unterbrochene Bewegung wieder in Fluß kommen konnte. Der Bourgeois mußte wieder an seine Vergangenheit glauben lernen, wenn ihm die Zukunft gehören sollte, das Werk seiner Väter mußte als ein Werk der geschichtlichen Nothwendigkeit von dem vernichtenden Urtheil der öffentlichen Meinung befreit werden. Und Thiers ging dann

an's Werk mit der Energie, der Ausdauer, der übermenschlichen Arbeits- und Schöpfungskraft, die eben nur möglich werden, wo eine mächtige Natur in günstiger Stunde die Offenbarung ihrer Bestimmung geschaut hat. Während die eifrigste journalistische Thätigkeit ihren Fortgang hat, während er in den Salons glänzt, werden die zehn Bände der Revolutionsgeschichte in vier Jahren, zwischen 1823—1827 vollendet. Zwei und ein halber Band in einem Jahre! Und dabei entschuldigt er sich wiederholt bei seinen Lesern wegen der Langsamkeit seiner Arbeit! In alle Zweige des öffentlichen Lebens dringt er ein, mit einer Schnelligkeit, wie das freilich nur in Paris möglich ist, wo alle Nervenfäden des Staats und der Gesellschaft in einer Weise zusammenlaufen, von der wir in Deutschland keine Vorstellung haben. Baron Louis führt ihn in die Finanzen ein, Foy in den Krieg. Talleyrand, der ihm seine volle Gunst zuwendet, in die Diplomatie, und er schreibt nicht wie der deutsche Forscher für eine mißgünstige Kritik, die einem kalten, zerstreuten, widerstrebenden Leserpublikum die Weisung giebt, sondern für die ganze besitzende, schaffende, jetzt in ihren empfindlichsten Interessen sich bedroht fühlende Klasse seines Volkes. Für den Deutschen behalten die Erfolge dieses jungen Journalisten, dieses armen, kleinen petit bourgeois de province bei alledem etwas Märchenhaftes. Von der Revolutionsgeschichte waren in einem Jahrzehnt 150,000 Exemplare, will sagen 1,500,000 Bände verkauft und damit der Grund zu einem soliden Vermögen gelegt. Aber schon ehe sie erschien, nach einem einzigen Jahre journalistischen Schaffens, sehen wir Thiers im Stande, sich ein Reitpferd zu halten, seiner Mutter eine Pension auszusetzen, in den Salons der Großen mit Anstand aufzutreten. Während der großen Glanzjahre der Restauration, in der liberalen Episode des Ministeriums Martignac, 1828—1829, wächst seine Bedeutung. Schon spricht er ein entscheidendes Wort in jenen Kreisen des Palais Royal und des Hôtel Lafitte, wo der Generalstab der frondirenden Intelligenz des antibourbonischen jungen Frankreich sich sammelte. Am 1. Januar 1830 schleudert er durch die Gründung des „National" dem Ministerium Polignac und dem ganzen System des Ancien régime seine Kriegserklärung entgegen. Auch er, wie Béranger, wie Courier, hat seine triumphirende Verurtheilung vor dem Preßgericht, als er schon im Februar 1830 den Herzog von Orleans als den „Bürgerkönig" der Zukunft Karl dem Zehnten entgegenstellt. Aus seiner Feder fließt am 27. Juli der berühmte, geharnischte Protest der liberalen Journale gegen die Ordonnanzen, welche den Kampf zum Ausbruch trieben. „Man werde auf seinem Posten bleiben, die verfassungsmäßige Preßfreiheit vertheidigen, nur der Gewalt weichen." Daß der kleine, kriegerische Bourgeois nachher, als das Volk in die Straßen hinabgestiegen war, als die Polizei auf ihn fahndete, seinen Schutz nicht hinter einer Barrikade, sondern weit ab vom Schuß, in den idyllischen Schattengängen von Montmorency suchte, darf uns dabei nicht Wunder nehmen. Es gehört zur Ein-

heit des Bildes. „Ce n'est que la canaille, qui se bat dans les rues", sagte mir einmal in Paris ein sehr liberaler Freund, den ich ganz naiv nach seinen Erfahrungen in den Julitagen fragte. — Die „Canaille", die Nichts zu verlieren hat und — die Phantasten, die „edelmüthige Jugend". Der Bourgeois schlägt sich nur für den Besitz und die Ordnung, seine Ordnung, wie er das, Thiers voran, in den Straßenkämpfen von 1832, 1834 und 1848 gezeigt hat. Für die idealen Güter von 1830 ließ man die Studenten, die Arbeiter, die alten bonapartischen Veteranen in's Feuer gehen. Wohl aber verwarf man, am 29. Juli, bei Lafitte Karls des Zehnten Friedensvorschläge, denn man hielt die Herrschaft der Mittelklasse mit den alten Bourbonen nicht für möglich, und Thiers, der homme de rien, das kleine Männchen von der Feder, wird ausersehen, um dem zagenden, zögernden Herzog von Orleans, dem Absalom der Bourbonen, in Neuilly die Krone des Bürgerkönigthums zu bieten. Es war keine leichte Verhandlung und keine ungefährliche. Der alte Fuchs läßt sich zunächst gar nicht sehen und sprechen. Seine Damen, die Herzogin und Madame Adelaide, seine Schwester, führten für ihn das Wort. Erst nach der Waffenentscheidung, dem Rückzuge der Truppen, erscheint der Herzog im Palais Royal; erst am 31. empfängt Thiers seine Zustimmung zur Annahme der Krone und — der Charte Vérité!

Und damit, 33 Jahre alt, steht Thiers denn auf der Höhe des Lebens, der Gesellschaft, des Einflusses. Von dieser Stunde an ist er, mehr oder weniger durch seine Führung oder seinen Widerstand, mit allen großen Schicksalen seines Landes verknüpft. Schon 1831 als Staatsrath und Generalsecretär der Finanzen (er, der nie in einem Bureau gesessen!), dann als Unterstaatssecretär tritt er in die erste Reihe der eventuell zur Leitung des Landes berufenen Männer. Am 11. October 1832, unter Soult, wird er Minister des Innern, am 25. December Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten; dann am 1. April 1834 bis 22. Februar 1836 führt er wieder, unter Mortier und Broglie, die Verwaltung des Innern. Dasselbe Jahr sieht ihn zum ersten Male als Ministerpräsidenten an der Spitze der Regierung, wenn auch nur für ein paar Monate. Seine zweite Präsidentur, mit Rémusat 1840, ist uns durch die plötzlich aufsteigende Kriegsgefahr und das Becker'sche Rheinlied noch in guter Erinnerung. Louis Philippe lenkte diesmal die Gefahr ab und bewahrte vielleicht, indem er seine Popularität für immer daran gab, das Land vor einer Katastrophe, in der er freilich die Rolle Napoleons und Thiers die Rolle Ollivier's gespielt haben würde. Dann folgen recht unerquickliche Jahre parlamentarischer Intriguen gegen die „conservativen Minister" Louis Philippes, Guizot und Molé, die den ganzen Parlamentarismus in und außer Frankreich nicht ohne Grund in Verruf gebracht haben und in denen das Bürgerkönigthum vollends seinen Halt in der öffentlichen Meinung verlor. Es mußte das Jahr 1848 kommen, ganz neue Gewalten, aus der Tiefe der

Gesellschaft aufsteigend, mußten das gesammte Gebäude der herkömmlichen Ordnung in seinen Grundformen erschüttern, um auch Thiers wieder in die Vorderreihen des ernsten Kampfes zu rufen. Zunächst keineswegs zum Vortheil seiner Popularität. Keine bessere Protection als die des Bischofs Freppel von Orleans führt, am 4. Juni 1848, den alten Voltairiener, den verwegenen Revolutionsmann von 1830, in die Nationalversammlung. Nach schwankendem Verhalten, Kokettiren mit allen Parteien, hilft er mit bei der Auslieferung der Republik an den Erben des Kaisers. Er rühmt sich, Bonaparte 200,000 Mann zur Präsidentenwahl mitgebracht zu haben, giebt sich zu dessen Berather her, ist bei allen Thaten und Unthaten der europäischen Reaction, zumal bei der Eroberung und Mißhandlung Roms, in erster Linie betheiligt, wendet sich erst gegen den Prinz-Präsidenten, als dieser der parlamentarischen Bevormundung den Rücken kehrt, und verdankt dann erst seinem bescheidenen Antheil an dem allgemeinen Märtyrerthum der Decembertage seine theilweise Herstellung in der öffentlichen Meinung des freisinnigen Europa. Er war am 2. December 1851 bekanntlich unter den verhafteten, am 8. Januar 1852 nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Mazas unter den verbannten Parteiführern. Aber schon am 7. Juli 1852 rief ihn Bonaparte zurück, unbesorgter als sein großer Oheim um die Salon-Opposition, welche die Häupter der alten Parteien, die Berryer, Jules Favre, Ollivier, Broglie, Duvergier de Hauranne, um Thiers geschaart, sofort gegen ihn eröffneten. Es mußte erst ein Jahrzehnt berauschender Erfolge über Frankreich dahingehen, ehe mit der ersten leisen Wendung der Glücksbrise, unter dem Druck des mexikanischen Mißerfolges, das sogenannte nationale „Gewissen" erwachte. Seit 1863, mit dem Wiedereintritt in die Kammer, erhebt sich denn auch Thiers als dessen gewaltigster Wortführer, gewissermaßen in einer zweiten, geläuterten Jugend, wie sie die Natur nur ihren auserlesenen Lieblingen gewährt. Er ist in seiner gezwungenen literarischen Muße sichtlich gewachsen. Reiner und größer, gewinnt der gereifte Staatsmann vor dem Parteimann den Vortritt; es ist die Stimme des alten, ruhmvollen, freilich bei aller humanen Freisinnigkeit ausschließlich und egoistisch nationalen Frankreich, wie die Revolution und Bonaparte es schufen, die in seinen Reden den schwankenden Experimenten des zweiten Kaiserthums warnende Rathschläge ertheilt. Mit wie geringem Erfolge, das erzählt die Geschichte von 1859, 1864, 1866, 1870. Und wie dann das hereinbrechende, vergeblich prophezeite Verderben den merkwürdigen Mann über sich selbst hinaus hebt, alle guten Gewalten seiner reichen Natur zu harmonischer Wirkung bringt, das haben wir ja noch Alle in frischestem Gedächtniß. Erst die vergebliche Rundreise an die Höfe Europas, dann die Verhandlungen mit dem furchtbaren Gegner zu Versailles, dann, nach dem Kriege, der Friedensschluß, die Niederwerfung der Commune, die zauberhaft schnelle Herstellung der Ordnung, der Arbeit, des Wohlstandes, die Befreiung des Gebietes, die Reorganisation des Heeres; dann, am

24. Mai 1873, das glorreiche Märtyrerthum, die unbedenkliche Hinopferung des persönlichen Ehrgeizes an die Rücksicht auf die Ruhe des Landes; endlich, nach weiteren vier Jahren ungeschwächten Wirkens als Berather der öffentlichen Meinung im erhaltenden, echt nationalen Sinne ein schneller, schmerzloser Tod an der äußersten Grenze menschlicher Wirkungsfähigkeit, ein Tod, verklärt durch den Hinblick auf reiche Ernten rastlosen Strebens, von dem Bewußtsein, in der eigenen Persönlichkeit das Wesen einer ganzen Entwickelungsepoche eines großen, reichbegabten Volkes zu nahezu vollständigem Ausdrucke gebracht zu haben: das ist ein Schluß des Lebensdramas, eine thatsächliche Widerlegung des Pessimismus, wie die Natur sie nur wenigen Lieblingen gewährt. Am dritten September des Jahres 1877 macht Thiers, als Sommergast in dem schönen Saint-Germain, noch seinen gewöhnlichen Morgengang; dann ein leichtes Unwohlsein, und um 6 Uhr Abends Schlagfluß und Tod. Die officielle Leichenfeier, welche Mac Mahon anbot, wurde von der Gattin, um die Redefreiheit am Grabe nicht zu beschränken, zurückgewiesen. Die Madelaine-Kirche verweigerte der Erzbischof von Paris, der dem Verewigten sein Amt und seinen Cardinalhut verdankte. So mußte man sich auf die kleine Kirche des Sprengels, Notre Dame de Lorette, beschränken. Aber das Volk von Paris war bei dem Zuge und auf dem Père-Lachaise zugegen, wie die Familie, wenn ihr Haupt die letzte Ehre empfängt. Und mit ihm erhob sich achtungsvoll die politische Intelligenz aller Völker, um das Andenken des Dahingeschiedenen zu ehren.

Botschafter, Communen, Handelskammern, Akademien brachten Madame Thiers ihre Beileid-Huldigungen dar; in Washington wehten die Flaggen auf Halbmast. Freund und Feind einten sich in der Anerkennung des Mannes, der so Viele verletzt, den so Viele angegriffen und geschmäht hatten, der im Streit der Parteien in der politischen Arena so recht eigentlich das Element seines Lebens gefunden hatte. Das Jahrhundert legte Zeugniß ab, daß einer seiner typischen Vertreter und Führer, einer jener Männer, deren Platz so leicht kein Nachfolger ausfüllt, dahingegangen sei.

Natürlich reichen nun die flüchtigen Erinnerungen, welche ich hier vorüber gleiten ließ, nicht aus, solchen Erfolg zu erklären; und ihre Ausführung zu einem deutlichen und vollständigen Bilde würde den hier zugemessenen Raum um das Vielfache überschreiten. Wohl aber kann und wird auch hier der Versuch möglich und geboten sein, auf die wesentlichen Punkte hinzuweisen, von denen aus sich der Weg zum Verständnisse eröffnen dürfte, zum Verständnisse nicht nur des einzelnen Mannes und seiner Erfolge, sondern auch des Volkes, das er vertritt, der Verhältnisse und Beziehungen, die er beherrscht, und die, weit entfernt für uns gleichgiltig zu sein, der Beschäftigung mit diesen Dingen auch für uns, und vielleicht gerade für uns Deutsche, eine mehr als akademische Berechtigung sichern.

Was bei Würdigung von historischen und literarhistorischen Größen so oft eine Quelle der Verwirrung und Verlegenheit ist (ich meine die Ver-

einigung der Pietät vor dem großen Manne mit der Wahrheitsliebe in Darſtellung des Menſchen, der Perſon, die deſſen Träger war), das erweiſt ſich hier als der leichteſte und einfachſte Theil der Aufgabe. Der Biograph des Herrn Thiers hat da weniger zu verbergen und zu erklären, als der des Herrn von Voltaire. Als der Sohn ſeines Talentes, ſeiner Arbeit beginnt der Eine wie der Andere den großen Lebenskampf. Talent und Arbeit hat ſie Beide zum Ziele geführt. Aber die bürgerliche Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts vollzieht ſich, Gott ſei Dank, unter ganz andern Bedingungen, als die literariſche des achtzehnten. Sie ſteht auf eigenen Füßen, ſie empfängt ihren Lohn nicht von der Gunſt der Einzelnen, ſondern von den Neigungen und Bedürfniſſen der Maſſe, darum hier keine zweideutigen perſönlichen Verhältniſſe, kein Bücken und Schmeicheln vor Machthabern, die man haßt oder verachtet, kein Verleugnen des Standes, der Herkunft, des Namens. Als einfacher Literat iſt Herr Thiers in Paris angekommen, als einfacher Literat, als A Thiers, tout simple, iſt er gegangen, ſchlicht, ſtolz bürgerlich, ſich ſelbſt gleich, nachdem er ein halbes Jahrhundert lang mit den Großen der Erde wie mit Seinesgleichen verkehrt, einen König, einen Präſidenten machen helfen, die Verwaltung eines großen Landes Jahre lang, theils officiell geleitet, theils durch ſeinen Geiſt entſcheidend beeinflußt. Keinen Titel, keine Würde hat ſein bürgerlicher Stolz annehmen mögen, außer der des Académicien, die er ſeit 1834 trug; nicht einmal das alltägliche Monſieur vor dem Namen mochte er fortlaſſen. Was den gewaltigen Fortſchritt der Zeit am ſchärfſten kennzeichnet, iſt der gänzliche Mangel jenes „Clienten-Sinnes", der im Leben der bürgerlichen Vorläufer der Revolution eine ſo große Rolle ſpielt. Wie hat Voltaire (wie Beaumarchais) ſich bücken, ſich an die Großen herandrängen müſſen, wie hat dann ſein Selbſtgefühl in Nadel- und Dolch-Stichen, in Sarkasmen und leider oft genug in Verläumdungen ſich gerächt! Bei Thiers, dem typiſchen Sohne der Revolution, keine Spur davon. Er verkehrt mit den Großen wie mit Seinesgleichen, ohne Ehrfurcht und ohne Neid. „Ce n'est pas un parvenu, c'est un arrivé! rief Talleyrand bald nachdem er ſeine Bekanntſchaft gemacht. Einſt drohte er Louis Philippe, ſein Portefeuille niederzulegen, wenn der König nicht nachgebe. Der König lachte: „Sie das Portefeuille niederlegen? Das iſt Ihnen ja viel zu lieb!" „Oh! Sire!" entgegnete der kleine Miniſter, „habe ich denn gelacht, als ſie die Königskrone ausſchlugen?" Mit dieſem ruhigen, geſunden Selbſtgefühl hängt denn auch ein beſonders erfreulicher Zug ſeiner Erſcheinung zuſammen: er war durchaus frei von Rancune. Heftig, oft leidenſchaftlich in der Debatte, trug er durchaus Nichts nach, nicht einmal Angriffe auf ſeinen Schriftſtellerruhm. Dem Hiſtoriker Lanfrey, der 1861 ſeine Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerthums der Lächerlichkeit preisgab, antwortete er nicht. Aber er machte ihn zehn Jahre ſpäter zum Geſandten in Bern. Nie hat er Partei- und nationalen Gegnern im Ton des Fanatismus geantwortet, nie

von dem Feinde als von Elenden, Barbaren, Horden gesprochen; ein klarer, scharfer Sinn für das Wirkliche hielt selbst sein persönliches und nationales Selbstgefühl stets in den Schranken der guten Form.

Wir sind durch die Memoiren der französischen Grandseigneurs und durch die Schilderungen der französischen Romanciers gewöhnt, jede ungewöhnliche französische Laufbahn mit dem Duft romantischen Frauen-einflusses zu umgeben. Auch in dieser Beziehung vertritt Thiers die Wirklichkeit, nicht die phantastischen Launen seines Volkes und seines Zeitalters. Nicht daß „la femme" in seinem Lebensproceß absolut fehlte. Aber sie spielt ihre Rolle in erster Linie als die klug gewählte, sorgsame, legitime Gattin und Freundin. Wir erwähnten schon des einigermaßen nüchternen Realismus, dem die Jugendliebe geopfert wurde. Nachher treten noch ein paar flüchtige Verhältnisse hervor. Im Jahre 1822 schreibt der 25jährige, vielbeschäftigte Journalist eine Biographie der Schauspielerin Bellamy von Covent-Garden; bald darauf holt er sich einen Korb von einer stolzen normännischen Schönheit, die auf den kleinen, komischen Liebhaber lächelnd herabsah. In den Jahren der Macht, unter Louis Philippe, war Madame de Flahault eine Zeit lang seine Egeria, wie die Fürstin Lieven die seines Nebenbuhlers Guizot. Der feste Halt seines Privatlebens aber blieb die legitime Verbindung mit der klugen, reichen Tochter des Steuereinnehmers Dosne: eine ächt französische Bourgoisie-Ehe, vom Verstande geschlossen, vom Herzen acceptirt, von unerschütterlicher materieller Besitzbasis getragen und im Laufe der Jahre zu treuester Gemeinschaft des Denkens und der Interessen veredelt. Dabei blieben die Gewohnheiten stets die des arbeitsamen, wohlthätigen Bürgers. Milchkaffee des Morgens zwischen fünf und sechs, sechsstündige strenge Arbeit, ein tüchtiges Dejeuner um Mittag, ein solider Mittagsschlaf, und dann in die Geschäfte, in die Welt, in die Gesellschaft. Auch der äußere Schmuck durfte dem Dasein des dreizehn- bis vierzehnfachen Millionärs natürlich nicht fehlen. Er war Kunstkenner und Sammler, sein Hôtel, Place St. George, ein kleines Museum. Aber keine Spur jenes phantastischen Luxus, an dem die Lamartine, die Dumas, die Eugéne Sue zu Grunde gingen. Weit eher wird man an Scribe, den Dramatiker des Bürgerthums, erinnert. Und dies Maß wußte auch sein hinlänglich entwickelter Sinn für den Besitz, den Erwerb einzuhalten. Er war als Actionär der Kohlengruben von Anzin und des Creusot so klug und gewiegt, wie als Politiker und Schriftsteller. Aber nicht der leiseste Verdacht unreinen Gewinnes hat je an ihm gehaftet, und als die Commune ihm 1871 sein Haus niedergerissen hatte, hielt er keine Oratio pro domo wie Cicero, sein römisches Vorbild, sondern gab die 1,100,000 Francs, welche die Versammlung ihm als Entschädigung zuwandte, wegen der schweren Zeiten der Staatskasse zurück. So durfte das französische Bürgerthum ihn mit Stolz als den Vertreter aller jener Eigenschaften betrachten, denen es seinen welthistorischen Sieg über die privilegirten Stände verdankt hat und welche ihm

jetzt, Angesichts der wunderbaren wirthschaftlichen Wiedergeburt des schwer getroffenen Landes, die Achtung aller Zeitgenossen verbürgen.

Aber dieser gewaltige Arbeiter, dieser ehrliche Geschäftsmann, dieser treffliche Gesellschafter und Gatte, dieser loyale Parteimann vertrat das französische Bürgerthum auch als Schriftsteller und Staatsmann, und da sind denn, zumal vom deutschen Standpunkte aus, ernste Bedenken nicht zu unterdrücken.

Was zunächst sein schriftstellerisches Lebenswerk angeht, die dreißigbändige Geschichte der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, so leidet sie an zwei entgegengesetzten Fehlern: sie ist weitschweifig und lückenhaft. Die weitschweifige, häufig formlose Darstellung, ohne vorbedachte Gliederung und architektonische Proportionen war schon durch die Art der Entstehung bedingt. Mit einer an's Wunderbare grenzenden Aufnahmfähigkeit verschlang der junge Verfasser der Revolutionsgeschichte actenmäßige Berichte, Erzählungen der Zeitgenossen, schöpfte aus Quellen und Hilfsmitteln aller Art, um dann den wartenden Druckern und Lesern von Tag zu Tage stromweise wiederzugeben, was ihn interessirt, gepackt hatte, was seine Seele erfüllte: mit der ganzen Frische, häufig genug auch mit der ganzen Kritiklosigkeit des ersten Eindrucks. Es ist durchaus geschriebene Rede, oft genug Plauderei, wirkt als Masse, darf aber unter die Lupe der Kritik nicht genommen werden. Später, als in den Zwischenräumen der staatsmännischen Wirksamkeit, zwischen 1841 und 1848, dann zwischen 1852 und 1861, die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs vollendet wurde, fehlte es freilich weder an Muße, noch an Hilfsmitteln, am allerwenigsten an Fleiß. Die Archive aller Staaten öffneten sich dem berühmten Manne; Hilfsarbeiter, Secretäre waren reichlich vorhanden; lange Studienreisen vermittelten anschaulichste Kenntniß auch der Oertlichkeiten; aber der Plauderton des redseligen Provençalen, der Instinct der südfranzösischen Race, wie ihn schon die Römer und das Mittelalter schilderten, die Freude am Leben, am Glänzenden, am Thatsächlichen trug es auch hier davon. Und dabei bleibt Betrachtung und Darstellung ganz einseitig auf das officielle Leben der Zeit gerichtet. Fürsten, Minister, Parlament, Tribunen, Heere, Schlachtfelder erfüllen die Welt, in der Thiers sich bewegt; darüber hinaus die Gesellschaft, die Volksbewegungen der französischen Hauptstadt. Erscheinungen, wie die innere Umbildung und dann die Erhebung unseres Volkes zwischen 1808 und 1813, Männer, wie Stein, Arndt, Schill, Andreas Hofer, werden kaum oder gar nicht erwähnt, selbst die spanische Volkserhebung wird nur oberflächlich gewürdigt. Es ist das nicht absichtliche Nichtachtung oder gar Fälschung; es ist die naive Weltanschauung des ächten Franzosen, des Pariser Bourgeois, für den es außerhalb Paris ein ihn interessirendes Volksleben eben nicht giebt, nicht einmal in der französischen Provinz, geschweige jenseits des Rheins. Viel weniger schwer wiegt der Vorwurf des Fatalismus, der Erfolgsanbetung, der

Gesinnungslosigkeit, den man dem berühmten Historiker so oft gemacht hat. Es ist wahr: Alle großen, schrecklichen und erfreulichen Erscheinungen der Revolution fesseln nach einander die volle, warme Theilnahme des Erzählers und werden mit der begeisterten Liebe des darstellenden Künstlers gezeichnet, nach Kräften von ihren Ursachen, Umgebungen, bedingenden Verhältnissen aus, nicht nach dem Maßstabe eines fertigen, sittlichen oder politischen Systems gewürdigt. Aber gerade in diesem Realismus, in dieser Hingabe an das Wirkliche liegt der imponirende staatsmännische Zug des Werkes und ein guter Theil seiner hinreißenden Wirkung. Und vollendet wird diese durch das brausende, pulsirende, farbenreiche Leben dieser unerschöpflich dahinströmenden Fülle der Erzählung, durch diese innerliche sympathische Freude an den Dingen, welche das Ganze durchdringt und welche durch eine glühende Vaterlandsliebe, durch ein felsenfestes Vertrauen auf die Nation, ihren Genius, die Güte ihrer Sache, durch einen begeisterten Cultus ihrer Helden Weihe empfängt. Daß dieser Cultus sein sehr Bedenkliches gehabt hat, daß Thiers mit Béranger der Schöpfer der Kaiserlegende geworden ist, daß er, begeistert durch die genialen Leistungen des ersten Consuls, nicht nur den kriegerisch unfehlbaren, sondern auch den reformatorischen, humanen, selbst um die fremden Völker hochverdienten Kaiser erfunden hat, wer wollte das leugnen? Aber so unsympathisch und bedenklich uns diese Richtung erscheint und so heftig sie selbst in Frankreich seit dem Niedergange Napoleons angegriffen ist — sie traf gleichwohl nur zu sehr den innersten Kern des französischen Bewußtseins. Ein guter Theil der nationalen Bedeutung und Macht dieses Riesenwerks hängt mit ihr zusammen: derselbe verhängnißvolle Zauber, der auch der gesammten Politik des Mannes einen guten Theil ihres einheitlichen Gepräges giebt und den man nicht wegdenken kann, ohne seiner Erscheinung den besten Theil ihrer Bedeutung zu nehmen. Wenn ich hier nun von einheitlichem Zuge, von einem sich gleich bleibenden Grundton in diesem Vertreter des sprüchwörtlich veränderlichsten Volkes spreche, so weiß ich wohl, daß ich landläufigen Auffassungen entgegentrete. Keinen Vorwurf hat Thiers öfter und bitterer hören müssen, als den des Gesinnungswechsels. Und wahrlich, die Gegner sind um Gründe und „schlagende Thatsachen" nicht in Verlegenheit. Was bedürfen sie weiteren Zeugnisses gegen diesen Revolutionär, der 1832, 1834 die republikanischen Arbeiter in den Straßen von Paris niederkartätschte, gegen diesen Verfasser des Journalistenprotests vom 27. Juli 1830, der fünf Jahre später die Journale durch die Septembergesetze knebelt, gegen diesen Voltairianer, der mit dem Sonderbunde liebäugelt, der 1848 durch die Protection des Bischofs von Orleans in's Parlament kommt, der 1849 die Expedition gegen die römische Republik mit Louis Napoleon verabredet und sie in der Versammlung durchsetzt. Wie bitter erinnerte Michel de Bourges seinen Jugendfreund im Jahre 1834 an den republikanischen Schwur zu Aix! Und wie haben später die Häupter der monarchischen Parteien, die Prinzen von Orleans

zumal und ihre Paladine von der anderen Seite her dieſen Vorwurf der Wetterwendigkeit, der Geſinnungsloſigkeit gegen den Führer der „conſervativen Republik" wiederholt! Einmal ſprach Thiers in der Verſammlung von ſeinen „Ueberzeugungen". „Ueberzeugungen!" ruft höhniſch eine Stimme von der Rechten, „Hört! Hört! die Ueberzeugungen des Herrn Thiers!" Aber wie ſtille ward der Ruſer, als der kleine große Mann ihm einen ſeiner leuchtenden Blicke zuſchleuderte und ihn anherrſchte: Des Convictions! Oui, Monsieur, des Convictions! Wie bog er ſich unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der Verſammlung. Die Antwort auf alle dieſe Vorwürfe giebt kurz und bündig die erſte Zeile der Inſchrift auf dem Grabſtein:

Patriam dilexit!

Er liebte ſein Vaterland! Ja, glühende, leidenſchaftliche Liebe zum Vaterlande, rückhaltloſe Hingabe an deſſen Intereſſen, iſt der einheitliche Zug ſeines geſammten Lebens und Wirkens. Und dieſes Vaterland war das Frankreich, wie die große Revolution es geſchaffen, mit ſeiner mächtigen einheitlichen, wohlgeordneten Verwaltung, mit ſeiner Gleichheit vor dem Geſetz, mit ſeiner freien Bahn für jede Kraft, für jede Arbeit, mit ſeiner Gaſtlichkeit, wirthſchaftlichen Tüchtigkeit, ſeinen guten, freundlichen Lebensformen; aber auch mit der rückſichtslos ſelbſtſüchtigen Politik, welche die Revolution vom alten Königthum geerbt. Die Größe dieſes Vaterlandes, wie die Revolution, wie Napoleon, wie Thiers ſie verſtand, erhob ſich nicht nur auf dem Piedeſtal der eigenen genialen Kraft; ſondern auch die Schwäche der Nachbarn, die Zerriſſenheit Deutſchlands und Italiens gehörten ganz weſentlich dazu. Und eben deshalb ebenſo weſentlich, allen voltairianiſchen Gelüſten zum Trotz, das uralte, ſeit den Zeiten der Capetinger kaum unterbrochene politiſche Bündniß mit dem Papſtthum, die Stellung an der Spitze der katholiſchen Welt. Im Innern aber Bevorzugung der Gleichheit vor der Freiheit, Einſchränkung der letzteren auf die parlamentariſchen Kreiſe und die Preſſe der Hauptſtadt, mächtiger Schutz der materiellen Intereſſen. Und dieſen Grundſätzen iſt Thiers immer, unwandelbar treu geblieben in guten und böſen Tagen. Selbſt ſeine einzige, rein perſönliche Lieblingsidee, die Lehre von der parlamentariſchen Regierung mit dem Könige, der herrſcht, aber nicht regiert, hat er ſchließlich aufgegeben, als er ſich überzeugt, daß die Erhaltung des von der Revolution geſchaffenen Frankreich ſich nicht mehr mit ihr verträgt, ſeit drei Dynaſtien um den Thron ſtreiten. So iſt er Republikaner geworden und doch derſelbe geblieben. Das Land mit den Errungenſchaften der Revolution gilt ihm mehr als die Parteidoctrin; er hat ſich überzeugen müſſen, daß dieſe Geſellſchaft, mit dieſer Organiſation, dieſen Ueberlieferungen und Intereſſen ſich daran zu gewöhnen hat, auf alle Gefahr hin mit einem verantwortlichen, wechſelnden, gewählten Oberhaupte auszukommen. Im Uebrigen iſt er der Mann von 1830 geblieben. — Man kann nun, nicht nur vom deutſchen, ſondern auch vom franzöſiſchen Standpunkt aus, ſehr verſchiedener Meinung ſein über

den absoluten und dauernden Werth dieses Systems und seiner Resultate. Man kann mit Lanfrey, Tocqueville und — Napoleon III. die alte Maxime des „Theile und herrsche" gegenüber Deutschland und Italien, die Begründung der eigenen Größe auf der Thorheit und dem Unglück der Nachbarn für überlebt und unklug halten. Der deutsche Betrachter vor Allen wird nicht in die Versuchung kommen, den typischen Träger dieser und verwandter Vorurtheile zum Gegenstande einer rückhaltslosen Huldigung zu machen. Ist doch Thiers, nach alledem und alledem mit dem Project eines Kriegsbündnisses zwischen Frankreich, England, Italien, Oesterreich, Holland und Dänemark gegen Deutschland-Preußen aus der Welt gegangen und es war nicht sein Verdienst, sondern das unseres großen Kanzlers, wenn dermalen die Dinge so liegen, daß dergleichen freundliche Zukunftsphantasien nur Lächeln erregen. Aber des achtungsvollen Studiums ist eine Persönlichkeit und ein Wirken wie Thiers' auch auf unserer Seite in hohem Maße werth, schon weil er, in einem Umfange wie Wenige, das innerste Wesen, die glänzenden Eigenschaften, Instincte und Vorurtheile eines Volkes vertritt, mit dem wir nun doch einmal Wand an Wand, Zaun an Zaun zu leben bestimmt, wenn man will, verurtheilt sind. Thiers selbst gesteht einmal ganz offenherzig ein, daß die Franzosen durchaus keine bequemen Nachbarn sind. Was ihn selbst, wie seine liebenswürdigen Landsleute gleichwohl in langer Periode friedlich gestimmt hat, das ist der gesunde Realismus seiner Auffassungsweise, sein Sinn für das Thatsächliche, die Freude am wohlerworbenen Besitz und der gesunde Menschenverstand, welcher Gefahr und Vortheil, so lange die Phantasie nicht erhitzt ist, vorsichtig abwägt. An uns wird es sein, dafür zu sorgen, daß dieser gesunde Menschenverstand bei der Betrachtung unserer Verhältnisse immer die richtige Erinnerung und Anregung findet, d. h. daß ein Angriff auf uns vernünftigen Leuten unvortheilhaft erscheint. Wir wollen mit unsern Nachbarn freundlich und aufrichtig friedlich verkehren. Wir wollen sie achten und von ihnen lernen, was von ihnen zu lernen ist: nicht nur gute Formen und Muster, sondern vor allen Dingen das Geheimniß ihrer Größe, ihren glühenden Patriotismus und ihre Einheit dem Auslande gegenüber. Wir wollen aber nie vergessen, daß, so lange noch ein Rest des von Thiers vertretenen Frankreich besteht, unsere Sicherheit nicht auf irgend welchen humanen, demokratischen, kosmopolitischen Theorien beruht, sondern lediglich auf unserer Stärke. Ich würde mich freuen, wenn diese kurze Betrachtung dazu beitragen könnte, diese Ueberzeugung zu festigen und wenn sie diesen oder jenen anregte, der Welt da drüben eigene, nachdenkende Beobachtung zu widmen, und das viel öfter ausgesprochene als verdiente Lob der Deutschen, vorurtheilslosere Sachkenntniß und Gründlichkeit, auch nach dieser Richtung hin zur Wahrheit zu machen.

Sirenengold.

Sicilianiſches Culturbild.

Von

A. Schneegans.

— Meſſina. —

„Was nur dieſer Don Paolo in ſo ſpäter Stunde bei Beppino zu ſuchen und herumzulauern hatte?“ dachte bei ſich ſelber der lahme Nunzio, indem er auf ſeinen gekreuzten, verkrüppelten Beinchen über die Schwelle hervorrutſchte, wo er, die Fiſchbehälter hütend, die Rückkehr des Beppino erwartete. Mit einer Hand klammerte er ſich dabei an den wackeligen Thürpfoſten, die andere hielt er ſchirmend gegen das blendende, von dem glitzernden Waſſerſpiegel zurückgeworfene Mondlicht über die Augen; das arme, magere Oberkörperchen bog er, ſo weit es eben ging, um die Ecke und ſchaute ſo dem luſtig vor ſich hin pfeifenden Manne nach, der dort den bekannten Pfad über die Felſen, zwiſchen den wild umherliegenden, von Cactus und Aloës überwucherten Tempeltrümmern, zu dem „Albergo della Sirena“ hinaufkletterte, von Zeit zu Zeit ſtehen blieb, nach Beppinos Barke, mit ihrem rothflackernden Feuer, hinauswinkte und hinauslachte, und dann wieder bergan klomm, langſam wie Einer, der keine Eile hat, und vor ſich hin murmelnd, wie Einer, der ſich allerlei luſtige Gedanken macht. Und Beides traf ja auch bei dem mit ſich und mit des Weltalls Geſchicken principiell zufriedenen Don Paolo ein.

„So wahr ich Don Paolo heiße!“ pflegte dieſer glückliche Mann zu betheuern, wenn er einem Andern etwas gar Abenteuerliches vorerzählte, oder ein gutes Geſchäft mit ihm abzuſchließen auf dem Punkte war; Don Paolo aber hieß er im Grunde gar nicht, ſondern auf den ehrlichen Vornamen Fritz war der loſe, ſchwäbiſche Vogel getauft worden, der jetzt im warmen Süden, in gewiſſenhaft zuvorkommender Weiſe die Fremden und Einheimiſchen in ſeinem

nach modernem Schnitte eingerichteten Gasthofe zu beherbergen und auch aber mit Maß und Ziel, wie es sich für einen biedern Schwaben ziemt, auszubeuten beflissen war; und einen noch ehrlicheren deutschen Klang hatte der Name, unter welchem er und seine Väter in den Kirchenbüchern seines Mutterortes Freudenstadt im Schwarzwald eingeschrieben waren. Aber was um Alles in der Welt sollte der Fritz Lindwurm hier, an der Nordküste Siciliens, mit seinem, von dornigen, struppigen Consonanten gespickten Namen anfangen? Und so hatte er sich denn, lachend wie er alle und auch die ernsthaftesten Geschäfte zu behandeln pflegte, aus dem schwerfälligen Fritz Lindwurm einen, süß wie Honig über die sicilianischen Lippen fließenden Don Paolo herausgeschält, und ebenso treuherzig als aber auch recht pfiffig lachend, pflegte er zuweilen zu seiner ehelichen Hälfte zu sagen: „Ein Glück ist es ja für die Fremden, daß der Lindwurm verschwunden ist! Mit Haut und Haaren hätte sie ja so ein Ungethüm in seiner Höhle vom Albergo della Sirena verzehrt! So kommen sie doch noch, wenn nicht mit der Haut, doch mit den Haaren davon! Oder glauben's wenigstens, und der Glaube macht ja selig!" Und lachte, daß sein Stuhl wackelte, und rieb sich die Hände unter dem Tisch, und strich sich seinen langen, röthlichen, von dem glattrasirten Kinn nach beiden Seiten hinausstehenden Kellnerbart, und drückte die Augen zusammen, als könne er's vor lauter Lustigkeit nicht mehr aushalten, und sprang dann, mit den Armen in der Luft herumschwenkend, auf; — und aus den hintersten Gängen und Küchen und Speichern und Kellern tönte dann sein helles, wieherndes Lachen zu den, ob dieser weitschallenden Glückseligkeit erfreuten und in dieser Atmosphäre von froher Lebenslust die blaue See und den duftenden Kaffee, den blauen Himmel und den duftenden Moscato mit doppeltem Wohlbehagen einschlürfenden und bewundernden Gästen hinüber.

Was der lustige Schwabe in dieser Nacht, bei so später Stunde, in Beppinos Fischerhäuschen suchte, davon konnte freilich der lahme Nunzio keine Ahnung haben; denn was verstand das arme Kerlchen von griechischen Statuen, von Vasen, von Lampen und Gefäßen und Ohrgehängen und Armbändern? Und diese Dinge waren es ja, die auf den klugen Don Paolo eine so gewaltige Anziehungskraft ausübten, seitdem er einmal, hinter Beppinos Bettgestelle, eine zwischen Erde und Steinen vermauerte und, pfui! so schmutzig und zerbrochen dreinschauende, aber, ach! wie so fein gearbeitete Marmorhand ausgegraben, den alten Scherben, wie er sagte, scherzend in der Tasche fortgetragen, und ebenfalls scherzend an einen durchreisenden Antiquitätenkrämer für recht viel und recht schweres Geld verkauft hatte.

„Ja, ja!" hatte damals Don Paolo bei sich selber gedacht; von Griechen und Römern und anderm historischen Gesindel weiß der Fritz Lindwurm freilich ein Bischen weniger als ein Professor an unserer Universität Tübingen im Schwabenland; aber so viel weiß Don Paolo doch, daß dort unten, auf dem vorspringenden Fels, vor etlichen Jahrhunderten ein Tempel

geſtanden hat, der ein beſonderes Heiligthum der Sirenen oder Nymphen war, oder wie dieſe vorſündfluthlichen Frauenzimmer geheißen haben mögen! und daß ein Erdbeben die ganze Sirenenwirthſchaft über den Haufen geworfen, und daß Statuen, Vaſen, Münzen, Weihgeſchenke, — daß Gott erbarm! Exvotos, wie ſie jetzt in unſeren Dorfkirchen anzuſtaunen ſind! — in kunterbuntem Durcheinander den Berg hinunterpurzelten, und daß die ganze Beſcheerung jetzt an dem Abhange hin irgendwo vergraben liegen muß! — Und das weiß Don Paola auch, daß, wo eine Marmorhand gelegen hat, auch noch ein Marmorarm, und ein Marmorkopf, und Marmorbeine, und Alles was dazu gehört, um einen ganzen marmornen Heidenmenſchen herzuſtellen, zu finden ſein muß!" — Der brave Fritz Lindwurm ereiferte ſich dabei gar wunderbarlich, denn er dachte auch an die Sage, die ſich hier das Schiffervolk erzählte, von einem reichen Schatz, der in einem Gewölbe, unter dem Tempel, begraben ſein ſollte, — und wo konnte das Gewölbe denn anders gelegen haben, als unter dem Felſen, gerade da, wo jetzt Beppinos Fiſcherhüttchen ſtand, dies morſche Hüttchen, für das Don Paolo ſchon viel Geld geboten, das aber das eigenſinnige Fiſcherlein, und zwar gerade aus demſelben Grunde, um keinen Preis hergeben wollte. Nun ſchnupperte der pfiffige Schwabe, mit ſeiner breiten, rothen Spürnaſe, unter allen möglichen Vorwänden an dem Hauſe herum. Verloren aber war die Liebesmüh', denn, fand er den Beppino dort, ſo war überhaupt an kein Suchen oder Graben zu denken, und war Beppino nicht da, ſo ſaß jetzt, quer über der Schwelle, der bucklige Nunzio, tagaus, tagein, mit ſeiner Krücke und ſeinem borſtigen, grinſenden Krüppelgeſichte, und wehrte einem Jeden den Eingang mit ſo grimmigem Zähnefletſchen und mit ſo beißenden Worten, daß man meinen ſollte, der Drache hüte die goldenen Hesperidenäpfel. Und bis tief in die Nacht hinein ſaß er da, bis Beppinos Barke, fiſchbeladen, von dem Meere zurückkehrte, und er ſich dann mit einer Handvoll in Oel geſchmorter Fiſche reichlich bezahlt däuchte, und ſich in den Eſelsſchuppen neben der Thür zum Schlafen hinlegte. — „Was dieſer Schlaukrämer von Don Paolo im Schilde führt, das merk ich ſchon," ſagte der ſchöne, mit ſeinen ſchwarzfunkelnden Augen aber ſchon ſo mißtrauiſch in die Welt ſchauende Beppino, wenn er bei ſeiner Rückkehr erfuhr, daß der luſtige Schwabe wieder heruntergeſtiegen ſei, um die Fiſche zu beſchauen, die Beppino ihm morgen früh hinauftragen ſollte. „Nach Fiſchen geht ja dein Sinn nicht! Aber mach dir nur keine unnützen Sorgen! iſt ein Schatz zu heben, ſo brauch' ich dich nicht dazu mit deinem ſcheinluſtigen Schalksgeſicht!" —

Und mit dem Schatzgraben war es dem guten Beppino allmählich Ernſt geworden; denn ſobald er allein war und der lahme Nunzio im Eſelsſchuppen ſchnarchte, hätte man ihn ſehen können, wie er, mit einem ganz beſonderen Ausdruck im Geſicht, an ſeinen vier Wänden herumtappte, und ſuchte und klopfte, ob es nicht hier oder dort hohl tönte, und hackte,

und ſchaufelte, und grub, ob nicht in dem rieſelnden Sande eine Goldmünze zum Vorſchein käme, oder ſich plötzlich durch die Steine eine Oeffnung bräche in irgend eine räthſelvolle Schatzesfinſterniß. Hätten ſie's aber ahnen können, die Beiden, wie es dort hinten in dem nur halbeingeſtürzten, ſtatuengetragenen Gewölbe blinkte von Gold- und Silbermünzen, von altem Geſchmeide, von koſtbaren Ohrringen und wunderbaren Steinen, und wie ſo ſtill der Erlöſung harrend der verlorene, vergeſſene Schatz hinter ſeiner ſchmalen Felſenwand ſchlief, — geſchlafen hätte Don Paolo keine Stunde mehr! Und der ſchöne Beppino, — was hätte der wohl anders gethan, als mit einem Satze hinauf zu ſpringen in das Dorf, vor das Haus, wo die niedliche kleine Hexe, die Lia, wohnte, mit der er ſeit bald einem Jahre ſchon verſtohlen Kußhändchen und allerlei verliebtes Geberdenſpiel wechſelte, und die er ſo gern als ſeine rechtmäßige Frau heimgeführt hätte. Aber nur ein armer Fiſcher war ja Beppino, und von einem ſolchen Eidam wollte Lias Mutter nichts wiſſen, und wie einen Augapfel hütete ſie ihr Töchterchen, und giftige Blicke und noch giftigere Worte warf die früh abgewelkte, aber noch ſo energiſche und ſo eigenmächtig in ihrem Hauſe herrſchende Donna Franceſca dem unerwünſchten Freier zu, jedesmal wenn er mit ſeinem fiſchbeladenen Korbe auf dem Kopf an ihrem Hauſe vorüberging, und mit einer grimmig herausfordernden Bewegung ließ ſie dann ihre kreiſende Spindel über das Balcongitter bis zur Straße hinuntertanzen. Ja! Hätte er etwas ahnen können von dem Schatz, der in ſeinem Hüttchen lag, vor dieſen Balcon wäre er jetzt getreten und hätte frohlockend hinaufgerufen: „Donna Franceſca, jetzt iſt Alles anders geworden! Ein armer Fiſcherbub iſt Beppino nicht mehr, und Eure Lia könnt Ihr mir geben, und von meinem Schatze ſollt Ihr auch was abkriegen, eine goldene Spange, wie ſelbſt die Frau des Herrn Sindaco keine beſitzt, oder einen alten Ring mit eingelegten Edelſteinen!“ — Und wie hätte die Donna Franceſca ſich länger weigern können? War ſie ſelbſt doch auch keine Prinzeſſin und ihr Mann auch kein Marcheſe, ſondern ein einfacher Tiſchlermeiſter und Holzkünſtler, der ſein Handwerk recht gut verſtand, in der engen Bottega unter Franceſcas Balcon prachtvoll eingelegte Tiſche von Cactusblättern verfertigte, und ſie, durch Don Paolos Vermittelung, an die Fremden verkaufte. Freilich, wohlhabender und angeſehener als Beppino war ſchon der dicke Don Ciccio, der es ja in ſeinem Dorf bis zum Municipalrath gebracht hatte, und am Sonntag mit ſo vornehm gravitätiſchem Geſicht neben dem Sindaco und Don Paolo auf dem Platz vor der Kirche herumſpazierte, — und deß konnte ja Beppino ſicher ſein, daß, ſo lange er keinen Schatz gefunden, er von dort nichts Gutes zu erwarten habe.

Trüben Sinnes dachte er gerade in dieſer Nacht an ſeine nette, kleine Lia, die es ihm ſo ſehr angethan hatte, und ein bischen Bosheit miſchte ſich ſchon zu ſeiner Traurigkeit, wenn er an ihre Mutter dachte, denn die war es ja, viel mehr noch als der gutmüthige Don Ciccio, die ihm den Zugang

zu ihrem Hause wehrte; und hätte nur die Donna Francesca eingewilligt, den Don Ciccio hätte sie bald zu ihrem Willen bekehrt!

Traurig schaute Beppino über den Rand seiner Barke in's schwarze Meer und grübelte darüber nach, wie er es doch anfinge, um die Mutter zu gewinnen; denn, ach! mit seinem Schatzgraben, das mußte er sich ja selber sagen, der ahnungslose Thor, war es ja doch nicht ernst, und bevor er das Sirenengold gefunden hätte, da konnte er und die Lia und das ganze Dorf schon längst todt und begraben sein!

Das rothe Feuer flackerte lustig am Vordertheil seines Schiffchens und bis tief in's Meer hinunter erleuchtete es die dunkelfluthenden Gründe, und von dem hellen Schein angezogen, kamen die silberschillernden Fische, in hurtigen Schaaren, herauf; und den Dreizack in der Hand stand Beppino neben dem Feuer, und jedesmal, wenn eine glänzende Fischgesellschaft heranfuhr, da schoß und warf er nach ihr hin, mit sicherer, wohlgeübter Hand, und wenn er eine dickköpfige Palumba oder eine feine Spinola gefangen hatte und der Fisch im Korbe zappelte, da dachte er bei sich: „Eine andere, silberglatte, feine Spinola kenne ich, dort oben, die möcht' ich zappeln sehen in meiner Hand! Nicht in den Korb würf ich sie wohl! An mein Herz drückte ich sie!" — Und da dachte er wieder an die Mutter, und, husch! wie ein Fisch vorbeiflog, da fuhr ihm der Spieß in die schillernden Schuppen, und mit einem grimmigen Ruck lag er im Korb, und halblaut fluchte da Beppino: „So möcht ich dich aufspießen, du schlimmes Weib! . . . ja! ja! und so werd' ich dich aufspießen! . . . Du magst dich sträuben wie du willst, zappeln und schießen! Den Dreizack kriegst du doch in die Schuppen, und die Lia giebst du mir doch! Ob du willst oder nicht! Denn Wollen mußt du schon müssen!" — Beppino lachte laut auf bei diesen Worten, und es mußte eine ganz besondere Bewandtniß damit haben, denn er kniff die Augen zusammen und schaute gar schelmisch triumphirend hinüber zu dem Ufer, wo im Mondenglanze das kleine Städtchen auf seinem Felsen lag, weit hingestreckt, in weißblendenden Mauerstreifen, mit den alten Zinnen und Thürmen und mit dem steilen Bergeskegel drüber, und von weit oben, in dem sternenflimmernden Himmel von der schneebedeckten Kuppel des alten Feuerbergs, des Mongibello, überragt.

Eine besondere Bewandtniß hatte es schon mit Beppinos Gedanken, und nicht ohne Grund zog er heute vor Mitternacht schon mit seinem Schiffchen zurück, und nicht ohne Grund erhob sich, als er dem Ufer nahte, sein langes, leises Rufen, — denn vom Ufer her antwortete es bald, mit ganz sonderbarem Tone, so heiser, so schrill, und dann kam er hinter dem Felsen hervorgetrippelt, ängstlich, wackelig, hastig laufend, und kam doch nur so langsam von der Stelle; und fast zu gleicher Zeit fuhr Beppinos Barke auf den Sand und hörte man den lahmen Nunzio rufen: „Eh! Mütterchen! Wie kommst denn Du hierher! Ich muß wohl schon geschlafen haben, denn ich hörte Dich nicht! Santo Diavolo! was ist denn das in dieser Nacht?

Alles kommt ja herunter zu Beppino; Don Paolo vorhin, mit ſeiner rothen Spürnaſe, dem habe ich aber mit meiner Krücke den Weg gewieſen; und jetzt die alte Monica! Was ſuchſt denn Du wohl hier, mitten in der Nacht, Du altes, wackliges Mütterchen?“ —

Das Mütterchen aber, mit ſeinem über dem Kopf gezogenen, grauen Tuche und den im Nachtwind flatternden weißen Haaren, ſah eher einer Hexe gleich, als einem ehrlichen Chriſtenmütterchen und geſpenſtig ſchaute es drein, wie es auf ſeinen Stock gekrümmt den lahmen Nunzio mit dem Fuß bei Seite ſchob wie einen knurrenden Hund oder einen todten Eſel, und, ohne ihn weiter zu beachten, zu dem aus dem Nachen ſpringenden Beppino trat, und ihn mit dem zahnloſen Mund anlächelte und zu ihm ſagte: „Es hat mich Keiner geſehen, Beppino! Darf mich auch Keiner geſehen haben, ſonſt wirkt der Zauber verkehrt! — Der Nunzio allein hier hat mich geſehen, dem möge San Antonio die Rippen zuſammenſchlagen, dem krummen Hund! Aber ein Krüppel iſt doch kein Menſch! Der gilt nicht, und geantwortet hab' ich ihm auch nicht, und dem Zaubertrank vermag ein lahmer Eſel nicht zu ſchaden!“

Hätte die Alte aber zu ihm hingeſchaut, ſo hätte ſie geſehen, wie bei dieſen Worten der lahme Eſel ſeine Hand um ſeine Krücke krallte, und hätte ſie nicht weiter geplaudert mit ihrer ſchnarrenden Stimme, da hätte ſie auch gehört, wie der Nunzio halblaut vor ſich hinfluchte: „Verdammte Hexe von einer Monica! Wart' nur! den lahmen Eſel werd ich dir ſchon vergelten!“ Und leiſe rutſchte er in den tiefen Schatten, den der Mond hinter den vorſtehenden Thürflügel warf, und kauerte dort nieder, wie Einer, der ſich zum Schlafen einrichtet. Das Mütterchen aber merkte nichts von dem Allen; es wackelte neben dem netzbeladenen Beppino her, und mit ſchmeichelndem Tone ſagte es zu ihm: „Ja, ja, die Stunde iſt günſtig. Mitternacht kommt bald, mein ſchmucker Junge! Und nach Liebeserwiderung ſchmachtet ja Dein armes Herzchen! Biſt Du bereit? Das Nöthige hab' ich mitgebracht und an's ſtille Werk können wir gehen!“ —

Dem guten Beppino gruſelte es freilich ein Bischen, als er mit der Alten in ſeine Hütte trat, als Monica die Thür hinter ſich ſchloß, und als ſie im hellen Mondſchein — denn ein anderes als ein Himmelslicht durfte dem Werke ja nicht leuchten! — die ſieben Sachen auskramte, die ſie in ihrer Schürze trug; ſonderbar genug ſahen die ſieben Sachen drein: allerlei krauſiges Kräuterwerk, die Pfote eines Huhns, der Kamm eines Hahns, der Kopf einer todten Katze, und dazu, ſauber in ein höchſt unſauberes Papier gewickelt, ein weißes Pulver, das die Alte mit beſonderem Grinſen hervorzog und mit beſonderem Reſpect auf Beppinos wackeligen Tiſch legte. Den Tiſch rückte ſie dann an die verſchloſſene Thür, gerade wo der Nunzio, das Auge an der fingerbreiten Spalte, lauſchte; denn den Schlaf wehrte der ſich mit wilder Anſtrengung von den Augen, und eine tolle Wuth loderte in ſeinem Krüppelverſtande gegen die alte Hexe, die ihn einen lahmen Eſel

geſcholten, der nichts gelte und ihrem Zauber nicht zu ſchaden vermochte; und zu ſich ſelber ſagte er: „Ob ich dir nicht ſchaden kann, das wollen wir doch ſehen, du alte Katze! Wo die Monica hingerufen wird, da tritt der Tod oder das junge Leben über die Schwelle; die kennt die Kräuter, und Säfte, die den Menſchen hinüberhelfen in's andere Leben, oder neues, friſches Blut ergießen in die kranken Glieder, oder die Liebe erwecken in den Herzen der Mädchen für den unglücklich ſehnenden Freier. Einen Liebestrank kommſt du aber doch nicht zu brauen! Einen Liebestrank braucht die verliebte Lia ja nicht! Und einen andern Trank willſt du hier bereiten. So warte nur! einen Sindaco giebt's noch im Dorfe, und braueſt du den Tod, ſo gnade dir Gott!"

Und doch war es ein Liebestrank, den die Alte zu kochen kam; von ganz beſonderer Art aber ſollte er ſein, und zu einem gar ernſten und ſchweren Werk war ſie gekommen, und gar emſig war ſie ſeit acht Tagen in den Felſenthälern herumgetrippelt, um ihre Kräuter zu ſammeln, und gar weit, bis in eine bergverlorene Einſiedelei war ſie auf ihrem Stocke gehinkt, um bei dem Klausner, der dort wohnte und die geheimſten Kräfte der Natur kannte, das weiße Pulver zu bereiten, das ſie jetzt in den Keſſel ſtreute, mit Waſſer vermiſchte und in geheimnißvollen Worten beſprach.

„Beppino," ſagte ſie nun, als das Feuer unter dem Keſſel kniſterte, „haſt Du gethan, was ich Dir gerathen?"

„Ja," antwortete der junge Mann: „die ſchönſten Fiſche brachte ich ihr geſtern und heute. Dem Don Paolo gehörten ſie zwar, denn für ſein Albergo ſind ja alle Fiſche, die ich fange. Ich mußt' ihm was vorlügen, und er hat's auch geglaubt."

„Und was ſagte ſie dazu?"

„Geſtern wollte ſie nichts von mir und meinen Geſchenken wiſſen, und ſchalt mich ſogar tüchtig aus, wie ich's ja ſchon gewöhnt bin; dabei ſchaute ſie aber doch immer wieder zu den Fiſchen, und da ich ihr die größten ausgewählt hatte, ſo ließ das Schelten nach; — und ich denke, ſie haben ihr geſchmeckt, denn heute war des Scheltens ſchon weniger und raſcher gingen auch die Fiſche von meiner Hand in die ihre. — Ach!"

„Ach!" ſeufzte er dazu; denn die Hauptſache hatte er gar noch nicht geſagt, und die Hauptſache war eben die, daß die Donna Francesca — von ihr war ja natürlich die Rede — als der junge Mann ſich mit geleertem Fiſchkorb von ihr verabſchiedete, ihm nachgerufen hatte:

„Glaube aber nur nicht, Beppino, daß Du mich mit Deinen Fiſchen gewinnen wirſt! Die Lia ſchlage Dir aus dem Sinn! Die iſt nicht für einen Fiſcherknaben beſtimmt!"

Und er wußte doch ſehr genau, daß die nette, braune Lia ganz andere Gedanken hatte; denn wenn er vorbei kam, und ſie ſaß hinter ihrer Mutter, ſo lächelte ſie ihm ſo freundlich über Donna Franceſcas Schultern zu, und machte ihm allerlei Zeichen, und ſo komiſch und ſo niedlich war ſie dann

anzuſehen, wenn die Mutter, die wohl etwas gemerkt haben mochte, ſich zu ihr umſah, und wenn dann die kleine Hexe plötzlich da ſaß, als könne ſie nicht bis drei zählen und mit geſenktem Köpfchen ſo emſig und unſchuldig ſtrickte oder nähte, als dächte ſie überhaupt nicht an einen jungen, ſchönen Fiſcherknaben.

Das „Ach!" hatte die Monica wohl gehört und was es bedeutete, das konnte ſie ſich auch wohl denken; denn die Donna Francesca kannte ſie und kannte auch ihr hartes Herz; das harte Herz hatte ſie ſich aber geſchworen zu brechen, denn ſo flehend und bittend hatte die kleine Lia ihre Hilfe angerufen, und weinend hatte ſie ſich an der alten Kräuterfrau Hals gehängt und hatte zu ihr geſagt: „Monica! ich weiß ja, daß Du die Kunſt verſtehſt, und, wenn Du es nur wollteſt, ſo könnteſt Du mir helfen! Der Nina haſt Du voriges Jahr geholfen; dem Carlo, der nichts von ihr wiſſen wollte, haſt Du einen Liebestrank gebraut und dann hat er ſich in ſie verliebt und jetzt ſind ſie das glücklichſte Paar von der Welt! und der Tereſina haſt Du auch geholfen . . .!"

„Ja, Mäuschen!" hatte die alte Monica darauf geantwortet, und aus all ihren Falten und Fältchen in das hübſche Mädchengeſicht hineingelächelt, das war aber was ganz Anderes! und einen ganz beſonderen Trank müßte ich brauen, wollte ich Deiner Mutter eine Neigung beibringen, daß ſie Dir den Beppino zum Manne gäbe!"

Die Lia konnte dies freilich begreifen, und daß es nicht ſo leicht gehen würde, das glaubte ſie ſchon; aber der alten Monica war ja nichts unmöglich, ſie war eine ſo kluge Frau! Und die Lia verſtand es, mit ſo ſchönen Redensarten und ſo harten, funkelnden Goldſtücken, und ſo feinen, molligen Seide- und Wollgeweben ſich bei der Alten einzuſchmeicheln, daß dieſe ihr am Ende nichts mehr verweigern konnte. Gar ſchwierig freilich ſei die Arbeit, meinte ſie, denn ganz beſondere Kräuter und Pulver gehörten dazu, und Beppino müßte ja auch dabei mithelfen, denn durch ſeine Hände müßte der Saft rinnen und auf ſeinem Herde gekocht werden! und ſie ſelber aber, die kleine Lia, ſie müßte dann das Weitere beſorgen, und ihrer ſtörrigen Frau Mutter das Waſſer in den Kaffee gießen — und wie lachte da der kleinen Lia das Herz, als ſie hörte, daß ſich ja doch Alles einrichten ließe, und daß es eine ſo leichte Sache wäre! — Denn was war denn dies Alles, von dem die Alte ſo heimlich und ſo gruſelig that! Gar nichts war es ja, wenn ſie an das Glück dachte, das ihr daraus entſtehen würde, an das Glück, die Frau des ſchönen Beppino zu werden, des ſtärkſten und gewandteſten Burſchen der ganzen Umgegend, der ſo leicht die Tarantella tanzte und ſo fein dazu ſang, und der ſo prächtig in ſeine Barke dreinſchaute, wenn er, den Dreizack in der Hand, am Vordertheile aufrecht ſtand und ſingend hinauszog auf das weite, blaue Meer! Hätte ſie etwas von den alten mythologiſchen Geſchichten gewußt, ſicher hätte die kleine Lia an einen jungen, ſtarken, lebensfreudigen Poſeidon gedacht, oder auch gar noch

an den mächtigen und so gewaltig schönen Gott der Unterwelt, der ja auch mit seinem Dreizack, zu den heidnischen Zeiten, in diesem Lande herumreiste und hübsche Mädchen entführte; und, hätte die Via von jenen Liebesfabeln der alten Heiden gehört, ach! die Persephoneia, ja, die hätte sie gewiß schon gerne gespielt, hätte sich auch gar nicht gesträubt bei dem furchtbaren Raubunternehmen, sondern wäre willig und jauchzend auf ihres Gottes Wagen gesprungen und mit ihm gefahren, wohin er sie entführt hätte: zum Himmel, zur Hölle, auf's weite Meer hinaus — und am liebsten noch in die kleine Fischerhütte, die so heimlich und traulich dort unten, bei der Felseninsel am Strande lag, und wo jetzt die alte Monica mit Murmeln und Besprechen und Singen und Bekreuzigen ihr gespenstiges Wesen trieb.

Im Kessel kochte das ganze Hexenpräparat. Beppino hatte noch einen Seekrebs herbeibringen müssen, dem die Monica die Scheeren ausriß und dieselben in den Topf warf, und auch einen Tintenfisch, dem der Saft ausgepreßt wurde; — fürwahr! ein sauberes Tränkchen, dachte Beppino bei sich, und freute sich im Stillen, daß die hochnasige Francesca dies zu trinken bekommen würde. Von draußen hörte man das Schnarchen des getreuen Nunzio; der that aber nur so, um keinen Verdacht zu erwecken und ruhig durch seine Spalte zuschauen zu können. — „Höre, Beppino," sagte die Alte, „jetzt ist der Trank bald fertig! Nur Eines aber fehlt noch! Ein lebendiges Thier muß, beim letzten Aufbrausen des Wassers, in den Kessel geworfen werden, damit die volle Kraft des Lebens in den Saft übergehe!"

Siehe! da huschte eine Eidechse in eine Felsspalte an der hinteren Wand. „Dort! dort!" rief Monica, und schon war Beppino daran das Thierchen aus seinem Schlupfwinkel hervorzugraben; die Steine lösten sich unter seinen Fingern; an diese Arbeit war er ja schon gewöhnt! Santa Madonna! wie hatte sich das Eidechschen doch so tief verkrochen! . . . Und jetzt mußte er es doch fassen, . . . dort schillerte es ja so seltsam aus der Höhlung, . . . und, Santa Madonna! was war denn das, das so seltsam schillerte? und in welche tiefe, leere Oeffnung griff plötzlich seine Hand? . . . und wie wühlte sie sich ein in einen so wunderbaren Haufen von kalten, harten, klingenden Stückchen oder Steinchen?

„Hast Du sie gefaßt, Beppino?" rief Monica.

Ja, er hatte die Eidechse jetzt in der Hand. Als er aber aus der tiefen Höhlung hervorkroch und der Alten das Thierchen hinreichte, sah er ganz verstört aus. — „Ja, ja," meinte Monica, „Du bist eben noch nicht an diesen Zauber gewöhnt!" — Beppino aber guckte sich um nach seiner Ecke, ob man nichts merke; es war Alles in der Ordnung; er hatte rasch einen dicken Stein in die Spalte gestopft. „Santa Madonna!" dachte er, indem er so hinschaute, „wenn das der alte Sirenenschatz wäre!"

Die Monica war fertig. Der Trank war gebraut und in ein Fläschchen gefüllt, über das sie dreimal das heilige Zeichen des Kreuzes schlug und das sie alsdann zu sich steckte.

„Beppino!“ ſagte ſie dann, „von dem Allem, was in dieſer Nacht hier vorgegangen, darf kein Menſch etwas erfahren! Schwöre es bei der heiligen Jungfrau und bei Deinem beſonderen Schutzpatron! Sonſt verliert der Zauber die Kraft, — und Du weißt auch, wie ſtreng der Herr Sindaco gegen die Zauberei fahndet!“

Dem Beppino fiel es nicht ſchwer, den Schwur zu leiſten, und noch weniger denſelben zu halten; denn ſich ſelber hatte er ſchon im Stillen geſchworen, daß von Allem, was er geſehen, Niemand etwas erfahren ſollte! Niemand, beſonders aber Don Paolo nicht, der ſeine Foreſtiere, der ſo raſch bei der Hand war, wo es galt, der Anderen Geſchäfte zu beſorgen! Niemand, und auch die alte Monica nicht, die jetzt ſo ſtill zwiſchen den Felſen forthuſchte, und die glaubte, ſie beſitze alle Geheimniſſe dieſer Nacht! — und das wahre Geheimniß, das kannte ja Beppino allein! — Und jetzt, . . . jetzt horchte er, zuerſt in das ſilberne Mondlicht hinaus, ob auch Alles ſchlafe, und ob er auch ganz allein und unbeobachtet ſei? Das Meer rauſchte dumpf; der Mond zog zum Horizonte hinunter; kein Lüftchen rührte ſich; nur hinter der Thüre, da hörte man das langgedehnte Schnarchen des Nunzio. — „Der ſchläft!“ dachte Beppino, und nun trat er in ſeine Hütte zurück, zündete ſeine Ampel mit dunſtendem Oeldocht an, kniete nieder, rutſchte bis in die hintere Ecke, wo die Felſen ſchon eine Decke bildeten, löſte den Stein, leuchtete hinein, — und dort lag es ja blinkend und blendend, in goldenen Haufen übereinander, ein Rinnen von Münzen und von Spangen, und von koſtbarem Geſchmeide, daß er ſeinen Augen nicht glaubte und die Hand mit zaghaftem Beben hineinſchob, um zu taſten und zu faſſen, — und von dem kalten Anfaſſen des Metalles ſchreckte er faſt zuſammen, und dann gewöhnte er ſich aber daran, und plötzlich überkam ihn eine göttliche Freude, und faſt hätte er aufſchreien mögen vor Luſt, wie er, auf dem Bauche liegend, die Ampel ſo weit als es ging, in die Höhlung ſchob, und dann mit ſeinen ausgeſtreckten Armen in den Schätzen herumwühlte und die blinkenden Goldmünzen wie Sand durch ſeine Finger rieſeln ließ. Gar nicht ſatt konnte er ſich wühlen; gar nicht ſatt konnte er ſich ſehen an dem gleißenden Goldglanze! Jetzt, endlich, ſchaute er ſich weiter um in der ſonderbaren Schatzkammer: es war ein Gewölbe, wie man deren unter den alten Kapellen findet, halb eingeſtürzt in einer Ecke, mit wirr übereinandergeſchobenen Steinbalken; aber anders als in den Kapellen ſah es doch hier aus, denn an den Wänden hin ſtanden lebensgroße Marmorbilder, faſt unverſehrt, ſchlanke, weißleuchtende Geſtalten, auf breitem Poſtamente, die mit ihren emporgehobenen Armen und auf ihrem herniedergeſenkten Kopfe die weite Wölbung zu tragen ſchienen, und ſo ſeltſam herunterlächelten zu ihm aus ihren leeren Marmoraugen, daß es ihn faſt gruſelte ob der weihevollen Stille dieſes wunderbaren Heiligthums. Aus der Mitte der Wölbung waren dicke Quadern heruntergefallen, und die waren's, die das weitbäuchige, ſchöngeformte Gefäß, das dort wohl wie auf einem Altar geſtanden hatte, umgeſtürzt und in

Stücke zerschlagen hatten; und aus dieser Vase, die mit zerbrochenem Henkel und zerplatzten Wänden auf der Erde lag, da waren all die Kostbarkeiten hervorgequollen, die jetzt in des Fischerknaben Fingern herumkollerten.

„Santa Madonna! Madonna Santissima!" sagte er einmal über's andere, und wie ein Traumbild flog es ihm durch den Kopf, daß er ja jetzt reich sei für sein Lebenlang und daß er die Lia zur Frau haben werde, auch ohne Zauber und Liebestrank! Und fast hätte er laut aufgejubelt; — sein Jubeln hielt er aber zurück, denn plötzlich mußte er an Don Paolo denken, und wie er es wohl anfinge, um diese Schätze für sich selber zu behalten und nicht von dem klugen Forestiere um die Hälfte seines Glückes gebracht zu werden. Ja, das war freilich eine ernste Sache, und wundern konnte man sich nicht, daß sie dem braven Beppino Kopfzerbrechen machte, und daß es eine gute Weile dauerte, ehe er zu einem Entschlusse kam.

Zum Entschlusse war er endlich doch gekommen, und ein ganz schelmisches Schmunzeln glitt ihm über die Lippen, als er, wohl eine gute Stunde später, mit seinem Boote von der kleinen Felseninsel zu seinem Hüttchen zurückkehrte; nur ein paar Ruderschläge vom Ufer enfernt lag die Insel; dem Don Paolo gehörte sie; dort war auch ganz nahe beim Ufer eine verlassene Fischerhütte, mitten in den Felsen und im Gestrüpp; die Hütte und die Felsen kannte Beppino genau und auch die tiefen Löcher kannte er, die sich in die Felsen gebohrt hatten, und wo man einen ganzen Sirenenschatz vor Gott uud vor den Menschen auf Jahrhunderte hinaus verbergen könnte. Das Schifflein hüpfte jetzt viel leichter über die Wellen als beim Hinfahren: Beppino band es wieder an seinen Stein an; dann holte er eine Schaufel und eine Hacke, die er, Gott weiß, zu welchem Zwecke, mitgenommen hatte, heraus, stellte sie wieder in ihre Ecke in seinem Hüttchen, dann steckte er noch einmal den Kopf durch das Loch in der Mauer, das jetzt viel größer war, als vorhin, und schaute sich nochmals um in dem stillen Heiligthume: nur ein ganz kleines Häuflein Goldes lag aber noch dort! dann steckte Beppino ein paar Münzen in die Tasche, stopfte alles wieder ordentlich zu, mit Steinen, Sand und weichem Moos, und als der lahme Nunzio am anderen Morgen aus tiefem Schlaf erwachte und in das Häuschen rutschte, da war auch nichts mehr zu merken von all' dem Zauber, der sich während dieser Nacht hier abgespielt hatte. Beppino selber aber, der schaute so lachend und munter in den goldenen Morgenschein, daß man hätte glauben sollen, es lache in seinem Herzen eine ganz besondere, funkelnagelneue Sonne und daß der lahme Nunzio mit einem verschmitzten Grinsen des ganzen Gesichtes zu ihm sagte: „Na! fast möchte man ja meinen, nicht die alte Monica sei heute Nacht in dieser Hütte gewesen, sondern die hübsche — —" aber zürnend gebot ihm Beppino Schweigen; denn von dem Besuche der Monica durfte ja Keiner sprechen, und den andern Namen, den wollte er überhaupt nicht dem grinsenden Kobold erlauben über seine Lippen zu bringen.

So fröhlich und leicht war es an diesem Morgen der hübschen Lia

freilich nicht zu Muthe, als sie heimlich das Fläschchen von der alten Monica in Empfang nahm, und heimlich — und ach, Gott! mit welchem Bangen, daß jetzt die Thüre sich öffne! — den braunen Saft in ihrer Mutter Kaffee goß. Aber leichter ward ihr's um's Herz, als Donna Francesca mit einem Schluck und Ruck, in ihrer energischen Art, ihre Tasse leerte und wieder auf den Tisch hinstellte, wie Eine, die gar nichts gemerkt hatte. Einen besonderen Beigeschmack mußte ihr Kaffee aber doch wohl gehabt haben, denn sie verzog jetzt mit einem Mal das Gesicht, schnalzte mit der Zunge und schüttelte sich sogar dazu und rief dem Don Ciccio in seine Bottega hinunter: „Der Don Paolo hat Dich wieder einmal hinter's Licht geführt mit diesem Kaffee! Den kaufteſt Du gestern bei dem Allerweltskrämer! Der schmeckt ja wie altes Meerwasser! Pfui! wie schmeckt der abscheulich! So geht's, wenn die Männer einkaufen wollen! Der Don Paolo soll mir's aber büßen!" Hätte die Arme aber ahnen können, was sie Alles mit einem Schluck und Ruck hinuntergetrunken hatte, und daß die alte Kräuter-Monica und gar der schöne Beppino, und gar noch zu welchem Zwecke! dabei mitgeholfen hatten, — der Himmel allein weiß, welch' entsetzliches Donnerwetter losgebrochen wäre über die Schuldigen, und erst recht über die kleine Erzschuldige, die jetzt so unschuldig zu ihrer Schürze heruntergucke und mit sorgsamer Hand die Fältchen glättete, die sich über Nacht hineingelegt hatten. So wußte aber und merkte die Donna Francesca nichts, und nur ihren gewohnten Ausdruck gab sie ihrem Gesicht, als sie den Beppino mit seinem Fischkorbe von Weitem heranziehen sah, und der Ausdruck verzog sich sogar noch um ein Weniges, als Beppino näher trat, und den Korb mit behendem Arm vom Kopfe nahm, die Seegräser, die seine Fische bedeckten, lüftete, und einen großen, breiten, in Silberfarbe schillernden Merluzzo auf beiden Händen, sorgsam wie ein kleines Kind, in die Bottega ihres Mannes trug. „Santa Madonna!" dachte die Francesca dabei, ein hübscher Bursch ist der Beppino schon, und seine schönsten Fische, die bekommt doch der lumpige Kaffeebetrüger, der Don Paolo, nicht! Die trägt der brave Junge in unser Haus!" Sie sagte es sogar laut vor sich hin, während man den Beppino unten einige Worte mit dem gutmüthigen Ciccio wechseln und dann raschen Laufes die enge Treppe heraufspringen hörte; und der Lia fuhr bei ihrer Mutter Worte ein heißer, rother Blutstrom in's Gesicht, denn sie mußte an den Liebestrank denken, der so kräftig und heilsam war, daß er, kaum genossen, schon zu wirken anfing. Noch viel freundlicher aber wurde Donna Francescas Blick, als Beppino jetzt eintrat und mit seinem hübschen Lächeln, daß die weißen Zähne durch die rothen Lippen blitzten, auf etwas Glänzendes deutete, das der Fisch im Munde hatte; Etwas glänzend gelbes, wie ein Goldstück, — und ein Goldstück war es ja, Santa Madonna! und die Francesca, wie die kleine Lia, schrieen laut auf vor Verwunderung, und von einer Hand in die andere wanderte das Goldstück, und die Nachbarn rief die Francesca vom Fenster heraus zusammen, und rannte mit Beppino und mit Lia die Treppe

hinunter, und im Nu stand es voll von Leuten in der engen Straße, von alten und jungen, von Weibern und Männern und Kindern, kapuzenbehauptet, barfuß, fetzenbehangen, mit unordentlichen Haaren im Gesicht, und Alles schrie und rief und heulte und lachte durcheinander, und Allen mußte Beppino sein Goldstück zeigen, und Allen erzählen und zehnmal wiedererzählen, daß er's in seinem Hause gefunden, und daß noch andere dort lägen! Und zu Don Paolo wolle er es tragen, rief Beppino, der kenne ja den Werth dieser alten Sachen und verkaufe sie an durchreisende Engländer und Deutsche; und was verstehe denn er, der Beppino, von all' diesem Kram? und was solle er damit anfangen? Don Paolo möge ihm nur ein hübsches Stück Geld dafür geben, und sein ganzes Fischerhäuschen mit Allem, was darin läge, sei er bereit ihm zu verkaufen, und ein hübsches Stück Geld sei es jetzt schon werth, denn gar wunderbare Dinge habe er in dieser Nacht hinter seinen Mauern entdeckt! Da gab's wieder ein Verwundern, ein Bekreuzigen und ein Schreien unter den Leuten! Und die alte Monica, die auch auf ihrem Stocke hergehinkt kam, stieß die kleine Lia mit bedeutungsvollem Blick in die Seite, als Donna Francesca plötzlich dem Beppino ein recht freundliches Gesicht zuwandte, wie man es bei ihr bis dahin nach niemals gekannt hatte, und zu ihm sagte:

„Weißt Du, Beppino, ein braver, ja, ein kreuzbraver Junge bist Du doch! Und ein braves, ja, auch ein kreuzbraves Mädchen kriegst Du doch noch zur Frau!" —

Worauf ihr Mann dem Beppino mit derbem Lachen auf die Schulter klopfte, und, zu seiner so seltsam umgewandelten Ehehälfte hinüberblinzelnd, ausrief:

„Der hast Du wohl seit gestern einen Liebestrank unter Deine Fische gemischt, daß sie Dich plötzlich mit so süßen Worten anlächelt!"

Heilige Madonna! Wer da die Gluth gesehen hätte, die sich über Lias Wangen ergoß, und das Pochen ihres kleinen erschreckten Herzchens gehört hätte! Keiner aber hörte, noch sah's, und sittsam schaute das kleine Herzchen aus seinen schwarzen Augen zu dem goldtragenden Fische hin, der so stattlich und verlockend auf Beppinos Händen ruhte. Einer aber hätte bald Etwas gemerkt, wenn er nur ein paar Schritte näher gestanden hätte, und das war Don Paolo, der vom anderen Ende der Straße, die Hände in den Hosentaschen, langsam hergegangen kam, wie Einer, der Etwas wittert und sich behutsam forschend der Stelle nähert, wo es was für ihn zu schaffen gäbe. Er war gerade unter dem Thor seines Albergo gestanden und einigen blaubeschleierten, alterthumsbegeisterten Damen und alterthümlichen Jungfern hatte er die Kunstschätze dieser Gegend und die Vorzüge seines Gasthofes gepriesen, als von weitem das Schreien der Donna Francesca und ihrer Gevatterinnen an sein Ohr drang. — „Was zum Henker!" sagte er halblaut vor sich hin, „haben denn die Leute dort so zu toben, vor des Tischlermeisters Bottega? Hätte sich der Schalk wieder einmal den Spaß erlaubt, ohne meine Vermittelung ein gutes Geschäft mit

einem Fremden zu machen?“ — Und Don Paolo lachte in seiner Art ob der verschmitzten Klugheit dieses Gesindels, das ihm nach und nach sein Handwerk ablernte und sich von seiner Maklervormundschaft emancipirte. — „Verfluchte Kerle, diese Sicilianer!“ lachte der Fritz Lindwurm vor sich hin, „gewandt wie die Katzen und gelehrig wie die Affen! So wahr ich Don Paolo heiße, noch gescheuter als ich!“ — Und freute sich ob dieser letzten Bemerkung; denn er dachte ja doch das Gegentheil. Langsamen Schrittes, den langen Backenbart durch die beweglichen, spitzen Finger streichend, das Auge unverwandt auf sein Ziel gerichtet, bewegte er sich über den Platz, an der Kirche vorbei, wo seine gefühlvollen Damen und ältlichen Jungfern jetzt im Anblick eines ganz gewöhnlichen, irdenen Waschtopfes schwärmten, in welchem sie den griechischen Stil, ja die altegyptische Tradition ganz deutlich wiederfanden. — „Ei! ei!“ sagte jetzt Don Paolo zu sich selber, „der Beppino ist ja auch dabei, und Fische scheint der wieder einmal an Andere, als an mich zu verkaufen!“ — Und da blieb er stehen und ganz allein für sich lachte er hell auf, daß die topfschwelgenden Junfern und Damen sich verwundert zu ihm umschauten und gar nicht wußten, was sie aus dieser unverständlichen Heiterkeit machen sollten; er aber lachte, weil es ihm jetzt eingefallen war, daß Beppino mit seinen Fischen der Mutter seiner kleinen Lia vielleicht gar den Hof machte, und es kam ihm gar zu lustig vor, von den Fischerknaben zu solchem Zwecke um seine schönsten Fische gebracht zu werden. — „Ist gar nicht so dumm, der schöne Beppino!“ dachte er, „und versteht sein Geschäft schon ausgezeichnet!“ — Und da kam er gerade dazu, wie der Ciccio von dem Liebestrank sprach, und bemerkte plötzlich das kirschenrothe Gesicht der kleinen Lia; und da trillte er noch heftiger an seinem Backenbart herum, schmunzelte noch schalkhafter als bis dahin, und sagte nur: „Hm! Hm!“ und dann guckte er zu Beppino hin, der eben seiner zukünftig erhofften Frau Schwiegermutter einen ganz sonderbaren Blick zuwarf, als denke er an etwas recht Drolliges; — dachte er ja auch an einen gewissen, braunen Saft, den man heute Nacht in seinem Hüttchen für die hochzuverehrende Matrone gekocht hatte.

„Was ist denn das hier?“ fragte ihn aber jetzt Don Paolo, der das Goldstück erblickt hatte und plötzlich ganz lebendig geworden war; und das gelbe Metallplättchen riß Don Paolo der Francesca aus der Hand, drehte es in den Fingern herum und beschaute es von allen Seiten, daß ihm die Augen fast aus dem Kopf traten, sah sich dann im Kreise herum und sagte einmal über's andere: „Santo Diavolo! Wer hat das gefunden? Dem kaufe ich's ab! Eine halbe Unze ist es werth; hier ist das Geld, wem gehört's? Das Goldstück ist mein!“ — Und als er aber hörte, daß Beppino der Finder sei, und daß noch vieles Andere in seiner Hütte liege, und daß er jetzt bereit sei, ihm die ganze Bescheerung und das Häuschen dazu zu verkaufen, da hatte er im Nu seine natur- und topfbewundernden Damen und Jungfern vergessen, und noch hatte Beppino nicht ausgeredet, so lief

auch schon Don Paolo wie ein Jagdhund, der eine Fährte gefunden hat, den Berg hinunter, der Beppino hinterdrein, und hinter Beppino die ganze schreiende Gesellschaft, und ganz zu guter Letzt die Donna Francesca, die noch schnell ihr Töchterchen in's Zimmer eingeschlossen und den Riegel vorgeschoben hatte, denn vorsichtig war die Donna Francesca, und ein hübsches Mädchen, dachte sie, ist am besten verwahrt, wenn es trocken hinter Schloß und Riegel sitzt. Sie selber aber lief dann wie wahnsinnig den Berg hinunter, denn des Don Paolo Freudenschrei hatte sie noch in den Ohren, wie er bei Beppinos Erzählung ausgerufen hatte: „Der hat den Schatz gefunden! Den kauf' ich ihm ab!" — Und in ihrem Kopfe tanzten Beppinos Goldstücke einen so sinnverwirrenden Veitstanz, daß es ihr beim steilen Bergablaufen mit einem Male ganz schwindlig zu Muthe wurde, so kalt und dann wieder so heiß und so krabbelig um den Magen herum, gerade als ob die plötzliche Aufregung ihre gewöhnlich so regelmäßig und sicher arbeitende Natur in eine für sie ganz neue und unbekannte Störung versetzt hätte. Ja, sie mußte stehen bleiben, so krampfhaft schnürte es ihr die Brust zusammen, und an der Nachbarin Arm mußte sie sich festklammern. Aber Donna Francesca war eine energische Frau, das wußte man längst im Dorfe, und was sie wollte, das wollte sie! und jetzt wollte sie dabei sein, wenn dort unten ein Schatz gehoben würde, und weil sie es wollte, so mußte es auch so geschehen! Sie wischte sich rasch den Angstschweiß von der Stirne, und gerade jetzt erblickte sie den Beppino, wie er mit Don Paolo in sein Häuschen lief, allen Andern weit voran, und sie hörte, wie Don Paolo ein lachendes Freudengewieher ausstieß, und den lahmen Nunzio hörte sie von unten aufschrein: „Der Schatz wird gehoben, da darf Keiner hinein!" — Und mit seiner Krücke fuchtelte das bucklige Männchen wie besessen vor der Schwelle um sich her, und die alte fettglänzende Krücke schwang er wie der Erzengel Michael das Flammenschwert vor des Paradieses Pforten. Wie aber Donna Francesca dies Alles hörte und sah, da fuhr es in ihrem Herzen herauf, wie eine Welle von urfreundlicher Liebenswürdigkeit und Güte, und sie konnt' es nicht wehren und konnt' es auch nicht für sich selbst behalten, so lieblich und verführerisch klang das Schatzheben an ihr Ohr! Zu ihrer Nachbarin bog sie sich plötzlich hinüber und leise raunte sie ihr zu: „Du, Carmela! Wenn wir noch jung wären, wie damals, was meinst Du? . . . Der Beppino ist doch der schönste Bub von weit und breit!" — Und da kein Anderer sie hörte, noch sah, so stießen sich die beiden Matronen vertraulich kichernd mit den Ellnbogen in die Seite, und so lustig waren die Gedanken, die sie sich jetzt machten, daß sie sich nochmals und noch stärker mit den Ellnbogen stießen, und nochmals kicherten, und daß die Donna Francesca einmal über's andere sagte: „Santa Madonna! Daß die Lia verliebt ist in diesen Jungen, kann ich ihr nicht verdenken! Seine Fische sind ja auch die besten von allen, und erst der Schatz! Wenn es wahr wäre, daß er den Schatz gefunden! . . ." —

Mit dem Schatzhebergeschäfte ging es aber derweilen dort unten in aller Ordnung von Statten; und ein Geschäft war es ja, das die Beiden hinter verriegelter Thür und unter Nunzios krückenschwingender Ueberwachung abmachten, ein Geschäft, bei dem ein Jeder den Andern, mit wohlüberlegter Scheinehrlichkeit, auf's schlaueste und gutmüthigste zu übervortheilen suchte.

„Mein guter Beppino," sagte Don Paolo zu seinem Gefährten, während dieser mit einem verschmitzten Lächeln seine Oelampel anzündete, „ich hab' es gesagt und nehme mein Wort nicht zurück, wenn ich gleich mein Geld dabei auf's Spiel setze; denn läßt Du Dich mit einem Anderen ein, so wirst Du betrogen und belogen, und ein zu braver Junge bist Du, als daß ich Dir nicht mit Rath und That beizustehen bereit wäre! Siehst Du, Beppino, die ganze Bescheerung und das Häuschen mit, das Alles kauf ich Dir ab, so wahr ich Don Paolo heiße! Ist ja nicht mehr viel werth, das alte Steinhüttchen — und weißt Du, ich zahle sogleich, heute, hier, in baarem Papiergeld! — Geld trage ich ja immer bei mir, trotz Räuber- und Briganten-gesindel! — und brauchst Dir darüber keine Sorgen zu machen, Du kennst mich ja, mein braver Junge!"

Beppino, der brave Junge, kannte ihn freilich ganz genau, und weil er ihn so genau kannte, so mußte er schmunzeln über den ernsthaften Ton, in welchem das Alles gesagt wurde, so ernsthaft, daß man den Fritz Lindwurm gar nicht wiedererkannte.

„Ja," antwortete Beppino, und kniete zur Erde nieder und schob die losen Steine auseinander, und leuchtete dem Don Paolo mit der Ampel auf den dort hinten an der Erde schimmernden Goldhaufen, daß es dem Schwaben gelb und grün vor den weit aufgerissenen Augen herumflimmerte; „ja, siehst Du, Don Paolo, den Schatz hab' ich wohl jetzt gefunden! und komm nur näher! Krieche nur durch die Oeffnung! — siehst Du die alten weißen Marmorbilder? Die sind wohl auch ein gut Stück Geldes werth, was meinst Du?"

Don Paolo meinte es wohl auch. „Santo Diavolo!" murmelte es in seinem Herzen, Dein Glück, Fritz Lindwurm, hältst Du jetzt in Deiner Hand! — „Ja," sagte er dann laut, als er wieder hervorgekrochen war, und mit ein paar Goldmünzen, die er sich vorsorglich mit herausgenommen, in der Hand herumspielte, — „ja, Beppino, wie viel soll ich Dir denn für den ganzen Heidenkram da drinnen geben? Na, ein Glück, mein gutes Freundchen, daß Du den Don Paolo auf Deinem Wege gefunden hast! Santo Diavolo! Wie hätte Dich ein Anderer hinter's Licht geführt, und hätte Dir bewiesen, daß dies Gold da nur dummes Messing, und die Bilder dort drin nur werthlose, alte Steine sind! Ich bin aber nicht von der Art! — daß ich auch etwas dabei verdienen will, das kannst Du Dir freilich denken! Hahaha! Denn für meine Mühe und für meine Ehrlichkeit gebührt mir ja auch Etwas! Umsonst ist nur der Tod!" fügte er lachend hinzu, denn er stak voll von allerlei wohlfeilen Sprichwörtern und Redensarten, die er

mit pfiffiger Berechnung am unrechten Orte anbrachte und die wie ein augenblendender Staub von treuherziger Schalkhaftigkeit um seine Reden herumwirbelten.

Don Paolo war jetzt plötzlich wieder der alte lachlustige Geselle geworden; mit allerlei Geberden und Späßen zog er seine Brieftasche hervor und zählte dem lauschenden Beppino seine Hundertfrancs-Scheine langsam auf den Tisch, und hielt zuweilen in der Arbeit inne, und lachte den Fischerknaben schelmisch an und sagte halblaut zwischen den Zähnen: „Hm, Freundchen, hübsche Farbe hat sogar das Papiergeld — wenn es in unsere Taschen fliegt; — und das ist ja jetzt Dein, Du Allerweltsjunge! Du bist ja jetzt ein steinreicher Mann, und die Lia, hahaha! die Lia kannst Du Dir jetzt kaufen! hahaha! . . . Und jetzt schreiben wir's auf dies Papier auf, . . . Du machst ein Kreuz darunter, weil Du ein unwissender Mensch bist, der nicht einmal seinen Namen schreiben kann, und doch so viel Geld an einem Tage verdient! — Wir schreiben hin, daß Du mir Dein Häuschen, mit Allem was drin steckt, verkaufst — hier! Was meinst Du, Du Glückspilz, der Du bist!"

Beppino schaute ihm ruhig in die Hundertfrancs-Scheine, und recht viele schienens ihm zu sein; so viele hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht beisammen liegen sehen! — aber seine Gedanken hatte er doch dabei; und wenn er sich auch blöde stellte, so blöde wie er aussah war er noch lange nicht.

„Na?" sagte Don Paolo, und schob ihm die Feder zum Kreuzmachen zwischen die dicken Fischerfinger. Beppino aber kratzte sich mit einem Male hinter dem Ohr, schaute sich dann in seinem Häuschen um und antwortete:

„Ich will ja schon, Don Paolo! Aber wenn ich Dir jetzt mein Haus verkaufe, wo schlafe ich heute Nacht? Und wo bring' ich meine Fischergeräthe unter?"

„Hast ja Geld genug, Du dummer Junge! Kannst in meinem Albergo wohnen, wie ein Engländer! und das Fischefangen dem Nunzio überlassen."

So klug war aber Beppino schon, daß er wußte, was er von diesem Rathe zu halten hatte.

„Nein, Don Paolo," sagte er, „ein Haus ist ein anderes werth. Meinen Schatz, der ja mein Eigenthum ist, da ich ihn gefunden habe, den verkauf ich Dir gern für Dein Geld; willst Du das Haus dazu, so sollst Du es haben, aber ein anderes mußt Du mir dafür geben."

„Du verfluchter Sicilianer Du!" lachte jetzt der Fritz Lindwurm in seinem guten, schwäbischen Deutsch dem Jungen in's Gesicht; „Du bist ja gar nicht so dumm, wie Du aussiehst!" — Und da kam ihm plötzlich ein ganz herrlicher Gedanke:

„Santo Diavolo!" rief er, auf den Tisch schlagend, „weißt Du was? Ich gebe Dir dazu die Fischerhütte, dort drüben, auf der Felseninsel; und

das ganze Stück Land, worauf ſie ſteht, mit allen Steinen und Cactuspflanzen und auch noch mit dem Feigenbaum, der die Bude beſchattet? Dort kannſt Du ſchlafen, kochen, angeln, Fiſche backen, und Deine Lia kann Dir dort die Netze flicken, wenn Eure Rangen ſie mal in Fetzen zerriſſen haben werden. Hahaha! Iſt das ein Vorſchlag, Beppino? Den ſchreiben wir dazu und dann machſt Du Dein Kreuz?"

Dem Beppino gefiel der Vorſchlag ſchon, und während Don Paolo eine Klauſel hinzuſchrieb, kniff ſich von hinten der Fiſcherknabe die Augen gar ſonderbar zuſammen.

„Don Paolo," ſagte er jetzt mit einem dummen Lächeln, „mein Haus kaufſt Du mit Allem, was drin liegt; Dein Haus kaufe ich Dir auch mit Allem was drin liegt."

Das war aber ein Lachen, das jetzt in dem engen Stübchen erſchallte, ſo dröhnend, daß es in dem verfallenen Gewölbe dort hinten die weißen Marmorbilder faſt aus ihrem tauſendjährigen Schlafe erweckt hätte.

„Du biſt doch ein ganz vermaledeiter Schlaukopf, Beppino! Alles was drin liegt, das ſollſt Du auch haben! Hahaha! Denkſt wohl in Deiner Pfiffigkeit, weil Du hier einen Schatz gefunden, ſollſt Du jetzt in jedem Fiſcherhäuschen Gold und alte Marmorbilder finden! Findeſt Du welche, hahaha! ſo ſollen ſie Dir gehören! Hier ſteht's geſchrieben! Nun mach Dein Kreuz! Ein Jeder von uns trägt ſein Kreuz; muß ich nun auch das Deinige dazu tragen! So iſt's recht: ein bischen krumm, wie Nunzio, und ſchmierig, wie ſeine Krücke, — aber 's geht ja auch ſo, und dem Reinen iſt Alles rein! — Und nun, ſteck' Dir das Geld in die Taſche, — und nun haben wir Beide, denke ich, das beſte Geſchäft gemacht, das uns jemals unter die Finger kam; und das beſte glaubſt Du doch gemacht zu haben und der Glaube macht ſelig! Hahaha! und hat's auch gemacht, ſo wahr ich Don Paolo heiße!"

„Und," dachte bei ſich der Schalk, „Don Paolo heiß ich ja gar nicht, ſondern Fritz Lindwurm aus Freudenſtadt im Schwabenland, und Dich habe ich diesmal doch wieder übertölpelt, du dummer Sicilianer!"

Dacht's, ſtrich ſich den Backenbart, half dem Beppino die Hundertfrank-Scheine in die Taſche ſchieben, riß dann die Thür auf und rief lachend und jauchzend hinaus in die ſchreiende Menge:

„Jetzt iſt der Beppino der reichſte Mann von weit und breit! Den Schatz hat er gefunden, und mir hat er ihn verkauft, und das Geld ſteckt in ſeiner Taſche! Hurrah! Donna Francesca, die Lia kannſt Du ihm jetzt geben! Sieh nur her, auf die hübſchen Goldpapierchen, die er mit ſich herumträgt!"

Und dem Beppino riß er die ſchmutzigen gelben Scheine aus der Taſche und flunkerte damit in der Luft herum, daß es dem Beppino angſt und bange wurde, es möchte das liebe Geld im Winde fortfliegen, eben ſo ſchnell als es in ſeinen Beutel geflogen war.

Die Francesca aber, — es war das erste Mal in ihrem Leben — die blieb stumm vor Staunen; denn wie flimmerten und raschelten die Papierfetzen so gewaltig anziehend vor ihren Augen und Ohren! Ja, jetzt wurde die Sache ja ernsthaft, und kein bloßer Spaß war es mehr. Und wie dann Don Paolo ein paar dicke, glänzende Goldstücke aus seiner Tasche zog und wie er den herumstehenden, die Köpfe über einander steckenden Weibern erzählte, was Alles der Beppino dort hinten gefunden, da gab's plötzlich eine Stille, daß man geglaubt hätte, die ganze Gesellschaft stehe in der Kirche oder erwarte die Ziehung eines Lotterielooses. Selbst die alte Monica, die sich in die vorderen Reihen gedrängt hatte und beständig mit dem Kopfe nickte, wenn sie hörte, wie die Francesca sich immer tiefer in Beppinos Lob hineinplauderte, selbst sie blieb unbeweglich vor Bewunderung, und den zahnlosen Mund weit aufgesperrt, vor Don Paolo stehen.

„Jetzt ist's gewonnen," dachte die alte Kräuterfrau, „hilft das Heidengold auch noch mit, so thut der Liebestrank sein Wunder gewiß!"

Eines hatte sie aber vergessen, und das Eine, das kam jetzt auf einmal so holperig und ungebeten zwischen den Beinen der Umstehenden zu ihr hergerutscht, mit seiner vor Schmutz glänzenden Krücke und seinem schlimmen Krüppelgesicht; und plötzlich, wie Alles so stille war, da rief es laut herauf, gerade der Monica unter die Nase:

„Den Schatz haben sie heute in der Nacht gefunden, wie die lebendige Eidechse in den Kessel geworfen wurde, als die alte Monica den Liebestrank braute für die Donna Francesca, damit die Lia den Beppino bekomme!"

Und noch lauter rief er dazu:

„Ein lahmer Esel hat's gesehen!"

Im selben Augenblick fuhr aber auch dem Nunzio eine Knochenhand über den Mund und, mit dem Stock nach dem Kobold schlagend, rief die Monica: „Halt's Maul, Nunzio! Der Zauber verfliegt!"

Ob der Zauber verfliegt oder nicht, das war aber dem Nunzio ganz einerlei, der ja bis dahin bei der ganzen Schatzesgeschichte nur das Zusehen gehabt hatte und der bei sich dachte: „Hat Beppino den Schatz gefunden, und fällt nichts dabei ab für mich, da ich ihm doch das Haus gehütet habe, so soll er auch die Lia nicht bekommen!" — Und wie der Alten Stock sich gegen ihn erhob, da fuhr auch schon seine Krücke zwischen ihre dürren Beine und mit einem Ruck lag die Monica auf der Erde und zappelte und heulte und knirschte vor ohnmächtiger Wuth, während der Krüppel drohend mit der Krücke durch die Luft fuhr und in einem fort schrie: „Den Saft hat die Francesca getrunken, darum muß sie dem Beppino so gewogen sein! Aber einen Sindaco giebt's noch im Dorfe!"

Weiter konnte der Nunzio nichts sagen, denn jetzt war Beppino herbeigesprungen, und wie noch einer Anderen, so war auch ihm der Angstschweiß ausgebrochen, als er den Unhold der Donna Francesca so den Liebestrank in die Ohren schreien hörte; und mit einem Ruck riß er den Buckligen von

der Erde; denn dem mußte man's ausreden, ſonſt kam ja noch am Ende der geſtrenge Herr Sindaco hinter den Zauber, und weiß der Himmel was aus dem Schatze werden würde! und wie eine kranke Ziege lud er den Heulenden und um ſich Schlagenden auf ſeine Schultern, und der Francesca rief er zu, „der Nunzio lüge wie ein Schelm und habe ſich wohl betrunken, oder ſei toll geworden über Nacht," und dann ſprang er im Nu mit ihm in die Fiſcherhütte, wo den Beiden noch der um ſeinen Schatz beſorgte Don Paolo folgte, und wo man die Dreie dann eine ganze Weile wettern und rufen und fluchen hörte, als wäre dort eine ganze Verſammlung von Dieben und Räubern und beutetheilenden Mordgeſellen beiſammen.

Wie angewurzelt war aber die Donna Francesca bei Nunzios Worten ſtehen geblieben. Ja, ja! der Beppino mochte ihr zurufen was er wollte, daß der lahme Nunzio die Wahrheit ſage, das fühlte ſie jetzt nur zu gut; denn es war ja ſo, ſie konnte ſich's nicht wegleugnen, ja, ſeit heute früh, war ſie ja mit einem Male wie behext mit dieſem Beppino, den ſie doch bis dahin nicht ausſtehen konnte! Und ob ſie ſich auch noch ſo dagegen ſträubte, in ihrem inneren Willen, es half ja nichts, eine Art von Zauber brach dieſen Willen, und der Beppino kam ihr immer hübſcher, immer begehrenswerther für ihre Lia vor. Hatte ſie ſich doch ſchon ſo weit vergeſſen, vorhin, beim Heruntерſteigen, ihrer Nachbarin, der dummen Carmela, die es ſicherlich ſchon weiter geplaudert hatte, ihre geheimſten Gedanken auszukramen! Ja, das hatte die alte Monica gethan! Mit einem Liebestrank mußte ſie ſie bezwungen haben! — und, hu! wie ſchüttelte ſich die Donna Francesca, als ſie jetzt daran dachte, daß der Nunzio ja von einer lebendigen Eidechſe geſprochen hatte, und da bäumte ſich aber auch ihre ganze Weiberkraft auf, und ihren unbändigen Willen raffte die Donna Francesca zuſammen, und das wollte ſie doch ſehen, ob ein altes Kräuterweib ſie mit Zauber und gräßlichem Eidechſenbräu an der Naſe herum führen würde! Wie eine wilde Katze ſprang ſie plötzlich in die Höhe, und wer ihre flatternden Haare und ihre blutunterlaufenen Augen und ihr vor Wuth zur grimmigen Furienfratze entſtelltes Geſicht ſah, der mußte ſich wundern, daß es nur überhaupt einem jungen hübſchen Fiſcherbuben einfallen konnte, dies Weib zur Schwiegermutter zu begehren! Und nun ſchrie die Donna Francesca zu der noch an der Erde wimmernden Monica hin: „Das ſollſt Du mir büßen, Du Hexe von einer Monica! und mitſammt Deinem Zaubertrank und Deinen lebendigen Eidechſen, die Lia kriegt der Beppino doch nicht! Er kriegt ſie nicht! Er kriegt ſie nicht! Meinen Willen hab' ich noch! Und ein Schuft und ein Schelm iſt der Beppino! Und ein Gedenkblatt will ich Deinem alten Zauberſchädel mit auf den Weg geben, daß Du an die Donna Francesca denkſt Dein Lebenlang!"

Schrie's und mit einem Satze war ſie zum Ufer hinuntergeſprungen, wo Beppinos Barke losgebunden auf den Wellen ſchaukelte, und wo das lange, ſchwere Ruder lag, mit dem die Francesca dem alten Kräuterweibe

alle weitere Luſt, Liebestränke zu brauen, aus dem Schädel herauszuprügeln ſich freute. Mit dem Freuen iſt es aber immer eine recht gewagte Sache, wenn ſo eine Art von Eidechſenzauber dabei mitſpielt, und viel weiter als ſie es vorhatte, kam die rachſüchtige Donna Francesca bei ihrem Ruderholen; denn, wie ſie ſo mit den halben Beinen im kalten Waſſer ſtehend nach ihrem Ruder langte, da regte ſich wieder, — aber wie gewaltig diesmal und wie entſetzlich! — das unſägliche Weh, das ſie vorhin ſchon beim Berghinunterlaufen ſo ſonderbarlich geſchüttelt hatte; — es mußte die Aufregung ſein, oder das kalte Waſſer, oder — nein! an jenen gräßlichen Liebestrank durfte ſie nicht denken! — und von dem unausſtehlichen Weh fühlte ſie ſich überwältigt, und elendiglich wäre ſie im Waſſer hingeſunken, und noch viel elendiglicher wäre ſie vielleicht ertrunken, wenn nicht eine ſtarke Hand die wie ein Binſenbündel im Winde Schwankende ergriffen und mit kräftigem Ruck über den Bord der Barke in's Schifflein gehoben hätte. Und da vergingen aber auch dem felſenharten Weibe die Sinne, und nur noch wie in einem letzten Aufleuchten, dachte ſie an den Beppino, und ein letzter Schrei preßte ſich ihr aus der Bruſt: „Die Lia kriegt er nicht!“ . . .

Aber, heilige Madonna! was war denn das, wie ſie aus ihrer Ohnmacht erwachte? Da ſtand er ja vor ihr in der Barke, der Beppino, das Ruder in der Hand, und ſo ſonderbar lächelte er ſie an, halb ſchelmiſch und halb mitleidig, und dieſen Blick und dieſen Ausdruck vermochte ſie nicht zu ertragen, und ſchon wollte ſie aufſpringen, — aber ſo freundlich wurde plötzlich Beppinos Geſicht, und ſo lieblich tönte ſeine Stimme, wie er zu ihr ſagte:

„Donna Francesca! Euch allein will ich mein Geheimniß verrathen, denn Ihr ſeid Lias Mutter, und für Euch hab' ich in dieſer Nacht ſchon das ſchönſte Kleinod bei Seite gelegt!“ — Näher bückte ſich Beppino zu ihr hinunter und leiſer fügte er hinzu: „Nicht einmal den zehnten Theil meines Schatzes habe ich dem Don Paolo verkauft, und die Hälfte aller meiner Schätze ſoll Euer ſein, wenn Ihr mir jetzt die Hand darauf gebt, und vor der heiligen Madonna, und vor der heiligen Francesca, und vor dem heiligen Giuſeppe gelobt, daß ich die Lia heimführe als mein eheliches Weib!“

Ach! Wie hörten ſich dieſe Worte ſo ſüß, und wie ſchmeichelten ſie ſich in das Ohr, mit einem Klingen und Singen wie von Silber und von Gold! Und wie war plötzlich alles Andere vergeſſen, ja, wahrlich, als hätte ein Zaubertrank in Donna Francescas Kopfe geſpukt! Und wie mit ſtarkem Rucke die Barke jetzt an das Ufer der kleinen Inſel ſtieß, und wie er ſie herumführte hinter einen Felſen, bei der Fiſcherhütte, die er ſich gekauft hatte, und das dichte Gebüſch zur Seite bog und ihr dort eine Höhle zeigte, wo Alles funkelte und blitzte von Spangen und Armbändern und goldenem Geſchmeide, da war es auch aus mit aller Widerſpänſtigkeit, da wurde ihr auch mit einem Male wieder ſo friſch zu Muthe, als

flöſſe neues Leben und Lebensluſt durch ihre Glieder, und wie ſie erſt erfuhr, daß Beppino den Don Paolo, den klugen Foreſtiere, überliſtet hatte, da lachte es mit einem Male über ihr ganzes Geſicht, und dem Beppino ſchaute ſie in die Augen und ſagte dann halb ſcherzend und halb ernſt:

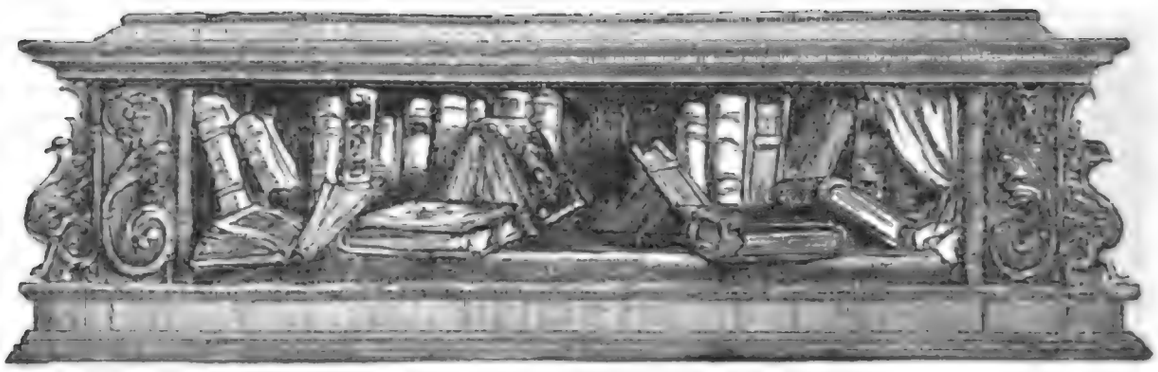
„Zu ſcharf und kräftig habt Ihr den Eidechſentrank gebraut! und widerſtehen kann ich dem Zauber nicht mehr! Bei allen Heiligen, die Lia ſollſt Du haben! — Ein Schalk und ein Schelm biſt Du aber doch, und mit der verfluchten Monica will ich ſchon noch ein Wörtchen ſprechen!“

Ein Schelm war aber der Beppino noch viel mehr als ſie's glaubte; denn als ſie beide zu den Andern zurückfuhren, da fanden ſie die Monica im vertraulichſten Geſpräch mit dem lahmen Nunzio, und Alles ſchrie der ſtaunenden Francesca entgegen: „Ein Scherz nur war's ja von Nunzio, um die Monica zu ärgern! Und von dem Liebestrank war Alles erlogen!“ — was auch Nunzio pflichtgetreu beſtätigte, und doch dabei in ſeinem Herzen dachte: „Mein Theil am Schatze hab' ich doch bekommen, und [illegible] läßt ſich auch Nunzio den Mund ſtopfen, zumal wenn der lahme [illegible] gerächt iſt und die Monica die Beulen davon am Kopfe trägt!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder glänzte in dieſer Nacht der Vollmond über den Wellen und rauſchte leiſe koſend über das Meer. In ſeinem Nachen ſtand aber Beppino nicht, ſondern auf der kleinen Felswand ſaß er, in ſeiner neuen Fiſcherhütte, und die Lia und ihre Mutter und auch der gute Don Ciccio ſaßen bei ihm, und Augen riß die Donna Francesca auf wie Kirchenfenſter, während ihr Eidam ihr ſcherzend die goldenen Siebenſachen über Arme und Nacken hängte und ſie aufputzte wie eine zur Märchenkönigin umgewandelte Fiſchermagd. Und ſo herrlich glänzte das alte Sirenengold bei dem flackernden Lichte der Oellampe, daß die Francesca die Hände zuſammenſchlug und das ſchwere Geſchmeide luſtig um ſich her klirren ließ, und einmal über's andere ausrief: „Hätte ich ſechs Töchter und gäb es ſechs ſolcher Beppinos, all meine ſechs Töchter gäb ich ihnen, auch ohne Liebestrank noch Eidechſenbräu!“

Ein Fiſchernachen mit rothflackerndem Feuer am Vordertheil zog gerade an der Felſeninſel vorbei; da mußte Beppino an die vergangene Nacht denken, und in ſeinem Herzen ſang es verſtohlen leiſe: „Der dickköpfigen Palumba iſt mein Dreizack doch in die Schuppen gefahren, und die feine, kleine, niedliche Lia, die zappelt in meinem Korbe, wie eine ſilberglänzende Spinola, und ob ich's der Monica verdanke oder dem Sirenengolde, Gott und alle Heiligen ſeien gelobt in alle Ewigkeit!“



Ein neuer Roman von Oskar von Redwitz.

Haus Wartenberg.*)

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Wenn man sich mit Oskar von Redwitz beschäftigt, wird man nicht leicht an Victor Hugo denken; denn man kann sich kaum zwei verschiedenartigere Naturen vorstellen als diese — ganz abgesehen von der Verschiedenheit des Calibers. Und doch weist die Entwickelung dieser Beiden einen starken gemeinsamen Zug auf. Während das Alter erfahrungsgemäß gewöhnlich die Wirkung übt, das Individuum in seinen politischen und religiösen Auffassungen mehr nach rechts hinüberzuführen, und den, der in der Jugend wohl ein radicaler Heißsporn war, in vorgerückteren Lebensjahren den Anschluß an die sogenannte „besonnene Mittelpartei" suchen zu lassen, haben die beiden eben genannten Dichter in der Reife eine entschiedene Schwenkung nach links gemacht; allerdings mit dem erheblichen Unterschiede, daß der Franzose in der neuen Richtung bis zu dem äußersten Punkte vorgedrungen ist, während der Deutsche, nachdem er den von ihm im Werdealter angestrebten Zielen den Rücken gewandt, behutsam nur einige wenige, aber doch entscheidende Schritte auf der neuen Bahn gethan hat. Victor Hugo, der vor sechszig Jahren als der bigotte und legitimistische Verfasser der „Oden und Balladen" Thron und Altar in schwungvollen Strophen feierte, hat heute seinen Sitz auf der äußersten Linken der Republikaner inne, und Oskar von Redwitz, der feudal-ultramontane und pietistische Dichter der „Amaranth", der „Fanfarenbläser der siegreichen Reaction", wie ihn Robert Prutz 1850 nennen durfte, gehört jetzt zur deutschen Reichspartei.

---

*) Berlin, Wilhelm Hertz. 1884.

So mag es auch gestattet sein, für die Wandlung, die Redwitz durchgemacht und die in seinen dichterischen Werken einen vernehmlichen Ausdruck gefunden hat, die Worte Victor Hugos hier anzuführen: „In dem harten Kampfe gegen die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile," schreibt Victor Hugo in der letzten Vorrede zu seinem Jugendwerke, „in jenem bedächtigen und beschwerlichen Aufstiege vom Falschen zum Wahren, der gewissermaßen das Dasein des Einzelnen und die Entwickelung eines einzelnen Seelenlebens zu einem Symbol der allgemeinen menschlichen Entwickelung in der Verkürzung gestaltet, muß man bei einem jeden Schritte vorwärts den sittlichen Gewinn mit einem materiellen Opfer erkaufen, persönliche Interessen hintansetzen und auf die Befriedigung eitler Regungen verzichten."

Auch Oskar von Redwitz hat diese Erfahrung gemacht. Das Werk, mit dem er sich entschlossen von den Idealen seiner Jugend lossagte, war „Hermann Stark, Deutsches Leben" (1868). Von einem politischen Tendenzromane des Dichters der „Amaranth" und der „Sieglinde" durften die süddeutschen Ultramontanen, die Redwitz zu den Ihrigen rechneten, nach der Schlacht bei Kissingen ein Werk erwarten, das, erfüllt von tiefem Groll gegen die Umgestaltung Deutschlands durch das protestantische Preußen, die verhaßte „Verpreußung" leidenschaftlich bekämpfen würde. Allgemein und groß war daher die Bestürzung im Lager derer, die Redwitz bisher als ihren eigensten Dichter betrachtet hatten, als in diesem Romane begeisterte Zustimmung zu den neugestalteten Verhältnissen in Deutschland sich kundgab. Noch deutscher und feuriger wurde die Sprache des Dichters nach dem Kriege mit Frankreich, ja, der Verherrlicher mittelalterlicher Kirchlichkeit und feudaler Zucht machte sich nun zum Herolde der deutschen Einheit und sang das „Lied vom deutschen Reich", — ein Lied, durchdrungen von feuriger Begeisterung für das neue Deutschland, von ehrfurchtsvoller Liebe zum Kaiser und glühender Bewunderung seiner staatsmännischen und militärischen Helfer. Mit Bekümmerniß mußten ihn die Particularisten aus der Liste der Ihrigen streichen, und auch den mit diesen siamesisch verbundenen Ultramontanen blieb nach „Odilo" (1878) nichts anderes übrig. Derselbe Dichter, der sich in seiner Jugend so viel darauf zu Gute gethan, daß sein Saitenspiel „am Kreuze hing", schrieb nun einen Roman in Versen, der bei aller gläubigen Gesinnung und Frömmigkeit doch eine solche Freiheit der Auffassung verrieth, daß es Jedermann klar werden mußte, wie Redwitz inzwischen kirchlich ebenso vorgeschritten war wie politisch.

Sein neuester Roman, „Haus Wartenberg", ist ein neues Zeugniß dieser Wandlung. Es ist das Werk eines durchaus vaterländisch gesinnten und gläubigen Mannes, der frei von allen particularistischen und confessionellen Vorurtheilen sich dankerfüllten Herzens der mit schweren Opfern auf dem Schlachtfelde errungenen Güter freut. Wenn sich auch der Mensch und der Dichter völlig verändert hat, es knüpft sich dennoch zwischen der „Amaranth"

und diesem „Haus Wartenberg" ein geistiges Band. Mir scheint, daß bei aller Verschiedenheit im Großen und Kleinen diesem letzten Romane eine ähnliche dichterische Tendenz zu Grunde liegt wie dem vielbewunderten und vielgerügten Erstlingswerk des freiherrlichen Dichters: ein scharf polemischer Protest.

Redwitz mag es als eine tiefe Kränkung empfunden haben, daß in der erzählenden Dichtung der jüngsten Zeit vor allen anderen Richtungen der französische Naturalismus das allgemeine Interesse auf sich zieht, daß dieser die größten Erfolge erzielt und — so unangenehm es auch sein mag, es muß gesagt werden: auch die stärksten Talente aufweist. Es mag ihn gereizt haben, seiner ästhetischen Ueberzeugung von der Verwerflichkeit dieser Literatur Ausdruck zu geben und, im vollen Gegensatze zu den meisterhaften, unretouchirten Photographien menschlichen Jammers und menschlicher Verkommenheit, in sanften und weichen Linien ein ideales Bild menschlichen Edelsinns und menschlicher Seelengröße zu zeichnen, unter Verzichtleistung auf alle jene starken und packenden Mittel, deren sich die Meister der neuen französischen Schule mit großartigem Geschick und beklagenswerthem Talent bedienen.

Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß Redwitz seine Handlung in die Heimat verlegen mußte, die wir so gern als das Land der Treue, Zucht und Sitte rühmen hören. Alle Figuren, die im Vordergrunde stehen, sind nun wahre Musterexemplare unseres Geschlechtes, allesammt ausgezeichnet durch echte Herzensgüte, Biederkeit und Vornehmheit. Das bischen Schatten, das zu all dem strahlenden Lichte nun einmal gehört, vertheilt sich harmlos und schüchtern auf die flüchtigen Figuren im Hintergrunde, und auch diese sind wahrscheinlich gar nicht so schlimm, wie sie aussehen sollen. Biedermänner und Biederweiber allüberall — lauter anständige Menschen! Allesammt keusch und züchtig in Worten und Werken und von wahrhaft engelhafter Geschlechtslosigkeit. Kein Hauch von Sinnlichkeit bewegt den glatten Spiegel der ruhig dahinfließenden Handlung; nur Küßchen in Ehren, die Niemand verwehren kann, keusche Küsse auf Wange, Stirn und Hand. Der einzige Kuß auf den Mund ist natürlich und zugleich der Weihekuß, der den Bund zweier reinen Herzen auf die Ewigkeit besiegelt.

Offenbar hat Redwitz durch die völlige Unsinnlichkeit seines Romanes sich in einen entschiedenen Gegensatz zu denjenigen Erzählungen setzen wollen, die ihre Handlung durch die starke geschlechtliche Leidenschaft bis zu deren Ausschweifungen und Verirrungen zu bewegen und zu beleben trachten. Leider sind aber in unserer schlechten Welt die sittenstrengen, reinen untadligen Leute nicht immer die amusantesten; und der Verzicht auf spannende interessante Auftritte und Situationen ist ein anderes unterscheidendes Merkmal dieses Romanes.

Es würde Redwitz ohne Zweifel ein Leichtes gewesen sein, eine etwas aufregendere und packendere Fabel zu ersinnen als die seines neusten

Romanes. Man muß in der That bei dem Dichter eine gewisse Absichtlichkeit voraussetzen, daß er gerade mit dem Nächstliegenden, allseitig Erwarteten seine Wirkungen zu erzielen versucht hat. Es geht immer Alles wie am Schnürchen und allen billigen Erwartungen wird entsprochen. Einer jeden überraschenden Neuheit sucht der Dichter mit einer gewissen Aengstlichkeit auszuweichen. Er hat offenbar den Versuch machen wollen, allein durch die Vornehmheit und Anständigkeit der Charaktere zu wirken, durch die Darstellung eines teutschen Musterhaushaltes. Das scheint mir aber ein großes Wagestück zu sein, und ich getraue mir nicht, zu behaupten, daß es unserm Dichter völlig geglückt sei. Es sind eben alle einheitliche, in der Wolle gefärbte Tugendbolde, und das Ganze enthält durch die Composition eine gefährliche Einförmigkeit, die, wie man weiß, die Mutter der Langeweile ist.

„L'ennui naquit un jour de l'uniformité,"

sagt der Gesetzgeber des französischen Parnasses. Nachdem wir die Bekanntschaft mit der Familie Wartenberg gemacht haben — mit dem Chef des Hauses, einem ritterlichen kernbraven Majoratsherrn, der engelsguten mildthätigen Frau, der „Schloßmutter", wie man sie allgemein nennt, dem ältesten Sohne, einem schneidigen, frischen Cavallerielieutenant, dem zweiten Sohne, einem idealen, von ernstem Wissensdrang beseelten Gelehrten, der anmuthigen und heiteren jungfräulichen Tochter, der zärtlichen, edlen alten Tante, dem treuen Gesinde, den frommen Knechten — mit all diesen herrlichen Menschen, deren abfärbende Tugend das ganze Dorf durchläutert, rückt noch eine vom Schönheitsideal durchfluthete „Professorenfamilie", noch eine herrliche Mutter, noch eine herrliche Tochter in unsern Gesichtskreis, deren bewunderungswürdige Herzenseigenschaften uns mit der Zeit wirklich ein bischen zu viel werden. Tannhäuser im Venusberg sehnt sich nach Bitternissen, und auch wir sehnen uns aus dieser Mitte von wohlmeinenden und wohlsprechenden Personen heraus zu weniger vortrefflichen menschlich angehauchten Wesen. Ich habe mich beim Lesen dieses reinen und keuschen Romans mehrmals auf unwillkürlichen, recht unakademischen und wenig gewählten Ausrufen ertappt. Es war mir offenbar des Hehren und Erhabenen zu viel, ich suchte nach einem Gleichgewicht und mußte etwas Unschönes sagen. In „Haus Wartenberg" haben wir toujours perdrix und da erwächst der Appetit nach Sauerkraut, Pökelfleisch und anderen derben Speisen.

Die Handlung ist, wie ich schon sagte, die denkbar einfachste; ein bischen eigenthümlicher und verwickelter hätte sie schon sein dürfen, ohne daß der Dichter zu befürchten gehabt hätte, dem verderbten Zeitgeschmacke ein ungebührliches Zugeständniß zu machen. Bei der kurzen Inhaltsangabe werde ich nur die Namen der handelnden Personen anführen; bei jedem einzelnen mag sich der Leser stillschweigend die schönsten Prädikate hinzudenken, wie edel, rein, hochherzig, vornehm, bieder, sittig ꝛc.

Der reiche Majoratsherr Graf Wartenberg hat eine Frau und drei Kinder. Kurt, der Aelteſte, iſt Lieutenant, der Jüngere, Erich, hat ſich zum großen Verdruſſe ſeines von Standesvorurtheilen befangenen Vaters der Wiſſenſchaft zugewandt, die Tochter, Elſa, erheitert durch ihr Geplauder, das, wie man ſagt, muthwillig ſein ſoll, ihre anſpruchsloſe Umgebung. Immer wird von ihrer neckiſchen Friſche geſprochen, von ihrer Luſtigkeit. Der Leſer muß dieſe Verſicherungen aber auf Treue und Glauben hinnehmen; denn die Worte, die er von Elſa vernimmt, ſind gar nicht ſo übermüthig. Der Humor iſt Oskar von Redwitz leider kärglich zugemeſſen.

Der Krieg bricht aus, der alte Graf und ſeine beiden Söhne folgen dem Rufe des Königs und alle Drei holen ſich auf dem Schlachtfelde das Eiſerne Kreuz. Alle Figuren von Redwitz verdienen das Eiſerne Kreuz oder den Luiſenorden. Erich wird verwundet, Kurt ſtirbt den Heldentod. Durch den Tod des Majoratserben erwachſen dem der Wiſſenſchaft zugethanen Erich neue und ſchwere Pflichten, die für den jungen Gelehrten um ſo drückender werden, als er ganz von dem edlen Verlangen, es in ſeinem wiſſenſchaftlichen Studium zu etwas zu bringen, beherrſcht wird. Der Vater mißbilligt aber die gelehrten Schrullen ſeines Herrn Sohnes auf das Entſchiedenſte. Er iſt empört darüber, daß dieſer, ein Graf, ein Sprößling der uralten Familie Wartenberg, ſich ſo weit erniedrigt, den Doctor zu machen; und mit einem wahren Grauen vernimmt er, daß Erich allen Ernſtes darauf hinarbeitet, ſich als Docent der Geologie zu habilitiren. Aber noch ein anderes, noch bedrohlicheres Ungewitter zieht an dem ſonſt ſo ſonnenklaren Horizonte des Wartenberg'ſchen Hauſes auf. Elſa hatte eine Gouvernante, ſagen wir die Gouvernante. Die bekannte ideale, durch Seelengröße und Herzensgüte ausgezeichnete Gouvernante, in die ſich immer der Sohn des Grafen verliebt. Der alte Graf will das ſich dumpf ankündigende Wetter beſchwören und um dem Leben ſeines Sohnes eine entſcheidende Wendung zu geben, ſinnt er darauf, ihn möglichſt ſchnell ſtandesgemäß zu verheirathen. Die Familienſatzungen der Wartenberg ſind in dieſer Beziehung ſehr ſtreng. Und da lebt in der Nachbarſchaft ein etwas verſchuldeter, aber hochadliger Fürſt von Aſen mit ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Olga, einer unglaublich nüchternen, langweiligen, aber bildhübſchen Perſon. Der Graf ladet die fürſtlichen Gutsnachbarn ein, und bei dieſer Zuſammenkunft ſollen ſich die jungen Leute nähertreten. Am Morgen des Beſuchstages entfernt ſich die pflichttreue edle Gouvernante Margarethe unter einem ſchicklichen Vorwande, um das Haus nie wieder zu betreten.

Die Zuſammenkunft verläuft aber ſehr ſchlecht. Bei Tiſche ſchmäht der Fürſt von Aſen die Wiſſenſchaft, und das läßt ſich Erich nicht gefallen; er antwortet ziemlich gereizt, und um die Tochter kümmert er ſich ſonſt gar nicht. Als der Fürſt und Prinzeſſin Olga im Viererzuge das gräfliche Schloß verlaſſen, haben Alle das beſtimmte Gefühl, daß ſich die Geſchichte zerſchlagen wird. Der alte Graf iſt empört über das Benehmen ſeines

Sohnes, und er straft ihn, wie man ein kleines Kind straft: Erich darf nicht mehr am gräflichen Tisch essen. Endlich wird eine nothdürftige Versöhnung zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt.

Da tritt ein Ereigniß ein, welches in allen diesen Verhältnissen einen völligen Umschwung bewirkt: die alte reiche Tante Erichs stirbt, nachdem sie ihren Lieblingsneffen zum Universalerben ihres beträchtlichen Vermögens eingesetzt hat. Sie stirbt in derselben Stadt, in der die Mutter der Gouvernante wohnt; und da vernimmt auch Erich, daß Margarethe nach der Insel Whigt geflohen ist, um als Clavierlehrerin in einem neugegründeten Pensionat ihre Liebe zu vergessen. Nach harten Kämpfen reift in Erich, der nun ein selbstständiges Vermögen erlangt hat, der schwere Entschluß, seinem Vater die Wahrheit mitzutheilen, daß er ohne Margarethen nicht leben könne. Vergeblich versuchte die sanfte, versöhnliche Mutter den starren Sinn des Aristokraten zu beugen, der alte Graf bleibt unerschütterlich in seinem Widerstande. Erich macht sich inzwischen auf den Weg, um Margarethen auf der Insel Whigt aufzufinden, und die besorgte Mutter reist ihrem Sohne nach.

Zur selben Stunde, da Erich die Geliebte zum ersten Male in seine Arme schließt, und die Mutter ihren Segen giebt, trifft ein Telegramm von Elsen ein: Mutter, Sohn und Braut sollen schleunigst heimkehren, dem Grafen sei ein Unglück zugestoßen, er wolle sich nun mit den Seinigen aussöhnen und Margarethe als seine Tochter segnen. Der Graf ist in der That auf der Jagd von einem Hirsche angenommen worden und tödtlich verwundet. Als er sein Ende nahen fühlt, bescheidet er den nächsten Anverwandten der Seitenlinie zu sich, der nach den Familiensatzungen nunmehr das Majorat erben wird; denn Erich hat wegen seiner standeswidrigen Liebe Verzicht zu leisten. Der Anverwandte gelobt dem Majoratsherrn, was dieser verlangt: Edelmuth, Güte, Treue ꝛc. Ehe des Grafen Auge bricht, hat er noch die Freude, seine Frau, den wiederkehrenden Sohn und Margarethen, die er als Tochter segnet, in seine Arme schließen zu können. Die unerhebliche Elsa vermählt sich später mit dem unerheblichen jugendlichen Freiherrn Schulz von Schulzenburg.

Das ist in wenigen Worten die Geschichte, auf deren Eigenthümlichkeiten im Ton und in der Composition ich schon hingewiesen habe, eine Geschichte von einer Harmlosigkeit der Gesinnung, wie man sie sich nur in ländlicher Abgeschiedenheit bewahren kann. Ich halte es nicht für möglich, daß ein großstädtischer Dichter eine solche Erzählung schreiben könnte. Langsam und bedächtig geht sie voran, und es dauert lange, lange, bis sie in Fluß kommt. Die interessantesten Seiten des Buches stehen leider erst am Schlusse. Zu diesen rechne ich vor allen die Verwundung des Grafen auf der Jagd. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich namentlich am Anfang und in der Mitte oft die Geduld verloren haben würde, wenn mich nicht die Sympathie für das schriftstellerische Wirken des Dichters zu freundlichem Ausharren gemahnt hätte. Ich will gern zugeben,

daß ich selbst daran schuld bin, daß mir persönlich die rechte Empfänglichkeit für diese Dichtungsart fehlt, aber ich kann mich nun einmal für die Gesellschaft, die uns Redwitz vorführt, beim besten Willen nicht erwärmen. Sie ist im höchsten Grade respectabel, sie ist bewunderungswerth in ihren guten Eigenschaften, entschuldbar in ihren Vorurtheilen — alles Mögliche! Aber sie sagt mir nichts, was mich reizt, was mir innige Freude gewährt, was mich warm macht.

Und geradezu störend ist für mich diese Nachahmung des conventionellen aristokratischen Jargons, der seine Eigenthümlichkeit in der Verbalhornung unserer Muttersprache und in der Verquickung mit unangebrachten, ja bisweilen sogar völlig mißverstandenen französischen Wörtern und ungrammatischen fremdländischen Wendungen sucht. Wenn der Dichter mit warmen Farben einen Wald schildert, und der Graf in ehrlicher Bewunderung ausruft: „Eine magnifique Gegend" oder „eine superbe Landschaft", dann sehe ich nicht mehr den schönen Wald, sondern höre einen Halbgebildeten eine thörichte Bemerkung machen, die mir die ganze Stimmung verdirbt. Noch unangenehmer und schädlicher wird dieser sprachliche Unfug bei der alten Gräfin, der Tante, und bei dem Fürsten und der Prinzessin. Ich finde es weder originell, noch gut beobachtet, noch sachlich richtig, wenn Redwitz die gute alte Tante von einer „touchanten Entrevue", von einem „Embrassement" sprechen läßt. So spricht vielleicht ein Weinreisender, der seine Studien in Bordeaux gemacht hat, aber keine sympathische alte Gräfin. Noch entsetzlicher ist der Dialog zwischen dem Fürsten Asen und seiner Tochter Olga. Prinzessin Olga fürchtet, daß sie eine „mesquine Position" in der „Societät" einnehmen werde. Der Fürst bezeichnet den Grafen Erich als einen „excellenten Epouseur", mit dem er eine „Liaison intentire". Diese Ausdrucksweise ist gesucht und falsch. Das Wort „Epouseur" ist so ungebräuchlich und so weit hergeholt wie nur möglich, und was soll denn „intentiren" sein? Wenn sich der Fürst die überflüssige Mühe geben will, für unser gutes deutsches Wort „beabsichtigen" ein Fremdwort zu wählen, so kann er allenfalls „intendiren" oder „intentioniren" sagen, aber „intentiren" ist weder französisch noch lateinisch, es ist wie gesagt, einfach falsch. Denn „intenter" hat nie etwas anderes geheißen als „eine Anklage erheben, einen Proceß anhängig machen" oder dergleichen, und davon soll hier nicht die Rede sein. Ueberhaupt ist es um das Französisch der fürstlichen Familie recht schlecht bestellt. Prinzessin Olga verhöhnt ihren „Herrn Schwager", den sie in ihrem Französisch, das der wenig unterrichte fürstliche Vater kurz vorher als „excellent" bezeichnet hatte, ganz einfach „Monsieur beaufrère" nennt. Jede Besucherin der dritten Klasse einer höheren Töchterschule würde wegen dieser unfranzösischen Wendung ein Strafpensum bekommen. Weshalb schreibt Redwitz dieses schlechte Französisch, da er doch so gutes Deutsch schreiben kann?

„Haus Wartenberg" ist in der That im Großen und Ganzen in durchsichtigem, gutem und gewähltem Deutsch geschrieben. Bisweilen merkt man

freilich dem Erzähler an, daß er sich mit Vorliebe in der gebundenen und gehobenen Sprache der Verse ausdrückt. Der Stil ist mitunter zu schwunghaft poetisch und verleugnet den Charakter der prosaischen Darstellung. Er wird dann zu bilderreich und wirkt anspruchsvoll. Redwitz will sagen, daß in Erich der Entschluß reift, sich der geologischen Wissenschaft zu widmen, und der Dichter findet dafür folgende poetische Umschreibung: „Jenes geheimnißvolle Läuten hatte Erichs Geist begleitet, und immer klarer war er sich bewußt geworden: diese Glocke hänge hoch oben im Kuppelbau jenes Heiligthums, an dessen Altar er einst als Priester geologischer Wissenschaft das Opfer alles Standesvorurtheils darbringen sollte." Die Prinzessin erzählt bei Tisch Jagdgeschichten, nachdem sie sich vorher etwas gelangweilt hatte. Das wird bei Redwitz so geschildert: „Ein arabisches Vollblutpferd, erst mit hängendem Kopfe an der Krippe stehend und dann auf freiem Blachfelde mit fliegender Mähne einhersausend, konnte keinen schärferen Gegensatz zweier Bilder bieten als das der Prinzessin von vorhin und jetzt. Wie von elektrischen Funken ward diese schwellend schlanke Gestalt durchsprüht und voll sympathischen Wohlklanges sprudelte der Goldborn ihrer Rede . . . Wie eine bachantische Waldnymphe war sie zuletzt anzuschauen, als sie begeistert den Dienst der Göttin Diana feierte."

Da sind doch, wie mir scheint, die Farben etwas zu stark aufgetragen. Ueberhaupt neigt Redwitz etwas zur Uebertreibung, ein bei wahren Dichtern allerdings verzeihlicher Fehler. Einige Beispiele: Die Gesellschaft ist noch immer bei Tisch, die fürstliche und die gräfliche Familie. Erich vertheidigt seine Wissenschaft und wird vom Vater unterbrochen, nämlich so: „Erich, kein Wort weiter!" donnerte mitten in diesem Satze der Vater ihn an, und seiner drohend ausgestreckten Hand entfiel die Cigarre." Ich glaube kaum, daß sich ein solcher Auftritt bei Tische in einer so vornehmen Familie unter wohlerzogenen Leuten jemals ereignen könnte; bei einem so geringfügigen Anlaß, bei einer einfachen Meinungsverschiedenheit, die in ziemlichster Form vorgetragen wird, erscheint er mir ganz unmöglich. Erich spricht weiter, und er ist in seinen Beweisgründen stärker als der Fürst, der die Wissenschaft verhöhnt. Der Fürst fühlt sich geschlagen, und Redwitz veranschaulicht das so: „Der Fürst zerknitterte wie niedergedonnert die Cigarre in der nervösen Hand." Darauf entgegnet er etwas; aber Erich ist unterrichteter und schlagfertiger, und er antwortet wiederum. Diese Thatsache berichtet Redwitz also: „Im Nu jedoch sauste des ritterlichen Doctors Schwert schon wieder über dem fürstlichen Haupte dahin"; und als dann der junge Graf einen anderen Ton anschlägt, sagt Redwitz: „Und allsogleich umbrauste schon wieder die salzige Fluth der Ironie den durchlauchtigen Gast."

Alles das, dieses Donnern, Drohen, Zerknittern, Sprudeln, Sausen und Umbrausen ist nach meinem Geschmack viel zu stark. Die Anschaulich-

keit läßt ſich auch mit ſanfteren Mitteln erreichen, ja viel leichter, und wie ich meine, auch viel geſchmackvoller.

Da wir hier die formale Seite des Romans berühren, darf noch erwähnt werden, daß Redwitz ſich mitunter ungewöhnlicher Wendungen bedient, von denen einzelne eine eigenthümliche und ſchöne Wirkung erzielen, andere aber nur befremdlich wirken. Wenn Redwitz z. B. auf Seite 62 ſagt: „Hoffentlich haſt Du auch dann eine glücklichere Hand, als es die meinige diesmal nicht war," ſo glaube ich, daß dieſe Negation beim Comparativſatze rein franzöſiſch iſt — la main plus heureuse que n'était la mienne — ſich aber mit dem Sinne der deutſchen Sprache nicht wohl vereinbaren läßt.

Noch eine Eigenthümlichkeit des Romans beruht in den eingeſtreuten Liedern der Gouvernante, die, wenn man die räumlich getrennten zuſammenſtellen wollte, ein vollkommenes Lebensbild eines deutſchen Mädchens darſtellen würden. Dieſes lyriſche Intermezzo iſt zum großen Theil ſehr gelungen, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn ſich ein Tondichter dadurch angeregt fühlen ſollte, dieſe Gedichte als ein Seitenſtück zu dem Liederkranze „Frauenliebe und -Leben" in Muſik zu ſetzen.

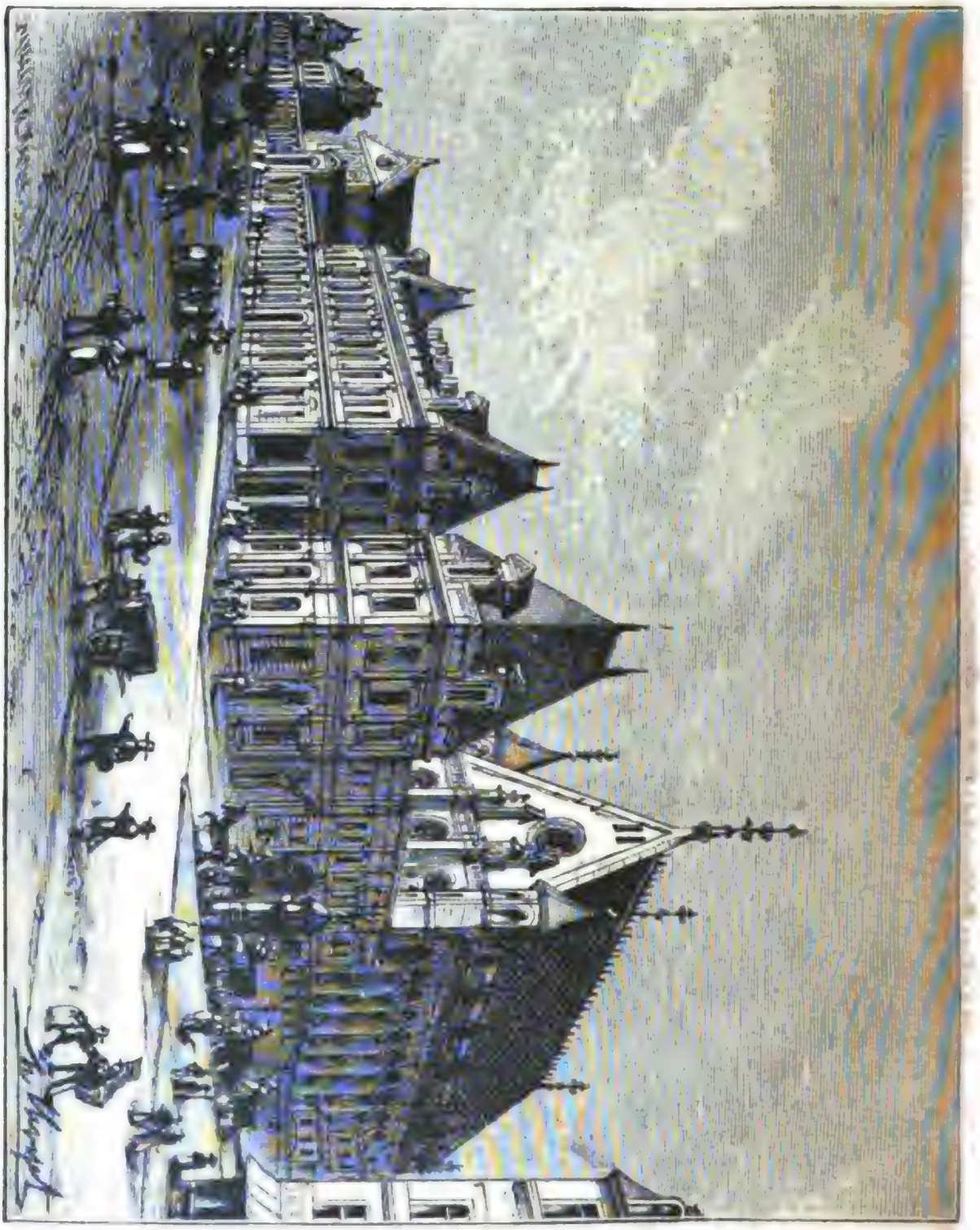
„Haus Wartenberg" iſt ein durchaus deutſches Familienbuch, das keine unreine Faſer enthält, ein Buch zur Hebung der Wohlgeſinnung bei Alt und Jung, zur Erweckung und Feſtigung der Gottesfurcht, der Tugend, der Vaterlandsliebe, eine ernſte Mahnung zu freundlichem Verkehr zwiſchen Hohen und Geringen, zum Reſpect vor dem Alter, der Ueberlieferung, dem Ererbten und Errungenen, eine Bekämpfung ungerechter Vorurtheile, mit einem Worte, ein durch und durch ſittliches Buch. Wenn die Kritik dies zum Schluſſe ganz beſonders hervorhebt, ſo wird es ihr auch nicht verübelt werden, daß ſie an der ſchriftſtelleriſchen Ausführung des Werkes das Eine oder Andere auszuſetzen gehabt hat.

Moltkes Bibliographie.

Moltke in Wort und Bild. Unter Mitwirkung Deutscher Gelehrter und Künstler. Mit einem Vorwort von Wilhelm Lübke. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1891. 4°. 2 Bl., 144 S.

Der Verleger und Herausgeber dieses Werkes — wie Moltke von Lübke bezeichnet wird — hat über Moltke die Meinung, dass Moltke in seinem Leben und Wirken, in seinen Thaten und Worten, in seinen Briefen und Schriften, in seinem Bild und in seiner Büste, eine Verkörperung von Deutschland sei, und dass deshalb Alles, was über Moltke gesagt und geschrieben werde, Deutschland verherrliche, und was über Moltke auch nur verschwiegen werde, Deutschland verkleinere. Diese Meinung ist nicht neu, sie ist nicht einmal originell, sie ist nur ein Echo der Meinung, welche Moltke selbst über sich hatte, und welche er in seinen Briefen und Schriften, in seinen Thaten und Worten, in seinem Bild und in seiner Büste, soweit er sie selbst gab, verkörpert hat. Moltke hat sich Deutschland gegeben, und Deutschland hat sich Moltke gegeben, und Moltke und Deutschland sind eins geworden. Wenn nun Moltke und Deutschland eins geworden sind, so ist es nicht nur Recht, sondern auch Pflicht, Alles, was über Moltke gesagt und geschrieben wird, auf die verschiedenste Weise zu sammeln, und so ist es

Nun ist zwar in den letzten Jahren die Physiognomie der französischen Hauptstadt eine durchaus andere, ihre äußere Erscheinung ist im Allgemeinen einfacher geworden und die modischen Ausgelassenheiten und Prahlereien geben nicht mehr so ausschließlich in der wirklich feinen Gesellschaft den Ton an. Die hocharistokratische,



Aus: Hohmann, Frankreich. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)
Conservatoire des Arts et Métiers.

legitimistische Gesellschaft des Foubourg St. Germain, die sich schon unter dem Kaiserreich grollend in ihren Stadtpalästen zurückgezogen hielt, ist heute wo möglich noch abgeschlossener gegen die von ihr gehaßte republikanische Staatsordnung. Die Herzöge, die Emporkömmlinge des second Empire, die Börsenfürsten von damals spielen heut

keine Rolle mehr, ihre Existenzen sind vielfach sogar in ein unrühmliches Dunkel versunken, ihre Millionen verflüchtigt. Was jetzt die feine Gesellschaft in Paris bedeutet, ist republikanische Bürgerlichkeit, die bei der den Franzosen angestammten Freude am Wohlstand und Comfort des häuslichen Lebens für zur Schau gestellten

Das neuangebaute Hôtel de Ville in Paris.
Aus: Hellwald, Frankreich. (Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.)

Luxus eigentlich wenig Sinn hat. (S. 71.) Nach einer kurzen Geschichte der Stadt führt Hellwald uns auf einem zwanglosen Rundgang durch die einzelnen Viertel von Paris, macht uns auf alles Charakteristische aufmerksam, er zeigt uns das Wesen der Pariser in ihrem Straßenleben, die hervorragendsten Monumentalbauten und erzählt

Digitized by Google

Der Grundriß, **Fig. 168.** des Parterre, **Fig. 169.** des ersten, und **Fig. 170.** des zweyten Stockwerks, ist aus der Zeichnung, welche Herr Architect Gilly davon gemacht hat, entlehnet. Die Buchstaben, welche in den Grundrissen vorkommen, bedeuten folgendes: **A.** das Vestibül. **B.** das Treppenhaus. **C.** die Säulenhalle. **D.** der Saal. **E.** die Gallerie. **F.** die Zimmer. **G.** die Kapelle. **H.** die Bibliothek. **I.** die Wohnung des Herrn Grafen. **K.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **L.** die Wohnung der Herrn Grafen. **M.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **N.** die Wohnung der Herrn Grafen. **O.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **P.** die Wohnung der Herrn Grafen. **Q.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **R.** die Wohnung der Herrn Grafen. **S.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **T.** die Wohnung der Herrn Grafen. **U.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **V.** die Wohnung der Herrn Grafen. **W.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **X.** die Wohnung der Herrn Grafen. **Y.** die Wohnung der Frau Gräfinn. **Z.** die Wohnung der Herrn Grafen.

Fig. 171. Ansicht des Hofes.

b. 8/9 1858 Ost. Kl. Ges. Architekten, ord. Professor Architektur, Direktor der Akademie der bild. Künste und Architekt in Wien.

Ausführte u. a. die Votivkirche, das Rathaus, das Parlamentsgebäude, die Universität, das Burgtheater, das Hofmuseum für Kunst und Naturgeschichte, das Hofburgtheater, das Palais Epstein, das Palais Todesco, das Palais Wertheimstein, das Palais Wilczek, Wien und

Kairo. Photogr. Atelier des Khedive. Photographie Theater, welche besonders Interesse für Kairo hat, da sie die Einrichtung des Theaters zeigt, wie es bei Gelegenheit der Aufführung von Verdi's Aida war. Die Aufführung dieser Oper fand bekanntlich zur Eröffnung des neuen Opernhauses statt. Gr. 8°. Kairo, 1871. (Nr. 1 der Photographien-Serie.)

Pariſerin iſt freier, ungenirter als die der deutſchen Damen; ſie ſpricht, ohne zu erröthen, von der Mutterſchaft und der unerlaubten Welt. Man darf mit ihr über das Gewagteſte reden, wenn es nur in leichter, feiner und heiterer Art geſchieht. Sie kennt keine Vorurtheile, und dieſer abſolute Mangel an Vorurtheilen geht ſo weit, daß die anſtändige Frau, die femme honette den Contact mit der anerkannten Großmacht der triumphirenden Galanterie gar nicht ſcheut. . . . Aber man laſſe ſich dadurch nicht täuſchen, in Wirklichkeit wird in Frankreich und vor allem in Paris wie ſchon Julius Faucher hervorhob, gegen das ſechſte Gebot wahrſcheinlich weniger geſündigt, als irgendwo ſonſt in der Welt. Und zwar gilt das von allen Ständen. Die Frau in Paris, zumal die Frau der mittleren Stände, iſt treu, fleißig, mildthätig, praktiſch und ſparſam. Die Wohlhabenheit des Bürgerſtandes, welcher in Frankreich ſo ſehr gedeiht, die Thatſache, daß die meiſten Kaufleute und Gewerbetreibenden ſich in einem gewiſſen Alter in Rentner verwandeln, wäre ohne die Hilfe der überall werkthätig eingreifenden Frau unmöglich. Die Franzoſen behalten ſchon bei der Erziehung für jede Frau die Erwerbsfähigkeit im Auge. Die Ehen haben ſelten ihren Urſprung in der Liebe, jedenfalls nicht in dem, was man deutſche Liebe nennen könnte. Die Pariſerin liebt eigentlich nicht, ſie liebelt blos. Dennoch ſind unzufriedene Ehen im Mittelſtande außerordentlich ſelten. Der Umſtand, daß die Ehen Familienabmachungen ſind, bei welchen nach Neigung nicht gefragt wird, hat in der franzöſiſcheo Literatur die ganz unbegründete Hypotheſe erzeugt, daß das Band der Ehe gewöhnlich von beiden Theilen nicht beachtet wird.

Es liegen uns von dem Hellwald'ſchen Buche erſt vier Lieferungen vor, aber wir dürfen ihm heut ſchon ohne Uebertreibung nachrühmen, daß es uns reichliche Belehrung und dieſe in höchſt angenehmer, ſchöner Form bietet. Die zahlreichen Illuſtrationen ſind in dieſem Werke geradezu eine Nothwendigkeit. Wir werden mit Allem, was Paris Schönes und durch ſeine hiſtoriſche Bedeutung Bemerkenswerthes hat, durch treue, gut geſchnittene Abbildungen bekannt gemacht. Einige dieſer Abbildungen ſind wir in der Lage, unſern Leſern vorzuführen. F. D.

Eliſe Orzeszko.

Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. P. Orzeszko. Einzig autoriſirte Ueberſetzung aus dem Polniſchen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illuſtrationen von M. Andriolli. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden.

Die deutſche Kritik wird dieſem Buche ſicherlich große Aufmerkſamkeit zuwenden, denn es iſt für uns eine durchaus neue Erſcheinung: eine ſo treue Schilderung des Lebens der litthauiſchen Juden, die Darſtellung ihres elenden, man möchte ſagen von der Cultur kaum berührten Daſeins, die tiefe Verſunkenheit in mittelalterlichen Vorurtheilen, das ſtarre Feſthalten an dem Alten und die mächtige Abwehr alles Neuen iſt in deutſcher Sprache noch nie in ſo feſſelnder und ſo poetiſcher Weiſe geſchildert worden. Denn das giebt der Erzählung ihre Berechtigung, daß Frau Orzeszko verſtanden hat, uns für einen von dieſen ſonſt unſerm Vorſtellungskreiſe ſo fern liegenden Menſchen in ſo hohem Grade einzunehmen, daß wir ſeinem Schickſal mit voller Theilnahme folgen.

Meier Ezofowicz iſt der Repräſentant einer ganzen Menſchenklaſſe, eine Art litthauiſcher Uriel Acoſta, der ſich gegen den Zwang und die Starrheit ſeiner Glaubensgenoſſen auflehnt, aber, wie bei den geſchilderten Verhältniſſen natürlich, dem geſchloſſenen Widerſtande des geſammten, faſt nur von Juden bewohnten Städtchens weichen muß. Meier zieht, von dem Bannfluch ſeiner Glaubensgenoſſen fortgetrieben, in die fernen Länder, wo, wie er ſo oft erzählen hörte, Juden wohnen ſollen, die die Sprache derer

Rembrandt van Rijn
Self-Portrait with Two Circles, c. 1665–69
Oil on canvas, 114.3 × 94 cm
Kenwood House, London

ſprechen, unter denen ſie ſeit Jahrhunderten leben, die die Kleidung derer tragen, die ſie umgeben, die mit einem Wort an den Traditionen ihrer Vorfahren feſthalten und doch ein menſchenwürdiges Daſein führen. Die Erzählung klingt, wie man ſieht, etwas mißtönend aus, aber die Dichterin hat Recht, ſie ſo enden zu laſſen. „Hat dieſer verachtete, fluchbeladene, von Adem entblößte Mann das Ziel erreicht, das er ſo leidenſchaftlich erſtrebte? Hat er in der weiten, ungekannten Welt Menſchen gefunden, die ihm willig Thüren und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Quell des Wiſſens ebneten? Iſt er oder wird er jemals nach ſeinem Geburtsort zurückkehren, um mit ſeiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft deſſen ſich dereinſt dort die „Ceder des Libanon“ erheben ſoll, wo vordem der niedere Dornenſtrauch geſtanden? — Wir wiſſen es nicht! — Die Begebenheit iſt noch zu jung, um ſchon ein Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil dieſe Begebenheit, wie ſo unendlich viele ähnliche, ihrem Ende ſo fern iſt, deshalb, mein Leſer! welches Stammes Blut auch in deinen Adern fließet, wie und auf welchem Flecke dieſer Erde du auch Gott verehreſt — wenn dir jemals auf deinem Lebenswege Meier Ezofowicz begegnet, reiche ihm eilig und warm, freundlich und hilfreich die Bruderhand!

Frau Orzeszko iſt in ihrer Heimath eine anerkannte Schriftſtellerin erſten Ranges. Seit Jahrzehnten ſteht ſie in der Oeffentlichkeit als die Vorkämpferin eines beſonnenen Fortſchritts. Schon ihre erſten Erzählungen dienten einer beſtimmten Tendenz, aber ſie vermochte nicht die Tendenz der Kunſtform unterzuordnen. Ihre neueren Erzählungen wie Eli Makower, in welchem das Verhältniß der Juden zu den Gutsbeſitzern und der Kampf dieſer beiden Elemente um ihre Exiſtenz geſchildert wird, und der nunmehr in's Deutſche übertragene Meier Ezofowicz, die „Pompalinskis“ und die „Brochwiczs“, welche die Verhältniſſe des polniſchen Adels behandeln, zeigen in dieſer Beziehung außerordentliche Fortſchritte. Als ihre höchſte Leiſtung bezeichnet die Kritik die kleineren Skizzen und Novellen, die ſie im Jahre 1880 in dem Buche „Aus verſchiedenen Sphären“ vereinigt hat.

Es war hohe Zeit, daß die hervorragende Thätigkeit einer Künſtlerin wie Frau Eliſe Orzeszko durch die Uebertragung einem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde. Leonhard Brixen iſt offenbar ein gewandter Ueberſetzer, doch läßt gerade „Meier Ezofowicz“ noch Manches vermiſſen. Um dieſes Buch ganz entſprechend in ein deutſches Gewand zu kleiden, hätte der Ueberſetzer mit den Vorſtellungen und der Sprache der litthauiſchen Juden doch etwas mehr vertraut ſein müſſen. An vielen Stellen läßt er ſich durch die Flexion des polniſchen Wortes zu einer falſchen Form verleiten, und hie und da giebt er das Deutſch-Jüdiſche in der polniſchen Orthographie. Die polniſche Schriftſtellerin konnte dem nicht aus dem Wege gehen, der deutſch Schreibende aber hätte den Jargon in ſeiner ganzen Eigenart feſthalten müſſen, denn es iſt um vieles leichter, denſelben deutſch wiederzugeben als polniſch.

Die Zeichnungen Andriollis, von denen wir eine hervorragende Probe geben, ſind das Zeugniß eines bedeutenden Charakteriſirungstalentes. Der Künſtler iſt, was in Deutſchland wenig bekannt, der polniſche Illuſtrator par excellence; die Klaſſiker der Polen ſind faſt alle von ihm illuſtrirt worden. In jüngerer Zeit hat er auch hervorragenden Autoren Frankreichs ſeinen Stift geliehen, in Deutſchland begegnet er uns zum erſten Male, aber gerade auf einem Felde, auf welchem er bei uns keinerlei Concurrenz hat, was dazu beitragen wird, ihm früh die verdiente Anerkennung zu verſchaffen.

R. L.

Angra Pequena und Groß-Nama-Land.

Soviel wir wissen, war Professor Theobald Fischer der erste Gelehrte, welcher in der „Zeitschrift für die gebildete Welt" (Band IV, Heft 1, 1883) eine gediegene, wenn auch kurze Schilderung von Angra Pequena (sprich: Pekehna) für ein größeres Publikum bestimmt hat. Dann folgte eine wahre Fluth von Monographien, Skizzen, Abbildungen und Karten, welche unsern ersten Colonialbesitz zum Gegenstand hatten, — fast alles Machwerke ohne jeden inneren Werth, die aber reißenden Absatz fanden. Und doch mußte man sich bei einiger Ueberlegung sagen, daß unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Lüderitz'schen Besitzergreifung selbst Männer der geographischen Wissenschaft nur bescheidene Kenntnisse von jenem Landstriche haben konnten, da demselben so gut wie gar keine Beachtung geschenkt worden war. Um so willkommener muß daher die Gabe sein, welche uns Johannes Olpp in seinem soeben erschienenen Werkchen „Angra Pequena und Groß-Nama-Land"*) darbietet: derselbe hat 15 Jahre lang als rheinischer Missionär unter den Namas gearbeitet und in dieser Zeit mehrere Male die Gegend von Angra Pequena besucht. Seine Schilderung macht durchweg den Eindruck der Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit; seine Schreibweise leidet dagegen an einer gewissen Steifheit, die wohl eine Folge seiner langen Abwesenheit von der Heimath sein dürfte. Wir möchten übrigens durch die folgenden Angaben, die hauptsächlich seiner Schrift entnommen sind, die Lectüre derselben nicht überflüssig machen; wir empfehlen dieselbe vielmehr auf das angelegentlichste, zumal die beigegebene vorzügliche Karte von der Westküste Südafrikas im Maßstabe von 1 : 3,000,000 für das volle Verständniß recht nothwendig ist.

Das erste Schiff, welches in Angra Pequena eingelaufen sein mag, trug den großen Entdecker Südafrikas, Bartholomeu Diaz (1486): ihm verdankt jene Bai den Namen „enge Bucht" (ein Ausdruck, der sich nur auf die durch einen Fels versperrte Passage bezieht), wie andererseits die äußerste Spitze derselben den Namen des kühnen Seemannes erhalten hat. Der Hafen ist geräumig, geht aber (wahrscheinlich infolge säcularer Senkung) seiner Versandung entgegen. Die benachbarten Inseln, Possession und Ichaboe, bargen einst große Guanolager, welche von Kaufhäusern der Capstadt abgetragen wurden; auch Robbenschlag und Fischfang ergaben einst reichlichen Ertrag. „Nur Wasser, Sand und Stein erblickte ich," sagt Olpp, „auch mit dem Fernrohr in der Hand, nichts als Dünen und Sandhügel." Eine Quelle sucht man am Strande vergebens; einen geringen Ersatz dafür geben nur der starke Thau und heftige Regengüsse, welche in den dortigen Wintermonaten (unseren Sommermonaten) einzutreten pflegen und sich etwa 4 — 5 Tagereisen weit in das Inland hinein erstrecken. In jenen Wintermonaten müßte daher auch der erste Versuch zur Cultivirung des Landes gemacht und zunächst artesische Brunnen gegraben werden. Um den furchtbaren Sandwehen einigen Einhalt zu thun, würden Bepflanzung von Gräsern, Schlinggewächsen, Winden und anderem Gestrüpp angebracht sein; als Waldbaum würde die pinus silvestris am ehesten gedeihen. „Unsere zukünftigen deutschen Ansiedler hätten es somit nicht mit Roden, vielmehr mit Anpflanzungen zu thun, einer Arbeit, die bekanntlich mehr Zeit, Geld und Geduld erfordert, wie das Urbarmachen amerikanischen Bodens."

---

*) Angra Pequena und Groß-Nama-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert von Johannes Olpp. Rheinisch. Missionär. Mit einem Vorworte von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Herero- und Nama-Landes. Elberfeld R. L. Friedrichs.

Das Hinterland von Angra Pequena führt den Namen Groß-Nama-Land; diese Bezeichnung ist richtiger als Nama qua-Land, denn die Endsilbe qua oder richtiger ga bezeichnet nur das männliche Geschlecht, während man unter Nama das Volk in seiner Gesammtheit zusammenfaßt. Die Küstenstrecke dieses Landes zieht sich im Allgemeinen einförmig vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Oranjefluß, südlich dessen das schon zur Capcolonie gehörige Klein-Nama-Land beginnt. Der Boden steigt terrassenförmig von der See nach dem Innern hinauf und erreicht nach wenigen Tagereisen eine Höhe von 2000 m. An der Küste ragen über hohen Felswänden, an denen eine starke Brandung tobt, ausgedehnte Sanddünen, welche landeinwärts in ein wellenförmiges, fast vegetationsloses Steppenland übergehen. Der Reisende bewegt sich in seinem mit 8 Paar Ochsen bespannten Wagen nur mühsam die Höhe hinan, die armen Zugthiere erhalten oft 5—6 Tage lang keinerlei Nahrung. Wieder einige Tagereisen weiter gelangt man erst zu einem geschlossenen Gebirgszuge, in welchem von englischen Kaufleuten und Kaufgesellschaften nicht ohne Erfolg nach Kupfer gegraben wird; die Beschwerlichkeit des Erztransportes läßt diese Unternehmungen aber als wenig gewinnbringend erscheinen. Zahllose periodische Regenbäche und Rinnsale durchschneiden das Hochland; wie gewaltig und verderblich zur Gewitterzeit die Fluthen heranbrausen und, meist nach Süden gewandt, sich mit dem Oranje verbinden, so völlig versiegen sie bei anhaltendem Regenmangel. Nicht besser steht es mit den Quellen des Hochlandes; der Boden in ihrer Nähe ist meistentheils salzhaltig und unfruchtbar, und keine tausend europäische Ansiedler, deren jeder eine Quelle für sich und sein Vieh beanspruchte, könnte dort existiren. „Wo jedoch guter Humus vorhanden ist, der bewässert werden kann, da liefert der Boden unglaublich reiche Ernten."

Der August ist der schlimmste Monat: er bringt kalte Nebel mit sich, welche, von der aufsteigenden Sonne durchwärmt, Fieberluft erzeugen. „Ein schwacher Nordost zertheilt den Nebel; die kleinen Wölklein sind aber zu leicht, erwünschten Frühregen zu spenden. Damit ist ein Kampf zweier Windrichtungen eröffnet, der bis Ende des Jahres anhält. Stürme aus Südwesten tragen kaltes Gewölk herbei. Es verdichtet sich zu einer atmosphärischen See, hängt wie ein bleiernes Meer in der Luft und löst sich ostwärts in fliegende Wolken auf. Wehe dem Reisenden ohne Kleidung, ohne Obdach, ohne Feuer in solcher Zeit!" Sehr bald schlägt aber diese Witterung in eine Gluthhitze um, die jedes lebende Wesen nach Kühlung seufzen läßt: der October läuft zu Ende, ohne Regen gebracht zu haben; die Hitze des Tages versengt, was der Thau im Winter vor dem Absterben gerettet hat. Erst um Weihnachten, wo im mittleren Theil des Groß-Nama-Landes die Temperatur auf 30—32° R. im Schatten gestiegen ist, brechen die Gewitter mit furchtbarer Macht los. „Der ganze Horizont ist in tiefes Dunkel gehüllt. Orkanartige Stürme aus Nordwesten verwandeln die unteren Luftschichten in ein glühendes Sandmeer. Zwischen den geschlossenen vier Mauern kann man kaum mehr athmen. Der Donner rollt unaufhörlich und allenthalben." Diese Periode, in welcher die Regen wolkenbruchartig, aber zuweilen erst nach wochenlangen Unterbrechungen herabstürzen, dauert von December bis April. Dann folgen ein zweimonatlicher Herbst und ein eben so langer Winter, in dem das Thermometer bei 1000—1500 m Höhe auf —6° R. fallen kann; der Winter bildet die trockene Jahreszeit, Schneefall ist unbekannt, dagegen Reif keine Seltenheit.

Mit der Regenzeit erwacht die Vegetation; auf ein kurzes, saftiges Frühgras folgen allerhand Zwiebelgewächse, Euphorbien, Cacteen, Bärenklau, Disteln, Weberkarden u. dergl. Im Sandfeld wachsen die für Menschen und Thiere gleich werthvollen Melonen, tsamab genannt; wilde Gurken, eßbare Wurzeln und Knollen sind ebenfalls beliebt. An den Flüssen und in den Gärten gedeihen Tabak, Kürbisse und die meisten unserer Küchengemüse; der Anbau sämmtlicher Südfruchtbäume verspricht Gewinn. Wälder und Nutzholz fehlen so gut wie ganz; nur die Giraffen-Akazie ist zu Bauholz und ihre Wurzeln zur Waffenfabrikation brauchbar. Die Rinde der krüppelhaften

Dorn-Akazie wird angebohrt und der herausfließende Gummi von armen und hungrigen Menschen gegessen. Anderes Niederholz dient zur Bereitung von Peitschenstöcken, Hauspfählen, Eß- und Trinkgefäßen.

Die Bewohner des Landes unterscheiden vier Klassen des Thierreiches, Werftthiere, Grasfresser, Fleischfresser und Vögel (anin = die Geschmückten). Zur ersten Klasse gehört vor allem das Rindvieh, hochbeiniger und massiger als unsere Rassen, aber weniger ergiebig an Milch: die Ziegen zeichnen sich durch lange Schlappohren aus und die heimischen Schafe durch ihre glänzend weißen Haare (anstatt der Wolle) und ihre Fettschwänze: der häßliche Hund dient mehr für die Jagd als für die Bewachung der Schafheerden: Hauskatzen halten sich nur europäische Familien. Die Pferde, aus Südamerika in die Capcolonie eingeführt und mit echten Arabern und englischen Rassen gekreuzt, sind überaus dauerhaft und doch äußerst genügsam: Hafer ist ihnen ein unbekannter Genuß. — Zu den wilden Grasfressern rechnet man die Paviane, welche in den felsigen Partien des Landes hausen und dadurch zum Nutzen gereichen, daß sie schädlichere Raubthiere, wie Panther und Leoparden, neben sich nicht dulden. Elephanten giebt es seit 60 Jahren gar nicht mehr, Nashörner wenig: im Oranje lebt die den Feldern und Gärten gefährliche Seekuh: im Nordosten des Nama-Landes werden noch Elenn, Giraffe, Büffel, Gnu, Hartebeest, Kuddu-Antilope, Gemsbock, Zebra und Quagga viel gejagt. — Unter den Fleischfressern nimmt der Löwe (chami) die erste Stelle ein: gefährlicher sind aber Tiger, Leoparden, Panther und Wildkatzen, Wölfe, Hyänen (in zwei Arten), Schakale und wilde Hunde. — In der Vogelwelt gebietet der Strauß, der bis 8 Fuß hoch wird und bei kühlem Wetter schneller als das beste Reitpferd dahin jagt: von Sperlingen giebt es 20, von Raben 3 Arten. Singvögel sind selten, desto mehr Raubvögel, wie Lämmergeier, Falken und Habichte: an den Flüssen nisten Wildtauben, Reb-, Feld-, Perl-, Wasser-Hühner, Fasanen, Enten und Gänse: an den Küsten leben vorzugsweise Pinguine und Alke. — Zu diesen Thieren treten noch zahlreiche Land- und Wasserschildkröten, Eidechsen, Schlangen, Nattern und Vipern: Skorpione und Käfer: Moskiten und Termiten: Busch-, Erd- und Wasserwanzen.

Eine eigenartige, übrigens nicht begründete Ansicht hat Olpp von der Herkunft der Hottentotten, der Hauptbewohner des Landes: er hält sie für identisch mit den Hadendoa, welche ursprünglich in dem Gebiete zwischen dem rothen Meere und dem Nil ansässig, durch Verdrängung allmählich bis nach Südwest-Afrika vorgeschoben wurden. Den Vortrab der Einwanderung bildeten wahrscheinlich die San oder Buschmänner, das jetzige Proletariat des Landes, welches auf der niedrigsten Culturstufe steht, von der Jagd und wilden Zwiebeln lebt und den übrigen Bewohnern durch Raub und Mord viel Schaden zufügt. Eine höhere Gesittung haben die später eingewanderten nomadischen Nama, welche bis vor hundert Jahren unbestritten die Herrschaft führten. Seit jener Zeit überschritten die sprachverwandten, aber intelligenteren Khoi-khoin-Stämme von der englischen Colonie her den Oranjefluß: „sie nennen sich Freund der Freunde und zählen sich zu den gawa-khoina d. h. Hut-tragenden Menschen. Die größere Mehrzahl von ihnen spricht holländisch, trägt europäische Kleidung, versteht vor allem mit Schießwaffen umzugehen und treibt etwas Landbau, Eigenschaften, die auch die Namas anstreben und mehr oder weniger auch schon angenommen haben. Wenn englische Händler größere Jagdpartien aus den Khoi-khoin ausrüsten und denselben Pferde, Gewehre, Munition, Lebensmittel und dergl. im Werthe von Hunderten von Pfd. Sterling anvertrauen, so ist dies hinreichend, ihre Ueberlegenheit zu constatiren." Ein Theil der Nama gerieth unter die Botmäßigkeit der Khoi-khoin, andere Stämme haben ihre Selbständigkeit noch bewahrt; allzu friedlich sieht es also in Groß-Nama-Land nicht aus!

Im Gegensatz zu den nördlichen Nachbarn, den schwarzen Hereró, welche der großen Negerfamilie der Bantu angehören, sind die Nama-Khoi-khoin lederfarbig in

den verschiedensten Schattirungen vom Hellgrau bis zum Dunkelbraun. Ihre äußere Erscheinung hat wenig Einnehmendes: die Männer sind durchschnittlich 1,60 m groß und hager; die Frauen kleiner und wohlgenährter. Die Schläfen sind eingedrückt, die Stirn kugelig rückwärts gebogen, der obere Hinterkopf stark ausgebildet, die Backenknochen sehr hervorragend, die Nase erst in späteren Jahren etwas proportionirter; wulstige Lider schützen die Augen vor den Sonnenstrahlen, die Sehkraft ist außerordentlich entwickelt; das Kopfhaar hängt in langen Strähnen herunter, während das spitze Kinn unter den aufgeworfenen Lippen einen nur geringen Bartwuchs aufweist. Ihr Charakter ist sanguinisch, launisch und ganz unzuverlässig; sie lieben die Freiheit über alles und freuen sich an Gesang, Musik und Dichtung; fremde Sprachen lernen sie leicht; dagegen ist ihr Zahlensinn schwach entwickelt. Mit den meisten Afrikanern theilen sie die Untugenden der Faulheit und Bettelhaftigkeit; die Männer sprechen im besondern den geistigen Getränken gern zu, den Frauen eignen Eitelkeit und Putzsucht.

Sofern nicht unter christlichem Einfluß europäische Kleidung Platz gegriffen hat, gehen die Eingeborenen in den ersten Lebensjahren nackt, später mit einem Schurz um die Lenden und einem Schaf- oder Schakalfell über die Schultern angethan. Ebensowenig war den Namas vor der Bekanntschaft mit Europäern ein eigentlicher Handel bekannt; man tauschte Waaren nur untereinander aus. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung die Sitte des „buskopjagens", vielleicht ein Mittel, die innerhalb der Verwandtschaft verschobenen Vermögensverhältnisse wieder auszugleichen: „Der Onkel ist hiernach berechtigt, aus dem Hause und der Herde seines Neffen sich Alles anzueignen, was mit irgend einem Makel behaftet ist. Zu gelegener Zeit erscheint dann auch der Neffe und schleppt vom Besitze des Onkels so viele makellose Thiere und Gegenstände fort, als er, ohne den Alten sonderlich zu verletzen, wagen darf." Ueberhaupt spielt bei den Namas die Abstammung eine große Rolle; den obersten Begriff bildet der Stamm, dem das Geschlecht und wiederum die Hauptfamilie untergeordnet sind. Mann und Frau pflanzen ihren Geschlechtsnamen fort, er den Namen seiner Mutter, sie denjenigen ihres Vaters. Die Verfassung eines Stammes ist patriarchalisch-demokratisch. Der an der Spitze stehende Regent (gao-aob) vererbt seine Würde stets auf den ältesten Sohn: er darf über Krieg und Frieden beschließen, Todesurtheile fällen und vollziehen und bei größeren Unternehmungen Steuern erheben lassen. Ihm zur Seite stehen der Rath der „Alten", welche sich der Häuptling selbst wählt, und die Justiz- und Polizeibeamten, welche von den Bürgern ernannt werden. Die erhobenen Strafgelder (boete) „werden öfters schon miteinander verjubelt, ehe die Sitzung ganz aufgehoben ist; Richter, Kläger und Schuldige essen, trinken, rauchen dann gemüthlich miteinander. Doch kann es auch geschehen, daß irgend ein bekannter Strick seine 40 und noch mehr aufgezählt bekommt oder des Landes verwiesen wird." Das zahlreiche Dienstvolk besteht aus Buschmännern, verarmten Namas und gefangenen Hereró.

Das Familienleben der Namas hat manche gute Seite. Vielweiberei besteht nicht, und die Frau ist die unbeschränkte Repräsentantin des Hauses, die Verwalterin des Viehs im Felde und die Erzieherin der Kinder. Ein Jüngling darf seine Zukünftige frei wählen, muß aber auf der Werft seiner Schwiegereltern eine Probezeit von zwei Jahren bestehen, ehe er seine selbständige Wirthschaft beziehen kann. Einzelne Ehen zählen 8 bis 10 Kinder, im Allgemeinen nimmt aber die Bevölkerung an Zahl kaum zu; denn häufige Epidemien, Typhus, Masern und Pocken raffen Hunderte dahin. Im ganzen Groß-Nama-Lande, das die stattliche Größe von Norddeutschland hat, wohnen wohl nur 25 000 Menschen.

Ihren religiösen Anschauungen nach stehen die Namas höher als die Fetischanbeter; denn sie glauben an ein Fortleben der Seele nach dem Tode und an ein höchstes Wesen, das sie unter verschiedenen Namen und Attributen, aber ohne Vermittelung von Priestern und Darbringung von Opfern verehren. Auch ein böses

Princip kennen ſie. Abgeſchiedenen Seelen ſchreiben ſie übernatürliche Kräfte zu, daher denn auch ein Ahnencult in hoher Blüthe ſteht: Zauberei und Aberglaube begleiten das ganze Leben.

Bewunderungswürdig iſt die Rednergabe faſt jedes einzelnen Nama; ihre Ausdrucksweiſe liebt das Bildliche und Phantaſtiſche. „Von dem man es nicht erwartet, ſteckt auch eine Feder auf," heißt ſo viel wie: „Auch der Einfältige brüſtet ſich." Dem Großmaul, das in der Gefahr kleinlaut wird, ſagen ſie: „Du beginnſt mit der Löwenſchur und gehſt mit der Wolfsſchur fort." Die Unmöglichkeit, einem den Wunſch zu erfüllen, drücken ſie ſo aus: „Wenn der Dachs einen Schwanz bekommt, gebe ich's Dir" u. ſ. f. In der Dichtkunſt cultiviren ſie hauptſächlich das Thierepos. Die Sprache der Nama-Khoi-khoin, von der Olpp einen dankenswerthen Abriß giebt, unterſcheidet ſich von derjenigen der Bantuvölker durch den einſilbigen Wortſchatz und die vier eigenthümlichen Schnalzlaute: in letzterer Beziehung vergleicht ein anderer Forſcher (Prof. Egli) das Hottentottiſche dem Glucken der Truthähne.

Was der Verfaſſer über die Miſſionsthätigkeit berichtet, übergehen wir hier: ſie wurde vor 80 Jahren von deutſchen Männern im Dienſte der Londoner Miſſionsgeſellſchaft begonnen: die jetzt beſtehenden neun Stationen zählen im ganzen 3342 Bekenner. „Iſt die Ziffer der Gemeindeglieder auch verhältnißmäßig noch keine große, ſo kann man das Volk der Namas im Großen und Ganzen doch als ein in der Chriſtianiſirung befindliches bezeichnen. Viele der im Vorſtehenden geſchilderten heidniſchen Sitten und Bräuche ſind im Gebiete der Miſſionsſtationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren ſichtbare Fortſchritte zu einer höheren Cultur-Entwickelung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gewonnene nicht ſtören, ſondern in geſunder Weiſe weiter fördern helfen!" Wir wollen uns dem Wunſche des Verfaſſers aufrichtig anſchließen, fürchten aber ſehr, daß es den Nama-Leuten ebenſo ergehen wird, wie den Rothhäuten Nordamerikas, von denen ein Forſcher geſagt hat: „Branntwein, Pulver und Blei, Pocken und Eiſenbahnen, ſind die vier Mächte, die an ihrer Ausrottung arbeiten."

H. J.

Bibliographiſche Notizen.

Die Klaſſiker der Philoſophie. Von den früheſten griechiſchen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche hiſtoriſche Darſtellung ihrer Weltanſchauung nebſt einer Auswahl aus ihren Schriften. Von Dr. Moritz Braſch. Leipzig. Druck und Verlag von Greßner und Schramm.

Von dieſem intereſſanten Werke, welches ſeinem Inhalte und ſeiner ganzen Anordnung nach nicht nur eine erſchöpfende Geſchichte der Philoſophie, ſondern auch eine Art allgemeiner hiſtoriſch-philoſophiſcher Anthologie bildet, liegt nunmehr der erſte Band, der das griechiſch-römiſche Alterthum umfaßt, vollſtändig vor: ein imponirendes Geſammtgemälde einer faſt neunhundertjährigen Entwickelung des antiken Geiſtes, und zwar von den erſten Spuren einer ſpeculativen Auffaſſung des Naturganzen bei den ſog. Joniſchen Kosmologen bis in's fünfte Jahrhundert n. Chr., wo noch einmal das letzte Aufflackern der antiken Speculation im Neuplatonismus ſichtbar wird. Innerhalb dieſes gewaltigen Zeitraumes mit ſeinen wechſelnden Anſchauungen und Syſtemen ſind es nun die hervorragenden Vertreter ganzer Richtungen, die in einzelnen abgerundeten Eſſays eine ebenſo anziehende als erſchöpfende Behandlung gefunden haben. Wie die wiederbelebten Schatten ziehen die großen Träger der Ideen ganzer Jahrhunderte an unſerm innern Auge vorüber: erhebend und er-

ſchütternd. Denn dieſe überreiche Fülle von tiefſten Gedanken iſt durch das Erſcheinen der chriſtlichen Weltanſchauung dem Untergange geweiht, freilich um nach Ablauf von zwölf Jahrhunderten wieder erweckt zu werden und als neues Ferment in den modernen Culturgeiſt einzutreten. Dieſes culturhiſtoriſche Moment iſt hier in der Darſtellung überall feſtgehalten, ſo daß auch nach dieſer Seite hin die Einleitungen ſich dem nähern, was man die philoſophiſche Eſſaysform nennen könnte, eine literariſche Form, welche bekanntlich in Frankreich und England ſchon lange blüht, in Deutſchland aber noch ſehr der Pflege bedarf. Was die Auswahl betrifft, die der Verfaſſer aus den Schriften der alten Philoſophen getroffen hat, ſo hat er die Schwierigkeiten, die ſich ihm hier in den Weg ſtellten, nicht ohne Geſchick überwunden. Wer da weiß, was es heißt, aus den Dialogen Platos oder den Werken des Ariſtoteles auf verhältnißmäßig wenigen Bogen eine Auswahl zu treffen, in der alle Seiten ihrer Weltanſchauung berückſichtigt werden, wird den hier eingeſchlagenen Weg als einen richtigen bezeichnen können. Daß auch die hervorragenderen Repräſentanten der römiſchen Philoſophie hier Platz gefunden haben, wird man nur billigen dürfen. Männer wie Lucretius Carus, Cicero, Seneca und Marc Aurel erſetzen, was ihnen an ſpeculativer Bedeutung abgeht (denn ſie wurzeln alle in der griechiſchen Philoſophie), durch den nachhaltigen Einfluß, den ihre Perſönlichkeit wie ihre Schriften auf ihre Zeit ausübten. Nicht ohne dramatiſche Wirkung hat der Verfaſſer einen Mann an den Schluß dieſes erſten Bandes geſtellt, den er den „letzten großen Römer“ und den „letzten antiken Denker“ nennt. Es iſt dies der als Staatsmann und Schriftſteller hochberühmte Boëtius, der bekanntlich auf Geheiß des Theodorich den Tod erleidet und der hier am Schluß des Alterthums eine Art typiſch-ſymboliſcher Bedeutung gewinnt. Die Scene, welche der Verfaſſer aus ſeiner „Consolatio philosophiae“ mittheilt und in der die Philoſophie ſelbſt in einer Art Viſion ihm im Kerker erſcheint, um den Leidenden Troſt zu ſpenden, klingt ungemein ſtimmungsvoll aus.

Der nächſte Band des groß angelegten Werkes ſoll die Zeit von der Renaiſſance bis auf Immanuel Kant behandeln, während der dritte und letzte Band die Zeit von Kant bis auf die Gegenwart umfaſſen wird.

In den „Klaſſikern der Philoſophie“ erhalten wir ein Werk, dem es, wie wir meinen, gelingen wird, die unter den ſog. Gebildeten herrſchende Abneigung gegen die Lecture philoſophiſcher Schriftſteller zu überwinden, und das wäre gewißein ſchöner Erfolg.

Geiſtesheroen Deutſchlands und Englands. Literariſche Studien von Bayard Taylor. 2. Auflage. Leipzig. S. Glogau u. Co.

Goethes Fauſt. Erſter und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. 2. Auflage. Leipzig. S. Glogau u. Co.

Beide Werke Taylors erſcheinen in zweiter Auflage. Ein Beweis dafür, daß ſie den Beifall des deutſchen Publikums gefunden haben. Das erſte enthält Vorträge, welche Taylor auf der Hochſchule „Cornell“ zu Ithaka (im Staate New-York), wo die deutſche Sprache durch einen Lehrſtuhl vertreten iſt, gehalten hat. Er hat die urſprünglich akademiſchen Vorleſungen noch durch einige vermehrt, ſpäter auch vor einem größeren Zuhörerkreiſe in New-York und Boſton wiederholt. Nach ſeiner Handſchrift ſind ſeine Vorleſungen dann von zwei Freunden herausgegeben worden. Darf man auch annehmen, daß Taylor für den Druck noch Manches verändert hätte, ſo wird man doch auch für die Veröffentlichung in dieſer Form dankbar ſein. Die Geiſtesheroen umfaſſen: Leſſing; Klopſtock, Wieland und Herder; Schiller, Goethe, Goethes Fauſt; Tennyſon, Thackeray und Bilder aus Weimar.

Die eine dieſer beiden Vorleſungen erſcheint gewiſſermaßen in erweiterter Geſtalt in dem oben genannten größeren Buche. Taylors Fauſt-Erklärung iſt hervorgegangen aus einer 20jährigen Beſchäftigung

mit dem Dichter, dessen größtes Werk er den englisch Lesenden in einer vorzüglichen Uebersetzung dargeboten hat. Taylor gehört zu den Erklärern, welche mit dichterischer Empfindung dem Poeten nachzufühlen streben und alles Hineininterpretiren vermeiden. Seine Faust-Erklärung bietet auch dem deutschen Leser, der mit dem Gegenstande wohl vertraut ist, des Neuen und Interessanten die Fülle.

Engelhorns allgemeine Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Bd. I. „Der Hüttenbesitzer" von Georges Ohnet. 1. Bd.

Heut über Ohnets „Hüttenbesitzer" zu urtheilen, nachdem sein Roman in Frankreich 150 Auflagen erlebt hat, in Deutschland wiederholt übersetzt und das vom Verfasser bearbeitete Drama über unsere Bühne gegangen ist, erscheint uns überflüssig. Wir gedenken desselben auch hier nur, um auf eine Bibliothek aufmerksam zu machen, welche das Bedürfniß der Leihbibliotheken aus der Welt schaffen will. „Den vielen Tausenden, die gern Bücher kaufen und sich in ihren Mußestunden den edlen Genuß einer guten Lectüre verschaffen möchten, soll unser neues Unternehmen die Möglichkeit bieten, zu einem beispiellos billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen." Solche Unternehmungen halten wir immer der Förderung für werth, und wir wünschen nur, daß die Engelhorn'sche Bibliothek für ihren allerdigs beispiellos billigen Preis eine gute geistige Kost darbiete. av.

Salon-Novellen von Heinrich Köhler. Dresden. F. W. Steffens.

Ein hübsches Erzählertalent, aber weder neue noch originelle Motive; auch gestattet der Verfasser dem Zufall oft mehr Raum, als sich mit der Wahrscheinlichkeit vereinbaren läßt, und die Mittel Stimmung zu machen, sind zuweilen gar zu forcirt. Ebenso können wir der Sprache den Vorwurf der Schwülstigkeit und Phrasenhaftigkeit, durch welche die beabsichtigte Wirkung bedeutend geschwächt wird, nicht ersparen. Etwas weniger anempfundene Sentimentalität und dafür eine Dosis Realismus würde ein wohlthuendes Gleichgewicht herstellen. mz.

Bibliographische Notizen für den Weihnachtstisch.

Was schenken wir unseren Kindern, Frauen, Freunden? Das ist die Frage, die sich beim Herannahen des Weihnachtsfestes ein Jeder von uns vorlegt, der sich den kleinen Luxus gestatten darf, seinen Lieben ein Geschenk zu machen. Unter der großen Zahl von Gebildeten ist schon seit lange eine löbliche Sitte, die Bibliothek des Sohnes, die zierliche Sammlung des Töchterchens oder auch die Hausbibliothek durch ein schönes oder nützliches Buch zu vermehren. — Wir wollen nunmehr durch eine Aufzählung des Besten von dem, was uns auf den Weihnachtstisch gelegt worden ist, unseren Lesern einen Fingerzeig geben für die Wahl eines passenden Geschenks. Für das Kind Geschichten von Dietrich Theden, mit einem Farbendruckbild von Bernhard Mörlius, Leipzig, E. Twietmeyer, ist ein reizendes Buch, für das jüngste Kindesalter außerordentlich geeignet. Der große, saubere Druck und das schön getönte Papier machen das Buch auch vom hygienischen Standpunkte empfehlenswerth. — Die bekannte Freundin unserer Kinder, Marie Beeg, beschenkt uns mit zwei hübschen neuen Büchern. Für ihre jüngsten Freundinnen bietet sie Erträumte Märchen, Leipzig, E. Twietmeyer, für ein etwas reiferes Alter

Blüthen und Aehren, ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt von 14 Jahren an, mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Stuttgart, Richter & Kappler. Die „Blüthen und Aehren" zählen Schriftsteller ersten Ranges zu ihren Mitarbeitern. Die prosaischen wie die poetischen Beiträge sind auf das auf dem Titel angegebene Alter durchaus passend gewählt und mit Geschmack an einander gereiht. Das sinnige Titelbild findet der Leser unten reproducirt. — Eine in dieser Form neue Erscheinung sind die im Verlage von Georg Wigand, Leipzig, erscheinenden Denksteine, Biographien berühmter Männer für die Jugend bearbeitet von Oskar Höcker. Jeder Band umfaßt drei Biographien mit den entsprechenden Portraits. In den bis jetzt erschienenen drei Bänden sind folgende Lebensbeschreibungen enthalten: Der alte Dessauer, Carl August von Weimar, Freiherr von Stein, — Ulrich von Hutten, Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner, — Lessing, Goethe, Schiller. — Eine gleichfalls sehr werthvolle Jugendlectüre bietet derselbe Verlag und derselbe Verfasser in Bilder aus dem Städteleben Augsburgs und Nürnbergs. Der junge Leser gewinnt aus diesem Buche sehr viel, denn es bietet ihm ein lebhaftes Bild von dem Leben und Treiben unserer Voreltern. — Wie alljährlich erscheint auch dies Mal Julius Lohmeyers Deutsche Jugend als unser Gast (Leipzig, Alfons Dürr). Diese hervorragende Sammlung, von welcher uns dieses Mal Band 23 und 24 vorliegen, das gemeinsame Werk Julius Lohmeyers und Oskar Pletschs, unter deren Leitung eine große Anzahl vorzüglicher Schriftsteller bemüht sind, unserer Jugend das Beste aus allen Gebieten in schöner Form zu geben, bedarf einer besonderen Empfehlung gewiß nicht mehr, nachdem eine Reihe deutscher Unterrichtsministerien dieselbe als Muster der Jugendlectüre für Haus und Familie empfohlen und nachdem Männer von Fach sie als das geeignetste Buch für unsere Jugend bezeichnet haben. — Julie Burows Denksprüche für das weibliche Leben, gesammelte Perlen zur Veredelung für Geist, Gemüth und Herz, kehren in 23. Auflage, herausgegeben von Elise Polko, bei uns ein (Bremerhafen, L. von Vangerow). Seit dem Jahr 1857, da dieses Buch zum ersten Mal erschien, ist es bedeutend erweitert und zu einem Schatz von Lebensregeln angewachsen, der in der Welt unserer jungen Mädchen seine Freundinnen nach Tausenden und Abertausenden zählt. Die Ausstattung ist eine außerordentlich schöne. — Die 50. Auflage! Die Jubiläumsausgabe eines Buches ist das beste Zeugniß des Publikums für den Werth desselben. Das Werk, dem diese Ehre zu Theil wird, ist das bekannte, viel gelesene christliche Hausbuch Psalter und Harfe von Carl Johann Philipp Spitta, Bremen, M. Heinsius, das diesmal mit 24 Vollbildern, dem Portrait Spittas, zahlreichen Illustrationen und Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer geschmückt und mit einer Einleitung und Biographie Spittas aus der Feder Julius Sturms bereichert auf dem Weihnachtstisch erscheint. Als Seitenstück zu Spittas Dichtungen kann man wohl auch die Sammlung Der letzte Strauß, vermischte Gedichte von Carl Gerok, 2. Auflage, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, bezeichnen. Den Hauptbestandtheil der Sammlung bilden Lieder von echter Religiosität. Der kleinere Theil bezeichnet sich als Aus Sage und Geschichte. Formvollendung und Innigkeit bedürfen bei Carl Gerok nicht erst besonderen Lobes. — Von Büchern, die nicht gerade als Geschenk-Literatur auf den Markt kommen, sich darum aber nicht weniger zur Bereicherung der Bücherschätze unserer Kinder eignen, gedenken wir noch der schönen Sammlung Deutsche Dichter und Denker, I. Bd., Geschichte der deutschen Literatur. Für Schule und Haus. Band II. Proben, Mottos, Selbstbekenntnisse und Urtheile der Zeitgenossen und Nachwelt. literar-historische Auswahl, bearbeitet von

Dr. Friedrich Sehrwald, mit 140 Portraits in Holzſchnitt (Altenburg, Oskar Bonde). Ganz beſonders eignet ſich der letztgenannte Band zu Geſchenken für die reifere Jugend, denn er bietet nicht nur gut gewählte Proben aus den Dichtern

ſelbſt, ſondern ebenſo geſchickt zuſammengeſtellte Urtheile hervorragender Kenner und Kunſtgenoſſen über ſie. — Drei engliſche Dichterinnen, Eſſays von H. Druskowitz, Dr. phil., Berlin, Robert Oppenheim, behandelt die bei uns noch nicht genügend gewürdigten Joanna Baillier, Eliſabeth Barrett-Browning und George Elliot. Nicht auf ſelbſtſtändige Forſchung iſt es hier abgeſehen; es handelt ſich vielmehr um die abſchließende Zuſammenfaſſung des in England über die genannten Dichterinnen Geſchriebenen, und das iſt dem Verfaſſer — oder ſagen wirrichtiger der Verfaſſerin? — im höchſten Grade gelungen. Ihre Darſtellung hat etwas künſtleriſch Abgerundetes und bietet dem deutſchen Leſer auch faſt durchweg Neues. Die Ueberſetzungen ſind eine werthvolle Beigabe. — Durch große Billigkeit und vernünftige Auswahl zeichnet ſich die Volksbibliothek für Kunſt und Wiſſenſchaft, herausgegeben von Rudolf Bergner (Hermann Bruckner in Leip-

zig) aus, so daß selbst, wer nur ganz bescheidene Summen für Büchergaben übrig hat, ein oder mehrere Bändchen aus derselben erwerben kann. Nr. 1 enthält die deutsche Lyrik der Gegenwart, eine Anthologie, zusammengestellt von Fritz Lemmermayer, Nr. 2 Friedrich der Große, Abhandlung über den Krieg, Reflexion über die militärischen Talente und den Charakter Carls XII. — Von der reichen Ernte, die auch in diesem Jahr wieder die lyrische Dichtung hält, erwähnen wir an erster Stelle: Der Pathe des Todes, Dichtung von Rudolf Baumbach, Leipzig, A. G. Liebeskind, eine wundersam ergreifende Erzählung von dem Pacte eines jungen, gelehrten Mediciners mit dem Tode, dem am Ende vor seinen Augen seine Geliebte selbst verfällt, weil er ihr einmal im Leben untreu geworden ist. Die Form ist, wie bei Baumbach immer, vollendet. — Im Jahre 1854 erschien ein seinem Werthe nach viel zu wenig beachtetes lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, Jungfriedel, der Spielmann von August Becker. Hatte die Kritik auch hie und da den Mangel an Einheitlichkeit an dieser Dichtung zu tadeln, so war doch das Urtheil über die eingefügten lyrischen Partien ein einstimmig günstiges. Der Dichter hatte daher vollkommen ein Recht, diese lyrischen Perlen zu vereinigen und sie wiederholt herauszugeben. Sie liegen uns nunmehr in der Sammlung Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann von August Becker, Leipzig, A. G. Liebeskind, vor. — Derselbe Verlag beschenkt uns noch mit einem heiteren April-Mai-Märchen in Reimen: Siebenschön von Benno Rüttenauer, der Dichtung eines Anfängers, aber offenbar eines reichtalentirten Anfängers, und mit einer anziehenden Sammlung von Schnaderhüpfeln, Nix für unguet! von Hans Grasberger, reizenden kleinen Dichtungen, die die Eigenart des Alpenkindes geschickt wiedergeben. Der reichhaltigen Sammlung geht eine Studie „Ueber Herkunft und Wesen des Schnaderhüpfels“ voraus, die von großem Interesse ist. — Die Idyllen und Scherze, neue Gedichte von Heinrich Seidel, dritte Sammlung, Leipzig, A. G. Liebeskind, zeichnen sich durch Gedankenfrische und Leichtigkeit der Formen aus. Unter den Scherzen befindet sich manches ganz Vorzügliche, so z. B. der Hymnus an „das Schwein“, „Das Lied vom Dichter“ u. s. w. — Ein Verlag, der uns bisher wenig oder gar nicht mit lyrischen Sachen beschenkt hat, bietet dies Mal eine Sammlung, unter dem Titel Flocken, Gedichte von Alexis Lomnitz, Breslau, Preuß & Jünger. Die Sammlung enthält Lyrisches und Lyrisch-Episches. Wir möchten den Gedichten letzterer Art den Vorzug geben, in denen häufig Reichthum der Gedanken sich mit Glätte, bisweilen auch Neuheit der Formen paart, während uns das Lyrische im Ganzen mehr als Nachempfundenes erscheint. Alexis Lomnitz begegnet uns zum ersten Male in der Literatur. Wir dürfen von ihm wohl noch manches Gute erwarten. — Erwähnen wir noch einiger Lieferungswerke, deren Werth schon lange zur Genüge gewürdigt ist: Felix und Therese Dahns Walhall (Kreuznach, V. Voigtländer), dessen wir beim Erscheinen der ersten Lieferung wiederholt gedacht, liegt abgeschlossen vor. Die große Schlosser'sche Weltgeschichte für das deutsche Volk, Berlin, Oswald Seehagen, eröffnet eine neue Lieferungsausgabe, bearbeitet von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. Der Bildersaal der Weltliteratur von Dr. Johannes Scherr, dessen erste Lieferung vorliegt, beginnt seine dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Dieselbe wird drei Bände, nicht wie bisher, zwei umfassen, indem neben der Vermehrung im Allgemeinen die deutsche Dichtung einen besonderen ganzen Band bilden wird. Die illustrirte Prachtausgabe von Goethes Werken, herausg. von Prof. Dr. Heinrich Düntzer, wird bis zum Weihnachtsfeste abgeschlossen vorliegen. (Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Eduard Hallberger.) — Zum Schluß sei des

Deutschen Kalenders gedacht, Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe (A. Haack, Berlin). Die Herausgeber haben mit Ausscheidung des rein Belletristischen alles Wissenswerthe in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe u. s. w. zusammengestellt. Außer den üblichen kalendarischen Nachrichten umfaßt dieser Kalender einen ausführlichen Säcular- und Semisäcular-Erinnerungskalender, umfangreiche Jahreschronik über Colonien, geographische Entdeckungen u. s. w., naturwissenschaftliche Forschungen, Beiträge aus der Heilkunde, Musik, Theater und bildende Kunst. Besondere Erwähnung verdient die allgemein technische Uebersicht von Dr. H. Grothe, der Personalkalender, die statistische Uebersicht aller Staaten, Kriegsheere und Flotten, Großstädte Europas, Frequenz der Universitäten, Staatsschulden aller Culturstaaten, Kohlen- und Eisenproduction und Eisenbahnnetz der Erde, Heilquellen und Kurorte, Wirthschafts- und Verkehrsverhältnisse, Deutsche Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften, die Oberlandesgerichte, Banken, Versicherungs-Gesellschaften, Berg- und Hüttenwerke, Schulden des deutschen Reiches, die Reichsbank, Geld- und Creditwesen, Kunstakademien, Höhere Fachschulen, Post und Telegraphie ꝛc. ꝛc. Den Schluß bildet ein umfangreicher Nekrolog von 1883/84.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bley, Fritz, Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der münchener, berliner und pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirung und Heliogravüre. Leipzig, E. A. Seemann.

Concordia. Zur Geschichte des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereines „Concordia" 1859—1884. Wien. Im Selbstverlage der „Concordia".

Cumberland, Stuart C., Besucher aus dem Jenseits. Breslau-Leipzig-Berlin, S. Schottlaender.

Dahn, Felix, und **Dahn**, Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Heerd erzählt. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Festbildern, Kopfleisten und Schlussstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts, Kreuznach, R. Voigtländer. Lief. 3—9 (Schluss).

Dresdener Gallerie. Eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke dieser Gallerie in Stahlstich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Portraits und erläuterndem Text von H. A. Weiske. Rendnitz-Leipzig, H. A. Payne. Heft 1 und 2.

Duruy, Victor, Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren. Aus dem Französischen übersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 1.

Eberty, E., Ueber Lebensmittelversorgung von Grossstädten in Markthallen. Berlin, Leonhard Simion. (Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 47 und 48.)

Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst neuem Register. Leipzig, F. A. Brockhaus

Eigenbrodt, Wolrad, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Engelmann, Dr. J., Die Leibeigenschaft in Russland. Eine rechtshistorische Studie. Leipzig, Duncker & Humblot. Dorpat, E. J. Karow.

Friedeberg, M., Bilder aus Ostpreussen. Einst und Jetzt an der Ostmark des deutschen Ordens. I. Bändchen. Tilsit 1885, Wilhelm Lohnuss.

Galitzin, Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. II. Abtheilung. Allgemeine Kriegsgeschichte des Mittelalters. Herausgegeben unter der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von Streccius. Zweiter Band, erste Hälfte. Von Einführung der Feuerwaffen bis zum Dreissigjährigen Kriege (1350—1618). Mit Karte. Cassel, Theodor Kay.

Goerth, A., Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Das Studium der dramatischen Kunst. Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt.

Hoemstede, L. v., Mathusala. Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Helbig, G. Ad. W. v., Russische Günstlinge. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. Mit Portrait der Kaiserin Catharina II., nach Dan. Chodowiecki, Stuttgart, J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Hölderlin, Friedrich, Dichtungen. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz Fues (L. Fr. Fues'sche Sortiments-Buchhandlung).

Kalender. Deutscher Kalender 1885. Verlag von A. Haack. Berlin NW. — A. Haacks Damenkalender für 1885. — Portemonnaie-Kalender für 1885. Berlin, A. Haack.

Jansen, Albert, Jean Jacques Rousseau als Musiker. Berlin, Georg Reimer.

Kobersteins, August, Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, F. C. W. Vogel. — Erster Band.

Köppen, Fedor von, Die Hohenzollern und das Reich. Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staats bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaiserthums. Mit 180 Holzschnitten, 2 Farbendruckbildern und 12 Karten. Carl Flemming, Glogau. Heft 1—5.

Krause, Dr. Gottlieb, Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Lingg, Hermann, Högnis letzte Heerfahrt. Nordische Scene nach einer Sage der Edda. München, Georg D. W. Callwey.

Marshall, Emma, Von Herzen treu. Eine Familiengeschichte. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Micheli, Gustav, Das Buch der Esel. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Nuova Rivista internazionale. Periodico di lettere, scienze ed arti compilato da C. S. Giusti, Prof. G. Rigutimi, Dr. G. A. Scartazzini. Anno Quarto. Nr. 15, 16. Agosto 1884. Nr. 17. Settembre. Firenze, Successori Le Monnier.

Oberleitner, Carl, Donna Maria de Pacheco. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Wilhelm Frick.

Orzeszko, E. P., Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Precht, Dr. Victor, New-York im siebzehnten Jahrhundert. (Vorträge herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. Nr. 8.) New-York. Druck der Cherouny printing and publishing Co.

Quednow, M., Filippo Strozzi. Historischer Roman. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Revue internationale sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome Quatrième. IIIme livraison.

Reyer, E., Aus Toskana. Geologisch-technische und culturhistorische Studien. Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Roscher, Wilhelm, und **Jannasch**, Robert, Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Dritte verbesserte, vermehrte und zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage von Roschers Colonien. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Samarow, Gregor, Die Saxoborussen. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Sanders, Daniel, Verdeutschungswörterbuch. Leipzig, Otto Wigand.

Scherr, Dr. Johannes, Bildersaal der Weltliteratur. Dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. In drei Bänden. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1. Lief.

Scherr, Dr. Johannes, Neues Historienbuch. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand.

Schiller-Stiftung, Festschrift des Verwaltungsrathes der Deutschen Schiller-Stiftung zum 10. November 1884. Weimar, Druck von G. Uschmann.

Schlegels, A. W. Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Dritter Theil (1803—1804): Geschichte der romantischen Litteratur (nebst Personalregister zu den drei Theilen). Heilbronn, Gebrüder Henninger.

Schlossers, Fr. Chr., Weltgeschichte für das deutsche Volk. Vierte Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Von Neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. Erster Band. Zwanzigste Auflage. Berlin, Oswald Seehagen.

Sehrwald, Friedrich, Deutsche Dichter und Denker. Erster Band: Geschichte der deutschen Literatur. Für Schule und Haus bearbeitet. Zweiter Band: Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Mit 140 Portraits in Holzschnitten. Altenburg, Oskar Bonde.

Schuster, Friedrich Wilhelm, Alboin und Rosimund. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite revidirte Auflage. Wien, Carl Gräser.

Singer, J., Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Wien, Oskar Frank.

Spitta, Carl Johann Philipp, Psalter und Harfe. Fünfzigste Auflage. Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Portrait Spittas, Illustrationen und 42 Initialen nach Originalen von B. Plockhorst und F. Wanderer. Neu geordnet nach dem Vater Unser. Mit Einleitung und Biographie Spittas von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. Lief. 1 u. 2.

Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text und 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. Berlin, Gebrüder Borntträger (Ed. Eggers). Lief. 1.

Storm, Theodor, Zur Chronik von Grieshuus. Berlin, Gebrüder Paetel.

Stretton, Hesba, Carola. Aus dem Englischen übersetzt von August Daniel. Gotha, F. A. Perthes.

Sydow, Clara von, Das selbe Lied. Berlin, Gebrüder Paetel.

Verfasserin von John Halifax Gentleman, Der Lorbeerbaum. Eine altmodische Liebesgeschichte. Deutsch von Else Erdmann. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XI, Nr. 6 und 7. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogel, Dr. Julius, Das Mikroskop. Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias. Leipzig, Denickes Verlag. 6. Lieferung.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, herausg. von Prof. Dr. W. Koner. Neunzehnter Band, viertes und fünftes Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

der bis jetzt erschienenen Hefte 1—90 der Zeitschrift „Nord und Süd".

A., J. Die ungarische Staatsidee. H. 67.

Abel, C. Sprache und Aegyptische Sprache. Heft 27. — Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. Heft 72.

Allan George. Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest. Heft 41.

Allgeyer, Julius. Betrachtungen über bildende Kunst. Heft 52. 53.

Althaus, Friedrich. Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild. Heft 69. — Erinnerungen an Gottfr. Kinkel. Heft 71. 73. — Der wahre Lord Byron. Heft 81.

Anzengruber, Ludwig. Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber ungläubig ward. Heft 3. Mit Porträt. Der gottüberlegene Jacob. H. 5. Die fromme Kathrin'. H. 10. Das Sündkind. H. 17. — Sein Spielzeug. H. 30. — Der Einsam'. Erzählung. H. 50. — Ein böser Gast. H. 69. — Das Ehekräutlein. H. 78.

Asiaticus. Die staatliche und sociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878). Heft 26. 27.

Auerbach, Berthold. Mit Portr. Der Sohn des Käthchen v. Heilbronn. Erz. Heft 14. — Ferd. Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung. Heft 52.

Auerbach, Felix. Hermann Helmholtz und die wissensch. Grundlagen der Musik. H. 56. — Unsichtbare Gebirge. H. 85.

Augier, Emile. Fragment. Heft 25.

Baas, J. Herm. William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte. Heft 37. — Die Grenzen des ärztlichen Erkennens. Heft 54. — Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens. Heft 72. — Die Brille. Heft 85.

Baechtold, Jakob. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Heft 39.

Baron, J. Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft. Heft 8. — Der Normalarbeitstag. H. 15. — Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879. H. 30.

Bartsch, Karl. Mit Porträt. Josef Victor von Scheffel. Heft 16. — Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes. H 30. — Das altfranzösische Volkslied. Heft 62. — Elfride. Heft 80.

Bary, A. de. Ueber die Bedeutung der Blumen. Heft 13.

Basch, S. von. Das Wesen des Kreislaufs. Heft 45.

Bauernfeld, Ed. Correspondenz mit Anastasius Grün. Erinnerungen. Heft 6. — Moriz Schwind z. Gedächtniß. Heft 9.

Baumbach, R. Neue Dichtungen. H. 74.

Baur, G. Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung. Heft 16. — Die Salzburger Emigranten. Heft 26.

Beck, Karl. Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846). Heft 25.

Bernhöft, Franz. Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum. Heft 89.

Biedermann, Karl. Zur Entwickelungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung. H. 8. — Lessing in England. Heft 18. — Aus Heinrich v. Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. H. 55. 66. 67. — Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung u. Darstellung. H. 76. — Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte. H. 86.

Björnson, Björnstjerna. Staub. Erzähl. Uebers. v. Helene Schröter. H. 69.

Blümner, Hugo. Ueber Travestie u. Parodie in der klassisch. Literatur. H. 57.

Bodenstedt, Friedrich. Prolog. H. 1.

Böhlau, H. Herzenswahn. H. 88. 89.

Bois-Reymond, E. du. Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten. Heft 15.

Boerner, Paul. Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg. Heft 61. — Friedrich Theodor von Frerichs. H. 86.

Boetticher, Adolf. Die Stadt des Tantalos. Heft 49. — Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft. Heft 57.

Brachvogel, Udo. Bret Harte. Mit dem Porträt. Bret Hartes. Heft 44.

Brandes, Georg. Henrik Ibsen. H. 80.

Brandt, Oberst z. D. **v.** Das Leben v. Colin Campbell, Lord Clyde. Heft 53. — Bilder aus Indien. Heft 60. 67.

Brandt, M. v. Sprache und Schrift der Chinesen. Heft 78.

Braun-Wiesbaden, Karl. Eine unfindbare freie Reichsstadt. Culturgeschichtl. Skizze. Heft 20. — Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Heft 31. 32. 33. — Weltpolitik und Kleinstaaterei. 1860. Heft 67. — Wer hat das Pulver erfunden? Heft 75. — Rudolf von Ihering. Heft 87.

Brehm, A. E. Wildpferde in den asiatischen Steppen. Heft 6.

Breitinger, H. Die Entwickelung des Realismus in der französ. Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Heft 9. — Der heutige Roman Italiens. H. 50.

Bret Harte. Der Mann v. Solano. Amerik Skizze. Uebertr. von Udo Brachvogel. Heft 1.

Brück, Anton Theobald. Das Alter. Heft 61. — Lachen und Weinen. Heft 77. — Die Stigmatisirten. Heft 88.

Brückner, Alex. Zur Naturgesch. der Prätendenten. Heft 44. — Joseph II. in Rußland im Jahre 1780. Heft 77. 78.

Bucher, Bruno. Zur Populärisirung der Kunst. Heft 10.

Bunsen, Marie v. Tiefe Fluthen. H. 87.

Busch, W. Der Fuß und seine Bekleidung. Heft 25.

Cantor, Mor. Sir Isaac Newton. I. II. H. 46. 47. — Aus Universitätskreisen. H. 81.

Carriere, Moriz. Geschmack und Gewissen. Heft 4. — Der Unterschied des plastisch. u. malerisch. Stils. Mit Porträt. Heft 9. — Johannes Huber. Mit Portr. H. 27. — Wechselbeziehungen deutscher u. italienischer Kunst. H. 43. — Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeares Othello. Heft 50.

Coppée, François. Olivier. Nov. in Vers. Uebers. von Wolf Grafen Baudissin. H 32.

Corvus, M. In omnibus charitas. Novelle. Heft 64. 65.

Curtius, Ernst. Griechische Ausgrabungen. 1876—1877. Heft 1.

Dahn, Felix. Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit Portr. Kaiser Wilhelms. Heft 49. — Friedr. Rückert Mit Portr. Heft 51. — Der Streit um die Krone. Ballade. Heft 56. — Nachruf an Richard Wagner. Heft 73. — Vom armen Häslein. Ballade. Heft 76. — Ueber Ludwig Steub. Heft 78.

Delitzsch, Franz. Der Talmud und die Farben. Heft 14.

Demmin, August. Sammler, Sammeln, Sammlungen. Heft 28.

Dohm, E. Fragm. Aus ein. unvollend. Lustspiel Emile Augiers. Heft 25.

Dove, A. Gustav Freytag. Mit dem Portr. von Gust. Freytag. Heft 29.

Duhn, F. v. Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien. Heft 45. Ueb. die Wanddecorationen eines röm. Hauses i. Garten d. Farnesina. H. 77.

Ebers, Georg. Allitteration u. Reim im Altägyptischen. Heft 1. — Mit Portr. Mein Grab in Theben. Heft 10. — Das Alte in Kairo und in der arab. Cultur seiner Bewohner I. II. Heft 74. 75.

Eberty, F. Das Gesetz im Leben. H. 47

Edler, M. E. Eine Glocknerfahrt. Novelle. Heft 20.

Ehrlich, H. Ant. Rubinstein. M. d. Portr. H. 26. — Mailänder Erinnerungen a. d. Sommer 1881. H. 56. — Die Berliner. Musik-Saison. Rückblicke. H. 60. — Johannes Brahms. H. 62.

Elster, Ch. Eine Kreuzträgerin. Erz. A. d. Norw. übers. v. E. Klingenfeld. H. 72.

Ernst, O. Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient. Heft 29. 30.

Eulenburg, Philipp zu. Aus der Art. Eine märkische Studie. Heft 83.

Eyssenhardt, F. Der Ursprung der romanischen Sprachen. Heft 36.

Falke, J. v. Das Fenster in d. Wohnung. Heft 2. — Zeitgemäße Patinafragen. Heft 67.

Fischer, Kuno. Ein literar. Findling als „Lessings Faust". Heft 2. — Ueber G. E. Lessing I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur. II. Lessings Minna von Barnhelm. III. Lessings Emilia Galotti. Heft 38. 39. 41. — Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft". Heft 51.

Fischer, W. Briefe von Richard Wagner. Heft 76.

Fontane, Th. Grete Minde. Nach einer altmärk. Chronik. H. 26. 27. — L'Adultera. Nov. M d. Portr. H. 39. 40. — Groeben und Siethen. Ein märk. Capitel. H. 55. 56. Der Scharnhost-Begräbnißplatz a. d. Berliner Invalidenkirchhof. H. 56.

Forchhammer, P. W. Das goldene Vließ und die Argonauten. Heft 17.

Forster, A. Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erderschütterungen. Heft 87.

Franzos, Karl Emil. Die Locke der heil. Agathe. Eine moderne Legende. H. 19.

Freiligrath, Ferd. Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Rob. Herrick und Th. B. Aldrich.) Heft 11.

Freusdorff, F. Die Entstehung der Hanse. Heft 12.

Frerichs, Theodor. Ein Brief. Heft 84.

Friedberg, Emil. Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges. Heft 76.

Friedrich, Friedrich. Die Jugendfreunde. Novelle. Heft 60.

Friedrich, J. Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger. Heft 32.

Gane, N. Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumän. nach d. Manuscripte u. unter Mitwirkung d. Verfassers übers. v. Mite Kremnitz-Bardeleben H. 33.

Gebler, Karl v. Alessandro Manzoni. H. 3. — Die Jungfrau v. Orleans. H. 34.

Gessken, F. Heinrich. Das Problem des Völkerrechts. Heft 32.

Geibel, Eman. M. Portr. Distichen a. d. Wintertageb. H. 1. Die Jagd v. Veziers. H. 3. — Sieben Oden des Horaz. H. 20.

Geiger, Ludw. Der dreißigjähr. Krieg und die deutsche Literatur. Heft 27.

Geiger, W. Die Mythen v. Tod u. v. Jens. b. d. Indogermanen. H. 31. — Die ält. Literatur d. indischen Volkes. H. 46.

Genée, Rud. Der hundertjähr. Hamlet. Eine dramaturgische Studie. Heft 9.

Gerhard, Carl. Das Träumen. Heft 29.

Gerland, Georg. Das Gesetz der Vererbung und die Poesie. Heft 5. — Centralasien und China. Heft 12.

Geyer, A. Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten. H. 53. — Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. H. 79.

Gieiebrecht, Wilh. v. Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe. Heft 71.

Goedecke, K. Eman. Geibel. H. 3. — Paul Heyse. Mit d Portr. Heft 7.

Goltz, C. Freihr. v. d. Skizzen aus der Kriegführung der Gegenwart. H. 49.

Gregorovius, F. D. Villa Ronzano. Ein Musensitz des Gozzadini von Bologna. Heft 69.

Groth, Klaus. Kronprinzens in Holsteen. Cyclus plattd. Ged. üb. Land, Leute u. Sagen. H. 25. — Meine Bez. zu Eman. Geibel. H. 89.

Gumprecht, O. R. Schumann. H. 71. 72.

Gutzkow, Karl. Mit Porträt. Bogumil Dawison. Heft 18.

Hamerling, Robert. Amor und Psyche. Gedicht. Heft 64.
Hamm, W. v. Sonntagskinder. H. 48.
Hanslick, Eduard. Adelina Patti. Erinnerungen. Heft 5. — Mit Porträt. Musik u. Musiker in Paris. Heft 22. — Joseph Joachim. Heft 83.
Hartmann, Ed. v. Die Bedeutung des Leids. H. 34. — Die Krisis des Christenthums. H. 42. — Die tragische Vertiefung der Naturrelig. im Germanenth. Heft 52. — Kant als Begründer der modernen Aesthetik. Heft 90.
Haeser, H. Salerno. Heft 7.
Hemmann, Fr. Charles Sealsfield. H. 30.
Henle, J. Der medicin. u. der relig. Dualismus. H. 13. — Ueber das Erröthen. H. 55.
Hertz, Wilh. Die Sage vom Parzival u. dem Gral. Heft 52. — Beowulf. Heft 86.
Hettner, Hermann. Die Franciscaner in der Kunstgeschichte. Heft 57.
Heyse, Paul. Ippolito Nievo. Heft 7. Beppo der Sternseher. Nov. H. 9. — Reisebriefe. An Arn. Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. H. 16. An Wilh. Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen. H. 17. — Aus der ital. Reisemappe. Heft 22. — Die Madonna im Oelwald. Nov. in Vers. Heft 27. 28. — Die Eselin. Heft 40. — Der lahme Engel. Nov. Heft 46. — Der Mönch von Montaudon. Nov. H. 52. — Unvergeßb. Worte. Nov. H. 67.
Hiller, Ferd. An Franz Liszt. Mit Portr. H. 6. — Adolphe Nourrit. H. 28. — In Wien vor 52 Jahren. H. 35. — Frankfurter Tonkünstler verg. Zeit. Mit Portr. Heft 54. — Ein Theaterkind. Von Fr. Coppée. H. 69. — Maxime du Camp. Heft 73.
Hirschfeld, Gustav. Festfeier u. Gedenktage im griech. Alterth. H. 38. — Ein deutsch. Gesandt. b. Soliman d. Gr. H. 84.
Hoernes, Moriz Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Heft 90.
Hoffmann, Hans. Der schöne Checco. Novelle. Heft 42.
Holtzendorff, Franz v. Socialpolit. Reiseskizzen a. Schottland. I. II. Ser. Mit Portr. H. 47. 48. 49. 50.
Homberger, Heinrich. Der Posten der Frau. Heft 69.
Honegger, J. J. Alexandre Dumas fils. Mit d. Portr. v. Alex. Dumas. H. 28.
Hopfen, Hans. Zwischen Dorf und Stadt. Nov. H. 2. — Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors. H. 23.
Huber, Johannes. Moderne Magie. Heft 27. 28.
Hübner, E. Laokoon. Heft 24.
Hübner, Julius. Tintoretto. Heft 31. — Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die ital. Schulen. H. 68.
Jensen, Wilh. Aus den Banden. Nov. H. 1. — Monika Waldvogel. Nov. H. 4. — Bohemund. Nov. in Vers. H. 10. — Ein Frühlingsnachmittag. H. 15. — Mit Portr. Im Mai. Eine Symphonie. H. 24. — Faira. E. erzähl. Ged. H. 34. 35. Am Aschenkrug. Gedicht. H. 55. — Ein Schatten. Ged. H. 63. — Der Wille des Herzens. Nov. Heft 75.
Jhering, Herm. v. Die Thierwelt der Alpenseen u. ihre Bedeutung f. d. Frage nach d. Entstehung d. Arten. Heft 29.
Jhering, R. v. Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft. H. 1. — Honorar u. Gehalt. H. 5. — Die Sitte im Munde der Sprache. H. 49.
Jokai, M. Fürst u. Fra Diavolo. H. 81.
Jordan, Max. Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'. H. 40.
Jordan, W. Rauhreif. Ged. H. 65.
Junghans, S. Giulio Valori. Nov. H. 48.
Kapper, Siegfried. Klöster und Klosterleben in der Herzegovina. Heft 21.
Kardorff, W. v. Die wirthschaftl. u. finanz. Reformprojecte d. Reichskanzlers. H. 23.
Kelle, Johann. Die Verwälschung der deutschen Sprache. Heft 62.
Keller, Gottfr. Der Apotheker v. Chamounix. Fragm. aus einem älteren Gedicht. Heft 60.
Keller-Leuzinger, F. Ein Besuch in Lissabon. H. 79. — Ein Bes. auf der Alhambra. Heft 90.
Klaiber, Julius. Wilhelm Hauff. H. 14.
Klebs, E. Die Umgestaltung d. Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheit. H. 83. — Schädl. Nahrungsmittel. Beitr. zur Entstehungsgesch. v. Krankh. H. 11.
Kleist, Heinr. v. Ueber die allmähl. Verfertigung d. Gedanken beim Reden. H. 10.
Koberstein, Karl. Prinz Heinrich von Preußen u. seine Stellung zur Tradition u. Geschichte. Heft 33. — Carl Friedrich Lessing. Mit Portr. H. 42. — Der Dichter des Frühlings. H. 49. — Ein märkischer Junker. H 68. — Ein Letzter vom Regiment Gensd'armes. H. 84.
Koch, A. Der deutsche Brahmane. H. 65.
Köppen, Fed. v. Moltke u. s. Kriegf. H. 46.
Koffmann, R. Die Bedeut. d. Einzellebens in der Darwinist. Weltanschauung. H. 36.
Krauß, F. Shakespeare u. s. Sonette. H. 23.
Kremnitz, Mite. Carmen Sylva. H. 58.
Kretzer, Max. Die Blinde. Heft 90.
Kreyenberg, G. Die neue Erziehung. H. 59.
Kreyßig, Fr. Béranger und Courier. H. 88.
Kruse, Heinrich. Der Dänholm. Idylle. H. 14. — Idyllen. Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen. H. 21. — Die Siegelbewahrer. Eine Seegesch. H. 45. — Adelaide. Eine Seegesch. H. 54.
Kürnberger, F. Künstlerbräute. Novelle. Heft 3.
Kurnik, Max. Karl v. Holtei. Ein Lebensbild. Mit d. Portr. K. v. Holteis. H. 35.
Kurz, Isolde. Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen. Heft 36.
L. P., Literarische Besprechungen. Zur naturalistischen Literatur. „Angela," Roman von Friedr. Spielhagen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Heft 55. 56.
L., R. Eine Sommerlaune. Heft 54.
Laistner, Ludwig. Der geraubte Spielmann. Novelle. Heft 51.

Lamezan, Ed. Graf. Ueber menschliche Willensfreiheit u. strafrechtliche Zurechnung. Heft 37. — Die neuesten Criminalfälle in Wien. Heft 85. 87.
Lang, C. Ueber altgriech. Musik. H. 37.
Lange, Friedrich Albert. Ueber philosophische Bildung. Heft 31. 32. 35.
L'Arronge, Adolph. Das Theater und die Gewerbefreiheit. Heft 55.
Laube, H. Mit Portr. Ed. Devrient: H. 15.
Lazarus, M. Erziehung u. Geschichte. Mit Portr. H. 48. — Carnaval. Eine psychologische Studie. H, 61.
Leonhard, Rudolph. Die Universität Bologna im Mittelalter. Heft 89.
Leuthold, Heinr. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet u. herausg. von Jakob Baechtold in Zürich. H. 39.
Liebreich, Richard. Realismus und Idealismus im Porträt. Heft 8.
Liechtenstein, Rud. Fürst zu. Die Kinder des Ostens. Novelle. Heft 38.
Lindau, Paul. Ferd. Lassalles letzte Rede. Eine persönl. Erinnerung. H. 2.— Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). In und nach der Verbannung (1851 bis 1878). Mit Portr. H. 4. 5. — Wilhelm Busch. Mit Portr. H. 11. — Julian Schmidt und der „Schillerpreis". Heft 22. — Emile Augier. Mit Portr. H. 25. — Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Mit Portr. H. 31. — Persönliche Begegnungen. Elise. H. 34. — Goethes „Faust" als Bühnenwerk. Heft 42. — Persönliche Begegnungen. Henri. H. 43. — Die Ahnen. Ein Roman v. Gust. Freytag. Mit einem Holzschnitt „Immo u. Hildegard", nach einer Zeichnung von H. Kaulbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie".) Heft 47. — Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in Berlin. H. 51. — Herr u. Frau Bewer. Nov. H. 55. 56. — Die Karolinger. Trauersp. in 4 Akten v. E. v. Wildenbruch. H. 57. — Ein neues Drama von Heinr. Kruse. (Witzlav v. Rügen.) Die Frau Burgemeisterin. Rom. v. G. Ebers. Geistige Aneignungen u. Begegnungen. Gelegentlich des Schausp. „Odette" v. Vict. Sardou. H. 58. 59. 60. — Toggenburg. Nov. Die Geschwister. Rom. in 4 Bänd. v. C. Frenzel. Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille v. E. Zola. H. 61. 62. 63. — Porkeles u. Porkelessa v. Joh. Scherr. Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch d. Bayer. Wald mit den Leitmot. des Doctors. Heft 64. 66. — Allerlei Gedichte aus Nord u. Süd. Spätsommerl. Brief. Rachel. Aus ihrem Leben u. Schreiben. H. 67. 68. — Ein Roman f. Erwachsene v. einem jung. Mädchen. Fedora v. V. Sardou. M. einig. Bemerk. über die Bühnenfertigkeit franz. u. deutsch. Stücke. H. 70. 71. — Au Bonheur d. Dames. Rom. v. Emile Zola. H. 73. — Die Ermord. des Advoc. Bernays. H. 74. — Der Zukunftsstaat. H. 76. — Wie denken Sie über Amerika? H. 81. — Aus der Berl. Verbrecherwelt. H. 82. — Nachtrag zu d. Aufsatze: „Aus der Berl. Verbrecherwelt." H. 83. — Brennende Liebe v. H. Hopfen. H. 84. — Mayo. Nov. H. 85. 86. — Die neuesten Romane v. Daudet u. Zola. I. Sappho, v. Alph. Daudet. H. 89. — II. La Joie de vivre von Emil Zola. Heft 90.
Lindau, R. Der Seher. Nov. H. 5. — Das rothe Tuch. Nov. H. 8 — Tödtliche Fehde. Eine Skizze. H. 12. — Ein verkehrt. Leben. Nov. H. 16. — Gute Gesellschaft. Rom. H. 22. 23. 24. — Der Gast. Nov H. 40. 41 — Treu b. in den Tod. Erz. H. 45. — Im Park von Villers. Novelle. Heft 59.
Lindner, Albert. Das dänische Dichterjubiläum. Heft 89.
Lingg, Hermann. Diokletian in Salona. Scenische Dichtung. Heft 67.
Lotheißen, Ferd. Die Erzählungen der Königin von Navarra. Heft 58.
Lotze, H. ✝. Die Principien d. Ethik. H. 63.
Löwenfeld, Raphael. Aus dem Lager der Nihilisten. Heft 85.
Lübke, W. Peter Paul Rubens. H. 3. — Rembrandt van Ryn. H. 8. — Die Cultur der Frührenaissance in Italien. H. 11. — Die Cultur d. Hochrenaiss. in Ital. Heft 22. — Die pergamen. Funde. H. 38. — Die Kunst u. der Kaufmann. H. 41. — Zur französ. Renaissance. H. 64. — Aus d. Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen. H. 73. — Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. H. 79.
Magnus, H. Die Farbenblindheit. H 21.
Mayer, K. A. Die Neuvermählten. H. 54.
Mejer, O. Der römische Kestner. Heft 60. II. Art. 1817 bis 1828. Heft 66. — III. Artikel Heft 69.
Mejer, C. Ehemalige Studentenverbindungen. Heft 85.
Meißner, Alfred. Toni. Novelle. Mit dem Porträt A. Meißners. H. 37. 38.
Menenius d. Jüngere. Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit Portr. H. 34. — Ein Blick v. der polit. Warte. H. 40.
Merkel, Fr. Der Kuß. Eine anthropologische Studie. Heft 24.
Meyer, Jürgen Bona. Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus. H. 12. — II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie. Heft 43.
Meyer, Gustav. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. Heft 71.
Meyer v. Waldeck, F. Russische Censur. Heft 4.
Meyer, L. Ueber akad. Lernfreiheit. H. 28.
Milchhöfer, Arthur. Heinrich Schliemann und seine Werke. Heft 61.
Müller, F. Max. Ueber Fetischismus. I. II. Heft 20. 21.
Müller, Lucian. Ein röm. Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin. H. 10.
Müller-Guttenbrunn, Adam. Die Frau Hofräthin. Eine wahre Geschichte. H. 72
Naumann, E. Clavierspiel ohne Ende. H. 16.
Nissen, H. Kleopatra. Heft 15.

Noiré, Ludw. Max Müller u. die Sprachphilosophie. Mit Portr. H. 19. — Das Problem d. Anthropologie: Die menschl. Kunst und ihre Bedingungen. Heft 81.
Oelschläger, H. Bernardo. H. 44. — Einlad. nach Cannstadt. An K. Cauer. H. 75.
Ompteda, Ludw. Frhr. v. Bilder aus engl. Landsitzen u. Gärten. H. 19. 20. 24. — Woburn Abbey. Die Trinkkrankheit in England. Heft 32. 33. — Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers. Heft 45. — Das holländische Haus. Eine Erzählung. H. 63.
Oppenheim, H. B. Zur Revision d. Gewerbeordnung. H. 14. — Das allgeme. Stimmrecht. Heft 22. — Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus. H. 31. — Aus den Mysterien der altfranz. Diplomatie. H 35.
Osenbrüggen, E. Schweiz. Bergseen. H. 15.
Oetker, Friedr. Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen. H. 31. — Die Herstellung der kurhess. Verfassung im Frühj. 1862. H. 72.
Pasqué, Ernst. Der fliegende Holländer. Heft 88. 89.
Paulsen, John. Ein römisches Abenteuer. Novelle. Heft 36.
Payer, Julius. Die engl. Nordpolexpedition von 1875—1876. Heft 1.
Pecht, Fr. Moderne Maler. Fr. Lenbach. Heft 1. — Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin. H. 12.
Pettenkofer, Max v. Ueber Vergiftung mit Leuchtgas. Heft 85.
Pfau, Ludwig. Emile Zola. Heft 37.
Pflugk-Harttung, J. v. Ein Phantast auf dem Kaiserthrone. Heft 60.
Pichler, Adolf. Eine Jugendliebe in Wien. Heft 82. 83. 84.
Pietsch, Ludw. Wilhelm Lübke. Mit Portr. H. 8. — Iwan Turgénjew. Persönl. Erinnerungen. Mit Portr. H. 20. — Reinhold Begas. Mit Portr. H. 30. — Adolf Menzel. Mit Portr. H. 33. — Andreas Achenbach. Mit Portr. H. 45. — Paul Meyerheim. Mit Portr. H. 49. — Anton Werner. Mit Portr. H 52. — Gabriel Max. H. 72. — Wassili Wassiliewitsch Wereschagin. H. 75. — Die Internat. Kunstausstell. in München. H. 79. 80. — Lorenz Gedon. Heft 88.
Prel, Carl du. Das zweite Gesicht. Psychologische Studie. Heft 54.
Preyer, W. Die Concurrenz in der Natur. Heft 23.
Putlitz, Gust. zu. Mein Elternhaus. H. 90.
Puttkamer, Alberta v. Aus einem Cyclus. Ein Sommerglück. Nov. in Terzinen. Heft 66.
Radestock, Paul. Genie und Wahnsinn. Heft 86. 87.
Rangabé, A. R. Die beiden Schwestern. Eine Novelle. Heft 47.
Ranke, Leop. v. Mit Portr. Zur Geschichte der ital. Kunst. I.—IV. H. 13. V.—VII. Heft 14.
Ratzel, Friedr. Die Beurtheilung der Völker. H. 17. — Die Wasserfälle. H. 41.
Ratzel, Heinr. Sahara u. Sudan. H. 34.
Redwitz, Marie v. Seine Frau. Nov. H. 53. — Fatma Hanum. Nov. H. 68.
Redwitz, Oskar v. Ein Brautkranz in Sonetten. Heft 36.
Reinke, J. Die Organismen und ihr Ursprung. Heft 53.
Reuleaux, F. Ueber Deutschlands gewerbl. Bestrebungen u. Aufgaben. H. 14. — Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb. Heft 25.
Reyer, E. Alt-Toscana. Heft 80.
Rhenanus. Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß. Heft 46.
Richter, K. Th. Die Braut. Nov. H. 21.
Riehl, W. H. Mit Portr. Neue musik. Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeist. K. Guhr u. K. Ludw. Drobisch. H. 1. — Das verlor. Paradies. Nov. H. 25.
Rittershaus, Emil. Am Gestade der See. Heft 58.
Robert, Karl. Manuela. Heft 82. 83.
Roquette, Otto. Die Muschel. H. 46. — Der Dachreiter. Nov. Naturstimmen. H. 49. 51. — Die Vertrauten. Nov. H. 73.
Roscher, W. Zur Erinnerung an Friedr. List. Ungedr. Briefe desselben. Mit einer Einleitung. Heft 7. — Betrachtungen über die neuen preuß. Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes. Heft 66.
Rosenthal, J. Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit Porträt. H. 17.
Rühl, Franz. Theodor v. Schön. H. 17. — Friedr. Christoph Schlosser. Heft 39
Rüstow, W. Das schweizer. Heerwesen. Ein Beitr. zur Beantwort. der Frage nach der allgem. Anwendbark. des Milizsyst., auch für die Heere der Großmächte. Heft 9.
Saar, Ferdinand v. Der General. Eine Novelle aus Oesterreich. Heft 28.
Sander, Friedrich. Ueber gute und schlechte Luft. Heft 10.
Schack, Adolf Fried. Graf v. Dichtungen. I. Ottmar. II. Achilles. Heft 19. 20. — König Cheops. Heft 81.
Schädel, Bernhard. Briefe von Moritz von Schwind. Heft 40. 45.
Scheibert, Justus. An den Grenzen der Strategie und Taktik. Heft 21.
Schelle, Ed. Richard Wagner. Mit dem Portr. von Rich. Wagner. H. 21.
Scherenberg, Ernst. Gedichte. Heft 48.
Scherr, Joh. Deutschland vor 100 Jahren. H. 61. — Dreißig Jahre deutscher Gesch. H. 65. — Ein Zarenmord. H. 70. — Das Passionsspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung. H. 73. — „Conjuratio sulfurea" oder „Alles schon einmal dagewesen". H. 76. — König u. Priester. H. 83.
Schlesinger, Sigmund. Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedts. Heft 36.
Schletterer, H. M. Die ersten französischen Opernversuche. Heft 78. 79.
Schmidt-Rimpler, H. Ueber Blindsein. H. 45
Schneegans, A. Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698. Heft 46. — Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild. Heft 74.

Schoener, R. Der Palatin und seine Ausgrabungen. Heft 18. — Die neue Pompeji-Forschung. Heft 48. 50. 51.
Schorn, O. v. Das Groteske u. Komische in d. Kunst u. im Kunstgewerbe. H. 29.
Schrader, O. Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguist. Studie. H. 45.
Schrader, G. Carl Ludwig v. Knebel. H. 84.
Schücking, Adrian. Spiegelbilder vom Bosporus. I. Möwen. Heft 54.
Schücking, Lewin. In memoriam. H. 79. — Märtyrer od. Verbrecher? H. 82.
Schultz, K. Th. Gesühnt. Nov. H. 62.
Seidel. Heinrich. Gedichte. Heft 72.
Semper, Hans. Italien. Studien. H. 39. — Mittelalterl. Baukunst in Italien. H. 58.
Seydel, Rud. Das Rosenkreuz, ein Sinnb. des Christenthums im Ueberg. zur Humanitätsrelig. H. 40. — Rud. Herm. Lotze. H. 63. — Buddha u. Christus. H. 80.
Siegfried, L. Illusionen. Eine psychologische Studie. Heft 62.
Silberstein, A. Der Laden des Naz. H. 35.
Sollohoub, Barbara Gräfin. Vater Dionysius. Heft 53.
Sosnowski, M. E. v. Kuno Fischer. Mit dem Portr. K. Fischers. Heft 41.
Soyka, Isidor. Ueber den gegenwärtigen Stand d. Pestfrage. H. 26. — Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen. Heft 57.
Spielhagen, Friedrich. Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd". Heft 43.
Stein, L. v. Der amer. Socialismus u. Communismus. I — IV. H. 43. 44. — Musik und Staatswissensch. I. II. H 73. 74.
Stein-Nordheim, v. Die montenegrinischen Frauen. Heft 81.
Stern, Alfred. Karl von Clausewitz. H 44.
Steub, Ludwig. Mein Leben. Heft 78.
Stieler, Karl. Eine Winterreise an den Königssee. H. 38. — Ludw. d. Baier. H. 50.
Stockmar, Ernst Freiherr v. Die Flucht des Grafen v. Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791. Heft 10.
Strousberg, B. H. Zwei Fragen, die nicht brennen. Heft 26.
Sylva, C. Das Leiden. Märchen. H. 58.
Theile, Fr. Wilh. Das Menschengeschlecht. Heft 33.
Thiersch, Carl. Medicinische Glossen zum Hamlet. Heft 17.
Thomas, Carl. Die Großmutter. Novelle. H. 15. —† Magdalena. Nov. H. 57.
Tolstoy, Leo Graf. Der Tod. Heft 87.
Trojan, Johannes. Die Dorfstätte. H. 55
Turgenjew, Iw. Hamlet u. Don Quixote. H. 82. — Der Raufbold. Nov. H 84.
Uhl, F. Herzensdämmerung. Nov. H. 11.
Unger, Theodor. Kunstschreiben. und Kunsttreiben. Heft 6.
Verga, G. Der Krieg der Heiligen. H. 90.
Vischer, Fr. Wieder einmal über die Mode. H. 12. — Neue lyrische Gänge. H. 70.
Vogel, H. W. Das Spectrum und die chemisch. Wirkungen des Lichts. H. 7. Die Telegraphenschrift des Himmels. H. 18
Vogt, K. Ein frommer Angriff heut. Wissensch. H. 2. — Eine Naturforscher-Allee im Hoch-Jura. H. 25. — Zur Physiologie der Schrift. Heft 34. — Algierisches. Heft 54. — Ed. Desor. H. 64. 65. — Goethes geolog. Studien in Karlsbad u. bei Franzensbad. H. 75.
Voit, C. Ueb. d. Bedeut. d. Blutes. H. 16.
Volkelt, Joh. Eduard von Hartmann. Mit dem Portr. Ed. v. Hartmanns. Radirung v. W. Rohr in München. H. 52.
Volz, B. Fürst Kaunitz. Heft 36.
Wagener, B. Zwischen zwei Herzen. Nov. H. 6. — Bilder a. Deutschlands Kriegsmarine. H. 19. — Golgatha. Nov. H 58.
Wagner, R's. Briefe an W. Fischer. H. 77.
Weech, Friedrich v. Goethes Lilli. H 29.
Welcker, Herm. Die persische Vierzeile u. der deutsche Volksreim. Heft 30.
Wellmer, Arnold. Franz Dingelstedts „Schwabenstreiche". Heft 59. 60.
Weltrich, R. Friedr. Vischer a. Poet. H. 70.
Wereschagin, Wassili. Erinnerungen aus d. russisch-türkischen Feldzuge. H. 76. 77.
Wichert, Ernst. Sommerfrische am Baltisch. Strande. H. 19. — Fanchon. H. 77.
Wiener, H. Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung. Heft 13.
Wilbrandt, A. Mit Portr. Dramaturg. Unterhandlungen. Mein Freund Scävola. H. 2. — Der Lootsencommandeur. Nov. H. 7. — Untrennbar. Nov. H. 13. — Der Mitschuldige. Nov. H. 18. — Tod u. Trost. Ein Cyclus. H. 33. — Der Verwalter. Nov. H. 43. 44.
Wildenbruch, Ernst v. Brunhild. Nov. H. 66. — Das Hexenlied. H. 79.
Windscheid, B. Die geschichtl. Schule in der Rechtswissenschaft. H. 10.
Winter, Georg. Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publikation. Heft 72.
Witte, J. H. Kant und die Frauen. H. 19.
Wolff, Julius. Die Frau des Rathsherrn. Ballade. Heft 68.
Woltmann, A. Das Preußenthum in der neueren Kunst. Aus der ersten franz. Nationalvers. — 1871. Nach Briefen u. aus d. Nachl. eines Mitgl. derselben. H. 4.
Ziemssen, Ludw. Friedrich Spielhagen. Mit dem Portr. Fr. Spielhagens. H. 43.
Zola, E. Balzac (in franz. Sprache) (in's Deutsche übers. v. P. L.) Mit Portr. Zolas. H. 37. — Der Rächer. H. 76.
Zorn, Philipp. Stein u. die Reform der preußischen Verwaltung. Heft 79.
* * * Aus d. erst. franz. Nationalvers. 1871. — Nach Briefen u. aus dem Nachlaß eines Mitgliedes ders. H 6.
* * * Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen. Heft 35.
* * * Preußen in Kurhessen. Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische Expedition in Kurhessen 1850. Heft 68. 75. 81.
* * * Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. H. 82. 84.
* * * Zur Charakteristik Laskers. H. 85.

Literarischer

Weihnachts-Anzeiger

zu

Nord und Süd.

1884.

Verzeichniss der Inserenten
im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

I. Buchhandel.

Allgemeine Zeitung in München 11
Bach's Verlag, J. G., in Leipzig 4
Bielefeld's Verlag, J., in Karlsruhe . . . 8
Breitkopf & Härtel in Leipzig 9
Buck, Gg., Ulm a./D. 12
Costenoble, Herm., in Jena 1
Engelhorn, J., in Stuttgart 6
Engelmann, Wilh., in Leipzig 5
Ernst'sche Buchh., in Quedlinburg . . 3, 12
Gesellschaft, Photogr., Kunstverlag in Berlin 12
Glogau, S., & Co., Buchh. in Leipzig . . 9
Haude & Spener'sche Buchh. (F. Weidling), in Berlin 5
Hirt, Ferdinand, & Sohn in Leipzig . 13, 14
Huber's Verlag, J., in Frauenfeld . . . 4
Konegen, Karl, Verlagsbuchh. in Wien. . 9
Kummer, Eduard, Verlagsbuchh. in Leipzig 9
Mayer, Eduard Heinrich, in Köln . . 6
Mitscher, Raimund, in Berlin 3
Mosse, Rud., in Berlin 1
Post'sche Buchh., C. F., in Kolberg . . 9
Richter & Kappler, Verlagsbuchh. in Leipzig 6
Rieger'sche Univ.-Buchh., M., in München 2
Schottlaender, S., in Breslau . . . 10, 12
Voigt, B. F., in Weimar 12
Vogel, F. C. W., in Leipzig 5
Westermann, George, in Braunschweig . . 7
Wigand, Otto, in Leipzig 4
Zieger, Carl, in Leipzig 6
Zschiesche, Alwin, in Naumburg a./S. . . 1

II. Gewerbe und Industrie.

Apollinaris-Company (Limited) in Remagen a. R.
Boucicaut & Co. in Paris (Au bon Marché).
Carlsbader Mineralwasser-Versendung.
Häger, Jul., in St. Andreasberg a. Harz.
Herb, W. A., in Pulsnitz in Sachsen.
Hildebrand, E., in Breslau.
Killisch, Dr., in Berlin.
Schlesinger, F. E., in Gotha.
Schottlaender, S., in Breslau.
Stollwerck, Gebr., in Köln.
Zechmeyer, G., in Nürnberg.

III. Beilagen.

Ehlermann, Ls., in Dresden.
Gesenius, Herm., in Halle a./S.
Grote, G., in Berlin
Institut, Bibliograph., in Leipzig.
Krabbe, Carl, in Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchh. in Stuttgart.
Schottlaender, S., in Breslau.
Soennecken, F., in Bonn.
Staackmann, L., in Leipzig.
Titze, Adolf, in Leipzig.

Probetafel.

LEGUAN.

Brehms Tierleben — Chromo-Ausgabe.

428 Bogen Text mit 1776 Textillustrationen und 170 Chromotafeln in 140 Lieferungen
à 1 Mark oder 10 eleganten Halbfranzbänden à 16 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Es giebt ein Wiedersehen.

Dichter- und Denkerstimmen über die Unsterblichkeit und Trostworte an Gräbern.

Von

Ferdinand Schmidt.

kl. 8. brosch. Mk. 1 50, eleg. geb. Mk. 2.65.

Mühseligen und Beladenen Trost zu spenden, lindernden Balsam in ihre wunden Herzen zu träufeln, ihre Blicke wieder nach oben zu richten — dieses ist der Zweck des vorstehenden Buches.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von

Dr. Eduard Engel.

— Zweite Auflage. —

8. eleg. broch. 4 M. In stilvollem Einb. 6 M.

Vom Verfasser allen edlen Frauen empfohlen.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt.

nebst seinen **4** werthvollen Separat-Beiblättern: Illustrirtes Witzblatt **„ULK“**, belletristisches Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft“** und **„Industrieller Wegweiser“**. Bei reichem Inhalte und geistiger Frische

die billigste deutsche Zeitung.

Abonnementspreis **1 Mk. 75 Pf.** für den Monat **December** für alle 5 **Blätter** zusammen bei sämmtlichen Postanstalten. ☛ **Probe-Nummer gratis und franco.**

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der bis zum 1. December bereits erschienene Theil von

Hans Hopfens neuestem Roman

unter dem Titel **„Zum Guten“**, eine köstliche Geschichte aus Südtirol,

gratis und franco nachgeliefert.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Der Sänger von Schiras.

Hafisische Lieder

von

Friedrich Bodenstedt.

— 3. Auflage. —

Octav. Carton. 4 M. eleg. geb. 6. M. Diamant-Ausg. Höchst eleg. geb. 5 M.

82,000 Exemplare verkauft!

Alwin Zschiesche's

illustrirte Briefmarken-Albums

sind die anerkannt besten und praktischsten, zu beziehen durch alle Buch- und Papierhandlungen. Preise: 1, 1½, 6, 7, 7½, 9, 13½ und 36 Mark.

Briefmarken-Sammlungen

150 verschied. echte Briefmarken für 1 M. 50 ₰
200 „ „ „ „ 3 „ — „
500 „ „ „ „ 15 „ — „
1000 „ „ „ „ 50 „ — „

und alle anderen Briefmarken verkaufe billigst. Katalog 75 Pfg. Preiscourant gratis.

Alwin Zschiesche, Naumburg a. d. Saale.

3. umgearbeitete u. vermehrte Auflage.
Siebentes bis neuntes Tausend!

Gesund-heits-Lehre

für Gebildete aller Stände.

Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung des Herrn

Geheimrat Dr. M. v. Pettenkofer

von

Dr. Friedrich Erismann

Professor der Hygiene an der Universität Moskau.

30 Bogen Oktav,
in schöner Ausstattung Mk. 3.—.
In eleg. Leinenband Mk: 4.20.

Mit Hohen ministeriellen Empfehlungen von Seiten Bayerns, Oesterreichs, Preussens, Sachsens, Württembergs und Badens.

Inhalt: I. Allgemeine Lebensbedingungen. 1. Luft. 2. Boden. 3. Das Klima. 4. Gemeinwesen; Dorf und Stadt. 5. Das Wohnhaus. 6. Kleidung; Hautpflege; Bäder. 7. Die Ernährung. — II. Lebensbedingungen der verschiedenen Altersstufen. 8. Die erste Kindheit. 9. Die Schule. 10. Die Berufsthätigkeit. — III. Anhang. 11. Die Volkskrankheiten.

„Es ist so geschrieben, dass nicht nur Naturforscher und Aerzte, sondern auch Techniker, Staatsbeamte, Mitglieder von Gemeindebehörden, Schulmänner, kurz, die Gebildeten aller Stände es verstehen werden, für welche es geschrieben ist, und die alle dazu bestimmt sind, an den Aufgaben und an der weiteren Entwickelung der Hygiene mitzuarbeiten."

In einem Aufsatz in der Gartenlaube schliesst so sein Referat Herr Geh.-Rat Dr. M. v. Pettenkofer.

La Settimana. Italienische Zeitung für

Deutsche. (Zu Unterrichtszwecken.) Preis pro Quartal 13 Nummern 1 Mk. 75 Pf. Probe-Nummern stehen zu Diensten.

Neuhistorische Vorträge und Aufsätze.

*Von Dr. **Karl Theodor Heigel**, Professor der Geschichte an der k. technischen Hochschule München. 20 Bogen Oktav. Preis 6 Mk. In eleg. Halbfranzband 8 Mk.*

***Inhalt:** Die Wittelsbacher in Schweden. — Ludwig I. von Bayern und Martin Wagner. — Die Hochzeit Friedrich V. von der Pfalz. — Die deutsche Kaiseridee seit den Befreiungskriegen. — Marschall Wrede. — Von Küstrin bis Rheinsberg. — Wahrhaftiger Bericht über ein anno 1467 zu München abgehaltenes Freischiessen. — Christian von Mannlichs Memoiren. — Andreas Hofer. — Christine von Schweden in Innsbruck. — Censurwesen in Altbayern. — Das Tagebuch Kaiser Karls VII. — Nymphenburg.*

Quellen und Abhandlungen zur neueren

*Geschichte Bayerns. Von Dr. **Karl Theodor Heigel.** 27 Bogen Gross-Oktav. Preis 10 Mk. In eleg. Halbfranzband 12 Mk.*

***Inhalt:** I. Das Projekt einer Wittelsbachischen Hausunion unter schwedischem Protektorat. 1667—1676. — II. Die Beziehungen des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern zu Polen. 1694—1697. — III. Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern und die spanische Erbfolge. 1692—1699. — IV. Die Korrespondenz des Kurfürsten Max Emanuel mit seiner zweiten Gemahlin Therese Kunegunde und ihren Eltern. 1695—1718. — V. Kurfürst Joseph Klemens von Köln und das Projekt einer Abtretung Bayerns an Oesterreich. 1712 bis 1715. — VI. Das politische Testament Max Emanuels von Bayern. 1725. — VII. Die Korrespondenz Karl VII. mit Joseph Franz Graf von Seinsheim. 1738—1743. — VIII. Zur Geschichte des sogenannten Nymphenburger Traktats vom 22. Mai 1741. — IX. Der Anteil des Kronprinzen Ludwig am bayrischen Verfassungswerk. 1815—1848.*

Das Tagebuch Kaiser Karls VII. aus

*der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs. Nach dem Autograph in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgegeben von Dr. **Karl Theodor Heigel.** 16 Bogen Gross-Oktav. Preis 8 Mk. In eleg. Halbfranzband 10 Mk.*

Die Wittelsbacher. Von Dr. Karl

***Theodor Heigel.** 9 Bogen Oktav mit 20 Holzschnitten, in eleganter Ausstattung. In illustrirtem Umschlag gebunden mit Leinenrücken 1 Mk.*

Verfasser hat die ihm gestellte Aufgabe eines auch für mittlere Kreise sowie für die Jugend verständlichen Abrisses trefflich gelöst. Da noch gewählter Schmuck an Porträten, topographischen, kulturgeschichtlichen, sphragistischen und anderen Bildern hinzu kam, ist eine würdigere populäre Darstellung wohl der Geschichte keines Regentenhauses zu teil geworden. **v. Oefele.**

Zu Festgeschenken sind, in neuester Auflage, als sehr nützlich zu empfehlen:

Anweisung zur Oelmalerei, Aquarellmalerei,

zur **Holzmalerei**, zu **Spritzarbeiten**, zur **Portrait-** und **Landschaftsmalerei**; nebst **26 Geheimnissen für Zeichner.** Von **Dietrich.** Zehnte Auflage. 2 M.

Weber's vollständig erklärendes

Fremdwörterbuch

in **14,000 fremden Ausdrücken**, welche in **Zeitungen, Büchern** und in der **Umgangssprache** vorkommen. Dreizehnte Auflage. 1 M. Gebunden 1 M. 25 ₰.

(Als nützliches Geschenk für Jungfrauen.)

Die Bestimmung der Jungfrau

und ihr **Verhältniß** als **Geliebte** und **Braut**; nebst Anweisungen zum guten **Ton, Anstand, Würde** und für das **gesellschaftliche Leben.** Von Dr. Seidler. Zwölfte Auflage. 2 M.

(Für junge Männer. — Achtzehnte Auflage.)

Der Gesellschafter

oder **der Gesellschafter, wie er sein soll.** Enthält 20 Anweisungen für **Anstand** und **feine Sitte, 24 Geburts-** und **Namenstags-Wünsche. 10 Gesellschaftsspiele, 22 komische Vorträge** und **100 Anekdoten** und **Toaste.** Von Schuster. Achtzehnte Auflage. 2 M. 50 ₰.

Weihnachtsgaben für Handlungslehrlinge:

Die Handelswissenschaft.

Zur leichten Erlernung der **Correspondenz**, des kaufmännischen **Rechnens**, der einfachen und doppelten **Buchführung**, der **Waarenkunde; Münz-, Maß-** und **Gewichts-Erklärung**, mit Anweisung zur **Schönschreibekunst.** Von **Fr. Bohn.** — Siebenzehnte Auflage. Preis 5 M.

Praktischer Unterricht

in der einfachen und doppelten Buchführung

für **Kaufleute** und **Gewerbetreibende**, um ihre Bücher **vereinfacht** und **übersichtlich** führen zu können. Mit einer Anleitung zur Buchung von **Kapitalien, Grundstücken** und **Werthpapieren.** Von **Wilh. Trempenau.** Achte verb. Auflage. 3 M. 50 ₰.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Verlag von **Raimund Mülscher** in Berlin SW. 48.

Ed. Hildebrandt's

Weltberühmte Aquarelle

in Chromo-Facsimiles von R. Steinbock:

Reise um die Erde 34 Bl., **Aus Europa** 14 Bl., **Neue Folge** 15 Bl.; ferner **Krüger. Reiseziele** 6 Bl., Einzeln 12 Mk., von **6 Blatt** an **nur 9 Mk.** pro Blatt. Verzeichnisse gratis. Prachtmappe dazu 20 Mk., elegante Cartonmappe 5 Mk.

Domschke. Merkbüchlein für junge und alte Knaben, die Freude am edelen **Scatspiel** haben. 22 humoristische Bilder in Farbendruck, elegant cart. 8. 2 Mark.

Bernh. Mannfeld's

Große Original-Radirungen

als schönster Zimmerschmuck empfohlen:

Heidelberg (Schloßhof) und **Köln** (Rathhaus) Pend., Bildgröße 75 : 105 Cm. Jedes Blatt 40 M., beide zusammen nur **70 M.**

Lorelenfelsen u. **Rheingrafenstein**, Pend., Bildgröße 49 : 63 Cm. Jedes Blatt **mit** d. Schrift, chin. Papier 20 M., weiß Papier **15 M.**

Ansicht von **Heidelberg** entw. und radirt von **H. Henicke.** Bildgröße 59 : 43 Cm. Preis auf chin. Papier 15 M.

J. G. Bachs Verlag in Leipzig.

Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit von **Otto Henne am Rhyn**. Illustrirt von **Gustav Doré**. Folio in 30 Lieferungen à 2 M, geb. 78 M.

Das verlorene Paradies. Von **John Milton**, deutsch v. **A. Böttger**, illustrirt von **Gust. Doré** 10 Lfg. à 4 M, gebunden in Saffian 60 M, in Call. 48 M.

Trachten der Völker von **Kretschmer & Rohrbach** 2. Auflage. 26 Liefg. à 4 M, in Saffian 130 M. in Call. 125 M.

Illustrirtes Koch-Notizbuch für gute Hausfrauen. 9. Aufl., geb. 7,50 M.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Neues Historienbuch.

Von

Johannes Scherr.

2. Aufl. 5 Mark.

Verdeutschungswörterbuch.

Von

Daniel Sanders.

5 Mark.

Lied von der Nähmaschine.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiss

von

Ladislaus Neugebauer.

Illustrirt von Otto v. Vadig.

8°. Preis 1 Mark 50 Pf. Gebunden 2 Mark.

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Leuthold.

Mit

Porträt und Lebensabriß des Dichters.

XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in eleg. Lwbd. 7 M.

Vorzüge in allen Buchhandlungen.

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Ausgabe von Leutholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; sodann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Vächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern der früheren Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Leutholds noch bedeutend erweitern.

J. Huber's Verlag in Frauenfeld.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Georg Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bände in ca. 110 Lieferungen (à ℳ 1.—) und 4 Registerbänden. Gr. 8°.

Bisher ist erschienen:

1. Band:	**Geschichte des Morgenlandes.** 1882.	ℳ 7.—
2. „	**Geschichte des hellenischen Volkes.** 1882.	ℳ 7.50
3. „	**Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** 1883.	ℳ 7.50
4. „	**Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen.** 1883.	ℳ 7.—
5. „	**Geschichte des Mittelalters.** 1. Theil.	ℳ 6.—
6. „	**Geschichte des Mittelalters.** 2. Theil. 1884.	ℳ 7.—
7. „	**Geschichte des Mittelalters.** 3. Theil. 1884.	ℳ 7.50
Registerband für Band 1—4:	I. **Geschichte des Alterthums.** 1883.	ℳ 1.50

Einband für jeden Band: einfach geb. ℳ 1.25, elegant geb. ℳ 2.—

Prospecte und **Urtheile** der Presse durch alle Buchhandlungen **gratis.**

VERLAG VON F. C. W. VOGEL IN LEIPZIG.

Soeben erschien:

AUGUST KOBERSTEIN'S

Grundriss der Geschichte

der

Deutschen National-Literatur.

Sechste umgearbeitete **Auflage**

von

KARL BARTSCH.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten Deutscher Geschichte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

gr. 8. 1884. Preis 9 Mark.

II.—V. Band. 5. Aufl. Mit Register zu Bd. I.—V. = 45 M. 50 Pf.

Verlag der **Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling)** in Berlin.

Geflügelte Worte.

Der Citatenschatz des deutschen Volkes.

Gesammelt

von

Georg Büchmann.

Nach des Verfassers Tode fortgesetzt

von

Walter Robert-tornow.

Vierzehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit dem Bildniss Georg Büchmann's

nach dem Oelgemälde von Helene Büchmann, radiert von Hans Meyer.

Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M., mit Goldschnitt 6 M. 25 Pf.

Bisheriger Absatz 58,000 Exemplare.

Ein neues Jugendbuch
Buch für die reifere Mädchenwelt
von 12 Jahren an!

Mit Originalbeiträgen von
Brigitte Augusti, Marie Berg, Emil Frommel, Karl Gerok, Clementine Helm, H. Herzog, Dr. H. J. Klein, Marie Krummacher, E. Ladden, Marie von Olfers, H. Pichler, Th. Spann-Weber, Helene Stökl, O. Tutermeister, Joh. Trojan, Heinr. Vierordt u. A.

Blüten und Ähren.

Ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt.
Herausgegeben von Marie Berg.
In gediegener Ausstattung mit Illustrationen.
Preis geb. in elegantem Einband nur 4 M.
Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Jede solide Buchhandlung ist imstande das Buch vorzulegen oder binnen Kurzem zu beschaffen.

Die Verlagshandlung von Eduard Heinrich Mayer in Köln
empfiehlt nachstehende, anerkannt
vorzügliche Festgeschenke:

Aufwärts! Bilder aus der Geschichte und der Kulturentwickelung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen.

Nordisch-germanische Götter- u. Heldensagen. Von Johannes Schrammen.
Gr. 8°. Brosch. M. 2.—; Carton. M. 2.40; elegant geb. M. 3.—.

Geschichte und System der Natur. Von Dr. F. H. Thomassen. 4. Auflage.
Gr. 8°. Brosch. M. 6.—; elegant gebunden M. 7.50.

Die Santa-Fe- und Stockton-Bahn in Nord-Amerika. Von Robert von Schlagintweit. Elegant brosch. M. 8.—; gebunden M. 9.50.

Das Weltall und seine Entwickelung. Von E. F. Th. Moldenhauer.
3. Auflage. 2 Bände. Brosch. M. 14.40; gebunden M. 16.—.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Erster Jahrgang. Band 4.

Zero.

Eine Geschichte aus Monte Carlo
von Mrs. Campbell Praed.
Preis 50 Pf., gebunden 75 Pf.

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Festgeschenke für Erwachsene.

Voß's Werke in 27 eleganten Ganzleinenbänden nur 54 M.
Bulwer's ausgewählte Werke in 10 eleganten Ganzleinenbänden nur 20 M.
Cooper's ausgewählte Werke in 15 eleganten Ganzleinenbänden nur 30 M.
Scott's Werke in 25 eleganten Ganzleinenbänden nur 50 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie auch direkt gegen Einsendung der Beträge von der Verlagshandlung Carl Zieger in Leipzig.

In dritter Auflage neu erschienen.

14 Bände. **Theodor Storm's sämmtliche Werke.** 14 Bände.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters. – Geb. in 7 eleg. Leinwandbänden M. 38.50.

Zerstreut in den bekannten kleinen Miniaturausgaben, gehörten bisher die Werke eines der nationalsten und seelenvollsten Dichter der Neuzeit vorzugsweise der exclusiven Salonliteratur an. Storm aber ist ein Dichter für jedes sinnige, rein empfindende Gemüth. Er gehört im besten Sinne der Nationalliteratur an, und darum hat diese Gesammtausgabe den Zweck und die Berechtigung, in jede Familie einzutreten und zum Gemeingut der Nation zu werden wie die Werke unserer besten und gefeiertsten Dichter.

Serie I (Band 1–6), Serie II (Band 7–10), Serie III (Band 11–14) werden auch apart geliefert; **einzelne** Bände jedoch **nicht.**

Le Parnasse Français.
Choix de poésies
par
Napoléon Ducros.
3. Auflage.
M.-A. Eleg. geb. m. Goldschnitt
M. 6 —.

The British Lyre
or selections from the English poets
by **Wm. Odell Elwell.**
6. Auflage.
Mit Titelstahlstich.
M.-A. Eleg. geb. m. Goldschnitt
M. 6.—.

Miniatur-Ausgaben.

Hoffgen, P. E., **Aus Wäldern und Bergen.** Stille Geschichten.

Storm, Th., **Ein stiller Musikant. — Psyche. — Im Nachbarhause links.** Drei Novellen.

Storm, Th., **Novellen und Gedenkblätter.**

Storm, Th., **Waldwinkel. — Pole Poppenspäler.** Zwei Novellen.

Elegant geb. mit Goldschnitt.
Preis pro Band M. 4.50.

Dichtergarben
deutscher Lyrik.
Von Dr. **Adolf Böttger.**
3. Auflage.
Mit einem Titelkupfer.
M.-A. Eleg. geb. mit Goldschnitt
M. 6.—.

Hausbuch
aus deutschen Dichtern.
Von **Theodor Storm.**
4. Auflage.
Mit. Eleg. geb. m. Goldschn. M. 7.80.

Empfehlenswerth für Schule und Haus!

Schul-Atlas

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet von

C. Diercke und E. Gaebler.

54 Haupt- und 138 Nebenkarten.

Zweiter Abdruck.

Preis geh. M. 5 —, geb. M. 5.60.

THIBAUT,

französisch-deutsches und deutsch-französisches

Soeben in 104. Auflage erschienen.

WÖRTERBUCH.

Nach neuer deutscher und französischer Orthographie.

Preis geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Th. von Lichtenstern & Henry Lange's

Schul-Atlas

zum Unterricht in der Erdkunde.

60. Auflage.

Ausgabe in 29 Karten f. untere Classen geh. M. 5.75.
Ausgabe in 38 Karten f. mittlere Classen geh. M. 7.50.
Ausgabe in 45 Karten f. obere Classen geh. M. 8.70.

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Deutsche illustrirte Volksbücher.

Berthold Auerbach's gesammelte Volkserzählungen.

In 8 Bänden geheftet 9 Mark, elegant gebunden 12 Mark.

Auch in 10 abgeschlossenen Karton-Bändchen à 1 Mark.

Mit ca. 400 Bildern von A. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, P. Meyerheim, A. von Ramberg, Ludw. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Die Häfnetjungfer. Eine Nebländer Dorfgeschichte a. d. vorigen Jahrh. von **Herm. Albrecht.** Brosch. 3,50 ℳ, eleg. geb. 4,50 ℳ.

Geschichten u. Bilder aus Baden. Mit 49 Illustrationen. Brosch. 1,50 ℳ, eleg. gebunden 3 ℳ.

Vielliebchen. Ein Märchen a. d. Ritterzeit von **E. Friedrich.** Eleg. gebunden 3 ℳ.

Gedichte von **Heinrich Vierordt.** Brosch. 3 ℳ, Elegant gebunden 4 ℳ.

Kunstgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum.

100 Blätter, nach den besten Quellen zusammengestellt

von Gustav Kachel, Prof., Authogr. von Prof. Franz Sales Meyer.

2. verbesserte Auflage.

In 12 Lieferungen à 1,50 ℳ; komplet in Mappe 18 ℳ.

Für den Weihnachtstisch.

3. Aufl. **Allen Familien!** 3. Aufl.
Jedem reifenden Jüngling!
Allen Volks- und Schulbibliotheken
sei hiermit dringend empfohlen:

Selbst ist der Mann

Charakterskizzen und Lebensschilderungen
von
Samuel Smiles

3. Aufl. geh. 6 M., eleg. geb. 7,50 M.
Dies berühmte Buch bringt seinen ethischen Inhalt zu wirklich klassischem Ausdruck und verdient auch um seines universellen Charakters willen im deutschen Volke die weiteste Verbreitung.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag der C. F. Post'schen Buchhandlung in Colberg.

Empfehlenswerthe reich illustrirte

Märchen.

Träumereien an französischen Kaminen.
Märchen von **Richard Leander.** | Mit Bildern von **Olga von Fialka**
Folio. Velinpapier. **Neue reich illustrirte Prachtausgabe** mit Goldschnitt und reicher stilvoller Einbanddecke. Preis ℳ. 20.—.

Märchen von **Julius Sturm.** **Illustrirte Ausgabe.**
Bilder von **Olga von Fialka.** Elegant gebunden. Preis ℳ. 6.—.

Die schwarze Tante. **Märchen u. Geschichten für Kinder.**
Mit Bildern von **Ludwig Richter.** 4. Aufl.
Preis brosch. ℳ. 3.—. Eleg. geb. ℳ. 4.—.

Empfehlenswerthe Märchen ohne Bilder.

Träumereien an französischen Kaminen.
Märchen von **Richard Leander.** 14. Aufl.
Preis eleg. geb. ℳ. 3.—.

Märchen für Hans und Grete. Von **Friederike Oesfoss.** Preis brosch. ℳ. 2.— Eleg. geb. ℳ. 3.—.

Märchen. Von **W. Kirchbach.** **Neue Ausgabe.**
Preis brosch. ℳ. 2.—. Eleg. geb. ℳ. 3.—.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Weihnachts-Catalog.

Reichhaltige Auswahl nur besserer Literatur. Bedeutend ermässigte Preise. Eine
reizende Gratisbeigabe
bei Käufen von 3 ℳ. an. Alles tadellos neu. Gefl. gratis freo. zu verlangen.
S. Glogau & Co., Leipzig.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.

Klencke,
Hauslexicon der
Gesundheitslehre.

Siebente Auflage.

Preis geh. 14 M., eleg. geb. 16,50 M., ist anerkannt das vollständigste, billigste und praktischste aller Gesundheitsbücher; es giebt in 2 starken Bänden alle Krankheiten des Menschen an und führt dafür die bewährtesten Heilmittel auf. Infolge der Reichhaltigkeit und der lexikalischen Anordnung des Stoffes erspart es die Anschaffung aller ähnlichen theilweise viel theueren Werke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus dem Verlage von **Carl Konegen** in **Wien.**

Forstenheim, A., Manoli. Rumän. Volkssage. Gebdn. fl. 1.50 = ℳ. 3.—.
Delle Grazie, M. E., Gedichte. Gebdn. fl. 1.20 = ℳ. 2.40.
— Hermann. Ein deutsches Heldengedicht. 2. vielfach verbesserte Aufl. Gebdn. fl. 2.50 = ℳ. 5.—.
— Saul. Tragödie in fünf Acten. Gebdn. fl. 1.40 = ℳ. 2.80.
— Die Zigeunerin. Novelle. Geb. fl. 1 20 = ℳ. 2.40.
Groß, Ferd., Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. Gebdn. fl. 3.— = ℳ. 6.—.
— Heut' und Gestern. Geschichten und Skizzen. Gebdn. fl. 2.— = ℳ. 4.—.
Der Hitopadescha. Altindische Märchen und Sprüche. Aus dem Sanskrit übersetzt von J. Schoenberg. Gebdn. fl. 1.60 = ℳ. 3.20.
Hoernes, M., Atlantis. Mytholog. Märchen. Gebdn. fl. 1.50 = ℳ. 3.—.
Kralik, R., Adam. Ein Mysterium. Eleg. geh. fl. —.50 = ℳ. 1.—.
— Büchlein der Unweisheit. Gedichte. Eleg. geh. fl. — 75 = ℳ. 1.50.
— Offenbarung. Epistel. Eleg. geh. fl. —.50 = ℳ. 1 —.
— Roman. Gedichte. Eleg. geh. fl. —.75 = ℳ. 1.50.
Krones, Dr. F., Ritter von, Handbuch der Geschichte Oesterreichs. Fünf Bände. Hlbfrbd. fl. 30.— = ℳ. 60.—.
— Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hlbfrbd. fl. 7.— = ℳ. 14.—.
Musset, A. de, Rolla. Dichtung, deutsch von L. Ganghofer. Gebdn. fl. —.90 = ℳ. 1.80.
Raimund, Ferd., Sämmtliche Werke, herausg. von Glossy u. Sauer. Drei Bände. Eleg. geb. fl. 7.50 = ℳ. 15.—.
Reichel, E., Zehn Jahre. Dichtungen. Gebdn. fl. 3.50 = ℳ. 7.—.
Wechsler, E., Der unsterbliche Mensch. Eine materialistische Dichtung. Geb. fl. 1.50 = ℳ. 3.—.
Wodiczka, V., Stürme im Frühling. Novelle. Gebdn. fl. 1.20 = ℳ. 2.40.

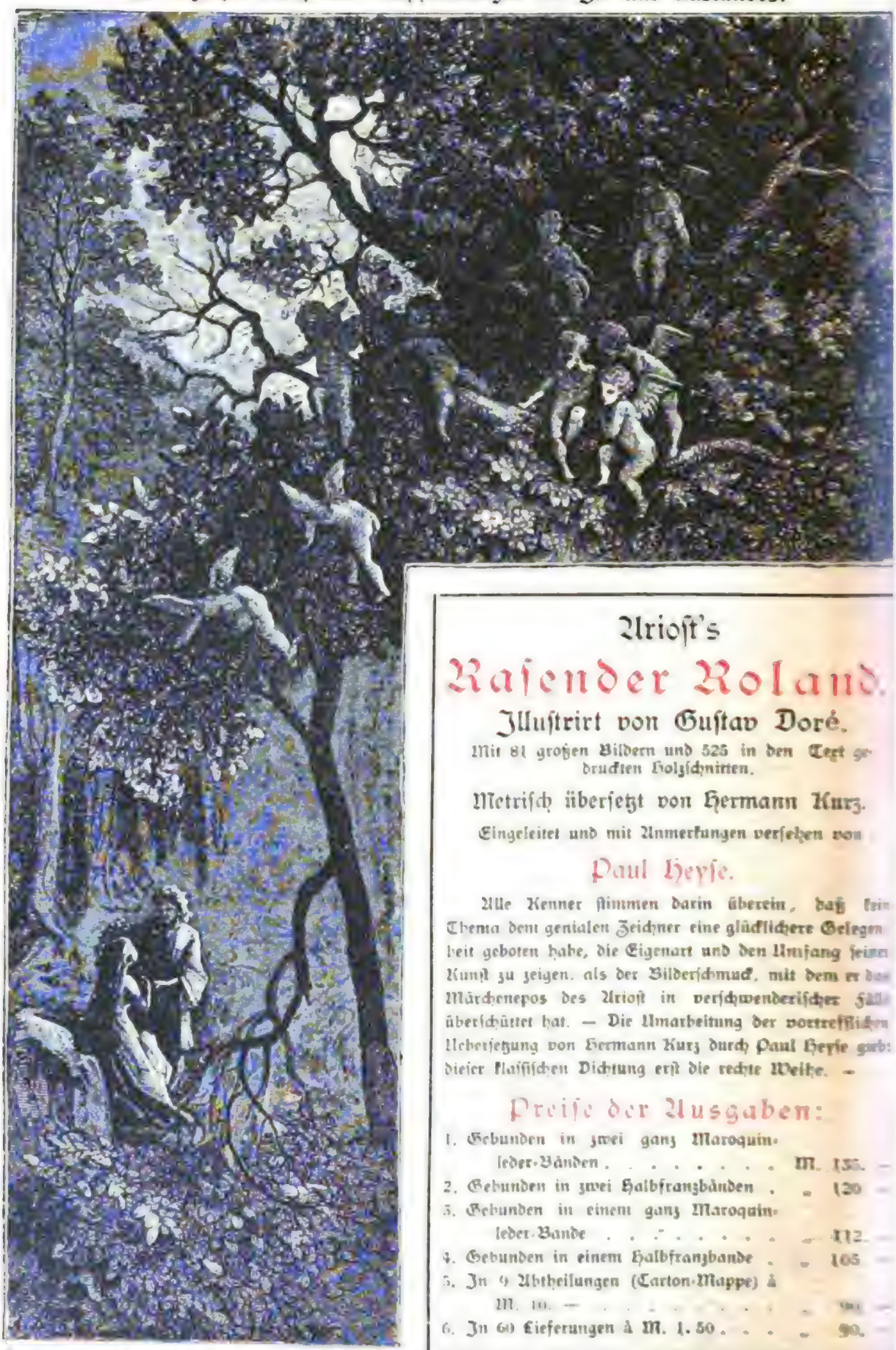
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau—Berlin.

Das letzte illustrirte Prachtwerk von Gustav Doré.

Herausgegeben von Paul Heyse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Ariost's

Rasender Roland.

Illustrirt von Gustav Doré.

Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Metrisch übersetzt von Hermann Kurz.

Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von

Paul Heyse.

Alle Kenner stimmen darin überein, daß kein Thema dem genialen Zeichner eine glücklichere Gelegenheit geboten habe, die Eigenart und den Umfang seiner Kunst zu zeigen, als der Bilderschmuck, mit dem er das Märchenepos des Ariost in verschwenderischer Fülle überschüttet hat. — Die Umarbeitung der vortrefflichen Uebersetzung von Hermann Kurz durch Paul Heyse gab dieser klassischen Dichtung erst die rechte Weihe. —

Preise der Ausgaben:

1. Gebunden in zwei ganz Maroquinleder-Bänden	M.	135. —
2. Gebunden in zwei Halbfranzbänden	„	120 —
3. Gebunden in einem ganz Maroquinleder-Bande	„	112. —
4. Gebunden in einem Halbfranzbande	„	105 —
5. In 9 Abtheilungen (Carton-Mappe) à M. 10. —	„	90 —
6. In 60 Lieferungen à M. 1. 50	„	90. —

Zinkotypie-Anstalt S. Schottlaender in Breslau.

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement

auf die

„Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelstheil).

Früher in Augsburg erschienen.

Preis vierteljährlich im Postabonnement. für Deutschland-Oesterreich 9 Mark; (6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat eines Kalenderquartals). Für das Ausland mit entsprechendem Zuschlag. (Schweiz Fr. 14,40. Italien Fr. 15.)

Bei directem Bezug unter Streifband von der Verlags-Expedition monatlich für Deutschland-Oesterreich 4 Mk., für das Ausland Mk. 5,60, in Wochensendungen Mk. 4).

Die „Allgemeine Zeitung" erfreut sich in- und außerhalb Deutschlands des Rufes als angesehenstes Organ der deutschen Tagespresse und hat sich denselben stets zu erhalten gewußt durch Unabhängigkeit nach allen Richtungen, freie aber maßvolle Beurtheilung der politischen Tagesfragen, gediegene und umfassende Erörterung der staatswirthschaftlichen Bewegungen und socialen Probleme aller Culturvölker.

Die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", zu deren Mitarbeitern die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaften und Künste zählen, widmet allen einschlägigen Erscheinungen die gebührende Beachtung durch gediegene Referate oder selbständige Aufsätze von meist bleibendem Werth.

Der Handels- und volkswirthschaftliche Theil bietet in Originalartikeln, umfassender Berichterstattung aus allen Zweigen des Geld- und Güterverkehrs, sowie durch telegraphische Coursberichte von den wichtigsten Börsenplätzen dem Capitalisten und Geschäftsmann hinreichendes Material zur Information und Belehrung.

In der hier angedeuteten Reichhaltigkeit und Gediegenheit nimmt die „Allgemeine Zeitung" den ersten Rang in der gesammten Publicistik ein. Ihre Leitartikel und wissenschaftlichen Abhandlungen dienen häufig als Quelle oder Basis für größere Arbeiten und grundlegende Werke aller Disciplinen. Die „Allgemeine Zeitung" zählt deshalb zu den werthvollsten Bestandtheilen der öffentlichen und Privat-Bibliotheken.

Wir laden zum Eintritt in das Abonnement hiermit höflichst ein. Dasselbe kann bei directem Bezug jederzeit und für beliebige Dauer bei uns angemeldet werden.

Probenummern nebst neuestem Quartalregister gratis und franco.

Expedition der „Allgemeinen Zeitung" in München.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Winterflora

oder

Anleitung zur künstlichen Blumenzucht und Treibkultur in Glashäusern und Zimmern im Winter.

Nebst Kulturangabe und Beschreibung der schönsten, naturgemäß im Winter blühenden Pflanzen.

Von **L. Jäger.**

Großherzogl. Sächsischer Hofgarteninspektor.

Vierte umgearb. u. verm. Auflage.

gr. 8. Geh. 3 Mk. 60 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandl.

In **allen** Buchhandlungen zu haben:

Der regelrechte Scatspieler.

Eine Anweisung regelrecht Scat spielen zu lernen, 50 Pf.

Deutsches Schachbüchlein

oder deutliche Darstellung der **Regeln** des **Schachspiels** nebst 15 Beispielen und interessanten **Musterpartien** von **A. Breda.** 9. Aufl. 1 Mark. **Ernst**'sche Buchhandlung, Quedlinburg

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke Photogravüren 2c.), mit 4 Photographien nach **Dahl, Tizian, Canova, Rubens,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

100 versch. Briefmarken: Aegypten, Brasilien, Venezuela, Türkei 2c. nur 1 M.

Gg. Buck, Ulm a/D. Preisliste gratis.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau und Berlin.

Vornehme Hausbibliothek.

Kleiner Markt. Novellen, Skizzen und Gedichte von **Ludwig Anzengruber.** Min.-Ausg. In Original-Einband M. 4.—.

Skalden-Klänge. Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter gesammelt von **Eufemia Gräfin Ballestrem** und **Hermann Lingg.** In Orig.-Prachtb. M. 6.—.

Dreissig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840. Von **Karl Biedermann,** ordentl. Honor.-Professor an der Universität zu Leipzig. 2 Bände. Eleg. broschirt in 2 Bänden M. 10.—; gebunden in 2 Bänden M. 13.—.

Vor Sonnenwende. Von **Wilhelm Jensen.** Inhalt: Faira, ein erzählendes Gedicht. — Im Mai, eine Symphonie. Miniatur-Ausg. In Orig.-Einband M. 3.—.

Erinnerungs-Blätter an die Vermählungsfeierlichkeiten Ihrer Königlichen Hoheiten der Kronprinzessin Victoria und des Kronprinzen Gustav von Schweden und Norwegen und die Silberne Hochzeitsfeier Ihrer Königlichen Hoheiten der Grossherzogin Louise und des Grossherzogs Friedrich von Baden. Herausgegeben von **Emil Jonas,** Kgl. Dänischem Wirkl. Kammerrath, Ritter etc. — Mit Illustrationen von Andren, Frölich, Gamborg, Hellquist, Johanson, Nay, Nielsen, Peters, Tallberg. In Prachtband M. 40.—.

Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut. Zum ersten Male vollständig und wortgetreu nach den Original-Handschriften herausgegeben von **Karl Biedermann,** ordentl. Honorarprofessor an der Universität in Leipzig. In Original-Einband M. 5.—.

Mayo. Von **Paul Lindau.** Fünfte Auflage. Fein geb. M. 5.50.

Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Von **Paul Lindau.** Dritte Auflage. Fein gebunden M. 5.—.

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bde. Fein geb. M. 8.—.

Der Königstochter Brautfahrt. Ein Gedicht in zwölf Romanzen von **A. Munch.** Im Versmaass des Originals und mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von **Emil Jonas.** Mit Illustrationen von Lorenz Frölich. Elegant broschirt M. 10.—; in Original-Prachteinband M. 12.—.

Herr und Frau Bewer. Von **Paul Lindau.** Achte Auflage. Hocheleganz broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

Schlichtes Volk. Vier Dorfgeschichten in Vers. von **Anton Ohorn.** Miniatur-Ausgabe in Original-Einband M. 3.—.

Adam Homo. Von **Paludan-Müller.** Mit einer Vorrede v. Georg Brandes. Uebersetzt von **Emma Klingenfeld.** In 2 Orig.-Prachtbänden M. 10.—.

Bilder aus dem Leben in Ernland. Von **Ludwig Freiherrn von Ompteda.** Lex.-8. Eleg. broschirt M. 7.50; in Original-Einband M. 9.—.

Aus der Fremde. Neue Dichtergrüsse aus vieler Herren Länder gesammelt von **Elise Polko.** Zweiter (Stereotyp-) Abdruck. Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 6.—.

Miniaturen und Novellen. Von **Elise Polko.** Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 4.50.

Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen von **Elise Polko.** Miniat.-Ausgabe. In Original-Einband M. 4.50.

Der Baum im Odenwald. Novelle von **Otto Roquette.** In Original-Einband M. 2.—.

Die Tage des Waldlebens. Novelle von **Otto Roquette.** In Original-Einband M. 2.50.

Wer trägt die Schuld? Novelle v. **Otto Roquette.** In Original-Einband M. 2.50.

Das Bildzeichen. Novelle von **Otto Roquette.** In Original-Einband M. 2.50.

Unterwegs. Novelle von **Otto Roquette.** In Original-Einband M. 2.—.

Wilde Rosen. Dichtungen v. **Anna Segert.** In Original-Einband M. 4.—.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Reich illustrierte und gediegen ausgestattete Festgeschenke.

Illustriert durch mehrere hundert der prachtvollsten meist ganzseitigen Holzschnitte.

Nordland-Fahrten.

In 4 ganz selbständigen, einzeln käuflichen Prachtbänden, je 20 Mk. kostend.

Malerische Wanderungen durch

Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England, Holland u. Dänemark.

Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst.

Geschildert durch Prof. Dr. **Adolf Brennecke, Francis Broemel, Friedr. v. Hellwald,** Dr. **Hans Hoffmann, Rich. Oberländer, Joh. Proelß** u. Dr. **Adolf Rosenberg.**

Bd. I: **Norwegen, Schweden, Irland u. Schottland.**
Bd. II: **Wanderungen durch England und Wales.**
Bd. III: **England und die Kanalinseln.**
Bd. IV: **Holland und Dänemark.**

Die **Nordland-Fahrten** sind durch ihr höchst bequemes Format u. die wirklich gediegene Ausstattung allerwärts schnell beliebt geworden; die berufensten Kritiker haben dem Werke die empfehlendsten Kritiken gewidmet, so daß wir uns wohl jedweder speciellen Anpreisung enthalten können.

Größtes populär-wissenschaftliches Werk über **Skandinavien:**

Im Lande der Mitternachts-Sonne.

Sommer- u. Winterreisen in Schweden, Norwegen, Lappland und Nord-Finnland.

Nach **Paul B. Du Chaillu** frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern, circa 200 Holzschnitten im Text, Karte und einer größeren Ansicht Stockholms. In 2 Prachtbänden 24 ℳ Brosch. 20 ℳ

Du Chaillu's hoch angesehener Name bürgt für die Gediegenheit dieses allerwärts günstigst aufgenommenen Werkes, wozu der bekannte Reisende, während eines 8jährigen Nomadenlebens in den betreffenden Ländern, interessantes Material gesammelt hat.

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs.

Neu!

Bilder und Skizzen von der Weltreise S. M. S. Elisabeth (1881—1883) v. **P. G. Heims**, Kaiserlich. Marinepfarrer. Mit mehreren Karten der Reise. Brosch. 6 ℳ Gebunden 8 ℳ

Auf diese höchst interessanten Schilderungen hat die tonangebende Presse ausdrücklich hingewiesen, als sie zum Teil als zerstreute Feuilletons in der „Täglichen Rundschau" erschienen; allerwärts wo Interesse für unsere Marine, wie für die steigende Anerkennung unserer Nation im Auslande vorhanden ist, wird diese Publikation schnell Freunde finden.

Der goldene Chersones von Isabella Bird.

Neu!

Verfasserin von: „Erlebnisse einer Dame in den Rocky Mountains", „Unbetretene Pfade in Japan" ꝛc. ꝛc. Frei übersetzt v. A. Helms. Mit 2 Karten und Holzschnitten. Brosch. 7,50 ℳ Geb. 8,50 M.

Die vielgereiste Verfasserin schildert in fesselnder Weise die Eindrücke einer Reise nach u. auf der Halbinsel Malakka. Es waren auch hier zum Teil „unbetretene Pfade", welche die unerschrockene Dame einschlug. In farbenprächtigen Bildern ziehen die Wunder und Zauber jener fernen Zone an unseren Augen vorüber. Hieran schließen sich die ebenfalls insonderheit f. **Damen** bestimmten

Reisewerke der Weltumseglerin Mrs. Annie Brassey:

Sonnenschein u. Sturm im Osten.

Seefahrten u. Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn.

Brosch. 6,60 ℳ In Prachtband 8,50 ℳ

Eine Segelfahrt um die Welt.

Pracht-Ausgabe. Brosch. 12 ℳ Geb. 15 ℳ

Billige Ausgabe.

Broschiert 6,60 ℳ Gebunden 8,50 ℳ

Mrs. Brassens Schriften, die in England schnell viele Auflagen erlebten, haben auch in Deutschland großen Anklang gefunden und dürften dem Titel nach bereits in jeder gebildeten Familie bekannt sein; nicht minder zahlreiche Interessenten haben die Uebertragungen der Schriften von **Isabella Bird** gefunden, es dürfte dies auch von der vorstehend angezeigten neuesten Arbeit der beliebten Reisenden gelten. — Als **Festgeschenke** seien diese Werke angelegentlichst empfohlen.

Verlag von **Ferdinand Hirt** in **Breslau.**

Deutsch-patriotisches Prachtwerk,

herausgegeben unter ausdrücklicher Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I.

Wahlsprüche der Hohenzollern.

Zusammengestellt u. histor. erläutert von **Heinrich v. Mühler,** Kgl. Preuß. Staatsminister a. D. Mit dem Faksimile eines eigenhändigen Briefes Sr. Majestät, 29 Tafeln in reichstem Farbendruck, genau im Anschluß an das im Besitz Sr. Majestät befindliche Orig., 34 Tafeln erläuternden Textes ꝛc.

In drei Ausgaben: A. Fürsten-Ausg. = Nur 125 numerierte Exempl. = In reicher herald. Ledermappe. Mit Karton u. Schutzkiste 185 ℳ (Fol.-Form.) — B. Familien-Ausg. 25 ℳ (Mit demselben Inh. wie A in Quart-Form.) — C. Ausg. für Jugend u. Volk. Eleg. geb. 2,50 ℳ (Nur die Textblätter u. einige Holzschnitte enth. in Octav-Format.)

Neu! **Reich ausgestattetes Prachtwerk.** **Neu!**

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung.

Illustrationsprobe entnommen der Abteilung „Sommer"

Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von

Adolf Brennecke.

Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler

Höchst elegant gebunden.

Preis nur 10 Mark.

Reich illustrierte und elegant gebundene Bücher für die Jugend.

Für das reifere Mädchenalter.

Schriften von **Brigitte Augusti.**

In deutschem Herd. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter u. neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des **Lebens der deutschen Frauen.** In mehreren ganz selbstständigen Bänden. In Prachtband je 6 ℳ, brosch. je 4.50 ℳ. — Soeben erschien: I. Band. **Edelfalk und Waldvöglein.**

☞ Die folgenden, kürzlich erschienenen Schriften haben **Brigitte Augusti** den ihr von der gesammten Presse gewordenen Ruf einer sehr talentvollen und feinfühlenden Erzählerin begründet:

Mädchenlose. Bilder aus des Lebens Mai. 4 ℳ.

Haus und Welt. — Eine (selbständige) Fortsetzung der „Mädchenlose". Eleg. geb. 4 ℳ.

Knospen und Blüten. Eine Erzählung für junge Mädchen. Eleg. geb. 3.50 ℳ.

Liebe um Liebe. Nach J. Colombs „Les étapes de Madeleine" frei bearbeitet. Prachtb. 6 ℳ.

Für heranwachsende Mädchen.

Schriften von **Clementine Helm.**

(Preis in reichem Prachtband nur je 6 ℳ)

Der Weg zum Glück. Nach J. Colombs „Deux mères" frei für die deutsche Jugend bearbeitet.

Vater Carlets Pflegekind. Nach J. Colombs preisgekröntem Werk „La fille de Carilès".

Doris und Dora. Eine Erzählung für junge Mädchen.

Für Knaben und Mädchen.

Schriften von **Oskar Höcker.**

Reich und stets im Stile der Zeit illustriert. Jeder Band ist selbständig u. in Prachtband à 5 ℳ käuflich.

Der Sieg des Kreuzes. Bilder von der Entwickelung des Christentums. Illustriert von Prof. A. Baur. Band I.: **Unter dem Joche der Cäsaren.** Soeben erschien: Band II. **Durch Kampf zum Frieden.**

Preußens Heer — Preußens Ehr! Militär- und kulturgeschichtliche Erzählungen. Band I.: **Kadett und Feldmarschall.** Band II: **Husarenkönig und Kürassiergeneral.** Soeben erschien: Band III.: **Mit Gott für König und Vaterland.**

Das Ahnenschloß. Kulturgeschichtliche Erzählungen. In vier Bänden. I. **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** II. **In heimlichem Bunde.** III. **Zwei Riesen von der Garde.** IV. **Deutsche Treue, welsche Tücke.**

5 Lieblingsbücher unserer Knaben.

(Preis in Prachtband je 6 ℳ.)

Neu! Gerettet aus Sibirien von **S. Wörishöffer.**

Das Buch vom braven Mann von **S. Wörishöffer.**

Heinz Trenang, geschildert von **A. Helms.**

Mali, der Schlangenbändiger von **L. Rousselet.**

Kalulu, Prinz, König u. Sklave von **Stanley.**

Anzeige über unsere ferneren **Pracht- und Reisewerke** enthält die vorhergehende Seite.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1884er. Frische Füllung 1884 er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	41,50 R.
Schlossbrunn. .	44,60 R.
Theresienbrunn .	48,30 R.
Neubrunn . . .	49,50 R.
Marktbrunn . .	39,00 R.
Russ. Kronquelle	28,00 R.
Felsenquelle . .	47,60 R.
Kaiser Karls-Qu.	34,70 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinari

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSE

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSE

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMIT

Zweig-Comptoir: **Remagen a. Rhein.**

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 07281

M48407

AP30
N6
1884:2

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google